Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitiz [illegible] oogle

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXXI. Jahrgang 1916/1917

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.31:2

Inhaltsverzeichnis

XXXI. Jahrgang 1916/1917. Zweiter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Birt, Th.: In der Heimat der Winde. Ein griechisches Märchen 339
Fleischer, Victor: Ein Blitz hat in die Turmuhr eingeschlagen... Erzählung 60
Fretsa, Friedrich: Der Gefreite. Kriegserzählung 376
Haas, Rudolf: Mein Sohn ist wie ein anderer Mann... Eine Kriegsgeschichte 181
Hoechstetter, Sophie: Die Reise nach Eichstätt. Novelle aus der deutschen Zeit des Eugène Beauharnais . . . 525
Karwath, Juliane: Das schlesische Fräulein. Roman 1, 149, 297
Keyserling, Eduard Graf: Im stillen Winkel. Erzählung 449
Künzelmann, Ferdinand: Die Fahrt ins Bürgerliche. Erzählung . . . 85, 217
Meine drei ... Herbst-Elegie eines Zeitgenossen 107
Münzer, Kurt: Der Papiersoldat. Eine Kriegserzählung 257
Reisiger, Hans: Goldene Jugend. Kindheitserinnerungen 497

Gedichte, Sprüche

Bergengruen, Werner: Gladius ultor noster. Schwertsprüche . . . 200, 552
Berlepsch, Karl von: Der stille Lauscher 566
Bröger, Karl: Märchen im Unterstand 40
Friedrich, Johann: Der tote Friedenskaiser 36
Herzog, Rud.: Graf Zeppelins Heimfahrt . . . . gegenüber 497
Hesse, Hermann: Frühling in Locarno 507
Jünger, Karl: Vor Winter 507
Klein, Tim: Mutter 433
Lissauer, Ernst: Gespräch zweier Kantoren. Gedicht aus dem Zyklus: Johann Sebastian Bach 421
— — Ich bin erwacht aus toter Winterruh' 507
— — O seliger Anfang Februar! . . 236
Li-Tai-Po: Sehnsucht nach der Verstorbenen. Übersetzt von Irmgard Heinrich 110
Lucka, Emil: Sankt Georg der Mähder 524
Lu—Lun: Schlacht. Übersetzt von Irmgard Heinrich 474
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Schlittschuhlaufen 53
Pfeffer, C. A.: Komm nicht — . . . 564
Preuschen, Hermione von: Kinderfüße . 68

Seite

Rohmer-Heilscher, Lucie: Lied vom Spielmann 131
Strasser, Th.: Kriegsandacht 183
Streitgraf, Heinz: Polen (Rast — Eisgang — Rohaczyn) 410
Uechtritz-Steinkirch, Ulrich von: Nun bist du krank 579
Wentscher, Erich: Deutscher Gesang auf die Einschließung Englands 428
— — Weihnacht im Graben 35

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Scapinelli, Karl Graf: Im österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier . . 404

Kunst und Literatur

*Bode, Dr. Wilhelm von: Quiringh G. Brekelenkam, ein Maler des holländischen Kleinbürgertums. Mit einem Einschaltbild in Tondruck und elf teilweise mehrfarbigen Abbildungen . 42
*Delpy, Dr. Egbert: Max Klingers neuer Radierungen-Zyklus. Mit acht Bildern 111
*Hirschfeld, Ludwig: Theaterbrief aus Wien. Mit neun Bildern 411
*Illustrierte Rundschau . 142, 290, 440, 586
*Jessen, Jarno: Carl Ludwig Jessen, ein friesischer Heimatsmaler. Mit fünf Bildern in Faksimiledruck . . . 516
*Meißner, Carl: Johann Vincenz Cissarz. Mit dem Bildnis des Künstlers, drei Kunstbeilagen in Faksimile- und Tondruck und fünfzehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 347
*Menadier, Geheimrat Prof. Dr. Julius: Deutsche Kriegsschaumünzen. Mit neununddreißig Abbildungen . . . 238
*Pfeffer, Dr. C. A.: Max von Schenkendorf. Mit einem Bildnis und der Wiedergabe eines Gedenkverses . . 569
*Servaes, Dr. Franz: Hanns Pellar. Mit drei Kunstbeilagen in Faksimiledruck, dem Bildnis des Künstlers und zehn Textabbildungen 184
*Strecker, Karl: Aus den Berliner Theatern. Mit zwölf Bildern nach Aufnahmen von Zander & Labisch . . 263
*— — Aus den Berliner Theatern. Mit zwölf Bildern nach Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft, von Zander & Labisch und Fritz Reinhard 553

Digitized by Google

Seite
*Strecker, Karl: Reinhold Lenz. Mit vier Bildern 100
Zu unsern Bildern . . 142, 290, 440, 586

Sonstige Aufsätze

Bley, Fritz: Der neutrale Herr Wilson 547
*Forstner, Kapitänleutnant Georg-Günther Frhr. von: U-Boots-Leben. Mit fünfzehn Bildern des Marinemalers C. Bössenroth in Faksimiledruck . . 201
Herre, Prof. Dr. Paul: Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit in der Politik . 361
*— — Polens Wiedererstehen in seiner geschichtlichen Bedeutung. Mit einem Kärtchen 54
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Die Schönheit der deutschen Sprache 133
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Zeitgeschichtlicher Rückblick 281, 434, 580
*Mackay, Dr. Frhr. von: Calais?! Mit vier Bildern 125
*— — Rasputin und russisch-höfische Mystik. Mit einem Bildnis . . . 334
Meißner, Franz Hermann: Drei Trutzburgen (Römerschanze — Saalburg — Wartburg). Eine Kriegswanderung 119
Oncken, Prof. Hermann: Rumänien und der Dreibund 175
Rheden, Klaus von: Der große Schwindel 476
Röse, Otto: Die Schweiz im Weltkrieg 509
*Rummel, Walter von: Zwischen Maas und Mosel. Mit siebzehn Kriegsbildern von Carl Felber 481
*Salzmann, Erich von: Peking und Umgebung. Mit zwölf Buntstiftzeichnungen von Dora Hauer 73
Seeck, Prof. Dr. Otto: Die Geschichtschreibung als Kunst 250
*Tornius, Dr. Valerian: Das herzogliche Kurland. Mit neunzehn Abbildungen 367
Wygodzinski, Prof. Dr. W.: Die wirtschaftlichen Grundlagen des U-Boot-Krieges 429
— — Krieg nach dem Kriege 69
Zobeltitz, Fedor von: Der Niedergang des französischen Geistes 193
Zobeltitz, Hanns von: Kaiser Franz Joseph zum Gedächtnis 37
** * In der Kanonenwerkstatt. Mit dreizehn Bildern aus den Werkstätten für Geschützfabrikation und Munitionsherstellung in der Kruppschen Gußstahlfabrik zu Essen 322

Neues vom Büchertisch

Busse, Carl: Sturmvögel 141
Christ, Lena: Die Rumplhanni . . . 578
Dörfler, Peter: Dämmerstunden . . . 140
Federer, Heinrich: Das Mätteliseppi . 138
Fleuron, Svend: Wie Kalb erzogen wurde 278
Fürst, Artur und Alexander Moszkowski: Das Buch der 1000 Wunder . . . 427
Grimm, Hans: Der Gang durch den Sand 425
Haas, Rudolf: Triebl, der Wanderer . 137
Heer, J. C.: Was die Schwalbe sang . 578
Horn, Hermann: Der arme Buchbinder 426
Ilg, Paul: Der starke Mann 577
Keller, Paul: Das Königliche Seminar-Theater 280
Laffert, Gertrud von: Vier Monate in Albanien 280
Lindau, Paul: Nur Erinnerungen . . 276
Manz, Gustav: Hundert Jahre Berliner Humor 427
Meyrink, Gustav: Das grüne Gesicht . 423
Möller, Marx: Longinus Meier . . . 141
Mühlau, Helene von: Katrinchen . . 279
Müller-Guttenbrunn, Adam: Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie . . 280
Paul, Adolf: Exzellenz Unterrock . . 426
Scharrelmann, Wilhelm: Geschichten aus der Pickbalge 579
Schieber, Anna: Das Kind 427
Seidel, Ina: Das Haus zum Monde . 575
Supper, Auguste: Gottfried Fabers Weg 278
Steffen, Albert: Der rechte Liebhaber des Schicksals 425
Stehr, Hermann: Das Abendrot . . . 578
Voigt-Diederichs, Helene: Luise . . . 140

Kunstbeilagen

Adams, John Quincy: Kaiser Franz Joseph I. Gemälde. Faksimiledruck zw. 36 u. 37
Bohnenberger, Theodor: Erbprinz Albrecht von Bayern auf seinem Berberhengst. Gemälde. Faksimiledruck zw. 312 u. 313
Bössenroth, C.: Ein U-Boots-Kommandant im Turm. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 208 u. 209
— — Vereistes U-Boot. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 216 u. 217
Cissarz, Prof. Joh. V.: Dekoratives Gemälde für den Festsaal eines Gutshofes. Faksimiledruck . . zw. 352 u. 353
Eichhorst, Franz: Hessischer Innenraum. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 228 u. 229
Eichler, R. M.: Im Bauernstübl. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 296 u. 297
Erler, Prof. Fritz: Gedenkblatt für die gefallenen Helden der Bayrischen Armee . . . . zw. 400 u. 401
Hammer, Hans: Stilleben „Diebische Elster". Gemälde. Faksimiledruck zw. 448 u. 449
Herz, E. W.: Zwergbulldoggen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 384 u. 385
Hoch, Prof. Franz: Winter. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 24 u. 25
Hofmann, Prof. Ludwig von: Im Hamburger Hafen. Pastellstudie. Faksimiledruck . . . . . . zw. 480 u. 481
Hohlwein, Ludwig: Neujahrskarte der Schriftleitung. Lithographie . zw. 4 u. 5

Digitized by Google

Seite

Jacob, Prof. Jul.: Neujahrstag am Zeughausplatz in Berlin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 8 u. 9
Jank, Prof. Angelo: Stilleben „Die alte und die neue Zeit“. Gemälde. Faksimiledruck . . . . Titelbild
Kaiser, Prof. Richard: Der Dom zu Magdeburg. Gemälde. Faksimiledruck zw. 320 u. 321
Kampf, Prof. Arthur: Ostergottesdienst 1915 in den Höhlen von Soissons. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 580 u. 581
Kerschensteiner, Jos.: Roter Ara. Gemälde. Faksimiledruck . . zw 280 u 281
Landenberger, Prof. Christian: In der Kirche. Gemälde. Faksimiledruck zw. 504 u. 505
Muhrmann, Ludwig: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 304 u. 305
Münch, Wilh.: Bildnis von Prof. Dr. Julius Vogel. Mehrfarbige Zeichnung zw. 108 u. 109
Pellar, Prof. Hanns: Ernes. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 92 u. 93
— — Bildnis der Gräfin Margrit von Limburg-Stirum. Faksimiledruck zw. 188 u. 189
— — Marion. Gemälde. Faksimiledruck zw. 192 u. 193
— — Sommertag. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 184 u. 185
Piepho, Carl: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 148 u. 149
Schmidt-Michelsen, Alex.: Ausblick aus dem Atelier. Gemälde. Faksimiledruck zw. 376 u. 377
Schönleber, Prof. Gustav: Mühle im Schwarzwald. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 536 u. 537
— — Neckarwehr. Ein Bild aus Besigheim. Gemälde. Faksimiledruck zw. 544 u. 545
Schüler, Max: Bildnis von Frau Dora von Stedmann. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 456 u. 457
Thedy, Prof. Max: Morgensonne. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 472 u. 473
Vierthaler, Ludwig: Der rote Reiter. Bildwerk . . . . zw. 424 u. 425
Weisgerber, Albert: Im chinesischen Kostüm. Gemälde. Faksimiledruck zw. 68 u. 69
Westphal, Otto: Nachtmarsch bei Etain. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 164 u. 165

Einschalt- und Text-Bilder

Adams, J. Q.: General Viktor Dankl mit seinem Stab. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 136 u. 137
Bohrdt, Prof. Hans: „... und nun wird deutsch gesprochen ...“ Zeichnung. Tondruck . . . . zw. 576 u. 577
Borchardt, Hans: Stimmung in Grün. Gemälde. Tondruck . . . zw. 316 u. 317
Bössenroth, C.: U-Bootsleben. Fünfzehn Gemälde in Faksimiledruck . . 201—216

Seite

Brekelenkam, Q. G.: Die hohe Zeche. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 46 u. 47
Busch, Prof. Arnold: General der Infanterie Max von Fabeck. Bildniszeichnung 199
— — Generalleutnant Groener, Leiter des neuen Kriegsamts. Bildniszeichnung 289
— — Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern. Bildniszeichnung 568
— — General der Artillerie von Scholtz. Bildniszeichnung 422
— — Graf Zeppelin. Bildniszeichnung gegenüber 496
Cissarz, Prof. Joh. V.: Am Strande. Ölstudie. Faksimiledruck 352
— — Aus grauer Vorzeit. Zeichnung für Ferdinand Avenarius' Balladenbuch. 347
— — Bäume an der Föhrer Marsch. Radierung 350
— — Bildnis des Vaters des Künstlers. Gemälde 348
— — Dekorative Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck 353
— — Ehrenurkunde. Steinzeichnung . 359
— — Einbanddecke für „Das Eiserne Buch. Krieger-Ehrenbuch und Gemeindechronik des Großen Krieges“. Faksimiledruck 360
— — Hochzeitsmahl. Teilstück eines Wandgemäldes . . . . zw. 356 u. 357
— — Im Strandzelt. Gemälde. Faksimiledruck 355
— — Landungsbrücke im Nebel. Gemälde. Faksimiledruck 351
— — Musizierende und Ruhende. Gemälde 357
— — Schlafende. Zeichnung. Faksimiledruck . . . . zw. 348 u. 349
— — Sommertag. Gemälde. Faksimiledruck 349
— — Stilleben. Faksimiledruck . . . 3 4
— — Studie in Kohle 356
— — Tanz. Gemälde 358
— — Vorsatzpapier für „Das Eiserne Buch“. Faksimiledruck 360
Eckardtstein, Hans Frhr. von: Urwaldriesen. Gemälde. Tondruck zw. 220 u. 221
Felber, Carl: Am Rande der Côtes Lorraines. Zeichnung 481
— — An der Etappenstraße. Zeichnung 495
— — Aus Hattonville en Woëvre. Ölstudie. Faksimiledruck 484
— — Blick über die Maas gegen das Fort du Camps des Romains. Ölstudie. Faksimiledruck 494
— — Brand in Ménonville. Ölstudie. Faksimiledruck 484
— — Das Fort du Camp des Romains vom Camp des Manoeuvres aus. Ölstudie. Faksimiledruck 493
— — Die Marsoupe-Ferme. Ölstudie. Faksimiledruck 487
— — Französische Gefangene aus dem

Digitized by Google

Seite

Bois d'Ailly in St. Mihiel. Ölstudie. Faksimiledruck 491
Felber, Carl: Hattonchâtel. Blick in die Woëvre-Ebene. Ölstudie. Faksimiledruck 483
— — Im Kriegerfriedhof von St. Mihiel. Zeichnung 496
— — In Hattonville en Woëvre. Zeichnung 488
— — Lamorville, von der Taxisstellung aus gesehen. Ölstudie. Faksimiledruck 485
— — Ludwigsplatz in Hattonchâtel. Ölstudie. Faksimiledruck 489
— — Maasbrücke in St. Mihiel, von Osten gesehen. Ölstudie. Faksimiledruck 490
— — St. Mihiel, Blick auf Chauvoncourt. Ölstudie. Faksimiledruck . . 486
— — Ruinenchaos in Hattonville. Ölstudie. Faksimiledruck 489
— — Schweres Feuer auf der Batteriestellung. Zeichnung 481
Hofner, Otto: Till Eulenspiegel. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 120 u. 121
Jessen, Carl Ludwig: Nordfriesische Küche. Gemälde. Faksimiledruck 519
— — Nordfriesische Wohnstube. Gemälde. Faksimiledruck 517
— — Schnitterhütte. Gemälde. Faksimiledruck 523
— — Studienkopf (Alte Frau). Gemälde. Faksimiledruck 520
— — Studienkopf (Alter Mann). Gemälde. Faksimiledruck 521
Kieselhausen, Lucy, Tanzkünstlerin. Photographie aus dem Atelier d'Ora. Tondruck . . . . zw. 16 u. 17
Klinger, Prof. Max: Am Tor. Radierung 114
— — Bedingung. Radierung . . . 117
— — Bestürmung. Radierung . . . 115
— — Der Schuß. Radierung 113
— — Geschenke. Radierung 116
— — Im eigenen Land. Radierung . 118
— — Zelt. Radierung 112
Leonardo da Vinci: Bildnis der Cecilia Gallerani (?). Gemälde 589
Liebermann, Prof. Ernst: Ein Flurschildmaler in seinem „Atelier". Zeichnung 409
— — Einer unserer „blauen Jungens". Zeichnung 475
— — 10 cm-Geschütz als Fliegerabwehr. Zeichnung 275
Liebmann, Hans H.: Die Quelle. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 344 u. 345
Neugebauer, Rudolf: Bildnis von Geheimrat Prof. Dr. Otto Seeck . . . 251
Paczka, Cornelia: Bildnis. Federzeichnung 237
Paeschke, Paul: Ein Bild aus Berlin: Blick in die Belle-Alliancestraße. Radierung 508
Pellar, Prof. Hanns: Bildnis der Prinzessin Erbach-Schönberg. Gemälde . 191
— — Bildnis der Prinzessin Isenburg-Birstein. Gemälde 188
Pellar, Prof. Hanns: Bildnis der Frau von Schröder. Gemälde 186
— — Bildnis von Anneliese Schwebel 187
— — Bildnis der Baronin von Wedekind 189
— — Bildnisse zweier Amerikanerinnen. Pastellgemälde 190
— — Faunstudie. Gemälde 192
— — Spaziergang. Gemälde 185
— — Wandbild in einem Musikzimmer 185
Pöppelmann, Prof. Peter: Kauernde. Marmorbildwerk. Tondruck zw. 528 u. 529
Raffael: Bildnis der Fornarina (?) Gemälde 585
Rall, Willo: Sprengtrichter vor Ypern. Holzschnitt 132
Rembrandt: Landschaft mit dem barmherzigen Samariter. Gemälde . . . 587
Schwind, Moritz von: Eine Symphonie. Ausschnitt aus dem Gemälde. Tondruck . . . . zw. 260 u. 261
Seufferheld, Heinrich: Schachspieler. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Speyer, Prof. Christian: Reiterkampf. Gemälde. Tondruck . . . zw. 548 u. 549
Stolle, Sabine und Irma de la Chaux: An der Ostsee bei Neukuhren. Aufnahme . . . . zw. 392 u. 393
Strützel, Prof. Otto: Studie zu einem Bilde „Abendstimmung" 180
Thiele, Alfred: Tänzerin. Bronzebildwerk. Tondruck . . . . zw. 156 u. 157
Thoms, Richard: Das Segantini-Museum in St. Moritz. Künstlerische Aufnahme. Tondruck . . zw. 172 u. 173
Welti, Albert: Der Franzosensee. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 60 u. 61
Werner, Prof. Selmar: Eine Mutter. Bronzebildwerk. Tondruck . zw. 32 u. 33

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

* Arbeiten der Münchner Lehrwerkstätten, vormals Debschitz-Schule . . . 146
* Beck, Jean: Kunstgläser und Töpfereien 295
* Busch, Prof. Arnold: Bildniszeichnungen 290
* Czartoryski, Die Sammlung, zur Zeit in der Dresdener Galerie 586
* Evers, Walter: Der Hildesheimer Kriegsopferstock 290
* Heydecker, Architekt: Inneneinrichtungen 145
* Kleider aus der Fachklasse für Frauenkleidung an der Kunstgewerbeschule in Magdeburg 434
* Rohde, G. K.: Glasfenster 294
* Schinkel-Ausstellung, Von der, in Berlin 142
* Schönleber, Prof. Gustav † 592
* Siebrecht, Karl: Das Herrenhaus zu Auermühle 438
* Vierthaler, Ludwig: Töpferei-Arbeiten 437
* Wilm, Hubert: Elfenbeinmalereien . 291
* — Josef d. J.: Metall-Arbeiten . . 590

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75 (einschließlich Kriegszuschlag).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Januarheftes:

	Seite
Das schlesische Fräulein. Roman von Juliane Karwath (Fortsetzung)	1
Weihnacht im Graben. Gedicht von Erich Wentscher	35
Der tote Friedenskaiser. Gedicht von Johann Friedrich.	36
Kaiser Franz Joseph zum Gedächtnis. Von Hanns von Zobeltitz	37
Märchen im Unterstand. Gedicht von Karl Bröger	40
Quiringh G. Brekelenkam, ein Maler des holländischen Kleinbürgertums. Von Dr. Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin. Mit einem Einschaltbild in Tondruck und elf teilweise mehrfarbigen Abbild. .	42
Schlittschuhlaufen. Gedicht von Börries, Frh. v. Münchhausen	53
Polens Wiedererstehen in seiner geschichtlichen Bedeutung. Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig. Mit einem Kärtchen . .	54
Ein Blitz hat in die Turmuhr eingeschlagen ... Ein Erzählung von Victor Fleischer .	60
Kinderfüße. Gedicht von Hermione von Preuschen . . .	68
Krieg nach dem Kriege. Von Prof. Dr. W. Wygodzinski in Bonn	69
Peking und Umgebung. Von Erich von Salzmann. Mit zwölf Buntstiftzeichnungen von Dora Hauer	73
Die Fahrt ins Bürgerliche. Eine Erzählung von Ferdinand Künzelmann	85
Reinhold Lenz. Von Karl Strecker in Berlin. Mit vier Bildern	100
Meine drei ... Herbst-Elegie eines Zeitgenossen	107
Sehnsucht nach der Verstorbenen. Gedicht von Li-Tai-Po, übersetzt von Irmg. Heinrich .	110
Max Klingers neuer Radierungen-Zyklus. Von Dr. Egbert Delpy in Leipzig. Mit	

Digitized by Google

Seite
Drei Trutzburgen (Römerschanze — Saalburg — Wartburg). Eine Kriegswanderung von Franz Hermann Meißner 119
Calais?! Von Dr. Freiherrn von Mackay in München. Mit vier Bildern 125
Lied vom Spielmann. Dichtung von Lucie Rohmer-Heilscher 131
Die Schönheit der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. Ed. Heyck 133
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse. 137
Illustrierte Rundschau: Von der Schinkel-Ausstellung in Berlin — Inneneinrichtungen der Architekten Heydecker in Kempten in Bayern — Arbeiten der Münchener Lehrwerkstätten, vormals Debschitz-Schule — Zu unsern Bildern 142

Kunstbeilagen:

Stilleben. „Die alte und die neue Zeit." Gemälde von Prof. Angelo Jank. Faksimiledruck Titelbild
Neujahrskarte der Schriftleitung. Lithographie von Ludwig Hohlwein. . . . . . 4—5
Neujahrstag am Zeughausplatz in Berlin. Gemälde von Prof. Jul. Jacob. Faksimiledruck 8—9
Winter. Gemälde von Prof. Franz Hoch. Faksimiledruck . . . 24—25
Kaiser Franz Joseph I., Gemälde von J. Q. Adams. Faksimiledruck. . . . . 36—37
Im chinesischen Kostüm. Gemälde von Albert Weisgerber. Faksimiledruck . . . . . . 68—69
Ernes. Gemälde von Prof. Hanns Pellar. Faksimiledruck . . 92—93
Bildnis von Prof. Dr. Julius Vogel. Mehrfarbige Zeichnung von Willi Münch, Karlsruhe 108—109

Einschaltbilder.

Die Tanzkünstlerin Lucy Kieselhausen. Photographie a. d. Atelier d'Ora in Wien. Tondruck 16—17
Eine Mutter. Bronzebildwerk von Prof. Selmar Werner. Tondruck . . . . 32—33
Die hohe Zeche. Gemälde von Q. G. Brekelenkam. Tondruck 46—47
Der Franzosensee. Gemälde von Albert Welti. Tondruck . 60—61
Till Eulenspiegel. Bildwerk von Otto Hofner. Tondruck. 120—121
General Viktor Dankl mit seinem Stab. Gemälde von J. Q. Adams. Tondruck . . . 136—137

Selbständige Textbilder:

Sprengtrichter vor Ypern. Holzschnitt von Willo Rall . . . 132

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . . . . . 1—16
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate. 4
Unterrichtsanstalten. 4
Heilanstalten . . . . 4—5
Hotels. 5
Wintersport und Winterkur . 5—6
Anzeigenteil am Schluß . . . . 1—4

Digitized by Google

Stilleben. „Die alte und die neue Zeit"
Gemälde von Prof. Angelo Jank

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 — Heft 5. Januar 1917

Das schlesische Fräulein

Roman von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

An demselben Abend erschien unerwartet der Eins, des Grafen Diener aus dem Schlosse, bei Benigna. Überbrachte ihr die Sachen und Möbel, die sie zurückgelassen hatte. Bestellte kein Wort, sah sie aber aus dem fahlen Lakaiengesicht, das etwas von des Herrn Regungslosigkeit angenommen hatte, so eigentümlich an, daß sie nach seinem Fortgehen die Sachen erregt durchwühlte: war eine Botschaft darin verborgen? Ein Zeichen, eine Andeutung, wie er bereute? Sie fand nichts.

Immer wieder suchte und grübelte sie und wußte nicht, daß das Zeichen nur in dem lauernden, reglosen Lakaiengesicht gelegen hatte. Mehr und ... anderes hielt Graf Treschin für unter seiner Würde.

Sie wartete tagelang, aber es kam nichts mehr. Er kam auch nicht, der Hufschlag seines Pferdes verschwand spurlos in dem ungeheuren militärischen Leben, das auf einmal in der Friedrichstadt einsetzte. Rekruten und Krümper kamen, Regimenter rückten ein oder erfuhren hier ihre Formierung. Das bedeutete den Krieg. Der König war in Breslau.

Jetzt öffnete sich die Tür, und Benigna erkannte — Alexander Ginstrum. Er hatte früh einen Strauß geschickt, und, obwohl sie wußte, fuhr sie doch zusammen, als sie ihn in der Uniform des alten Regiments sah, in der Farbe der Logisch-Husaren.

Sie ging auf ihn zu, und anstatt, daß er ihr gratulierte, sprach sie ihm ihren Glückwunsch aus. Sämtliche ehemalige Logisch-Offiziere waren einberufen, soweit sie noch diensttauglich waren. Die Truppen selbst wurden niederschlesischen und brandenburgischen Formationen entnommen, die Rekruten kamen aus dem Kanton des alten Regiments, der neue Oberst aus Ostpreußen. Ja ... Logisch-Husaren ... endlich!

Es war etwas Triumphierendes in Alexanders sonst so zurückhaltendem Wesen, was sich nach der Demütigung der Jahre und allem Kampf der letzten Zeit wohl erklären ließ, auch etwas wie Erwarten ... Er sah mit kühlen Blicken auf die Leutnants Sperling und Andrä. Vernahm voller Befriedigung, daß Otto und sein Freund Sasterhausen die Akademie verlassen und als Fähnriche bei den Husaren eintreten wollten.

Benigna schloß die Augen ein wenig — Regiment Logisch — sie versuchte die alten Bilder wachzurufen, sah die Husaren und den Vater.

Andrä beobachtete sie und den Vetter aufmerksam, er war unruhig geworden. Von der anderen Seite schaute Marianne.

Die Müllerin brachte Wein. Sie war nicht an Bedienung zu gewöhnen und hielt Benigna immer zurück. Geschwind stellte sie die Gläser ringsum, es war diesmal

Digitized by Google

erst Franzwein, nachher, wenn sie mit der gnädigen Demoiselle allein waren, sollte der Pontac kommen. Aufgetrunken mußte er sowieso werden, denn wer war späterhin da, um ihn zu trinken?

Ihre Lippen bogen sich in bekämpftem Zittern. Sie hob ihr Glas hoch, als der Leutnant Sperling, das seine schwingend, dem Koseler Bilde stürmisch zutrank: Ein einziges Kosel jetzt das Vaterland, alle wie Witkowskis, alle wie sein Mitstreiter, der hochwürdige Pfarrer Materne. Er trank Ginstrum und Andrä zu. Daran knüpfte er mit kühnem Schwunge die Gesundheit des gnädigen Fräuleins von Logisch. Es war also ein Trinkspruch.

Der Leutnant Sperling war schon zu weiterer Rede entschlossen, als vor der Tür Geräusch entstand. Und gleich darauf traten zwei ein, platzten in diesen Kreis, wie sie aus dem Postwagen gestiegen waren mit allem Staub der Landstraßen und Gasthäuser, und riefen etwas. Lachten um Andrä und seine Uniform herum und hatten fast das Wesen ungestümer Studenten. Der eine, Hans Welzel, war auch noch Student, der andere aber war Stephans Kommilitone gewesen, hatte gleichfalls mit der Theologie begonnen und schrieb nun Bücher: Georg Kahl aus Leobschütz. Beide kamen aus Breslau.

Und nun brausten ihre Berichte daher, und mitten darin ging die Zeitung von Hand zu Hand, in der der Aufruf zur Bildung der freiwilligen Jägerdetachements stand. Absatz auf Absatz wurde schließlich vorgelesen, alle sahen sich an, und jeder, der noch keine Uniform trug, war sofort entschlossen, sich zu melden. Kurt Sperling schmeichelte seiner Mutter sofort die Erlaubnis ab, und der Registrator bog sich zu seiner Adelheide: „Du wirst mir nicht böse sein ...?“ Und in ihre seltsamen grauen Augen kam etwas von dem feurigen Schein der ersten Jugend.

Andrä lachte mit dem und jenem, schenkte George und dem kleinen Welzel ein. Beide waren nur gekommen, um von ihren Eltern Abschied zu nehmen, Welzels Vater war der Justizrat vom Ringe, und Kahl war mit einer Schulzentochter aus der Nähe von Leobschütz verlobt.

Die Müllerin und Madame Sperling weinten, aber, ein wenig fremd und sich selbst überlassen, saßen in diesem Sturm der Leutnant von Ginstrum, Benigna und Marianne.

Auf einmal stand Benigna auf und trat ans Fenster. Sie hatte Hufschlag gehört. Aber es war nur ein Husar. Sie wandte sich langsam und suchte aus dem Kreis zu entkommen. Da trat Alexander neben sie.

Sie wußte sofort, was nun sein würde. Ihre Gedanken flogen stark zu dem Grafen, während sie Alexanders raschen Atem neben sich empfand und seine Worte hörte, die kaum laut wurden und doch, von einem einzigen Blick begleitet, in ihre Seele sanken. Ihr Herz wurde ruhig und etwas bitter. Einen Augenblick sträubte sich alles in ihr gegen die Verwirrung ihres Lebens. Und doch wußte sie: sie konnte nicht. Sie konnte ihm nicht ‚ja‘ sagen.

Sie schwieg und empfand, wie das auf ihn überging. Noch ein paar Augenblicke wartete er, dann trat er rasch an den Tisch zurück. Die ganze Szene hatte kaum eine Minute gedauert.

Viel war damit vorübergegangen, wie sie auf einmal fühlte. Sie wandte sich und verließ das Zimmer, ging durch den Alkoven, in den aus der Küche der heiser gewordene Schlag der Kuckucksuhr tickte, und dann in den Garten hinab, über dem ein leises Abendrot lag. Gleich darauf kam aber Andrä und holte sie zurück. Sie solle sich ihren Freunden nicht entziehen. Er müßte doch bald zum Dienst, wie er entschuldigend bemerkte.

Sicherlich war ihm die kleine Unterredung am Fenster nicht entgangen. Auch der Müllerin nicht, wie sich gleich zeigte. Sie machte Benigna mit auffälliger Dringlichkeit Platz neben der Madame Sperling auf dem Kanapee. Die sah freilich recht scheel auf Benigna. Der Leutnant setzte sich ihr gegenüber. —

Marianne Kantz fühlte genau Ginstrums Stimmung, als er wieder an den Tisch trat, und griff nach seinem Glase: „Darf ich Ihnen einschenken, Herr von Ginstrum?“

Sie mußte dabei an die Mutter denken, die zu Hause auf eine gute Nachricht wartete. In der einen Hand hielt sie verborgen die pilules. Andrä entschuldigte sich seiner Unaufmerksamkeit wegen, aber Marianne hatte die Bouteille schon erfaßt und goß mit kundiger Bewegung ein. Dabei

Digitized by Google

sah man ihren vollen, runden Arm. Sie war ein wenig erregt und stieß an den Veilchenstrauß auf dem Tisch.

„O, wie fatal ... ein Blättchen fiel hinein.“ Sie reichte ihm den Wein.

„Das schadet nichts, Demoiselle Marianne.“

Er trank hastig. Dann begegneten sich ihre Augen. Sie standen gemeinsam auf. „Schon fort?“ riefen die anderen überrascht.

Marianne entschuldigte sich mit dem Befinden ihrer Mutter, Ginstrum mit dem Dienst. Der Registrator schüttelte ihm die Hand. Sein fest und tief gewordener Blick sprach schweigend: ‚Kamerad‘. Alexander Ginstrum vergaß keinen beim Abschied. Auch nicht Benigna. Er war korrekt.

Dann ging er hinter Marianne zur Tür hinaus.

Sie schmiegte sich an ihn, so daß er ihr den Arm geben mußte. Das Leben durchflutete die Friedrichstadt. Alle Augenblicke stieß ein Soldat oder Rekrut an sie an. Meist fremde, noch etwas verstörte Gesichter.

Sie gingen rasch, aber nicht zur Stadt. Vor der Brücke bogen sie in einen der stillen Uferwege an der Neiße ein. Es ging tief hinab, und die Erde war weich und braun. Der Fluß stand spiegelnd hoch. Man sah kaum, daß er floß. In der Ferne brüllte das Wehr. Aus der Friedrichstadt tönte das Marschieren von Regimentern. Signale hallten, schrien, riefen, befahlen und verklangen.

Um sie herum war der nasse Duft der Erde, sonderbar mit dem Atmen des ersten heimlichen Grüns verbunden. Vögel riefen und verschwanden dann in der Dämmerung. Es wurde blau um sie.

Alexander fühlte nichts weiter als die Erde, deren betörendem Willen er nicht folgen konnte. Fühlte den ungeheuren Unterschied des Menschenlebens mit dem rhythmisch wiederkehrenden Willen der Natur. Kein Märchen leuchtete jetzt in ihm, alle Legenden hatten nur für Benigna geblüht. Nun versuchte er sich vorzustellen, daß sie noch immer in jenem Kreise saß und mit dem Leutnant sprach und vielleicht auch an ihn dachte. Oder an einen anderen? An wen? An wen?

Nun, es gab Gedanken, die zu trösten imstande waren. Das was unerbittlich kommen und wohl manchen Willen, der sich jetzt noch dem Frühling bog, zerbrechen, manches Blut, das jetzt noch jauchzend genoß, ausschütten würde. In diese Erde.

Er spürte etwas von einem neuen Rhythmus, einem neuen Gedanken, der nichts vom Tode wußte. Was da atmete, wußte vom Tod nur eben soviel, wie nötig war. Der Boden schluckte alles und gab es wieder her. Er trank alles und ließ es dann in Frühlingsnächten brausend und begehrend wieder aufsteigen.

Jetzt spürte er auf einmal die warme Mädchenhand und sah von der Seite in schwarzschimmernde Augen. Dieses Blut wollte auch seine Zeit. Das war diesem allen hier sehr nahe verwandt. Bei Benigna fühlte er den Reiz und den Adel diffiziler Frauen, den Charme aus Jahrhunderten, hier fühlte er etwas noch Älteres: den einfachen und leidenschaftlichen Willen der Natur. Marianne hatte sich ihm immer wieder angepaßt und angeschmiegt, ohne doch niedrig zu sein. Nein, etwas sich zäh Eindrängendes war nicht an ihr, aber eine betörende Kraft, die leidenschaftlich blühte wie diese Pflänzchen im feuchten Boden. Und blühte jetzt.

Sie gingen weit. Es wurde immer dunkler, aber nicht kalt. Selbst hier, dicht am Wasser, war es nicht kalt. Der Fluß zog, die Nebel schwammen, die Erde atmete, und irgendwo über dem Nebel schwang sich der Reigen der Frühlingsgestirne.

Er hielt Marianne jetzt fest im Arm. Erst zuckte es noch in ihm auf: ‚es ist Benigna‘, dann verging das, und er wußte: ‚es ist ein anderes Weib‘. Aber eines, das in diese weiche, leidenschaftliche Zeit gehört. ‚Das sich nicht fürchtet, dir im Arm zu liegen, dich aber auch nicht verrät. Diese hier ist dein.‘

Die Natur hat wunderlichen Willen in menschlichen Liebesspielen. Sie entreißt und entfernt mit der einen Hand und schenkt mit der anderen. Nicht das eine, aber sich.

Und nun wußte er: an diesem Frühling, soviel ihm davon noch geschenkt sein sollte, würde er nicht vorübergehen. Er mußte in diesen Zeiten sein, was er in späteren vielleicht nicht mehr sein konnte. Die Dinge spielten um ihn und zogen ihn fest in ihren Reigen: Pflanzen und Erde,

Digitized by Google

Wasser und die Frühlingsgestirne. Er geleitete Marianne bis zu ihrem Hause. Dort küßte er sie noch einmal. Und sie öffnete ihre Hand und ließ die pilules in den Sand gleiten.

„Au revoir, Alexander."

⌘ ⌘ ⌘

In der Friedrichstadt ritten wieder die Husaren. Allenthalben konnte man ihre kleinen polnischen Remonten, die kleinen, stämmigen Reiter erblicken. Einige Schwadronen lagen auch in benachbarten Orten. Otto Logisch und Hugo Sasterhausen hatten die Akademie mit großer Freude verlassen und waren als Fähnriche im Regiment eingetreten. Im Januar war der König in Liegnitz gewesen, und Hardenberg hatte in der Ritterakademie gewohnt.

Von Hans Thurzo kam keine Nachricht mehr. Er schien an keine Aussöhnung zu denken. Auch Onkel Ämilius und dessen Gattin, die Katze, hatten nichts von sich hören lassen.

Eines Morgens war Benigna an der Exerzierwiese gewesen, um den Übungen der Husaren zuzusehen. Da gewahrte sie zwei Offiziere von der Stadt her kommen, den Freiherrn von Danz und einen anderen Leutnant. Sie waren frisch, straff und elegant, wie die Offiziere, die Benigna früher einmal gekannt hatte.

Es gab unter den nur irgend Dienstfähigen keine Dimittierten mehr. Täglich trafen sich alte Kameraden in der Garnison. Auch du? In den Augen glühte es auf: du auch?

Und alle, die bisher ferne gestanden oder gespottet hatten, sahen voller Überraschung die Arbeit, die von den Berufenen in aller Stille geleistet worden war: die neue preußische Armee hob sich aus der Verhüllung. Das Werk war fertig. Die Reformer hatten gesiegt.

Benigna gratulierte den beiden Herren.

Der Freiherr sah ihr mit einem Blick in die Augen, den sie nicht ganz verstand.

„Ist Ihnen das Glück Ihres Herrn Vetters schon bekannt, gnädigste Demoiselle?" fragte er.

Sie ahnte —

„Alexander — ?"

„Und des Fräulein von Kanth. Wir erfuhren es erst gestern abend. Die Hochzeit soll bald gefeiert werden."

Sie reichte ihm die Hand. „Grüßen Sie meinen Vetter und wünschen Sie ihm vorerst in meinem Namen Glück, solange ich nicht selbst Gelegenheit dazu habe."

Erst als sie weitergegangen war, fiel ihr ein, daß sie ja dabei Marianne ganz vergessen hatte.

Als sie ins Haus kam, hörte sie im Wohnzimmer eifrig reden, jetzt kam die Müllerin aber heraus.

„Entschuldigen Sie, liebste Demoiselle, mein lieber Sohn hat mir eben eine bedeutende Nachricht gebracht —" Ihre verweinten Augen schimmerten stolz.

Da kam er schon selbst, funkelnd vor Freude und Glück. „Darf ich hoffen, daß sich das gnädige Fräulein mit mir freut? Man hat mir den Übertritt in das Regiment Husaren zugebilligt. Ich mochte aber noch nicht eher darüber sprechen, als bis es ganz gewiß war. Aber" — er sah sie an — „nun habe ich die Ehre, in dem Regiment Ihres Herrn Vaters zu dienen."

Der Müllerin schien Benignas Anteil nicht so stark, wie sie erhofft hatte. Deshalb sagte sie: „Daß der Herr Graf Treschin abgereist sind, ist Ihnen wohl bekannt, liebste Demoiselle? Der Herr Onkel wird doch Abschied von Ihnen genommen haben? Oder nicht . . .?" Ihr Blick wurde lauernd. „Es sollen einige sonderbare Umstände bei der Abreise gewesen sein, wie mir Madame Sperling erzählte. Mit dem Herrn Grafen im Reisewagen hat eine Demoiselle vom Theater gesessen, hat mit dem Tuch winken und den Neißern Kußhände zuwerfen müssen."

Benigna erkannte, daß der Blick des Herrn von Danz wohl einen doppelten Sinn gehabt hatte.

⌘ ⌘ ⌘

Benigna schlief wenig.

Aber die heimlichen Wellen, die in schlaflosen Stunden zu ihr gekommen waren und sie wie in Vorahnungen und im sehnlichen Spiel glühenden Verlangens umhüllt hatten, blieben aus. Erst geschah es noch, daß sie am Tage aus Gedanken auffuhr und nach dem Reiter spähte, der unten vorüberkam, dann aber hielt sie schon auf halbem Wege inne und schließlich wußte sie: von denen, die da unten reiten, reitet keiner mehr für dich.

Digitized by Google

Ja. Treschin hatte sie geliebt. Und hatte noch gewartet. In seiner Art und nur sein Spiel im Auge. Dann hatte er es mit Hohn beendet.

Es war vorbei. —

Sie kam sich in manchen Stimmungen vor wie in den Winkel gestoßen, für immer vom Leben getrennt. Scheu sah sie auf die vielen Altjungferngestalten, die die Stadt von alters her erfüllten: es war manches Fräulein von gutem Namen dabei. So manches verstaubte Blut mit verschollener amour. Eigentümlich sah sie auf Adelheide, in deren düstergrauen Augen sie erst jetzt einen besonderen Willen zu entdecken schien. Ihr Sinn war verwirrt und müde. Aber ihr Blut war nicht müde. Es rauschte und rauschte.

Nächtelang war es ihr, als ob sie heimlichen Hammerschlag höre. Ja, unterirdische Hämmer schlugen in diesen Stunden — sie hörte nachts das Klingen — unterirdische Hämmer schlugen in diesen Stunden ihr Schicksal.

Es waren viel Hochzeiten in der Stadt. Viel Liebe. Der Registrator, der als Freiwilliger genommen worden war, heiratete seine Adelheide, Alexander heiratete Marianne.

Eines Tages traf Benigna die beiden in der Nähe des Jerusalemer Tores, sie hatten sich am Arm und sprachen eifrig. Marianne ging etwas schleppend, in einer Art, die jede Frau versteht. Benigna hatte nicht die Absicht, sich bemerklich zu machen, da wandte sich Alexander zufällig und sah sie. Sie blieben stehen, eine Sekunde herrschte Schweigen, dann lachte Marianne sie triumphierend und überlegen an: ‚la bête‘.

Entschuldigte sich, daß sie Benigna noch nicht aufgesucht hätten.

Aber — — sie lachte wieder.

Er sagte nichts dazu.

Benigna fragte nach der Majorin. Es stand schlecht. „Aber sie ist glücklich,“ sagte Marianne.

Das Paar schritt weiter.

Benigna wagte es, ein paar Schritte vors Tor zu gehen. Die Wache spähte erstaunt nach ihr. In dem schweren roten Mauerwerk des Tores roch es eisig, aber dahinter tat sich über den Glacis und fernen Feldern der gelbe Abendhimmel auf.

Sie holte rasch Atem und blickte sich um. Schwere Sehnsucht und bleierne Erinnerung zogen durch ihre Seele.

Über den sumpfigen Wiesenbreiten spann der Frühlingsdunst. Strichen hier Schnepfen? Klagten hier Fasanen?

Die gab es hier wohl nicht.

Sie wanderte einen schmalen Weg in den schwebenden Dunst hinein, und plötzlich sprang die Erinnerung in ihr auf: diesen Weg möchte ich einmal gehen! . . .

Sie blieb stehen: diesen Weg?

Der Dunst umspann sie, der gelbe Himmel schien, Erinnerung über Erinnerung kam, ihr Blut klopfte; diesen Weg möchte ich . . .

Sie biß sich auf die Lippen.

Diesen Weg . . .?

— — — — — — — — — — — —

Als sie zurückkehrte, wartete der Leutnant Andrä im Flur. Die neue Uniform stand ihm gut. Man mußte bei seinem Anblick unwillkürlich an alte kecke Husarenhistorien denken. Er war wohl bange um sie gewesen. Aber er sagte es nicht. Schweigsam ging er hinter ihr her, sein Säbel stieß ein wenig an, seine silbernen Sporen klangen. Sie wußte genau, was ihn bewegte.

Sie saß dann lange in ihrem Zimmer allein am Fenster. Gut, daß die Müllerin noch nicht zu Hause war und sie nicht stören konnte. Sie spähte nach den Bergen, die so tiefblau waren wie nie zuvor. Nein, noch nie.

Sie gaben noch der Dämmerung ihren Schein. Aus allen Tiefen stieg der blaue Schein.

So war es noch nie gewesen — —

⁂ ⁂ ⁂

Die Husaren sollten gleich zuerst mit fort, soweit sie ausgebildet waren.

Bei Andräs war schon lange, Tag für Tag, Abschied gewesen. Bald kam der, bald jener. Weidlich, Welzel, Kahl, die Sperlinge, die zu ihren Regimentern mußten.

Jetzt kamen die bekannten Husarenoffiziere. Major von Nostra, Danz und andere. Alle kamen, bis auf Alexander.

Die Mechthild war seit einiger Zeit wieder in Smolltitz. Sie lebte sicherlich der Hoffnung, daß Hans Thurzo noch einmal nach Neiße kommen werde. Aber er

schrieb nur kurz, daß ein Abschied eines ohnehin dem Familienleben längst Entfremdeten nicht nötig sei.

Die Müllerin hatte alles festlich zum Abschied gerüstet. Hatte das Bild des Müllers von der Wand genommen, auf den Tisch gestellt und Kerzen darum gesetzt: so sollte Stephan den guten Vater noch sehen. Benigna war es etwas peinlich dem Abschied beizuwohnen, aber Madame Andrä wollte es, bettelte förmlich darum, hatte Benigna auch angefleht, sie jetzt, wenn der Sohn fort sei, nicht etwa zu verlassen.

Da die beiden Junker noch immer hier waren, dachte Benigna auch nicht ans Fortgehen.

Jetzt kamen sie eben, um von Andrä Abschied zu nehmen. Beide verstanden sich ganz gut mit dem forschen, lustigen Reiter. Er sei hundertmal besser als die verdammten Magister in der Akademie, sagte Graf Sasterhausen. Er war ein schmaler Junge, hochmütig und ein wenig weltfremd, aber noch reinen Herzens. Wie Otto.

Andrä war noch nicht da. Die Müllerin ging mit verweintem Gesicht umher. Unten wurden Pferde vorbeigeführt, zogen Reiter auf Reiter. Die ganze Welt schien von diesen Reitern erfüllt.

Noch immer kam Andrä nicht.

Benigna mußte an Marianne denken. Die nahm jetzt Abschied. Man spürte es. Ahnte den heimlich erschütterten, fiebernden Aufruhr: die Männer gingen.

Benigna dachte an . . . damals.

Ihr Herz zitterte, ein bitterer Geschmack kam ihr auf die Lippen, und dann versank sie auf Augenblicke doch wieder in den Reiz der Sekunde, da er, ihr tränennasses Gesicht an seine Brust drückend, heiß über ihr raunte: „Laß es nicht unsere letzte Stunde sein. Es ist noch lang bis morgen. Komm zu mir . . . ‚Fleur‘ . . .“

‚Fleur‘!

Wie ein verglommenes Licht war das, ein Feuer, das hinter einem Berge versunken ist.

Die Junker standen enttäuscht auf. Sie mußten fort, ohne Andrä noch einmal gesehen zu haben. Hofften aber, ihn unterwegs zu treffen.

Das geschah nicht. Er kam spät. Hatte Veilchen und gelbe Sumpfblumen mitgebracht, die er der Mutter und Benigna überreichte.

Madame Andrä wandte sich mit tränenden Augen eine Sekunde ab.

Er stand husarenbreit, etwas trotzig da, das kurze Gesicht braun bis in den hohen Kragen, den Schnurrbart ein wenig hängend, die Hand am Säbel.

„Frau Mutter . . .“ Er kam ihr nach. „Denken Sie denn nicht mehr an den Pfarrer von Kosel?“ Er lachte. Sein Blick streifte prüfend Benigna. „Sie sind anders, gnädigste Demoiselle? Ihr Herz ist stark?“

Die Müllerin kam wieder heran und fragte gepreßt, ob er nicht zur Ruhe gehen wolle? Morgen müßte er ja so zeitig fort . . .

„Nein. Nein.“ Er lachte. Wieder streifte sein Blick Benigna.

Die Kerzen um das Bild des Vaters löschte er aus. „Verzeihen Sie, Mutter, das gefällt mir nicht.“

Benigna schenkte den letzten Pontac ein. Er versprach ihnen kostbaren französischen Wein aus Paris zu schicken.

Dabei ließen seine Augen nicht von ihr.

Sie fühlte: in ihm rang es. Was wirst du tun? Wie lebst du weiter? Welche Wendung nimmt dein Leben, nun ich fort von dir sein muß? — Es war so schön. So schön war, was ich fand. Ich möchte es nicht lassen. Ich lasse es — nicht. Ich nicht.

Er richtete sich trotzig auf und sprach klingend vom Pfarrer von Kosel.

Drüben trillerte einer das Marlboroughlied auf der Flöte: „Ein Fähnrich zog zum Kriege / wer weiß, kehrt er zurück / wer weiß, kehrt er zurück.“

Unten zogen wieder Pferde vorbei. Ach, dieser ewige Hufschlag, dieses Trappeln. Sie mußte immer wieder lauschen.

Die Flöte verstummte.

„Wird es dir auch nicht zu viel? Brauchst du nicht Ruhe?“ fragte die Mutter immer wieder angstvoll.

„Nein. Nein. Sorge dich nicht.“

Wieder fuhr sein Blick zu Benigna: ‚Dich brauche ich. Diese letzten Stunden noch mit dir. Dich! Dich!‘

Die Müllerin mußte verstehen.

Sie stand jetzt auf. „Ich bin doch . . . müde. Morgen komme ich zeitig heraus.

Digitized by Google

Wir sehen uns noch, mein lieber Sohn." Sie küßte ihn. Er geleitete sie zur Tür hinaus.

Nach wenigen Minuten kam er zurück und stutzte, da er Benigna aufgerichtet sah. „Sie wollen auch schon Abschied nehmen, liebste Demoiselle? Ich freute mich, noch mit Ihnen zu reden . . ."

„Morgen," sagte sie mit blassen Lippen. „Soweit mir Ihre Frau Mutter dann Zeit dazu läßt."

„Sie ließ mir jetzt Zeit," sagte er heiser und geradezu, ihr näherkommend. „Sie sehen doch, daß es mir weniger um die alte Frau geht, als um . . ."

Sie merkte jetzt, daß er furchtbar aufgeregt war.

Er ging in der Stube auf und ab. Sein Schritt hallte. Drüben begann die Flöte von neuem. Dasselbe Lied.

Er horchte eine halbe Sekunde hin. Dann kam er rasch zu ihr heran. Sie stand in ihrem fließenden Rosagewand vor ihm, und ihre Miene war hochmütig.

Er biß sich auf die Lippen und nahm dann ihre Hand. Drückte den Schnurrbart darauf und sah sie an. „Ich kann so nicht von Ihnen fort, Demoiselle Benigna —"

Sie sah das braune Männergesicht ganz nahe und fühlte den heißen Strom, der ihr entgegenkam.

In seinen harten Augen schoß ein leidenschaftlicher Schein auf. „Darf ich hoffen, Fräulein Benigna, wenn ich wiederkehre . . . Darf ich hoffen, daß Sie auf mich warten . . .?"

Sie schwieg.

„Benigna."

„Wir wollen es erwarten."

„Sie bleiben bei meiner Mutter?"

„Ich versprach es ihr schon längst."

Sein Blick bettelte.

„Mehr kann ich nicht versprechen," sagte sie gepreßt.

Sie wandte sich zur Tür.

„Gute Nacht, Herr Leutnant:"

Er kam hinter ihr her. Sie trug die Veilchen. Als er ihr die Tür ihrer Stube öffnete, schoß der Duft der kleinen Blumen, vom Luftzug getrieben, stark zu ihr auf.

Und plötzlich mußte sie an die weißen Rosen in jener Nacht denken. In ihrem Herzen schrie es auf: Matthias — — —

Die ganze Vergangenheit zuckte noch einmal an ihr vorüber: Smolltitz, der Kapellenberg, das Rochusschloß. Evaryst Zaczski, Alexander, Matthias Treschin — —

Er zog sie plötzlich an sich, daß ihr die Blumen entfielen.

Seine Lippen brannten auf den ihren.

Eine Sekunde war sie wehrlos.

Sie fühlte wieder den Frühling, das Rochusschloß — — Matthias — Matthias — —

Plötzlich zuckten sie beide.

Er ließ sie jäh los, um wie sie mit entsetztem Blick zu horchen.

Von drüben her, wo bisher die Flöte erklungen war, kam jetzt Weinen. Schrilles, lautes, fassungsloses Frauenweinen, das Schreien vor dem Abschied, der fassungslose Schrei der Kreatur vor unbegreiflich letztem Lassen — —

Sie erschauerten beide.

Dann zog er sie wieder an sich, und sie sträubte sich nicht. Sie preßte sich an ihn in grauenhaftem und frierendem Schauder, mit verwirrter Seele und lange aufgeregtem Blut, Altes suchend, nach Schutz verlangend, in Grauen vor einem vielleicht rettungslosen künftigen Darbenmüssen.

Sie suchte Halt und Traum . . . die endliche Leidenschaft . . .

Mein Gott, und — Matthias — — Matthias — — —

Zweiter Teil.

Im Mai 1816 kehrten die Husaren in die Stadt zurück. Sie waren gleich der meisten schlesischen Kavallerie während des ersten wie des zweiten Pariser Friedens in Frankreich geblieben und hatten zuletzt in der Nähe von Sedan ganz angenehme Standquartiere gehabt. Jetzt endlich waren sie ausgewechselt worden.

Jener scharfe ostpreußische Oberst war bei Kulm geblieben. Seit Laon führte wieder ein Logisch das Regiment, der Bruder des verstorbenen Obersten, der sich schon Anno sechs ausgezeichnet hatte und jetzt mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse und anderen Orden geschmückt zurückkehrte.

Am Tore warteten Magistrat, Militär- und Zivilbehörden, Geistlichkeit, Stände und Bürger auf die Husaren. Sie waren die letzte Truppe, die zurückkehrte. Das allgemeine Heer hatte schon im vorigen

Digitized by Google

Herbst den Heimmarsch angetreten. Nun kamen die Heurichs, die Reiter.

In der Friedrichstadt sah man die bekannten Gesichter. Sogar der alte Flügelmann lebte noch und spähte aufgeregt durch die Gardine. Die Leute waren aber bedrückt. Der Krieg hatte zu lange gedauert, zehn Jahre fast. Man sehnte sich nach Ruhe.

Unter den vielen, die da standen, war auch Benigna. Sie wartete auf ihren Mann.

— — — — — — — — — — — —

Seit dem Mai Anno dreizehn war sie Madame Andrä. Zu jener Zeit war die Müllerin an dem von den Russen eingeschleppten Typhus gestorben und Stephan als Verwundeter auf der Etappe zurückbefördert worden. Noch als er im Hospital der Barmherzigen Brüder lag, ließ er sich mit ihr trauen. Nach seiner Genesung ging er wieder zum Regiment zurück, und sie war nun eigene Herrin in dem Hause, in dem sie bisher Gast gewesen war und das sie in dieser Hinsicht niemals in Betracht gezogen hatte. Sie brachte die Sachen, die sie vom Rochusschloß zurückerhalten hatte, darin unter und suchte mit ihnen und dem ererbten Hausrat aus der Mühle, Kirschbaum- und Tannenmöbeln und sehr guten Betten, mit dem Bilde ‚Herrgott, mach Kosel auf!‘ und den Porträts ihrer Vorfahren zu einem Ganzen zu kommen. Otto war inzwischen auch ins Feld gerückt, von den einstigen Bekannten waren zu jener Zeit viele ins Österreichische geflohen. Auch die Mechthild. Benignas Heirat ging in aller Aufregung spurlos vorüber. Von Hans Thurzo kam auf die Nachricht nur ein kurzes Billett: „Gratuliere Madame Andrä.“ Nur Adelheide Weidlich besuchte sie und stand ihr in den Wintertagen bei, als der Knabe geboren wurde, den Benigna Hans Thilo nannte.

Der Junker Otto schrieb sehr herzlich aus dem Felde und freute sich auf den Neffen.

In jenen Zeiten aber stellte sich Benigna eine alte Frau vor, die denselben Namen wie sie führte und den Bunzlauer Topfkram in der Glockengasse hatte. Ihre Söhne waren auch im Felde, und Stephan Andrä hatte sich in seiner Besorgnis um Benigna brieflich an sie gewandt, und sie gebeten, seiner jungen Frau beizustehen. Benigna aber lehnte diese Hilfe kurz ab und schickte das Weiblein fort.

Nachher fuhr sie oft aus Fieberträumen auf und hörte: Madame Andrä. Sie nahm Hans Thurzos Billett und starrte auf die gleichen Worte: Madame Andrä —. Sie ließ sich das Kind reichen und spähte angstvoll in das kleine Gesichtchen — — — Thilo — — Andrä — —

Adelheide stand ihr vortrefflich zur Seite. Ihr Kleines war schon einige Wochen alt. Sie sprach voller Ehrfurcht von der alten Mutter ihres Mannes, die in Berlin lebte und von Weidlich noch unterstützt wurde. War, wie es schien, noch gewachsen, hatte noch immer die eigentümlich hochstrebende Schlankheit und die knabenhaften Züge, das am vollen Aufblühen Vorbeigegangene. Sie brachte Benigna die Heddel Eins, die mit Freuden zugesagt hatte, wieder zu ihrem ‚gnädigen Fräulein‘ zu kommen. Ihr Vater war mit dem Herrn Grafen wieder fort und hatte seine Familie vollkommen sich selbst überlassen. Die Mutter lebte vom Federschleißen und Fasanenhüten, die Schwestern — —

Die Kleine sah sich im Müllerhause etwas erstaunt um, duckte sich aber, wie erlöst, und hing Benigna kindlich an. Sie sah aus wie damals. Durch Benigna ging ein Schauer. Damals — —

Eines Tages traf sie auch Marianne. Die schob den Kinderwagen mit dem kleinen Alexander vor ihrer Wohnung am Paradeplatz in der Frühlingssonne hin und her und wies ihn jetzt triumphierend: „Ist er nicht rund? Ist er nicht gesund? Der ganze Alexander! Sieben will ich haben!“

Weidlich war Offizier geworden. Ebenso der kleine Wenzel und Georg Kahl.

Adelheide machte Benigna auf die vollkommene Verwandlung aufmerksam, die sich im preußischen Offizierkorps während der Kriegsjahre vollzog: das Bürgertum mischte sich immer mehr unter den Adel, das strenge Gesetz war durchbrochen. Man nahm den Offiziers-Ersatz aus den Reihen der Freiwilligen und sogar aus dem Unteroffizierskorps. Das Volk kämpfte nicht nur in der Masse, sondern auch in den Führern mit. Oft konnte man sehen, daß ein auf Urlaub kommender Offizier neben

Digitized by Google

Neujahrstag am Zeughausplatz in Berlin. Gemälde von Prof. Julius Jacob
(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1916 angekauft von der Stadt Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

bescheidenen Bauern auf einer Landkutsche hockte oder unbefangen mit Eltern ging, die ihren niederen Stand deutlich verrieten. Ja, einmal gewahrte Benigna eine alte Arbeiterin, die mit feierlichen Blicken neben ihrem Sohne schritt, der Leutnant war und das Eiserne Kreuz trug.

Stephan hatte recht gehabt.

Das war die preußische Revolution.

— — — — — — — — — — — — —

Nun vernahm man das Glockenläuten, die Mörserschüsse und Paukenschläge, die den Einzug der Reiter kundgaben, das in der Friedrichstadt aufgesammelte Volk stürzte vor. Während die Glocken immer noch feierlich und stark läuteten, wurde das Getrappel der Husarenpferde auf den Brückenbohlen deutlich. Nun setzten die Trompeter von neuem an und bliesen den alten Marsch des Regiments Logisch.

Benigna war vorgeschoben worden und stand unter der Hecke eines Gartens, als die Reiter ein wenig langsam im grauen Mairegen vorbeizogen. Sie waren recht abgerissen, nur die Offiziere hatten Armatur und Bekleidung ergänzt. Benigna erkannte hinter den Trompetern das schmale, sehr gealterte Gesicht von Onkel Ämilius. Ohne sie zu erkennen, ritt er vorüber, den Stempel der strengen Erlebnisse auf dem Gesicht, den Säbel in der Faust. Die Menge winkte und schrie ihre Vivats und Lebehochs und das von den Russen angenommene Hurra.

Stephan erkannte Benigna. Er verhielt sein Pferd, und sie reichte ihm einen Strauß Springaufs zum Sattel hinauf. Dann mußte sie zurückweichen. Schwadron auf Schwadron ritt vorbei. Nun bogen sie in den Weg zu der neuen Kaserne ein. Das Trappeln verklang, die Trompeten schwiegen. Das Regiment war heimgekehrt.

Benigna ging zu ihrem Hause zurück. Die Heddel und der Bube winkten zum Fenster hinaus. Benigna kam zu ihnen und nahm den Kleinen auf den Arm. Er war rasch gewachsen, sein Körper war fein gegliedert, die Haut sehr zart, das Haar hellblond. Er war ein Logisch.

Sie ging mit ihm durch die Stuben, und ein sonderbares Gefühl überkam sie von neuem: sie hatte in den Jahren fast vergessen, daß sie einen Mann hatte, ja, daß es überhaupt Männer gab. Mit gestillten Sinnen hatte sie gelebt, nur für das Kind. Stephan hatte sie seit damals nicht wiedergesehen.

Plötzlich hörte sie das bekannte Säbelschleifen der ‚Heurichs' auf der Gasse und den Lärm des Volkes, das seine Reiter nun hatte. Ein Sporenklirren klang dicht vorm Haus.

— — Im Hausflur hielt sie einer umschlungen. Er hatte ein braunes zerwettertes Gesicht und einen langen Husarenschnurrbart. Eigentlich sah er aus wie alle Reiter, die vorhin im Dämmern an ihr vorübergeritten waren. Er küßte sie und lachte viel mit rauher Stimme, und zog sie die Treppe empor, nach dem Kinde rufend. Die Stimme erkannte sie wieder. Auch sonst erkannte sie manches.

An der Tür lief ihm Thilo entgegen. Und während er den Buben an sich riß und sich mit vielem Scherzen und Liebkosen, mit vielem glücklich befreitem Gelächter nicht genug tun konnte, schaute sie von der Seite regungslos auf ihn und dachte: ‚Es ist ja der Müller.'

Verfolgte jede Linie seines hartgewordenen Profils, jede Bewegung und dachte: ‚Es ist ja der Müller.'

Ein Staunen erwachte in ihr: was hatte sie mit diesem zu tun?

Sie bog sich vor und nahm ihm das Kind ab, schaute in dessen Züge und in die des Mannes und begriff, daß sie zusammengehörten, daß irgend etwas sie verband, das sie vergessen hatte.

Sie zwang sich daran, und während er sie mit sich zog und mit erstaunt glücklichen Ausrufen das alte Heim wieder grüßte, während die Maiglöckchen, die er zwischen die Schnüre gesteckt hatte, mild und fein zu ihr aufdufteten, während sie seine Nähe eng und unabänderlich fühlte, mußte sie dennoch immer wieder denken: ‚Es ist ja der — —, Müller.'

Er war unruhig, immer wieder streifte sie sein Blick; sie empfand, daß sie ihm gefiel. Der Widerwille stieg in ihr auf: warum hatte sie ihm gefallen! Sie rief den Kleinen mehrmals unwillkürlich an sich, wenn der Vater allerhand Possen mit ihm trieb. Es war ihr, als dürfte sie ihm Thilo überhaupt nicht geben. Es geschah

Digitized by Google

sogar, daß sie Blicke mit der Heddel tauschte, deren ängstlich verwirrte Miene befangen verriet: gestern war es noch schöner. Gestern, als wir noch ... allein waren.

Stephan summte französische Romanzen: „Partant pour la Syrie —“ und begann, auf der Kante des Kanapees sitzend, allerhand Erinnerungen zu erzählen. Er war mit Georg Kahl auf Urlaub auch in Paris gewesen, und im ganzen war es manchmal munter hergegangen, besonders in der letzten Zeit. In der Nähe von Charleroy war er übrigens mit Hans Thurzo zusammengetroffen. Sie quartierten im gleichen Orte, aber das Offizierkorps, bei dem der Schwager stand, und das auch während des Krieges immer nur adligen Ersatz erhielt, sah mit etwas Herablassung auf die mit so viel Bürgerlichen durchsetzten Husaren. Da hatte Stephan Gelegenheit genommen, dem Leutnant von Salisch, der mit Hans Thurzo besonders befreundet war, sich als Schwager des Herrn Kapitäns vorzustellen. Er lachte noch jetzt: Leutnant Andrä ... einfach ... Andrä ...

Hans Thurzo hatte darauf Gelegenheit gefunden, jede Begegnung zu vermeiden. Hatte übrigens unter den Herren die beste Equipierung und die schönsten Pferde. Man glaubte, daß oncle Treschin ihm unter die Arme gegriffen habe. Sein Bursche mußte ihn, selbst in schwierigen Situationen, stundenlang bürsten ... Leider war er dann, schwer an der Ruhr erkrankt, zurückgeschafft worden, jetzt sollte er längst wieder hergestellt sein. Alexander von Ginstrum war einmal gefangen gewesen und sollte eben nach Südfrankreich abtransportiert werden, als er durch das Vorrücken der Kameraden befreit wurde. Man sagte von ihm, er habe die Zeit der Muße zum Dichten benutzt ... Marianne hatte ihn übrigens während der Feldzüge mehrmals besucht und soll immer gesagt haben: „Er fällt mir nicht!“ Danz war schwer verwundet gewesen, Hugo Sasterhausen, Ottos Freund, war gefallen. Otto war es am besten ergangen. Nie war er verwundet, sondern aus den gefährlichsten Momenten immer auf sonderbare Weise gerettet worden. Er war aber noch nicht angelangt, da seine Schwadron noch bei Breslau kantonnierte.

Stephan wollte beim Regiment bleiben. Ebenso Sperling, Georg Kahl und der kleine Welzel. Wahrscheinlich auch Weidlich. Sie hatten Geschmack daran gefunden.

Die adligen Herren des Regiments hatten beim flandrischen Adel, soweit der auf seinen Schlössern geblieben war, verkehrt und durchaus unkriegerische Freundschaften geschlossen. Die bürgerlichen Offiziere hatten daran nicht teilnehmen können, denn man hielt in Flandern auf den Adel.

Immerhin waren auch für sie angenehme Dinge gekommen, erquicklichere Abenteuer ...

Und nun ...? Man mußte zusehen.

Stephan pfiff. Es war ihm und den anderen deutlich, daß noch vielerlei überwunden und mancherlei Anpassungen gefunden werden mußten, ehe alles seinen pas ging, wie es sich gehörte.

⁂

Am übernächsten Mittag, als Stephan in der Kaserne war, pochte es draußen, und die Heddel meldete in einer Art, die irgendwie an das Rochusschloß erinnerte: „Der Herr Oberst von Logisch.“

Benigna ging dem Onkel eilig in das Mittelzimmer entgegen, in das sie ihre eigenen Sachen untergebracht hatte. Er kam etwas leise in der Haltung, die er von der ‚Katze‘ her gewöhnt war, auf sie zu, verhinderte ihren Handkuß und küßte sie auf die Stirn. Lang, fast zu lang für einen Husaren, stand er dann vor ihr, betrachtete sie schweigend, schaute auf die Bilder an der Wand und blickte wieder auf sie, während ein Schatten von Selbstvorwurf in seinen weitsichtigen blauen Augen stand.

Benigna wußte, daß er ihr Freund gewesen war und sie nie verlassen hätte, wenn ihm freier Wille geblieben wäre.

Die ‚Katze‘, die gelähmte Frau, die alle Aufregungen der Zeit vortrefflich überstanden hatte, war vor kurzem mit ihrem gesamten Berliner Meublement in das Haus des Königs Friedrich gezogen.

Benigna holte dem Onkel den Jungen.

Er hob ihn etwas ungewandt mit langen, schmalen Händen hoch, betrachtete ihn zögernd und küßte ihn, ließ ihn auf die strammen Beinchen nieder und sagte mit deutlicher Erleichterung: „Ein Logisch.“

Digitized by Google

Dann sprach er entschlossen von ihrem Manne. Daß er sich gefreut habe, in dem unbekannten neveu einen so tüchtigen und beliebten Offizier zu finden. Er habe ihn noch nachträglich für das Eiserne Kreuz vorgeschlagen, das er ihm bald anzuheften hoffe.

Sie erzählte, wie die Müllerin für sie gesorgt hatte. Das Kind spielte derweile an ihren Knien, sie sah auf sein feines blondes Haar, und die erste Freude und Zuversicht auf das neue Leben erhoben sich in ihr, seit Stephan zurückgekommen war.

Da merkte sie, daß der Onkel kaum zuzuhören schien. Er schien trüben Gedanken nachzusinnen.

Bevor er ging, sagte er halb vor sich hin: „Ich hatte Hans Thurzo gebeten, daß er dich holen sollte, und ihm Mittel dazu gegeben, aber es kam wohl etwas dazwischen ...“

„Ja, es kam wohl etwas dazwischen,“ sagte sie mechanisch.

Als er fort war, merkte sie erst, daß sie weinte.

❧ ❧ ❧

Bald danach kam Stephan vom Dienst. Es war natürlich in der Kaserne noch eine unerhörte Schererei und Desordre. Jeder Schwadronsführer wollte seine schlechten Leute entlassen und die guten in den Friedensdienst hinübernehmen. Am Kasernentor hätten sich schon Weiber angesammelt, die um Herausgabe ihrer heimgekehrten Männer schrien. Warum der Oberst sich nicht habe blicken lassen?

„Er war hier,“ sagte sie.

Er sah sie betroffen an. „Ah so.“

Am Nachmittag gingen sie dann zur Katze, wie der Onkel es erbeten hatte.

Als sie in den Salon der Tante traten, zuckte Benigna zusammen: sie hatte versucht, ihn dem Hedwigssaal in Rochus nachzubilden und zu diesem Zweck eine Zimmerwand niederreißen lassen. Die Wände waren mit einem ähnlichen verdunkelten Gobelin überzogen, in den wenigstens verschiedene Bischofsköpfe eingewebt waren, und an der Zimmerdecke gewahrte man allerlei Familienwappen, bis zu dem der Katz von Gandern. Die Tante hielt auf Tradition und Ahnen.

Ein Bedienter führte sie dann ins Zimmer der Katze. Sie lag auf einem pelzüberdeckten Ruhebett, und schien mit goldenem Crayon in einem Wirtschaftsbuch gerechnet zu haben, das neben ihr auf dem Marmortischchen aufgeklappt war. Ergraute Ninonlocken hingen in ihr unruhig sentimentales Gesicht. Dicht bei ihr stand der Stuhl, in dem der Onkel immer sitzen und ihr aus Taschenbüchern und Journalen vorlesen mußte. Jetzt durfte Benigna darin Platz nehmen, während Stephan mehr in den Hintergrund kam.

Die Blicke der Tante spielten aufmerksam zwischen den Eheleuten.

Sie sprach etwas seufzend und gleichgültig über Neiße, das sie nie gekannt hatte, und erzählte dann vom Grafen Treschin, der wieder im Rochusschloß weile. Während der Kriegszeit sollte er häufig in Wien Aufenthalt genommen haben, und es gab allerhand Historien über ihn.

Die Tante berührte auch mit einigem Anteil das Schicksal der Mechthild, und Benigna erinnerte sich, daß die Katze, wie man sagte, sich nur für unglückliche Leute von Herzen zu interessieren imstande war, während alles, was von Glück und Liebe in ihre Nähe kam, sie heftig und zornig erregte. Sie schien sich über Benigna und ihren Mann noch nicht recht im klaren zu sein und blieb kühl.

Im Salon trafen sie dann den Onkel. Er teilte Stephan die Auszeichnung mit, die er zu erwarten hatte und bat, sich auch der Zukunft des kleinen Thilo annehmen zu dürfen. Er hoffe ihn noch als Junker in seinem Regiment zu sehen. Stephan stand stramm, sein Gesicht zeigte neben allem Respekt die harmlose Freude, die ihm eigen sein konnte. Er sah tüchtig, glücklich und vertrauenerweckend aus, und der Onkel schien befriedigt und erleichtert.

Als Benigna und Stephan auf die Gasse traten, schmetterte ein Hufschlag heran, ein Fuchs wurde dicht neben ihnen zurückgerissen, und eine metallhelle Stimme rief ihren Namen. Leutnant Otto sprang vom Pferde, warf die Zügel einem Soldaten zu und umarmte Schwester und Schwager.

„Zurück! Endlich zurück!“

Schlank, braun, sehnig und frisch stand er da, erfahren und dennoch nicht verdorben, gesund und zu allem Glück geschaffen. Die Frauen hatten ihn unterwegs und im Felde unendlich verwöhnt, und seine Heim-

Digitized by Google

kehr war ein wahrer Triumphzug gewesen.

Benigna sah ihn mit seligem Lächeln an: ihr junger Bruder! Sie wußte: Otto würde ihr immer nur Harmonie ins Leben bringen. Irgendein geheimnisvolles Gesetz voller Güte verband sie beide.

An einem Arm die Schwester, an dem anderen den Schwager, so stieg Otto die Treppe im Müllerhause empor, beglückt dem Anblick ihres jungen Heims entgegenbrennend. Umhalste den Kleinen, drückte dem Ehepaar immer wieder die Hände und jubelte sein „Zu Hause!"

Ja, eine unsichtbare Hand hatte ihn gnädig behütet. Einmal war sein Leben nur durch den Sprung seines Pferdes gerettet worden, der ihn dem Lanzenstoß des Feindes entzog, ein anderes Mal entrann er nur dadurch dem sicheren Tode, daß sein Detachement einen anderen Weg einschlug, als die glücklicherweise zu spät eintreffende Order befahl, zum dritten war sein Freund Gasterhausen für ihn geblieben.

— — Daheim zu sein. Von allem Kampfe durch ehrenvollen Frieden frei, wieder Mensch sein, eine Zukunft vor sich spüren! Zwanzig Jahre und glücklich aus dem Kriege heimgekehrt, Name und Säbel blank, das Vaterland errettet: was gab es Besseres auf der Welt? Was für ein Glück war größer?

Und nun? Und nun? — — —

⌘ ⌘ ⌘

Die Jugendzeit der Jungfer Aust im Aust-Häusel in der Bischofstraße wurzelte noch in der Zeit, da der König Friedrich im benachbarten bischöflichen Schlosse jene denkwürdige Begegnung mit dem Nachfolger seiner kaiserlichen Feindin hatte. Die Aust hieß auch die ‚Husaren-Liesel', aber nur, weil ihr Vater vordem Wachtmeister im Regiment gewesen war, und sie den Husaren naturgemäß immer ein gewisses Wohlwollen entgegengebracht hatte, ohne aber jemals in sündige Netze zu fallen. Jetzt war sie eine kleine, pummlige, grauhaarige und gelbhäutige Person, die nie ohne ein graues Umschlagtuch über klösterlicher Tracht und einen Rosenkranz zu erblicken war, also immerhin ein vertrauenswertes Wesen für einen Obersten, dem durchaus nichts daran liegt, an den Liebeskomödien, die sich ohnehin entwickeln werden, für seinen Teil noch besonders mitzuhelfen.

Es hatte leider in der alten Bischofstadt schon manches junge Blut gegeben, das sich hinter dem Rücken ehrsamer Bürgereltern an die Soldaten verschenkte. Schon lange, lange hatte es in der Stadt Historien und Histörchen gegeben, heimliche und weniger heimliche Komödien, Verwicklungen, Schwänke, kokett- und sentimentale Spiele, Idyllen und Tragödien — — —

So war es schon immer gewesen, und so begann es von neuem.

Aber die Jungfer Aust war die geeignete Person, mit der der Adjutant von Ottolinski verhandeln konnte, als er im Auftrage des Obersten von Logisch passende Räume und eine passende Mamsell suchte, die den Mittagstisch für die unverheirateten Offiziere des Regiments übernehmen konnte. Vor kurzem war eine königliche Verfügung ergangen, die diese Einrichtung, die vor dem Kriege nur bei einem Garderegiment bestanden hatte, den Regimentern anbefahl.

Nachdem Jungfer Aust sich beim hochwürdigsten Herrn Erzpriester und im Kloster befragt, auch beim ‚Bilde' gewesen war, erklärte sie sich bereit, die Sache in die Wege zu leiten, zumal ihr Häuschen angenehme Räume hergeben konnte, und sie lange Zeit hindurch Pfarrersköchin gewesen war. Sie hoffe aber, bei den Herren Offiziers durchaus keine anderen Erfahrungen zu machen, als bei dem hochwürdigsten Herrn, wofür sich der Adjutant auch verbürgte. Wollte auch, das ließ sie dem Herrn Obersten gleich vermelden, nicht etwa eine grüne Jungfer als Köchin oder Gehilfin ins Haus nehmen, sondern ihre Freundin, die einmal Novize im Kloster gewesen sei, aber die Anstrengungen leider nicht ausgehalten habe. Sie wirtschafte jetzt bei einem Neustädter Amtmann, werde aber gerne kommen.

Soweit war die Sache in Ordnung, und es ließ sich allerhand von ihr erhoffen.

Jetzt, in der Garnison, begann sich allmählich zu zeigen, welchen verschiedenen Gebieten die Offiziere des Regiments Logisch entstammten. Von den früheren Offizieren waren Alexander Ginstrum und Danz, beide Rittmeister geworden, wieder da, ebenso hatten einige Stabsoffiziere noch unter dem alten Obersten gedient. Zu den neuen Zugängen aus dem schlesischen

Digitized by Google

Adel gehörte ein Sasterhausen aus dem Hause Jeschkendorf und ein Graf Wroich-Salawa, dessen Vater sich Anno sechs in Oberschlesien große Verdienste erworben hatte, aber nachher an den Folgen der Anspannung und allerhand Kabalen zugrunde gegangen war. Zu den bürgerlichen Offizieren zählten — Weidlich, Georg Kahl und der kleine Welzel waren während des Krieges zu den Husaren übergetreten — zwei aus bergischen Diensten gekommene Offiziere und die Leutnants Koch und Hille, die Unteroffiziere gewesen waren und sich durch ungewöhnliche Tapferkeit und Entschlossenheit hinaufgearbeitet hatten.

Die adligen Herren nahmen ihre Beziehungen zu dem Adel der Umgegend auf, dem sich der Reichsgraf Treschin diesmal anzuschließen schien, aber die bürgerlichen waren ganz auf sich selbst angewiesen, wenn sie nicht in der Stadt irgendwelche Freundschaften hatten. Dem ungewissen und unhaltbaren Zustande machte die Eröffnung des Heims der Jungfer Aust, das den Herren auch abends Platz und Gelegenheit zu Unterhaltung und Zerstreuung bieten sollte, Ende Juni ein Ende.

Um jene Zeit kam Adelheide Weidlich eines Morgens zu Benigna und hatte ihre Tochter mitgebracht, die sogleich auf den kleinen Thilo zulief und munter mit ihm zu spielen begann.

Adelheide sah schweigend zu, dann sagte sie plötzlich: „Die beiden werden nicht mehr lange miteinander spielen.“

Und sie erzählte, daß ihr Mann sich entschlossen habe, seinen Abschied zu nehmen und sich wieder seinem bürgerlichen Berufe zu widmen. Er hatte sich nach Berlin gemeldet und war bereits von einem Ministerium als Registrator angenommen worden.

Benigna wußte, daß Weidlich sich mit dem Major von Forster nicht gut stand, der auch zum alten Regiment gehört hatte und den Leutnant irgendwie fühlen ließ, daß Weidlichs Vater auf dem freiherrlich Forsterschen Gute Lorzendorf Faktor gewesen war. Sie wußte aber auch, was das für Adelheide hieß: wieder aus dem kaum gewonnenen alten Kreise und alten Tone hinaus ganz in den Bereich ihres Mannes und ihres Mannes Familie kommen. Die kleine Auguste würde eine Erziehung erhalten, in der nichts mehr von Urgroßvater General und der Überlieferung des Booths war, sondern nur die alte Mutter Weidlich in Berlin und die Familie Weidlich. Und — die Mutter Weidlich würde bei ihnen sein.

Die beiden jungen Frauen blickten sich an. Adelheides Gesicht wurde ein wenig strenger und knabenhafter, in den kühnen Augen war ein unumstößlicher Wille.

„Ich habe als seine Frau sein Leben zu teilen, wie er es haben muß. Ich wußte ja, wer er war. Nun darf ich nicht die Ursache seines Unglücks werden.“

In Benignas Seele schrie es: ‚Wie kannst du einen Mann ertragen, der geringer ist als du?‘ Aber sie sagte es nicht. „Ich beneide dich um deinen Willen,“ sprach sie nur.

Adelheide schaute nach den Kleinen.

„Ist es nicht um der Kinder willen, daß wir nicht kämpfen?“

Benigna blickte sie an. „Um der Kinder willen muß man kämpfen,“ antwortete sie.

„Dann wirst du es tun,“ sprach Adelheide, „ich will den meinen ihre Jugend und ihr Vaterhaus lassen, wie ich es ihnen damals wählte.“

Als die junge Frau fort war, legte Benigna sich ermattet auf das Kanapee. Der Kleine sah es nur, um sofort zu ihr zu kommen. Mit der Geschicklichkeit eines jungen gesunden Tierchens klomm er rasch atmend und jauchzend höher und schaute ihr plötzlich, die Arme auf ihre Brust gestemmt, mit hellem Gelächter aus seinen grellblauen Jungensaugen triumphierend ganz nahe ins Gesicht, warf dann das Köpfchen vor und preßte die kleinen harten Zähnchen in stürmischer Liebkosung auf ihren Mund, dabei immerfort lachend. Sie zog ihn zu sich herab, und nun lagen sie aufeinander, Leib an Leib, beide rasch atmend und schweigend. Wieder fuhr er dann hoch und schaute sie aus den metallblauen Augen an; sie spürte einen fremden Schein darin, nicht den, den sie noch aus des Bruders Jugend kannte: einen anderen, fremden.

Sie empfand seltsame Dinge in diesem schmalen, geschmeidigen Knabenleib, eine leidenschaftliche, unbekannte Seele und den späteren Mann. Leib an Leib preßten sie, das Kind jauchzte immer wieder, rang mit ihr, fuhr dann wieder vor und sagte ihr mit eigenem Blinken in den Augen ein Schimpf-

Digitized by Google

wort ins Gesicht. Schnellte girrend zurück und war wie eine Katze vom Kanapee.

Sie war aufgefahren. Nicht das Wort berührte sie, das er wohl vom Vater gehört hatte, wenn er mit dem Burschen schalt, nicht das Wort war es, sondern, daß er es verstand, die Seele, die ihr in den Augenblicken aus den ebenmäßigen, feinen Zügen ihres Geschlechts entgegensprang, die Seele, in der sie Fremdes erkannte.

Sie dachte an Adelheides Worte: ‚Ich wählte meinen Kindern damals das Vaterhaus.‘ Sie hatte ja auch — gewählt, und es war in diesem Kinde, und nichts löschte es aus.

Stand auf und strafte das Kind und dachte dabei doch: ‚Ich kann ihm das nicht wegnehmen. Er ist nicht nur ein Logisch, sondern auch ein Andrä. Er stammt von der Glockengasse und wer weiß woher. Wer weiß woher.‘

Thilo weinte. Dann bettelte er, zu ihr emporgehoben zu werden, kratzte und krallte demütig am Polster und küßte ihr dann abbittend die Hände. Dann warf er sich mit einem Ruck und einem letzten Aufschluchzen wieder auf sie, und so lagen sie nun wieder zusammen, Leib an Leib, beide schweigend.

⁂

Kurz vor der Ernte fand die Enthüllung des Eisernen Denkmals statt, das die Stände und Städte des Neißer und Grottkauer Kreises zum Gedächtnis der Gebliebenen im Freiheitskampfe auf dem Kapellenberge errichtet hatten.

Benigna beredete ihren Mann, mit ihr der Feier beizuwohnen. Sie wußte, daß sie viele Bekannte treffen würde, und etwas trieb sie danach.

Die Stimmung der Menschen, die hinauspilgerten, war nicht allzu glücklich. Es war gewiß ein schöner Tag, keine Wolke am Himmel, aber es waren zu viele dagewesen, es hatte wochenlang geregnet, und die Ernte war mißlungen, wie die Anno fünf und elf. Benigna hatte jetzt nicht mehr das sorglose Empfinden wie damals auf Smolltitz; seit langem war ein Mitfühlen mit der Erde und dem, was auf ihr wuchs, über sie gekommen und stammte vielleicht aus ihrem alten slawischen Blute, das den Dingen draußen so geheimnisvoll nahe ist, wie kein anderes.

Es war ihr, wie sie nun mit ihrem Manne ging, als ob sie selbst das gehemmte, erfrorene Land sei, das seine Knospen, den pulsenden Trieb in sich hatte zurückhalten müssen, das nur armselige, schwache Halme hervorgebracht hatte, matte, kleine Blüten, das ein dünnes Kleid trug, das von dem unbarmherzigen Regen noch zerstört worden war, das die Sonne nicht gekostet und getrunken hatte. Das Korn stand schwach, die Sommerung war kaum hochgekommen, besonders der Hafer erschien wie zu dünn gesät, und die seltsamen roten Lichter, die sonst mit der beginnenden Reife zwischen seinen Halmen zu glühen anfangen, diese seltsamen Lichter waren kaum zu sehen.

Nicht einmal die Heckenrosen blühten wie in anderen Jahren. Benigna kam an einem Strauch vorbei, es mochte derselbe sein, an dem ihr Alexander vor Jahren die Sage vom Bischof Laurentius erzählt hatte. Das schlesische Rosenmärchen stieg wieder vor ihr auf, sie strich über die schwächlichen Blüten, die gleich zu entblättern drohten, und fühlte seinen Zusammenhang mit dem slawischen Blute und der slawischen Geschichte Schlesiens. Blut und Rosen. Härte, Armut, Grausamkeit und die inbrünstige Liebe. Seltener zu den schönen lebenden Dingen, deren innerstes Geheimnis noch nicht entdeckt ist. Benigna schien es auf einmal: auch hinter diesem schweren Sommer stand ein Geheimnis, ein Schicksal und Zeichen. Irgend etwas war aufgefahren wie das Schicksal und gab ein Zeichen. Irgendein Zusammenhang bestand zwischen diesem Wetter und den nahenden Zeiten, in der Erde war dieselbe Armut, die über das Volk nach schwerem Ringen gekommen war, und doch war beides nicht arm, nicht die Erde und nicht das Volk. Aber die Kraft war fast am Ende. So schien sie auch in der Natur zu Ende. Wie dürr der Hafer war, wie kläglich die Feldrosen standen. Und in Benigna schrie es nach einem wahrhaften Sommer, einer ganzen Rosenflut, nach glühender Sonne! Und doch war sie das Weib eines Mannes.

Sie gingen weiter. Da hob sich schon der schmale eiserne Obelisk gegen den Himmel ab, das Denkmal für die Gebliebenen dieses Landes.

Ringsum war ein Plan abgesperrt. In diesen Raum durften nur die Ehrengäste

Digitized by Google

und die Zugehörigen der Städte und Stände.

Kutsche auf Kutsche fuhr auf besonderem Weg an den Hügel heran. Man sah Offiziers-, Beamten- und Ständeuniformen, die Gewänder der Geistlichkeit und etliche Damenkleider. In einer Kutsche saß die Smolltitzer Cousine. Ein dunkler spöttischer Hochmut erhob sich in Benigna. Sie blieb mit Stephan noch weit von der Absperrung unter dem gewöhnlichen Volke stehen. Eben kamen auch Leutnant Sperling und bald darauf auch Georg Kahl, der aufmerksam beobachtete und wenig sagte. Er sah noch immer eher wie ein Gelehrter aus. Vor kurzem hatte er geheiratet, aber die junge Frau war nicht bei ihm.

Benigna vermochte weder mit ihm, noch mit den anderen bürgerlichen Offizieren sonderlich warm zu werden. Sie sahen in ihr die Frau ihres Kameraden, die Mutter seines Söhnchen, eine Frau wie ihre Frauen, hatten ein wenig Geringschätzung, wenn sie sich ihres Vaters erinnerten, sahen aber in ihr nicht ... ‚fleur‘. Keiner hatte ein Verständnis für den Charme, der einmal in ihr gewesen und vielleicht noch immer nicht erloschen war, keiner vermochte so mit ihr zu reden, wie sie es gewohnt war.

Sie dachte manchmal spöttisch: ‚Waren das ... Offiziere? Offiziere?‘

Junge Männer, die Montur, Kolpak und Säbel, auch wohl manche Ehrenzeichen trugen, die im Kampf gewesen waren, befohlen hatten und befahlen, und die im Innersten in ihren Gesinnungen und Manieren doch ... Bürger waren und blieben. Die tüchtige Offiziere waren und doch nicht die, die sie kannte. Sie besaßen Ruhm, aber er war neu. Er war zu neu für Benigna, sie jedoch waren zu stolz auf ihn.

Benigna hätte manchmal lachen mögen, aber sie lachte nicht.

Stephan war ja nicht anders. An ihm konnte sie das am besten beobachten. Auch er war noch fremd in dem, was er sich doch schon vor dem Kriege errungen hatte, und fiel jetzt mehr und mehr in verflossene Dinge zurück, Gewohnheiten und Manieren seines Vaters. Immer wieder mußte sie denken: ‚Es ist ja der Müller.‘

Er zog die Kuckucksuhr wieder pünktlich auf und trug sich zu Hause so, wie es der Müller getan hatte, nur daß er anders sprach, auch wenn er räsonnierte. Er war wohl stolz darauf, daß sie unter den Frauen seiner Freunde die vornehmste war, aber er bemühte sich nicht im geringsten, dies irgendwie mit in Betracht zu ziehen, ein wenig ihr entgegen zu kommen oder ihr in der geheimen Erstarrung, die sie befallen hatte, die Hände zu reichen. Er war immer vergnügt, pfiff und sang, und nichts konnte sie mehr peinigen, als dieses ewige Summen und der schrill-sorglose Pfiff. Und der Schrei der Kuckucksuhr, bei dem ihre Seele immer unwillkürlich heimflog und Feldweite, Wälder und Schlösser suchte, coucou ... coucou ... um dann, aufschreckend, wieder zu erkennen, wo und bei wem sie war ... coucou ... coucou ... Immer aufs neue gab es Stunden, in denen sie mit rasend aufschäumendem Blute dachte: ‚Es ist ja der ... Müller ...‘

Jetzt regte sich in ihr wieder langsam und gierig das Verlangen, zu diesen Leuten dort drüben zu gehören, die würdevoll aus ihren Equipagen stiegen, ohne das Volk ringsum auch nur eines Blickes zu würdigen. Die einander begrüßten und sich zu ihren Plätzen fanden, während die Sonne in den Stickereien ihrer Uniformen und Kleider glänzte und auf den gemalten Wappen an den Kutschenschlägen leuchtete und während die preußischen und schlesischen Fahnen über ihren Häuptern schwer von den Stangen wehten.

Sie sah Onkel Ämilius in seiner leis resignierten, aber verbindlichen Art, Sasterhausen, Danz, Ottolinski, den Grafen Wroich und noch viele andere. Spähte nach Alexander aus, aber er war nicht da.

Aber plötzlich erkannte sie Matthias Treschin. Im Prunk der roten Ständeuniform lehnte er an einer Säule und sah unverwandt zu ihr hinab.

Nach beendeter Feier schossen die Mörser vom Fort Preußen Salut und läuteten in allen Kirchen weithin die Glocken. Aus der auseinanderdrängenden Masse hob sich das Denkmal deutlicher ab: schmal, schlank, ganz aus Eisen, ein Denkmal seiner Zeit. Eichenkränze lagen zu seinen Füßen.

Die Kutschen rollten ab. Jetzt kam Graf Treschin. Ohne den Kopf nach ihnen zu wenden, fuhr er in der von vier Rappen gezogenen Equipage an ihnen vorüber.

Sie gingen nun auf das Denkmal zu,

Digitized by Google

und der Duft des zertretenen Grases kam ihnen stark entgegen. Die Posten waren fort. Das Volk umstand respektvoll und schweigend das Denkmal und las die Namen.

Georg Kahl blickte um sich.

Dann sagte er mit scharfem Blick in Stephans Augen: „Wir waren Kameraden beim Ritt, bei der Attacke, im Biwak und im Sterben. Warum konnten wir heute hier oben nicht mehr . . . Kameraden sein?" — —

Die anderen schwiegen.

⌘ ⌘ ⌘

Benigna war bei der Leutnant Kahl, die in der Breiten Straße, nicht weit vom Kloster, wohnte, zum Kaffee geladen. Das stattliche Haus hatte einen großen Obstgarten. Ein wenig herablassend — es waren außer Benigna noch die Madame Sperling mit ihrer Tochter und die alte Justizrätin Welzel mit ihrer Schwiegertochter geladen — zeigte Madame Kahl ihnen alle Stuben, öffnete sogar die Schlafkammer und wies ihnen die aufgetürmten Betten: vier Gebett aus feinsten Federn hatte sie mitbekommen, vier bekam sie später noch. Dazu stand hier die Truhe mit dem selbstgesponnenen Linnen, der Besuch drängte sich darum, und die Jungfer Sperling sah bedrückt aus, weil ihr das entronnene Glück wieder zum Bewußtsein kam. Sie hatte sich ja schon darein gefunden und ging in die Bibelstunde zum Diakonus Hermann, aber jetzt regte sich in ihr der Groll.

Im Vorderzimmer zu ebener Erde war inmitten der neuen Möbel der Kaffeetisch mit hohen, oben breit auslaufenden Tassen gedeckt, die gemalte Taubenscharen und Rosenkränze zeigten. Madame Sperling wurde ganz poetisch und machte eine scherzhafte Anspielung auf das von Rosen umkränzte und von unschuldsvollen Tauben zärtlich umflogene Glück der jungen Ehe, aber sie drang nicht recht damit durch: eines beherrschte alle, die Teuerung.

Die Teuerung, die wieder kam. Zu den Lasten und Verlusten der Kriege, zu allem bitteren Opfer, nach allen Hungersnöten kam nun wieder ein karger Sommer.

Madame Kahl behielt die Oberhand. Sie war vom Lande, von einem reichen Gute. Sie hatte die kostbaren Dinge, um die es bitter gehen würde, ganz nahe. Sie hatte Eier, Butter und Mehl, oder würde sie haben. Man sagte ihr viele Schmeicheleien. Vielleicht, daß man dann und wann ein Quartierdel Butter oder ein paar Eier von der Erbscholtisei bekam!

Benigna saß schweigend, mit dem Gefühl einer inneren Ferne, da und dachte: ‚Vermögen diese Frauen denn an weiter nichts zu denken, als an das Nächste . . .? Spüren sie nichts, gar nichts von dem dunklen Schicksal, das da heraufzutauchen scheint, und ahnen sie in ihrem Blute nichts von dem schmalen, erstickten Sommer dieses Jahres? Und vermögen sie sich nicht abzulenken, zum Schönen hinzuwenden, muß es denn in allem nichts weiter geben als die häusliche Not, als Butter, Mehl, Fleisch und Eier?‘

Sie fühlte, daß sie abgeirrt war und daß die anderen mit sicherem Gefühl den Standpunkt einnahmen, den sie für ihr Leben brauchten.

Adelheide fehlte sehr. Die hätte vortrefflich den Ton gefunden und manchmal auch zu leiten versucht. Aber Benigna fühlte sich unfähig dazu und hielt es auch nicht für der Mühe wert. Sie empfand auch, was die anderen dachten: ‚Was bildet sich die Andrä'n ein, die sich mit vieler Mühe aus ihrer bitteren Not heraus den reichen Leutnant ergattert hat!‘ Man fand nicht, daß sie hinab-, sondern, daß sie hinaufgestiegen sei ... und schlug Stephan gegenüber einen liebenswürdigeren Ton an als ihr gegenüber.

Die Nadeln klapperten, und die Fädenmuster bildeten sich. Benigna filierte einen Kragen für den kleinen Thilo, dessen Muster ihr noch Adelheid gegeben hatte. Ihr Herz schwang in dunklem Heimweh: Wen hatte sie denn? Es gab sicherlich in ihren früheren Kreisen genug Frauen, die keinen größeren Geist als die Kahl und nicht mehr Ehrlichkeit für sie als die Madame Sperling hatten, es war nicht viel anders und doch war etwas anders! Oh, fort von hier! Weit draußen zu sein! Reiten, wie damals in Rochus, und die Menge verachten können!

Sie gehörte nicht mehr zu den einen und nicht zu den anderen.

Die Tante ‚Katze‘ hatte sie und Stephan immer noch nicht eingeladen, die Gräfin Wroich ging mit kühlem Gruß an ihr

Die Tanzkünstlerin Lucy Kieselhausen
(Photographische Aufnahme aus dem Atelier d'Ora in Wien)

Digitized by Google

Digitized by Google

vorüber, Marianne kam niemals, ebensowenig eine der anderen adligen Regimentsdamen. War etwas durchgesickert von dem, was ... damals geschehen war? Ach nein, sie war nur ... Madame Andrä.

Alexander vermied sie auch vollkommen. Benignas Sinn wirrte manchmal darum. Sie grübelte auch über das, was ihn so lange, unendlich lange und treu zu ihr gezogen hatte. Bestand noch etwas davon, da er sie mied? — — —

Als Benigna gegen Abend heimkam, war Stephan noch nicht da. Sie brachte Thilo zu Bett und hörte lächelnd zu, wie die Heddel nach ihrer Art ihn noch neckte. Er erwiderte, wollte dann im Übermut nach ihr schlagen, besann sich aber betroffen und küßte sie. Dann reichte er der Mutter die weichen, schmalen Lippen und preßte sie innig auf ihren Mund, erstickt eine Liebkosung murmelnd. Dann betete sie mit ihm, er legte sich gehorsam hin, um dann noch einmal stürmisch aufzufahren und sich an sie anzuschmiegen: ach ja, er war doch ihr Junge!

Sie saß eine Weile versunken am Bettchen und sah dann die Sterne aufgehen, und mit sonderbarer Deutlichkeit kam eben in dieser Sekunde jene alte Sage vom Kapellenberge in ihr auf und besonders die Stelle, in der die beiden, die sich nicht gehören wollen, beim Sternenschein zusammen knien und das Ave Regina beten. Sie dachte daran. Ihr Herz schlug atemlos. Etwas berührte sie und flog fort.

Nach einer Weile kam Stephan und fragte nach dem Schwager.

„Otto war nicht da," erwiderte Benigna. „Er hatte Dienst."

„Ich muß morgen schon um vier heraus," sagte Stephan. „Der Alte treibt es zu toll. In der Kampagne wurden wir mehr geschont!" Er schimpfte sonst selten auf den Obersten. Dazu hatte er zuviel Respekt vor ihm und fühlte sich auch von seiner Gunst getragen. Heut schien er ein wenig gereizt.

„Du warst bei der Kahl?"

Er ließ sich während des Abendessens erzählen. Besonders gefiel ihm diese ‚Bauernmamsell' nicht. Er begriff Georg nicht und begriff ihn doch.

Viel lieber hörte er, wenn Benigna von Begegnungen mit adligen Damen erzählen konnte. Aber damit war es ja nichts. Heute sagte er auf ihre Schilderung: „Hoffentlich haben dich der Hochmut oder die Langeweile dabei nicht zu sehr geplagt!"

Sie blickte ihn betroffen an.

Es war kaum noch dämmerig in der Stube, und man konnte seine Augen leuchten sehen. „Ich war vorhin in der Glockengasse," fügte er hinzu.

Sie begriff. „Ich dachte, die Mutter Andrä hätte dir längst erzählt —"

„Das hat sie nicht. Heute kam ich zu ihr, um einen Becher für den Jungen zu kaufen. Sie schenkte ihn mir und erzählte dabei, wie schroff du sie damals abgewiesen hast ..."

„Ich war in keiner fröhlichen Stimmung."

Er sah sie scharf an. „So ..." Dann fuhr er plötzlich vor: „Ist es nicht dasselbe, ob einer Andrä heißt oder Logisch ...?"

Sie antwortete nicht.

Sie wollte noch ein wenig in den Garten. Aber er nahm sie heftig am Arm und zog sie mit einem bösen Wort durch den langen Gang nach hinten.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie lag lange wach. Es war selten so schön gewesen wie heute, und die Frösche sangen, wie den ganzen Sommer noch nicht. Die Feuchtigkeit war aufgestiegen und schwamm in Streifen vor dem Westhimmel, der ein kleines Leuchten hatte, das einen neuen, klaren Tag verhieß.

Auf einmal hörte sie Trappeln. Waren das die Husaren? Die Reiter schienen in das Gäßchen nach der Kaserne einzubiegen. War das Ottos Schwadron?

Das Trappeln verklang.

Sie blickte plötzlich auf.

Über ihr schienen große Sterne scharf und hell zu ihr herab.

⁂ ⁂ ⁂

Am anderen Morgen, als Stephan eben fort war, sah sie zu ihrem Erstaunen Alexander von Ginstrum die Königstraße heraufkommen. Ja, Alexander. Er trat in ihr Haus.

Was bedeutete das?

Als der Bursche kam, ihn zu melden, ging sie schon an ihm vorbei auf den Vetter zu.

In seinem Gesicht war Schweigen.

Sie begriff plötzlich, daß nur etwas Un-

erhörtes ihn ihr wieder hatte näherbringen können.

Nun sagte er leise, den Blick auf sie gerichtet: „Otto lebt nicht mehr.“

Sie fuhr auf und starrte ihn an, einen Moment zweifelte sie an allem. Er trat auf sie zu und geleitete sie zum Kanapee und nahm neben ihr Platz. Mit ergriffener Stimme erzählte er, daß Otto gestern mit seinen Husaren zum Schwemmen der Pferde nach dem gewohnten Platze in der Neiße in der Nähe des alten Fürstengartens geritten sei. Dort wären einige Leute auf noch unaufgeklärte Weise in die Strömung geraten, und er war ihnen nachgeritten, um sie zurückzureißen. Dabei war er mit seinem Pferde selbst in die Tiefe gekommen. Er allein war ertrunken. Seine Husaren hatten ihn bis zum Dunkelwerden gesucht und dann gefunden. Man hatte ihn nach dem Garnisonlazarett gebracht.

Sie saß gebückt. Alle Sehnsüchte zerstoben vor dem Schlag. Wenn nur Otto ihr geblieben wäre! Keiner als Otto! Ihr geliebter Bruder! Wie hatte sie lästern, sich einsam fühlen können, da sie ja Otto noch hatte!

Sie zitterte in Verzweiflung.

„Es ist nicht wahr. Er kam ja aus dem Krieg! Er kam ja durch alle Gefahren! Es kann ja nicht sein, daß er so . . . so . . .“

Er nahm ihre Hand und hielt sie fest. Es war kein leidenschaftlicher und stürmischer Druck. Es war innere Beherrschung darin. Sie sah auf und erkannte in seinen Augen die Ähnlichkeit mit Otto. Ihre Tränen stürzten.

Er hielt sie an sich gepreßt, rührte sich nicht und sagte nichts. Aber irgend etwas von ihm strömte lautlos zu ihr. Sie erkannte es mit schlagendem Herzen. Inmitten ihres Leides fühlte sie die große Liebe, die zu ihr begehrte. Und langsam zog die Februarnacht vor ihr auf, da sie zusammen über die gefrorene Neiße wanderten, der sonderbare Schneesturm um sie flog und er sie an sich gepreßt hielt.

Eine Seele hatte sie da gesucht und sie hernach im Feuer des wieder erwachten Blutes geringgeachtet. Jetzt wußte sie, was sie von sich gestoßen hatte! Es war ihr auf einmal, als ob früher blühende Zweige um sie gebreitet gewesen wären, Kränze zu ihren Füßen gelegen, Rosen über Rosen um sie geduftet hätten, und an allem war sie vorübergegangen, zu diesem hier. — — —

Dann stand sie auf, um mit Alexander nach dem Garnisonlazarett zu gehen.

❋ ❋ ❋

Nach Ottos Beerdigung fanden sich alle zur Familie Gehörigen in des Obersten Wohnung zusammen. Die ‚Katze‘ ließ sich die Hände küssen und trösten, als ob sie die Leidtragende sei. Der Oberst war ehrlich ergriffen. Sein schmales Gesicht war bitter und grau, in seiner Gestalt war zum erstenmal etwas von Hinfälligkeit zu merken. Er sagte immer wieder, daß ihm der junge Otto der liebste Leutnant im Regiment gewesen sei, und von allen Seiten klang das Bedauern über das unbegreifliche Ende.

Benigna stand mit Stephan und Mechthild etwas zur Seite. Die Blicke der Muhme verfolgten mit zäher, glänzender Ausdauer Hans Thurzo, der mit den Sasterhausens zusammen herübergekommen war. In ihr lebte noch immer das alte Gefühl. Sie war breit und füllig geworden, aber noch immer war Reiz an ihr und umschwärmten sie die Bewerber.

Hans Thurzo war in sich erschüttert. Er hatte Benigna gestern abend bei der Ankunft halb schluchzend bekannt: „Ich war auf dem Wege, mich in einer bösen Affäre zu verlieren, Ottos Tod hat mich herausgerissen. Ich schwöre Vernunft!“ Er vertraute Schwester und Schwager den Entschluß an, den Abschied zu nehmen und nach Schlesien in den Schoß der Familie zurückzukehren. Das Leben, das jetzt in Berlin herrsche, sei ihm im höchsten Grade zuwider.

Er sprach mit offenbarem Abscheu von der reaktionären Partei bei Hofe, von Wittgenstein, dem Herzog Karl, Knesebeck und Tauentzien. Wenn er, Hans Thurzo, späterhin ein Gut bewirtschafte, so werde es sein ausdrückliches Bestreben sein, die Freiheiten der Bauern zu bewahren und ein durchaus patriachalisches Verhältnis auf Grund des Rechtes zu schaffen.

Diese Meinungen harmonierten vollkommen mit denen der Mechthild und waren der sofort mitgeteilt worden. Nun kam er auch zur Muhme heran, schien alles

Digitized by Google

Frühere vergessen zu haben und erzählte ihr dasselbe.

Benigna fühlte sich mit Stephan ein wenig isoliert, der Eindruck verwischte sich aber, als nun zu Tisch gegangen wurde und sie als Nachbarn zur linken Hand — rechts hatte er die Sasterhausen — den Onkel Ämilius hatte, der ihr ritterliche Aufmerksamkeit erwies. Die ‚Katze' saß in ihrem Rollstuhl neben dem Grafen Treschin. Dieser heftete seine Aufmerksamkeit auf sie, während er Benigna und ihren Mann vollkommen übersah. Die sprach nur, wenn der Onkel das Wort an sie richtete, der Bissen quoll ihr im Munde, wenn sie bedachte, daß Otto noch vor acht Tagen hier am selben Tische gesessen hatte, ein froher, zukunftsfreudiger Junge.

Alexander hatte ihr gegenüber wieder das kühle und formvolle Wesen angenommen, seine Aufmerksamkeit galt unverkennbar seiner Frau, die in ihrem Zustande — sie erwartete das dritte Kind — noch wilder und zigeunerhafter aussah als je, in die tiefsten Dämmerungen des Weibeslebens zurückgetaucht. Sie sprach nicht. Sie brauchte nicht zu sprechen. Aber im Regiment witzelte man bereits über ihre oft wiederkehrende Bemerkung: „Sieben will ich haben!"

Hans Thurzo verabredete mit der Mechthild eben eine Zusammenkunft zum Herbst. Er wollte zur Jagd nach Smolltitz kommen und in der Stadt wohnen. Sie strahlte.

Da klang die Stimme der alten Sasterhausen auf. Sie sprach über die Verwilderung, die jetzt nach dem Krieg unter dem Volke eingerissen sei und sie schon zu allerhand Konferenzen mit der Geistlichkeit veranlaßt hatte.

„Wie sollte es denkbar sein, daß unser Vater," sie meinte den König, „dem Volke jetzt noch mehr Freiheiten gewährt, da es schon durch die wenigen entartet ist . . .! Welche Zustände herrschen auf dem Lande! Wie vermochte der Gutsherr früher über die Bauern zu gebieten! Und jetzt . . . jetzt lachen sie ihn aus! Es sei nur gesagt, was unser guter Prediger Scholz in Polnisch-Höfchen auf der Synode mitteilte: Daß unter tausend Geborenen . . . es ist kaum auszusprechen . . . unter tausend Geborenen immer das dreizehnte Kind ein uneheliches ist. Gab es das früher? Wahrlich, die neuen Edikte waren vom größten Übel für das Volk! Es wäre am Platze, daß statt neuer Forderungen die alte Kirchenordnung von 1664 wieder Gültigkeit erlange, in der Herzog Sylvius von Öls befiehlt: ‚Es ist notwendig, daß das geile Fleisch gezüchtigt werde . . .'"

Die ‚Katze' wandte ihr beistimmende Worte zu, Andrä aber sagte plötzlich zu aller Erstaunen in einem leicht gereizten Tone: „Verzeihen die gnädigste Gräfin, ich bin auf dem Lande aufgewachsen und ein Sohn des Volkes . . . Ich bin nicht der Meinung, daß die vor dem Krieg erlassenen Edikte verderblich gewirkt haben, sowenig wie neue, die die während der Feldzüge gegebenen königlichen Versprechungen erfüllen würden, jetzt vom Schaden wären. Das, worüber wir jetzt klagen, sind nur die Nachwirkungen der verworrenen Zeiten und vielleicht die unsicheren des Überganges, aber man wird sie nicht durch — Rückschritte verbessern."

Um den Mund des Grafen ging ein ausdrucksvolles Zucken. Er richtete nur einen kurzen Blick auf den Redner und senkte dann wieder die Lider.

Die Sasterhausen hatte keinen Widerspruch erwartet und sah die ‚Katze' mit ungläubigem und vorwurfsvollem Erstaunen an.

„Das Volk," fuhr Andrä fort, „wird sich an seine sauer verdienten Freiheiten langsam gewöhnen, und was jetzt manchem noch ein Grund zur Klage erscheint, wird sich dann zu allgemeiner Freude wandeln."

Die Gräfin schluckte.

„Ich weiß allerdings nicht, wie weit die Unsittlichkeit überhaupt imstande ist, dem Herrn Leutnant Sorgen zu machen."

Stephan wurde rot. Er sah sie aus den runden braunen Augen scharf und fest an.

„Gnädigste Gräfin, ich bin gegen alle Unsittlichkeit und halte auch bei meinen Husaren auf strenge Zucht. Möchte aber untertänigst auf das Wort eines bekannten Menschenfreundes aufmerksam machen. Graf Rumford sagt: ‚Warum soll man die Menschen nicht erst glücklich und dann tugendhaft machen? Wenn Glückseligkeit und Tugend unzertrennbar sind, so wird der Endzweck ebenso sicher durch die eine

Digitized by Google

wie die andere Methode erreicht ... Es ist gewiß leichter, zur Glückseligkeit und zum Wohlbehagen in Armut und Elend versunkener Menschen beizutragen, als ihre Sittlichkeit durch Ermahnungen und Strafe zu verbessern . . .'"

Benigna dachte: ‚Georg Kahl . . .'

Dann vergaß sie darauf. Ihr Blick traf die auf ihr ruhenden Augen Alexanders.

Sie merkte nicht einmal, daß Graf Treschin ihnen zusah.

„Die reine Vortrefflichkeit vergangener Zeiten scheint Ihnen nicht recht imaginable zu sein, Herr Leutnant Andrä," antwortete die Gräfin kurz. Sie wandte sich zur Katze. „Es steht zu vermuten, daß die vor dem Kriege erlassenen Edikte nachträglich noch die Modifikationen erhalten, die damals im Drange der Zeit leider unterlassen wurden. Unser vortrefflicher Prediger Scholz hat die besten Hoffnungen darauf."

Andrä war abgetan. Er stand nachher mit Benigna ärgerlich und spöttisch beiseite.

Da kam Treschin auf sie zu. Benigna sah wieder die geschmeidige Eleganz seiner schmalen Gestalt, die rassigen Züge, die uralte Anmut seines Wesens. Begriff im Augenblick wieder, wie es möglich gewesen war, ihn so zu lieben. Begriff, daß ein Glück denkbar gewesen wäre. Der törichte Mann! Das größte Wunder seines vielbewegten Lebens hatte er losgelassen.

Neben ihnen standen Hans Thurzo und die Mechthild. Sie legte ihm eben die Hand auf den Arm und flüsterte: „Es war ein Pläsier, wie unser Leutnant es der Alten gab, die da glaubt, daß die Welt nur für sie geschaffen sei ..."

Hans Thurzo sah sie regungslos an.

Matthias Treschin blickte Benigna nicht ins Gesicht. Seine halbverhüllten Blicke waren ins Leere gerichtet. Aber ein undeutbares Zucken lag um seinem Mund, als er mit nachlässiger Betonung sagte: „Ich höre, daß eine Tochter meines Lakaien in Ihrem Dienste ist, Madame Andrä?"

Sie bejahte kurz.

Er sah noch immer über sie hinweg.

„So muß ich bitten, mir das Mädchen wieder zuzuschicken," antwortete er halblaut und geringschätzig.

Dann wandte er ihr den Rücken und ging mit seinem leichten Schritt davon.

Stephan sah ihm betroffen nach.

„Miserabel," sprach die Mechthild eben. Sie bezog es nur auf die Sasterhausen. „Aber ich denke nicht daran, meinen Bauern die armseligen Freiheiten zu nehmen, um die Peitsche wieder einzuführen."

Hans Thurzos Miene war zerstreut.

Jetzt sagte er: „Es ist noch nicht entschieden, ob nicht die Peitsche besser ist, liebe Cousine."

Wandte sich, schritt zur Sasterhausen und küßte ihr die Hand, ihr ehrfurchtsvoll für ihre verständigen Worte dankend.

⁂

Alexander war seit dem Begräbnisse nicht mehr bei Benigna gewesen. Er schien sein bisheriges Verhalten vollkommen wieder aufzunehmen. Sie aber machte sich eines Nachmittags auf, um Marianne zu besuchen.

Die Heddel saß mit tränenüberströmtem Gesicht bei dem kleinen Thilo. Sie mußte wieder ins Rochusschloß. Der Vater war gekommen und forderte sie zurück.

In trübem Grübeln wanderte Benigna über die Brücke in die Stadt. Beide waren ihr gleichgültig, Stadt und Friedrichstadt. Tag für Tag dasselbe zwischen Reveille und Zapfenstreich. Und nichts als dieser trübselige Sommer, in dem nichts mehr flammte, in den kein Danklied klang. Armselig fuhr auf Leiterwagen vorbei, was in diesem Jahre Ernte genannt wurde, die Leute sahen es kurz an und senkten dann mit unbeweglichen Mienen stumm die Köpfe.

Das Hungern begann schon im Volke.

Bald fand Marianne das Haus am Paradeplatz, in dem Alexander wohnte. Sie zog die Klingel und sah mit flimmerndem Blick auf die kleine Tafel, die den Namen des Rittmeisters von Ginstrum trug.

Er öffnete selbst und fuhr im Dämmerlicht des Flures ein wenig zurück, als er sie erkannte.

„Du . . . Benigna . . .?"

Seine Stimme war etwas verschleiert. Er öffnete die Tür seiner Stube vor ihr, und sie blieb mit einem Ruck stehen: das war Heimat, ja, Heimat war dies! Nicht bei dem Onkel, wo soviel Glanz, nicht in Smolltitz, wo so viel zusammengetragen, nicht im Rochusschloß, wo so viel Tradi-

tion: hier war heimatliches Wesen in Bildern und in der Anordnung der einfachen Möbel aufgefangen, zärtliche Vergangenheit und Jugend. Und von drüben fiel das Bild der alten Stadtwage mit dem verblichenen Sgraffitoschmuck anmutig herein.

Sie sahen sich an. Dann besann er sich, bot ihr Platz und eilte, um Marianne zu rufen.

Er schien beim Arbeiten gewesen zu sein. Drüben auf dem Schreibbureau lagen Blätter, und die Feder lag neben dem offenen Tintenglas.

Nun trat er wieder ein. „Marianne kommt gleich."

Er strich sich über die Stirn und sah darunter weg mit versonnenem Blick auf Benigna und seine Blätter. Dann nahm er neben ihr, mit dem Rücken gegen das Fenster, Platz. Das Licht lag hell um seinen schmalen Kopf.

Sie mußte unwillkürlich an Smolltitz denken, wo er in den unendlich vergangenen Zeiten, da die Mutter noch lebte, oft so gesessen hatte, wenn er als Kornett herüberkam.

„Du schreibst gewiß auch an deinen Kriegsmemoiren?" fragte sie, denn es schrieb jetzt fast ein jeder daran.

„Nein," sprach er, „ich schreibe noch immer an meiner Familiengeschichte, an der ich schon in der Reitbahn arbeitete. Gewiß habe ich Aufzeichnungen aus dem Felde, die für meine Söhne sein sollen. Dies hier aber ist für . . . dich."

Sie zuckte zusammen.

„Noch immer der alte . . .?" fragte sie leise.

„Ja," sagte er fest.

Sie lächelte.

„Die Rosen des Bischofs Laurentius."

„Auch draußen waren sie," sagte er ernst. „Neben dem Blut die Rosen. Neben den bösen Dingen blühten die anderen: Morgen- und Abendrot, eine brennende Mühle am Horizont, im Frühduft verklärte Schlösser . . . Ja, als ich einmal verwundet am Boden lag, da war in mir keine Angst, ich drückte meine Lippen auf den Sand. Es gab keine Verzweiflung. Wir waren eins, die Erde und ich."

Marianne kam. Sie trug ein graues, nicht eben schönes und sauberes Kleid und hatte ein Tuch bis unters Kinn zusammengesteckt. Und doch war nichts Unangenehmes an ihr. Sie mußte so sein und in ihrem Zustande so aussehen. Benigna überkam plötzlich die Empfindung, daß Alexander eben durch das Naturhafte an ihr zu seiner Ehe gekommen war.

Mariannes Augen waren sehr dunkel und nicht ohne Haß.

Benigna erkannte ihn erst nach wenigen Minuten. Ja, es war Haß.

Schweigend blickten sich die Frauen an, und Benigna durchschoß es: wenn eine Frau so zu der anderen ist, dann hat sie auch — Grund. So schaut man nur eine Rivalin an. So feindlich ist man nur zur — Feindin.

Ihr Herz wurde warm und voll. Es wurde voller Triumph. Es brannte vor Glück.

Sie fühlte: mit allem würde Marianne gegen sie kämpfen. Mit List, Gewalt, Lug, Trug, Hohn und Grausamkeit, mit Zähnen und Krallen, wenn es sein mußte.

Breit und schwer saß Marianne da. Und ihre Blicke maßen Benigna immer drohender.

Da stand die auf. Und wußte, daß sie nicht mehr wiederkehren durfte. Marianne ließ es sich nicht nehmen, sie bis zur Stiege zu begleiten. Sie hielt das Tuch eng an sich gepreßt und sah mit den dunkelbraunen Augen zu ihr auf. Ein Lächeln fuhr ihr bis unter die breiten Backenknochen. Sie sagte langsam, während sie ihre Hand auf das Treppengeländer legte: „Du hast nicht gewollt. Hüte dich, wenn du jetzt noch — wolltest!"

⌘ ⌘ ⌘

Graf Matthias Treschin hatte kürzlich in Ratibor von einer gemieteten Truppe eine seiner Komödien aufführen lassen. Eine Demoiselle vom Breslauer Theater, die ihm einst nicht ferngestanden hatte, verkörperte darin die Hauptrolle, die genau so wirkte, wie verkörperte Träume immer wirken: grau, banal und ohne die geringste Illusion. Die ganze Komödie, die er mit besonderem Entschluß fertiggestellt hatte, weil sie ihm die liebste war, hatte die gleiche Wirkung gehabt: grau, banal und leer. Er war noch an demselben Abend abgereist, ohne der Demoiselle weiter zu gedenken.

Mit dergleichen darf man sich nicht befassen. Fatale Dinge. Dinge für Skribenten,

Digitized by Google

aber nicht für die subtile Seele eines Treschin.

Er lächelte spöttisch und ging mit seinem leichten Reiterschritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Über dem Schreibtisch hing jetzt ein anderes, kleineres Bild, aber in viel kostbarerem Rahmen. Es war vielleicht das kostbarste unter allen Gemälden hier. Das Bild stellte ‚fleur‘ dar. Diesmal wirklich . . . ‚fleur‘ . . .

Er starrte es an, während seine Maske sich löste und ein waches, unruhiges, unbefriedigtes Zucken um seinen Mund ging.

‚Fleur‘ . . .

Er hatte das Bild vor dem Kriege für ein paar Reitpferde von dem vortrefflichen Gardeleutnant in Berlin eingetauscht, dem solche Familienandenken nicht schwer wogen und der ja keine Ahnung hatte, welche Gedanken oncle Treschin zu der chère nièce zogen . . .

Ein Tausch, der es mitbewirkte, daß aus allem Dämmer des Vergessens und den Gluten neuer Erlebnisse und Abenteuer immer noch das eine mit den stärksten Farben immer wieder herausschrie . . .

‚Fleur‘ . . . liebste Komödie . . .

Liebste Komödie, weil sie abgebrochen worden war, noch bevor alle seine Feuer sich entzündet hatten, weil zum erstenmal das Spiel, das er zu spielen pflegte, umgewendet worden war . . .

Die Gemahlin des Wiener Vetters, die Grahotusch, war vielleicht in ihrer reifen Üppigkeit schöner, aber sie hatte sich so leicht gegeben, wie eine Dame von famille sich nicht geben soll. War ihm an die Schulter gesunken mit veritabel derselben Bewegung wie unzählige Demoisellen und Frauenzimmer vor ihr.

. . . . Nur die eine hatte widerstanden. Sie hatte den Charme, das Spiel zu halten, zu schüren, ins Rasende zu bringen und dann . . . abzubrechen.

Er stand dann wieder vor dem Porträt, das noch immer Farbe hatte, obgleich draußen ein übler Herbstabend niederging.

Unvergeßliche Dinge durchglitten ihn: Ritte durch rätselhaften Frühlingsschein, zitterndes Niedersinken blauer Abende, Schnepfenlaut und aufsteigender Dunst im Mondlicht, Dinge, die er anderswo vielleicht romantischer erlebt, aber wieder vergessen hatte.

— — Er war abgereist, aber nur um seinerseits das Spiel zu schüren, um zu zeigen, daß auch er die aparte Kunst verstand, sich zu rächen und zu reizen . . .

Und darüber kam der Krieg.

Und als er dann endlich wiederkehren konnte, vernahm er schon in der Rochusallee, daß ‚fleur‘ die Gattin jenes . . . obskuren Subjekts geworden war, ließ die Pferde wenden und war zum Abend schon wieder jenseits der Grenze . . .

Er war mit ihr fertig. — —

Und nun war er doch wieder in dasselbe Spiel verstrickt. Als er sie das erstemal wiedergesehen hatte, nur von weitem, am Arm jenes Wichts, blaß, still, mit unverloschenem, sehnsüchtig gesteigerten Reiz, da wußte er, daß er sie noch immer begehrte.

Wie keine.

Und jetzt, da sie gänzlich umstellt und von ihm abgewendet war, da, wie er empfand, kein Fünkchen in ihr noch nach jenen seltsamen Zeiten zuckte, jetzt glühte und raste sein Verlangen, und jetzt mußte er sie gewinnen.

‚Fleur‘, liebste Komödie . . .

Jetzt m u ß t e er gewinnen!

‚Fleur‘ . . .

Er ließ satteln und ritt in die Stadt zu den Husaren.

⁂

Die wilde Romantik der Wachtstuben war mit dem Krieg zu Ende gegangen.

In der Offiziersressource in der Bischofstraße ging es braver zu. Die Jungfer Aust leitete ihre Sache vortrefflich, und im ganzen war nicht zu klagen.

In dem Hinterzimmer, das die Tannenmöbel des seligen Wachtmeisters enthielt, pflegten sich die Stabsoffiziere aufzuhalten, wenn sie des Abends vorsprachen. Auch der Oberst saß dort, wenn, wie die Leutnants behaupteten, ihm die ‚Katze‘ die Erlaubnis dazu gegeben hatte. In der Mitte stand ein mächtiger runder Tisch, von Stühlen umgeben, und an der schon verräucherten Wand hing nichts weiter als das Bild des Königs.

Das größere Vorderzimmer durchschnitt ein langer Tisch, der mittags als Eßtisch diente, jedoch standen noch kleinere Tische zu beiden Seiten, die des Abends mehr bevorzugt wurden.

Die eine Wand schmückte ein Bild der

Digitized by Google

Schlacht bei Leipzig, und darunter hatte Georg Kahl ein Verzeichnis von sämtlichen Gefallenen des Regiments geheftet. Die andere Wand zeigte zunächst eine vergilbte Zeichnung der Husaren in der Paradeaufstellung der fritzischen Zeit, und daneben befand sich eine lange Reihe von Schattenrissen ehemaliger Offiziere und Kornetts, auch das Bild des verstorbenen Obersten war darunter. Unter diese hatte Rittmeister von Ginstrum noch eine eigenhändige Federzeichnung der Reitbahn geheftet, in der er mit Danz fast sieben Jahre verbracht hatte.

Als Graf Treschin eintrat, waren an einem der Tische der Adjutant, Graf Wroich, Danz, Ginstrum, ein Leutnant von Jeschke von der Artillerie und Stephan Andrä versammelt. Von den Stabsoffizieren war noch keiner da, und so setzte sich Treschin in gnädiger Laune zu den jüngeren Herren, seinem neveu ein Scherzwort zurufend. Andrä übersah er vollkommen, so daß der schweigend aufstand und sich an den Tisch gegenüber setzte. Mit ihm ging von Jeschke, mit dem er sich im Felde befreundet hatte und der, nur um ihn zu treffen, heute abend hierher gekommen war.

Der Graf ließ einige Bouteillen kommen, und man stieß auf gestern an, wo die Herren zur Jagd in Rochus gewesen waren. Die bürgerlichen Leutnants hatten mit verhohlener Spannung beobachtet, wie die Kameraden in der Frühe mit übernächtigen Gesichtern in die Bahn und die Ställe gekommen waren.

Auf Danz' und Wroichs Mienen spiegelte sich jetzt die Befriedigung über den Anklang, den das Regiment trotz der veränderten Verhältnisse, über die in der Provinz viel gesprochen worden war, bei dem mächtigsten Herrn im Kreise fand.

Treschin saß neben Ottolinski so, daß er sowohl den neveu Ginstrum wie jenes — Subjekt dort drüben im Auge behalten konnte; beobachtete, während er leichthin konversierte, aus halb geschlossenen Lidern jede Bewegung Alexanders, besonders das Sprechendste, die Schulterlinie, jene verräterische, unwillkürliche Senkung, die immer eintrat, wenn der ... officier drüben mit lauterer Stimme als nötig einen Scherz machte. Und Andrä war auffällig laut ... Der Graf lächelte innerlich über die zitternde Gebundenheit des Rittmeisters, die er nicht im geringsten verstand. Fragte aber voll gnädigen Anteils nach dem Befinden Mariannens und trank auf das Wohl des zu erwartenden dritten Erben.

Inzwischen trat Georg Kahl ein, bemerkte mit Erstaunen die auffällige Trennung der beiden Gruppen, setzte sich aber sofort zu Andrä und seinem Freunde. Erzählte mit halblauter Stimme eine Neuigkeit, die ihm soeben zugeflogen war: Koch und Hille, jene beiden avancierten Leutnants, hatten ihre Versetzung zum neugebildeten Train erhalten, und die beiden Rheinbündler den Abschied. Koch und Hille waren brave Feldsoldaten, die beiden anderen hatten allerdings den Übergang ins Friedensleben durchaus nicht finden können und die kleine Stadt mit ihren brutalen Abenteuern sofort in Aufruhr gebracht. Eine Affäre mit der Frau eines geachteten Bürgers hatte ihnen den Hals gebrochen.

Es war begreiflich, daß der Oberst alle Reibung mit der Bürgerschaft vermeiden mußte. Aber Georg Kahl wußte es anders zu benennen.

Er stieß den Rauch aus seiner Feldpfeife, spähte lässig zu dem anderen Tisch hinüber und sagte dann halblaut: „Heute jene, morgen ich ... übermorgen du und die anderen ... dann ist das Regiment wieder in Ordnung."

Andrä zuckte zusammen, und ein glühender Blick flog zu dem Tisch gegenüber.

Georg Kahl war vor dem Kriege in Breslau ein gefeierter Mann und Schriftsteller gewesen, dessen Entschluß, zur Armee zu gehen, in jenen aufgeregten Zeiten hunderte bejubelt hatten.

Er war nicht wie Andrä aus Herzensgrund Reiter und Offizier, sondern faßte die Sache eher als gelehrtes Experiment auf, dessen Fehlschlag für ihn nur einen wissenschaftlichen Gewinn und eine Bestätigung seiner Theorien bedeuten konnte. Er versuchte neue Ideen im Regiment einzuführen, besann sich auf seine alte Verbindung mit der Presse, und während die adligen Kameraden auf den Schlössern und in den Herrenhäusern der Umgegend weilten, saßen Welzel, Sperling und manchmal auch Andrä abends heimlich zusammen, lasen mit glühenden Wangen die Verse und

Digitized by Google

Artikel ihres Kameraden und schwelgten im Traum vom Jungen Deutschland.

Der Oberst schien schon etwas zu ahnen. Er verhielt sich Kahl gegenüber mit einem eigentümlichen Abwarten.

„Ja . . . ist denn der Offizier auch in Preußen noch das Seltene und Abgeschlossene, das er einmal war? Ha, wenn ich zum Krämer Bastian gehe, dann bedient mich der Leutnant Bastian, wenn ich mit dem Schullehrer Hanke spreche, dann rede 'h auch mit einem Offizier! Kaufmann und Offizier, Schullehrer und Offizier, ja, Arbeiter und Offizier gibt es jetzt, und es ist unbegreiflich, daß man sich an manchen Stellen dieser notwendigen Wandlung 'och verschließt und wieder vergangene iten heraufbeschwören möchte ..."

Dr ..schien man nichts gehört zu haben.

„B..stian hat seinen Jüngsten als Junker ins Regiment bringen wollen, aber der Oberst hat ihn nicht genommen," erzählte Andrä halblaut.

Georg Kahl spähte zum anderen Tisch.

„Schmalzgesellen," sagte er trocken.

Der Rittmeister von Ginstrum wandte sich halb. „Die Herren sind bei einem politischen Gespräch?" fragte er langsam.

Kahl sah ihn prüfend an. In ihm war vollkommen die Überlegenheit des Akademikers über die in seinen Augen vollkommen ungebildeten Kameraden von der alten Armee.

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!" sagte er dienstlich, um dann hinzuzufügen: „Dieses Interesse brachten wir aus dem Felde mit."

Ginstrum, halb herumgewandt, hielt ihn noch immer kalt im Auge. Zuckend streifte sein Blick manchmal zu Andrä hin, um sofort wieder zurückzweichen.

„Politik gehört nicht zum preußischen Offizier," meinte er dann.

„Sollten die Zeiten sich nicht doch etwas gewandelt haben?" fragte Kahl dagegen. „Verzeihen der Herr Rittmeister, sollte sich nicht auch der Offizier als freier Mann fühlen können?"

„Die Freiheit des Offiziers besteht darin, daß er sich von jeglichem Räsonnement fernhält," erwiderte Ginstrum.

Kahl ließ seinen Blick von einen der Herren zum anderen schweifen. Eine Sekunde länger, mit deutlicher Ironie, blieb er auf dem Grafen Treschin haften.

„Mir scheint, als ob ein neues Offizierkorps heraufzukommen im Begriffe ist," entgegnete er mit heimlichem Aufhorchen, „das auch mit diesem Begriffe, wie mit so vielen anderen aufräumen wird."

„Ich glaube es nicht," sagte der Rittmeister kalt, „in Preußen wird es immer nur das eine Offizierkorps geben. Wie es war."

Andrä fuhr plötzlich vor.

„Wie es war?" fragte er betont und warf einen deutlichen Blick nach der kleinen Zeichnung von der Reitbahn an der Wand.

Ginstrum zuckte zusammen. „Ja, wie es war."

Ihre Blicke trafen sich wie . . . damals. Wie damals in der Bahn.

Ottolinski bog sich vor. „Aber ich bitte die Herren Kameraden," sagte er unbehaglich, „wir scheinen heute unter Stimmungen zu stehen, die durch diese unglücklichen Zeitungsartikel hereinkamen. Bei uns in Preußen wird es weder ein neues noch ein altes Offizierkorps geben, sondern das, das sich im Felde gemeinsam geschlagen hat ... und jeder ist Kamerad." Er fühlte sich dem Obersten gegenüber verantwortlich und war froh, als der Szene damit die Spitze abgebrochen schien.

Und Leutnant von Jeschke beendete sie, indem er sein Glas hob, Andrä zutrank und laut betont sagte: „Kamerad!"

Der Friede war wiederhergestellt.

Graf Treschin schien von allem nichts gehört zu haben. Er ließ eben neue Bouteillen kommen und konversierte liebenswürdig.

Im Grunde war ihm die Ursache des Streites auch herzlich gleichgültig, denn in seinen Augen war schließlich jeder, der die Uniform trug, ein Lakai. Doch tief in ihm strich ein Behagen: die Dinge waren schon geschichtet und dampften . . . Nur eines kleinen Luftzuges bedurfte es noch, um die Flammen hervorzucken zu lassen, und, wie er die gute ‚fleur' zu kennen meinte, würde sie schon eines Tages für ihn sorgen...

Er biß die Zähne zusammen, wenn er daran dachte.

Verhohlen beobachtete er wieder den Leutnant Andrä.

Der sah aus, als würde er imstande sein, das zu besorgen, was ein Treschin diesem Falle nicht selbst erledigen konnte. In diesem

Digitized by Google

Winter. Gemälde von Prof. Franz Hoch
(Der Künstler ist auf dem Felde der Ehre gefallen)

Digitized by Google

Augenblicke öffnete sich die Türe, und herein kam der Leutnant Graf Sasterhausen mit dem neu eingestellten Regimentsersatz. Er war frisch aus dem Kadettenkorps gekommen, drei blutjunge Fähnriche, ein Frankenberg, ein Gaffron, ein Nostra. Nostra war ein verhungertes Kerlchen, aber man merkte ihm an, wie stolz er war, die Uniform seines Vaters zu tragen. Sein Blick fuhr auf und grüßte zärtlich ein verblichenes Bildchen an der Wand.

„Die neuen Junker," sagte Georg Kahl.

⁂

Benigna ging oft aus und begriff bald, daß sie Alexander suchte. Nein, sie fand ihn nicht. Sie konnte sich ja auch nicht auf seine Wege machen. Es wäre ihr unerträglich gewesen, ihn etwa mit Marianne zu treffen, ein Schlag aufs Herz war's gewesen, ein rasendes Zusammenzucken alles Innersten. Und Marianne... konnte sie sich noch einmal ihrem Blicke aussetzen?

Sie ging mit Thilo auf allen stillen Wegen im Festungsgebiet, die betreten werden durften. Füllte sein kleines Gehirn mit militärischen Vorstellungen, die ihm ohnehin leicht eingingen. Thilo mochte es ganz selbstverständlich sein, daß das Leben, dessen Vorhang sich vor ihm zu heben begann, in seiner Hauptsache nichts anderes enthielt als Pferde, Husaren und Offiziere.

Sie hatte nichts als das Kind. Preßte ihre Seele eigensinnig zusammen: nein, nichts als das Kind. Es war furchtbar, immer Stephans Kriegshistörchen anzuhören, furchtbar zu der Kahl und anderen Madames zu gehen, furchtbar tagaus, tagein am Fenster des Müllerhauses zu sitzen und auf die Gasse zu starren.

Das Leben konnte doch noch nicht zu Ende sein. Konnte doch nicht für ewig in der Hörigkeit gefangen sein, die es jetzt hielt. Es war nicht denkbar, daß es immer so weiterlief, Schritt für Schritt, ein Tag wie der andere, Reveille und Zapfenstreich.

In ihr schäumte es. Ein wilder Wille war aufgewacht, in schlaflosen Nächten brauste er in ihr empor: es *war* nicht für sie! Mochte es anderen genügen, anderen als ein prächtiges Glück erscheinen: es war nicht für *sie*! Sie mußte es zerbrechen. Nicht ein Gedanke, ein Erwägen war in ihr, das anders sprach, anders bestimmen konnte. Nichts fühlte sie als die Kette. Das Blut schwang und begehrte in ihr, Grafen, Bischöfe, große Herren, *Fürsten* vielleicht darin und dieses Leben...? Warum? Warum betrogen mich meine Sinne? Warum mußte dies, gerade dies auf mich niederfallen?

‚Fleur'! ‚Fleur'? Welch ein Hohn. Ein Wort zum Lachen und zum Weinen. Nein, zum Lachen.

Dieses Mannes Frau sein, dessen Wesen sie täglich und stündlich beleidigte und langweilte, mit dem nicht ein guter Gedanke sie verband, vor dessen Seele sie hochmütig und finster stillstand, wie zu Anfang!

Sie fiel in der Stadt auf. Blicke folgten ihrer Schönheit. Sie genoß das mit dem schmerzlichen Gedanken an eine Sache, die im Vergehen war. Wie lange noch, und sie konnte die Hauben der seligen Müllerin, die zu Hause auf sie warteten, mit vollem Recht tragen!

Auf die Abenteuer, die ihr unterwegs nahegebracht wurden, achtete sie nicht. Sie dachte auch nicht mehr an Matthias Treschin, der einmal in gestrecktem Trab mit vier Goldfüchsen an ihr vorüberfuhr. Nur das Zittern blieb in ihrem Blut, und in ihr sang die Seele doppelt jener geheimnisvollen Verwandtschaft zu, die sie jetzt erst erkannt hatte. In ihr war kein Gefühl eines Unrechts, Hunderte von Vorfahren tönten in ihr, die immer *gewollt* hatten. Sie spürte in diesem Herbste nichts vom Tod, er schien ihr heißer als der Sommer.

Eines Tages faßte sie den Entschluß, nach dem Kirchhof zu Ottos, des geliebten Bruders, Grab zu gehen. Es war noch weit bis Allerseelen, aber sie konnte ihm auch schon jetzt ein paar Zweige bringen.

Sie nahm Thilo auf den Arm und eilte mit dem fest an sich gepreßten kleinen Körper durch den ziemlich herbstlichen Wind nach dem Kirchhofe beim Jerusalemer Tor.

Dort verlangte der Kleine wieder zu laufen, und Hand in Hand, ganz vorsichtig und feierlich gingen sie zu dem, das ihr jetzt als das Kostbarste und Letzte ihres Lebens erschien.

Da lag die Platte, die Onkel Ämilius hatte errichten lassen:

HIER RUHT IN GOTT +
HANS OTTO VON LOGISCH
AUS DEM HAUSE SMOLLTITZ +
KÖNIGLICHER SECONDE-LIEUTENANT

IM SCHLESISCHEN HUSAREN-REGIMENT. LOGISCH + RITTER DES EISERNEN KREUZES + GEBOREN DEN 8. JANUAR 1796 + GESTORBEN DEN 22. AUGUST 1816 + ER KAM HEIL AUS DEM GROSSEN KAMPFE UM DIE FREIHEIT DES VATERLANDES UND ERTRANK BEIM SCHWEMMEN DER PFERDE IN DER NEISSE +

Benigna drückte den Kleinen an sich und las ihm die Schrift Zeile für Zeile. Dann kniete sie nieder, bog ihre heiße Stirne zu dem Efeu herab und weinte. Der Wind rauschte über ihr in den Wipfeln der Bäume, rechts Gräber, links Gräber, im Feld Gefallene, in der Heimat Gestorbene, Frauen und Kinder, und der kalte Wind darüber weg. Die Blätter lagen hier fast schon alle, die bittere Winterschönheit der Tannen trat bereits hervor. — Endlich stand Benigna auf, in Bangen, daß das Kind sich erkältet haben könne, nahm ihm die Kirchhofskastanien, die es inzwischen aufgelesen hatte, aus den kleinen erstarrten Händen und warf sie fort. In scheinbarer Eintracht und Beruhigung traten sie vor das Tor hinaus und standen im nächsten Augenblick vor Alexander.

Benigna zuckte zurück. Die schmale Allee, die hier draußen lag, war noch nicht kahl, aber der Wind fuhr scharf hindurch, und von den Bäumen schwebten die gelben Blätter in breiten Bahnen herab. Der Baumgang wirkte dadurch hell und golden.

Alexander hatte ihr die Hand geküßt und sich zu dem Kleinen gebückt. Jetzt sah er auf, und sie las in seinen Augen, daß er die immer mehr auffallende Ähnlichkeit mit Otto erkannt hatte.

Sie gingen ohne ein Wort zu sagen, auch der Kleine schwieg.

In Benigna war ein weinender Triumph. Sie dachte auch an Marianne, und in ihr lachte es. Das war ein Glück. Sie sah zum Himmel auf und zu den Bäumen, von denen noch immer die goldenen Blätter kamen. Der Wind trieb die Gefallenen in zwei goldhellen Strömen rechts und links in den Gräben neben ihnen her.

In ihr lachte es.

Sein Gesicht war tödlich ernst.

Und doch wußte sie, was er dachte.

Niemand begegnete ihnen. Es war kein Tag, um auf den Kirchhof zu gehen. Aus der Weite tönten die Signale.

Sie gingen in dem gleichen Schritt, der mehr als Sprechen ist. Sahen sich, ohne einander zu schauen, fühlten sich Körper an Körper.

Benigna blieb endlich stehen und deutete in dem instinktiven Fürchten, daß der einsame Weg bald zu Ende sein könnte, auf ein paar rote Hagebutten, die an einem schon kahlen Strauch über die Kirchhofsmauer hingen.

Sie lächelte ihn an.

„Kommt dir der Gedanke wieder da … draußen?“ fragte sie ein wenig zagend. „Denkst du hier auch, daß das da drüben …“ sie wies über die Mauer … „nichts ist …?“

„Erde ist auch dort,“ sagte er, „und dabei eine Verbindung, die wir nicht kennen. Ich glaube nicht, daß alles so häßlich ist, wie es scheint. Die Erde lebt. Wenn wir zu ihr kommen, kommen wir ins stärkste Leben, nicht in den Tod.“ Er faßte die Hagebutten. „Ist es nicht Torheit, lächerlicher Wahnsinn zu glauben, daß alles Schöne aus Lehm wächst, aus gleichgültigem Moder und Sand …? Die Wunder, die um uns sind, stehen noch auf stärkerem Wunder.“

Sie kehrten noch einmal um. Benigna hatte das Kind ganz vergessen, das sich auch sehr tapfer auf seinen strammen Beinchen hielt und nicht klagte.

Sie wollten die Hagebutten noch einmal sehen. Wollten noch einmal durch den goldenen Regen gehen.

Ja, hier war Leben. Dasselbe, das ihr die Rosen damals verraten hatten. Nirgends Tod. Und Otto, der Bruder, war jetzt in einer Heimat, die zärtlich für ihn sorgte.

Mit heißen Lippen erzählte sie Alexander zum erstenmal von dem Erlebnis jener Nacht mit den Rosen.

Jetzt richtete er den Blick auf sie, und sie las in seinen Augen.

Die Tränen stürzten ihr über die Wangen, sie bog sich vor, und im einsamen Gang hielt er sie an sich gepreßt, und sie fühlte den Sturz seines Blutes. Eine Sekunde sahen sie sich stark und scharf wie Feinde an, und dann küßten sie sich, während es über die Kirchhofsmauer wehte und die Blätter in goldener Bahn unter ihren Füßen dahinsausten. Alles war im Fallen und Schwinden, aber die Erde stand.

Digitized by Google

Die Küsse wollten kein Ende nehmen.

Jetzt sah er auf. In seinem schweigenden Blick stand: ‚Warum gabst du mir das nicht früher? Wie lange Jahre verschloß ich diese Zärtlichkeit in mir. Glaube mir, keine hat sie gekostet. Nein, keine.‘

Sie dachte an Marianne und erstickte den rasenden Neid. Lachte ein wenig und zog ihn mit sich, als ob er ihr Mann wäre. Und das Kind lief mit.

Der Gang war zu Ende. Sie merkten, daß sie so nicht mehr weiter gehen durften.

Ganz nahe hallten schon Hufschlag und Schritte.

Er sagte halblaut . . . sie merkte auf einmal, wie sehr sie gerade seinen halblauten, versonnenen Ton liebte . . .: „Es war ein Teil von dem, was du mir nicht geben wolltest. Ich danke dir. Es soll mit mir gehen und mir ertragen helfen, daß du dem anderen gehörst. Jetzt müssen wir auseinander. Aber wir werden an den Kirchhofsgang denken wie an den Kapellenberg. Ja, ist es wahr?“

„Und wie an die Nacht mit den Rosen,“ sagte sie heiß und nahm ihr Kind fester an die Hand.

Er preßte die Lider zusammen, wie um seine Schuld nicht zu sehen, und erkannte doch, daß er sich mit ihr abfinden mußte, und daß er diese Stunde hatte nehmen müssen, wie sie war.

„Lebewohl!“ sagte er fest.

Er hielt ihre Hand lose und doch so, daß es wie die köstlichste Liebkosung war.

Dann ging er davon.

⌘ ⌘ ⌘

Georg Kahl hatte seinen Abschied einreichen müssen. Er hatte eine Flugschrift veröffentlicht: „Wer gewann den Krieg?“ Darin ward der Landwehr, der Freiwilligen, des Volksheeres mehr gedacht, als der Arbeit der Vorgesetzten. Boshafte Lichter fielen auf die Offiziere der alten Armee, die, aus dem Sattel geschleudert, jetzt den vom Volke wieder aufgerichteten Gaul zu besteigen gedächten und die kühnen Helfer verstießen.

Vor den Obersten gerufen, leugnete Kahl nicht im geringsten, der Verfasser der Schrift zu sein und gab sogar an, daß er zu ihr durch die Stimmungen und beginnenden Zustände im Regiment Logisch, mit dem er einst alle Not geteilt habe, veranlaßt worden sei. Herr von Logisch sagte ihm in seinem immer etwas resignierten, aber in seinem Kerne doch bestimmten Tone, daß es für einen Offizier, der dergleichen Kritik an den eigenen Kameraden übe, keinen Platz in der Armee gäbe.

Nun war Kahl nach einem recht verstohlen abgehaltenen Abschiedsabend schon nach Breslau abgereist. Der kleine Welzel hatte, durch ihn veranlaßt, auch seinen Abschied genommen, und die Folge waren einige weitere Zeitungsartikel, die die Aufmerksamkeit auf die seit dem Friedensschluß anscheinend in einem Rückwandlungsprozeß begriffene Armee lenkten. So mancher Freiwillige, der im ersten Rausch bei der Waffe und bei den alten Kameraden geblieben war, fand jetzt seine Ideale zerschlagen und kehrte um. Der Gedanke, der die Jugend in den Krieg getrieben hatte, konnte jetzt in seiner weiteren Ausbreitung, in seinen Ausstrahlungen und Entwicklungen, Folgerungen und Forderungen nicht mehr in der Armee wohnen, sondern mußte in anderen Verhältnissen Wurzel fassen. Die Armee mußte sich — so sagte der Oberst — in einigem wieder auf ihren alten Standpunkt besinnen. Sie war Eisen und keine in ewiger Gärung begriffene Masse. Das war Gesetz. Preußisches Gesetz und preußische Notwendigkeit.

Stephan Andrä mußte erkennen, daß der Oberst recht hatte, und daß dies sogar seinem eigenen innersten Empfinden entsprach. Er wußte ja selbst, wie vor dem Kriege gearbeitet worden war.

Aber weshalb gelang es ihm so schwer, im Offizierkorps Wurzel zu fassen? Irgendein geheimer Widerstand schien gegen ihn tätig zu sein, und selbst der Oberst war kühler geworden. Machte das die Befürchtung, er könne mit Kahl unter einer Decke stecken, oder war Herr von Logisch zu der Erkenntnis gekommen, daß er in seine Familie nicht paßte? Er war ja immer bereit gewesen, die Brücke zu suchen: warum half man ihm nicht? Warum blieb trotz seiner Arbeit, trotz seines korrekten Verhaltens immer diese ungreifbare, eisig höfliche Zurückhaltung? Warum kam es nicht zu dem geringsten Verkehr mit der Familie seiner Frau?

George Kahl hatte ihm beim Abschied noch einmal gesagt: „Jetzt kommst du . . .!“

Digitized by Google

Stephan schoß es durchs Blut. Den Abschied ... er? Der mit Leib und Seele Offizier war, der kein Außenseiter, kein nur durch die Kriegsbegeisterung mit der Waffe Verknüpfter war, sondern der sich in langen, schweren Jahren eng mit ihr verbunden hatte. Der von morgens bis abends mit ehrlichem Eifer arbeitete und sich in den Frieden stürzte wie einst in den Krieg, der mit seinen Leuten ritt und sang und von ihnen vergöttert wurde und der einzig bestrebt war, seine Truppe immer fertiger zu machen. Er hatte sich auch zwei prachtvolle Gäule angeschafft, mit denen er kühne Ritte machte, die in der Stadt mindestens eben so beredet wurden, wie die Reiterstücklein des Freiherrn von Danz. Er war Offizier genau wie der, und sein vergossenes Blut, Todesnähe und Todesnächte hatten ihn mit der Waffe eng verbunden. Sein Leben war zerstört, wenn er vom Regiment mußte.

Er beschloß, alle Gedanken der Art zu verbannen, vielmehr seinen Weg fortzusetzen, wie er ihn vor Jahren unbeirrt und fröhlich begonnen hatte. Unbefangen sein und sich nichts anhaben lassen.

Eines Tages traf Stephan den Rittmeister von Ginstrum und den kleinen Danz. Es war nicht möglich, ihm auszuweichen, und Stephan wollte es auch nicht, sondern gratulierte dem Verwandten, als ob nichts vorgefallen sei, zu der Geburt des dritten Söhnchens.

Alexander Ginstrum dankte kurz. Sein Gesicht war geradeaus gerichtet und zeigte einen so steinernen Ausdruck, daß Andrä sich betroffen nach dem Befinden Mariannens erkundigte.

Aber der Rittmeister beruhigte ihn vollkommen. Seine Frau sei schon nach drei Tagen wieder vollkommen die alte. Der Kleine sei ungewöhnlich kräftig, wie es die beiden andern ja auch seien.

An der nächsten Ecke angelangt, verabschiedete sich der Rittmeister hastig, und an dem betroffenen Gesicht des Freiherrn merkte Andrä, daß dies eine unerwartete Ausrede sein mußte.

In der Königstraße trennte sich dann auch Danz von ihm.

Vor Andrä schlug es auf: ja, können die den Abend in der Bischofstraße nicht vergessen? ‚Zum Kuckuck,' würde sein alter Oberst dazu sagen. Der gute von der Ayshe lag bei Paris begraben.

Als Stephan nach Hause kam, fiel sein Blick auf das Bild des Vaters an der Wand.

Das war der Müller Andrä. Von dem stammte er ab. Und das vergaß man nicht.

Er ging auf und ab. Seine Sporen schallten, die harten Sohlen trabten auf der Diele.

Er sah die Frau hereinkommen mit dem etwas müden, erstaunten Ausdruck, den sie jetzt immer für ihn hatte.

Dieser Blick machte ihn rasend. Sie hatten nichts mitsammen gehabt, aber er wußte jetzt auf einmal mit plötzlichem Hellsehen, daß keine Übereinstimmung mehr zwischen ihnen gewesen war. Vielleicht seit seiner Heimkehr nicht. Aber wann denn sonst? Wann? Wann?

Niemals. Sie war geradeso wie die anderen. Sie stieß ihn weg. Er sah in ihren Zügen das, was ihn an Ginstrum erinnerte. Glaubte die gleiche, leise, steinerne Abweisung darinnen wahrzunehmen. Wandte sich, ging in ihre Stube und riß von der Wand alle Bilder ab, die ihre Verwandten vorstellten, alle Logischs und Treschins und Otto. Ja, auch Otto.

Sie stand auf einmal neben ihm. „Was soll das?"

„Die haben hier bei mir nichts mehr zu suchen." Sie lächelte seltsam.

„Und — ich?" fragte sie.

Er sah sie an.

„Madame ... Andrä," sprach er höhnisch.

Ihre Arme sanken. Sie sagte kein Wort mehr dazu.

Schweigend saßen sie dann beim Tische, und die neue Magd trug das Essen auf. Er wußte, daß Benigna die Leute zu behandeln und herzurichten verstand: auch diese Bauernmagd aus Ottmachau hatte in ihrem Benehmen bald etwas, als sei sie hier im Rochusschloß.

Die Lampe schwelte. Draußen klang der Schritt und das Säbelschleifen der Husaren. Es war nicht mehr weit zum Zapfenstreich.

Stephan blieb eine Weile in dumpfem Brüten sitzen. Fühlte, wie die Dinge ihn übermannten, wie eine furchtbare Hoff-

Digitized by Google

nungslosigkeit, das Gefühl eines unabwendbaren Schicksals über ihn kam.

Das war doch sonst nicht seine Art. Wie hatte er sonst die Grübler verlacht. Und jetzt . . .?

Die Sache mit den Bildern begann ihm wieder leid zu tun. Sie erschien ihm komödienhaft, und er hätte jetzt gern wieder eingelenkt.

Morgen würde er einen tüchtigen Ritt machen, um die Gedanken aus dem Hirn zu vertreiben. Eine Idee durchzuckte ihn. Wenn er ihr auch ein Pferd besorgte? Wenn sie mit ihm ritt? Das würde ihr passen. Er wußte es genau. Das würde auch sein Ansehen im Regiment heben.

Aber sich durch Äußerlichkeiten zu erzwingen, was man ihm seiner Person und Leistung wegen nicht zuerkennen wollte? Er wollte wieder zu pfeifen beginnen, böse und schrill, wie er es seit einiger Zeit zu tun pflegte, sah zu ihr hin und dachte mit einem dumpfen Fühlen aus Urzeiten: ‚Sie darf nicht reiten. Ich will sie nicht selbst dahin zurückbringen, wohin sie es verlangt. Es gehört sich nicht für sie. Sie ist . . . Madame Andrä — —‘

Endlich stand er auf, um zu Bett zu gehen. Gereizt blickte er zu ihr. „Nun?“

Sie rührte sich nicht.

Er war doch wieder bereit, gutzumachen, ja zu versprechen, wenn ihm die Brücke gebaut werden würde, nachzugeben, zu küssen. Wie hing er an ihr. Er hatte früher nie gedacht, daß man an einer Frau so hängen könnte. „Kommst du nicht?“

Sie sah in den langen Gang, den er vor ihr geöffnet hatte. Ihr Blick kam zurück und richtete sich mit einem grenzenlosen Widerwillen auf ihn.

„Nein,“ sagte sie bleiern.

Er wandte sich schroff und schlug die Tür hinter sich zu.

Sie blieb auf dem Kanapee sitzen. Nach einigen Sekunden fiel ihr ein, daß sie auch von dem Kinde getrennt war, das hinten schlief. Ein paar Augenblicke horchte sie argwöhnisch, vernahm aber keinen Laut.

Da blieb sie, und die Kälte kroch langsam in ihr empor, gab ihr eine merkwürdige Erstarrung, ein sonderbares Abgetrenntsein. Der Trotz stieg in ihr empor. Sie stand auf und holte die Bilder. Die Lampe war erloschen, sie konnte sie nur fühlen. Mit zitternden Fingern strich sie über sie. Wo war Ottos Bild? Dieses hier? Dieses?

Sie schauderte zurück.

Und wußte, daß sie Ottos Bild gar nicht streicheln wollte, sondern ein anderes. Ein anderes.

Es durchtoste sie. Sie sprang vor, und es war, als ob sie die Mauern zerdrücken müßte, wie das Schicksal, das sie gefangen hielt. Sie streckte die Arme aus und stand eine Weile so, vom Blut durchjagt. Und sie sah die goldenen Blätterströme durch die kleine Allee sausen, sah ihn, hörte ihn, fühlte seinen Mund.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Stephan am anderen Morgen fort war, machte sie sich auf, um Alexander zu suchen.

Auf gut Glück ging sie nach der Reitbahn.

Es war die alte, aber sie war ausgebaut, und ein Husarenposten stand davor.

Als sie den Mann nach dem Rittmeister Ginstrum fragte, wies er schweigend auf die Bahn.

Aus dem Inneren drangen Pferdegestampf und Kommandos, heiße Luft dampfte aus den Luken, Peitschenknalle zischten, es ging scharf her. Die Rekruten.

Mit kurzem Entschluß trat sie in den Gang und traf zwei Unteroffiziere, die sie fragte, ob sie ihr den Rittmeister herausrufen wollten. Der eine ging sofort in die Bahn hinein, während der andere weiterschritt und aus der Entfernung noch argwöhnisch nach ihr sah: ihr fiel plötzlich ein, daß beide aus Stephans Schwadron waren.

Sie mußte eine ganze Weile warten, und sie begann schon zu glauben, daß ihre Botschaft nicht bestellt worden sei. Ging in dem lehmgestampften Gange auf und ab und dachte in sonderbarer Gedankenverbindung an jenen Abend, an dem sie die Flöte gehört hatte: ‚Ein Fähnrich zog zum Kriege, Wer weiß, kehrt er zurück? Wer weiß, kehrt er zurück?‘

Da stand Alexander vor ihr. Seine Uniform und die Reitstiefel zeigten die Spuren der Bahn. In der Art, in der er ihre Hand ergriff, lag etwas wie beunruhigte Eile, bis ihre Blicke sich trafen, und der seine in wehrloser Liebe schmolz.

Er sann, in sich erschüttert, eine Sekunde, vermochte aber keinen anderen Platz für sie beide zu finden, als den etwas zugigen

Digitized by Google

Gang, durch den alle Augenblicke Husaren stampften.

An sich war nichts dabei, wenn er hier mit seiner Kusine sprach, aber es durfte nicht öfter sein. Es durfte keinen Verdacht erregen, und den heimlich schuldigen Herzen scheint alles ringsum voll Verdacht. Seine Brauen zogen sich zusammen, wenn wieder ein Husar vorbeistampfte und mit seiner Stallmontur das Kleid Benignas streifte, so ängstlich er sich zusammennahm.

„Es ist unmöglich," sagte er in französischer Sprache, „glaube mir, Benigna, jener Abend war das letzte für uns. Er muß das letzte sein."

Ihre Blicke fragten. Eine böse Seele stand darinnen, und er überließ sich ihr eine Sekunde.

Auf ihrem Gesichte brannte lautlose Not, und er biß die Zähne zusammen, preßte ihre Hand und sagte: „Wir haben beide Kinder und — unseren Namen."

Dabei drückte er, ohne es zu wissen, ihre Hand immer sehnsüchtiger, besann sich dann aber und ließ sie los. Seine Blicke wurden müde. Sie mußten zurücktreten. Von den Ställen her wurden Pferde vorübergeführt, das Sattelzeug klirrte, die Köpfe warfen sich hin und her, der warme Dunst der Tiere drängte sich an sie heran. Zuletzt kam der Leutnant Sperling und grüßte ahnungslos. Es traf.

In der Bahn war eine Pause eingetreten. Die Stimme des Wachtmeisters schallte.

Draußen trabten die Pferde mit ihren Reitern klingend davon.

„Lebewohl!" sagte er leise, „wir müssen scheiden und — schweigen."

Sie wandte sich, und er ging neben ihr, um sie zum Ausgang zu begleiten. Am Tore stand der Posten.

Alexander kam noch mit hinaus, ohne es recht zu wissen. „Geliebte," sagte er halblaut, dann hörte sie, wie er umkehrte und mit straffem Schritt zurückging.

Als sie vor ihrem Hause war, erkannte sie, daß sie jetzt nicht hineinkonnte. Sie gewann es nicht über sich. In einem dumpfen Gefühl trat sie ins Nachbarhaus und ließ sich bei der ‚Katze' melden.

Über Erwarten rasch wurde sie vorgelassen. Die Wirtschafterin hatte eben Bericht erstattet, und die Tante schien nicht in übler Laune. Vielleicht war es das Unglück Benignas, das sie spürte. Liebenswürdig zog sie sie dicht zu sich heran.

„Pauvre fleur," sagte sie nach kurzem Spähen, „ja, uns Frauen bleibt nichts als die Enttäuschung und Entsagung ... So ist das. Was deine mariage anbetrifft, so war sie wohl im ganzen nicht recht passend für eine Logisch, aber sie war ja auch dein freier Entschluß. Wir können mit ruhigem Herzen sagen, daß keiner dich dazu beredet hat ..."

‚Nein, keiner', dachte Benigna.

„Und Andrä scheint ja auch nicht so übel," fuhr die ‚Katze' fort, und hatte die Genugtuung, allerhand Linien im Gesicht der Nichte sich leidenschaftlich verschärfen zu sehen.

„Ja, er ist ein ganz vortrefflicher Mensch," sprach sie wohlwollend weiter, „und es hätte nicht jeder so gehandelt wie er... Ich werde mich freuen, dich und ihn nun öfters an meinem einsamen Lager zu sehen. Es war die Trauer um den teuren Otto allein, die mich bis dato zur Zurückhaltung zwang, und bei euch nicht mit Unrecht die gleiche Meinung vermutete. Aber es ist auch von Wert, sich gegenseitig Trost spenden zu können, und das wollen wir nun beginnen, ma pauvre fleur ..."

Früher war das Wort ‚fleur' noch nicht über ihre Lippen gekommen, und Benigna ahnte, daß die verflossene Szene mit Alexander sie sehr mitgenommen haben und sie nicht gut aussehen mußte ...

Aber sie brauchte Hilfe und Zerstreuung, und nahm sie, wenn auch von der Katze.

Die wurde immer wohlwollender. Immer herzlicher strichen ihre Blicke über Benigna, und sie legte sogar den hageren Arm um ihre Schultern und versuchte zu horchen, eine Beichte, ein schluchzendes Unglücksbekennen hervorzulocken ...

Den Gefallen tat ihr Benigna doch nicht, aber sie rechnete mit ihr gemeinsam das Wirtschaftsbuch durch, las ihr auch aus dem neuesten Almanache vor und hörte ein wenig Klatsch aus der Familie.

So waren sie ganz gut Freund, als es Mittag läutete. Da Stephan nicht kam, konnte Benigna mit Thilo allein speisen.

Bald nachher erschien der Onkel. Er sagte ihr, daß ihm die Zukunft Stephans selbst Sorge mache, da er sich durch die Freundschaft mit Kahl viel verdorben habe. Er

Digitized by Google

wollte ihm aber helfen, sich wieder eine Position zu verschaffen, dann würden sich auch seine Laune zu Hause und das eheliche Verhältnis wieder heben.

Sein Ton wurde merklich strenger. Das zärtliche Mitfühlen von einst war nicht mehr darin. Er sagte: „Auch du, liebe Benigna, hast deinen Teil mitzuhelfen, damit dein Mann sich einfügt. Es liegt mit an dir, daß alles sich wieder ordnet. Dann wird euch beiden neues Glück erblühen ...“ Sie sah ihn mit verstohlenem Forschen an, dann küßte sie ihm die Hand. Er war jetzt kein heimlicher Ritter mehr, sondern das Oberhaupt der Familie, das Unterwerfung forderte. Doch lud er sie und Stephan für den Abend ein und sprach auch davon, für sie beide einen Verkehr mit Wroichs in die Wege zu leiten.

Bald danach kam Stephan in der lärmenden und bösen Unruhe, die jetzt immer an ihm hing. Sie mußte in dem Augenblick an den fröhlichen Leutnant denken, der immer ein Liedchen summte. Der war er lange nicht mehr.

Nachher gingen sie wirklich zum Obersten hinüber. Graf und Gräfin Wroich waren anwesend. Es war ein ein wenig steifer, aber doch angenehmer Abend, und er bewirkte, daß sich der Bruch zwischen Benigna und Stephan wieder kittete.

⁂

Graf Treschin pflegte in letzter Zeit öfters bei Frau von Logisch vorzufahren. Die ‚Katze‘ war immer glücklich und sehr erfreut. Sie plauderten über etliche literarische Dinge und über die Verwandtschaft, und die gelähmte Frau hatte die Vorstellung, daß ihn ihr Geist außerordentlich anzöge. Dann und wann sprachen sie auch über Benigna Andrä. Und eines Tages erfuhr Graf Treschin auch von den letzten Geschehnissen.

Da sah er sie schweigend an.

Sie begriff nicht. Was sollte das?

Als er fort war, sann sie lange darüber nach, während der kaum verflogene Krampf ihrer jahrelangen Eifersucht sie wieder rasend überkam. Kein Zweifel, Graf Treschin hatte ihr etwas andeuten wollen ... Oder er gedachte sie zu warnen. Er mußte Benigna allerdings besser kennen. Aber sie kannte sie ja auch ...! Die wollte sich einfach, da sie keine andere Ablenkung zu finden vermochte und ihren Mann satt hatte, wieder an Ämilius herandrängen ... vielleicht auch an den Grafen Wroich, wenn sich eine Möglichkeit ergab, sie war ja gefährlich und zog jeden Mann ins Netz ... ‚fleur‘ ...!

... Oder war es nicht schon anders? Betrog ihr Mann sie nicht schon? War das Ganze eine klug eingefädelte Komödie?

Als Ämilius kam, sagte sie ihm, daß aus dem angebahnten Verkehr nichts werden könne. Auch der Wroich wollte sie es nahelegen. Er hatte die Absicht gehabt, nachher im Müllerhause vorzusprechen, um nach dem kleinen Thilo zu sehen, aber sie redete ihm scharf ab. Es sei nicht nötig. Sie wisse genug ...

Sie merkte genau, wie eine gewisse freudige Spannung aus seinen Gliedern verschwand und triumphierte. Er setzte sich wortlos in den ihm bestimmten Stuhl und las ihr vor wie alle Abende.

Treschin fuhr en carrière heimwärts. Er sah fast mit Milde auf das sich bückende Volk und wandte keinen Blick nach der Ecke des Kirchplatzes, wo der Barbier Bogner erwartungsvoll nach ihm spähte.

Er war zufrieden.

⁂

An einem Sonntag fuhr Benigna mit Mann und Söhnchen zur Mechthild hinaus. Dieser Verkehr war für sie die einzige Abwechslung. Die ‚Katze‘ hatte ihr nur einige ausgelesene Almanache geschickt, sie aber nicht mehr eingeladen. Auch die Wroich nicht.

Als sie über den Ring fuhren, gewahrte sie Marianne. Die hatte ihren kleinen Alexander an der Hand und die beiden Jüngsten im Korbwagen, den sie selbst schob, und war dabei in ihrer slawischen Stämmigkeit so ruhig, in sich sicher und kräftig, wie die Mutter Erde selbst.

Benignas Blicke flogen zu dem Hause empor, in dem Alexander wohnte.

Spitze, böse Gedanken stiegen in ihr auf, während sie durch das Zolltor rollten und Stephan sich bemühte, dem Kleinen Werke und Wachen zu erklären: ‚Was willst du? Warum kommst du mit? In der Stadt muß ich dich dulden, aber hier, wo meiner Väter Boden bald beginnt ... hasse ich dich. Hier haßt dich alles ringsumher, spürst du es nicht ...?‘

Digitized by Google

Die Landstraße entlang wanderten Mönche in braunen Kutten. Beruhigtes Leben, wie es schien. Vom Glockenturm der Stadtkirche wurde einem Grabe zugeläutet. Die Felder waren allerseelenbraun, im Gebirge lag schon der Schnee. Krähen flogen ab und zu. Es wäre eine Erlösung, eine erste Freude gewesen, wenn es begonnen hätte zu schneien. Aber die Wolken blieben verschlossen, der Wind fuhr von Westen her und suchte ruhelos über der Ebene hin.

Isola bella . . . Es ist nicht gut, altes Glück zu sehen, wenn man so arm geworden ist. Der Winkel lag kahl, von Krähen überflattert und vom Wind geschüttelt. Er hatte schon manchen Winter seit jenem Frühlingsmorgen überdauert. Ach, manchen.

Der Weg stieg, die Mühle tauchte auf. Stephan hielt den Arm um den Leib des Knaben geschlungen und sagte: „Sieh hin, das war deines Vaters Haus."

Eben bogen sie schon am Kreuz vorüber auf das Schloß zu ein, und Benigna sagte zu Thilo: „Das war deiner Mutter Haus."

Stephan blickte schweigend vor sich hin. Der Oberst hatte ihm Geduld und Nachgeben gepredigt.

Mit einer hastigen Bewegung sprang er dann heraus und half Frau und Kind vom Wagen.

Die Mechthild nahm Thilo mütterlich auf den Arm und trug ihn ins Haus.

Als sie am Kaffeetische saßen, erzählte sie wieder von der Not im Dorfe, die noch immer stieg. Es gab wieder die Suppen aus Kleie und die heimlich geschlachteten Hunde. Das Brot war steinhart. Hohläugig schlichen die Kinder herum, hohläugig drängten sich die Weiber mit den Töpfen ums Mittagläuten nach dem Herrenhause. Es gab zu tun, und es war zu geben.

Man sah der Mechthild an, daß sie gab.

Stephan machte ihr ein wenig den Hof. Das war bisher nicht seine Art gewesen. Benigna sah mit der Ruhe der Ehegattin zu, lächelte innerlich, daß es die Mechthild doch etwas zu erwärmen schien und ahnte wohl, daß es in Stephan der heimliche Haß gegen sie selbst war, der sich auf solchen Weg stürzte, um zu . . . reizen.

Stephan fragte nach diesem und jenem. Er war übrigens auch mit der alten Tschorn irgendwie verwandt, und es war Absicht, daß er ihr jetzt das vorhielt.

Sie gingen dann zur Neiße hinab, an der die Mühle lag. Von hier aus sah man isola bella von weitem gleich einem bräuplichen Busch liegen. Die Brückenmühle, die weit ins Wasser reichte, zitterte ständig. Der Müller kam heraus, zog respektvoll die Kappe und lud die Herrschaften ein, näher zu treten. Sein Weib bot Milch an. Es ging bis zum Mühlwerk, sie schritten auf schütterndem Boden, der braune Fluß sah durch die Fenster. Stephan kletterte bis in die Dachkammer und nahm Thilo mit. „Hier wohnte ich. Hier hatte ich meinen Igel und meinen Spitz, der dann von Buben erschlagen wurde, als sie in die Mühle brachen. Hier oben wohnte mein Rotkehlchen. Es war ganz zahm und flog mir immer auf die Schulter."

Der Kleine hörte aufmerksam zu, so ein Rotkehlchen hätte er schon haben mögen, und der Müller versprach ihm eines. Thilo schaute aus dem Fensterchen nach dem Müllerhund, der Suse, und trabte mit kleinen, festen Beinchen lustig über die Diele. Stephan ließ sich mit den Müllersleuten in ein langes Gespräch ein. Erinnerungen, Erinnerungen. Sie waren aus dem Dorfe. Benigna hörte von den großen Hochwassern Anno 83 und 86 und von guten Ernten erzählen und trat an das Nordfensterchen und sah nach isola bella, um die die Krähen flogen.

Um sie herum jauchzten die Erinnerungen, und ihr Kind jauchzte mit.

— — — — — — — — — — — — —

Stephan begann Smolltitz Freude zu machen. Zugleich merkte er auch veränderte Stimmung im Regiment. Es gab jetzt im Heim der tugendhaften Jungfrauen in der Bischofstraße keine Absonderungen mehr... der Oberst hatte dafür gesorgt. Die Herren saßen an einem Tische und sprachen von der Feier der Schlacht bei Leipzig, die näher kam und besonders groß sein sollte. Alte Kameraden hatten sich bereits angesagt, man wollte zusammensein, wie einstmals im Felde, und der Toten gedenken.

Alles hätte gut sein können, wenn Benignas Stimmung sich gebessert hätte. Aber alles, was sie aufbringen konnte, war ein Dulden, das zu fühlen war. In ihrer Seele brannte kein Licht.

Sie sah Alexander nun öfter. Es mochte

Digitized by Google

Eine Mutter. Bronzebildwerk von Prof. Selmar Werner

Digitized by Google

kein Zufall sein. Trotz seines Wortes schien es ihn in ihre Nähe zu treiben, obgleich er nie mit ihr sprach.

Aber eines Tages hörte sie etwas Aufregendes: am nächsten Sonntag, es war der Tag vor der Regimentsfeier, wollten auch er und Marianne nach Smolltitz kommen!

Sie schlief in der Nacht vorher nicht, so sehr durchtobte sie das Glück.

Um Mittag fuhr der Wagen, den die Kusine schickte, vor, und der in die Küche heraufgerufene Kutscher erzählte zufällig, daß die gnädige Frau von Ginstrum mit den beiden ältesten Junkern schon zum Zolltore hinausgefahren, daß aber der Herr Rittmeister nicht mitgekommen sei.

Das traf Benigna wie ein Schlag. Sie ging ins Schlafzimmer und setzte sich auf das Bett. Kein Zweifel, er wollte nicht kommen. Die Begegnung war durch die ahnungslose Mechthild irgendwie arrangiert worden, und er hatte keinen anderen Ausweg gefunden, als sich im letzten Augenblick unter irgendeinem Vorwand zurückzuhalten.

Draußen in Smolltitz würde sie anstatt seiner . . . Marianne treffen!

Langsam legte sie ihre Sachen, das Rosakleid — sie trug noch immer Rosakleider — den Bänderhut wieder in Schrank und Truhe, und als Stephan hereinkam, gestiefelt und gespornt, in besserer Stimmung als sonst, wie immer, wenn es in die Heimat gehen sollte, erklärte sie ihm, daß sie zu Hause bleiben wollte.

Er wandte ihr einen dunklen Blick zu. Doch fuhr er ruhig in seinen Zurüstungen fort. Thilo lief in seinem sonntäglichen Samtkittel herein und jubelte zur Abfahrt, er beugte sich ruhig zu ihm nieder und sagte, daß er sein Rotkehlchen heute bekommen werde.

So gingen die beiden mit kurzem Abschied, und unten rollte die Kutsche fort.

Benigna schritt in der nervösen, befreiten Bewegung, wie immer, wenn sie einmal allein sein konnte, durch die Räume, holte die Familienbilder, die sie nicht wieder aufgehängt hatte, und vertiefte sich in deren Anblick und in ein leises Strömen und Zucken der Gedanken.

Es war Sonntag, die Soldaten wanderten nach den Dörfern hinaus oder in die Wirtshäuser vor den Toren.

Der Himmel war novembergrau wie schon alle Tage, etwas Enges und Gepreßtes war in der Luft, eine verhaltene Gespanntheit. — — Nun waren sie bald draußen in Smolltitz. Bei der Base und bei dem Müller. Thilo würde sein Rotkehlchen bekommen, und Stephan mit dem Müller schwatzen, auch mit der Mechthild ein wenig schäkern, in bösem Gedenken an sie. Vielleicht wird er auch an den Waldrand hinab gehen, wo die alte Kate steht.

Ach ja, so würde es sein.

Sie stand plötzlich auf und legte die Bilder hin. Schob sie zusammen und schloß sie ein. Es war am besten, sie nicht wieder anzusehen. Wohin trieb sie es denn? Sie mußte tun, wie sie gesagt hatte, mußte den Weg weiter gehen, in den sie einmal eingebogen war, und noch froh sein, daß er nicht mehr Demütigungen brachte, als er es schon tat. Zufrieden werden.

Es war kein Tag für große und kühne Dinge, keine Stunde zum Träumen. Der rauhe, graue Wind draußen ließ an den Ofen und die vier Wände denken, an häusliche Behaglichkeit.

Sie besann sich, wieviel zu flicken und stopfen war. Adelheid hatte es sie ja gelehrt. Ja . . . gelehrt.

‚Hausfrau,‘ höhnte sie vor sich hin.

Dann holte sie den Ballen von Zeug, Jäckchen und Röckchen des Kleinen, die der Ausbesserung bedürftig waren, und auch Sachen von Stephan, die sich in derselben Notwendigkeit befanden. Rückte ihren Nähtisch in das karge, graue Licht, fädelte ein und zog den Faden. So mochten viele brave Hausfrauen heute am Sonntag sitzen! —

Sie arbeitete mit Eifer, mit einer trockenen und geschlossenen Tüchtigkeit, und hatte die Genugtuung, daß die Gedanken verblichen. Wie groß der Vorrat war. Das hatte sie alles einreißen lassen! Es mußte geschafft sein, bis beide wiederkamen.

. . . Diesen Kittel hatte sie gut hergerichtet. Wenn er gewaschen war, sie wollte es morgen, nein, übermorgen, selbst besorgen, gab es noch ein stolzes Stück für den Kleinen. Ja, Thilo war gut geraten. —

Digitized by Google

Ob er nun sein Rotkehlchen hatte? Vielleicht —

Benigna bog sich vor. Auf der Gasse rollte ein Herrschaftswagen, mit vier Goldfüchsen bespannt. Am Schlag sah man den Uhu. Graf Treschin. Es war, als ob der Kutscher die schönen Tiere ein wenig verhielte, damit sie langsamer am Hause vorübertänzelten. Aber sie kamen vorüber. Matthias Treschin saß im Wagen.

Benigna sah ihnen nach. Sie war aufgestanden, und die Arbeit war ihren Händen entglitten. Ihr Blick sog sich an den Pferden fest, an den Livreen, an Wappen und Krone.

Und darüber erkannte sie dann, daß es begonnen hatte zu schneien. Die dunkle Spannung hatte sich gelöst, der erste Schnee fiel, so leise und leicht, als sei da draußen etwas in ruhigem Nachdenken. Für Benigna war kein trübes Gefühl dabei. Sie dachte nicht, wie die Dichter der Almanache sagten: ‚Es fällt das grausame Leichentuch.‘

Es war kein Leichentuch. Es war kein Tod da draußen. Es war nur ein merkwürdiges und kühnes, in seinem Ziele sicheres Spiel, das nach einigem Kampf jetzt den Sieg gewonnen hatte. In den langsam herabschwebenden Flocken war etwas von demselben Gesetz, das auch in den fallenden Rosenblättern gewesen war.

Und plötzlich wichen die vier engen Wände mit allem Kram von ihr, und sie sah weite braune Felder, spürte ihren Atem, war selber Acker und Erde, in die der Schnee fällt, spürte das Ungeheuere, das die Flocken trieb, empfand die Ströme, die keine Todesgewalten waren. Ein ungeheures frisches, kräftig geheimnisvoll in sich getragenes Leben war sie. Sie war Feld. Sie war Acker, ihre Seele schwebte mitten im tanzenden Schnee. Sie war freies, freies Leben.

Benigna hatte ihre Arbeit lange vergessen. Sie stand und stand in der Dämmerung und sah in den Schnee. Und als er nicht anders mehr zu sehen war als in dem gelben fahlen Schein der Laterne am Königshause, da nahm sie einen Umhang, schlang eine Kapotte um und trat in den Schnee hinaus.

Und er fiel und fiel.

Sie achtete nicht auf die grölenden Stimmen, die aus den Schenken kamen, nicht darauf, daß Soldaten sie anzurennen suchten, nicht auf Scherze, die ihr zugerufen wurden, ging durch die Gasse und fühlte den Schnee auf Kopf und Händen. Kam auf die Brücke und sah zu beiden Seiten auf den Fluß, in den die Flocken fielen. Atmete allen freien Hauch aus den Werken und Gräben, in denen die Sümpfe gefroren waren, ging an der rauschenden Sinzendorfmühle vorbei und spürte nichts als den Schnee, nichts als die unerhörte und starke Lösung, die mit ihm über sie gekommen war.

Vor Alexanders Haus, der Ring war dunkel, blieb sie stehen und dachte: ‚Es ist ja so schön. Ob er es weiß. Ob er es spürt, daß ich hier unten stehe?‘

Sie ging die Stiege empor und dachte: ‚Er weiß, daß ich komme. Was könnte ich anders tun . . .?

‚Jener andere ist für mich vorüber, wie er eben vor meinem Fenster vorüberfuhr, fremd und abgeschlossen. Dieser aber gehört mir, er ist mein Freund, wie noch keiner es war und keiner es jemals sein wird. Lange, lange ließ ich ihn von mir und verkannte ihn, jetzt . . . muß ich bei ihm sein. Seine Stimme hören, seine Gegenwart fühlen.‘

Sie dachte daran, wie Alexander nach der Nachricht von Ottos Tode in schweigend leidenschaftlichem Troste neben ihr gesessen und wie alle vergangenen Rosen vor ihr wieder zu glühen begonnen hatten. Und dann wieder an jene Nacht, da sie einsam und in der Kälte gesessen und nur sein Bild gestreichelt hatte.

‚Jetzt kann ich nicht mehr zurück. Nur zu ihm muß ich. Er ist das Herrentum und die Ritterlichkeit, nach denen ich verlange, die Güte und Zärtlichkeit, Wärme und Heimat, die mir einzig auf der Welt geblieben sind, die eine Seele, die wahrhaft mein ist, von Anbeginn. Er ist mein Freund.

‚Ja, der Freund —‘

Sie war oben. Ihr Herz war sicher und ohne Angst. Die Angst war weit dahinten. Nun war nichts in ihr als das Wunder dieser späten, herbstlichen Stunde.

Sie klopfte.

Nach einigen Augenblicken öffnete

Digitized by Google

Alexander. Es war, wie sie gedacht hatte: er war allein. Auch der Bursche war fort. Nur das kleine Kind lag weit hinten, es schlief. Die Amme war bei ihm.

Alexander stand eine ganze Weile regungslos und in schwerer Erschütterung vor ihr. Dann trat er leise zurück.

Auf seinem Tisch brannte Licht.

„Du schriebst wieder?"

Er schwieg. Sie sahen sich lautlos an.

„Für dich," sagte er dann und küßte ihre Hände.

Dann lagen sie sich in den Armen.

„Laß mich die Blätter sehen," flüsterte sie dann, „das Märchen von den Rosen... so fielen die Blätter, wie die Flocken fallen ..."

„Du bist mein geliebtes Blut," sprach er leise.

Dann las er die Sage vom Bischof Laurentius vor, und nun wollte er die vom Kapellenberge beginnen.

Sie fuhr hoch.

Und als er sie ansah, flüsterte sie: „Das ... Ave regina können wir nicht... beten ..."

— — — — — — — — — — — — — —

Der erste Schlitten, der in die Stadt klingelte, war aus Smolltitz, darinnen saß Leutnant Andrä, seinen in Pelze eingehüllten Sohn auf dem Schoß, der den Käfig mit dem Rotkehlchen hielt und sich darüber in den Schlaf geschwatzt hatte. Neben ihm saß Marianne mit ihrem Buben.

Am Ringe wären sie durch die Unvorsichtigkeit des Kutschers bald in eine Milchfuhre aus Ober-Neuland hineingefahren. Es gab eine kurze Stauung, bei der die Schlittenglocken eine Sekunde wild geläutet wurden, so daß das Volk zusammenlief. In dem Augenblick erkannten der Leutnant Andrä und Marianne Benigna, die aus dem Hause des Rittmeisters von Ginstrum kam.

Marianne sprang jetzt aus dem Schlitten, ihr Pelz fiel auf den weißen Boden. Der Leutnant sprang ihr nach, half ihr und sah verstört der verschwindenden Gestalt nach und zum Fenster hinauf, hinter dem Licht brannte. Die Kinder waren erschrocken aufgefahren und schauten sich im Laternenschein groß an, Thilo Andrä und der kleine Alexander von Ginstrum.

Dann nahm Marianne ihren Sohn und lief ohne Dank und Gruß zu ihrem Hause hinüber. (Fortsetzung folgt)

Weihnacht im Graben

Der Eisklang läutet die Mette ein,
Der Schnee gibt reinen Ewigkeitsschein,
Als leuchte die Erde;
Der Graben ist das Gotteshaus,
Wir schicken suchend die Seele aus,
Daß Weihnacht werde.

Dem herben Duften fehlt der Wald,
Die Sterne wandern fern und kalt
Über Herzen und Hände;
Liebe muß sein, und sonst nichts mehr,
Drum schick ich suchend die Seele umher,
Daß sie Weihnacht fände.

Da stieben Gluten in die Nacht,
Es blitzt und prasselt und lebt und kracht,
Der Kampf ist entglommen.
Uns ward die Liebe heut gebor'n —
Aus liebentbranntem, deutschem Zorn
Ist doch mein Fest gekommen.

Erich Wentscher

Digitized by Google

Der tote Friedenskaiser

Die Erde brennt, aus ihrem Schoße schlagen
Die Flammen in erneuerndem Geschehn,
Als wollte sie wie einst in Urwelttagen
In Rotglut wieder durch das Weltall gehn.
Da baut sich ein Gerüst ins Wolkenjagen,
Hebt sich ein Sarg aus Brand und Sturmeswehn,
Und fernher blickt der Sterne Himmelslicht
Dem toten Friedenskaiser ins Gesicht.

Nun ist's, als hielten alle Menschenreiche
Den Atem an, erschauernd horcht die Welt,
Und jeder Blick sucht die erhabne Leiche,
Hoch an den Saum der Ewigkeit gestellt,
Und Freund- und Feindesherz durchbebt das gleiche
Gefühl, in dem der irre Haß zerfällt:
Gott wünscht, weil seine Menschen sich vernichten,
Ein Sinnbild groß vor ihnen aufzurichten.

Wahrhaft ein Sinnbild ist er, dieser Tote.
Denn seit ein jeder von uns denken kann,
Wer galt uns allen so als Friedensbote,
Wie dieser einsam-stille, schlichte Mann,
In dem das ganze, große, stets bedrohte,
Doch heitre Österreich Gestalt gewann,
Alt-Österreich, das lied- und kunstbewährte,
Das dieser Erde so viel Glück bescherte?

Ein Sinnbild ist sie, diese Fürstenbahre,
Die aus dem Weltbrand nun zum Himmel stieg.
Wollt ihr das Gute, Edle, Schöne, Wahre,
Ihr Feinde, sagt, wozu dann dieser Krieg?
Seht diese achtundsechzig Herrscherjahre,
Sie sind ein großer, leidenvoller Sieg
All dessen, was die Menschheit führt ins Licht,
Der Freiheit, Güte, Redlichkeit und Pflicht.

Und ob ihr nun in tollen Totentänzen
Auch ferner wütet gegen uns und flucht:
Weit über unsre heißumstrittnen Grenzen,
Hoch über Alpenschnee und Meeresbucht
Wird unsres Friedenskaisers Bahre glänzen,
Und er, der wahrlich nie den Streit gesucht,
Wird, was er nicht vermocht in seinem Leben,
Uns als Verklärter Sieg und Frieden geben.

Johann Friedrich

Digitized by Google

Franz Joseph I.
Kaiser von Österreich, König von Ungarn †
Gemälde von J. Q. Adams

Digitized by Google

Kaiser Franz Joseph zum Gedächtnis

Von Hanns von Zobeltitz

Ein treuer, allverehrter Freund starb uns in dem greisen Herrscher. Als Reichsdeutscher schreibe ich diese Worte: ein treuer Freund war er uns, wie er auch in all der wechselvollen Politik, welche die seltsame Gestaltung seines Reiches vielleicht bedingte, im innersten Kern seines Wesens ein deutscher Mann blieb!

Wir trauern um ihn aus ehrlichem, tiefbewegten Herzen. Wenn er uns einst fremd war, seine Persönlichkeit und die Wucht der Ereignisse zwangen uns zu ihm hinüber, bis wir ihn verehren und bald lieben lernten: den Nestor unter Europas Fürsten, den Herrscher, der wohl länger regierte, als irgendein anderer in der Geschichte der Monarchien, ihn, den das Schicksal Übermenschliches zu erleiden, aber dem es auch eine wunderbare Kraft des Überwindens gab und dazu dann die hohe Weisheit der Erfahrung und des Alters. Einst, als Kaiser Franz Joseph in der Fülle blühender Jugend stand, nannten ihn seine Österreicher den Ritterlichen. Nun könnten wir alle, die um ihn trauern, ihn den Überwinder nennen. Über all sein Leid wuchs der Sieg hinaus. Denn nimmer ließ er sich beugen, immer stand er erhobenen Hauptes dem Geschick, auch dem härtesten, gegenüber, im frommen Gottvertrauen, im hartgeschmiedeten Vertrauen auf sein Herrscheramt und seine Herrscherwürde, im unbedingten Vertrauen auf sich selber. Und als, nahe dem Abschluß seiner Jahre, ihm, dem Friedensfürsten, das vielleicht Schwerste nicht erspart wurde, als der gewaltige Weltenbrand seine Monarchie und das engverbündete Deutsche Reich umtoste, da stand er wiederum im felsenfesten Vertrauen getreu an unserer Seite, Schulter an Schulter. Mochte sein wackeres Heer hier oder dort der Übermacht weichen müssen, mochten ihm Provinzen und Städte entrissen werden, er wankte nicht. Er fühlte, er wußte: dem Starken, nicht zu Beugenden mußte der Sieg bleiben!

Welch ein schwergeprüftes und doch welch ein reiches Leben!

Fast vergessen war es, daß Kaiser Franz Joseph noch an der Spitze des weiland Deutschen Bundes gestanden, daß Österreich dessen Präsidialmacht gewesen. Einer jüngeren Generation klingt nur wie von fernher die Kunde von den harten politischen Kämpfen, von dem blutigen Ringen, die Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich schieden. Und unter uns Reichsdeutschen kennt sich wohl nur der Geschichtsforscher ganz aus in dem wirren Getriebe von Ereignissen und Wandlungen, die dieser Zeit im Nachbarreich vorausgingen, ihr unmittelbar folgten; wie fast nur der Politiker von Beruf sich in all den Strömungen und Gegensätzen ganz auskennt, die bis in unsere Tage hinein die so unsagbar schwierige innere Politik der Länder des verewigten Kaisers beherrschten. Uns genügt es auch zu wissen, daß er in all dem Wirrwarr des Nationalitätenstreites und der Parlamentskämpfe die einzige fest ruhende Säule blieb, die hoch über

Digitized by Google

jedem Strudel von Ansichten und Meinungen verharrte, daß er — auch zu unserem Heil! — in aller Zerrissenheit die Einheit seiner Länder, nicht zuletzt im gemeinsamen Heer, vertrat. Einst, so hieß es, war Österreich „in Radetzkys Lager". Jetzt scharte es sich um die ehrwürdige Gestalt des Kaisers und Königs.

Es kam der Dreibund. Es kam, was Bismarcks weitschauende Staatskunst schon in Nikolsburg vorbereitet, wohlerwogene Bundesbrüderschaft und dann Freundschaft. Wahrhaftig: Größe lag darin, wie der Besiegte von 1866 zu vergessen wußte, auch hier wieder der „Überwinder". Daß er nicht nur die Brücke sicheren Fußes betrat, die gemeinsame Interessen geschlagen: daß er sich mit seinem stolzen Herzen zur rückhaltslosen Freundschaft, auch zur allerpersönlichsten, von Fürst zu Fürst, bekehrte, zu unserem alten allergnädigsten Herrn, zu unserem jetzigen Kaiser. Da gab es keinen Schatten, da gab es nur Licht. Wie Kaiser Wilhelm dem Nachfolger Franz Josephs auf die Trauerkunde drahtete. „Das Deutsche Reich verliert in ihm einen treuen Bundesgenossen, Ich persönlich einen väterlichen hochverehrten Freund —"

Unseres Kaisers Freund war er, und wir alle verehrten in ihm unsern wahrhaftigen Freund.

Aber es kam doch noch etwas anderes hinzu, was unsere Herzen ihm näher brachte, was sie zu ihm klingen ließ in einer der innigsten Empfindungen, die das Menschenherz kennt: im Mitleid! Auch wer von uns den Staatenlenker in ihm nicht kannte, wer seine ruhige, überlegene Gelassenheit in schwersten Lagen vielleicht verkannte, der wußte, daß diesem Fürsten die tiefsten seelischen Schmerzen beschieden gewesen sind, die einen Mann treffen können.

Kaiser Franz Joseph, im frühen Jünglingsalter auf den Thron berufen, vermählte sich mit der schönsten Fürstentochter Europas, der liebreizenden, von hochfliegendem Geiste beseelten Herzogin Elisabeth in Bayern; sie schenkte ihm einen Sohn, den hochbegabten Thronfolger Rudolph. Eine furchtbare, heut noch nicht in allen Einzelnheiten aufgeklärte Tragödie entriß ihm den Sohn: „er starb," wie in diesen Heften vor Jahren ein österreichischer Dichter schrieb, „den schweren Tod um der Liebe zu einem Weibe willen — der Kaiser lebte das viel schwerere Leben um der Liebe willen zu allen Völkern seines Reiches."

Und wieder pochte der unerbittliche Tod an die Pforte des Kaiserschlosses. Die schöne, schwermutsvolle Herrin, die tiefgebeugte Gattin und Mutter, war geflohen, sie lebte in der Einsamkeit ihres Märchenschlosses auf Korfu, sie irrte durch die Welt. Im fernen Lande, am Ufer des lachenden Schweizer Sees, traf sie, die nie jemand etwas zuleide getan, der tödliche Dolchstich eines fremden, feigen Mörders. Und wieder war der Kaiser der stille Überwinder, lebte sein schweres Leben weiter um der Liebe willen zu allen Völkern seines Reiches. Um der Liebe willen, um der Pflicht willen. Es ist das gleiche.

Wen hatte der Greis nicht außer den Lieben, die seinem Herzen am nächsten stehen mußten, ins Grab sinken sehen?! Wen nicht betrauern, was nicht überwinden müssen!

Der jüngere Bruder Maximilian, der Begründer der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte, fiel — von Napoleon verraten — als Kaiser von Mexiko durch Rebellenkugeln. Erzherzog Wilhelm, der dem Herzen des Kaisers besonders nahe stand, stürzte mit dem Pferde und starb in der Blüte der Mannesjahre, einer der tüchtigsten Offiziere der Armee. Der geistreiche Erzherzog Johann Nepomuk Salvator zog als Gatte einer Operettenfee, als Johann Orth, in die Ferne und ging als Schiffskapitän unter. Erzherzog Otto, am nächsten dem Thron, erlag qualvollen Leiden. Lang noch ließe sich die Reihe der Schicksalsschläge und der Enttäuschungen fortführen, die das Kaiserliche Haus zu Lebzeiten des hohen Greises trafen — und die er überwand, um weiter zu arbeiten in treuester Pflichterfüllung.

Dann, in schicksalsschwerster Stunde, folgte der furchtbare Meuchelmord von Sarajewo, der den Erzherzog Franz Ferdinand, seit dem Tode des Kronprinzen der Thronfolger, jach niederstreckte, ihn und seine Gemahlin. Wohl mochten der Kaiser und der Thronfolger vielfach wesensverschieden sein, aber die Zukunftshoffnungen des Greises klammerten sich ohne Zweifel an die tatkräftige Persönlichkeit des Jüngeren, dem er bereits ein beschränktes Mitregentenrecht eingeräumt hatte, in dem er vor allem auch den eifrigen und zielbewußten Förderer seines Heeres und seiner Marine sah. Unendlich viel ging mit seinem Tode in Bruch und Scherben. Doch wiederum war im tiefsten Schmerz der Kaiser der Überwinder und blieb es, als der ungeheure Krieg ausbrach, der die Grundfesten seines Reiches zu erschüttern drohte. Nie wohl war er größer als in jenen Tagen, die gleichsam die Probe auf sein ganzes Leben, auf sein Wirken brachten. In ihnen erwies sich ja erst recht überzeugend, wie die Donaumonarchie, die äußere und innere Feinde für verfallsreif gehalten, doch ein großes festgefügtes, lebenszähes Ganzes geblieben war für die Stunde, in der der Kaiser und König rief. Daß dem so war, ist gewiß dem Herrscher selbst als schönste Krönung seines Lebenswerkes erschienen. Wir Reichsdeutschen aber werden ihm über das Grab hinaus ewige Dankbarkeit auch dafür bewahren, daß er uns in treuester Bundesgenossenschaft ein Österreich-Ungarn zur Seite stellte, welches sich trotz aller Spaltungen in Kampf, Not und Gefahr bewährte.

Es war dem Herrscher nicht vergönnt, das siegreiche Ende des Krieges zu erleben. Aber ich bin gewiß, daß er hinübergegangen ist zum ewigen Frieden in der festen Überzeugung: Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich sind unbesiegbar. Und diese feste Überzeugung wird der große Überwinder auch seinem Nachfolger, dem Kaiser und König Carl, vererbt haben als köstliches Gut: Glauben und Vertrauen und die Kraft des Ausharrens!

Märchen im Unterstand

Von Karl Bröger

Der Tag versickert in der grauen Breite
Nächtlicher Flut, die allen Raum umspült.
Mildäugig grüßt ein Stern schon aus der Weite,
In seinem eigenen Feuer sanft gekühlt.

Nun geht die Zeit, die tags mit Donnerschritte
An Graben und Verhack vorbeigestürmt,
Auf leiseren Sohlen hin durch unsere Mitte
Und Mauern des Vergessens sind getürmt.

Wo zwischen kahlen, holzverschalten Wänden
Der Tod so oft an unserer Seite liegt,
In unseren engen, dumpfen Unterständen
Ruht Bruder einem Bruder angeschmiegt.

Ein leises Rascheln knistert in der Ecke.
Raub' uns den kargen Schlaf nicht, kleine Maus! . . .
Da spaltet sich mit hellem Klang die Decke
Und die erlösten Seelen ziehn hinaus.

Sie ziehn hinaus in lichtbeglänztem Fluge,
Nach allen Himmeln reiht sich Schar an Schar,
Und jede strebt in leichtbeschwingtem Zuge
Dahin, wo ihre Sehnsucht immer war.

Durch sternbestickte Lüfte schwirrt das Wandern.
Zur Seite weichen Berge, Tal und Fluß.
Aus Kurland her, aus Polen und aus Flandern
Weiß jede Seele, wo sie landen muß.

Und schnell bevölkern sich die stillen Stuben
Daheim im langentbehrten Vaterland
Mit bangen Bräuten, Müttern, Mädchen, Buben
Und die Vereinten stehen Hand in Hand . . .

Um alle Schläfer in den Unterständen
Schwebt Märchenlächeln und ein Heimatstraum.
Sie halten ein Geliebtes an den Händen,
Sie wandeln um den deutschen Weihnachtsbaum.

Digitized by Google

Die Fischhändlerin
Gemälde von Quiringh G. Brekelenkam
(In der Galerie Alfred Thieme im Museum der bildenden Künste zu Leipzig)

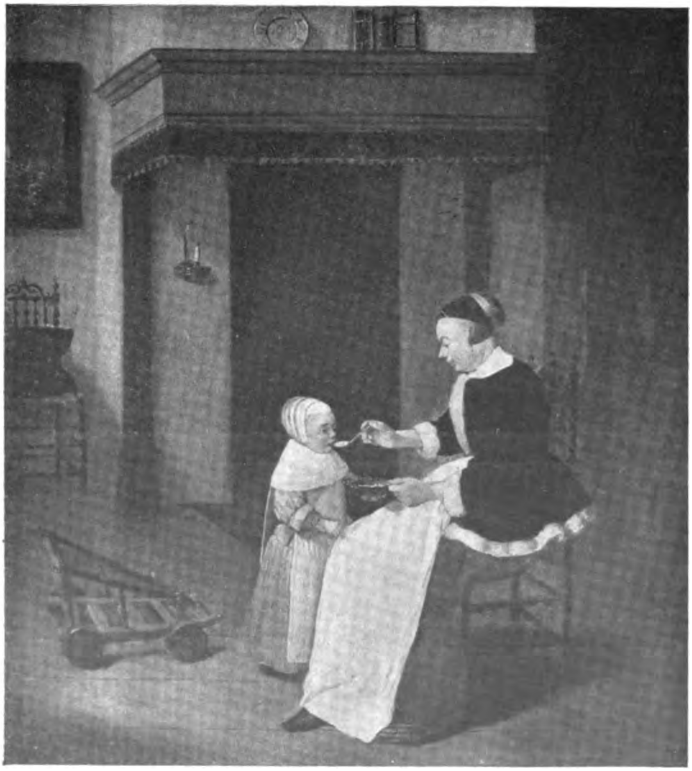
Digitized by Google

Quiringh G. Brekelenkam,

ein Maler des holländischen Kleinbürgertums

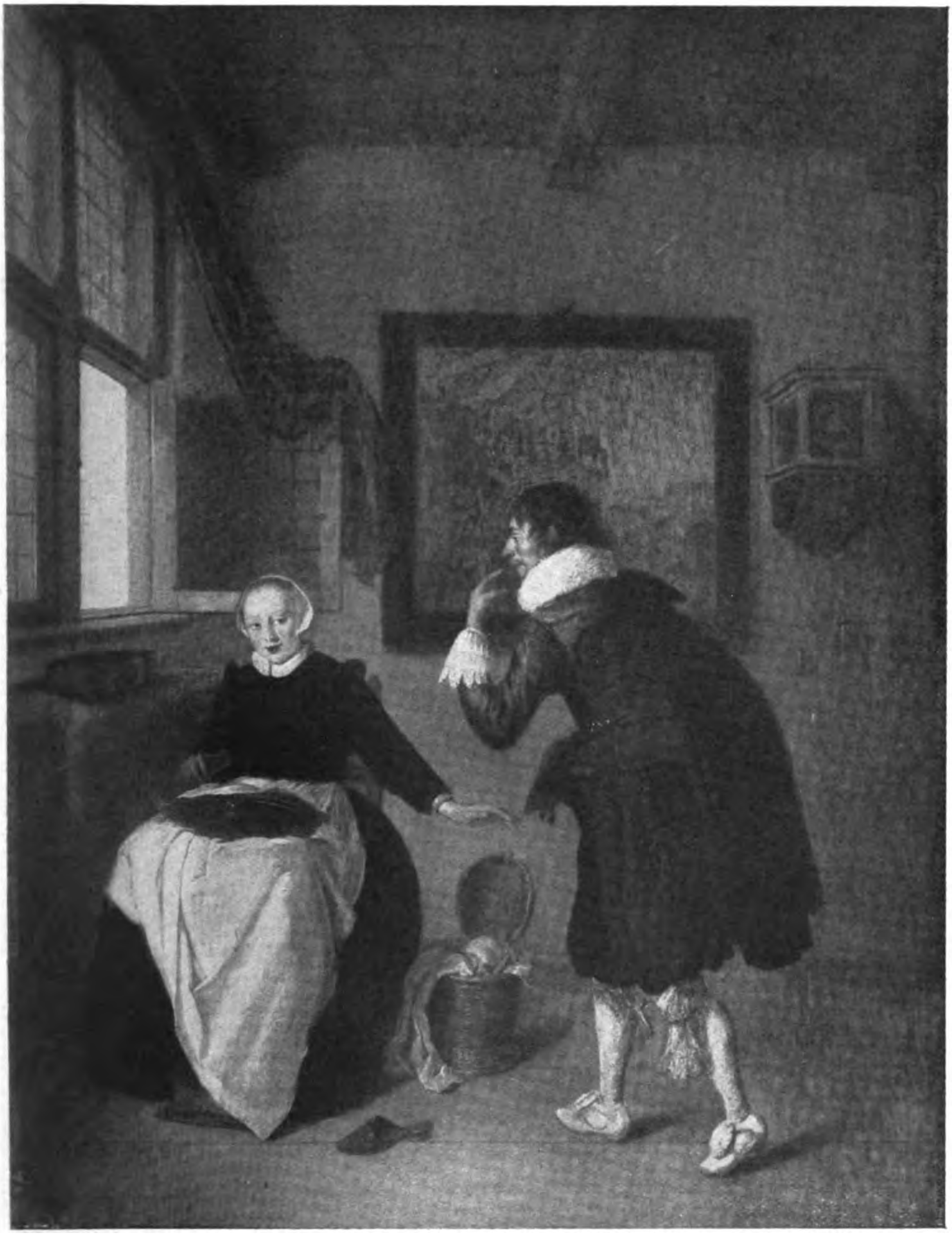
Von Dr. Wilhelm von Bode
Generaldirektor der Königl. Museen in Berlin

Solange die Schätzung der alten Künstler noch abhängig war von der Richtung der gleichzeitigen Kunst, konnten Meister, die wir heute mit zu den größten zählen, fast unbeachtet bleiben oder geradezu mißachtet werden. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kaufte man Gemälde von Frans Hals um Preise, die nicht den hundertsten Teil von dem ausmachen, was sie jetzt erreichen. Noch später hat sich der Delftsche Vermeer den Platz am Lichte erobern müssen, er, der Maler des Lichtes, dessen seltene Bilder nur einen gewissen Preis erzielten, wenn sie unter dem Namen von Malern wie Eglon van der Neer, Netscher oder Terborch auf den Markt kamen. Heute, wo eine wissenschaftliche Betrachtung jedem Künstler gerecht zu werden sucht, ist eine solche Verkennung wirklicher Meister, auch wenn sie von der Richtung unserer Kunst sehr verschieden oder ihr gar entgegengesetzt sind, nicht mehr möglich. Aber noch immer ist manch tüchtiges Talent dem kunstliebenden Publikum so gut wie unbekannt, wenn seine Werke wenig zahlreich und in den Museen spärlich vertreten sind; andere sind selbst der Forschung noch entgangen, weil ihre Arbeiten versteckt sind oder mit den Werken anderer Künstler verwechselt werden. Der Maler aus der Blütezeit der holländischen Malerei, auf den ich in diesen Zeilen die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist zwar immer bekannt gewesen, auch besitzen die öffentlichen Sammlungen von ihm meist das eine oder andere kleine Bild, aber sie gehen unter in der Menge, welche die Wände unserer Galerien zu bedecken pflegen, und die Bedeutung des Künstlers ergibt sich erst durch die Zusammenstellung seiner Hauptwerke in Bild und Wort.



Das Milchsüppchen. (In der Braunschweiger Galerie)

Brekelenkam gehört nicht zu den Großen unter den holländischen Malern, auch nicht unter den Darstellern des Sittenbildes, aber er hat eine besondere Gattung der holländischen Genremalerei zuerst und am reinsten ausgebildet und ist, wenn auch recht ungleichmäßig, doch in seinen guten Bildern ihr tüchtigster und sympathischster Vertreter. Er ist unter den holländischen Malern auch dadurch eine

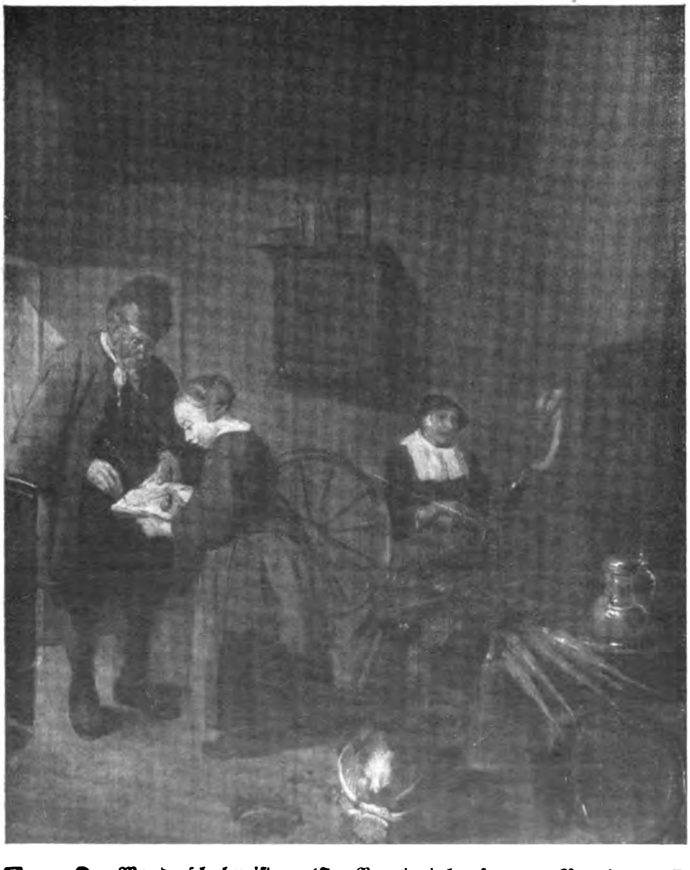


Der abgewiesene Freier
Gemälde von Quiringh G. Brekelenkam
(In der Hamburger Kunsthalle)

Digitized by Google

fesselnde Persönlichkeit, daß er in seinen Gemälden von dem Leben und Treiben der Kleinbürger in Holland, denen der Aufschwung und die Blüte der Freistaaten nicht am wenigsten verdankt wurde, ein ungewöhnlich treues, schlichtes und doch zugleich besonders anziehendes Bild gegeben hat.

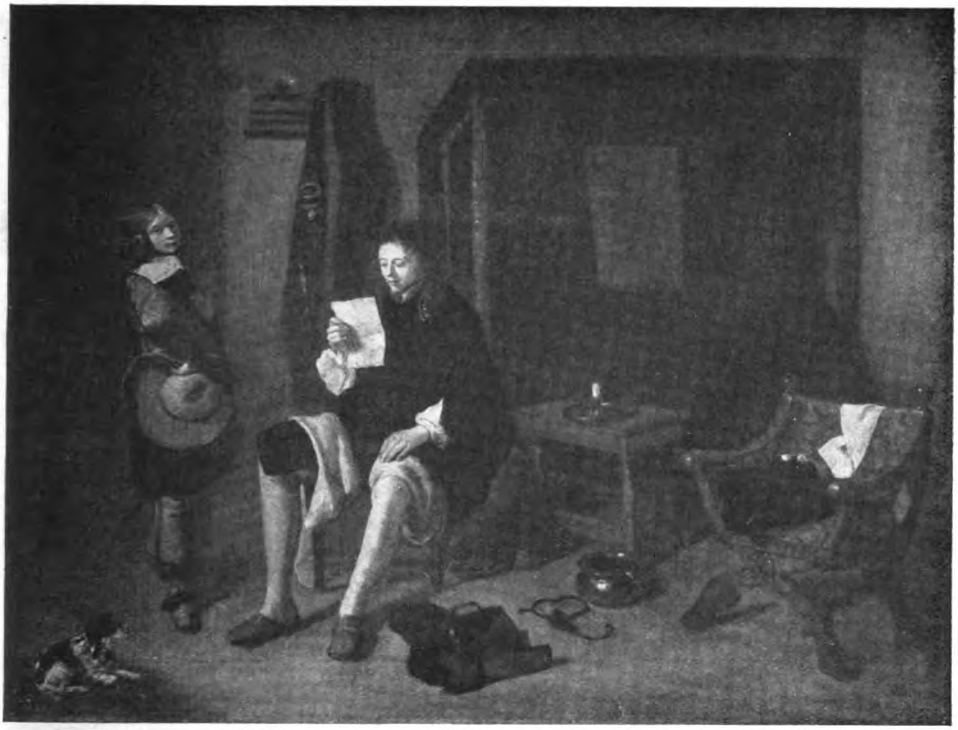
Das Sittenbild hat seine vollste und vielseitigste Entfaltung in Holland erhalten, ja hier allein ist es ganz frei zur Entwicklung gekommen, so daß es noch die neuzeitliche Genremalerei nach verschiedenen Richtungen stark beeinflußt hat. Es kann nur unter ganz besonderen Bedingungen und Voraussetzungen entstehen und sich gedeihlich entwickeln, denn es beruht auf einem stark ausgebildeten Familienleben, wie es sich in voller Stärke nur bilden kann bei den nördlichen Völkern, die schon durch das Klima vornehmlich auf das Leben im Hause angewiesen sind. Daß aber noch andere Bedingungen hinzukommen müssen, damit eine blühende Genremalerei sich entwickeln kann, zeigt aufs deutlichste die Tatsache, daß vor der Neuzeit außer den Holländern keines der nordischen Völker trotz Stammesverwandtschaft und bei ähnlich blühender Kultur eine wirkliche Genremalerei entwickelt hat; am wenigsten gerade die Engländer, bei denen im 17. und 18. Jahrhundert die Voraussetzungen dazu in ähnlicher Weise wie in Holland gegeben zu sein scheinen. Der interessanten Frage, unter welchen eigenartigen Bedingungen und Verhältnissen sich in dem einen Lande die Genremalerei überhaupt nicht entwickelt, in einem anderen nur in beschränkter oder verkümmerter Weise zur Geltung kommt und wieder bei einer anderen Nation eine eigentümlich phantastische Form annimmt, dieser Frage können wir hier nicht näher nachgehen; nur wie diese Bedingungen in Holland zusammentreffen, und in welcher Weise sie hier zur Ausbildung des Sittenbildes und zu seiner mannigfachsten, glänzendsten Entfaltung geführt haben, darauf wollen wir kurz eingehen, um daraus die besondere Stellung und Bedeutung des Brekelenkam zu erläutern.



⊠ Der Wanderschulmeister (Im Provinzialmuseum zu Bonn) ⊠

Gleich bei ihrem Auftreten in der großen Kunst, schon bei den Brüdern van Eyck und ihren Nachfolgern zeigt die niederländische Malerei einen ausgesprochen genreartigen Zug in der Art, wie die Künstler ihre biblischen und religiösen Darstellungen in der heimischen Umgebung und in der Tracht ihrer Heimat geben; durch diese ausgesprochen örtliche Färbung erhalten ihre Bilder die starke überzeugende Wirkung.

Digitized by Google



Der Besuch des Offiziers. (In der Hamburger Kunsthalle)

Ein neuer Anstoß zu weiterer Betonung dieses sittenbildlichen Charakters brachten Reformation und Humanismus, die Kämpfe um die Freiheit des Geistes, die gerade in den Niederlanden besonders lebhaft geführt wurden. Schon damals entstand hier ein eigentliches Sittenbild, wie es vor allem einzelne Gemälde und Stiche von Lucas van Leyden und die Bauernstücke des alten Pieter Bruegel bekunden. Aber diese Anfänge, die sich zudem wesentlich auf eine typische Darstellung des Treibens der untersten Stände beschränkten, blieben zunächst ohne nachhaltigere Wirkung, da der Kampf um die Glaubensfreiheit jahrzehntelang die Kräfte des Volkes voll in Anspruch nahm. Als aber der Waffenstillstand von 1609 zwar noch kein Ende des Krieges, aber doch die Selbständigkeit der nördlichen Provinzen, des jetzigen Holland, herbeiführte, begann mit dem raschen Erblühen des jungen Staates auch die Kunst wieder zu erwachen, und zwar mit zuerst gerade in der Richtung auf das Sittenbild. Zunächst in den meisterhaften Charakterfiguren aus dem Volke, wie sie Frans Hals schuf. Wie hier allbekannte Gestalten von den Straßen und aus den Kneipen Haarlems dargestellt sind, so schilderten gleichzeitig andere Künstler das Treiben der Bauern auf den Dorfgassen und Märkten oder in ihren Kneipen, Darstellungen, die erst künstlerisch vertieft wurden durch die Schöpfungen des jungen Hals-Schülers Adriaen Brouwer.

Und noch eine andere Richtung des damaligen Lebens, das sich ebenso offen und ungeniert abspielte wie das Gebaren der Bauern, das Treiben der Soldateska, die der neu erwachte Kampf ins Land führte, fesselte die jungen Künstler gleich stark und regte sie an zu Darstellungen sowohl aus dem Kampf- und Lagerleben wie aus dem soldatischen Treiben in den Städten während der Winterquartiere. Wenn auch hier, wie in den Bildern des alten Pieter Bruegel, nicht einzelne Gestalten individuell geschildert, sondern ganze Klassen der Gesellschaft in ihrem typischen Gehaben dargestellt werden, so zeigt sich in diesen Bildern doch schon das Bestreben, abgerundete Darstellungen und schärfer ausgeprägte

Digitized by Google

Szenen zu geben, die Landschaft tritt mehr und mehr hinter den Gestalten zurück, und die Darstellungen werden meist schon in das Innere der Häuser verlegt. Damit war Gelegenheit gegeben nicht nur zu künstlerischer Abrundung der Kompositionen, zu malerischer Wirkung und zur Ausbildung des Helldunkels, sondern zugleich zu intimerem Eingehen auf die Situation und auf die Charakteristik des einzelnen. In diesem Stadium der Entwicklung mußte die neue, tiefergreifende Kunst des jungen Rembrandt gerade auf das Sittenbild in günstigster Weise einwirken; sie führte auch hier von der Wiedergabe der äußeren Erscheinung und kennzeichnender Situationen zu der Darstellung des inneren Lebens, zu vertrauter Schilderung des Familienlebens.

Nachdem die Maler so, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, aller künstlerischen Mittel Herr geworden waren, bildeten sie die Darstellung des inzwischen in seiner Eigenart voll ausgeprägten Lebens des holländischen Volkes in der vielseitigsten und anziehendsten Weise aus. Kein anderes Land kann sich rühmen, daß von seinem Volksleben ein ähnlich reiches, treues und doch künstlerisch vortreffliches Bild erhalten ist, wie es die Holländer aus der Zeit ihrer höchsten Blüte besitzen. War das Sittenbild in den Szenen aus dem Soldatenleben und in den Gesellschafts- und Bauernstücken schon in den ersten Jahrzehnten der selbständigen holländischen Malerei beim Publikum eine besonders beliebte Gattung der Malerei gewesen und daher in fast allen Städten Hollands geübt worden, so wurden die Genrebilder jetzt die bevorzugten, am höchsten bezahlten Arbeiten, und an die Stelle der mehr handwerksmäßigen Maler von mittlerer Begabung traten verschiedene Meister ersten Ranges, die um sich eine Reihe mehr oder weniger tüchtiger Schüler und Nachfolger versammelten. Bisher hatte Amsterdam neben Haarlem die Führerschaft auch in der Darstellung des Volkslebens innegehabt; fortan tritt aber die rasch aufblühende Stadt zurück, da das unruhige Getriebe der Weltstadt zur Ausbildung wirklich hervorragender Künstler die nötige Sammlung ebensowenig bot als der regierende Hof im Haag; mehr nur vorübergehend zogen sie durch lohnende Beschäftigung die Meister an. Die kleineren Städte traten jetzt an ihre Stelle und übten durch ihre Lage und ihren Charakter

Vertrauliche Unterhaltung. (Im Rijksmuseum zu Amsterdam)

Digitized by Google

Die hohe Zeche
Gemälde von Quiringh G. Brekelenkam
(In der Galerie Markus Kappel in Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

auf die künstlerische Eigenart dieser jüngeren Richtung der Sittenbildmaler einen nicht unwesentlichen Einfluß aus.

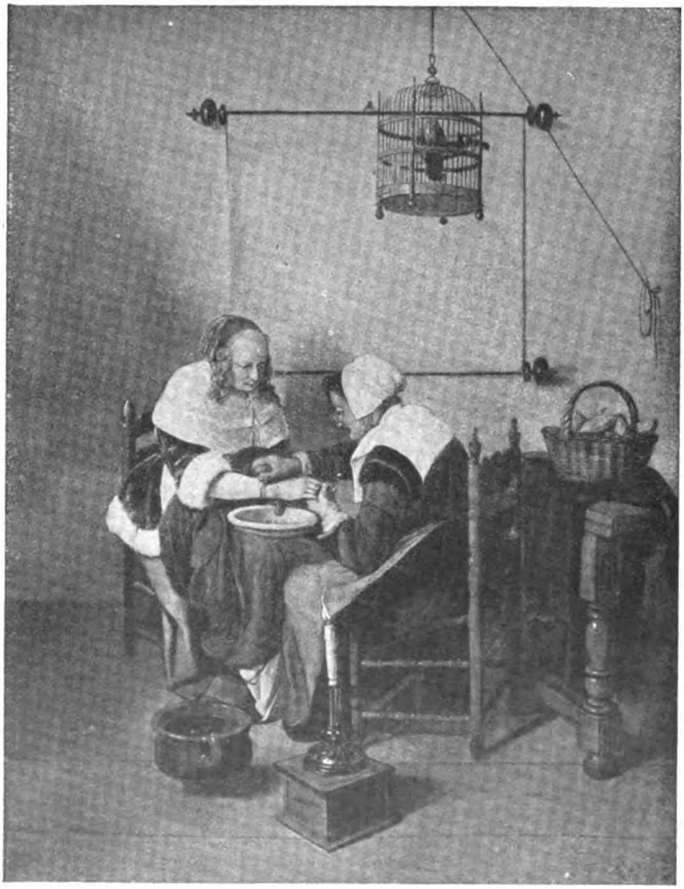
Fast abseits von jedem künstlerischen Leben, in dem kleinen Provinzialstädtchen Deventer lebt und schafft der größte unter allen Sittenbildmalern Hollands, Gerard Terborch. Noch in der Schule der frühen Gesellschaftsmaler aufgewachsen, aber in weiten Reisen weltmännisch gebildet, weiß er das gesellige Leben der höheren Klassen Hollands in den einfachsten Motiven mit einer großartigen Schlichtheit und Ruhe, in einer malerischen Vollendung und Feinheit der Ausführung zu schildern, welche in ihrer feinen Zurückhaltung und verhaltenen Wärme, in ihrer vornehmen Erscheinung die Holländer dieser großen Zeit von einer Seite kennen lehrt, die uns kein anderer Künstler mit ähnlicher Feinheit und gleichem Reiz wiedergegeben hat. Haarlem, das von reichen Bauerndörfern umgeben ist, bleibt durch das ganze Jahrhundert der Mittelpunkt für die Schilderung des Bauernlebens, zu der Adriaen Brouwer den Grund gelegt hatte und deren bekanntester Vertreter Adriaen Ostade ist. In dem stillen Töpferstädtchen Delft entdecken gleichzeitig ein paar kunstbegnadete junge Künstler, Enkelschüler von Rembrandt, Jan Vermeer und Pieter de Hooch, den hohen malerischen Reiz, den das Sonnenlicht im Innenraume zu erzeugen imstande ist, und verbreiten die sonnige Stimmung auch über die schlichten häuslichen Darstellungen, mit denen sie ihre Innenräume beleben. Der eigentliche Sitz der Genremalerei in dieser Zeit der größten Blüte holländischer Malerei wurde die ernste Universitätsstadt Leiden durch ihren größten Sohn Rembrandt van Rijn. Dadurch, daß er zuerst und am tiefsten das Gemütsleben in seiner Kunst erschlossen hat, hat er auch für eine intime Wiedergabe des Familienlebens die Bahn gewiesen. Wie Rembrandt selbst der Sproß einer Familie aus dem Kleinbürgertum war, so wurzelte auch seine Kunst in diesem Stande und setzten seine Schüler und Nachfolger die Darstellung des häuslichen Lebens der mittleren Bürgerklassen sich zum Ziele. Schildert Rembrandts frühester Schüler, Gerard Dou, und schil-

Der Schuster. (Im Großherzogl. Museum zu Schwerin)

Digitized by Google

dern dessen Nachfolger, die Mieris, Slingelant u. a. m., das behagliche Dasein des wohlhabenden Bürgertums in seinem Heim bei kühlem Licht und mäßigem Helldunkel durch die sauberste Wiedergabe der überreichen Einzelheiten der häuslichen Umgebung in einer nicht selten etwas gesuchten und arrangierten Weise, so hat der geistvolle Jan Steen dies Leben seiner Mitbürger nach allen Richtungen in der mannigfachsten, reichbewegtesten Weise mit köstlichem Humor und selbst mit Satire zur Darstellung gebracht. Schlichter und intimer sind die Schilderungen aus dem Bürgerhause von der Hand seines gleichalterigen Mitbürgers Gabriel Metsu, der in der vornehmen Auffassung und Meisterschaft der Stoffmalerei gelegentlich mit Terborch wetteifert und dabei in ergreifendem Ausdruck nicht selten dem Nicolas Maes, Rembrandts treuestem Nachfolger unter den Genremalern, nahekommt.

Alle diese Künstler suchen in der einen oder anderen Weise ihre Darstellungen in eine höhere Sphäre zu versetzen, sie reicher auszugestalten oder durch Nebenbeziehungen interessanter zu machen. Wesentlich schlichter und alltäglicher, ohne jede Zuspitzung, aber mit besonderer Treue und zugleich mit liebenswürdiger Auffassung, wenn auch nicht mit gleicher künstlerischer Meisterschaft gibt unser Quiringh Brekelenkam seine Darstellungen aus dem gleichen Kreise seiner Leidener Mitbürger. In dieser schlichten, ungeschminkten Wahrhaftigkeit und dank dem freundlichen Auge, mit dem er das Leben beobachtet und schildert, beruhen der eigentümliche Reiz und der besondere Wert der Gemälde unseres Künstlers. In seiner schlichten Einfalt schildert er uns auch Darstellungen des alltäglichen Lebens, die den anderen Künstlern entgingen oder nicht darstellungswürdig erschienen; dadurch gibt er uns den Einblick in einzelne Seiten des holländischen Lebens der Zeit, die uns sonst im Bilde nicht erhalten wären.



Das Aderlassen
(In der Gemäldegalerie im Haag)

Über das Leben Brekelenkams ist uns nur wenig bekannt. Wir wissen, daß er in Zwammerdam bei Leiden zur Welt kam, wissen aber nicht genau, wann der Künstler geboren wurde. Das Jahr 1620 wird nur nach den frühesten Daten auf seinen Gemälden als das ungefähre Datum seiner Geburt angenommen. Die erste urkundliche Nachricht über ihn ist die Mitteilung, daß er 1648 unter den Mitbegründern der Malergilde

Die Schneiderwerkstatt
Gemälde von Quiringh G. Brekelenkam
(Im Rijksmuseum zu Amsterdam)

Digitized by Google

in Leiden war und im April des gleichen Jahres in der katholischen Kirche mit Marie Charle getraut wurde. Bis zu ihrem frühen Tode 1655 schenkte diese ihm sechs Kinder; als der Witwer dann im Oktober des folgenden Jahres die Witwe Elisabeth von Beaumont ehelichte, wurde sein Hausstand noch durch weitere drei Kinder bereichert. Schon im Jahre 1668 starb der Künstler, höchstens den Fünfzigen nahe. Wie schwer es ihm wurde, mit seiner Kunst die große Familie durchzubringen, beweist die Tatsache, daß ihm auf sein Gesuch der Ausschank von Bier und Branntwein gestattet wurde. Künstlerblut und Künstlerart verleugneten sich auch in den holländischen Malern nicht, aber sie kamen hier in ganz eigener Weise zum Vorschein, weniger glücklich und sympathisch als bei den Italienern der Renaissancezeit. Während hier die Künstler durch Not, aber auch aus eigenem Antriebe und besonderer Befähigung neben ihrem eigensten Beruf als Maler oder Bildhauer sich zugleich in beiden Künsten oder als Architekten, als Goldschmiede und im Kunsthandwerk betätigten, blieben die holländischen Maler fast ausnahmslos bei ihrem Leisten; da sie aber nur zu oft, auch die tüchtigsten unter ihnen, durch ihre Kunst zu wenig verdienten und einen Nebenverdienst suchen mußten, taten sie dies in höchst bürgerlicher Weise: Jan van Goijen spekulierte in Villen und Grundstücken, Rembrandt sammelte, handelte mit Kunstsachen und wettete in Schiffsfrachten, Hobbema und Jan van Heyde wußten sich ein städtisches Amt zu verschaffen, eine Reihe von Malern handelte mit Kunstwerken oder veranstaltete Bilderauktionen, mit Vorliebe aber ließen sich Künstler die Erlaubnis zum Ausschank von Getränken oder zum Halten einer Kneipe erteilen. Man hat sie deshalb als leidenschaftliche Zecher oder gar als Trunkenbolde gegeißelt; sehr mit Unrecht. Freilich waren diese Künstler gewiß keine Kostverächter und verschmähten wohl auch nicht einen guten Trunk zu seiner Zeit; aber wenn wir sehen, wie Jan Steen, wie Aart van der Neer und Brekelenkam, welche u. a. die Schanklizenz besaßen, trotzdem bis zu ihrem Tode eine geradezu außerordentliche Zahl von meist sehr reichen und guten Bildern malten, so können wir nicht zweifeln, daß nur bittere Not sie zwang, einen solchen Nebenverdienst zu suchen. Wohl kein Land hat seine Künstler so wenig unterstützt als gerade Holland zur Zeit der größten Blüte seiner Kunst. Hier gab es keine echten Mäzene — wo waren die Six, die Tulp und andere berühmte „Rembrandt-Freunde“, als er seine kostbare Habe um einen Spottpreis zwangsweise versteigern mußte? —, es gab keine Akademien, keine Staatsunterstützungen oder sonstige Stipendien: der Künstler war auf sich selbst, auf seiner Hände Arbeit angewiesen, wenn er nicht ausnahmsweise ein vermögender Mann war. Aber gerade darin lag nicht am wenigsten die Kraft der holländischen Künstler, ihre starke Eigenart und Selbständigkeit; sie blieben volle Künstler, begeisterte und fleißige Schaffer, auch wenn sie im Hinterstübchen Bier oder gar Schnaps verzapfen mußten.

Der Lehrer unseres Künstlers ist nicht sicher bekannt. Ältere holländische Künstlerbiographen nennen Brekelenkams ältern Landsmann Gerard Dou als seinen Lehrer. Dies ist nach der Art seiner früheren Bilder wohl möglich; namentlich verschiedene kleine Darstellungen von einzelnen Eremiten und Heiligen, die nach den Daten seiner früheren Zeit angehören, schließen sich im Motiv, im Helldunkel, in dem kühlen, einförmig bräunlichen Ton und im trockenen Farbenauftrag den ähnlichen Bildern Dous entschieden an. Sonst und namentlich in seiner späteren Zeit erinnert er kaum noch an diesen Künstler; seine Malweise ist leichter und flüssiger, der Ton ist wärmer, und seine Farben sind kräftiger. Regelmäßig beherrscht ein starkes Zinnoberrot die Farbengebung seiner Bilder, namentlich bei größeren Kompositionen, welche dadurch einen leuchtenden, warmen, anheimelnden Ton erhalten. Zu dem Rot weiß der Künstler die übrigen mehr untergeordneten Farben: ein zartes Blau, Grau, helles Gelb, in feiner Weise zu stimmen. Wie sehr Brekelenkam sich Meister der Farbe fühlte, zeigt namentlich das Gemälde in der Galerie des Herrn Markus Kappel in Berlin, „Die hohe Zeche“. In einem schmucklosen Raum ist ein junger Herr auf dem Stuhl eingeschlafen, während die junge Wirtin, vom Rücken gesehen, die Zahl der geleerten Kannen am Türpfosten ankreidet. Nur die Farben sprechen

Digitized by Google

Der Auftrag an die Magd. Gemälde von Quiringh G. Brekelenkam. (Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin)

Digitized by Google

und geben doch einen vollen eigenartigen Akkord. Dieser warmen, freundlichen Farbenstimmung entsprechen auch die Typen. Seine jungen Frauen und Mädchen und ihre Kavaliere, wie seine Kinder sind keineswegs eigentlich schön, aber sie sind anmutig und sympathisch; und sympathisch sind auch seine biederen alten Frauen und Männer. Es sind Gestalten, denen wir ansehen, daß sie dem Leben entlehnt sind, daß sie der Künstler in seiner Umgebung beobachtete, wohl zum Teil die Modelle aus seiner eigenen Familie nahm. Das gibt ihnen ihre Frische und Überzeugungskraft. Dank der schlichten Art des Künstlers in seiner Auffassung wie in seiner Komposition wird der ruhige, natürliche Ausdruck in keiner Weise gestört, sondern noch gehoben.

Es entspricht der Auffassung des Künstlers, daß er, wie seine Typen, so auch seine Vorwürfe seiner Umgebung entlehnt und sie in der gleichen schlichten, treuen Weise künstlerisch verwertet. Dadurch haben sie neben ihrer malerischen Wirkung ihr besonderes kulturgeschichtliches Interesse. Was Brekelenkam in seiner Familie, was er bei seinen Nachbarn beobachtete, wußte er zum Bilde zu gestalten, wenn es ihm malerisch dazu geeignet schien. Eine beträchtliche Zahl seiner Gemälde stellt häusliche Szenen dar, wie er sie täglich im eigenen Hause sah. Vorwürfe aus der Kinderstube: eine Frau, die ihr Kind stillt, eine Alte, die dem Kinde zu essen gibt oder ihm das Haar macht, Kinder, die mit einer Maus spielen u. s. f. Andere Motive aus dem Hause: eine Alte, die in der Bibel liest, ein Greis rauchend am Kamin oder in Unterhaltung mit einem anderen, in der Küche der Handel um Fische, die Köchin beim Reinigen der Fische oder des Gemüses, die kleine Familie beim Essen, das Tischgebet und ähnliche Vorwürfe mehr. Besonders glücklich ist Brekenlenkam in den meist etwas größeren Darstellungen aus den kleinen Erlebnissen in der Wohnstube, die er mit Vorliebe malt: Der Ausgang oder die Heimkehr der Köchin, die ihrer jungen Herrin die Einkäufe zeigt, eine Frau, der die Magd die Hände abspült, oder die sich Schröpfköpfe setzen läßt, der Wochenbesuch, vor allem der Besuch eines jungen Herrn, eines Offiziers oder eines Musiklehrers, deren harmlose Unterhaltung mit einer jungen Dame durch die gegenseitige Aufmerksamkeit doch erraten lassen, daß sich nähere Beziehungen zwischen beiden anspinnen könnten. In solchen Darstellungen pflegt das Zimmer

Stilleben. (Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin)

Digitized by Google

behaglich eingerichtet und ausgestattet zu sein, ist die Kleidung feiner und reicher in den Farben, so daß die besten Bilder dieser Art, wie sie die Ermitage, die Kunsthalle in Hamburg, das Berliner Museum, die Sammlung de Ridder u. a. m. besitzen, den verwandten Darstellungen eines Metsu und eines Pieter de Hooch nahekommen.

Ein Vorwurf, den der Künstler mehrfach in reizvoller Weise behandelt hat und von dem das Museum in Bonn ein gutes Bild besitzt, ist auch kulturhistorisch eine sehr interessante Illustration des Volkslebens: „Der Wanderschulmeister“, ein alter Schulmeister, der, von Haus zu Haus wandernd, den Kindern stehend an der Pforte, gewissermaßen im Fluge das Lesen beibringt. Nicht weniger fesselnd sind Brekelenkams Darstellungen von Handwerkern bei ihrer Arbeit. Das bekannte Hauptwerk dieser Art ist die Schneiderwerkstatt im Rijksmuseum zu Amsterdam: eine junge Frau in rotem Anzug, die, auf dem Weg zum Markt, dem Schneider den alten Anzug ihres Mannes zum Ausbessern bringt. Eine ähnliche Schneiderstube, in der die Färbung von einem prächtigen blauen Rock bestimmt wird, besitzt das Provinzialmuseum in Bonn. Die Galerie in Schwerin weist neben ein paar anderen Bildern eine Schusterwerkstatt auf, die durch das feine Helldunkel und die lebendige Art, wie der weißbärtige Alte ganz in seine Arbeit vertieft erscheint, dem gleichen Motiv Liebermanns in der Berliner Nationalgalerie nahesteht. Ähnliche Vorzüge hat der Kupferschmied in der Augsburger Galerie, ein früheres Werk des Künstlers (1654 datiert). Die individuellen Köpfe dieser braven Handwerksmeister und die Art, wie sie gelegentlich aus dem Bilde auf den Beschauer blicken, lassen vermuten, daß solche Werkstattbilder Bestellungen der Dargestellten waren, die sich mit ihren Lehrlingen in ihrer Tätigkeit verewigt zu sehen wünschten. Sind doch keineswegs alle Gemälde der holländischen Künstler dieser Zeit nur an vornehme oder reiche Sammler verkauft worden. Die Nachlaßaufstellungen und die Bilder solcher Werkstätten und Läden beweisen, daß auch die Kleinbürger, daß Handwerker und Kaufleute allerart, Wirte, Fleischer, Schiffer u. s. f. nicht selten ihre Wohnungen und Geschäftsräume mit Gemälden, auch von den besten Künstlern, ausschmückten.

Diese wie andere der vorgenannten Vorwürfe gaben Brekelenkam Gelegenheit, allerlei Instrumente, Geräte, Eßwaren u. dgl. im Vordergrunde anzubringen, die er mit besonderer Feinheit ausführt. Gelegentlich sind sie fast die Hauptsache im Bilde, so daß es nicht wundernimmt, wenn wir vom Künstler hier und dort auch ein reines Stilleben dargestellt sehen, wie hier eines abgebildet ist.

Es ist nur ein enger Kreis, den die Kunst des Brekelenkam umspannt, aber die Treue, mit welcher er die einfachen Szenen aus seinem Kreise wiedergibt und die Art, wie er sie künstlerisch ausbildet, sichern ihm eine Stelle, wenn auch nicht neben den Großen unter den gleichzeitigen Malern Hollands, so doch unter den besten der reichen Schar tüchtiger und stets mehr oder weniger eigenartiger Maler, welche in dieser großen Zeit die führenden Meister umgibt.

Schlittschuhlaufen!

Kinder, nein, ihr Schneeballschwinger,
Was sind eure Backen heiß. —
Tupf' ich dran mit feuchtem Finger,
Zischt es ja wahrhaftig leis!
Kommt herein ins warme Zimmer,
Seht vorm Fenster das Geflimmer,
Hört, wie's warm im Ofen bollert,
Und wie unten auf dem Hofe
Block auf Block in rauher Strophe
In das Eishaus niederschollert!
„Ach, Papa, du wirst zum Greis, —
Geh doch lieber mit aufs Eis!“

Einmal wird der Mensch erzogen
Von den Eltern höchst genau,
Und an diese Pädagogen
Schließt sich dann die liebste Frau.
Noch vollkommner und gelinder
Ziehn uns drittens unsre Kinder,
Und ich werde ganz beklommen,
Wenn ich denke, wie vollkommen
Ich noch einmal werden kann,
Wenn ich erst ein alter Mann! —
Schlittschuh her um diesen Preis!
Hurra, Kinder, los aufs Eis!

Börries, Freiherr von Münchhausen

Digitized by Google

Polens Wiedererstehen in seiner geschichtlichen Bedeutung

Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Seit dem 5. November 1916 besteht wieder ein polnischer Staat. Der hochherzige Schritt der verbündeten Mittemächte wird überall in seiner großen Bedeutung erkannt und sicherlich kann mit den weitestgehenden Wirkungen gerechnet werden. Noch vernehmlicher spricht das große Ereignis der Neueinrichtung eines polnischen Staatswesens zu uns, wenn wir uns der geschichtlichen Zusammenhänge bewußt werden, die das Leben und den Untergang des alten polnischen Königreichs bestimmt haben. Polens Schicksal ist ein Drama voll wuchtiger Tragik, aber auch voll schwerer Schuld. Wenn die dem Leben zurückgegebene Nation in kommenden Zeiten ihren Platz ausfüllen soll, so muß sie sich ihre Vergangenheit vor Augen stellen. Nichts kann ihr eine bessere Lehre sein. Sie zeigt ihr die Mängel ihrer Anlage auf der einen Seite, wie die Aufgaben ihres geschichtlichen Daseins auf der andern. Sofern sich Polen seiner Pflicht als Volk bewußt ist, wird es den Ruf der Geschichte nicht überhören.

Unter den eigentlich europäischen Völkern sind die Polen zuletzt in die Geschichte eingetreten. Als die Deutschen bereits über die Elbe vorgedrungen waren, bildete sich ein erster polnischer Staat. Aus Stammeskämpfen hervorgewachsen formte er sich um die Mitte des 10. Jahrhunderts unter den Händen eines fähigen Fürstengeschlechtes. Wie von selbst fiel ihm die weltgeschichtliche Aufgabe zu, die im Osten Europas wohnenden slawischen Völker zu einer Einheit zusammenzufassen, und durch eine Verkettung bedeutungsvollster Umstände wurde ihm die weitere Mission übertragen, gegenüber dem Ansturm asiatischer Völker das Bollwerk europäischer Gesittung zu sein. Denn bereits Polens erster Fürst, der Piastenherzog Miesko, begab sich unter die geistige Oberhoheit des römischen Katholizismus. Damit war Polens Stellung in der osteuropäischen Staaten- und Kulturwelt von vornherein festgelegt. Es war ein Glied der Rom unterstehenden Völkerfamilie geworden und damit der selbstverständliche Widersacher des moskowitischen Ostens, der sich der griechisch-katholischen Kirche anschloß. Diese Stellungnahme bedeutet zugleich die Anknüpfung enger Beziehungen zu den benachbarten Deutschen, die die Botschaft christlichen Glaubens an die östlichen und nördlichen Völker weitergaben. In der Gestalt des heiligen Adalbert, der von seinem Bischofssitze Gnesen aus christliche Kultur über das slawische Land verbreitete, verkörpert sich zumal jene umfassende deutsche Kulturtätigkeit, der es gelang, Polen für immer Europa zuzuführen. Mit wundervoller Hingabe verrichteten die Deutschen in diesen frühmittelalterlichen Jahrhunderten ihr großes Werk, und gelehrig nahmen die Polen die Geschenke der überlegenen Kultur entgegen. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß das polnische Kulturleben auf deutsche Einflüsse und Anregungen zurückgeht.

Hand in Hand mit den geistigen Beziehungen ergab sich eine politische Verbindung. Polen trat zeitweilig in ein enges Lehnsverhältnis zum deutschen Reich und fühlte sich jahrzehntelang als dem großen abendländischen Herrschaftsgebiet des deutschen Kaisers zugehörig. Aber die Abhängigkeit wurde bald der Ausgang häufiger Konflikte zwischen den beiden Völkern. Das Lehnsverhältnis wurde wieder abgestreift, und in großartigem Aufstieg breiteten die Herrscher Polens ihren Machtbereich aus. Ein Boleslaw Chorobry gewann bereits im Norden die Ostsee und im Süden die Dnjestr-Linie, und bedrohlich erhob sich dieser slawische Großstaat an der deutschen Ostmark. Das ist die andere weltgeschichtliche Tatsache, die bereits in der Frühzeit geschichtlichen Lebens zum Ausdruck gelangte: auf dem gemeinsamen Kulturboden Europas erwuchs ein staatlicher Gegensatz zwischen den Deutschen und Polen, ein mehrhundertjähriger Kampf um die Macht, der in der Erinnerung der Völker tiefe Spuren hinterlassen hat.

Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts brach jener älteste polnische Staat wieder auseinander. An die Stelle eines umfassenden Staatsganzen trat eine große Zahl von Teilfürstentümern, und Sonderinteressen gewannen ein erstes Mal die Oberhand über die Interessen des nationalen Staates. Das in Schwachheit versinkende Volk mußte die Opfer seines politischen Abstieges tragen. Während es immer wieder die deutsche Hilfe gegen die benachbarten heidnischen Völkerschaften anrief, ging Stück für Stück seiner westlichen Außenlande an das Germanentum verloren. An der Ostsee entfaltete der deutsche Orden seine fruchtbare

Digitized by Google

kolonisatorische Tätigkeit, im Südwesten nahm das Deutschtum endgültig von Schlesien Besitz. Das polnische Staatengebilde beschränkte sich mehr und mehr auf die von Polen selbst bewohnten Gebiete und führte bis zum 14. Jahrhundert ein begrenztes Dasein im Innern Osteuropas. Die Geschichte dieser Jahrhunderte ist von heftigen Parteikämpfen erfüllt, die es Polen unmöglich machten, eine führende Rolle zu spielen. In derselben Zeit jedoch begann der Prozeß seiner geistigen Absonderung von den kulturüberlegenen Lehrern. Soviel die Deutschen an der Erschließung Polens und an der Entfaltung eines polnischen Kulturlebens Anteil hatten: die mächtige Stellung, die sie in den Städten einnahmen, machte den Adel und im politischen Sinne auch das Herrscherhaus zu ihren Gegnern. Bis auf Kasimir I., den letzten und bedeutendsten Piastenherzog, dessen Regierungszeit bereits eine wesentliche Neuerstarkung der staatlichen Kräfte offenbarte, spielte sich dieser Prozeß nationaler Verselbständigung in steter Steigerung ab, und es war das selbstverständliche Schlußglied dieser Entwicklung, daß die sich kräftigende Nation sich schließlich auch als Macht wieder gegen Deutschland wandte.

Eine Wandlung der staatlichen Umwelt kam dieser Entwicklung entgegen. Das ukrainische Reich, das die slawischen Stämme im heutigen Südrußland zusammenschloß, fiel dem großen Mongoleneinfall zum Opfer, im Norden erlahmte allmählich die deutsche Ausdehnungskraft, und das benachbarte Litauen zeigte sich, vom deutschen Orden zurückgedrängt, anschlußbedürftig. So trat seit dem Ende des 14. Jahrhunderts Polen seinerseits in eine umfassende Ausdehnungspolitik ein. Es nahm von den ukrainischen Gebieten Besitz, gliederte sich Litauen an und entriß dem deutschen Orden das westpreußische und baltische Land, während es dessen ostpreußisches Kerngebiet in Lehnsabhängigkeit zwang. Die Tannenberger Schlacht (1410) und der Thorner Friede (1466) bezeichnen den Triumph der polnischen Waffen über die sinkende Wehrkraft der Deutschritter. Bis an die Ostsee und an den Dnjepr, zeitweilig bis an das Schwarze Meer trug das neue Herrscherhaus der Jagellonen die Grenzen wieder vor. Da es am Ausgange des 15. Jahrhunderts auch Böhmen und Ungarn in Personalunion erwarb, war Polen in dieser Zeit der bei weitem größte Staat Osteuropas. Mochte auch die Wenzels- und Stephanskrone nach kurzer Zeit wieder verloren gehen, so schuf die 1569 formell vollzogene Vereinigung Litauens mit Polen ein um so geschlosseneres Staatsganzes. Ja, am Beginne des 17. Jahrhunderts bestand eine Zeitlang die Möglichkeit, daß Polen sich unter Ausnutzung russischer Wirren sogar Moskaus bemächtigte. Der Zusammenschluß der gesamten slawischen Welt unter polnischer Führung schien nahegerückt, und in einer Kulturarbeit, die aus der humanistischen Bildung neue, mit Europa verknüpfende Kräfte schöpfte, schien die stolze Nation einer weltgeschichtlichen Aufgabe entgegenzureifen.

Indessen diese große Machtstellung war durchaus trügerisch. Weniger einer inneren Überlegenheit als der Gunst der äußeren Umstände verdankte Polen seinen raschen Aufstieg zum überragenden Staate Osteuropas. Schon die Jahrhunderte der Piastenherrschaft waren erfüllt vom ständigen Kampfe zwischen dem Königtum und dem herrschsüchtigen Adel. Noch mehr wurden unter den Jagellonen, trotz aller Machterweiterung nach außen, die Magnaten zum bestimmenden Glied des innerstaatlichen Lebens. Beweglich, ritterlich und tapfer auf der einen Seite, genußsüchtig, gewalttätig und machtgierig auf der andern, zogen sie alle Gewalt im Staate an sich, und während unter dem Eindruck der großen äußeren Erfolge ihr nationaler Stolz sich ins Maßlose steigerte, ward die Politik des polnischen Staates immer offensichtlicher zu einer Versündigung am polnischen Staatsinteresse. Mit der Zurückdrängung des deutschen Bürgertums in den Städten verschwand das soziale Gegengewicht gegen die einseitige Adelsherrschaft, und das nachdrängende Judentum leistete keinen nachhaltigen Widerstand. Im 16. Jahrhundert schuf die Reformation von den Städten aus neue Spaltungen, und die katholische Gegenbewegung wirkte in der Hand des bürgerfeindlichen Adels zur weiteren Schwächung der staatlichen Kräfte. Der Bauernstand aber lebte in knechtischer Abhängigkeit vom Großgrundbesitz und hatte an der Gestaltung des Schicksals Polens keinen Anteil. Zur Beschleunigung des Zersetzungsprozesses trug die nationale Mischung bei, in der die Polen nur ein Drittel der Bevölkerung bildeten. Einen verderblichen Einfluß übte auch die Einfügung der griechisch-katholischen Bevölkerung des alten ukrainischen Staates aus. Drohend stieg die Gefahr herauf, daß die polnische Nation die ihr von der Geschichte gewiesenen Aufgaben aus dem Auge verlor.

So nahm die Entwicklung ihren Lauf. In dem Augenblick, wo die Nachbarvölker sich konsolidierten und daran gingen, den verlorenen Besitz zurückzugewinnen, zeigte es sich, daß Polen kein lebensfähiges Staatswesen, sondern nur ein künstlich geschaffenes Gebilde war, dem die innerstaatliche Kraft gebrach.

Vollends nach dem Aussterben der Jagellonen (1571) war das Schicksal Polens besiegelt. In schuldvollstem Weiterschreiten blieb man in der betretenen Bahn. Polen wurde zu einem Wahlreich, zu einer Art Adelsrepublik mit monarchischer Spitze. Die Magnaten besetzten nach ihrem Belieben den Thron, neben dem Hochadel in immer ausschlaggebenderer Einwirkung der von geschäftigem Eigennutz erfüllte kleine Adel der Schlachta. Wer am meisten zahlte oder zu Konzessionen bereit war, wurde gewählt;

Digitized by Google

es herrschte eine Korruption ohnegleichen. So fiel die Krone bald einem Siebenbürger, bald einem Wasa, bald einem Habsburger zu, bis für mehrere Generationen die Wettiner den Thron in Warschau besteigen konnten. Dazwischen waren auch Einheimische beliebte Kandidaten, weil zumal sie eine vollkommene Ohnmacht des Königtums gewährleisteten. Der Reichstag, die Versammlung dieser ehrgeizigen und überheblichen Aristokratie, war das allmächtige Regierungsorgan, und durch das sogenannte „liberum veto", das Recht der Einspruchs jedes einzelnen gegen gefaßte Beschlüsse, wurde jede staatliche Handlung unmöglich gemacht. Noch einmal zwar leuchtete der Stern der polnischen Nation empor, als der glänzende Johann Sobiesky Schulter an Schulter mit den Deutschen 1683 Wien von den Türken befreite und von neuem Polens Zugehörigkeit zur abendländischen Kulturwelt dartat. Aber in derselben Zeit ging Provinz um Provinz dem hinsiechenden Staatswesen verloren. Das aufsteigende Brandenburg-Preußen löste das ostpreußische Herzogtum aus der polnischen Vormundschaft, Schweden gewann Livland, und Rußland bemächtigte sich der ukrainischen Kerngebiete. Auch das wettinische Regiment brachte keine Besserung. August der Starke und seine Nachfolger führten als polnische Könige nur ein Schattendasein, und in der klaren Einsicht, daß die Verbindung mit Polen für die kursächsischen Lande nur nachteilig sei, ließen die Wettiner 1763 die polnische Krone fahren. Der letzte Akt des Trauerspiels hub an.

Ohne um sein Dasein einen Schwertstreich zu tun, trat Polen vom geschichtlichen Schauplatz ab. Die große Aufgabe, gegen Osten die Wacht zu halten, ließ es mit größter eigener Schuld ungelöst, und indem es ruhmlos sein Leben beschloß, beraubte es Europa seiner Sicherung. Es war eine Schicksalszeit für die europäischen Völker. Das machthungrige Rußland, das sich seit den Tagen Peters des Großen zur überschattenden Vormacht Osteuropas emporgeschwungen und in der großen Katharina eine neue kongeniale Verkörperung gefunden hatte, schickte sich an, von dem sterbenden Staate Besitz zu ergreifen, und streckte nach dem geheiligten Bereich europäischer Zivilisation die Hand aus. Polens Niederwerfung bedeutete nicht nur die Festsetzung des Moskowiters an den Einfallspforten Europas, sondern eine Gefährdung des europäischen Besitzstandes selbst; denn die beiden mitteleuropäischen Großmächte hatten ihren staatlichen Ausbau noch nicht vollendet und waren nunmehr gezwungen, an Stelle des abtretenden Schutzstaates, ja auf dessen Kosten, selbst die Wacht gegen den asiatischen Eindringling zu übernehmen. Da es um Polen geschehen war, konnten Preußen und Österreich nicht zaudern, sich einen Anteil zu verschaffen; zumal Preußen, dem die staatliche Verbindung nach Ostpreußen noch fehlte und das Westpreußen keinesfalls Rußland überlassen konnte. So kam die erste Teilung Polens (1772) zustande, die Westpreußen an Preußen, Galizien an Österreich und Ostlitauen an Rußland auslieferte. Friedrichs des Großen Staatskunst verhinderte es, daß der gesamte polnische Staat sogleich den Machtgelüsten des Zarenreiches zum Opfer fiel.

Dieser Schicksalsschlag öffnete den polnischen Patrioten endlich die Augen. Eine ernste Reformarbeit wurde in Angriff genommen, die das jahrhundertelang Versäumte mit einem Schlage nachholen sollte. Zur Krönung des ganzen Werkes wurde von dem vierjährigen Reichstage die Verfassung vom 3. Mai 1791 beschlossen, die Polen zu einem neuzeitlichen Staat gemacht hätte: gleichsam das politische Testament des sterbenden Staates. In der Tat beseitigte die Verfassung die Hauptübel staatlicher Mißwirtschaft und schuf das erbliche Königtum, die katholische Staatskirche, die geregelte Gesetzgebung und die allgemeine Dienstpflicht. Aber sie unterließ den nicht minder notwendigen Schritt, diesen staatlichen Neuerungen die sozialen Grundlagen zu geben. Weder die Steuerfreiheit des Adels, noch die Leibeigenschaft der Bauern wurde aufgehoben, und man darf die Frage aufwerfen, ob man auf diese Weise jemals zum Ziel gelangt wäre.

Es war jedoch überhaupt zu spät. Rußland war nicht gewillt, seine Beute preiszugeben, und während Preußen und Österreich das Reformwerk zu fördern bemüht waren, verwarf das Zarenreich es als jakobinisch. In der Sorge vielmehr, daß Polen sich aus dem Zusammenbruch wiedererhebe, holte es zum Todesstoße aus. Selbst in dieser Schicksalsstunde versagte das polnische Staatsgefühl. Vergebens war die stattliche nationale Kraftäußerung eines Kosciusko; als der Märtyrer der polnischen Freiheit fiel er unter den Streichen Rußlands. Eine starke Partei der Magnaten war bereit, das staatliche Interesse zu opfern, und verriet das Vaterland dem Erbfeinde.

So wurde durch russische Gewalttätigkeit 1793 die zweite und 1795 die dritte Teilung Polens erzwungen. In geschickter Politik verstand es die Zarin, Preußen und Österreich zu Mitschuldigen zu machen. Die äußerliche Machtanschauung des 18. Jahrhunderts siegte über die Erwägung staatlichen Maßhaltens, und zumal das Preußen Friedrich Wilhelms II. gab nach anfänglichem Widerstreben schwächlich dem starken Drucke der osteuropäischen Großmacht nach. Mochte sich Rußland auch den Löwenanteil an der Beute sichern: die Erwerbung Südpreußens und Neuostpreußens war ein gefährliches Zuviel für den preußischen Staat, dem die Lösung der deutschen nationalen Frage zugefallen war. Auch Österreich, das sich von der zweiten Teilung ganz zurückgehalten hatte, sich aber für die dritte gewinnen ließ, griff von seinem galizischen Besitze aus bis

Digitized by Google

an die Tore Warschaus vor, zum Schaden seines staatlichen Zusammenhaltes.

Der polnische Staat war aus der Geschichte ausgelöscht. Noch einmal erstand zwar für eine kurze Zeit ein selbständiges Polen, als Napoleon nach dem Tilsiter Frieden ein Großherzogtum Warschau errichtete, das wieder dem sächsischen Kurfürstenkönig übertragen wurde, und in einem späteren Stadium sollte sogar die Wiederherstellung des Königreichs Polen im alten Umfange der Lohn sein für die Beteiligung am Kampfe gegen Rußland. Aber der Sturz des französischen Kaisers zerstörte diese Pläne, und der Wiener Kongreß bestätigte die 1772 bis 1795 vollzogene Aufteilung Polens. Nicht freilich in den gleichen Anteilen. Österreich begnügte sich mit der 1772 gemachten galizischen Erwerbung, eignete sich jedoch 31 Jahre später auch die Republik Krakau an, die zunächst als selbständiges Gebilde bestehen blieb. Preußen nahm zu Westpreußen nur die posenschen Gebiete hinzu, deren es zur Verbindung Ost- und Westpreußens mit Schlesien unbedingt bedurfte. und die in einem bedeutenden Prozentsatz von Deutschen bewohnt wurden. Das ganze übrige Polen wurde Rußland angegliedert. Nicht so jedoch, daß der Wiener Kongreß dieses europäische Kulturland dem moskowitischen Machthaber auf Gnade und Ungnade ausliefern wollte. „Kongreßpolen“ wurde lediglich durch Personalunion mit dem absolutistischen Zarenreiche verbunden, und in einer Verfassung wurde ihm die Möglichkeit eines selbständigen nationalen Lebens erschlossen. Allerdings bestand von vornherein die Gefahr, daß Rußland sich nicht auf die Dauer an diese Abmachungen hielt, aber die in den gemeinsamen Kämpfen erwachsene Gemeinschaft der Dynastien und der in der heiligen Allianz zum Ausdruck gebrachte Geist christlicher Zusammengehörigkeit erzeugten zumal in Preußen jene Verkennung russischen Machtstrebens, die auf die weitere Entwicklung großen Einfluß geübt hat.

Seitdem spielte sich die polnische Geschichte an vier Stellen Europas ab: in Preußen, in Österreich, in Rußland und nicht zum letzten im weiteren Ausland, denn die Auswanderer, die nach den Teilungen Polen verlassen hatten und später nach den Revolutionen noch verließen, waren besonders tätige Glieder der nationalen Freiheitsbestrebungen. Die romantische Verbindung mit Napoleon weiterspinnend, hielten sie sich zumal in Frankreich gern auf, und ihre weltmännische Art, die in dem Glanze nationalen Märtyrertums eine eigentümliche Färbung erhielt, öffnete ihnen die Herzen der westeuropäischen Nationen. So entfaltete sich das wirre und umfassende Problem, das wir „polnische Frage“ nennen, und das hundert Jahre lang der Herd steter Unruhen in Europa blieb. Die westeuropäischen Regierungen hatten es leicht, den volkstümlichen Strömungen zugunsten des unterdrückten Polentums Rechnung zu tragen, und bis auf unsere Tage blieb bei den zukunftsfrohen polnischen Patrioten die Hoffnung lebendig, daß es möglich sein werde, dereinst mit Frankreichs und Englands Hilfe das nationale Befreiungswerk zu verwirklichen.

Die Teilungen Polens 1772, 1793 und 1795. ...... Kongreß-Polen

In ganz anderer Lage befanden sich Preußen und in späterer Zeit Deutschland. Auch die Deutschen entrichteten ihren Tribut an die nationalen Schwärmereien, die für jene unpolitischen Jahrzehnte bezeichnend sind, und weite Kreise des Volkes waren von ehrlicher Anteilnahme an Polens Schicksal er-

Digitized by Google

füllt. Aber die Regierungen, die den harten Gesetzen staatlichen Daseins gehorchen mußten, konnten sich nur auf den Boden des Tatsächlichen stellen und das hieß: Weiterschreiten auf den von Polens Zusammenbruch ausgehenden Bahnen. So setzte Preußen seine Politik staatlicher Sicherung auf nationaler Grundlage fort, und in zeitweilig schärferer Germanisationsarbeit suchte es die Ausbreitung einer nationalen Minderheit zu verhindern. Auf der anderen Seite ließ es seinen polnischen Untertanen die gleiche staatliche Förderung zuteil werden wie den übrigen. In der sozialen Durchbildung, die das preußische Polentum dem allgemeinen Entwicklungsprozeß entsprechend mit der deutschen Mehrheit erfuhr, äußerte sich ein gesunder Aufstieg; man darf sagen, daß es innerhalb der auf drei Staaten verteilten Nation den kulturell höchsten Stand erreicht hat.

Übrigens war von großem Einfluß auf Preußens Stellung zur polnischen Frage sein Gegensatz zu Österreich. Um seine deutsche Aufgabe lösen zu können, war es auf das Zusammengehen mit Rußland angewiesen, und in Bismarck zumal verkörperte sich die Politik der Verbindung Preußen-Deutschlands mit dem Zarenreich. Umgekehrt war Österreich in die Lage versetzt, ungestört seine andere Auffassung vom Zusammenleben mehrerer Nationen in einem Staate betätigen zu können. Der werdende Nationalitätenstaat konnte es zulassen, daß in Galizien die altpolnische Tradition politisch wie geistig fortlebte und daß Krakau und Lemberg die hervorragendsten Pflegestätten polnischen Kulturlebens in den jüngsten Jahrzehnten wurden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß das unterdrückte Polentum Rußlands immer neue Kraft aus der Kulturarbeit schöpfte, die auf galizischem Boden polnischer Geist verrichtete. Freilich blieben gerade in diesem Sonderdasein auch manche Schattenseiten einstiger staatlicher Selbständigkeit bestehen; es braucht nur auf die Behandlung der ruthenischen Minderheit Galiziens hingewiesen zu werden. Ebensowenig konnte in der gleichmäßigen sozialen Durchbildung das galizische Polentum mit dem preußischen gleichen Schritt halten.

Am bedeutungsvollsten blieb doch die Entwicklung im russischen Bereiche. Sie verlief durchaus anders als der Wiener Kongreß gerechnet hatte. Allerdings erhielt „Kongreßpolen" die ihm zugesagte Verfassung, und viermal trat der Landtag zusammen. Aber das nationale Leben vermochte sich nicht zu entfalten, und von dem selbständigen Bau wurde Stein um Stein abgetragen. Zum erstenmal entlud sich die Unzufriedenheit in der Revolution von 1830—31, und in den weiteren Erhebungen von 1846, 1848 und 1863 wehrte sich der nationale Geist des Polentums immer wieder vergeblich gegen die Knebelungen des moskowitischen Unterdrückers. Die russische Regierung ihrerseits benutzte diese aufständischen Bewegungen, um zuerst die konstitutionellen Vorrechte aufzuheben und dann weiterschreitend das nationale Leben zu ersticken. Aus dem polnischen Königreich des Wiener Kongresses wurde schließlich ein russisches Generalgouvernement, in dem das Polentum mit den übrigen Nationalitäten von dem Großrussentum drangsaliert wurde. Wie mit Sklavenketten wurde Polen vom Westen in den Osten gezerrt.

Dabei blieb die soziale Zusammensetzung nahezu unverändert. Es ist von Bedeutung, daß die revolutionären Bewegungen des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich vom Adel getragen waren, und daß Bürgertum und Bauernstand beinahe keinen Anteil an ihnen hatten. Ja die vom Adel eingeleitete Revolution von 1846 wurde vielmehr zu einem Aufstand der Bauern gegen den polnischen Grundherrn. Erst nach der Revolution von 1863 erfuhren die sozialen Verhältnisse eine völlige Umgestaltung. Die von der russischen Regierung veranlaßte Agrarreform drängte die Schlachta zurück und hob das Bauerntum empor. Eine völlige Umwälzung der ländlichen Besitzverhältnisse war die Folge. Eine ähnliche Änderung erfolgte im Anschluß an einen schnellen industriellen Aufschwung im städtischen Leben. Während bisher das Bürgertum nur eine ganz geringe Rolle gespielt hatte, gewann es jetzt, vorwiegend von Deutschen und Juden verkörpert, einen großen Einfluß; es bildet jetzt den dritten Teil der Bevölkerung. Demgemäß ist der Kern Polens heute nicht mehr eine kleine Gruppe herrschsüchtiger Aristokraten, sondern ein teils ländlicher, teils städtischer Mittelstand, der sich aus Bauern, kleiner Schlachta und Handwerkern zusammensetzt. Darüber stehen die Großgrundbesitzer und Großindustriellen; die untere Schicht bilden die Land- und Fabrikarbeiter.

So schienen die Aussichten für eine Entfaltung des nationalen Lebens der Polen neuerdings günstiger. Aber sie waren trügerisch, denn die Entwicklung kam bei weitem mehr Rußland als Polen zugute. Das Vordringen der neuen mittleren Schichten führte zu einer Minderung der nationalen Bestrebungen. Ein Zusammenspiel zahlreicher Umstände ließ in gewissen Kreisen den Wunsch erstehen, sich mit Rußland abzufinden. Das ungeheuere Gebiet zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere bis hinüber an den Stillen Ozean war ein vortreffliches Absatzgebiet für die aufblühende polnische Industrie. Die alte Feindschaft gegenüber den Deutschen und die neue Freundschaft mit den wesensverwandten Franzosen, die ja die Verbündeten des Zarenreichs waren, machten manchen in seinen nationalen Grundsätzen wankend. Die Entscheidung gab schließlich doch der rücksichtslose polizeiliche Druck mit seinen demoralisierenden Wirkungen, denen die neuen materieller gesinnten Schich-

Digitized by Google

ten nicht die frühere Widerstandskraft entgegenzustellen vermochten. So geriet das nationale Leben in wachsendem Maße in Verwirrung, und die nationalen Ziele drohten dem Volke aus den Augen zu schwinden. Die sozial tiefer stehenden Schichten kehrten sich gegen die höheren der eigenen Nationalität, und diese sahen in den Sozialisten und Juden gefährlichere Gegner als in der russischen Regierung.

Die Abirrung von den nationalen Bahnen wurde noch größer, als die russische Verfassung von 1905 auch den Polen ein neues politisches Leben erschloß. Jetzt öffnete das Polentum sogar dem Panslawismus seine Arme, dem es, zugleich die Verkörperung des ihm todfeindlichen Katholizismus, einst den schärfsten Widerstand geleistet hatte; schien doch die neue Verfassung alle nationalen Sicherheiten zu bieten. Während sich die Polen Galiziens und Preußens den neuen Verhältnissen gegenüber abwartend und geradezu ablehnend verhielten, gingen Teile der russischen Polen auf die Lockungen der zarischen Regierung ein. Die Schwenkung der nationaldemokratischen Partei in das Rußland freundliche Lager war der sprechendste Ausdruck der bedeutungsvollen Wandlung. Der alte polnische Idealismus unterwarf sich dem neuen polnischen Materialismus.

So konnte die Russifizierung Polens rüstig vorwärtsschreiten. Es kennzeichnet die Gleichgültigkeit und Selbsttäuschung in jenen verständigungsfreundlichen polnischen Kreisen, daß auch in der Zeit des Verfassungslebens die systematische Arbeit zur Unterwerfung der polnischen Nation unter das herrschende Großrussentum unvermindert fortgesetzt werden konnte. Mochte die Duma den nationalen Forderungen Polens mancherlei Entgegenkommen beweisen, die Regierungsmaßnahmen bis herab zur Abtrennung der Cholmer Provinz vom eigentlichen Polen redeten eine deutliche Sprache. Auch die Eingriffe in das polnische Schulwesen, durch die man den Katholizismus zu treffen suchte, zeigten den unveränderlichen Willen des herrschenden Moskowitertums, sich jedes Mittels zu bedienen, um zum ersehnten Ziele zu gelangen. Auf der anderen Seite suchte man die stolze Nation durch ein Eingehen auf alte Wünsche zu gewinnen. Man malte ihr das Zukunftsbild der Wiedererwerbung der preußischen Ostseeprovinzen, Posens, Schlesiens und Galiziens für das polnische Königreich aus und nährte den uralten Gegensatz gegen die Deutschen. Ohne sich bewußt zu werden, daß Polen damit lediglich die demütigende Rolle des russischen Platzhalters zugewiesen wurde, schenkte ein Roman Dmowski dem Verführer Gehör, und bis zur Stunde hält seine Partei fest an dem Programm der willigen Unterwerfung unter Rußland.

Das war die neue Lage, die eine völlige Umkehrung der Verhältnisse vor hundert Jahren bedeutet. Eine ungeheuere und unmittelbare Gefahr war für Deutschland emporgestiegen, die Gefahr, die in dem Weltkriege unserer Tage ihre Entladung gefunden hat. Es war offenbar geworden, daß der von Rußland erfundene Panslawismus sich unter Benutzung Polens gegen die mitteeuropäischen Großmächte wendete. Polen war zum Aufmarschland Rußlands gegen das eigentliche Europa geworden, und alle Voraussetzungen jener früheren Gemeinsamkeit, die aus Polens Zusammenbruch hervorging, wurden hinfällig. Nun aber haben die Waffen gesprochen, und die Antwort auf Rußlands Einbruch in Europa ist erfolgt. Die Antwort ist die Erklärung der polnischen Selbständigkeit. Die Kundgebung vom 5. November 1916 ist nicht um Polens willen erfolgt; das lehrt uns aufs schlagendste diese geschichtliche Betrachtung. Es ist eine Maßnahme der staatlichen Sicherung europäischen Kulturbereiches gegenüber halbasiatischen Machtinstinkten. Aber freilich das Staatsinteresse, das Deutschland und Österreich-Ungarn sprechen lassen, fließt mit dem Lebensinteresse der polnischen Nation zusammen, wie es in ihren besten Söhnen lebendig ist. Das ist der tiefe Sinn, den die Geschichte über die Tagesbedeutung hinaus dem Ereignis verleiht. Polens Befreiung, die weder Deutschland noch Österreich-Ungarn erstrebte und die doch in ihrer beider Interesse verwirklicht werden mußte, ist eine wahrhaft schöpferische Leistung dieses zerstörenden Krieges. Ein dem Untergange geweihtes Volk ist dem nationalen Leben wiedergeschenkt und dem Kulturkreise zurückgegeben worden, aus dem es einst seine Lebenskraft gezogen und zu dessen Förderung es dann tatkräftig beigetragen hatte.

Und das lehrt diese geschichtliche Betrachtung nicht minder: Polens Befreiung ist eine Handlung, die von tiefster nationaler Auffassung getragen ist; sie ist eine Tat des Vertrauens. Die Gefahren, die sie umschließt, sollen getragen werden, denn sie allein verheißt dauernde Lösung. Den Polen aber wird es vor Augen stehen, welche Verpflichtung ihnen daraus erwächst. Alles was das nationale Dasein der Mittemächte umschließt, darf nicht angetastet werden. Kein „Großpolen von Meer zu Meer" darf das Ziel der staatlichen Selbständigkeit sein, die ihnen geschenkt worden ist. Sie müssen sich bewußt sein, daß sie nicht zu den großen Völkern gehören. Der staatlichen Organisation, die sie sich schaffen werden, erwächst die dankbare Aufgabe, die im Staate vereinigte Nation nach ihrer Art einzurichten und die außerhalb des Staates verbleibenden Stammesgenossen in ihrer Kulturtätigkeit zu fördern und zu schützen. Die Zugehörigkeit zu einem größeren Macht- und Kulturganzen, das dem Dasein seiner Einzelglieder volles Verständnis entgegenbringt, und darauf fußend die klar erkannte Interessengemeinschaft sind die beste Gewähr für ein zukünftiges nationales Zusammenwirken.

Digitized by Google

Ein Blitz hat in die Turmuhr eingeschlagen . . .

Von Victor Fleischer

Am 7. Juli, nachmittags um 3 Uhr, schlug der Blitz in den Turm der Stadtkirche zu St. Johann von Nepomuk. Ein paar Minuten nachher war das Gewitter gegen Nordost hin verzogen, und die blanke Kugel auf der Turmspitze blinkte schon wieder im Sonnenlicht, das nun über den Dächern drüben einen bunten Regenbogen in das finstere Himmelsgrau malte. Die Kirche und der hochragende Zwiebelturm schienen keinen Schaden genommen zu haben.

Der Bürgermeister war gerade dabei, mit dem Stadtsekretär einen Aufruf für die Gemeindewahlen zu besprechen, der heute abend noch in die Druckerei geschickt werden sollte, und so wandten sich die beiden Herren, die beim Krachen des einschlagenden Blitzes zum Fenster geeilt waren, gleich wieder ihrer Arbeit zu, nachdem sie eine Weile auf den regennassen Marktplatz hinausgeschaut hatten. Dem Bürgermeister war der Entwurf des Stadtsekretärs nicht schwungvoll genug: es galt diesmal, jedes Wort genau zu überlegen, denn man mußte sich darüber klar sein, daß die Gegenpartei in den letzten Monaten viele Anhänger gewonnen hatte und daß es einen schweren Wahlkampf geben werde. Auch durfte man nicht so unvorsichtig sein mit groben Worten und niemanden beleidigen. Sonst werde die Gegnerschaft nur immer hitziger ...

Der Stadtsekretär war sehr gekränkt über die vielen Änderungen, die der Herr Bürgermeister verlangte, und verteidigte zäh jeden Satz. „Ich habe die ganze Nacht daran gearbeitet," sagte er, „ich habe jedes Wort erwogen und bin überzeugt ..."

„Das kann doch nicht sein," unterbrach ihn da plötzlich der Bürgermeister, „das ist ja ganz unmöglich ..." und dabei reckte er sich auf, um über den Kopf seines Beamten weg zum Turm hinüberzuschauen, „das ist ja wohl ganz ausgeschlossen ..." Er zog seine goldene Taschenuhr heraus. „Wie spät haben Sie, Herr Leixnering?"

„Halb ... halb vier ... drei Minuten ... nach halb vier ... drei Uhr dreiunddreißig Minuten ..." stotterte Herr Leixnering, der sich nicht gleich aus den vom Wahlaufruf erfüllten Gedanken in die neue Lage fand.

„Ja, eben ..." sagte der Bürgermeister, „soviel zeigt meine Uhr auch ... Aber auf der Turmuhr ist es erst punkt drei ..." Er war aufgestanden und wieder zum Fenster getreten. Der Stadtsekretär folgte ihm, seinen Aufruf in der Hand, und sie schauten beide auf die Turmuhr hinüber ...

Vier Minuten und länger.

Die Zeiger drüben standen bewegungslos im rechten Winkel und zeigten unentwegt drei Uhr.

„Sie muß stehengeblieben sein," meinte endlich der Stadtsekretär.

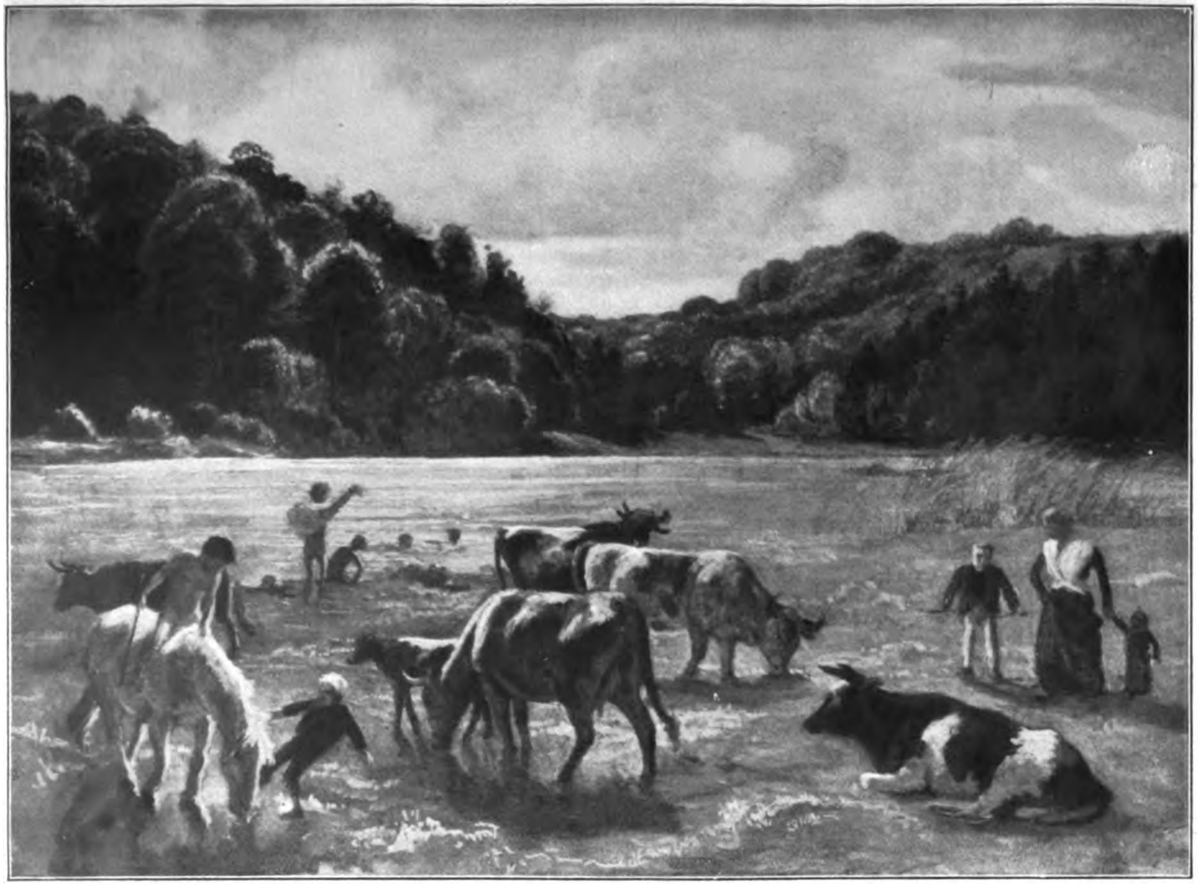
„Ja ... es scheint so. Merkwürdig!"

„Der Blitz ..." sagte Herr Leixnering leise vor sich hin, und der Bürgermeister nickte.

Wieder verstrichen lautlos einige Minuten, dann wandte er sich an den Stadtsekretär: „Also machen Sie den Aufruf in dem angedeuteten Sinn noch einmal, und jetzt schicken Sie gleich zum Uhrmacher Schmiedl, er soll sofort die Turmuhr untersuchen."

Tobias Leixnering verbeugte sich und ging hinaus. Der Bürgermeister aber blieb beim Fenster stehen und blickte weiter auf die Uhr hin; gleich darauf trat im Nebenzimmer der Herr städtische Bauverwalter ans Fenster und im zweiten Stock oben der Herr Sparkassadirigent, im Erdgeschoß unten der Herr Polizeiverwalter und der Oberwachmann, der Rentmeister und der Meldeamtsoffizial, und bald standen auch an allen Fenstern des Rathauses die Be-

Digitized by Google



Der Franzosensee. Gemälde von Albert Welti. (Im Besitz des Oberregierungsrats Carl von Rose auf Doehlau)

Digitized by Google

Digitized by Google

amten, weil der Stadtsekretär, von Zimmer zu Zimmer eilend, alle auf das unerhörte Ereignis aufmerksam machte.

Ambrosius Schmiedl hatte sein möglichstes getan, die Uhr genau untersucht, auch richtig den zerstörten Teil gefunden und erneuert und das Werk wieder in Bewegung gesetzt. Aber damit war die Uhr noch nicht in Ordnung gebracht. Als müsse sie nun durch verdoppelten Eifer einholen, was sie in den Stunden des Stillstands versäumt, begann sie zu eilen, trieb die Zeiger an, daß sie sich sputeten, und schickte, lange bevor die Sonne ihr Einverständnis dazu gab, die zwölf Schläge des Mittagszeichens über die Stadt hin.

Inmitten des Marktplatzes stand Ambrosius Schmiedl mit seiner großen verläßlichen Kontrolluhr, schaute kopfschüttelnd zum Turm hinauf und stellte fest, daß die Stadtuhr seit gestern genau einundzwanzig Minuten überjagt habe. Er kletterte also wieder die beschwerliche Wendeltreppe hinan, rückte, schob und schraubte von neuem an dem Uhrwerk; und in der Dämmerstunde, gegen sieben Uhr Abend, wartete er dann wieder und wühlte dabei verärgert in seinem rotbraunen Vollbart, denn er sah ja längst, daß die Uhr jetzt, als sei sie beleidigt, weil ihr Diensteifer keinen Beifall gefunden, faul geworden sei und schon ein paar Minuten der Zeit nachhinkte.

Das ging nun so ein paar Tage lang weiter. Den Uhrmacher litt es schon gar nicht mehr in seiner Werkstatt, da die Stundenschläge, die von der Stadtkirche zu ihm herüberdröhnten, nie mehr mit seinen erprobten Uhrwerken stimmen wollten; des Morgens und am Mittag und dann wieder des Abends, oft auch noch zwischendurch einmal, wanderte er auf dem Marktplatz hin und her und blieb immer wieder beim Laden des Kaufmanns Schultes stehen, von wo er den geradesten Blick zum Zifferblatt des Stadtturms hatte: jetzt mußte er ja doppelt aufpassen, weil die Uhr, nervös gemacht durch die vielen Operationen, nun auch noch zu schlagen anfing, ehe die Zeiger den rechten Punkt erreicht hatten.

Fräulein Josephine Schultes, die ältere Schwester des Kaufmanns, schaute aus der Langweile ihres abgegriffenen Leihbücherei-Bandes öfters durch die Auslagefenster zu Ambrosius Schmiedl hinaus und dann zu der runden Blechuhr hin, die im Laden über der Tür zur Schreibstube aufgehängt war; und jedesmal, wenn dann der Uhrmacher hinaufgestiegen war und die Stadtuhr gerichtet hatte, stand Fräulein Josephine auf und schob mit dem Meterstab auch die Zeiger über der Schreibstubentür zurecht. Die runde Uhr da oben hatte es nie sehr genau genommen, und jetzt, seit die auf der Kirche so launenhaft war, stimmten die Meinungen der beiden Zeitmesser natürlich erst recht nie überein.

„Wir könnten eigentlich den Schmiedl hereinrufen, daß er sie auch untersucht," sagte einmal die andere Schwester, Fräulein Gabriele. Dabei war sie tief über ihren Stickrahmen gebeugt und ihr Gesicht ganz unter dem vollen braunen Haar versteckt.

Die sechsunddreißigjährige Josephine antwortete nicht gleich. In dem Blick aber, mit dem sie sich zu der um vier Jahre Jüngeren hinwandte, lauerte schon wieder ein wenig Mißtrauen. Sie hatte ‚das Kind' immer sofort im Verdacht, daß es sich mit Heiratsabsichten trage.

Warum die Schwestern eigentlich beide noch ledig waren, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Auffallend häßlich war weder die eine noch die andere, über ihre Moral hätte kein Mitbürger etwas Nachteiliges berichten können, und Vermögen besaßen sie auch. Es mag sein, daß gerade das nicht unansehnliche Erbteil, das ihnen von den früh verstorbenen Eltern zugefallen war, die Schwestern über Gebühr anspruchsvoll gemacht und daß sie beide in hochmütiger Zurückhaltung, im Zaudern und Überlegen, die rechte Zeit zur Heirat verpaßt hatten. Aber gewiß war auch ein weiterer Grund, daß sie seit Jahren einander jeden Bewerber, der sich in ihre Nähe wagte, mit Anspielungen und Spöttereien lächerlich erscheinen zu lassen bemüht waren.

So sagte Fräulein Josephine auch jetzt, nachdem ihre Blicke die emsig stickende Schwester prüfend beobachtet und ihre Gedanken alle nahen und fernen Möglichkeiten durcheilt hatten: „Der möcht' sie erst schön zurichten ... Der hat ja die Stadtuhr ganz verrückt gemacht ..."

In der Aufregung über das große Ereignis, daß die Turmuhr vom Blitz getroffen worden war, hatte der Stadtsekretär damals Nachmittag ganz vergessen, die wichtigen Änderungen des Wahlaufrufs durchzuführen, die der Bürgermeister verlangte, und so waren denn die gefährlichen Worte alle gedruckt und das Plakat längst an den Straßenecken angeschlagen, als Herrn Tobias Leixnering seine Unterlassungssünde bewußt ward und schwer auf die Seele fiel. Aber zunächst rührte sich nichts. Die Bürgerschaft war gewohnt, daß bei solchen Anlässen mit heftigen Worten nicht gespart wurde, und die ‚Opposition‘ durfte nicht empfindlich sein, weil sie ja auch selbst vor Schmeicheleien wie ‚Mißwirtschaft unserer Stadttyrannen‘ nicht zurückschreckte und in ihrem Gegenaufruf von ‚dunklen Ehrenmännern‘ redete, die ‚ein schonungsloser Besen aus der Ratsstube hinausfegen müsse ...‘ (Auf den ‚schonungslosen Besen‘ war der Verfasser dieses Wahlaufrufs, der Redakteur Watzke, ganz besonders stolz. Seit ihm die schöne Wendung eingefallen war, führte eine eigene Rubrik seines Blattes diese Worte als Überschrift, er trug stets einen winzigen Kehrbesen als Abzeichen im Knopfloch, und die Hauptgesellschaft der Opposition mußte über ihrem Stammtisch im Gasthaus einen großen Besen als Sinnbild befestigen ...) So wären denn vielleicht auch die Worte, die Herrn Leixnering unversehens aus seinem pathetischen Herzen in die Feder gekommen waren, ruhig hingenommen worden und niemand hätte sie gerade auf sich beziehen wollen. Tobias, den einen Tag lang die Angst vor einem drohenden Amtsunwetter gar fürchterlich plagte und schlottern ließ, beruhigte sich wieder und seine hagere Gestalt stolzierte nun in um so gesicherterem Selbstbewußtsein durch die Straßen.

Aber das Unglück wollte, daß der Herr Bürgermeister selbst von neuem erschrak, als er an der Straßenecke im Vorbeigehen las, die Bürgerschaft solle sich nicht ‚von der gewissenlosen Wühlarbeit einzelner eigennütziger Demagogen irremachen lassen‘ — und daß er dann am Honoratiorentisch im Gasthaus ganz erregt mit dem ersten Stadtrat, der diese Wendung billigte, darüber stritt, ob eine solche Ausdrucksweise der regierenden Partei würdig sei, da doch als die gewissenlosen Demagogen niemand die kleinen Schreier, wie den Redakteur Watzke, sondern jeder nur die vornehmsten, die führenden Mitglieder der Gegenpartei werde ansehen wollen. Und das waren doch schließlich zwei Stadträte ...

Dieses Gespräch hatte einen Zeugen, der niemandem verdächtig gewesen wäre: den Kaufmann Schultes. Am Nebentisch saß er und spielte mit zwei anderen Herren, die zur Bürgermeisterpartei gehörten, seine Tarockpartie wie jeden Mittwoch-Abend. Vor dem brauche man sich nicht in acht zu nehmen, der sei viel zu bequem, als daß er sich in den Wahlkampf einmischen würde, hätte jeder gemeint. Aber Herr Schultes trug einen heimlichen Groll gegen den Bürgermeister im Herzen, weil die Stadtgemeinde die Peitschenschnüre für das städtische Fuhrwerk nicht bei ihm kaufte; und außerdem war ihm gerade gestern angeboten worden, in die Oppositionspartei einzutreten: eine Stadtratsstelle hatte man ihm sicher zugesagt.

Und so wurde denn durch Herrn Schultes ins feindliche Lager die Überzeugung des Bürgermeisters verpflanzt, daß ‚gewissenlose Wühlarbeit eigennütziger Demagogen‘ eine schwere Beleidigung sei, die man unmöglich ruhig hinnehmen könne. Der Redakteur Watzke war sehr erfreut, neuen Stoff für die Skandalrubrik ‚Der schonungslose Besen‘ zu bekommen ...

⌘ ⌘ ⌘

Fräulein Josephine dachte noch lange darüber nach, ob die Schwester vielleicht wirklich Absichten auf den Uhrmacher habe, der nun jeden Tag vor dem Laden auf und ab wandelte und die Stadtuhr beobachtete. Und wie sie ihn so immer wieder vor sich sah, fand sie schließlich selbst, daß der etwa vierzigjährige Herr Schmiedl ein recht stattlicher Mann sei. Einmal, als sie gerade allein im Laden war, rief sie dann den Uhrmacher herein und bat ihn, die alte Blechuhr doch auch in Ordnung zu bringen. Ambrosius stieg auf einen Sessel, nahm das Ding behutsam vom Haken und blies erst einmal mit vollen Backen den Staub vom Gehäuse, so daß Fräulein Josephine sich im stillen schämte und ganz verlegen und heuchlerisch sagte: „Es ist

halt ein Kreuz mit den Leuten. Wenn man's ihnen auch hundertmal anschafft, was man nicht selber macht, das geschieht nicht …"

Ohne vom Sessel herunterzukommen, öffnete indes Herr Schmiedl die Uhr, schaute von allen Seiten in das Werk hinein und brummte nur: „No ja …" Dabei hätte man sich nun allerlei denken können: daß es wirklich ein Kreuz sei mit den Leuten und daß man alles selber machen müsse, oder auch daß die Uhr innen längst ebenso verstaubt wäre, oder einen Fehler habe und gerichtet werden müsse.

Aber Fräulein Josephines Gedanken spielten nicht um so gewöhnliche Dinge, sondern bestätigten, nachdem sie ein wenig in schönen Zukunftsgegenden herumspaziert waren, wiederum, daß Ambrosius ein sehr sympathischer Mann wäre.

Er stand noch immer auf dem Sessel, als Fräulein Gabriele eintrat.

Die ältere Schwester begann rasch und eifrig auf den Uhrmacher einzureden: die Sache habe übrigens gar keine besondere Eile; wenn er vielleicht jetzt gerade viel zu tun hätte oder von der Stadtuhr sehr in Anspruch genommen wäre, könnte man sich ja noch eine Zeitlang behelfen und die Uhr vielleicht später …

„Aber nein," mischte sich Fräulein Gabriele gleich ein, „der Herr Meister wird schon so gut sein und die Uhr gleich mitnehmen. Man kennt sich ja jetzt schon gar nicht mehr aus … nicht? … Gerade, wo jetzt auch die Stadtuhr gar nicht in Ordnung kommen will …"

„No ja," meinte Ambrosius, ohne sich um die letzten Worte zu kümmern, deren versteckte Bosheit die Schwester stärker empfand als er, „da ist ja nicht viel zum Richten … halt ausgeputzt muß sie werden. Das kann schon gemacht werden." Damit empfahl er sich.

„Ich weiß nicht, wie du dich manchmal benimmst," fuhr Fräulein Josephine ‚das Kind' erregt an, als Ambrosius Schmiedl die Ladentür hinter sich geschlossen hatte. „Herr Meister … Herr Meister … so spricht man mit einem Schuster oder Schneider, aber doch nicht mit einem Uhrmacher … nicht mit einem Uhrmacher … Und dann diese taktlose Bemerkung über die Stadtuhr!"

Fräulein Gabriele beugte sich über ihre Handarbeit und freute sich, daß die Schwester sich ärgerte. „Du hast ja unlängst selbst gesagt," meinte sie leichthin, „daß er die Stadtuhr erst ganz verrückt gemacht hat."

„Das weiß ich nicht … das weiß ich nicht, ob ich das gesagt habe", ereiferte sich die Schwester, „aber jedenfalls hätt' ich ihn nicht damit verletzt. So etwas muß einen Menschen ja kränken, so etwas sagt man einem doch nicht ins Gesicht …"

„Ich bin eben ein aufrichtiger Mensch …" sagte Fräulein Gabriele, indes sie scheinbar sehr eifrig die Farbe zweier Fäden an ihrer Stickerei verglich.

„Ja, keinen Takt hast du … keinen Takt. Du wirst nie Manieren lernen, und wenn Du noch älter wirst …" Und Josephine wandte sich, noch ganz rot vor Aufregung, aber schon wieder freundlich lächelnd einer eintretenden Kundschaft zu.

„Hast du übrigens bemerkt," fragte ‚das Kind', als sie wieder allein waren, „was für schrecklich behaarte Arme und Hände er hat?"

„Wer?" tat Fräulein Josephine noch ganz unschuldig. „Der Mahnert-Schlosser, der jetzt da war?"

„Nein, dein Uhrmacher …"

„Dein Uhrmacher … dein Uhrmacher … Du hast doch überhaupt selbst gewollt …"

„Ist schon gut. Aber er schaut doch aus wie ein Bär … Brrrr … man darf sich das gar nicht weiter ausmalen."

⁂

Am nächsten Tag aber waren die beiden Schwestern auf einmal versöhnt. Zwar machte Fräulein Gabriele den ganzen Morgen höhnische Bemerkungen, weil Josephine die Küchenuhr so ungeschickt aufgezogen hatte, daß sie stehen geblieben war und also auch zum Uhrmacher gebracht werden mußte; aber in dieses Geplänkel war unversehens Herr Schultes selbst hineingeraten nnd hatte sich eingemengt: er erlaube nicht, daß die Uhr zu Ambrosius Schmiedl gebracht werde, er unterstütze keinen von der Bürgermeisterpartei, zum Uhrmacher Morawetz müsse der Küchenwecker getragen werden, das sei Herr Schultes seiner Partei schuldig.

Digitized by Google

Gegen den Bruder waren die Schwestern immer einer Meinung.

„Was? Zum Morawetz?“ keifte Fräulein Gabriele. „Zu so einem Trunkenbold? Der braucht ja zwei Jahre dazu, bevor sie in Ordnung kommt ...“

„Meine goldene Uhr hat er mir voriges Jahr ganz verdorben,“ fiel Fräulein Josephine erregt ein. „Ganz verdorben hat er sie!“

„Die kannst du jetzt auch gleich mitnehmen zum Schmiedl,“ riet die Schwester.

„Ich duld's nicht,“ schrie Herr Schultes ganz rot vor Zorn und schlug mit der Hand auf den Küchentisch, daß das Geschirr nur so tanzte.

Fräulein Gabriele faßte ihn sanft aber energisch am Arm und führte den Widerstrebenden zur Tür. „Reg' dich nicht auf, Emil, du weißt, was der Doktor gesagt hat. Und überhaupt von Uhren verstehst du nichts ...“

„Ich verbiete euch, die Uhr zum Schmiedl zu tragen,“ zankte Herr Schultes noch, „wenn euch der Morawetz nicht paßt, es gibt noch mehr Uhrmacher in meiner Partei!“

„Deine Partei ... Deine Partei!“ rief Fräulein Josephine höhnisch, die in der Aufregung stets alles zweimal sagte. „Eine schöne Partei! Wer schert sich denn um euere dumme Bierpolitik ... um euere blöde Bierpolitik?“

Aber Herr Schultes war nicht mehr in der Lage, auf diese ohnehin mehr rhetorische Frage Antwort zu geben, weil er sich bereits außerhalb der Küche befand, deren Tür Fräulein Gabriele hinter ihm absperrte.

„Ich wollte überhaupt mein Uhren-Armband auch zum Schmiedl hintragen,“ erklärte die jüngere Schwester jetzt, „es ist die höchste Zeit, daß ich das Glas mal richten lasse. Es fällt immer heraus ... Da kann ich den Wecker und deine goldene gleich mitnehmen.“

„Seine Partei! Seine Partei!“ murrte Fräulein Josephine weiter, um nicht zu zeigen, wie sehr sie sich nun über die die stets schneller entschlossene Schwester ärgerte. „Es ist überhaupt nicht wahr, daß der Schmiedl zur Bürgermeisterpartei gehört. So ein ernster Mann wie der kümmert sich überhaupt nicht um die Stadtpolitik!“

„Und die Hauptsache ist, daß man zu ihm Vertrauen haben kann ... Das sind ja lauter Patzer, dieser Morawetz und wie die Kerle alle heißen,“ beschloß die Jüngere den Disput.

Beim Mittagstisch, als die drei Geschwister sich eben erst zum Essen hingesetzt hatten, begann Fräulein Gabriele: „Meine Armband-Uhr ist schon in Ordnung. Schau, Fine. Er hat das Glas gleich festgemacht, keine zwei Minuten hat's gedauert ... Wirklich ein sehr geschickter Mensch, der Herr Schmiedl!“

Der Kaufmann wollte etwas sagen, aber er bekam einen Hustenanfall, weil er gerade den Mund voll hatte.

„Du sollst nicht so rasch und gierig essen,“ wandte sich die jüngere Schwester an ihn und legte ihre Hand auf seinen Arm, „du weißt, was der Doktor gesagt hat ...“

⁂ ⁂ ⁂

Die ‚Opposition‘ nützte die Beleidigung, die ihr durch den Aufruf der regierenden Partei angetan war, gründlichst für ihre Werbearbeit aus. Jeder einzelne im engeren und weiteren Parteiausschuß sah sich als ‚gewissenlosen Wühler und Demagogen‘ hingestellt, und das mußte nun alle Verwandten, Schwäger und Freunde, mochten sie auch selbst nichts gegen die Stadtgewaltigen einzuwenden haben, empören. Der Schimpf traf sie alle auch, das mußten sie einsehen, wenn man's ihnen nur recht eindringlich klarmachte. Die Umsturzpartei wuchs von Tag zu Tag.

Der Bürgermeister sah es, und sein ganzer Zorn entlud sich über den Schuldigen, über Tobias Leixnering. Ja, der Herr Bürgermeister ließ sich so weit fortreißen, ihn einen „ganz unbedachten, also für verantwortliche Stellung ungeeigneten Menschen“ zu nennen! Das bohrte wie ein Wurm im Herzen des ehrgeizigen Herrn Tobias. Dazu kam noch, daß der Beamte anfing nachzudenken, was denn werden sollte, wenn bei der Gemeindewahl die Opposition siegte. Kündigen konnte man ihm ja nicht, seit ein paar Jahren war er „definitiv“; den Titel Stadtsekretär aber hatte er sich selbstherrlich beigelegt, und alle die Nebengeschäfte, die ihm der Bürgermeister und die Stadträte zuschanzten und

die bald den größeren Teil seines Einkommens bildeten, die hatte er gar nicht so definitiv in der Tasche, die konnte man ihm jeden Augenblick wegnehmen. Und überhaupt, wenn die Herren des Stadtrats bei der Wahl unterlagen, dann sank auch ihr Einfluß in den Vereinen, in der ‚Gesellschaft' . . . Es war gewiß nur von Vorteil, wenn man sich rechtzeitig um die Gunst der kommenden Stadtregierung bemühte . . . Daß die Beschimpfung im Aufruf von Tobias Leixnering stammte, das wußte ja gottlob! niemand in der Gegenpartei.

Nach einigem Überlegen fand Tobias, daß der Kaufmann Schultes der geeignetste Mann sei, seinen Anschluß zu vermitteln: erstens, weil er zwar fortwährend von Partei und Parteiinteressen redete, aber von den Stadtvätern als harmloser Gegner angesehen wurde, (ging die Sache dann doch schief, so würde niemand dem Stadtsekretär den Verkehr mit dem Kaufmann verübeln!); zweitens aber, weil man ja die Sache so verdecken konnte, daß man sich um eine der Schwestern Schultes zu bemühen schien... Übrigens, fiel Herrn Tobias ein, warum sollte man das nicht ganz ernsthaft versuchen? Eine Frau mit Vermögen . . . Ein Vergnügen war's nicht, jeden lieben Tag, den Gott werden ließ, im Amt zu sitzen. Wenn man eine der Schwestern heiratete, konnte man sich getrost ins Privatleben zurückziehen . . .

Herr Leixnering beschloß also, im Laden des Herrn Schultes eine Zitrone zu erwerben; eine Zitrone konnte man immer brauchen . . . zum Beispiel, wenn man verkühlt war und eine Limonade trinken wollte; mit der ausgepreßten Zitrone kann man auch Tintenflecke von den Fingern wegputzen . . . Eine Zitrone hält sich ja auch recht lange. Ob sie nun im Kaufmannsladen lag oder in der Wohnung, das spielte dabei wohl keine Rolle. Und eine Zitrone kostete schließlich nicht viel . . .

Zufällig war gerade Fräulein Gabriele allein im Laden.

An diesen heißen Sommernachmittagen pflegte es ziemlich still zuzugehen im Geschäft, der Kommis war im Urlaub, der Kaufmann selbst mit dem Lehrbuben im Magazin beschäftigt und Fräulein Josephine eben wieder zum Uhrmacher gegangen, um sich nach ihrer ‚Goldenen' zu erkundigen.

Der Zitronenkauf war rasch erledigt. Herr Tobias Leixnering zögerte. Er hätte das nun folgende Privatgespräch gern mit irgendeiner hübschen Wendung eingeleitet. Unterwegs schon hatte er darüber nachgedacht, und weil er erwartete, Fräulein Josephine im Laden anzutreffen, sich auf eine Unterhaltung über Romane vorbereitet. Gabriele aber war keine solche Literaturfreundin. Es fiel Tobias jetzt doch nichts anderes ein als nach dem „werten Befinden" zu fragen.

Nun, das war ja, gottlob!, soweit sehr gut.

„Und beim Fräulein Schwester?"

„Die sitzt halt bei ihren Romanen . . ."

„Ja, so ein guter Roman —" Jetzt konnte Herr Leixnering schon weiter reden.

„'geb'nster Diener, Herr Stadtsekretär," fuhr auf einmal der Kaufmann dazwischen; und zur Schwester gewandt zankte er: „Wo soll denn das hinführen? Jetzt ist die Uhr aus'm Kontor auch noch weg. Alle Uhren sind aus'm Haus . . . Das ist ja zum Teufelholen. Man weiß schon gar nimmer, wie spät es ist, den ganzen Tag!"

„Sieben Minuten nach Sechs," beeilte sich Tobias höflichst zu sagen, und da es vom Stadtturm gerade ein Viertel sieben schlug, setzte er gleich hinzu: „Sie geht nämlich noch immer nicht richtig," und wies mit einer Kopfbewegung zum Turm hinauf.

„Ja, wenn ihr sie so einem Patzer übergebt wie diesem Schmiedl," grollte der Kaufmann.

Herr Leixnering zuckte die Achseln und zog seinen Gehrock so eng über der Brust zusammen, daß er noch viel magerer erschien. „Sie wissen ja, wie das ist," sagte er vertraulich. „Protektion! ... Weil sein Vater schon immer die Stadtuhr in Verwaltung gehabt hat! So ist das eben bei uns . . ."

„Protektionswirtschaft . . ." schimpfte Herr Schultes.

Tobias nickte. „Für einen Fortschritt sind die Herren schwer zu haben. Es bleibt alles beim alten . . . Ich hab' den Herrn Bürgermeister noch selbst darauf

Digitized by Google

aufmerksam gemacht," log er jetzt, „daß wir viel tüchtigere Fachleute in der Stadt haben, aber ... No, ich brauch' Ihnen ja weiter nichts zu sagen ..."

„Das muß anders werden," erklärte Herr Schultes überzeugt.

⁂ ⁂ ⁂

Tags darauf, während seiner Mittagspause, blieb Herr Tobias Leixnering beim Laden des Kaufmanns stehen und unterhielt sich eine Weile mit Fräulein Gabriele, die in der offenen Tür saß und häkelte. Es war nur natürlich, daß er vorerst das Gespräch von gestern aufnahm und weiter über den Uhrmacher Schmiedl redete. Begierig hörte Gabriele zu; ihr genügte es schon, daß nun zwei Tage nacheinander der Stadtsekretär ihr soviel Aufmerksamkeit bewies; jetzt war es ihr gleichgültig, daß der Bruder den Uhrmacher nicht leiden konnte, jetzt, da sie selbst anfing, sich für einen anderen zu interessieren, war es wichtiger Nachteiliges über Ambrosius Schmiedl zu erfahren, womit man die Schwester sekkieren konnte.

„Der Stadtsekretär sagt ..." „Der Stadtsekretär hat mir erzählt ..."

Fräulein Josefine hätte gar nicht so mißtrauisch gegen „das Kind" sein brauchen und doch bemerken müssen, daß Gabriele wieder über den Uhrmacher spöttelte, seit das Wort „Stadtsekretär" ihr so geläufig geworden war ...

„Es gibt keinen komischeren Menschen in der ganzen Stadt," sagte Josefine also einmal ganz gelegentlich, „keinen komischeren Menschen als den Leixnering ... So eine Vogelscheuche! ... Und wie der nur grüßt! Wie wenn er Wasser schöpfen wollte mit seinem Hut!"

„Natürlich — es kann nicht jeder so ein Flegel sein, wie dein Uhrmacher, der kaum den Hut rückt," gab Fräulein Gabriele gereizt zurück. Und nun ging das Spiel zwischen den beiden Schwestern hin und her wie immer in den letzten Jahren.

⁂ ⁂ ⁂

Drei Tage vor der Wahl wurde im großen Saal des Schützenhauses die letzte Wählerversammlung abgehalten, die der Bürgermeister einberufen hatte. Der Wirt machte ein gutes Geschäft dabei, denn in der drückenden Hitze dachten auch die aus Lärmlust erschienenen Anhänger der Opposition nicht daran, daß sie mit jedem Krügel, das sie leerten, einen Parteigegner unterstützten, und außerdem waren auch viele da, die zu keinem der streitenden Lager gehörten und nur gekommen waren, weil sie sich ‚eine Hetz' erwarteten. Mancher endlich, der ohne jegliches Interesse an den Vorgängen von irgendeinem Freunde mitgeschleppt worden war. Zu denen gehörte auch Ambrosius Schmiedl. Er saß ruhig bei seinem Bier, half wacker die kaum mehr atembare Luft mit Rauchwolken verdicken, hörte zu und dachte dabei, daß es eigentlich doch schade sei um die Zeit, die er hier verlor, zumal ihn eben vorhin ein Blick auf seine Taschenuhr überzeugt hatte, daß das Schlagwerk im Turm noch immer um eine Minute zu früh einsetzte.

Aber auf einmal ward er aufmerksam. Der Kaufmann Schultes, dem seine Parteifreunde begreiflich gemacht hatten, wenn er Stadtrat werden wolle, müsse er auch bei den Versammlungen einmal hervortreten, redete schon eine Weile, von Zustimmungsrufen seiner Genossen und Oho-Geschrei der Gegner oft unterbrochen, über die Protektionswirtschaft in der Stadtverwaltung, mit der ein Ende gemacht werden müsse.

„Der schonungslose Besen wird sie hinausfegen!" schrie der Redakteur Watzke dazwischen.

„Da hab'n m'r ja das beste Beispiel an unserer Turmuhr," rief jetzt Herr Schultes. „Seit vier Wochen weiß kein Mensch mehr, wie spät es eigentlich ist!"

„Sie werden schon merken, wieviel es geschlagen hat, die Herren Oberstadtschlafmützen!" krähte aus irgendeinem Winkel eine Stimme.

„Ruhe!" gebot eine andere.

„Es ist ja unerhört," fuhr der Kaufmann fort, „vier Wochen patzt der Schmiedl schon dran 'rum und noch immer geht die Uhr nicht richtig. Das ist eine Schlamperei, eine miserable Protektionswirtschaft ist das ... Weil sein Vater, der Schmiedl-Franz selig, dreißig Jahr an der Stadtuhr 'rumgedoktert hat, muß man sie jetzt vom Sohn noch ganz verderben lassen? Wo ist da der Fortschritt? Frage ich Sie, Herr Bürgermeister? Hab'n wir keine andern Uhrmacher in der Stadt, denen man die

Digitized by Google

Sach' übertragen kann, wenn der Schmiedl es nicht fertig bringt? ... Und dabei erzählt mir der Stadtsekretär, daß er selber den Vorschlag gemacht hat, es sind ja nicht alle auf den Kopf gefallen, was im Rathaus sitzen. Aber wer dringt denn da durch mit einem gescheiten Gedanken? Das muß ein Ende haben, meine Herren!"

Tobias Leixnering erbleichte, als ihn der Kaufmann so verriet, und in seinem geängsteten Hirn tanzten die Gedanken, die nach einem Ausweg suchten. Ableugnen, alles glatt leugnen, etwas anderes blieb ihm wohl nicht übrig —

Als Herr Schultes zu Ende war, erhob sich der Bürgermeister, um zu erwidern. Doch da hallte es durch den Saal: „Morawetz! ... Pleil! ... Jellinek!" Ambrosius Schmiedl stand aufgereckt da drüben an der Wand, daß er noch um einen viertel Meter größer aussah als sonst, rollte ergrimmt die Augen und hielt sein Bierkrügel mit beiden Händen umklammert. Noch einmal schrie er durch den Saal: „Morawetz! ... Jellinek! ... Pleil! ... Seid's ihr ehrliche Handwerksleut? Dann machts Maul auf und sagt's dem Kerl, ob ihr die Turmuhr geschwinder in Ordnung gebracht hätt'. Morawetz, wenn du kein Hund sein willst, mach' das Maul auf, oder ich hau' dir mein Bierkrügel auf den Schädel!"

Nach dieser kurzen gewaltigen Rede war es erst ganz still.

„Laß ihn doch reden," sagte dann der Uhrmacher Pleil, „was versteht denn der Schultes ..."

„Des kamme net g'schwinder net mach'n," pflichtete der Jellinek eifrigst bei, „des is net so leicht, wie 'n Leit'n ein Kilo Zwetschken verkaufen."

„Ich hab' ja nischt gesagt," murrte endlich auch der Uhrmacher Morawetz, „ich lab' die Stadtuhr net untersucht, also kann ich ja gar nischt net sagen. Wenn du grad jemanden willst dein Bierkrügel am Kopf hauen, dann hau's dem Schultes am Kopp und laß mich mit Ruh ..."

Unter dem höhnischen Gelächter der regierenden Partei, in das auch die Oppositionsleute mit hineingerissen wurden, eilte Herr Kaufmann Schultes aus dem Saal ...

⁂

So war denn Ambrosius Schmiedl in den Parteikampf der Stadt hineingezerrt worden, um den er sich bisher niemals gekümmert hatte. Gleich am Morgen machte er sich auf den Weg und besuchte der Reihe nach seine vier Schwäger und siebzehn Vettern, lauter Leute, die in der Stadt ebenso angesehen waren wie er. Die mußten ihm alle helfen: am Abend war es nicht mehr fraglich, welche Partei siegen würde ...

Herr Tobias Leixnering sah ein, daß er zu unrechter Zeit fahnenflüchtig geworden sei. Niemals habe er mit dem Kaufmann Schultes über die Stadtuhr gesprochen, niemals gewagt, sich vor irgend jemandem so zu äußern, wie der Kaufmann behauptete. Der Schultes sei ein niederträchtiger Verleumder ... Das hatte der Stadtsekretär gleich bei der Wählerversammlung dem Bürgermeister und den Stadträten beteuert und seitdem so oft wiederholt, daß er es nun schon selber glaubte. Aber er merkte, daß man ihm mit abweisender Kälte begegnete. Da setzte er sich hin und verfaßte einen neuen Wahlaufruf, den wollte er dem Bürgermeister vorlegen, und meinte sich durch solchen Eifer wieder in besserem Licht erscheinen zu lassen. Es war ihm aber doch recht unsicher zumute, als er an den großen Schreibtisch des Stadtoberhauptes herantrat.

„Herr Leixnering," sagte der Bürgermeister, ohne von seinem Aktenstück aufzuschauen, „bemühen Sie sich nicht weiter. Für diesmal ist die Wahl ja gesichert, und für die Zukunft müssen wir uns einen Parteisekretär suchen, der das richtige Verständnis für diese Aufgaben hat ... Übrigens hat der Stadtrat beschlossen, die Disziplinaruntersuchung gegen Sie einzuleiten. Sie sind bis auf weiteres beurlaubt ..."

Vor Tobias' Augen bewegten sich Schreibtisch, Bürgermeister und Papierkorb bereits im Reigen. Da gab er sich einen Ruck und versuchte zu trotzen. „Ich bin definitiv," sagte er.

„... was natürlich ganz gleichgültig ist," gab der Bürgermeister zurück. „Übrigens bin ich selbst dafür eingetreten, daß man Sie milde behandelt. Wir werden Sie keinesfalls entlassen, haben aber beschlossen, nach der Wahl einen Stadtamtsdirektor

Digitized by Google

anzustellen, dem Sie mit dem Titel Kanzlist untergeordnet sein werden ... Adjeu, Herr Leixnering ..."

⌘ ⌘ ⌘

Auf dem Ladenpult beim Kaufmann Schultes sah es aus wie bei einem Uhrmacher. Ambrosius Schmiedl hatte seinen Lehrbuben hergeschickt und alle Uhren an Fräulein Josephine abliefern lassen, die sie ihm in den letzten Wochen gebracht hatte. Der Kaufmann solle sie gefälligst richten lassen, von wem er wolle, ließ Ambrosius sagen, der Wecker sei aber schon in Ordnung und dafür habe er drei Kronen und sechzig Heller zu bekommen.

„So ein Mensch bildet sich ein, er kann Stadtrat werden," schrie Fräulein Gabriele und zeigte dabei auf den Bruder. „Man muß sich ja genieren, wenn die Leute einem erzählen, was du treibst!"

„Lauter Feindschaft machst du einem, lauter Feindschaft," ereiferte sich Josephine. „Der Herr Schmiedl ..."

... ist ein sehr tüchtiger Uhrmacher," half Fräulein Gabriele der Schwester. „Du hast dich vor der ganzen Stadt blamiert, Emil. Und dein Benehmen gegen den Stadtsekretär ..."

„... Das war ein ganz gemeiner Vertrauensbruch, ein ganz gemeiner Vertrauensbruch war das!" fiel Josephine ein. „Es ist ja nicht zu glauben, nicht zu glauben ist es, wie du dich benommen hast ..."

Herr Schultes schaute von einer zur anderen und setzte ein paarmal an, um den Redestrom der Schwester zu überschreien. Aber es gelang ihm nicht. Da drehte er sich um und ging in seine Schreibstube.

Als die Schwestern dann allein waren, Fräulein Gabriele wieder mit ihrer Stickerei beschäftigt saß und Fräulein Josephine nervös in dem Romanband blätterte, sagte die Ältere plötzlich: „Übrigens finde ich, daß sich der Uhrmacher auch ganz ordinär benommen hat ..."

Und Fräulein Gabriele beugte sich tiefer über den Stickrahmen und nach einer Weile seufzte sie: „Es sind eben lauter ungebildete Menschen hier. So einen komischen Kerl wie den Leixnering gibt's überhaupt nicht mehr auf der ganzen Welt ... Der bildet sich wahrscheinlich ein, ich kränke mich, wenn er mich jetzt nicht mehr grüßt. Pah! Was ich mir daraus mache!"

⌘ ⌘ ⌘

Dies alles hätte sich vielleicht ganz anders entwickelt, wenn nicht am 7. Juli der Turm der Stadtkirche zu St. Nepomuk vom Blitz getroffen worden wäre ...

Kinderfüße

Noch können die kleinen Füße nicht schreiten,
Mit beiden Händen selbst nicht geleiten
Kann ich mein Kind, das hinaus in die Weiten
Aus meinen Armen zur Erde strebt,
Bittend und sehnend die Händchen hebt:
„Laß mich hinunter vom Schoß doch gleiten,
Ich möchte dir stolz zur Seite schreiten ..."

Ach, mein Geliebtes, alles erlebt,
Alles, die drängende, kleine Seele,
Lernest das Gehen, das Wandern, das Schreiten,
Läufst uns vorüber. wie bald, in die Weiten,
Wandelst den langen, den endlosen Weg,
Über der Kindheit lenzknospenden Steg,
Durch eines Lebens Dornengeheg.

Wanderst in Wonnen, wanderst in Schmerzen
Weiter und weiter von meinem Herzen ...

Hermione von Preuschen

Digitized by Google

Im chinesischen Kostüm

Gemälde von Albert Weisgerber

(Im Besitz des Finanzrats M. Strupp in Meiningen. — Der Künstler ist auf dem Felde der Ehre gefallen)

Digitized by Google

Digitized by Google

Krieg nach dem Kriege

Von Prof. Dr. W. Wygodzinski (Bonn)

Nach dem viel angeführten Worte von Clausewitz ist der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Man könnte das Wort auch umdrehen und sagen, die Politik sei die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Wenigstens ist es die ausgesprochene Absicht der Gegner der Zentralmächte, das, was sie mit den Waffen nicht erreichen können, nach dem Kriege durch einen Wirtschaftskrieg durchzusetzen; nämlich die Macht Deutschlands zu brechen. Deutschland und seine Bundesgenossen sollen boykottiert werden, in der Hoffnung, sie dadurch arm zu machen und letzten Endes ihre ganze Existenz zu untergraben. Freilich ist man sich weder über das genauere Ziel, noch über die Mittel zu seiner Erreichung ganz klar; ja man könnte vielleicht sagen, daß ohne diese Unkenntnis der Plan gar nicht hätte gefaßt und ausgesprochen werden können, dessen Undurchführbarkeit jedem Einsichtigen auch auf der feindlichen Seite inzwischen deutlich geworden ist. Aber wenn auch nicht die wirtschaftliche Vernichtung, so bleibt doch die Schädigung der Zentralmächte ein Ziel, dessen Verwirklichung die führenden Männer der Entente mit Hartnäckigkeit vorbereiten. Man darf diese Bemühungen immerhin nicht unterschätzen, und es lohnt sehr wohl, sie im Zusammenhange kennen zu lernen und auf ihre Bedeutung zu prüfen.

Wir müssen dabei zwischen den offiziellen Plänen der Regierungen und den Wünschen der einzelnen Kreise der Gewerbetreibenden scheiden. Die ersteren finden ihren Ausdruck in den viel erwähnten, aber wenig gekannten Beschlüssen der Pariser Konferenz. Diese Konferenz, die vom 14. bis 17. Juni 1916 in Paris tagte, war amtlich von allen Ententestaaten beschickt, faßte jedoch keine bindenden Beschlüsse; vielmehr blieb es den einzelnen Regierungen überlassen, durch entsprechende Verfügungen die allgemeinen Beschlüsse wirksam zu machen. Diese weise Beschränkung hatte ihren guten Grund; zum mindesten einer der beteiligten Großstaaten, Rußland, und ähnlich auch Japan, zeigten trotz aller heftigen Betonungen der „Union sacrée" sehr wenig Neigung, sich mit gebundenen Händen der Londoner Führung anzuvertrauen. Denn von England ging der Plan des Handelskrieges nach dem Kriege aus, wie England auch der Führer in allen jenen Maßnahmen gewesen war, durch die während des Krieges unter Vergewaltigung aller völkerrechtlichen Bestimmungen deutsches und österreichisches Eigentum nach Möglichkeit beschlagnahmt oder vernichtet wurde. Allerdings hat auch Frankreich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm sich dem Wirtschaftsfeldzug gegen den beneideten Gegner angeschlossen, und Italien, der Erfinder des „heiligen Egoismus", folgte gern.

Was ist nun der Sinn der Pariser Beschlüsse, deren Durchführung zum mindesten den letztgenannten drei Staaten wohl Ernst ist? Wir sehen dabei von den Maßnahmen während der Kriegsdauer ab und gehen gleich auf die „Übergangsmaßnahmen" ein. Es sollen nämlich für die Zeit des Wiederaufbaues der Wirtschaft zunächst für eine Reihe von Jahren die Verbündeten sich verpflichten, uns keinerlei handelspolitische Meistbegünstigungsrechte zu gewähren; nachteilige Folgen, die sich daraus für die einzelne der Verbündeten ergeben könnten, sollen dadurch behoben werden, daß man sich gegenseitig während dieser Zeit in jeder nur möglichen Weise Absatzmärkte als Ersatz öffnet. Weiter will man sich gegen wirtschaftliche Angriffe, „beispielsweise gegen Warenverschleudern oder anderen unlauteren Wettbewerb" durch besondere Ausschlußbedingungen gegen feindliche Waren und Schiffe sichern. Des ferneren soll verhindert werden, daß Industriezweige oder Berufe, die zur nationalen Verteidigung oder wirtschaftlichen Unabhängigkeit notwendig sind, von feindlichen Untertanen betrieben werden. Endlich wurden für später dauernde Maßnahmen zur gegenseitigen Hilfe und Zusammenarbeit unter den Verbündeten beschlossen, die im wesentlichen darauf hinausliefen, sich von jeglicher wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Mittelmächten frei zu machen. Man wird den letzten Punkt auf sich beruhen lassen können, denn daß die unnatürliche Koalition gegen uns den Krieg lange überlebt, ist nicht anzunehmen, falls sie nicht gar schon vorher in die Brüche geht. Übrigens ist dieses Programm auch so unbestimmt, daß man erst einmal eine zuverlässige Auslegung abwarten müßte. Wichtiger ist das Programm für die Übergangszeit, das entschieden nicht nur werbende Bedeutung hat. Ehe wir aber auf die Einzelfragen eingehen, muß zunächst einmal die „öffentliche Meinung" der Ententeländer gehört werden. Da ist denn nicht zu leugnen, daß gegenüber den Wünschen überhitzter Schwärmer und habsüchtiger Geschäftsleute das Konferenzprogramm noch harmlos ist.

Was wird da nicht alles Deutschland und seinen Freunden angedroht! Der radikalste Plan geht dahin, die „umgekehrte Kontinentalsperre" auch nach dem Kriege andauern zu lassen, die Mittelmächte — lieber noch Deutschland und Österreich allein, um die Balkanländer für sich auszunutzen — durch völlige Abschneidung von der Außenwelt verarmen zu lassen, wenn nicht ganz zu ersticken. Freilich gibt es auch Heißsporne der

Digitized by Google

umgekehrten Richtung, die nämlich Deutschland ganz tüchtig verdienen lassen möchten, damit es eine recht hohe „Strafe" zahlen kann. Aber dieser Strafgedanke ist doch zu offensichtlich unsinnig, als daß er in maßgebenden Kreisen einigermaßen ernst genommen würde. Allerdings ist der Erstickungsgedanke ebenso töricht, wie gleich zu zeigen; aber er wird durch Wettbewerbsneid getragen und hat darin seine Stärke. Je nach den geschäftlichen Interessen des jeweiligen Verfechters nimmt er eine verschiedene Form an oder richtet sich gegen andere Zweige des Wirtschaftslebens. Eine besonders beliebte Form ist die der Rohstoffabschneidung. Deutschland ist bekanntlich für seine Industrie in einer ganzen Reihe von Fällen auf den Bezug von Rohstoffen aus dem Auslande angewiesen, sei es, daß diese innerhalb der deutschen Grenzen sich gar nicht oder nicht in genügendem Umfange finden. Freilich hat gerade die Blockade während des Krieges den Kreis dieser unentbehrlichen Rohstoffe stark verengert. Die Not spornte den Erfindergeist der ohnehin erfinderischen deutschen Nation weit über jedes Erwarten hinaus an; teils wandte man Verfahren an, die ohne den fehlenden Stoff auszuführen waren; teils aber fand man Ersatzstoffe in ungeahnter Fülle. Uns fehlt Kupfer, das wir in großem Maßstabe namentlich aus den Vereinigten Staaten einführten: es ist gelungen, Kupfer in vielen Fällen durch Zink zu ersetzen, das nach einem neuen Verfahren veredelt wurde. Aber noch interessanter ist, daß Aussicht besteht, Kupfer demnächst in viel größerem Umfange durch das dafür noch weit besser als Zink geeignete Aluminium zu ersetzen. Allerdings ist der bisherige Rohstoff für Aluminium, das Bauxit, bis zum Kriege ausschließlich aus Frankreich bezogen worden, und der französische Handelsminister Clémentel rühmte sich dessen noch gelegentlich der Pariser Konferenz. Aber nun gingen die bösen Deutschen auf die Bauxitsuche und fanden Lager davon im Karstgebiet der österreichischen Adriaküste und auf dem Vogelsberg bei Frankfurt. Immerhin behielt das Bauxit Seltenheitswert. Nunmehr aber gelang es, reine Tonerde, den Grundstoff des Aluminiums, durch glückliche Versuche auch aus anderen tonerdehaltigen Mineralien zu gewinnen. Da diese außerordentlich stark verbreitet sind, wird die Folge dieses Boykottversuchs sein, daß wir nicht nur unser Aluminium unabhängig von der bisherigen französischen Rohstoffquelle gewinnen, sondern uns auch noch von der amerikanischen Kupfereinfuhr wenigstens teilweise befreien können. Die Leidtragenden sind also ausschließlich die französischen und amerikanischen Bergbauinteressenten, die Gewinnenden ausschließlich wir. Solcher Ersatz findet sich jetzt schon in vielen Fällen: Textilose statt Jute, Heizleitungsisolierungen aus gesponnenem Glas mit Papierumwickelung statt aus Filz, nickel- und wolframfreier Schnellschnittstahl, synthetischer Kautschuk, um nur einige von den unzähligen Beispielen zu nennen.

Umgekehrt besteht der Wunsch, unsere Ausfuhr nach außen auch nach dem Kriege zu hemmen. Man hat es sich sehr schön ausgemalt, wie die Interessengemeinschaft der Ententeländer die Aufträge in sich erledigt, die bisher von ihnen aus nach Deutschland gingen; ja man möchte womöglich auch noch all diejenigen Aufträge erhalten, die von den Neutralen an Deutschland gingen. Während des Krieges selbst hat sich die Rechnung allerdings als ganz falsch herausgestellt. Der Krieg nimmt die ganze Arbeitskraft der Ententeländer in Anspruch; dafür treten die Unbeteiligten, wozu in diesem Sinne außer Amerika in erster Linie Japan zu zählen ist, auf den Plan. Ist es doch jetzt schon so, daß England einen seiner allerbesten Absatzmärkte, das von ihm völlig abhängige Indien, an den japanischen Bundesgenossen zu verlieren fürchten muß. Es ist eine großartige Ironie der Weltgeschichte, daß in Indien die gleichen Schutzmaßnahmen gegen den deutschen Feind wie gegen den viel gefährlicheren japanischen Freund gefordert werden, gefährlicher deshalb, weil die japanischen Fabrikanten mit Arbeitslöhnen von solcher Niedrigkeit rechnen können, daß sich kein europäischer Arbeiter damit zufrieden geben würde. Man will die japanische Schiffahrt von Indien möglichst fern halten; nur daß man andere Formen wählt, als sie gegenüber den deutschen in Aussicht genommen sind. Letztere sollen nach Wunsch der indischen Handelskammern in der ersten Zeit nach Friedensschluß überhaupt nicht in indischen Häfen einfahren dürfen, später aber nur gegen hohe Sondersteuern. Es ist nicht ohne Interesse, festzustellen, daß Indien, welches am lebhaftesten ein Wiederaufleben der Cromwellschen Navigationsakte wünscht, dasjenige Land ist, in dem eine einzelne Bestimmung dieser Akte — der Ausschluß fremder Schiffe von der Küstenschiffahrt — am längsten, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Kraft blieb. Aber natürlich erheben sich ähnliche Forderungen auch im Mutterland. Man ist sich darüber nicht im unklaren, in welchen Nachteil der englische Handel und die englische Schiffahrt durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen selbst versetzt worden sind, und man möchte die Schäden auf Kosten des verhaßten Mitbewerbers beheben. Unsere Auslandskreuzer und U-Boote haben Millionen feindlichen Schiffsraums versenkt; so verlangt man denn einfach, daß für jedes dieser „ruchlos" versenkten Schiffe ein an Wert oder Frachtraum gleiches Schiff der Mittelmächte auszuliefern sei.

Wo eine gänzliche Verhinderung der deutschen Ausfuhr nicht möglich ist, soll sie wenigstens durch Zölle, Sondersteuern, Schikanen gehemmt werden. Einer besonderen Beachtung, gemischt aus Furcht und Abneigung,

Digitized by Google

erfreut sich der deutsche Handelsreisende. Dieses sagenhafte Wesen hat es verstanden, den Kunden von der Preiswürdigkeit der deutschen Ware zu überzeugen, während der Kunde doch von Rechts wegen nur Waren der ‚Kulturländer' von England bis Montenegro und Monaco zu kaufen hätte. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, und deshalb ist es am besten, man gibt diesem Hexenmeister überhaupt keine Gelegenheit, seine unheimlichen Künste zu entfalten. So sind die italienischen Handelsagenten auf den schlauen Gedanken gekommen, die ‚Nationalisierung' ihres Berufs zu fordern, also die Zulassung ausschließlich italienischer Handelsreisenden in Italien. Ob damit die englischen und französischen Geschäftsleute einverstanden sein werden, bleibe dahingestellt.

Hier liegt überhaupt der schwache Punkt in all den Plänen eines ‚Krieges nach dem Kriege', daß die Interessen der Ententeländer keineswegs übereinstimmen. Keines der Länder fühlt sich, wenigstens für die nächste Zukunft, stark genug, seine Wirtschaft rein imperialistisch, d. h. unter Verzicht jeden Verkehrs mit der Außenwelt, zu gestalten; selbst England, dessen Imperium ein Viertel der Welt umspannt, ist sowohl in bezug auf Rohstoff- und Nahrungsmitteleinfuhr wie auf Fabrikatenabsatz auf nichtenglische Länder angewiesen. Hierbei sollen nun die Bundesländer bevorzugt werden; erst in zweiter Linie will man Neutrale heranziehen. So haben noch kürzlich die Vereinigten Handelskammern von Australien eine Schutzzollpolitik mit einer vierfachen Abstufung vorgeschlagen: Vorzugsbehandlung innerhalb des Reichs, anderer Grad der Vorzugsbehandlung für Verbündete, billige und angemessene Behandlung der Neutralen, Kampfzölle gegen die Mittelmächte. Nimmt man nun beispielsweise an, daß Rußland dem Drängen Londons folge und nach dem Kriege die Handelsbeziehungen mit Deutschland völlig abbreche, so muß es einen anderen sicheren Käufer für seine Getreideausfuhr haben, auf der sein ganzes Friedensbudget aufgebaut ist, und die ihm bisher Deutschland zum größten Teile abgekauft hat. Ehe es sich mit Haut und Haaren dem geplanten Wirtschaftsverband verschreibt, will es nun auch die Sicherheit haben, sein Getreide an anderer Stelle, d. h. nach Lage der Dinge in erster Linie in England, abzusetzen. Ganz abgesehen davon, daß England zu diesem Zwecke allein schon seine bisherige Freihandelspolitik aufgeben müßte, ist es selbst dann keineswegs in der Lage, Rußland eine Vorzugsstellung einzuräumen. Dagegen würden zuerst die überseeischen Länder Englands selbst Einspruch erheben; Kanada, Australien, Südafrika sehen nicht mit Unrecht das englische Mutterland als ihre Vorzugsdomäne an. Aber dann melden sich auch, von dem unseligen Rumänien ganz abgesehen, die Neutralen: die Vereinigten Staaten, Argentinien, die englische Fabrikate doch mit ihren Naturprodukten bezahlen müssen. Ein ganz ähnlicher Fall wie der eben geschilderte hat sich kürzlich zwischen Frankreich und einem neutralen Lande, der Schweiz, abgespielt. Westschweizer Importeure sollten sich verpflichten, zehn Jahre lang keine Geschäfte mit Angehörigen der Zentralstaaten zu treiben, wenn sie die Genehmigung zur Ausfuhr nach Frankreich erhalten wollten; Frankreich dachte aber nicht daran, ihnen seinerseits den Absatz ihrer Waren zu verbürgen.

Diese Zusammenhänge liegen so auf der Hand, daß sie bisher eine über allgemeine Redensarten hinausgehende Einigung zwischen unseren Gegnern verhindert haben. Namentlich wehrt sich Rußland auf das energischste dagegen, sich mit Haut und Haar dem teuren Bundesgenossen an der Themse auszuliefern. Man will gern an England und Frankreich verkaufen — sofern diese nämlich die gleichen Preise zahlen wollen wie Deutschland und Österreich; man will gern von ihnen alles kaufen, was man braucht — sofern nämlich die Waren ebenso gut und billig sind wie die bisher von den Zentralmächten bezogenen. Der russische Generalkonsul in London hat in dem amtlichen Blatte des russischen Finanzministeriums, dem Westnik Finanssow, vor einigen Monaten ausgeführt, daß Rußlands Handelsverkehr mit den Mittelmächten den mit allen anderen Staaten zusammen um jährlich 1600 Millionen Rubel überrage, daß dieser Handel seine natürliche Grundlage in der Nachbarschaft Rußlands mit den Zentralmächten fände und daß es im eigenen Interesse des geldarmen Landes läge, auch nach dem Kriege die Wahl zwischen den Konkurrenten zu behalten, um bei Kauf und Verkauf so vorteilhaft wie möglich abzuschneiden. Diese vielbeachtete Warnung ist nur ein Symptom für eine in Rußland weit verbreitete Stimmung, die nicht etwa als deutschfreundlich zu bezeichnen ist, die aber doch von einer wirtschaftlichen völligen Abhängigkeit von England nichts wissen will. Wie es in dieser Beziehung mit den anderen Ententeländern stehen wird, ist nicht ganz klar. Japan ist jetzt schon ein so scharfer Konkurrent Englands wie es Deutschland kaum jemals war; Italien spürt die Fesseln, die ihm sein uneigennütziger Kohlenlieferant auferlegt hat, bitter. Frankreich allerdings, völlig hypnotisiert durch seine Rachegefühle, folgt vorläufig noch blindlings den „Eroberern von Calais".

Aber in England selbst ist man keineswegs überall von der Richtigkeit des Gedankens des wirtschaftlichen Boykotts überzeugt. Die Gegner sind zum Teil grundsätzliche Anhänger des Freihandels, der bei der Durchführung einer Kampfpolitik natürlich fallen müßte, zum andern Teil aber kalt rechnende Realpolitiker. Im Manchester Guardian warf kürzlich ein Vertreter der Nordostgrafschaften Englands,

Digitized by Google

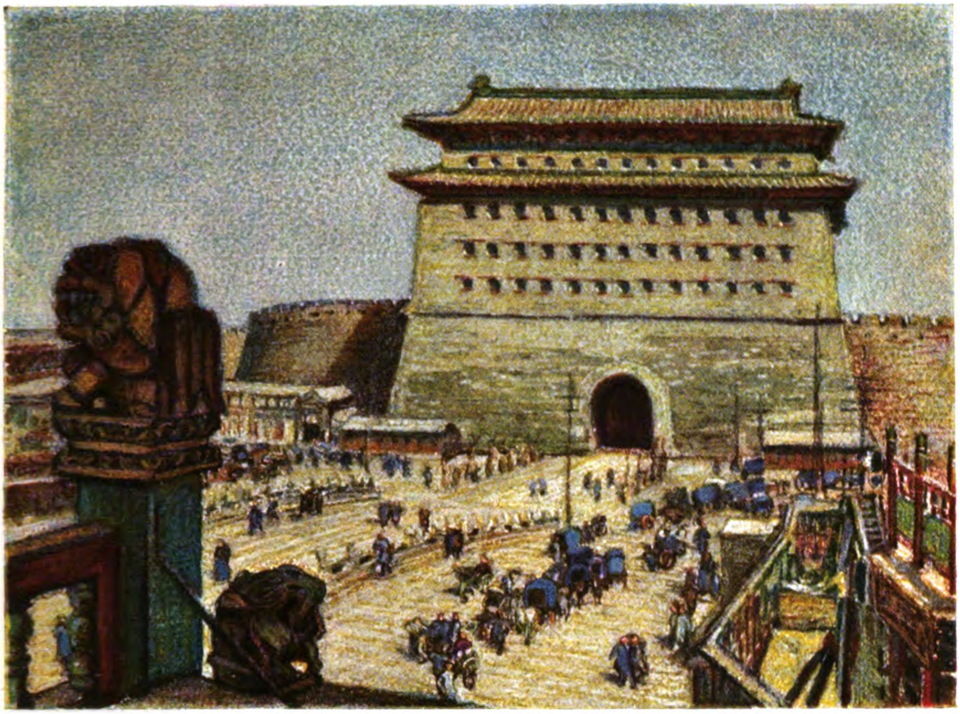
Sir Hugh Bell, die Frage auf, wie es den Bewohnern dieser Gegenden gehen solle, wenn der deutsche Handel abgeschnitten wäre. Der Handel zwischen Deutschland und Großbritannien hätte vor dem Kriege einen Jahreswert von 144 000 000 Pfund erreicht. Jeder in diesem Handel vorkommende Gegenstand ginge durch einen Hafen der Nordost- oder Ostküste; wie sollten diese Häfen bestehen, wenn ihnen der Handel mit Deutschland verboten würde? Ein anderer Skeptiker, der frühere Minister Sir John Simon, wies bereits bei den Unterhausdebatten über die Pariser Beschlüsse auf die Schwierigkeiten hin, die sich gegenüber den Neutralen ergeben. Keine irgendwie erdenkliche Maßnahme könne den künftigen Handel zwischen Deutschland und den neutralen Mächten verhindern; schließe England sich selbst aus, so werde der ganze Erfolg der sein, daß die Führung im Welthandel von London auf New York übergehe.

Der letztere Beweis ist durchaus richtig. Verschließen sich die Ententeländer gegenüber den Zentralmächten, so erfolgt eine große Umstellung aller Wirtschaftsbeziehungen, die mit vielen Verlusten verbunden ist, aber endgültig doch nur dazu führt, daß die Ententeländer das, was sie nunmehr gegen früher unter sich mehr verkaufen, den neutralen Ländern entziehen müssen, die sich ihrerseits dafür bei den Zentralmächten decken. Denn der Gedanke, daß Deutschland infolge seiner kriegerischen Anstrengungen nicht mehr imstande sein werde, Wirtschaftswerte im alten Umfang zu erzeugen, ist natürlich ganz töricht. Gerade das Umgekehrte könnte höchstens als Kriegsfolge eintreten, daß nämlich Deutschland, wie alle anderen betroffenen Länder, nach dem Kriege alle Kräfte anspannt, um noch mehr zu erzeugen als vorher und durch erhöhten Absatz seine im Kriege erlittenen Verluste wieder einzubringen.

In der Tat sehen wir denn, daß der Feind seinen eigenen Worten vom wirtschaftlichen Boykott der Zentralmächte nicht traut und sich vielmehr auf die Abwehr einer außerordentlich großen Wareninvasion aus Deutschland nach dem Kriege vorbereitet. Die Furcht vor einer deutschen Schleuderkonkurrenz, dem sogenannten Dumping (Verkauf zu billigeren Preisen im Auslande als im Inlande), beherrscht bei genauerem Zusehen die Beschlüsse der Pariser Konferenz viel stärker als die Hoffnung auf eine wirtschaftliche Isolierung Deutschlands. Das Dumping ist als gelegentliche Erscheinung zur Entlastung des Inlandmarktes durchaus international; Amerika hat es in großem Maßstab ausgeübt; England ist schon als „Champion-Dumper der Welt“ bezeichnet worden. Man hat die Bedeutung dieses Verfahrens maßlos übertrieben; Kanada hat schon lange eine eigene Gesetzgebung gegen die Einfuhr solcher Waren, indem ihnen ein Strafzoll in Höhe des Preisunterschiedes auferlegt wird. Ohne auf diese, in ihren Einzelheiten recht dornige handelspolitische Frage näher einzugehen, sei nur gesagt, daß auf die Dauer natürlich niemand unter den Erzeugerkosten verkaufen kann, weil er sich ja sonst zugrunde richten würde. Insbesondere ist es geradezu lächerlich, wenn auch eine große Anerkennung für das deutsche Können, anzunehmen, daß Deutschland während des Krieges, unter dem Druck der englischen Rohstoffblockade, noch imstande gewesen sei, große Warenmassen zu besonders billigen Preisen für die künftige Ausfuhr herzustellen. Diese Einsicht scheint sich jetzt in weiteren Kreisen zu verbreiten. Obgleich die Vereinigten Staaten sich vor kurzem ein Anti-Dumpinggesetz nach kanadischem Vorbild gegeben haben, hat Präsident Wilson im Oktober in einer Wahlrede zu Cincinnati erklärt, die Besorgnisse des Handels vor einer Überschwemmung mit billiger Auslandsware gründeten sich auf völlige Unkenntnis.

Überblicken wir, was wir von feindlichen Absichten und der Möglichkeit ihrer Verwirklichung uns klar machen konnten, so bleibt trotz der überlauten Fanfarenstöße vom Krieg nach dem Kriege recht wenig übrig. Die Boykottierung der Mittelmächte bezeichnete noch kürzlich einer der hervorragendsten französischen Nationalökonomen als „bösen Traum“; der Zusammenschluß der Ententeländer wird am gegenseitigen Mißtrauen wie an den Interessengegensätzen scheitern. Was von all den Hoffnungen und Entwürfen sich verwirklichen wird, das ist wahrscheinlich eine schärfere Schutzpolitik, falls nämlich England sich zur Aufgabe des Freihandels entschließen kann oder muß, jedenfalls aber eine Belästigung des deutschen Auslandsverkehrs mit allen möglichen Mitteln, in denen sich ja bisher beispielsweise Frankreich schon auszeichnete. Das wird Geld, Nerven, Zeit kosten, aber es geht nicht ans Leben; und schlimmstenfalls kann man auf einen groben Klotz einen gröberen Keil setzen. Eine ernsthafte Erschütterung unserer Binnen- oder Außenwirtschaft ist durch solche Maßnahmen nicht denkbar; schon aus dem einfachen Grunde, weil man uns als Käufer wie als Lieferanten dringend braucht. Auch im Kriege nach dem Kriege entscheidet über den endgültigen Ausgang nicht die Phrase und nicht die Brutalität, sondern überlegenes Wollen und Können.

Digitized by Google



Das Chêng-yang-mên in Peking mit der Bettlerbrücke

Peking und Umgebung. Von Erich von Salzmann

Mit zwölf Buntstiftzeichnungen von Dora Hauer

Der große Weltkrieg ändert alle Zustände der bekannten Welt um und hat auch in dem uns so fernen und doch durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel so nah gewordenen Osten bereits seine weiten Kreise gezogen.

Das Auftreten der asiatischen Vormacht, die nun einmal das Kaiserreich Japan seit seinem Eintritt als Großmacht unter die Völker der Erde geworden ist, zeigt jetzt die logische Folge dessen, was es seit uralten Zeiten angestrebt hat, nämlich die Herrschaft über alle Reiche, die für uns jenseits des das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbindenden Suezkanals liegen.

Tsingtau und sein Fall bilden eigentlich nur eine Episode in der Riesenhaftigkeit der sich dort abspielenden Ereignisse. Großes ist vorangegangen, und die jetzt lebende Generation wird auch noch Größeres erleben: nämlich das Ringen der Großindustriemächte um die 400 Millionen fleißigen Hände, die in China, dem Reich der Mitte, jetzt durch das Eindringen der westländischen individualistischen Weltauffassung, besonders aber des Dampfes und der Elektrizität, frei zur Arbeit werden.

Seit des großen Hydeoshi Zeiten wird das Streben Japans nach dem Festlande immer unverkennbarer. Schon er führte von 1592 bis 1598 jenen bewußten Eroberungskrieg gegen das damals genau so wie heute im Verfall liegende — aber in den Augen Japans immer noch reiche — chinesische Riesenreich. Schon damals wurde in Tokio das genaue Zeremoniell der Überführung des japanischen Hofes nach Peking ausgearbeitet, dem uralten, schon allein durch seine geographische Lage gegebenen Sitze der Herrscher ganz Asiens.

Den Söldnerheeren der verfallenen Ming-Dynastie gelang es noch einmal, die Heere des großen japanischen Shogun abzuweisen. Die Idee der Eroberung des Festlandes schlief, aber sie ward nie aufgegeben. Peking ist heute, wie ums Jahr 1600, das Ziel Japans und wird es bleiben.

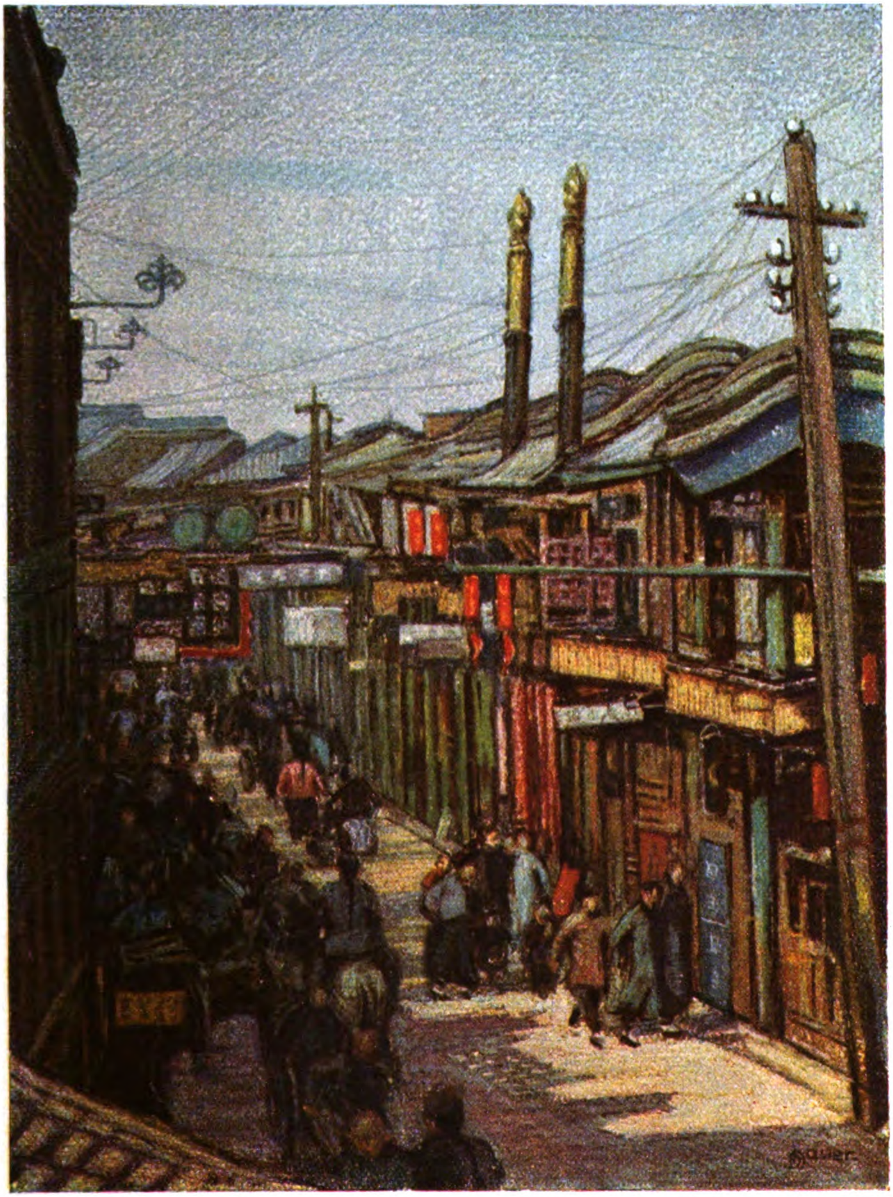
Peking, das heißt die nördliche Hauptstadt, ist der gegebene Sitz für den Bogdokhan, den Papst-Kaiser, den kirchlichen und politischen Herrscher der asiatischen Völker, der für den gewöhnlichen Sterblichen geheimnisvoll hinter den roten Mauern auf dem Drachenthron sitzt.

Mögen auch revolutionäre Umtriebe der südlichen Hauptstadt, Nanking, diesen Rang zuschreiben wollen: Peking wird immer die wirkliche Hauptstadt bleiben. Peking ist unvergänglich!

„Man kommt mit Tränen nach Peking und scheidet auch wieder mit Tränen," so sagt ein altes, weitbekanntes Wort von der

Hauptstadt des chinesischen Reiches, und das Wort hatte besonders in seinem ersten Teil recht, solange noch keine Eisenbahn von dem großen Hafen Nordchinas, Tientsin, heraufführte. Damals fuhr man, wenn man Eile hatte, in scheußlichen, gänzlich ungefederten Peking-Karren, einem, nach unseren westländischen Begriffen geradezu vorsintflutlichen Marterkasten, den man am besten mit einer auf plumpe Räder gesetzten Hundebude vergleichen kann. Die Wege Nordchinas, abgesehen von den mit Quadersteinen gepflasterten Kaiserstraßen, sind in der Regenzeit unergründliche Sümpfe. Jahrtausende der Benutzung haben sie meist sehr tief in den Löß eingeschnitten, und sie führen daher die gewaltigen, vom Sommerhimmel herabstürzenden Wassermassen mit sich, das Vorwärtskommen zur Qual und oft genug ganz unmöglich machend. Im regenlosen Herbst, Winter und Frühjahr erstarren die aufgeweichten Lößmassen zur steinharten Masse. Die Wege sind dann fast noch schlimmer, das Fahren darauf wird zur Tortur. Ist es da ein Wunder, daß die nach Peking reisenden Damen manche Träne vergossen, ehe sie die altehrwürdigen Tore der Riesenumwallung, an denen noch bis vor zehn Jahren das Heer der Bettler sein Unwesen trieb, durchquerten? Flüche von europäischen Männerlippen über chinesische Wegebauten sind nicht zu zählen. Auch wer Zeit hatte und in langsamer Fahrt auf dem Peiho-Fluß und dem Tungtschau-Kanal sich der Hauptstadt nahte, blieb schließlich das Elend des Karrens nicht erspart, wenn er nicht die Sänfte oder den mongolischen Pony vorzog, alles Beförderungsmittel, die, wie man das bekannte Gedicht variierend sagen kann, den von Ostasiens Kultur noch unbeleckten Europäer zur gelinden Verzweiflung bringen konnten. Heute ist das alles anders geworden! Im bequemen und schnellen, durchgehenden Zuge durchfliegt der Globetrotter, vom wärmeren Süden oder aus den Steppen Sibiriens kommend, die weiten Flächen Nordchinas, um in einen Bahnhof einzulaufen und abgefertigt zu werden, der das Schema F für jeden weiteren Bahnhofsbau der Welt sein könnte. Die Romantik des Reisens auf den Landstraßen da draußen verschwindet mehr und mehr, die alten Kaiserstraßen, einst für Jahrtausende von der chinesischen Relaispost durchritten, auf denen der Kaufmann und Beamte mit großem Troß entlangzogen, sich selbst schützend und alles zum Leben Notwendige bis ins Kleinste mit sich führend, sind heute verödet, die riesigen Herbergen zerfallen und die Wachen, die das Leben der Reisenden beschützen sollten, verschwunden. Das moderne Dampfroß hat alle diese Beförderungsmittel geschlagen. Das Maultier, der Pony, das Kamel mit seinen tiefbraunen traurigen Augen, sie verschwinden von den alten berühmten Straßen, auf denen die Hunnen, die Mongolen, die mandschurischen Eroberer als wilde, blutdürstige Barbaren auf struppigen Pferdchen entlangzogen, Hunderte von Dörfern und Städten und ganze Provinzen im Reiche in Schutt und Trümmer legend und Millionen von Menschenleben im blutdürstigen Wüten opfernd, wie es uns besonders die Annalen von der Eroberung

Haus eines vornehmen Mandschus

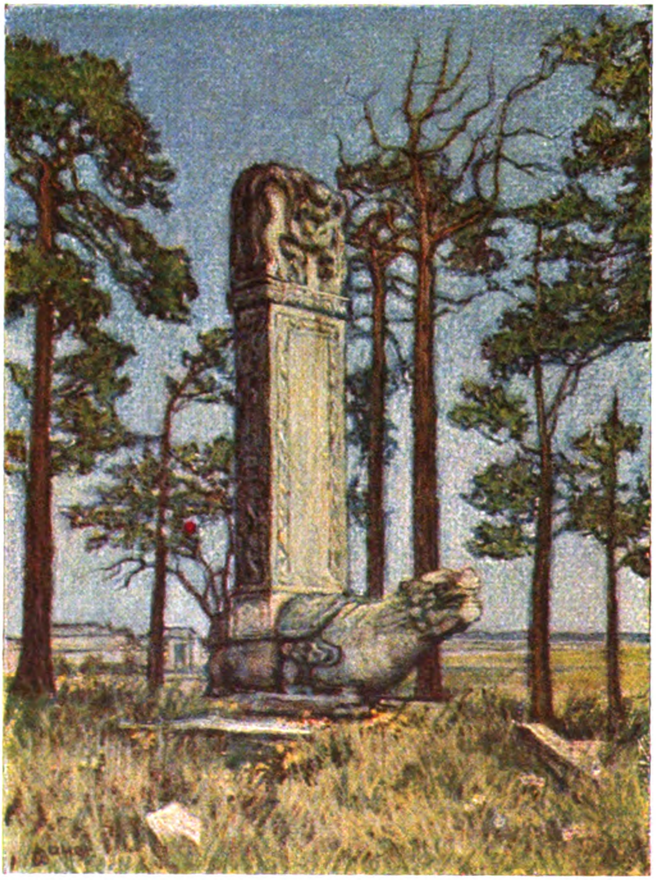


Hauptgeschäftsstraße Ta-shik-la'rh in der Chinesenstadt

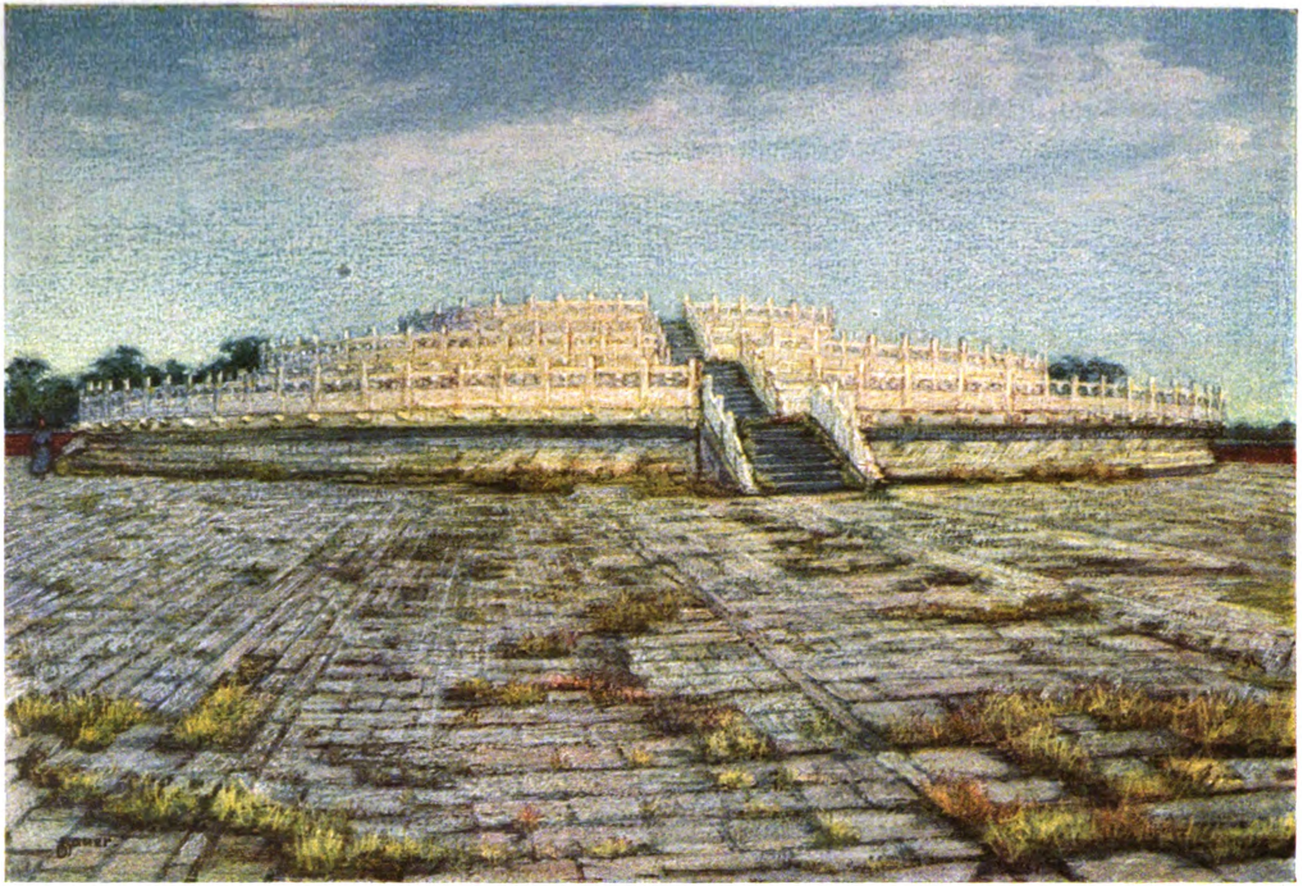
Hangtschaus durch die Mandschus erzählen. Wo sind sie alle geblieben, die da einst als lager- und kampfesgewohnte Krieger einzogen, die über den heute noch genau so wie damals sich ohne weiteres dem herrischen Eroberer beugenden Bewohner des Landes zu Gericht saßen und ihn folterten, um den letzten vergrabenen Kupferkäsch herauszupressen? Wo ist besonders die bei den ersten Mandschu-Herrschern vorbildliche Einfachheit geblieben, die Schlichtheit jener Kriegsfürsten, die noch mit schneeweißem Haar in die eisige Mongolei zum edlen Jagdhandwerk zogen, um in Staubsturm und Schnee den Wolf und die Antilope, den Bären und den Leoparden und auch den König der Tiere, den struppigen sibirischen Königstiger zu jagen? Sie alle verweichlichten, das Klima Nordchinas

Digitized by Google

wurde ihnen zum Capua. Die uralte chinesische Kultur, auf dem Familiensystem beruhend, dem Konfuzius in der Zusammenfassung der von den Altvorderen überkommenen Morallehren den höchsten Ausdruck verlieh, hat sie aufgesogen; sie sind verkommen und verschwunden. Der Mandschus letzte, mühsam gehaltene Überbleibsel, kaum noch als anderer Volksstamm erkennbar, erschlug die Volkswut des erwachenden Chinesentums in der letzten Revolution. Genau wie es einst den Bewohnern des Reiches und besonders des weit berühmten Hangtschau im 17. Jahrhundert von der Hand der Mandschus erging, so ist es heute den letzten Mandschu-Banner-Garnisonen im Reiche ergangen. Sie wurden wie tolle Hunde erschlagen; denn im fernen Osten kennt man christliche Moral noch nicht, dort herrscht noch das alttestamentarische Auge um Auge, Zahn um Zahn. Die Urenkelkinder büßten die Sünden der Vorväter. Das Chinesentum ist heute noch stärker als alle eindringenden anderen Elemente. Es hat schon viele Religionen in sich aufgenommen und verarbeitet, es hat sich die Kulturen und Sprachen anderer Völker, die vielleicht zur Zeit militärisch stärker waren, angepaßt, und es ist stets am Ende als Sieger hervorgegangen, und auch dem Christentum wird es vielleicht dereinst ähnlich ergehen; es wird sich anpassen müssen oder am Chinesentum scheitern. Schon heute hört man oft genug sagen, ein guter Chinese kann nie ein guter Christ sein. Was sind Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende gegenüber diesem mächtigen, fast unbeweglichen Koloß? Kriegsstürme furchtbarster Art sind über ihn hinweggebraust, sie haben kaum Spuren hinterlassen; Revolutionen haben ihn erschüttert, Dynastien kamen, stiegen auf, verlodderten und wurden von neuen Dynastien ins Nichts verjagt. Die Fremden aus dem fernen Westen kamen und brachten neues Leben in die unter einer verdorbenen Regierung fast stagnierende Masse, sie brachten die gefährliche Idee des Individualismus, des Rechts der Selbstbestimmung des einzelnen, und wurden damit zum Träger jener ungeheuren neuen Erschütterung, die zurzeit das alte Staatswesen, unseren europäischen Eindrücken entsprechend, fast an den Rand des Grabes, vor das Ende geführt hat. Es wäre nicht das erstemal, daß Fremde über das Land der Mitte herrschten. Was diesmal werden wird, wer vermag das zu sagen, wie lange der Einbruch europäischer Ideen anhalten wird, was die Folgen sein werden, ob sich auf die Dauer nicht das alte grundtüchtige Chinesentum, jene schwer erklärbare, aber unzerstörbare Grundlage des merkwürdigen Volkes, wieder durchringen wird; ob wir nicht doch eine neue Blüte des alten Volkes auf allen Gebieten erleben werden zum gegenseitigen Nutzen, denn wir Fremden, besonders wir Deutschen wollen nicht als militärische Eroberer herrschen und Land und Volk aussaugen, sondern nur unsere Waren absetzen und die Landeserzeugnisse kaufen, um Millionen fleißiger Hände im industriereichen Europa Beschäftigung zu geben. Die besten Kenner chinesischen Geisteslebens und chinesischer Kultur sehen in der jetzigen Erschütterung ein Wegrücken der gesamten



Inschriftstein vor dem Grabe eines mandschurischen Herzogs



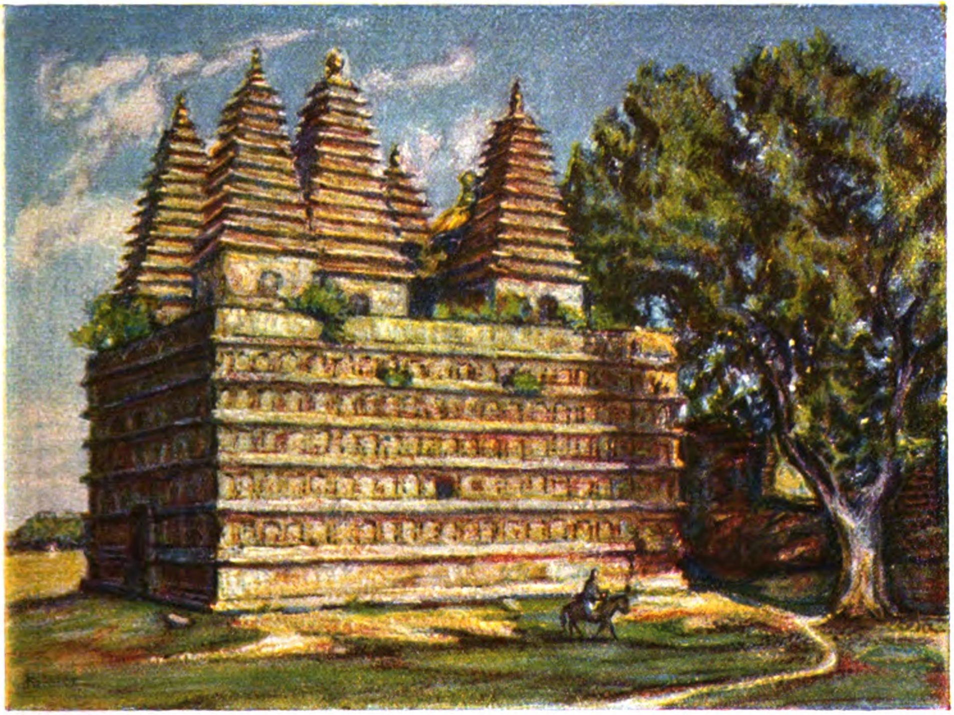
Der große Altar im Himmelstempel. (Im Besitz des Herrn Erich von Salzmann)

Digitized by Google

chinesischen Kultur von ihren bisherigen Grundlagen. Professor Franke glaubt darin sogar eine Zertrümmerung der stärksten dieser Grundlagen, der Religion, zu sehen, was sicherlich der Beginn der größten Umwälzung, die die Welt in den vergangenen tausend Jahren erlebt hat, sein würde. Bis zur letzten Revolution war der chinesische Staat verkörperte Religion, zusammengefaßter Ahnen- und Naturdienst, fußend auf einer Reihe von mündlich überlieferten Moralgrundsätzen, die Konfuzius im 5. Jahrhundert zusammenfaßte, zum Staatsrecht entwickelte und zur Staatsverfassung ausbildete. Äußerlich fand dieser Kult seinen Ausdruck in der Kaiserverehrung. Nur der Kaiser, als einziger und ältester Sohn des Himmels, durfte seinen göttlichen Ahnen für das ganze Volk opfern. Das ganze Volk war gleichsam eine Familie, und genau so opferte in jeder einzelnen Familie, also wie in einem Staat im kleinen, der älteste Sohn den eigenen Ahnen. Gerade diese Einrichtung bemühen sich die Neuerer, d. h. jene himmelstürmenden Jungchinesen, die meist aus dem Süden des Reiches stammen, zu zertrümmern, was den endgültigen Ruin des Reiches bedeuten würde und worin alle Freunde Chinas die weitaus größte Gefahr für das jetzt von Gefahren durchwühlte Reich sehen. Die größten Geister, die klarsten Köpfe des ganzen Ostens haben sich in zwei Jahrtausenden bemüht, die politische Religion, auf der China bis jetzt ruhte, auszubauen und jenen rocher de bronce zu schaffen, an dessen klassischer Form bisher jeder Ansturm scheiterte. Die konfuzianische Idee war so zum unverrückbaren Dogma geworden, daß die meisten Leiter des Staates im allgemeinen fremde Religionen aus hochmütiger Gleichgültigkeit duldeten. Wir bezeichneten das dann als großzügige Toleranz, die es aber nie gewesen ist. Die Grundlage des staatlichen und sozialen Gefüges stand so fest, daß keiner der anstürmenden Barbaren, die oft genug auf dem Drachenthron saßen, daran zu rühren wagte, sie vermochten die Verwaltung des Reiches zu ändern, das konfuzianische System aber blieb wie ein Fels bestehen. Es überdauerte die Jahrhunderte und Jahrtausende und wurde immer selbstsicherer, und gerade die vergangene Dynastie war es, die das religiös politische System zu einer höchsten Blüte brachte. Bei den ersten großen Opfern, die am 30. Oktober 1644 der erste Kaiser der Dynastie auf dem Himmelsaltar darbrachte, bekannte sich dieser nach chinesischen Begriffen aus dem Norden gekommene rauhe Barbar ohne Rückhalt zum chinesischen Staatskult, und als sein Urenkelkind vor wenigen Jahren von der Bühne, auf der es nur eine klägliche Rolle als Kaiserpuppe gespielt hatte am 12. Februar 1912 abtrat, geschah es, daß auch dieser letzte Herrscher, das Gesicht im altkonfuzianischen Stil bis zum letzten Augenblick wahrend, jene drei formvollendeten Edikte erließ, in denen er sich, noch sogar, als es zum letzten ging, zur konfuzianischen Lehre bekannte. Er, der kleine Kaiser, wollte mit den Worten des Konfuzius im Einklang bleiben, „daß nur der Tugendhafteste und Fähigste zum Herrscher gewählt werden solle", und so ging er: der Himmel hatte ihm sichtbar sein Man-

Tempel Yüan-chi-tien im südlichen Jagdpark
(Im Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin)

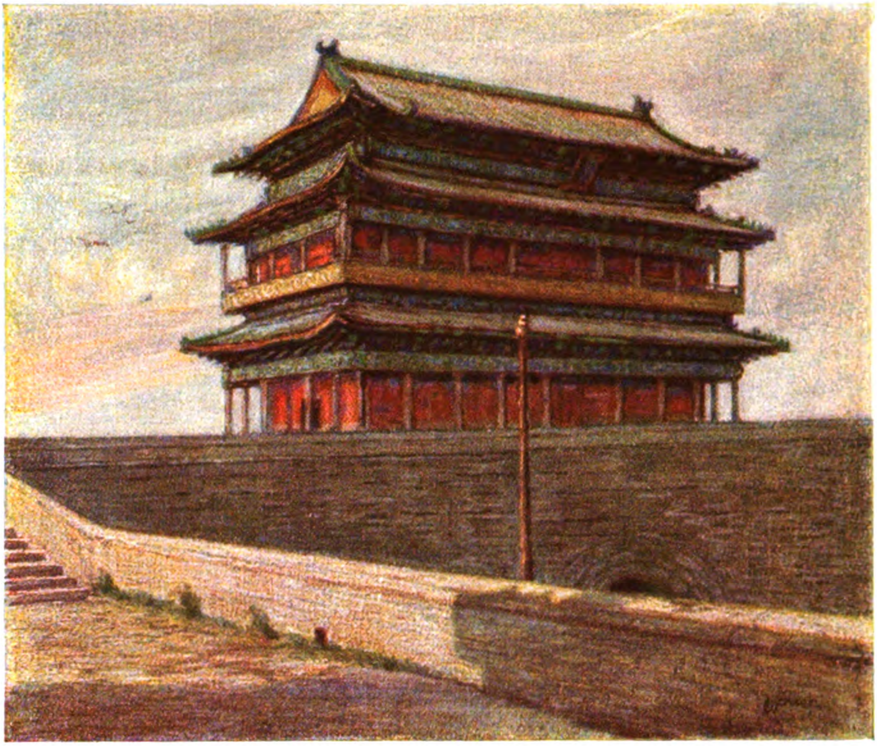
Digitized by Google



Der Lamatempel Wu-t'a-sse. (Im Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin)

dat entzogen. Heute reichen die tatsächlichen Machtmittel schon lange nicht mehr aus, um die Lehre von der göttlichen Priesterstellung des Kaisers gegenüber den fremden eindringenden Ideen des Abendlandes aufrechtzuerhalten. Die innere Überzeugungskraft des Konfuzianismus ist nicht mehr stark genug, um jeden Zweifel von der Unfehlbarkeit des Dogmas von selbst zu töten. Was aber auch kommen möge, eins ist sicher: die Zeugen der alten Grundlagen chinesischer Kultur werden bleiben. Mag auch jetzt die Revolution, genau wie einst die französische Revolution, versuchen, einen Kult der Vernunft aufzurichten, die alten, hehren Kultstätten als Jahrmarktplätze dem profanen Auge der Masse preiszugeben und sie womöglich praktischen alltäglichen Zwecken zu weihen, wie man es mit dem schönsten Ausdruck des Religionssystems Chinas tun wollte, dem Tempel des Himmels und des Ackerbaues. Wer nur einmal auf jener herrlichen Marmorterrasse, dem großen Altar im Tien-tan gestanden hat und nach den fernen im Dunst verschwindenden zackigen Felsbergen im Westen sah, muß bei dem Gedanken, daß diese weihevolle Stätte in den Alltagsschmutz herabgewürdigt wird, einen tiefen Schmerz im Herzen empfinden. Die alten Zypressen, fast unter der Wucht der Jahre erliegend, umgeben im weiten schweigenden Hain jene wunderbaren Bauten mit den geschwungenen, mit blauen Porzellanziegeln gedeckten Doppeldächern. Wo haben je Architekten unter vollendeter Beherrschung der Fläche so in aller Einfachheit vollendet Großes geschaffen wie hier im Tempel des Himmels? Wer da unter den raunenden Bäumen steht, der wird zur Einkehr gemahnt, dessen Gedanken wenden sich von selbst auf die Ewigkeit. Nirgends war eine würdigere Stätte für den Gottesdienst eines ganzen Volkes geschaffen, wie hier im Südosten der Chinesenstadt Peking, die heute wieder vom lebhaftesten Treiben durchpulst ist. Dieser Fleck Erde, auf dem der Kaiser, der Vertreter des ganzen Volkes, in feierlichem Zeremoniengewande als Sohn des Himmels seinem hohen Ahnen, dem Himmel und der Erde die großen Opfer darbrachte, kann wohl vorübergehend erniedrigt werden, er wird aber immer wieder die alte Rolle übernehmen. Dieser heilige Fleck Erde ist ewig, ihn wird der rauheste Eroberer, der schamloseste moderne Leugner des eigenen Volkstums, das südländische vorübergehende Erzeugnis der Revolution, doch immer wieder hochachten müssen; das haben die klugen Leiter des Volkes längst erkannt und mahnen zur Einkehr. Schon wollte Yuanschikai, der Präsident, wieder die großen Opfer vollziehen, weite Kreise des Volkes baten ihn darum. Er sollte damit ganz von selbst zum neuen Mittler werden zwischen dem zürnenden Himmel, der der letzten Dynastie das Mandat entzog und dem

Digitized by Google



Der nördliche Turm des Chêng=yang=mên (Südtor). — auch Ch'ien=mên (Vordertor) genannt — des Haupttores zwischen Tartaren= und Chinesenstadt (Vgl. d. Bild a. S. 73)

Volke. Es fehlte nicht viel, daß auch wir Fremden ihn einen Kaiser nannten, es handelte sich ja nur um eine Bezeichnung. Die Stellung eines solchen hatte der kluge Mann, der seinen Hofhalt längst in die alten Räume so vieler vergangener Dynastien verlegt hatte, schon lange inne. Für das Volk war er der neue Sohn des Himmels; das Volk trauerte dem noch heute hinter den Wällen der verbotenen Stadt lebenden Kaiserkinde, dem letzten seiner Dynastie, kaum nach; denn dieses Kind hatte offensichtlich das Mandat des Himmels für seinen Thron verloren.

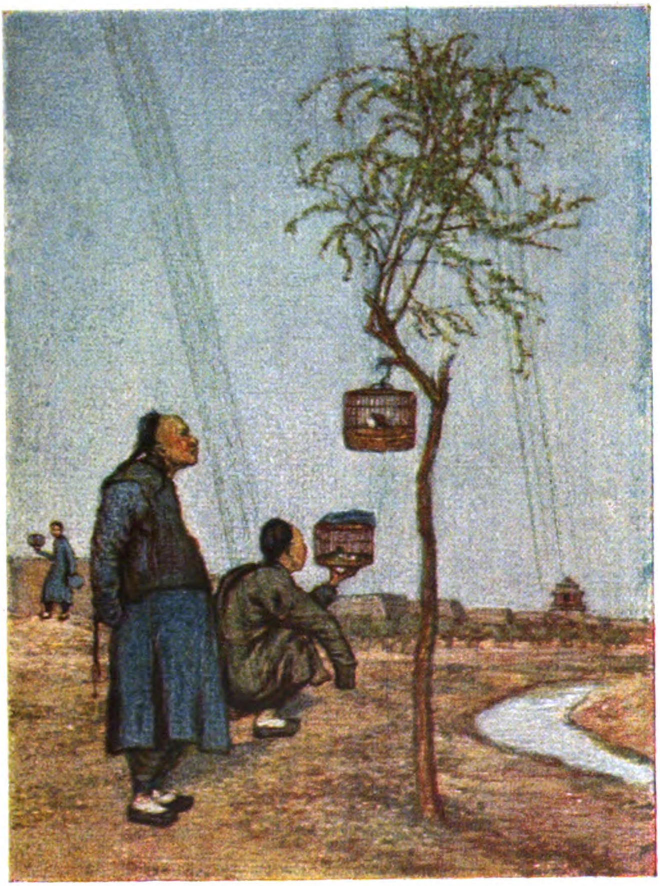
Jetzt, nach dem Tode des großen Mannes, haben wir zwar immer noch die Republik, d. h. das konfuzianische System ist seines leitenden Gedankens beraubt, und China steht dadurch vor einem neuen Problem. Wie aber soll sich die wenigstens in der Theorie demokratische Republik zu der in der Praxis noch immer kaiserlichen Religion verhalten? Man kann nicht einfach durch Federstrich, wie es Literaten vom Schlage des Tsai-Yuan=Pe versuchten, einen Staatsorganismus von seinen religiösen Bestandteilen befreien und einen rein weltlichen Rechtsstaat schaffen.

Die Mandschus sind gegangen, noch aber stehen in und um Peking in Bauten, Denksteinen, in Pagoden, in Toren, Wällen und Türmen die Bauten, die Zeugen dessen, daß auch diese Dynastie wahrhaft große Herrscher hervorgebracht hat.

Noch zieht sich über 10000 chinesische Meilen hin das größte Bauwerk der Erde, die chinesische Mauer, der die Mandschu=Herrscher ihre jetzige Gestalt gaben. Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. begann der große Kaiser Tsin=sche=hoang=ti, der Bücherverbrenner, der den feudalen Lehnstaaten ein Ende machte, den Bau dieses gewaltigen Bauwerkes. Alle folgenden Dynastien haben an der Mauer weitergebaut, haben die Türme neu gerichtet, die Pässe mit immer neuen Mauern und zinnenbewehrten Befestigungsgruppen versehen, so daß an den großen Einfallspforten, wie besonders in dem Nankoutal nördlich Peking, die die aus den Hochebenen der Mongolei kommenden berittenen Barbarenhorden durchreiten mußten, ganze Gruppen von befestigten Linien hintereinander entstanden, die oft genug rücksichtslos über die steilsten Bergkämme hinwegziehen. Gerade das Nankoutal ist seit Urzeiten der Einbruchspunkt für jene unkultivierten Eroberer gewesen, die sich in die warmen chi=

Digitized by Google

nesischen Nester in den weiten Ebenen des Ostens setzen wollten. Das Tal wird seine Bedeutung in diesem Sinne nie verlieren, und selbst wenn der russische Koloß aus dem fernen Sibirien von neuem seinen Vormarsch antreten sollte, um das blaue Kreuz im weißen Felde über die eisfreien Häfen des großen Ozeans wehen zu lassen, dann werden sich wie vor tausend, zweitausend und dreitausend Jahren wiederum die letzten Kämpfe eben um jene Befestigungen abspielen, die heute jeder Fremde, der nach dem Norden Chinas kommt, atemlos staunend ob der Kühnheit ihres Baues bewundert. Die große Mauer Chinas, die in den Sprichwörtern fast aller Völker zum Symbol von Rückständigkeit und Abgeschlossenheit geworden ist, die immer nur dann von allen Dynastien ausgebaut wurde, wenn ihre Heere die Stoßkraft zum Angriff verloren hatten und die Angst vor den ständig anstürmenden Barbaren wuchs: diese Mauer ist sicherlich das imponierendste Bauwerk der Erde, und wer je ihre Zinnen und die klotzigen Türme, deren Quadern so fein aufeinandergepaßt sind, daß man kaum die Fugen erkennen kann, gegen die über der fernen Mongolei in rötlichen Gluten untergehende Sonne gesehen hat, der wird ihren Anblick nie vergessen. In denselben Bergen, durch die die vielverzweigte Mauer zieht, liegen versteckt in tief eingeschnittenen Tälern jene uralten Klöster, die die Anhänger Buddhas gründeten, die wie einst unsere mittelalterlichen Klöster zum Sitze der Gelehrsamkeit wurden und oft weit ausgedehnten Grundbesitz hatten und noch bewahren. Sie stehen noch da, obwohl der Buddhismus in China längst in leeren Formelkram ausgeartet ist und nur noch ein Zerrbild dessen darstellt, was einst der große Religionsgründer beabsichtigte. Die Klöster sind auch heute Stätten der Ruhe und des Friedens, in denen viele Fremde in der Sommerhitze Zuflucht suchen, um unter uralten Bäumen beim Rauschen klarer Quellen an Nirwana und an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu denken. Wer je frohe und ernste Stunden in Pi-yün-sse im gastfreien Kloster der nephritfarbenen Wolken verlebt hat, wer je von der hohen Marmorterrasse in die weite Pekinger Ebene geschaut hat, der wird verstehen, daß diese Stätte des Friedens auch auf den Europäer einen unendlichen Reiz ausüben muß, daß das Herz der Europäer, die ständig in Peking leben, an diesen Klöstern hängt, und daß sie dann einmal, wie das Wort sagt, mit Tränen scheiden. So manche Kaiser verschiedener Dynastien haben diese Klöster ausgebaut, reich beschenkt und ständig unterstützt. Im mystischen Halbdunkel der hohen Hallen sitzt Gautama-Buddha selbst oder der Buddha Metreya, der Milefo der Chinesen, der feiste Dickwanst Buddha, den der Volksglaube oft zum Glücksgotte gestempelt hat, oder die ewig gütige Kwanyin, die Göttin der Barmherzigkeit, die das Flehen der Armen und Bedrückten hört und von der schon so manche Frau sich Trost im Gebet geholt hat. Heute gibt kein Kaiser den alten Tempeln und Klöstern die alljährlichen Unterstützungen mehr, heute rechnet es sich keiner der Großen des Reiches mehr zur Ehre an, als Gönner eines der alten berühmten Tempel genannt



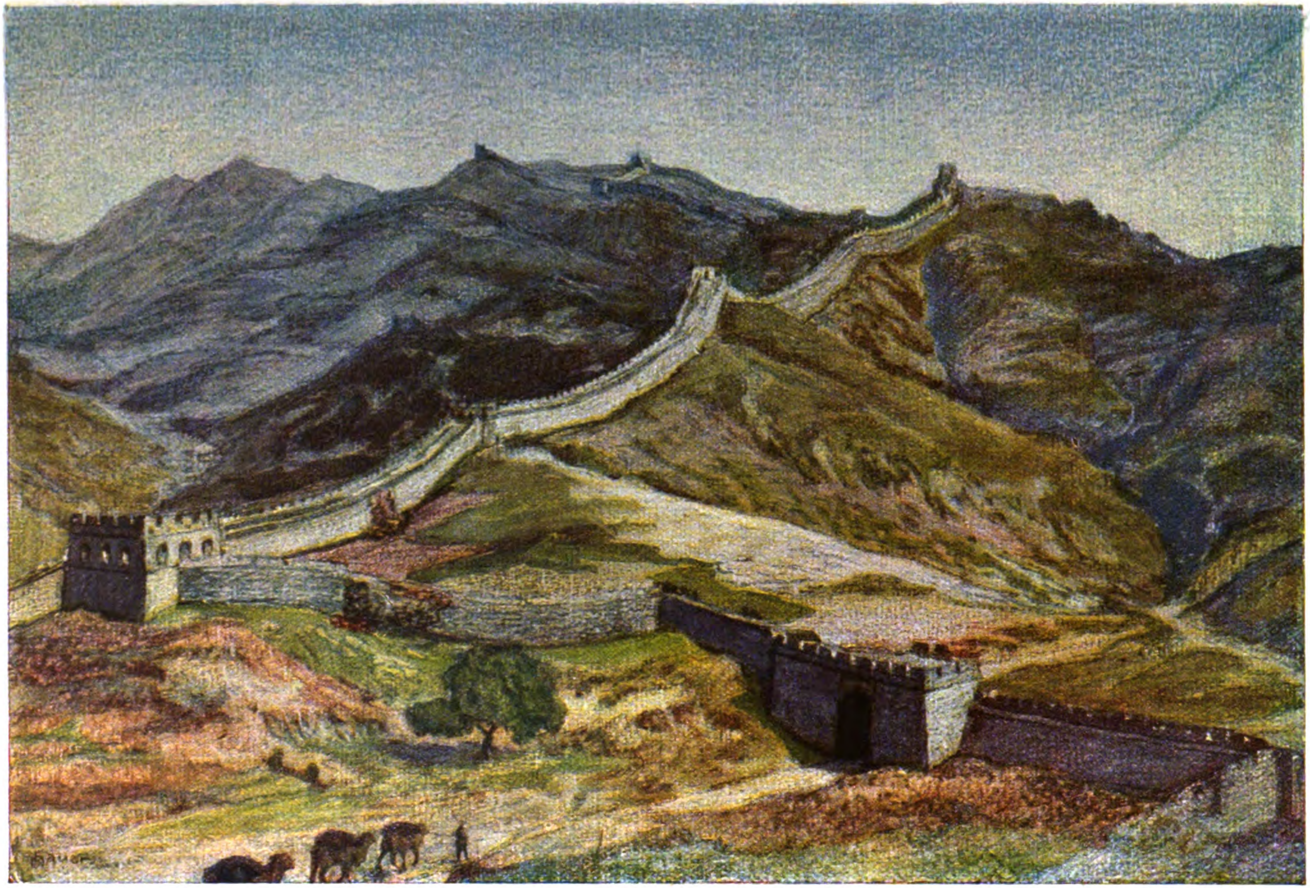
Vogelliebhaber. (Im Besitz des Herrn Schomburg)

zu werden und große Summen zu seiner Erhaltung und Verschönerung herzugeben, damit einmal ewiger Weihrauch in dem hohen Düster der Hallen vor seiner Ahnentafel gebrannt wird; heute sind die habsüchtigen und intriganten Eunuchen, die Pest der Kaiserpaläste, die das Reich mehr wie einmal ruiniert haben, ins Nichts verschwunden. Sie häufen keine Schätze mehr auf, sie bauen aber auch keine Tempel mehr, deren prunkende Bauten äußerlich ihnen das ersetzen sollten, was sie nie erreichen konnten, nämlich die leibliche Nachkommenschaft. Heute zerfallen die herrlichen Bauten, brechen die Dächer ein, verkaufen die hungernden Priester die heiligen Schriften, die vergoldeten Figuren des Buddha, des Kwanti und der Kwanyin und womöglich die Steintafeln, die vor den Gräbern irgendeines Großen stehen, oder die Reliefs, die von der vergangenen großen Zeit des einst die bekannte Welt umfassenden Reiches erzählen. Sie gehen in die Hände der Fremden, die sie in ihren Museen bergen, die längst schon das Schönste, was chinesische Tempelkunst hervorbrachte, besser wahren als es je in China geschehen ist. Die alten Pagoden lamaistischen Ursprungs, die da zeigen, daß auch Mongolen hier einst die Herren waren, wie Wu-ta-sse, zerfallen in Trümmer. Wo noch der große Kaiser Kienlung im südlichen Jagdpark dicht bei Peking jagte und einen Jagdpalast und Tempel Yüan-chi-tie aufführte, da sind heute nur noch wüste Steinhaufen, und wie lange noch, wenn das Volk sich nicht besinnt, so werden nur noch die Bilder der Fremden erzählen von einstiger Größe. Noch freilich steht die schneeweiße Kamelbuckelbrücke im Sommersitz der letzten mächtigen Herrscherin der Dynastie, der großen Kaiserin Regentin Tzuhsi, noch steht als Wahrzeichen Pekings das riesige Kaisertor, das unmittelbar auf die verbotene Stadt zu führt, das Chêng-yang-mên.

Vor ihm liegt, den Stadtgraben Pekings, der alle Abfälle aufnimmt, überquerend, die dreigeteilte altberühmte Bettlerbrücke, über die aller Verkehr von der Tatarenstadt nach der Chinesenstadt in unaufhörlichem Wechsel entlangflutet. Als damals in den Jahren 1900/01 die fremde Soldateska in Peking herrschte, saßen hier noch jene Hunderte von Unglücklichen, die aus ihren offen zur Schau getragenen schrecklichen Leiden und Gebresten ein einträgliches Geschäft machten. Ritt oder ging da jemand zum Tore hinaus, der den Eindruck erweckte, als ob er zahlen könnte, so stürzte sich die übel gestaltete Horde dieser unglücklichen Ausgestoßenen, die nach chinesischen Begriffen alle „das Gesicht verloren hatten", auf den Betreffenden, um ihm Geld abzupressen. Er mußte geben, ob er wollte oder nicht, denn sonst wurde er diese Hydra nicht mehr los. Sie verfolgten ihn und quälten ihn, sie erschienen zu Festlichkeiten in seinem Hause, um ihn vor seinen Gästen bloßzustellen, und sie taten ihm schließlich die größte Schmach an, die es in China gibt: sie erhängten sich womöglich vor seinem Tor, was, abgesehen von allen anderen Unannehmlichkeiten, nach chinesischem Aberglauben für den davon Betroffenen das schwerste Unglück in seiner Familie nach sich ziehen mußte.

Blick von der Terrasse des buddhistischen Klosters Pi-yün-sse (Kloster der nephritgrünen Wolken) in die Pekinger Ebene
(Im Besitz der Frau F. Schultz-Rosengarten)

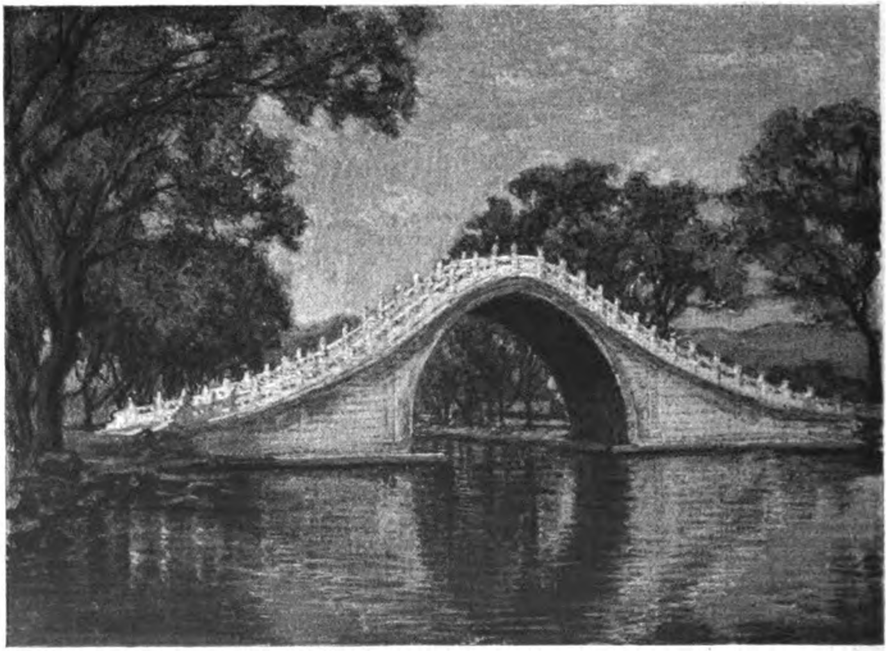
Digitized by Google



Die große Mauer bei Ch'ing-lung-ch'iao (Gründrachenbrücke) unweit von Nankou

Digitized by Google

Sie alle sind heute verschwunden. Yuanschikai war es, der sie eines Tages hinwegbringen ließ. Wer arbeiten konnte, mußte arbeiten. Die Straßen Pekings sind heute gesäubert; es ist nicht mehr möglich, daß man zur Regenzeit mitten in der Straße ertrinkt, was vor 15 Jahren noch durchaus nicht ausgeschlossen war. Die Straßenpolizei in Peking ist mustergültig und von dem im allgemeinen wohldisziplinierten Volke auch anerkannt. Der Polizist ist der Freund der sich darin bewegenden Massen, und gibt es einen offenen Streit irgendwo, so wenden sich die beiden Streitenden sicherlich an ihn, um seinen Entscheid anzurufen. Der Staub in den Straßen Pekings wird heute durch Wassersprengen beseitigt. Viel Schmutz ist hinweggeräumt worden, aber an den großen, von den Alten überkommenen Bauten geschieht fast gar nichts. Dafür hat der halb bankrotte Staat kein Geld übrig, und wer weiß wie lange noch, bis etwa auch die Marmorbrücke, die schon 1900 rohe Barbaren beschädigten, zusammenbrechen, das vornehmste Tor Pekings womöglich der Forderung des gesteigerten Verkehrs anheimfallen wird. Ein gütiges Schicksal bewahre dieses Prunkstück chinesischer Baukunst, das schon einmal, während der Boxerwirren 1900, den Flammen anheim fiel, davor. Über den alten Klöstern, über den Bauten vergangener Dynastien, über den Häusern der Mandschus, ihrem Treiben und Tun liegt es heute wie eine gewisse Melancholie, doch das Leben braust in den Straßen der Chinesenstadt unbarmherzig weiter. Auf der Ta-shik-la'rh, der großen Palisadenstraße, geht der fleißige Chinese seinem Handel nach wie seit undenklichen Zeiten, sucht der Vergnügungssüchtige die Stätten auf, wo er voll auf seine Kosten kommt. Zurzeit ist der rollende Dollar das Ideal des 400 Millionen-Volkes im fernen Osten geworden, es ist in seinen obersten Schichten noch nicht zu der Erkenntnis erwacht, daß es auch andere Güter zu bewahren gibt als nur den rein materiellen Besitz. Noch ist das neue Ideal nicht aufgerichtet, aber trügen die Zeichen nicht, so wird sich bald vieles ändern, und auch dieses, solange in starre Formen versunkene Volk einer neuen Blütezeit entgegengehen. Ein neues Geschlecht wird dann auch sicherlich die von den Altvorderen überkommenen Bauten, die Denkmäler mit mehr Liebe behandeln, als es jetzt geschieht. Auf den ehrwürdigen Altären und in den uralten mystischen dunklen Hallen wird neuer Weihrauch den alten Göttern geopfert werden. Wer aber je von den Fremden in Peking war, ist von dem Zauber dieser Stätten gefangen worden, und so mancher schied von ihnen, wie das alte Wort sagt, ‚mit Tränen im Auge.'



Kamelbuckelbrücke (Lo-ko-ch'iao) im Sommerpalast I-ho-yüan (Garten des Altersfriedens)

Die Fahrt ins Bürgerliche

Von Ferdinand Künzelmann

Der Brief war gleich nach dem Frühstück gekommen, und es war so, als ob ein Blitz in dem alten Hause auf der Bergkuppe eingeschlagen hätte. Schon daß es ein Eilbrief war, verstieß gegen alle Ordnung und Gewohnheit. Im Hause der Prinzessin Mathilde ging alles langsam und würdevoll zu, und niemand und nichts hatte Eile.

„Telegramme sind gräßlich,“ pflegte die Prinzessin zu sagen. „Aber sie sind nun einmal eine fürstliche Angewohnheit, und man muß sich damit abfinden. Außerdem weiß man doch, daß sie nur Dinge enthalten, die jedermann erfahren kann —: Verlobungen, Geburten, Todesfälle und so, und ich begreife gar nicht, warum die Menschen so erschrecken, wenn ein Telegramm kommt. Aber Eilbriefe sind abscheulich. Sie platzen immer mit einer unangenehmen Geschichte ins Haus, mit peinlichen und schmutzigen Angelegenheiten. Wenn ich einen Eilbrief sehe, muß ich gleich an meine alte Kammerfrau, die Henseln, denken, der sie auch in solch einem schrecklichen Eilbriefe schrieben, daß ihre Tochter mit einem Zirkusreiter durchgegangen war, was sie gewiß mit einem einfachen Briefe auch noch früh genug — was sage ich! viel zu früh! — erfahren hätte. Nein, ich liebe keine Eilbriefe, und wer mich oft damit behelligt, hat es bald mit mir verdorben. Überhaupt —: es ist mit den Briefen eine sonderbare Sache, und ich finde, es ist viel hübscher, wenn man sie schreibt, als wenn man sie lesen muß.“

Diesem Eilbrief allerdings, der mitten in den schönen Vorfrühlingstag so unerwartet und plötzlich wie ein Blitz gefahren war, verzieh die Prinzessin, nach der ersten Erregung, gern die Störung ihrer Mittagsruhe. Sie war auch dem Schreiber nicht böse, daß er es so eilig gehabt hatte, seinen Brief in den Händen der Empfängerin zu wissen.

Der Erbgroßherzog Karl Theodor hatte geschrieben, und der Brief war an die kleine, blonde Prinzessin Hermine, seine sehr weitläufige Base, gerichtet, die er am Tage vorher bei einem kurzen, halb zufälligen, halb pflichtgemäßen Besuche im Hause seiner Tante Mathilde nach langer Zeit wiedergesehen hatte. Der Brief war kurz und für einen Liebesbrief recht sachlich, beinahe nüchtern. Es stand nicht mehr und nicht weniger darin, als daß er Hermine liebte, daß er um ihre Hand bäte, und daß sein Herr Oheim, der regierende Großherzog, gern und sogleich — am Telephon! — seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben hätte, und daß er sehr glücklich und zufrieden sein würde, mit wendender Post das Jawort zu erhalten.

Dieser Brief war gegen zwei Uhr von Kater, dem alten, eisgrauen Lakaien, an Ihre Hoheit die Prinzessin Hermine abgegeben.

Nun, als die heisere Schloßuhr auf dem spitzen Turm der Kapelle fünf schlug, saß sie seit einer Stunde regungslos und stumm in dem großen Lederlehnstuhl im Wintergarten und sah mit seltsam verschleierten und verträumten Augen durch die großen Glasscheiben in das hügelige, anmutige Land, ohne eigentlich mehr zu sehen als ein Stück Himmelsblau und allerlei irdisches Grau und Braun und Grün. Sie hielt den Eilbrief des Vetters — es war der erste wichtige und eilige Brief ihres jungen Lebens — offen in der Hand und bewegte manchmal das Papier mit einer kleinen, ratlosen, unbewußten Gebärde hin und her, so, als wüßte sie noch nicht recht, was sie mit diesem Schreiben beginnen sollte.

In der offenen Tür zum Eßzimmer — da es geräumig genug und mit allerlei Geweihen geschmückt war, von denen Kenner allerdings behaupteten, daß man sie nicht aus zu großer Nähe betrachten dürfte, hieß es der Jagdsaal — in der hohen, schmalen, offenen Tür stand die Prinzessin Mathilde in ihrem veilchenfarbenen Samtschlafrock, der, wie sie es selbst nannte, würdige und passende Falten warf; was allerdings eigentlich daran lag, daß er ursprünglich für die Großfürstin

Digitized by Google

Elisabeth, die Schwester der Prinzessin, angefertigt war, die sich stattlicher Leibesfülle zu erfreuen gehabt hatte. Die Prinzessin pflegte zu sagen, sie trüge dieses Kleid so gern, weil sie dabei immer an ihre früh verstorbene Schwester erinnert würde. Außerdem liebte sie aber das ererbte Gewand auch aus praktischen Gründen, denn es war bequem, es gab Würde, und es war sehr haltbar. Geradezu unverwüstlich, wie Fräulein von Aufdembusch, die Hofdame, sagte.

Die Prinzessin Mathilde also stand in der Tür und redete, redete unaufhörlich schon seit mehr als einer Stunde. Sie war klein und durchaus nicht schön, ja, ihr ein wenig zu großer Kopf gab ihr manchmal, namentlich wenn die Frisur zu üppig geraten war, etwas Zwergenhaftes. Aber sie liebte es sehr, sich ihr reiches Haar, ihre einzige Schönheit, sehr stattlich und bunt herrichten zu lassen, obwohl sie selbst manchmal, wenn sie heiterer Laune war, über diese kleine Schwäche und Eitelkeit lachte.

Sie redete eindringlich und sprach viel lauter, als es nötig gewesen wäre, und sie begleitete ihre erregten Worte, die sie kurz und scharf hervorstieß, mit jenen schnellen und weit ausholenden Gebärden, die sie bei allen anderen Menschen entsetzlich fand.

Sie redete seit einer Stunde auf die kleine, blonde Hermine ein, um sie zu überzeugen, daß sie den Antrag des Erbgroßherzogs sofort und ohne Zögern annehmen müßte. Sie begriff überhaupt nicht, daß die Nichte auch nur einen Augenblick zögerte, und daß dieser Brief, der wie ein Märchen, der so unwahrscheinlich wie das große Los war, das achtzehnjährige Kind nicht in helles Entzücken und laute Freude versetzte.

Die Tante hatte mit einem Lobgesang dieser glücklichen Fügung begonnen, dann war Rührung in ihre Stimme gekommen, aber die schlug bald, als Hermine so still und weltentrückt über ihren Brief wegträumte, in Ärger um; und je länger sie sprach, um so mehr vergaß sie den halb vorsichtigen, halb mitleidigen Ton anzuwenden, den sie sonst, namentlich wenn Gäste im Hause waren, im Verkehr mit diesen beiden armen, kleinen, elternlosen Prinzessinnen anwandte, die, nach einem weisen Ratschluß der Familie, auf ihrer Burg ein Dach und einen gedeckten Tisch gefunden hatten. Sie mußte sich schließlich zu ihrem großen Ärger eingestehen, daß die Wirkung ihrer Rede recht bescheiden war, denn Hermine versank, je lauter sie sprach, immer mehr in Unaufmerksamkeit und in die Welt ihrer fernen Träume.

„Hörst du eigentlich nicht, was ich sage?" schrie die Tante plötzlich. „Du machst ein Gesicht, als ob du wieder ganz weit fort wärest."

Hermine fuhr auf. „Doch ... Ich höre dich schon. Ich höre alles, was du mir sagst ... Aber ..."

„Aber?" fragte die Prinzessin und runzelte die Stirn. „Wo sitzt hier das Aber? Ich wäre doch wirklich neugierig zu wissen, wo hier ein Aber sein könnte!"

„Ich besinne mich," sagte Hermine.

Die Prinzessin lachte ein spöttisches Lachen. „Du besinnst dich? Du überlegst dir wohl gar, ob du die Freundlichkeit haben wirst, diesen Antrag anzunehmen? Man weiß einfach nicht, was man sagen soll, wenn man dich ansieht, wie du dasitzt und dich besinnst." Das sagte sie mit einer ganz besonderen Betonung. Und dann fuhr sie noch schärfer fort: „Auf wen wartest du denn? Auf einen Großfürsten etwa, oder auf einen Erzherzog, oder hast du dir auch in den Kopf gesetzt, wie deine Mutter, nur einen Bourbonen zu heiraten? Hinterher freilich, als keiner kam, und als sie anfing alt zu werden, war sie ganz froh, als unser Vetter anfragte. Denn da hatte sie wenigstens einen Mann, einen stattlichen und schönen Mann, wenn es auch ein Unglück war, daß sie alle beide das Geld nicht zusammenhalten konnten ..."

„Ja, das war allerdings ein Unglück!" sagte die Prinzessin Margarete, Herminens ältere Schwester, aus ihrer Fensternische heraus, wo sie bis dahin stumm, mit verärgertem Gesicht und fest zugekniffenen Lippen über ihrer Stickerei gesessen hatte „Ja, das war allerdings ein Unglück! Denn wenn sie besser gewirtschaftet hätten, dann säßen wir jetzt nicht hier und hätten nicht nötig, das Gnadenbrot zu essen."

„Gnadenbrot!" rief die Tante. „Gna-

Digitized by Google

denbrot! Du bist ein undankbares, boshaftes Geschöpf! Mit dir kann man überhaupt nicht sprechen." Und dann wandte sie sich wieder zu Hermine und sagte: „Ich rede dir nun nicht mehr zu. Du kennst jetzt meine Meinung, und du weißt, was du zu tun hast. Es wäre mehr als Wahnsinn, wenn du diesen Antrag ausschlügest. Es wäre geradezu ein Frevel, denn es ist gewiß eine göttliche Fügung, daß es so gekommen ist, und wenn Gott dich so gegen alle Erwartung und gegen alle Wahrscheinlichkeit zur regierenden Fürstin machen will, so ist es sicher, daß er Großes mit dir vor hat. Tu, was du willst. Aber wenn du nicht tust, was ich von dir erwarte, dann wundere dich nicht, wenn ich meine Hand von dir ziehe, und du kannst sehen, wo du bleibst, und was du beginnst."

Damit stürmte sie davon und warf die Glastür klirrend hinter sich ins Schloß.

Einen Augenblick war ein tiefes und gedrücktes Schweigen. Hermine hatte den Kopf gesenkt, wie unter Schlägen, und sah starr und mit versteinertem Gesicht auf den Brief in ihrer Hand.

‚Die Schrift ist hübsch,' dachte sie. ‚Klar und hübsch. Und ich glaube auch, daß er ein guter Mensch ist.'

Ein schrilles, kurzes Lachen ihrer Schwester schnitt ihre Gedanken plötzlich ab.

„Nun warten wir also beide auf einen Tod," sagte Margarete: „Du auf den Tod des Großherzogs, damit du zur Regierung kommst, und ich auf den Tod der Domina von Reckwerth, damit ich an ihre Stelle rücke und endlich aus dieser Hölle von Haus komme, von diesem alten Weibe weg, das uns schlimmer als Sträflinge behandelt."

Sie warf die Arbeit weg und stand schnell auf. Sie war klein, unschön und ein wenig verwachsen. Deshalb war sie von Kindheit an vernachlässigt, und niemand hatte sie geliebt. Hermine spürte immer eine leise Furcht vor ihr, obwohl sie sich tausendmal sagte, daß das ungerecht, ja beinahe Sünde wäre.

„Ich wollte, die Domina stürbe endlich," sagte Margarete. „Sie ist alt genug. Und ich habe es wirklich satt, hier noch lange zu sitzen und alles zu tragen, was sich das alte Weib Schlimmes für uns ausdenkt. Wenn ich einmal Domina bin, will ich mich am Herrschen satttrinken, und ich will mich schadlos für all das halten, was ich hier getragen habe. Jede Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, male ich mir aus, was ich den Stiftsdamen einmal zufügen will."

Hermine schauderte zusammen: „Du bist schrecklich."

Margarete lachte in sich hinein: „Sie sollen es nicht leicht bei mir haben. Ich habe hier gelernt, wie man Menschen quält."

Hermine wurde von einem plötzlichen Aufweinen geschüttelt.

„Du bist schrecklich, Grete, und man fürchtet sich, wenn man dich so sprechen hört. Es ist ganz gewiß Sünde, solche Dinge zu sagen und so zu scherzen."

„Ich scherze gar nicht."

„Rate mir lieber, was ich tun soll."

Margarete machte verwunderte und kalte Augen: „Ich dir raten? Nein, das tue ich nicht. Was soll ich dir raten? Was geht mich überhaupt die ganze Geschichte an? Ratschläge sind ein undankbares Geschäft, sagt das alte Weib, und sie hat recht. Jeder muß selbst wissen, was er tut. Allerdings, was ich in einem solchen Falle tun würde, das weiß ich ganz genau, und wenn einer mir einen solchen Brief schriebe, der mir mit einem Schlage dieses Gefängnis öffnete, dann brauchte ich mich keinen Augenblick auf die Antwort zu besinnen. Aber bei dieser Fratze von Gesicht und diesem Höcker da zwischen den Schultern, ist ja die Gefahr nicht groß, daß einer mir verliebte Dinge sagt. Das schadet auch nichts, denn die Liebe ist ganz gewiß auch nur eine Komödie und eine Lüge, wie alles andere."

Hermine legte ihren Brief sorgfältig zusammen und sagte leise und weich: „Du bist eigentlich ein armes Geschöpf. Wir sind ja alle drei nicht zu beneiden, Heino auch nicht, obwohl er wenigstens einen Freund hat . . ."

Margarete lachte: „Ja, einen Bürgerlichen! Ein anderer war für den Prinzen Habenichts nicht zu erreichen."

„Aber du hast es doch am schwersten von uns allen," fuhr Hermine fort. „Und darum darf man dir auch nicht böse sein."

Digitized by Google

„Ich gebrauche euer Mitleid nicht," sagte Margarete und schlug mit einer Zeitung nach einer glänzenden Fliege, die sie summend umkreiste. „Ich fühle mich in meiner Haut ganz wohl und bin ganz zufrieden, weil ich ja weiß, daß dies hier nicht ewig dauern kann, denn unsterblich ist, Gott sei Dank, kein Mensch, auch die Domina von Reckwerth nicht. Euer Mitleid könnt ihr euch also sparen, Frau Erbgroßherzogin, und Heino hat auch nicht nötig, mich immer so sanft und so umflort anzusehen, und von diesem Herrn Mallingroth sind solche Blicke geradezu eine Frechheit. Wenn er nicht bald gelernt hat, wie man einer Prinzessin zu begegnen hat, so werde ich ihm eine Lektion erteilen, die er sicherlich nicht vergißt."

Hermine war aufgestanden und hatte ihre Tränen getrocknet. Nun näherte sie sich mit einer schnellen Bewegung der Tür, die über eine kleine Treppe in den Garten führte.

„Wohin?" fragte Margarete.

„Zu Heino. In den Stall. Ich will mich mit ihm besprechen."

„Warum nicht gleich zu Herrn Mallingroth?" war die Antwort. „Hat denn Heino noch einen eigenen Willen und einen eigenen Gedanken. Bei ihm macht Herr Mallingroth gutes und schlechtes Wetter, und wenn der sich am Ende selbst in den Kopf gesetzt hat, dich zu heiraten, so wird er ganz gewiß seine Einwilligung zu dieser Verlobung nicht geben, und der Erbgroßherzog muß sich nach einer anderen Frau umsehen."

ꕥ ꕥ ꕥ

Heino und Hermine standen auf der Bastion, einer runden, weit vorspringenden Terrasse des Schloßberges, und hatten ein langes, verständiges Gespräch.

Prinz Heino war ein großer, schlanker und schöner Mensch mit angenehmem Gesicht und ruhigen Gebärden, den die Frauen im Lande alljährlich, namentlich im Frühling, bald mit dieser, bald mit jener Prinzessin verheirateten. Er war Rittmeister bei einem Dragonerregiment, das in der zweiten, vom Hofe selten besuchten Residenz lag, und es hieß, daß er sich mit seinem Oheim, dem Großherzog — die Verwandtschaft war ein wenig umständlich, denn sein Vater kam aus einer aussterbenden Seitenlinie des regierenden Hauses, die mit der Familie am Thron eigentlich nur noch den Namen gemeinsam hatte — und dem ganzen Hofe nicht sonderlich stand. Er lebte, was seinen Mitteln entsprach, ein bescheidenes, eingezogenes Leben, das ihm überall Zuneigung, mit einem Schuß Mitleid darin, eingetragen hatte, und er war bei seinen Dragonern und den Kameraden höchst beliebt, weil er tüchtig und freundlich und fleißig, aber niemals prinzlich-überheblich und anspruchsvoll war. Jedermann wußte, daß er an seiner kleinen Schwester Hermine mit zärtlicher Liebe hing; man fand es hübsch und rührend, daß die Zeitungen regelmäßig im Frühling und Herbst zu berichten hatten, daß er seinen Urlaub bei seinen Schwestern verlebte, in der ländlichen Stille der fernen, alten Burg. Auch das wurde ihm hoch angerechnet, daß er sich den einzigen bürgerlichen Offizier seines Regimentes, Hans Christian Mallingroth aus Lübeck, zu seinem Freunde gemacht hatte, und jedermann wußte, daß die beiden jungen Herren — der Prinz war mit seinen einunddreißig Jahren genau sechs Monate älter als der Oberleutnant — als die besten Kameraden miteinander hausten.

Die regierende Großherzogin, die sich viel auf ihr nordisches Blut zugute tat und auf allerlei alte dänische Könige und Herzöge und Grafen, von denen sie abstammte, pflegte gern zu sagen — sie liebte es, ihre Umgebung hin und wieder zu verblüffen — die Lübeckschen Mallingroths wären älter als der älteste Adel im Lande, und keine Gräfin brauchte sich zu schämen, einen Mallingroth zu heiraten ...

Hermine und ihr großer Bruder hatten ein langes und verständiges Gespräch, das sich um den Erbgroßherzog und seinen Brief drehte, und je mehr sie alles überdachten und überlegten, was sich für und gegen diese Heirat sagen ließ, um so mehr kamen sie zu der Überzeugung, daß es wirklich Wahnsinn wäre, diesen Antrag auszuschlagen.

„Es müßte denn sein, daß du den Vetter ganz und gar nicht lieben kannst," sagte Heino. „Und da mußt du dich selbst prüfen, da mußt du dich selbst ganz genau fragen.

Digitized by Google

Denn wenn es sich um die Liebe handelt, kann kein Mensch dem andern raten."

„Das steht in den Romanen auch," sagte Hermine ganz ernsthaft.

„Du liest Romane?" fragte er.

Sie nickte ein wenig und wurde rot: „Heimlich ... aus dem Lesezirkel der Aufdembusch. Manchmal sind sie wunderschön, aber doch eigentlich nur selten. Meistens kommen sie mir übertrieben vor und so laut und aufgeregt."

„Aber so ist das Leben meistens." Heino seufzte ein wenig. „Laut und aufgeregt."

„Das mag sein. Und du mußt es schließlich wissen," war die Antwort. „Du siehst wenigstens etwas vom Leben. Du bist in der Welt, du bist unter Menschen, du hast vor allen Dingen einen Freund, wenn es es auch nur ein Bürgerlicher ist."

„Das schadet nichts. Und überhaupt — gegen Mallingroth darfst du nichts sagen. Der ist im Grunde seines Herzens adliger als mancher andere, der Wappen und Krone hat. Und vor allen Dingen ist er ein guter Mensch und ein ehrlicher Bursch und ein lieber und zuverlässiger Freund."

„Ja," gab Hermine zu und machte nachdenkliche Augen. „Daß er dich sehr lieb hat, das merkt man. Wenn es im Anfang auch wohl nur gewesen ist, weil du ein Prinz bist ..."

„Nein, weil er für mich sorgen konnte, ist es gewesen," sagte Heino schnell und strich sich, ein wenig verlegen, seinen kleinen, blonden Bart. „Er hat so die Art, daß er immer schenken und immer erfreuen muß. Ich muß ja immer abwehren, sonst überschüttet er mich mit Geschenken ..."

„Was eigentlich du tun solltest!" fiel ihm Hermine ins Wort. „Aber wir sind so arm, wir drei, und wir haben nichts zu verschenken."

„Ja, wir sind arm," gab Heino zu. „Arm wie die Kirchenmäuse oder wie die Prinzen und Prinzessinnen aus dem Märchen. Die sind nämlich entweder ganz furchtbar reich oder ganz, ganz arm."

Nun lachte er ein wenig und zeigte seine weißen Zähne.

„Und damit sind wir eigentlich wieder bei dem Briefe des Vetters angekommen. Wenn ich ihn nehme, bin ich auch plötzlich reich. Wie im Märchen. Das ist ja ganz hübsch. Aber ist es nicht auch ein wenig so wie in den Romanen, wo das arme Mädchen ‚aus Vernunftgründen', wie es immer heißt, den reichen Mann heiratet, oder wo die blasse Näherin plötzlich zur Freifrau wird?"

Heino lachte: „Du bist doch ein sonderbares Ding, Kleine."

„Wieso sonderbar?" fragte Hermine und hob ein wenig ihre schmalen Schultern. „Bin ich anders wie andere Frauen? Oder ist es wirklich wahr, was die Tante immer sagt, daß wir anders und ganz besonders wären? Ich dachte immer, das sagte sie nur aus Hochmut."

„Du bist wenigstens anders," sagte Heino nachdenklich.

„Wie denn?"

„Unwahrscheinlich bist du manchmal."

„Unwahrscheinlich? Das verstehe ich nicht. Was soll das heißen? Das mußt du mir erklären, denn ich will gar nicht besonders sein, ich will nicht auffallen, und ich will nicht bemerkt und gesehen werden. Es ist mir schon gräßlich, wenn mich die Leute in der Kirche so anstarren, als ob ich ein Wundertier wäre. Aber die Tante meint, das müßte so sein, und es wäre für die Leutchen eine Freude und eine Erhebung, wenn sie uns ansehen dürften. Glaubst du das auch?"

Heino hatte mit einem zerstreuten Lächeln zugehört. Nun wurde er plötzlich ganz ernst und schüttelte den Kopf.

„Nein, das glaube ich nicht. Denn sieh mal, wenn man irgendwo ist, wo uns kein Mensch kennt, dann sieht niemand her, und man geht ganz still und unbeachtet seiner Wege. Was übrigens sehr hübsch ist."

Hermine nickte: „Ja, das muß hübsch sein." Und dann, nach einer kleinen Weile und mit einer leisen Befangenheit an ihm vorübersehend, so, als ob sie eine verbotene Frage stellte: „Reist du oft inkognito?"

„Ja, manchmal. Auf allerlei kleinen Reisen, wenn ich mit Mallingroth unterwegs bin."

Hermine schenkte einem kümmerlichen Gewächs auf der Ballustrade viel Aufmerksamkeit. Bis sie endlich leise meinte: „Ich weiß, Vater tat es auch ab und zu. Aber die Tante meint, es schickte sich

Digitized by Google

nicht, und es wäre immer ein Sichwegwerfen."

„Na," sagte Heino ziemlich empört und schüttelte, wie im Widerspruch, den Kopf, „das kommt doch wohl darauf an."

Und dann schwiegen sie eine Weile und sahen angelegentlich zu Harms, dem alten Gärtner, hinab, der sehr gelassen, sehr langsam und mit vielen Pausen das dürre, schützende Laub von den Erdbeerbeeten harkte.

„Es riecht schon so nach Frühling," sagte Hermine plötzlich und atmete tief. „In drei, vier Wochen ist es so hübsch hier, daß man sich in den alten Garten immer wieder verliebt. Und erst wenn der Flieder blüht, und wenn die Nachtigallen schlagen! Hast du schon gemerkt, daß es hier oben in den Nächten niemals ganz dunkel wird? Sogar im Winter nicht ... Und im Sommer bleibt es manchmal ganz hell. Im letzten Jahre stand ich oft lange am Fenster und horchte in die Nacht hinaus und mochte nicht schlafen ... Ganz sonderbar war mir manchmal dabei zu Sinne, halb wohl, halb traurig ... Ich weiß selbst nicht wie ... Und nun ist es vielleicht das letztemal, daß ich hier oben einen Frühling und einen Sommer verlebe ..."

„Das heißt also, daß du den Vetter nimmst," sagte Heino und stand auf. Und dabei wunderte er sich selbst darüber, daß er bei dem Gedanken an solch ein großes Glück ganz traurig wurde.

Hermine ließ sich langsam von der niedrigen Mauer gleiten. „Ja, ich glaube, ich nehme ihn. Er ist sicher ein guter Mensch, und wenn er mich liebt, so ist es doch einfach meine Pflicht, ihn glücklich zu machen." Sie ging hart an Heino vorüber und schritt mit großen Schritten auf die lange Allee zu, die schnurgerade auf das Schloß zuführte.

‚Pflicht,' dachte Heino und folgte ihr langsam. ‚Immerzu Pflicht. Weiter haben wir nichts. Von draußen und von weitem sieht alles wie ein Vorrecht aus. Bei Licht besehen, ist es nichts als eine Bürde.'

Hermine spürte plötzlich, daß er zurückblieb und wandte sich mit fragender Gebärde zu ihm um.

„Warum eigentlich so schnell?" sagte er. „Warum müssen wir schon wieder ins Haus?"

„Ich will ihm schreiben. Gleich. Dann habe ich's hinter mir."

„Und dann habe ich dich verloren. Und das ist recht schlimm. Wir waren so gute Freunde."

„Ja, unsere Wege scheiden sich nun," sagte Hermine ganz leise und sah zu Boden. „Das weiß ich, und wir müssen uns damit abfinden. Es ist so wie bei einer Kahnfahrt. Einer winkt dem andern zu, und man kann sich auch noch lange sehen, aber schließlich liegt doch das Wasser zwischen dem Schiff und den anderen, die am Ufer geblieben sind."

„Manchmal sprichst du so reif und so klug wie eine alte Frau," sagte Heino und griff zärtlich nach ihrer linken Hand.

„Mir ist auch manchmal zumute, als wäre ich schon tausend Jahre alt, so alt wie der Heidenturm im Schloßhof und die dicken Eichen drüben am Abhang." Und dann mit einem plötzlichen Heben des Kopfes. „Da drüben kommt dein Freund."

Hundert Schritte vor ihnen kam quer über den Rasenplatz ein schlanker Jäger, der, die Flinte über der Schulter, einen großen Strauß Tannenzweige im Arm, plötzlich irgendwo aus einem Gbüsch getreten war. Er näherte sich schnell und grüßte schon von weitem, freundschaftlich-vertraulich und doch nicht ohne Ehrfurcht.

„Es ist wahr," sagte Hermine. „Er sieht adlig aus."

„Er ist der schönste Offizier im ganzen Regiment."

„Warum heiratet er nicht?"

„Er will nicht."

„Du," sagte Hermine mit plötzlicher Bewegung, „ich glaube, daß Grete ihn liebt."

„Wie kommst du darauf?"

„Weil sie immer so hart und hochmütig von ihm spricht. Gerade wie vor zwei Jahren über den jungen Doktor im Dorfe. Und als er plötzlich starb, hat sie die ganze Nacht geweint. Sie sagte zwar, das wäre Einbildung, aber ich habe es deutlich gehört."

Nun waren sie sich ganz nahe gekommen, und Heino rief lachend, auf die Tannen zeigend: „Magere Jagd! Ist das alles, was du geschossen hast?"

Der braune Jäger lachte: „Ja, das ist alles. Eine bescheidene Beute für eine

Digitized by Google

Vase, nicht mehr und nicht weniger. Wenn man in der Küche auf mich gerechnet hat, wird es morgen um unseren Tisch schlecht bestellt sein. Aber ich weiß nicht, wie es eigentlich kam, es lag heute solch ein Frieden in der Luft, daß ich nicht schießen und töten mochte."

„Das ist hübsch," sagte Hermine, „das freut mich. Wenn Sie mir Ihre Tannen schenken, Herr Mallingroth, erzähle ich Ihnen ein Geheimnis, das außer Heino noch kein Mensch weiß."

Mallingroth sah fragend von einem zum anderen: „Ein Geheimnis?"

„Ja, wir haben hier jetzt Geheimnisse," sagte Heino. „Sogar ganz erstaunliche."

„Hoheit spannen mich auf die Folter," sagte Mallingroth und reichte Hermine seine Tannen hinüber, die einen würzigen, frischen Duft ausströmten: „Was ist es denn, was sich inzwischen ereignet hat?"

„Ich habe mich verlobt," sagte Hermine und legte die Zweige neu zurecht. „Mit meinem Vetter, mit Karl Theodor, dem Erbgroßherzog. Nein wirklich —: es ist ganz ernst, und Sie brauchen nicht so ungläubige Augen zu machen. Er hat mir einen hübschen, kleinen Brief geschrieben, einen Eilbrief sogar, und er hat angefragt, ob ich seine Frau werden will. Das will ich denn auch. Und ich gehe jetzt mit Ihren schönen Tannen, die wie ein ganzer Wald duften, und für die Sie vielmals bedankt sein sollen, ins Haus. Ich will ihm einen Brief schreiben und will ihm sagen, daß ich mich mit ihm verloben will. In vierzehn Tagen. Aber vorher will ich noch mit euch beiden, mit dir, Heino, und mit Ihnen, Herr Mallingroth, eine Reise machen: inkognito, so wie Sie beide manchmal reisten. Zwei Wochen will ich einmal mir gehören, mir ganz allein. Und Sie beide sollen mir ein Stück von Welt und Leben zeigen und sollen mir ein wenig den Vorhang beiseite ziehen, der zwischen uns und den anderen hängt. Das habe ich mir so ausgedacht, und ich denke, daß ihr mir diesen Wunsch erfüllt. Ich will es so, und ich werde auf keine Einrede und keinen Widerspruch hören. Sagen Sie mir, daß Sie einverstanden sind, bitte, denn das ist das Wichtigste, und das andere findet sich. Und nun lass' ich Sie allein, und Sie überlegen, wohin die Reise gehen soll, und was Sie mir zeigen werden."

⌘ ⌘ ⌘

Nach dem Abendessen, das heiterer als sonst, ja fast ein wenig festlich verlaufen war — die Tante hatte zur Feier des großen Tages einen Gang mehr als gewöhnlich, ein süßes Omelett, auftragen lassen, und man hatte schließlich sogar aus sehr kleinen Gläsern mit Sekt, der nicht recht kalt gewesen war, auf eine glückliche und segensreiche Zukunft angestoßen — nach Tisch also waren die Fürstlichkeiten im Teezimmer, wo zwei rotbeschirmte Lampen sanftes Licht spendeten, und die Tante erzählte mit gerührter Stimme von allerlei fürstlichen Hochzeiten, die sie seit ihrer frühen Jugend mitgemacht hatte. Die jungen Leute hörten schweigend zu, nur Margarete, die eifrig und wütend an ihrer Stickerei stichelte, machte manchmal eine lieblose Bemerkung.

Zwei Räume weiter, im Salon, saß Mallingroth mit der Ausdembusch und dem alten Kammerherrn von Specht, dem Hofchef und Hausmarschall der Prinzessin. Der junge Offizier spielte leise auf einem ziemlich verstimmten Flügel ein buntes Durcheinander von Melodien aus der neuen großen Oper, von der alle Welt gerade sprach. Im Salon mußte eine der Fenstertüren offen sein, denn manchmal hörte man, über dem behaglichen Summen der alten Teemaschine, aus der Tiefe des Tales das Rauschen des Flusses.

Die Tante unterbrach ihre Schilderung einer durch viele peinliche Zwischenfälle sehr gestörten königlichen Hochzeit plötzlich durch den Ausruf: „Ich denke, daß ihr im Juli heiratet. Bis dahin ist alles beschafft und geregelt. Und ich finde, der Sommer ist für das Heiraten die beste Jahreszeit."

„Warum?" fragte Margarete.

„Das verstehst du nicht," sagte die Tante mit einer höchst abweisenden Miene, die weitere Fragen unmöglich machte.

Dann horchten sie ein paar Augenblicke auf eine zärtliche Walzermelodie, die vom Salon herüberkam.

Die Tante schlug mit der Hand leise den Takt und nickte anerkennend: „Er spielt hübsch, dein Freund. Das ist wahr. Man muß überhaupt zugestehen, daß er ein Mensch mit Talenten und, was mehr

Digitized by Google

sagen will, ein Mann von Lebensart ist. Er gefällt mir immer besser. Er verdiente, daß man ihm den Adel verschaffte."

„Den er gewiß nicht annähme," sagte Heino und legte seine Zigarette weg. „Das ist nichts für ihn. Er ist stolz auf seinen alten guten Namen. Und mit Recht. Natürlich kannst du das nicht begreifen." Dann wollte er aufstehen, aber die bittenden Augen Herminens hielten ihn fest.

„Ja, Tante," sagte Hermine plötzlich mit einem förmlichen Anlauf, „ich muß dir etwas gestehen. Es stimmt nicht, daß ich mir vierzehn Tage Bedenkzeit von dem Vetter ausgebeten habe. Ich habe ihm vielmehr schon geschrieben, daß ich seine Frau werden will, aber ich habe die Bedingung gemacht, daß die Verlobung erst in vierzehn Tagen sein soll, und daß vorher im Lande kein Mensch etwas davon wissen darf."

Die Tante schüttelte mit leiser Mißbilligung, ein wenig verwundert den Kopf: „Das ist eine höchst sonderbare Geschichte. Wenn du schon heute, wie ich gehofft und erwartet habe, entschlossen bist, ihn zu nehmen, was soll dann noch dieser Aufschub? Das sieht aus, als wolltest du Zeit gewinnen."

„Das will ich auch."

„Aber wozu denn?"

„Ich will mit Heino und seinem Freunde eine Reise machen. Inkognito. Eine Reise ins Bürgerliche."

Die Tante hob mit erschrockener Bewegung die Hände: „Das geht nicht! Das geht auf keinen Fall!"

Und Margarete schlug ein helles Lachen auf: „Du bist verrückt! Auf solche überspannten Einfälle kommt kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat."

Inzwischen hatte sich die Tante wieder gefaßt. Sie reckte sich gerade in ihrem Stuhle in die Höhe, legte die Hände zusammen und sagte zu Heino: „Du wirst einsehen, daß ich einen solchen wahnsinnigen Streich unter keinen Umständen erlauben kann."

„Doch, Tante, du wirst mir diese Reise erlauben," sagte Hermine klar und fest und sah der Tante gerade ins Gesicht. „Denn es ist mein unerschütterlicher Wille, daß ich sie machen will. Diese Reise ist ganz einfach meine Bedingung. Wird sie mir verwehrt, so ziehe ich mein Wort zurück. Und mit Gewalt kann man mich nicht verheiraten, wie du genau weißt, Tante Mathilde. Denn ich bin eine Prinzessin, und ich habe meinen eigenen Willen."

„Du wirst noch genug schöne Reisen machen können," sagte die Tante und war ganz verwirrt darüber, daß sie erst jetzt zum erstenmal merkte, wie ähnlich Hermine ihrem toten Vater war, der allgemein in der Familie Hans Eigensinn genannt war.

„Ja," sagte Hermine und zuckte geringschätzig die Achseln, „Reisen durch Ehrenbogen, durch aufgestellte Vereine, durch geschmückte Straßen, Reisen bei Fahnen und Böllerschüssen und langweiligen Reden, wobei sich die Menschen immerzu versprechen. Das weiß ich. Aber an solchen Reisen durch ein zurechtgemachtes Land liegt mir nichts. Ich will, ehe ich in die Residenz gehe und in meines Mannes Schloß, etwas von der wirklichen Welt sehen, von der bürgerlichen Welt."

„Also Herr Mallingroth macht Schule!" Margarete lachte. „Frag' ihn doch, ob er dich nicht selbst heiraten will, oder ob er nicht einen anderen Mann für dich hat, irgendeinen Pfeffer- oder Zuckersack. Seine Verwandtschaft handelt ja wohl mit solchen angenehmen Sachen."

„Du könntest eigentlich so lange damit warten, uns mit deiner Meinung zu erfreuen, meine teure Grete, bis man dich fragt," sagte Heino geärgert. „Aber ich möchte dir doch anvertrauen, daß Mallingroth mit dem Gedanken an diese Reise nichts, aber auch gar nichts zu tun hat. Ich lege Wert darauf, das festzustellen, denn ich liebe es nicht, daß meinem Freunde Dinge angehängt werden, die irgend jemand für abenteuerlich und unpassend hält. Was ich übrigens in diesem Falle durchaus nicht tue. Ich finde sogar, daß dieser Reiseplan sehr hübsch und vernünftig ist. Und ich weiß nicht, wer in aller Welt etwas dagegen haben kann, wenn eine erwachsene junge Dame mit ihrem leidlich verständigen Bruder und seinem besten Freunde eine kleine Reise macht. Ich muß sagen, daß ich mich auf diese Reise sogar freue."

„Ich auch!" rief Hermine. „Ich auch! Solch eine Reise ins Bürgerliche hat mir schon lange auf der Seele gelegen. Seit zehn Jahren schon, glaube ich."

Die Tante schüttelte den Kopf: „Wie

Digitized by Google

Ernes

Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Digitized by Google

kommst du nur auf solche Gedanken? Das sind doch Einfälle, die man einfach nicht hat."

Hermine lächelte, sann in die Vergangenheit und sagte: „Ich hatte damals, vor zehn Jahren, eine Lehrerin, die blonde Bertha Wiek, die so wunderschöne traurige Gedichte auswendig konnte. Ich schwärmte geradezu für sie und alles, was sie sagte, merkte ich mir, als wäre es sehr wichtig, das ganz genau zu behalten. Einmal, als sie in ihre Ferien reiste, hörte ich, zufällig, durch das offene Fenster, wie sie ganz glücklich zu unserer Kammerfrau sagte: ‚Hurra! Jetzt geht's wieder mal in die Bürgerlichkeit, und jetzt darf ich wieder vierzehn Tage lang lachen und essen, wie ich will. Bei uns hier läuft man ja in aller Durchlauchtigkeit so herum, als hätte man eine Elle verschluckt.' Das sagte sie, aber sie wußte natürlich nicht, daß ich es gehört hatte ..."

Die Tante war fassungslos und sagte zu Heino: „Hast du das gehört? Und solch eine Person hat man im Hause und behandelt sie beinah, als gehörte sie dazu ... Es ist ein Glück, das sage ich tausendmal, daß man nicht weiß, was die Menschen denken. Man hätte sonst überhaupt keine Lust mehr, sich mit ihnen abzugeben."

„Damals verstand ich ja noch nicht recht, warum sie das sagte," fuhr Hermine fort, „und ich war ihr fast böse, aber jetzt glaube ich, daß sie von ihrem Standpunkte aus ganz recht hatte, so zu sprechen, denn was sollte sie in unserer Welt, wo sie doch immer fremd war, und wo sie ja doch nur beinah hingehörte ... Seitdem habe ich immer davon geträumt, daß ich auch einmal ins Bürgerliche reisen könnte, denn ich wollte wissen, wie es dort ist. Eigentlich ohne die Hoffnung, daß sich der Traum erfüllen könnte."

Nun kam ein kleines Schweigen. Dann fragte die Tante, lächelnd und wohlwollend: „Und wohin soll es denn gehen?" Sie dachte plötzlich mit leiser Wehmut an die einzige große Reise ihres Lebens, an eine Reise nach Italien, die beinah, in Neapel, mit einer Verlobung mit einem schwarzen und bleichen Duca geendet hätte.

„Das wissen wir noch nicht genau," sagte Hermine, sehr sachlich und sehr verständig. „Ich war eigentlich für Berlin, aber davon will Heino nichts wissen. Nun haben wir Mallingroth gebeten, daß er den Reiseplan macht."

„Natürlich Mallingroth!" spottete Margarete.

„Natürlich," sagte Heino spitz. „Denn der ist schließlich der einzige von uns, der wirklich etwas gesehen hat."

„Reisen kostet aber Geld," sagte die Tante bedenklich.

„Aber was wir haben, langt, meint Mallingroth," bestätigte Hermine. „Das haben wir schon genau berechnet. Es ist ein Glück, daß ich das Geburtstagsgeld von Tante Adelheid noch liegen habe."

„Ich will dir auch etwas dazu schenken, Kind," sagte die Tante und brach in Tränen aus und ging schnell auf Hermine zu, um sie wärmer als je, fast mütterlich an's Herz zu schließen: „Ich habe mir seit Jahren die blanksten und neuesten Zwanzigmarkstücke gesammelt, und sie sollten für einen ganz besonderen Fall liegen bleiben. Ich glaube, daß es vier, fünfhundert Mark sind. Die will ich dir schenken, und ihr sollt ein paar Tage recht lustig dafür sein, oder du sollst dir etwas Schönes dafür kaufen. Ganz wie du willst ... Wer kann wissen, ob diese zwei Wochen und diese Reise, die ich ja eigentlich ganz gewiß nicht erlauben sollte, nicht die glücklichste Zeit deines Lebens sein wird ... Und was glückliche und gute Erinnerungen wert sind, das sieht man erst ein, wenn man alt wird." Dabei küßte sie Hermine auf die weiße Stirn und zog sie noch einmal fest an sich.

Hermine hatte plötzlich Mitleid mit der alten Frau, die unter ihren Würden fast erstickt und erstorben war, mit ihrer nutzlos und freudlos verblühten Jugend, und mußte weinen. Ein großes Weh füllte ihre Brust und wollte ihr Herz sprengen. Sie warf die Arme um den Nacken der Tante und barg sich weinend und zitternd an ihrer Brust.

„Was weinst du denn?" sagte die Tante und streichelte ihr leise das Haar.

Hermine schluchzte: „Ich weiß nicht. Ich bin so unglücklich."

„Das ist unser Los," sagte die Tante. „Das ist Frauenschicksal. Das muß man geduldig tragen. Da hilft nichts."

Digitized by Google

Hermine ließ ihre Hände müde und schwer von den Schultern der Alten fallen: „Nein, da hilft nichts ... Aber was nützt es denn, daß man Prinzessin ist, wenn man doch seinem Schicksal nicht entgeht.“

„Sein Schicksal schafft man sich selbst,“ sagte Heino, der zu dem großen Tische hinübergegangen war, um sich an einer der Lampen etwas zu schaffen zu machen. Er konnte nicht gut sehen, wenn andere weinten.

„Ja, du!“ sagte Hermine und war noch nicht ganz ihrer Bewegung und ihrer Bitterkeit Herr geworden. „Du kannst das sagen, du, ein Mann, und es ist möglich, daß es für dich und für euch alle stimmt. Ein Mann sitzt auf seinem Pferde und reitet durch die Welt, und er ist überall Herr und Sieger, und er nimmt sich, was er haben will. Wir Frauen sind nicht so gut daran. Wir müssen mit dem zufrieden sein, was man uns gibt, und ich denke manchmal, daß man uns mehr Schmerzen als Freuden gegeben hat.“

Die Tante seufzte und schüttelte verwundert, fast erschrocken den Kopf: „Aber woher weißt du denn das, Kind?“

„Es fiel mir so ein,“ sagte Hermine. „Ich träume manchmal.“

„Träume sind dummes Zeug,“ sagte Margarete, die eine Weile finster und verdrossen in den Frühlingsabend hinausgesehen hatte: „Sie gehen doch nicht in Erfüllung ... Aber nun bin ich dafür, daß wir uns einmal zu den anderen setzen. Dein Herr Freund spielt da gerade ein merkwürdiges Stück, das ich hören will.“

Es war die Sonate für die schwarzen Tasten.

„Ja, gehen wir hinüber,“ sagte die Tante mit einem Aufatmen. „Wir machen uns hier traurig mit unsern Gesprächen ... Ich will lieber einmal mit Mallingroth über euere Reise reden. Er ist doch der erfahrenste von euch, und wenn er wirklich meint, daß es zu wagen ist, dann könnt ihr in Gottes Namen abfahren. Aber das bitte ich mir aus, daß mir niemand Vorwürfe macht, wenn es schlecht ausgeht, und wenn es ein übles Ende nimmt.“

⌘ ⌘ ⌘

Die Gastzimmer lagen in der Mansarde und waren bescheiden genug, oder eigentlich ein wenig bunt und merkwürdig mit allerlei Hausrat eingerichtet, der bei dem Umbau und der Neueinrichtung der Burg aus den verschiedenen Schlössern des Landes zusammengeholt war.

Mallingroth hatte sich's schon bequem gemacht, und als Heino, noch in Uniform und hohen Stiefeln, zu ihm herüberkam, um die abendliche Zigarette bei ihm zu rauchen und bei einem Glase Wein eine halbe Stunde zu verschwätzen, saß er in seinem gelb- und weißgestreiften Schlafanzug auf dem Sofa und legte, als der Prinz in die Tür trat, gerade das Kursbuch und einen langen Notizzettel weg.

„Nun, Herr Reisemarschall,“ sagte Heino fröhlich, „ist die Reise überdacht und ausgearbeitet? Und gründlich? Daß es uns nicht wieder wie im letzten Winter geht, wo kein Anschluß passen wollte, weil ich die Züge aus dem Sommerfahrplan ausgesucht hatte.“

„Alles in Ordnung!“ sagte der Leutnant und lachte in der Erinnerung an die Störungen und Schwierigkeiten jener Reise. „Diesmal werden wir, denke ich, glatter ans Ziel kommen.“

„Und wohin soll es gehen?“

„Das wird auf Wunsch der Prinzessin noch nicht verraten. Ihre Hoheit will ja selbst überrascht werden.“

Heino setzte sich rittlings auf die Sofalehne: „Schön. Ich bin mit allem einverstanden. Nur nicht mit Festspielen von Opern, die kein Ende nehmen.“

Mallingroth, der ein wenig Wagnerianer war, lächelte und sagte: „Das gibt es um die Jahreszeit nicht. Musikalische Festspiele sind ein Hochsommervergnügen.“

„Das ist Geschmackssache, mein guter Christian,“ sagte Heino, „und über den Geschmack und über die Vergnügungen läßt sich bekanntlich nicht streiten.“ Er legte die Zigarette weg und reckte sich: „Also ich soll nicht wissen, wohin die Reise geht? Auch gut. Geheimnisse und Überraschungen sind ganz hübsch, namentlich wenn sie von so guten Freunden vorbereitet werden. Übrigens war ich inzwischen auch nicht müßig. Ich habe mir den Namen ausgedacht, unter dem wir reisen wollen. Denn so, als Herr Ritter und Herr Reiter, wie wir beide das machen, wenn wir allein unterwegs sind, geht es diesmal doch wohl nicht. Ein Inkognito für eine Frau muß

Digitized by Google

etwas mehr Wohlklang haben, und es darf auch nicht allzu kleinbürgerlich sein."

„Also laß hören."

„Ich habe an Blumenbach gedacht. Nach unserm Gute Blumenbach, und du wirst zugeben, daß dieser Name hübsch klingt und ..."

„Und daß er bedenklich nach der Börse schmeckt," unterbrach Mallingroth lachend. „Was sicher nicht deine Absicht ist."

Heino war ganz betroffen: „Donnerwetter, nein! Das geht nicht. Da müssen wir also weiter suchen."

„Wie wäre es mit Reckwerth?" sagte Mallingroth. „Das ist ein unauffälliger Name, und er ist doch altertümlich, er ist bürgerlich, und er hat doch einen besonderen, adligen Klang. Er ist wie geschaffen für ein Inkognito. Was meinst du dazu?"

„Ja, das ginge," meinte Heino. „Nur braucht Grete nichts davon zu wissen ... Und wie willst du heißen?"

„Ich? Ich denke, daß ich in diesem Falle am besten der Hans Christian Mallingroth aus Lübeck bleibe."

„Wie du willst."

„Also dann ist alles erledigt," erklärte Mallingroth. „Und übermorgen früh kann die Reise losgehen."

„Und in drei Wochen ist der schöne Urlaub zu Ende," sagte Heino seufzend. „Und der Dienst geht wieder an und das ganze Leben nach Regel und Gesetz. Dann bin ich wieder der Prinz und der Rittmeister ..."

Mallingroth lachte: „Und ich der höchst korrekte Leutnant. Ich finde, man wird im Laufe der Zeit ein ganz guter Schauspieler."

„Das schon. Aber lohnt sich das?" sagte Heino. „Ich begreife Hermine so gut, daß sie jetzt diese Reise haben will. Wie lange müssen wir noch den ganzen Unsinn von Stall- und Hofdienst mitmachen, Christian? Wir schmieden Pläne über Pläne, und alles bleibt beim alten. Gut, ich bin gern Soldat, ja, und das Reiterdasein ist ja sicher eines der hübschesten in der Welt. Aber ich weiß nicht, je älter ich werde, je länger ich so lebe, wie ich leben muß, um so überflüssiger komme ich mir manchmal vor. Heute nachmittag ging ich einmal über den Hof. Da putzte ein Kutscher, ein junger, forscher Kerl, seinen Wagen, und er sang schmetternd und fröhlich ein Lied über den Platz. Ich fragte ihn, warum er so vergnügt wäre. Zuerst wollte er nicht mit der Sprache heraus. Endlich gestand er mir, daß er in acht Tagen Hochzeit macht, und daß er sich einen kleinen Bauernhof erheiratet. Willst du glauben, daß ich den Burschen beneidet habe? Der weiß wenigstens, warum er in der Welt ist, der hat ein Ziel vor sich, der hat allen Grund vergnügt zu sein. Wir? Was wird mit uns? Wenn wir nicht endlich ein Ende machen, werden wir verstauben und verkümmern. Man avanciert, und man wird alt. Und eines Tages ist man so steif, so vertrocknet und so drollig, wie mein alter Onkel, der Prinz Ernestin, den die Schandmäuler in der Residenz jetzt den Prinzen Rosenrot nennen, weil er sich schminkt, der arme Tropf, wie eine Tänzerin. Ist es nicht einfach entsetzlich zu denken, man würde wie er? Da möchte man doch lieber gleich tot und begraben sein."

Er schwieg mit düsterer Miene, und sie sahen beide einer großen Motte zu, die sich immer wieder bemühte, die glatte Kugel der Lampenglocke zu erklettern.

Heino sagte mit einer kleinen Handbewegung, die nach dem wandernden Tiere zeigte: „Sie hat wenigstens Ausdauer und Energie."

Mallingroth lächelte und seufzte ein wenig: „Du hast wieder deine Sehnsucht nach dem tätigen Leben. Sehnsucht nach Arbeit, die müde macht."

„Ja, Sehnsucht nach unserer Plantage in Afrika," sagte Heino lebhaft. „Von der wir nun, wie mir scheint, wahrhaftig lange genug geträumt haben."

„Im Herbst kommt mein Bruder zurück," sagte Mallingroth und kramte auf dem Tische herum. „Der kann uns beraten. Der ist Fachmann. Der ist schon seit zehn Jahren in den Kolonien."

Heino wurde lebhaft: „Ich würde mich schnell einarbeiten. Du mußt doch zugeben, daß ich ganz geschickt und auch nicht gerade dumm und schwerfällig bin."

„Ein flinker Reiter wie du ist niemals schwerfällig," sagte Mallingroth. „Aber seltsam ist es eigentlich doch, wenn man deine Arbeitslust und deinen Tätigkeits-

Digitized by Google

drang bedenkt. Du bist zum Genießen geboren und willst arbeiten. Ich komme aus solch einem fleißigen, regsamen Geschlecht und müßte eigentlich alle Tugenden meiner Vorfahren geerbt haben, die häuslichen und die geschäftlichen. Leider habe ich wenig genug davon abbekommen. Ich finde es vielmehr sehr angenehm, dem Leben aus einiger Entfernung zuzusehen und fleißig darüber nachzudenken, wie man sich's recht hell und freundlich machen kann, und wie es möglich ist, alles mit allen Fasern zu genießen und jeden Genuß recht zu verfeinern. Auf diese Art ergänzen wir beide uns ja auch so hübsch."

Heino stand auf und ging langsam und nachdenklich durch das Zimmer: „Wenn man dich so hört, könnte man glauben, dir wäre alles ein Spiel. Auch unsere Freundschaft."

Mallingroth war plötzlich ganz ernst geworden. „Nein. Die steht ganz außerhalb und jenseits von allem. Die ist das Bleibende im ewigen Wechsel. Die ist für alles der feste Grund. Aber gerade deswegen, mit so sicherem Boden unter den Füßen, spielt es sich so leicht und gut."

Heino seufzte. „Es ist spät. Ich bin müde."

„Böse?" sagte Mallingroth leise.

Heino schüttelte den Kopf. „Nein. Wie sollte ich wohl dazu kommen? Nur daß ich dich manchmal beneide. Du hast alles, was du willst . . ."

Mallingroth fiel ihm lachend ins Wort: „Sogar einen Prinzen als Freund."

„Einen Prinzen," sagte Heino langsam, „der im Grunde ein rechter Durchschnittsmensch ist . . . Dagegen kann man nichts machen — Aber dabei fällt mir ein, daß ich dich schon die ganzen Tage fragen wollte, was du zu Hermine sagst. Ist sie nicht hübscher geworden seit den Hofbällen, und hat sie sich nicht überhaupt erstaunlich entwickelt?"

„Erstaunlich," sagte Mallingroth, „das ist in der Tat das rechte Wort. Sie ist ganz besonders, und sie fällt ganz aus dem Rahmen ihres Standes. Auf den ersten Blick wenigstens. Sie verdient, daß sie an den ersten Platz im Lande gestellt wird."

„Aber wie wird sie sich da halten und bewähren? Sie ist doch gar nicht für den Thron erzogen."

„Aber dafür geboren. Sie hat einen eigenen Willen, hat Eifer und Pflichtbewußtsein, sie hat Güte. Was will man mehr? Sie ist aus dem Holz geschnitzt, aus dem in bürgerlichen Kreisen die Frauen gemacht werden, die an einen Platz kommen, wo es Arbeit und Verantwortung gibt."

Heino stand nachdenklich am offenen Fenster. „Den Vetter kenne ich kaum. Aber es spricht für ihn, daß er eine arme Frau haben will."

„Er ist, wenn das von einem Erbgroßherzog zu sagen erlaubt ist, ein ordentlicher, guter und einfacher Mensch," war die Antwort. „Er wird deiner Schwester niemals im Wege sein, wenn sie alles entwickeln will, was in ihr liegt. Er wird vielleicht nicht einmal wissen, welch einen Paradiesvogel er da bekommt."

„Trotzdem ist es schwer zu denken, daß ein fremder Mann Gewalt über das süße, blonde Ding haben soll," sagte Heino und trat auf dem Söller in die Nacht hinaus.

Der Freund folgte ihm: „Das ist der Lauf der Welt. Das ist nun einmal so eingerichtet. Das muß so sein. Da kann man nichts machen."

Die Nacht war hell und schön mit vielen Sternen. Der Fluß rauschte, aber der Wald war ganz schweigsam.

Heino atmete tief. „Es ist alles dunkel und wirr. Man kennt sich nicht aus. Und am dunkelsten und am fremdesten ist es, wenn alles so voll ist von Sehnsucht und Duft und Heimlichkeit wie der Frühling und diese Nacht."

⌘ ⌘ ⌘

Nun waren sie schon zwei Tage an ihrem ersten Reiseziel, das Fräulein Reckwerth und ihr Bruder nebst seinem Freunde Hans Christian Mallingroth aus Lübeck.

In der kleinen Stadt mit dem großen Schlosse und dem schönen Park war es schon beinah Frühling geworden, und die Bäume leuchteten förmlich mit ihrem ersten, zarten, grünen Schein im Sonnenlicht, unter einem reinen, fröhlich blauen Himmel.

Die drei jungen Leute wohnten am Markt, in einer altberühmten Herberge, wo jedes Zimmer Geschichte ist, wo jedes Bild und jeder Schrank viel von Tagen erzählen, die gewesen sind, und von vielen großen und berühmten Menschen, von Männern und Frauen, von Fürsten und

Digitized by Google

Dichtern, die einst die Straßen der kleinen Stadt durchschritten haben, die alles, was sie umgab, jedes Haus, das sie bewohnten, jedes Schloß, das sie betraten, zur Unsterblichkeit einweihten.

Sie waren sehr fröhlich und guter Dinge, wie Schüler, die für eine kurze Ferienzeit der engen Haft der Schulstube, dem Zwange des Lernens und des Gehorchens entronnen sind. Vor allen Dingen war es Hermine, die sich hungrig, mit wachsten Sinnen und glänzenden Augen der Welt und dem neuen Leben entgegenwarf, obwohl in den ersten Stunden die unbekümmerte Nähe vieler Menschen — sie hatten auf Mallingroths Rat den größten Teil der Reise in der zweiten Klasse zurückgelegt — sehr viel sonderbarer gewesen war, als sie sich's daheim ausgemalt hatte. Auch das war sehr merkwürdig gewesen, sich am ersten Abend im Hotel, beim Zurechtmachen für die Nacht, mit dem nicht allzu geschickten Zimmermädchen zu behelfen, denn sogar die Jungfer war, trotz aller Mahnungen der Tante, trotz aller spitzigen Redensarten der Schwester zu Hause gelassen. Mallingroth hatte gemeint, eine fürstliche Jungfer würde nicht reinen Mund halten können, sondern sie müßte sich ganz gewiß schon in der ersten Stunde vor den anderen dienstbaren Geistern im Hause mit ihrer Herrschaft und ihrem verborgenen Rang wichtig machen, und dann wäre es sogleich mit der Bürgerlichkeit und dem Nicht-Weiter-Beachtet-Werden aus. Das hatte Hermine sofort eingesehen, und sie hatte sich gleich tapfer gefügt. Sie nahm sich auch vor, durchaus nicht zu zeigen, daß sie mit wahrem Herzklopfen daran dachte, allein in einem unbekannten Zimmer, in einem anderen Bette, in einem fremden Hause zu schlafen, das vielleicht noch die gefährlichsten und die seltsamsten Menschen unter seinem Dache verbarg.

Es gelang ihr denn auch am ersten Abend, beim Gutenachtsagen, sehr heiter und zufrieden auszusehen, obwohl sie nicht verhindern konnte, daß sie auf der breiten braunen Treppe sehr blaß wurde, was aber zum Glück weder Heino noch Mallingroth merkten, die beide brüderlich verliebt in die kleine Prinzessin waren und sehr darauf brannten, endlich allein zu sein, um von ihr und ihrer sicheren Haltung mit Anerkennung und Bewunderung zu sprechen.

Hermine verschwand also mit der heitersten Miene in ihr Zimmer, wo das rothaarige Mädchen ein wenig gähnend seit einigen Augenblicken wartete und dem großen, sehr schönen Koffer viel Aufmerksamkeit schenkte, von dem Mallingroth mit Mühe das verräterische Abzeichen der Fürstenkrone entfernt hatte.

Beim Aufbinden des Haares wollte Hermine wissen — was ihr die Meinung eintrug, daß sie wohl nicht ganz richtig im Kopfe sein müßte —, ob in der letzten Zeit Raub und Mord im Hause vorgekommen wäre. Sie war sehr zufrieden, als ihr das Mädchen mit Nachdruck versicherte, daß solche schreckliche Sachen in einem erstklassigen Hause überhaupt nicht vorkämen. Aber mehr noch als dieser Bescheid beruhigte Hermine der Gedanke, daß Heino und sein Freund gerade gegenüber schliefen, und daß es im Notfall nur ein Sprung bis zu ihrer Tür wäre ... Trotzdem lag sie lange in ihrem Bette wach und horchte ängstlich auf jedes Geräusch im Hause, auf jeden Laut, der von der Straße heraufkam. Die Stille, an die sie gewöhnt war, der Schritt des Wächters auf der heimatlichen Burg, der ruhige Tritt des Postens vor ihrem Fenster im großherzoglichen Schlosse fehlten ihr. Dafür hatte die Nacht plötzlich mit Türen, die sich öffneten und schlossen, mit den Schritten der Vorübergehenden, mit verspäteten Wagen, mit Worten, die unter ihrem Fenster laut wurden, allerlei Stimmen, die ihr zwar nicht fremd waren, in denen aber doch Neues und Ungewohntes lag. Alles sonst Alltägliche, das Knacken einer Treppe, das Rollen eines Wagens, ein hallender Schritt, ein Ruf in der Dunkelheit, das alles hatte plötzlich etwas Sonderbar-Bedeutungsvolles, darin lagen Rätsel und Geheimnisse. Bei ihrem gespannten und ängstlichen Hinaushorchen in die Dunkelheit und in das fremde Haus erschien ihr plötzlich diese Reise als Wagnis und Abenteuer, und sie hätte viel darum gegeben, wenn sie mit einem Schlage daheim und in ihrem eigenen Zimmerchen gewesen wäre, wo sie jedes Stück und jeden Winkel, ja, alle Schatten der Dinge kannte.

Digitized by Google

Sie nahm sich vor, die ganze Nacht wach zu bleiben, damit in Schlaf- und Wehrlosigkeit nichts über sie kommen könnte, aber sie lag kaum eine Stunde, als ihre Augen schwer wurden, und ein fester Schlaf ohne Träume aller Bangigkeit und Unruhe das schönste Ende bereitete. —

Vom ersten Morgen in dieser Stadt der Erinnerungen an gaben sie sich Mühe alle Sehenswürdigkeiten zu besuchen, die der Führer empfahl, den Mallingroth gleich bei der Ankunft, schon auf dem Bahnhofe, gekauft hatte. Da waren die Schlösser und die Dichterhäuser, da war die Fürstengruft und die Bibliothek, da waren Gärten und Kirchen, da war das Theater und ein Museum, da waren Parks und Schlösser vor der Stadt. Und alles, alles war vom Licht der großen Vergangenheit verklärt und vergoldet, wie ein Gebirge vom Sonnenuntergang.

Sie wanderten sehr gewissenhaft durch diese stille Welt, Fremde unter Fremden, und hörten schweigend und andächtig wie die anderen den Dienern und Kastellanen und Lakaien zu, die viel und mehr zu erzählen hatten, als was schon im Führer stand, aus dem Mallingroth beim Frühstück und beim Tee vorlas. Trotzdem hatte nur Mallingroth ein klares und einigermaßen richtiges Bild von dem, was hier einst gewesen war, was sich hier, für die ganze Welt Licht gebärend, zugetragen hat. Er kannte alles, was er sich jetzt mit Hermine und Heino zeigen ließ, von früheren, oft wiederholten Besuchen her, und, verliebt in diese Stadt der Dichter und einer Fürstin, die sich gleich, als die Sorge und Bürde der Regentschaft von ihr gefallen war, einen Hof der Schönheit, des feinsten und erlesensten Genießens geschaffen hatte, war ihm der Einfall gekommen, Hermine herzuführen und ihr alles zu zeigen, was im Laufe eines Jahrhunderts von dieser Frau und ihrem Wirken und Leben übriggeblieben war. Aber schon am zweiten Tage, als sie vom Sehen und Zuhören müde wurde, und als sie mit leiser Enttäuschung sagte, daß sie bei ihrer Reise ins Bürgerliche auch noch ganz gern andere Menschen sprechen hörte, als Diener und Lakaien, deren erhabenes Herablassen sie ungemein belustige, sah er ein, daß er mit der Wahl dieses Reiseziels einen Fehler gemacht hatte, und er beschloß, den Aufenthalt abzukürzen, um den beiden Fürstenkindern in einer großen Hafenstadt einen Platz der Arbeit, eine Stätte des Fleißes und eine Hochburg bürgerlichen Lebens zu zeigen.

So waren zwei Tage dahingegangen.

Am nächsten Mittag, als sie im Wagen durch die lange, adlige Allee von einem Rokokoschlößchen am Hügelhang nach der Stadt zurückkehrten, und als sie alle drei ein wenig müde und abgespannt eine Weile geschwiegen hatten, sagte Mallingroth: „Ich denke, daß wir morgen weiterfahren."

„Wie du willst." Heino sah fragend und von der Seite Hermine an. „Was meinen das gnädige Fräulein dazu?"

„Ich bin ganz einverstanden," sagte sie sehr ernsthaft. „Ja, ich bin beinah froh, daß es weitergeht."

„Gefällt es Ihnen hier denn nicht?" fragte Mallingroth ganz erschrocken.

Sie zögerte. „Doch, aber mich bedrückt soviel."

„Kleine Grüblerin," sagte Heino. „Was quält dich denn?"

„Daß die anderen, die hier gelebt haben, so groß und bedeutend waren." Hermine sprach es fast sorgenvoll. „Das quält mich."

Heino schwieg ein paar Augenblicke. Dann meinte er mit einem leisen Vorwurf: „Du bist sehr ernst geworden. Und ich dachte, wir wollten auf dieser Reise recht lustig sein."

„Das hatte ich auch erst gedacht," sagte Hermine. „Aber ich muß soviel vergleichen."

Heino sah sie groß und ernst an. „Du kommst mir vor wie eine, die eine steile Treppe hinaufgeht. Wir andern stehen unten und können nicht mit. Wirst du dich, wenn du oben bist, einmal nach uns umsehen?"

Hermine nickte und streichelte seine Hand. „Du lieber Bruder —"

„Du bist in diesen Tagen schon ein ganzes Stück von uns fortgegangen," fuhr Heino fort. „Es ist, als wären wir und die, mit denen du bislang gelebt hast, schon von dir abgefallen und hinter dir versunken."

„Ihr seid bei mir," sagte sie und lächelte dem Bruder und seinem Freunde gut und

dankbar zu. „Allerdings die anderen ... Das ist etwas anderes. Wenn ich an die Tante denke und an Grete und erst gar an den Kammerherrn, an die Ausdembusch und die anderen Leute im Hause, dann ist es wirklich so, als ob ich schon oben auf der steilen Treppe stände, ganz oben, und die anderen sind unten und sind ganz fern und ganz klein."

Heino beugte sich vor und fragte leise und schnell: „Und dein zukünftiger Gemahl? Wo ist der gute Vetter eigentlich, wenn du von deiner steilen Treppe herabsiehst? Ist der auch unten, bei den anderen, oder steht er, wie es eigentlich wohl sein sollte, neben dir?"

Hermine senkte mit brennenden Wangen den Kopf und seufzte: „Noch bin ich ganz allein ... Und wenn ich an den Vetter denke, steht er wie in Nebel und Zwielicht. Ich weiß nur, daß er mir neulich gut gefiel, als er aus dem Auto sprang, und als er so schmuck und schnell die Treppe hinaufstieg ..." Dabei brach sie plötzlich ab und wandte den Kopf zur Seite.

Dann kam ein kleines Schweigen, und Mallingroth machte Heino mit einer Handbewegung auf ein hübsches, neues Haus aufmerksam, das unter alten, hohen Bäumen lag.

„Ja, gefiele mir schon ganz gut," sagte Heino. „Nur dürfte mein Haus nicht so dicht an der Straße stehen. Ich liebe es nicht, wenn einem die Leute durch die Fenster und in die Suppenteller sehen können."

„Meine Großeltern hatten ein Landhaus an einem hübschen blauen See oben in Holstein irgendwo," meinte Mallingroth. „Das sah ganz ähnlich aus. Als Kinder waren wir immer in den Ferien dort, und wir haben glückselige Tage darin verlebt."

Heino nickte: „Ferien und Urlaub —: das ist das Schönste."

Dann kam wieder die Stille, und sie waren nun schon ganz nahe an der Stadt.

Hermine saß mit leise zur Seite geneigtem Kopfe da und lächelte und sah in die Weite. Sie hatte die Handschuhe ausgezogen und strich leise mit der rechten Hand über den Goldfinger der linken, so, als suchte sie dort einen Ring.

„Was denkst du denn, Kleine?" Heino stieß die Schwester sanft an. „Muß ich dich wieder wecken wie früher die Lehrerin in den Stunden? Du bist wieder ganz weit weg."

„Ich sah den Tauben dort über den Bäumen nach und dachte an das Fliegen," sagte Hermine. „Ich träume so oft davon, daß ich weit über die Welt flöge. Immerzu durch Sonnenschein und Himmelsblau und ganz große Helligkeit. Und das ist wunderschön."

„Ja, das ist schön," warf Mallingroth lebhaft ein. „Viel schöner, als es sich beschreiben läßt. Wir haben jetzt ja auch einen Flugplatz in unserer Garnison, und einer unserer Flieger, mit dem ich gut bekannt bin, nimmt mich manchmal mit."

„Beneidenswert!" sagte Hermine. „Ich denke mir, daß es noch schöner als das Reiten ist. Und ich bilde mir ein, man müßte beim Fliegen immerzu Musik hören, wunderschöne, reine Musik in ganz hohen Tönen, Musik, die es auf Erden gar nicht gibt."

Heino machte erstaunte Augen: „Kleine, an dir ist eine Dichterin verloren gegangen. Woher hast du all diese Einfälle und all die schönen Worte?"

„Ich male mir so gern die Welt mit bunten Bildern aus."

‚Prinzessin aus dem Märchen,' dachte Mallingroth, ‚entweder lebt sie zweihundert Jahre zu spät oder zu früh.'

Und nun bog der Wagen um die Ecke, und der alte Markt lag vor ihnen mit seinen stillen Häusern, ganz friedlich und verlassen im Sonnenschein, beinah wie träumend.

„Wie ein Bild ist hier alles." Heino schüttelte sich plötzlich, als ob er fröre. „Wie verzaubert und versteinert. Ich glaube, lange könnte ich hier nicht leben, oder wenn ich lange bliebe, finge ich an, am hellen lichten Tage Gespenster zu sehen."

Dann lachten sie alle drei herzlich und stiegen aus. (Schluß folgt)

Reinhold Lenz

Von Karl Strecker in Berlin

Im Theatergetriebe unserer Zeit sind Stunden, die für den Zuschauer eine Art Weihe und Daseinserhöhung bedeuten, nicht gerade häufig; um so dankbarer ist man dafür, wenn sie zugleich verschüttete Schätze der Dichtung heraufholen und unvermuteten Glanz überraschend ans Licht ziehen. Ein solcher Abend ward uns im Oktober dieses Jahres im Deutschen Theater zu Berlin beschert. Direktor Reinhardt gab die „Soldaten" von Jakob Michael Reinhold Lenz; er hatte seine ganze Meisterschaft als Spielleiter darangesetzt, das Stück „so zu spielen, wie der Dichter es gedichtet hatte" — ein treffender Ausdruck Grabbes für die Vollkommenheit einer Theateraufführung. So geschah das Wunder, daß ein vielverkannter, unglücklicher deutscher Dichter nach anderthalb Jahrhunderten endlich zu seinem Recht kam, sein bestes Drama wurde „entdeckt". Freilich sind die „Soldaten" früher schon über die Bretter gegangen, in den sechziger Jahren in Wien — nach einer wenig glücklichen Bearbeitung Bauernfelds — und vor zwei oder drei Jahren in München. Aber was nützt eine Aufführung, die nicht den Sinn der Dichtung aus der Schale zu lösen vermag, nicht ihr eigentümliches Wesen herausbringt? Von keiner früheren Aufführung dieses Dramas hat uns jemand berichtet, daß sie für ihn ein Erlebnis, eine Offenbarung bedeutet hätte. Hier war beides.

Selbst uns alten Lenz-Verehrern wurde damit eine Überraschung bereitet. Wir sahen die Wirkung eines ungemein eigenwilligen und ursprünglichen Dichters auf Zuschauer, die im allgemeinen gerade für derartige Ausgrabungen so wenig wie für derartige urwüchsige Poetennaturen die rechte Empfänglichkeit voraussetzen lassen, oder die — was das Schlimmste ist — aus den Literaturgeschichten ganz genau wissen, daß Lenz ja doch nur ein „Halber" war, eine zerrüttete Natur, die im Wahnsinn endete und Spuren davon schon in frühen Dichtungen aufweist. Aber Genie und Wahnsinn sind gefährliche Nachbarn, man sollte sich hüten, aus dem letzten Zusammenbruch eines so tragisch Begnadeten Schlüsse auf das frühere Schaffen zu ziehen. Lenz sowohl wie Hölderlin, Lenau, Nietzsche haben in gesundem Schaffen Unvergängliches hervorgebracht, an dem nur schnüffelnde Wichtigtuerei gewisser „Forscher" „Spuren entdeckt", wie sie schließlich bei jeder ungewöhnlichen Begabung zu finden wären.

Nein, Lenz war wirklich ein Dichter von Reiz und Rang, dieser Morgenstern entschwand nur darum allzufrüh den Blicken der Welt, weil die Sonne Goethe sogleich neben ihm aufging. Es war die feurigste Zeitspanne der deutschen Dichtung, in der diese frühen Talente auftauchten, diese Stürmer und Dränger, Goethes Jugendgenossen. Gleichzeitig, wie nach einem Gewitterregen, schossen sie empor. Lenz, Klinger und Leisewitz sind fast zur gleichen Zeit, Goethe nicht viel früher geboren, im Jahre 1774 erscheint Bürgers „Lenore", im selben Jahr entstanden Lenzens „Soldaten". „Sturm und Drang", die „Zwillinge", die „Kindermörderin", der kleine „Faust" des Malers Müller, und Goethes „Stella" sind Früchte desselben Jahres. Es sprießt und blüht überall auf geistigemkünstlerischem Gebiet, es ist eine Lust zu leben.

Der Name Lenz ist so recht bezeichnend für diese Geniezeit. Wie Frühlingsbrausen weht es durch die Welt. Fortgeweht sind „Empfindsamkeit" und verstandesgemäße „Aufklärung", die beiden Hauptströmungen der voraufgegangenen Literaturspanne, Rückkehr zur Natur heißt das von Rousseau übernommene Feldgeschrei, innere Befreiung gilt's von allen Fesseln der Herkömmlichkeit und Knechtschaft, um der Phantasie, dem Gefühl, der Leidenschaft freien Raum zu schaffen. In dieser frischen Bewegung von unmeßbarer Bedeutung stürmt gleichzeitig ein ganzes Rudel junger Talente über die Bahn. Zu Anfang kann man noch nicht erkennen, wer die Stärkeren, wer die Schwächeren sind: wie bei dem Ablauf eines Wettrennens scheinen alle gleich an Kraft, die auf gleicher Bahn einem gleichen Ziel zustreben. Aber schon nach den ersten weitausgreifenden Sprüngen bleiben ein paar zurück. Das Reiterfeld zieht sich in die Länge, und nach kurzer Zeit schon hat der junge Goethe die Spitze; weiter und weiter bleiben die anderen hinter ihm, er allein erreicht, was sie alle erstrebten.

Der aber, der, allenfalls neben dem Maler Müller, sich am längsten noch in Goethes Nähe hielt, war Reinhold Lenz. Ein Livländer Pfarrersohn, den Goethe in seinen Lebenserinnerungen so beschreibt: „Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne wohl anstand." Mit der so gezeichneten Persönlichkeit scheint es in wunderlichem Gegensatz zu stehen, wenn Goethe wenige Zeilen weiter von ihm sagt: „Nie-

Digitized by Google

mand war vielleicht fähiger als er, die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakespeareschen Geistes zu empfinden und nachzubilden."

Hier tritt schon das Zwiespältige und Brüchige in Lenzens Natur hervor, das sich durch sein Leben wie durch sein Schaffen hinzieht und das ihm zu überbrücken nicht gelingen sollte. Als Zwanzigjähriger bricht er 1771 seine sichere Theologenlaufbahn ab, um in die „wärmeren Gegenden, näher der Sonne" zu ziehen. Über Berlin nach Straßburg, wo Goethe noch bis zum August 1771 blieb und die beiden noch Unberühmten sich kennen lernten, ohne sich zunächst näherzutreten. Lenz beschäftigte sich in dieser Zeit hauptsächlich mit Übersetzungen des Plautus, in denen er freilich den antiken Stil oft fallen ließ und Gedanken, Redewendungen und Zustände seiner Zeit hineinverflocht. In dieser Weise hat er fünf Stücke des Plautus bearbeitet, mit großem Geschick, natürlicher Sprache, munterem Witz und anschaulicher Szenerie. Goethe äußerte sich hierzu aus Frankfurt, wo er sich damals, 1773, aufhielt, in zustimmendem Sinne; er wollte sogar in der Zeitanpassung noch weiter gehen, was Lenz dann sogleich in seiner spielerischen Art übertrieb und, statt die lateinischen Namen durch solche zu ersetzen, wie sie das bessere deutsche Lustspiel damals zu wählen pflegte, gleich „Herrn Meyer" und „Herrn Fischer" auftreten ließ.

Auch in diesem kleinen Zuge erkennt man seine Art und einen tieferen Grund für die Tatsache, daß ihm ein in gleichmäßige Form gegossenes ruhig und sicher abgestimmtes Werk nicht gelungen ist. Goethe macht in „Wahrheit und Dichtung" einen Versuch, diesen unsicheren Charakter des jungen Nordländers zu erklären. Er geht von jener Selbstquälerei aus, die damals an der Tagesordnung war, „da man von außen und von anderen keine Not hatte", und die „gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte". Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend quält, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen, „das ward von den besseren scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengen sittlichen Forderungen an sich und andere zu der größten Fahrlässigkeit im Tun, und ein aus dieser halben Selbsterkenntnis entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten in der Selbstbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende empirische Psychologie, die nicht gerade alles, was uns innerlich beunruhigt, für bös und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; und so war ein ewiger, nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten, übertraf nun Lenz alle übrigen Un- und Halbbeschäftigten, die ihr Inneres untergruben, und so litt er im allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werthers abgeschlossen sein sollte."

Jakob Michael Reinhold Lenz
Nach einem zeitgenössischem Kupferstich

Hier scheint Goethe in der Tat Lenzens geheimste Seelennöte zu erkennen und treffend zu erläutern. In allem, was er später über Lenz sagt, merkt man aber eine geheime Verstimmung, einen Anflug persönlicher Kränkung, die ihm die Feder führt und daher ungerecht wird. Das hat man bisher fast durchweg übersehen, weil Goethe eben in dem Vorherigen sachlich-gerecht scheint. Und doch gibt es einen sicheren Schlüssel zu der Schiefheit und Ungerechtigkeit seiner späteren Beurteilung des Jugendgenossen: das ist seine wegwerfende Mei-

Digitized by Google

nung über die „Soldaten". Es erinnert an die Urteile Goethes über Heinrich von Kleist. Während aber die Literarhistoriker Kleist durchweg mit berechtigter Entschiedenheit gegen das Goethesche Mißurteil in Schutz nehmen, hat seine Meinung über Lenz auf die meisten späteren Kritiker abgefärbt — ich brauche wohl nicht zu sagen, daß diese Feststellung nicht etwa Lenz dem erheblich größeren Kleist gleichwertig an die Seite stellen soll.

Goethe beklagt sich, daß Lenz im Gegensatz zu anderen, die „offene, ehrliche Seelen" waren, einen „entschiedenen Hang zur Intrige hatte, und zwar zur Intrige an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Haß waren imaginär."

Liest man hier zwischen oder gar hinter den Zeilen, so wird man finden, daß in der Erläuterung schon eine Berichtigung liegt. Man muß bei Worten wie „entschiedenen Hang zur Intrige" und dem „Unterschied von den offenen, redlichen Seelen" an einen ränkevollen Bösewicht denken; jetzt aber erfährt man, daß Lenz gar nicht aus selbstsüchtigen Zwecken, sondern als ein Dichter, der wohl ein wenig Märtyrer seiner Phantasie war, allerhand Seltsamkeiten dieser Art trieb. Goethe scheint denn auch einlenken zu wollen, indem er fortfährt: „Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit miteinander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte, und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurteilen."

So kommt uns Goethe selber auf halbem Wege entgegen, wenn wir sein Urteil über Lenz als im wesentlichen ungerecht erkennen. Auf die „Lustspiele nach dem Plautus" folgten „Der Hofmeister" und im selben Jahre noch „Anmerkungen übers Theater". Lenz tritt sogleich selber als Hofmeister der Dichtung auf, nachdem er die Hofmeisterei in jener Komödie als den Quell alles Übels hingestellt hat. Bewundernswert ist in dieser Komödie die Kunst des Dichters als Zeichner. Wir treten in eine Galerie von scharfumrissenen Charakterköpfen, alle aus dem Leben gegriffen und von dem Licht ihrer Zeit umflimmert. Und doch werden sie nicht um ihrer bloßen Charakteristik willen gezeichnet, sondern zusammengeführt, damit sie sich gegenseitig ineinander spiegeln, durcheinander entwickeln und miteinander ein Schicksal erzeugen. Das alles zeigt die Meisterhand eines Dramatikers großen Stils. Nur schade, daß deutliche Lehrabsicht ihr graues Gesicht mit der Hornbrille gewichtig aus dem Buch hervorreckt: das Unheil der Privaterziehung soll „gegeißelt" werden. Derartige Beweisführungen sind in einem Kunstwerk allemal vom Übel, Beispiele beweisen am wenigsten dann etwas, wenn sie selbsterfundene Gestalten, selbsterfundene Schicksale darstellen. Freilich gibt es heute noch Bühnendichter, die einen Stand zu treffen glauben, wenn sie einen Angehörigen dieses Standes als töricht oder schlecht hinstellen. Aber Dichter vom Range eines Lenz sollten das eigentlich vermeiden.

Es ist auch verwunderlich, daß Lenz diesen Fehler nicht selber erkannt hat, denn es fehlte ihm durchaus nicht an klarem Kunstdenken, wie seine „Anmerkungen übers Theater" bezeugen. Mit kraftgenialischem Ungestüm werden hier die Lehrmeinungen des Aristoteles und der Franzosen über den Haufen geworfen. Im ernsten Drama soll es nicht auf die Handlung, sondern auf den Charakter ankommen. Umgekehrt in der Komödie. (Dies ist ein arger Trugschluß.) Lenz meint weiter: Die Charaktere müssen in voller Natur sich frei darstellen, aus ihnen entwickelt sich frei die Handlung. Dies werde aber durch die Theorie der Form verhindert mit ihren willkürlichen Regeln. Der wahre Genius sagt sich von ihnen los, er ist nur darauf bedacht, die Natur, wie er sie in sich empfindet, rein darzustellen.

Sicherlich sind diese Grundzüge wahr, sie entsprechen auch vollkommen germanischem Kunstempfinden. Wie nahe ihnen Goethe damals stand, zeigt sein folgender Ausspruch: „Es ist einmal Zeit, daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über die Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alles hieß, und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgeht, der sich sonst von selbst zu geben schien. Das Zusammenwerfen der Regeln gibt keine Ungebundenheit; und wenn ja ein Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes."

Man sieht: es waren übereinstimmende Ideen, die den jungen Goethe und den jungen Lenz bewegten, und nicht was die kühl nachwägende Exzellenz zu Weimar vierzig Jahre später in „Wahrheit und Dichtung" über den inzwischen längst geendeten und beinahe vergessenen Jugendgenossen sagt, gibt uns das rechte Verhältnis der beiden in Straßburg, sondern der Stammbuchvers Goethes an Lenz:

Zur Erinnerung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen,
Noch im letzten Augenblick
Lass' ich Lenzen dies zurück.

Man könnte das Verhältnis Lenzens zu Goethe dem Marlowes zu Shakespeare vergleichen, aber treffender ist das Wort von dem „unausgewachsenen Goethe". Er hat Verse geschrieben, von denen man nicht

Digitized by Google

wußte, ob sie von Goethe oder von Lenz stammten, ähnlich war es mit seinen theoretischen Leitsätzen und auch in dem verfehltesten seiner Bühnenstücke noch finden sich Auftritte, deren sich ein Goethe nicht zu schämen brauchte.

Das sehen wir am Beispiel der „Soldaten“, die, während ich dies niederschreibe, noch immer auf dem Spielplan des Deutschen Theaters stehen, trotz den sich drängenden Neuheiten, und damit ihre Lebenskraft beweisen. Freilich dachte Lenz selber nicht gering von diesem Drama. „Es ist wahr und wird bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten. Amen.“ So schrieb Lenz im Juli 1775 an Herder, als er dessen „heiligen Händen“ das Stück übergab, „das sein halbes Dasein mitnahm“.

Diese hohe Meinung, die der vom Leben verurteilte Dichter hier von seinen „Soldaten“ ausspricht, ist wohl zu verstehen. Sie sind sein gelungenstes Werk, was man auch gegen einzelnes, besonders gegen die Schlußszenen sagen mag. Getreu seiner Überzeugung — die mehr als hundert Jahre später von unseren „Naturalisten“ wieder vertreten wurde — nämlich daß eigenes Erleben den Stoff zum Schaffen bieten müsse — hat er in den „Soldaten“, wie schon im „Hofmeister“ aus eigensten Erfahrungen und Beobachtungen geschöpft. Seine Liebe zu Cleophe Fibich, der Tochter eines Galanteriewarenhändlers zu Straßburg, gab den Anlaß zur Fabel, die sich im Bürgerhause Wesener abspielt. Und von seinen Erfahrungen in Soldatenkreisen schreibt er selber an Herder: „Ich hab' einige Jahre mit den Leuten gewirtschaftet, in Garnison gelegen, gelebt, hantiert.“ Und wirklich, trotz der „Einform“ des Soldatenrocks sehen wir hier eine Galerie von Charakteren, die aus der Wirklichkeit sind, jeder ein Mensch für sich mit eigenem Lebenskreise, eigenen Liebhabereien und Schrullen. Diese Auftritte der Offiziere sind aus dem Leben selbst hergeholt, aber nicht minder echt sind die im Bürgerhause.

Wer sich in kurzem ein Urteil über die gedrängte Kraft und das starke Gefühl in diesem Drama bilden will, der achte beim Lesen auf die Auftritte zwischen dem alten Wesener und Marie (I, 6), er koste die tolle Liebesszene zwischen Marie und Desportes mit den Nebenfiguren der Jungfer Zipfersaat und der Großmutter (II, 3), das kurz skizzierte, erstaunlich naturwahre Verhältnis der beiden Schwestern zueinander (III, 3),

Camilla Eibenschütz als Marie Wesener in der Aufführung von Reinhold Lenz' „Soldaten“ im Deutschen Theater zu Berlin (Phot. Zander & Labisch)

die vielen derben, aber echten Soldatenszenen, den tragischen Lebensausschnitt aus dem Heim des unglücklich liebenden Tuchhändlers Stolzius, dieses Vorläufers des Brackenburg im „Egmont“. Stolzius sitzt mit verbundenem Kopf an einem Tisch, auf dem eine Lampe brennt, einen Brief in der Hand. Seine Mutter steht neben ihm.

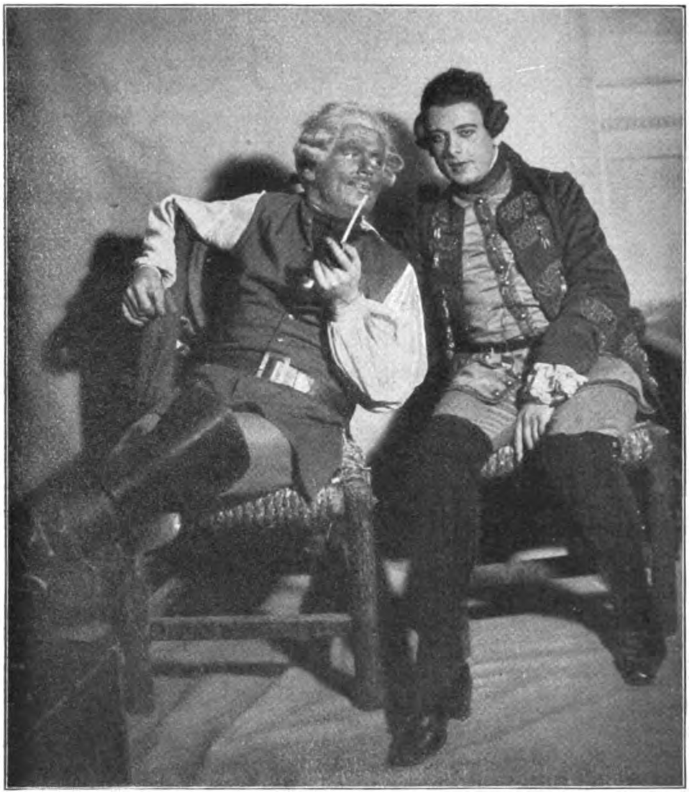
Mutter: Willst du denn nicht schlafen gehen, du gottloser Mensch! So red' doch, so sag' was dir fehlt, das Luder ist deiner

nicht wert gewesen. Was grämst du dich, was wimmerst du um eine solche — Soldatendirne.

Stolzius (mit dem äußersten Unwillen vom Tisch sich aufrichtend): Mutter —

Mutter: Was ist sie denn anders — die — und du auch, daß du dich an solche Menscher hängst.

Stolzius (faßt ihre beiden Hände): Liebe Mutter, schimpf' nicht auf sie, sie ist unschuldig, der Offizier hat ihr den Kopf verrückt. Seht einmal, wie sie mir sonst geschrieben hat. Ich muß den Verstand



Eduard von Winterstein (Major Haudy) und Johannes Riemann (Desportes) in der Aufführung von Lenz' „Soldaten" im Deutschen Theater zu Berlin (Phot. Zander & Labisch)

darüber verlieren. Solch ein gutes Herz!

Mutter (steht auf und stampft mit dem Fuß): Solch ein Luder! — Gleich zu Bett mit dir, ich befehl' es dir. Was soll daraus werden, was soll da herauskommen? Ich will dir weisen, junger Herr, daß ich deine Mutter bin.

Stolpius (auf seine Brust schlagend): Marierl — nein, sie ist es nicht mehr, sie ist nicht dieselbe mehr — (Springt auf.) Laßt mich —

Mutter (weint): Wohin, du Gottvergessener?

Stolzius: Ich will dem Teufel, der sie verkehrt hat — (fällt kraftlos auf die Bank, beide Hände in die Höhe). O, du sollst mir's bezahlen, du sollst mir's bezahlen. (Kalt.) Ein Tag ist wie der andere, was nicht heute kommt, kommt morgen, und was langsam kommt, kommt gut. Wie heißt's in dem Liede, Mutter, wenn ein Vöglein von einem Berge alle Jahr ein Körnlein wegtrüge, endlich würde es ihm doch gelingen.

Mutter: Ich glaube, du phantasierst schon (greift ihm an den Puls), leg' dich zu Bett, Karl, ich bitte dich um Gottes willen. Ich will dich warm zudecken, was wird da herauskommen, du großer Gott, das ist ein hitziges Fieber — um solch eine Metze —

Stolzius: Endlich — endlich — — alle Tage ein Sandkorn, ein Jahr hat zehn, zwanzig, dreißig, hundert — (die Mutter will ihn fortleiten). Laßt mich, Mutter, ich bin gesund.

Mutter: Komm nur, komm (ihn mit Gewalt fortschleppend), Narre! — Ich werd' dich nicht loslassen, das glaub' mir nur. (Ab.)

Man sieht an diesen Auftritt die Meisterschaft des Dichters in künstlerischer Verkürzung der Worte, der Gefühle. Woher die Verzweiflung des armen Tuchhändlers? Seine Braut Marie hat sich mit einem Offizier eingelassen. Von ihren schwachen Eltern, die an eine Heirat mit dem vornehmen Herren glauben, mehr unterstützt als gehemmt. Der Offizier ist ein herzloser Don Juan und verläßt sie. So wandert das schwache Geschöpf von eines Kameraden Hand in die andere und sinkt. Diese Herabentwicklung der tragischen Hauptgestalt von Stufe zu Stufe ist meisterlich geschildert. In der Charakteristik des Vaters sehen wir ihre Haltlosigkeit vorgezeichnet. Selbst ihre stärkere Schwester Charlotte hat noch immer etwas von der leichten Art der Familie, die übrigens straßburgisch ist; Flandern, und die uns heute so geläufigen Orte Lille und Armentières sind nur Decknamen.

Die Kunst des Dichters zeigt sich besonders in der Unerbittlichkeit, mit der dies Sinken von Stufe zu Stufe vor sich geht, trotz der geschickt angebrachten Hemmungen:

Digitized by Google

daß die beiden späteren Liebhaber anständiger gewesen sind, als ihr Verführer, und daß die Gräfin de la Roche, mit ihrer ebenso gütigen wie stolzen Lebensweisheit alles tut, die Unglückliche zu retten. Vergebens: sie ist dem Lebensgesetz verfallen; zu ihrem Verlobten führt kein Weg mehr zurück, denn er selber hat in seiner Verzweiflung dem Verführer und sich eine Ende gemacht. Sie liegt endlich als Bettlerin auf der Straße, wo ihr Vater sie aufspürt und heimschleppt. Dies Bürgermädchen mit seiner Unerfahrenheit, seiner lebenskräftigen Freude an Putz und Genuß, seinem Frohsinn und endlich seinem Verzweifeln konnte nur ein Dichter von ungewöhnlicher Gestaltungskraft auf die Bretter stellen. Hebbel meint, dem Drama fehle zur Vollendung nichts weiter als die „höhere Bedeutung" der verführten Marie. Aber dieser sonst so treffsichere Kunstdenker will hier seine persönliche Eigenart, die immer grüblerisch auf Vertiefung drängt, dem natürlich empfindenden Lenz aufpfropfen; Lenz wollte ja ein Stück Leben gestalten, kein „bedeutendes Mädchen" hinstellen, keine Ideen entwickeln. Denn die Schrulle, mit der er am Schluß gegen die Ehelosigkeit der Offiziere den warnenden Zeigefinger des Hofmeisters erhebt, läßt man mit Recht beiseite; diese letzte Szene wurde auch am Deutschen Theater gestrichen.

Man erstaunt, wenn man dies Stück in einer so feiner ebenbürtigen Darstellung sieht, immer wieder über die Freiheit und Keckheit, mit der dieser junge Geist Welt und Menschen sieht. Wie weiß er das echte Wort für menschliches Empfinden zu setzen, wie bestimmt ist seine Auffassung alles Wirklichen. Und doch! Lenz hatte selbst bei diesem seinem frühen Meisterwerke schon nicht die Goethesche Gesundheit und durchhaltende Kraft, die so hohem Wert gewachsen bleibt. Etwa von der Mitte des vierten Aktes ab sehen wir, wie seine bis dahin ruhig und sicher gestaltende Künstlerhand plötzlich zu zittern beginnt. Er macht Ansätze, Striche, Punkte, wo er vorher reine Linien zog. Er wirft grelle Farbenkleckse hin, er zeigt die aufgepeitschte Kraftgebärde statt der vorher still bewährten Kraft. So kommt, trotz dem tiefen Ernst und der Ergriffenheit, mit der man den Vorgängen auf der Bühne bis dahin gefolgt ist, um die Mitte des vierten Aktes plötzlich auch über den Zuschauer eine gewisse Unruhe. Er merkt, wie der Dichter die Herrschaft über seine Gestalten verliert. Ihn verwirrt das Sprunghafte, genialisch Gewollte und Überspannte. Gerade bei den Szenen, die uns mit tragischem Sturm und Wetter durchschütteln sollen, bei der Vergiftung des Verführers durch den Tuchhändler und dem Sichwiederfinden von Vater und Tochter, bleibt man innerlich kalt, ja man wehrt sich hier an manchen Stellen vergebens gegen den Eindruck einer Parodie.

Aus der Schlußszene von Lenz' „Soldaten" in der Aufführung des Deutschen Theaters zu Berlin
Wilhelm Diegelmann (der alte Wesener) und Camilla Eibenschütz (die Tochter Marie)

Nach den „Soldaten" hat Lenz denn auch nichts diesem geschlossenen Werk Ebenbürtiges mehr geschaffen. Romantische, unerwiderte Neigungen zu Friederike Brion, zu Cornelia Schlosser, der Schwester Goethes, und zu Henriette von Waldner, der späteren Baronin Oberkirch, förderten seine welt-

schmerzlichen Anwandlungen. Er findet in seinen Gedichten ergreifende Klänge hierfür:

Tötendes Leben,
Gaukele hin,
Kannst du dem Sinn
Träume nur geben,
Freuden und Schmerzen,
Glücke das quält,
Das sich dem Herzen
Nimmer vermählt.

Anklänge an diese Herzenserlebnisse finden sich auch in der Komödie: „Die Freunde machen den Philosophen", die uns schon einen vollen Einblick in die Zerrissenheit und den Lebensüberdruß des erst Sechsundzwanzigjährigen geben. Er schrieb in dieser Komödie die Tragödie von dem „Mann mit dem goldenen Gehirn", wie Daudet einmal von einem ähnlichen Talent sagt, von dem geistig Freigebigen, der anderen seinen Verstand und seine Kraft geopfert hat und nun selber arm und leer dasteht, ein Menschenverächter wie Timon. Sehr bezeichnend beginnt diese Komödie:

Stephan: Ich bin alles geworden — und bin am Ende nichts. Sie haben mich abgeritten wie ein Kurierpferd: ich bringe den Meinigen ein Skelett nach Hause, dem nicht einmal die Kraft übriggelassen ist, sich über seine erstandenen Mühseligkeiten zu beklagen.

Awist: Das Herz möchte mir brechen. Wie ich Euch zu Hause 'kannt habe! Wo ist Eure Munterkeit, Witz, Galle, alles das nun? All unsere fröhlichen Zirkel erstarben, als Ihr uns verließet: Ihr werd't sie nicht wieder beleben.

Stephan: Ins Kloster oder in eine Wüstenei, das sind so meine Gedanken. Jeder Mensch, den ich ansehe, jagt mir einen Schrekken ein; ich denke, er verlangt wieder etwas von mir und ich habe nichts mehr ihm zu geben. — — —

Auch in seinem letzten zusammenhängenden Bühnenwerk, einer „dramatischen Phantasie", „Der Engländer" tauchen erschreckende Spuren seines mehr und mehr ins Krankhafte gleitenden Zustandes auf. Schrill klingt hier der Fluch eines untergehenden Mannes gegen die Welt, die ihn betrogen hatte in dem Schrei des sterbenden Robert vor seinem Beichtvater auf: „Behaltet euren Himmel für euch!" Der letzte Akt dieser aus Liebesleidenschaft geborenen Phantasie schildert das Sterben eben jenes Robert, dessen Gehirn aus den Fugen gehen will, und der mit seiner letzten Kraft sich aufbäumt gegen die kalte Vernunft, die flachen Einlullungsversuche seiner, ach, so gesunden Umgebung. Im November des Jahres 1777, in dem „Der Engländer" entstand, hatte Lenz seinen ersten Wahnsinnsanfall.

Von da ab beginnt eine furchtbare Leidensgeschichte, die selbst die Heinrich von Kleists noch weit übertrifft. Ein ruheloses Wandern ist jetzt sein Leben, ein Flüchten von einem Ort zum andern, ein Versagen der schöpferischen Kraft, die aber immer wieder krampfhaft aufzuckt und sich betätigen will, ja mitunter zu einer wahren Schreibwut führt. Die erste Zeit seines Zusammenbruchs hat Georg Büchner mit kongenialer und auch seelisch verwandter Meisterschaft in seiner Erzählung „Lenz" geschildert. Dessen Aufenthalt bei Schlosser folgt ein unstetes Umherirren, ein verzweifeltes Suchen nach Hilfe, Heilung, neuer Schaffenskraft — ein Leidensweg ohne Beispiel. Als Abtrünniger war er einst von der Heimat geflohen, „wärmeren Gegenden, näher der Sonne zu" — als ein Gebrochener, Verkommener kehrte er 1779 in die Heimat zurück, ohne dort Hilfe, ohne Liebe, ohne auch nur Verständnis zu finden. So bricht er wieder auf, diesmal weiter nach Norden; er versucht vergebens in Petersburg festen Fuß zu fassen, geht hungernd nach Moskau, wo man ihn nachts tot auf der Straße findet . . .

Ein Dichterschicksal. Ein Trauerspiel, wie es so grausam und erschütternd nur das Leben selber dichten kann. Und doch leuchtet das, was an diesem Unglücklichen unsterblich war, noch heute hell wie ein Stern durch schwarze Wolken; wir sehen in den Bühnenbildern und Menschen, die er geschaffen, verinnerlichtes Leben, ursprüngliche Frische, wir erkennen über der formenden Hand ein mitfühlendes Herz und ein klares Auge. Ja, wer auf eine Erneuerung und Wiedergeburt der deutschen Bühnendichtung hofft, der erwarte sie nicht von den Wichtigtuern, die das Allerneueste als das allein Echte und Tiefsinnige ausschreien, nicht von den Tamtamschlägern der Kameradschaft und Kliquenmundstücken; wer sich nach den Quellen sehnt, die aus der heimatlichen Tiefe deutscher Dichtung hervorbrechen, der suche diese Quellen dort, wo der junge Lenz und der junge Goethe, wo nach ihnen noch der Schiller der „Räuber" begann. Lenz ist verfallen, er war nicht widerstandsfähig genug, Goethe und Schiller sind in andere, rein geistig genommen, höhere Wege abgebogen, Nachfahren wie Hebbel und neuere Nordgermanen haben dem Verstande zu große Rechte über das Gefühl eingeräumt; dies alles durfte unsere Literatur köstlich bereichern — dennoch: das ganz Echte, Reindichterische, das wahre Zeichen einer verheißungsvollen Wiedergeburt liegt bei jenen Werken, die unter vielerlei Spreu des „Sturmes und Dranges" verborgen sind. Und solange ein deutscher Bühnendichter nicht den besten Auftritten in Lenzens „Soldaten" nahekommt in Naturwahrheit, lebendiger Sprache, Seelenkunde und tiefem Mitgefühl, wird er schwerlich berufen sein, eine neue Blütezeit unseres Dramas heraufzuführen.

Digitized by Google

Meine drei...

Herbst-Elegie eines Zeitgenossen

Ihr könnt mich alle miteinander ruhig auslachen: aber es ist mir wirklich ein wenig schwer ums Herz. Seit vierzehn Tagen schon wandelt ein Schatten neben mir, der sich nicht bannen läßt. Und weil ich doch nicht von den dummen Gedanken loskomme, will ich darüber reden. Will mir vom Herzen schreiben, was mich bedrückt und verfolgt. Für mich selbst wird es vielleicht eine Befreiung, und der Leser lacht mich am Ende weidlich aus. Dann haben wir alle beide etwas davon.

Also: es handelt sich um Sieglinde, Hartmute und Gudrun die Graue. Es handelt sich um meine drei Kriegsgänse. Ihre Stunde hat geschlagen. Ich kann sie nicht mehr erhalten.

Als ich sie erwarb, blühten die Junirosen. Als ich sie erwarb, sproßte aller Ecken und Enden das Gras, und der fette Löwenzahn wucherte dazwischen so üppig, daß es zum Verzweifeln war. Wenigstens für Gartenbesitzer. Ach, überhaupt der Garten! Man merkte es ihm an, daß schon so lange Krieg war. Er war ruppig und struppig geworden; es konnte ihm wirklich nicht mehr viel schaden, wenn ein paar Gänse nach Herzenslust darin weideten. Sie empfahlen sich nach Lage der Dinge aus wirtschaftlichen Gründen... man versteht, ohne daß ich weiter darüber rede. So ein paar gutgemästete Vögelchen werfen auch über die fettärmste Zeit noch einen freundlichen, sagen wir: ‚schmalzigen‘ Schimmer.

Außerdem bin ich ein Unruhgeist, der immer etwas Neues haben muß. Und ich wickle persönliche Neigungen mit Vorliebe in allgemeine, wirtschaftliche, sittliche oder sonstige geist- und herzbewegende Gründe. Es macht sich gut, kostet rein gar nichts und verleiht dem Vergnügen ideelle Unterlagen.

Doch ich will nicht abschweifen und bei den Gänsen bleiben. Hochgelobt der Tag, an dem sie erschienen! Etwas mager, zerzaust und kümmerlich watschelten sie an... benommen von der weiten Reise aus Galizien, halb verdurstet und von Zweifeln geplagt, was das Geschick über sie beschlossen hätte. Sie wurden von der ganzen Familie erwartet und feierlich in Empfang genommen. Liebe Güte, seit zwanzig Jahren wohnt man nun in oder bei Berlin; nur als Sehnsucht und Sonntagsheimweh kehrt die Erinnerung an die Kleinstadtkindheit noch manchmal zurück, und wäre der Krieg nicht gekommen, der die ganze Welt auf den Kopf stellt, so hätte ich wahrlich nicht im Traum daran gedacht, mir jemals Viehzeug zu halten. Nun aber packte mich doch die Rührung. Es schien mir, als käme das Land meiner Kindheit zu mir oder schickte mir seine Boten: eben die drei watschelnden, schnatternden, durstigen Fremdlinge, die in unsere Kultur ihre angestammten Naturlaute brachten. O, sie sollten es gut haben!

Wir haben sie also zunächst benannt. Da war eine kleine schneeweiße: die war besonders mager, aber sie hatte gleichzeitig etwas Zähes und Festes. Ich will hoffen: nur im Charakter, nicht im Braten. Sie sollte nach meinem Vorschlag Hartmute heißen. Denn, sagte ich, sie soll uns immer daran erinnern, daß wir harten Mut und die Zähigkeit des Durchhaltens haben müssen, wenn wir bestehen und das Ziel erreichen wollen.

Die zweite war stolzer und schöner. Sie hatte etwas Edles und Schwanenhaftes. Auch sie war schneeweiß, nur unten, vom Beinansatz angefangen bis zum Flügel, zog sich ein schwärzliches, sehr diskret wirkendes Band. Sie trug es wie den Hosenbandorden: Honny soit qui mal y pense! Diesen trefflichen Vogel, sprach ich zu den Meinen, wollen wir besonders ehren. Wir wollen ihn Sieglinde nennen. Er soll uns Verheißung des ersehnten Sieges sein. Und im Herbst, wenn Sieg und Frieden ja hoffentlich da sein werden, soll Sieglinde uns den Fest- und Jubelbraten abgeben.

Blieb noch die dritte, die Graue! Es machte Schwierigkeiten, sie treffend zu benamsen. Sie stand abseits von den beiden andern, unbeteiligt, wie das Geschöpf einer anderen Rasse und spähte gleichsam sehnsüchtig in die Ferne, als warte sie auf et-

Digitized by Google

was Kommendes. Da haben wir an Gudrun, die einsam Harrende, gedacht. Auch die Alliteration war hübsch: Gudrun, die Graue. Es war im Gegensatz zu Hartmute und Sieglinde ein mehr neutraler Name. Später stellte sich übrigens heraus, daß Gudrun die bissigste war. Ihre Neutralität hatte einen amerikanischen Einschlag.

Es ist ja nun möglich, daß ein ländlicher Leser diese drei Namen höchst preziös finden wird ... wie sagt man auf deutsch? Sagen wir: geschwollen! Aber das liegt in der Zeit; ich kann heilig versichern, daß die Gänschen, die mit meinen Mädels zusammen in die Töchterschule gehen — nein doch, ins Lyzeum! —, noch ganz andere Vornamen haben. Man wagt schon gar nicht mehr danach zu fragen; man kommt sich immer halb beschämt vor, wenn an einem semmelblonden Mariechen irgendeine genial-verrückte Etikette baumelt.

Da bin ich wohl schon wieder auf Um- und Abwegen? Ach, ich glaube, es geschieht instinktiv, ich möchte das Leben meiner Gänse mit allen Mitteln verlängern. An Stoff fehlt es mir nicht; ein ganzes Buch könnte ich mit den Taten, Meinungen und Erlebnissen meiner Kriegsvögel füllen. Aber es fehlt mir an Futter. Der Futtermangel beschleunigt das bittere Ende. Und ob ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete — einmal muß ich doch den Schlußpunkt machen, und einmal blitzt das scharfe Messer. Hartmute, du wirst deinen harten Mut bald brauchen; Sieglinde, du wirst den siegreichen Frieden nicht mehr erleben; Gudrun, du wirst bald nicht mehr harrend in die Ferne spähen!

Was Wunder, wenn da noch einmal die Erinnerungen um die Zeit kreisen, die wir gemeinsam verlebten!

Mit welchem Ungestüm habe ich mich daran gemacht, einen Stall für die rotbestrümpften Gäste zu bauen! Ein halbes Dutzend alte Bücherkisten habe ich im Schweiße meines Angesichts in ihre einzelnen Bretter zerlegt, um das Gebäude zu errichten. Immer wieder ging die luftige Hütte in die Brüche, trotzdem mein Nagelverbrauch ins Ungemessene stieg. Aber als die Glocken Feierabend läuteten, hatte ich es geschafft. Ich gebe zu, daß ein Tischler verschiedenes daran auszusetzen gehabt hätte. Das ganze Ding war, unter uns gesagt, hervorragend windschief ausgefallen. Man begriff nicht recht, nach welchen Gesetzen es sich eigentlich aufrechthielt. Es gehörte viel Wohlwollen und Liebe dazu, um es als Gänsestall zu erkennen. Schon hörte ich das Hohngelächter meiner Freunde, als mir ein genialer Einfall kam. Es war das Ei des Kolumbus. Ich pinselte die Bretter nämlich bunt und fröhlich an und gab den Kindern Auftrag, die Glöckchen ihrer abgelegten Hampelmänner an allen Winkeln und Ecken zu befestigen. Seitdem wirkt der Stall nicht mehr dilettantisch-komisch, sondern verblüffend. Er ist nicht nur lustig, er hat beinah Eigenart und Stil gewonnen. Weshalb? Weil ich kühn meine Not zur Tugend und mein Unvermögen zur Eigenart gestempelt habe. Das Rezept dazu gewann ich aus der neueren Literatur. Und unter der Bezeichnung „Geflügelheim im chinesischen Stil" ist mein Gänsestall nun geradezu eine Sehenswürdigkeit.

Die Hauptsache blieb, daß meine drei Vögel sich darin auch behagten. Ich behaupte mit Stolz, daß dies der Fall war. Jeden Morgen, wenn ich mich mit dem Futternapf blicken ließ, erhoben sie ihre Stimmen zu einem ohrenbetäubenden Konzert. Jede hatte mir etwas zu sagen; jede versuchte die andere zu überschreien; jede bemühte sich, ihre seelischen Regungen möglichst vernehmlich auszudrücken. In die hellen Fanfaren von Sieglinde tönte der Baß von Gudrun, während Hartmute sich mit zäher Ausdauer in einer Mittellage bewegte.

Nach dieser stürmischen Begrüßung gab es dann eine kleine Frühstückspause, während der ich meinen drei Gesellinnen das Bad rüstete. Da ich keinen Teich im Garten habe, so pflegte ich große Abwaschwannen aufzustellen, und es war ein Hochgenuß, mit anzusehen, wie Sieglinde das hosenbandordengeschmückte Bein hob und über den Rand fort in die gefüllte Wanne glitt. Erst gründelte sie ein wenig, dann bog sie ihren köstlichen Hals zurück und ließ ihn über den Rücken rollen. O, man muß das gesehen haben! Man muß Zeuge dieser natürlichen Windungen und Bewegungen, Zeuge dieser Anmut der Linien gewesen sein, um meine Begeisterung zu würdigen! Es ist völlig ausgeschlossen, daß wir Men-

Digitized by Google

Bildnis von Prof. Dr. Julius Vogel
Direktor des Museums der bildenden Künste in Leipzig
Zeichnung von Willi Münch=Karlsruhe

Digitized by Google

Digitized by Google

schen jemals etwas Ähnliches zuwege bringen.

Der dritte Programmpunkt war ein gemeinsamer Morgenspaziergang. Täglich nach dem Aufstehen pflege ich im Sommer durch meinen Garten zu lustwandeln, die Zigarre im Munde, die Hände auf dem Rücken und das weise Haupt in abgrundtiefen Gedanken leicht gebeugt. Schon vom zweiten Tage an fühlten meine Gänse das Bedürfnis, sich mir anzuschließen. Es war offenbar ein Vertrauensbeweis, den ich nicht wohl ablehnen konnte. In der nach ihnen benannten Marschart watschelten sie bedächtig hinter mir her, Sieglinde, Hartmute, Gudrun, eine hinter der anderen, und genossen die Morgenfrühe in gleichem Schritt und Tritt. Blieb ich stehen, so hielten sie; ging ich weiter, so folgten sie, und wahrscheinlich um den teuren Pfad, den sie mit mir wandelten, auch später wiederzufinden, ließen sie in Abständen Merkzeichen fallen.

Glückliche Tage! Noch war der Herbst weit; noch huschte kein Schatten über die Seele, die sich im Einklang mit der Natur und allen ihren Geschöpfen befand; noch sproßte ringsum das nahrhafte Grün in reicher Fülle. Aber ein kluger Mann baut vor. Und als der Hafer eingefahren wurde, strich ich unter der Miene des lässigen Spaziergängers die Landstraßen entlang und sah nach den köstlichen Ähren empor, die von den hochgetürmten Wagen an den Zweigen hängen geblieben waren. Es kam mir zustatten, daß ich in verklungener Schulzeit ein trefflicher Turner gewesen war. Ich darf ohne Ruhmsucht sagen, daß meine Leistungen im Hochsprung sich auch jetzt noch sehen lassen können. Die Bäume können davon erzählen — die Bäume, an denen ich nach dem hängenden Hafer emporhuppte. Ach, wäre ich der einzige gewesen! Aber der halbe Ort hatte sich Kriegsgänse angeschafft, und selbst Geheimräte a. D. fingen verzweifelt zu huppen an. Sie waren schon zu steif; es ging nicht mehr. Da stöckelten sie mit scheuem Seitenblick auf die Stoppeln und nahmen gleich Ruth, der schönen Ährenleserin, das wenige mit, was die Hungerharke übriggelassen hatte. Ja, wir Städter haben die lieben Gottesgaben erst 1916 so recht schätzen gelernt.

Mein flügelschwingendes Kleeblatt ahnte nichts von den Anstrengungen, mit denen ich seinen herbstlichen Futtervorrat einhamsterte. Ich bin auf die Dörfer gewandert und habe die ältesten landwirtschaftlichen Verbindungen aufgefrischt; ich habe mir von Hinz eine Tüte voll Hafer schenken lassen und Kunz heimtückisch durch eine Zigarre bestochen, mir ein Pfund abzulassen. Ich habe geschmeichelt und geheuchelt; ich habe ungezählte Meilen auf Schusters Rappen gemacht, bis ich mein Ziel erreicht hatte, bis aus dem Päckchen ein Säckchen, aus dem Säckchen ein praller, stattlicher Sack geworden war. Dickbäuchig, stramm, faltenlos stand er da, meinem Herzen ein Wohlgefallen und allen anderen Tierhaltern des Ortes eine Quelle unendlichen Neides. Heißt das: wenn sie den Sack gesehen hätten! Aber ich habe ihn schamhaft im verschlossenen Kleiderschrank verborgen. Mit jedem Körnchen geizte ich, und erst als der frühe Frost einsetzte, mußte ich wohl oder übel mit meinen Schätzen herausrücken.

Ja, es ist Herbst geworden. Auf den Gartenwegen raschelt das Laub, und wenn Sieglinde, Hartmute, Gudrun mit ausgebreiteten Flügeln von weitem auf mich zufahren, wirbeln im Luftzug ihre Schwingen Hunderte von welken Blättern auf. Der Herbst hat mich immer schon traurig gemacht, aber noch nie so wie in diesem Jahre. Denn mit Riesenschritten naht das unabwendbare Schicksal. Der chinesische Stall ist für die kalten Nächte nicht eingerichtet, selbst die Bimmelglöckchen können darüber nicht hinwegtäuschen. Gudrun hat bereits einen Katarrh. Schlimmer noch ist es, daß der Sack immer faltiger und schlaffer wird. Er sinkt in sich selbst zusammen. Ich kann mir ausrechnen, wann sein Grund erreicht sein wird.

Und dann? Ach, ich wage gar nicht daran zu denken. Aber es nützt doch alles nichts! Ich fühle, daß in dem rohen Busen der Köchin Mordgedanken keimen. Ich selbst habe mit einem Lächeln und einem Scherz eine schüchterne Andeutung gemacht. Es war Galgenhumor, das Lächeln war kränklich. O, ich sehe ja alles ein; ich sehe ein, daß es nicht möglich ist, meine drei Freundinnen durch den Winter zu bringen; ich sehe ein, daß ich ein unbrauchbarer Mensch bin, der es nicht verdient, Gänsebraten zu essen. Aber man kann sich halt

Digitized by Google

nicht umkrempeln. Und ich habe einen großen Schwur getan, niemals wieder Schlachtvieh zu halten.

Seit Wochen grüble ich, wie ich meine Drei erretten kann. Die Unruhe treibt mich mitten aus der Arbeit auf. Phantastische Pläne wurden gefaßt und verworfen. Ich habe die tägliche Futtermenge verkürzt, um auf diese Weise das Leben der Getreuen zu verlängern. Gewiß, sub specie aeterni ist es wohl gleichgültig, ob sie eine Woche länger des Lichtes sich freuen, aber ich halte diesen Standpunkt für falsch. Man muß sich in die Seele der Gänse versetzen. Und mit dem heiligen Franz von Assisi möchte ich in einem warmen Gefühl die Arme ausbreiten: „Meine Schwester, die Gans!" Es ist jammerschade, daß ich dieses Gefühl nur in Menschenlauten ausdrücken kann. Da verstehen es meine Kriegsvögel nicht. Und wenn ich meine Liebe ihnen in faßbarer Gestalt zeige, indem ich ihnen ein Übermaß nahrhaften Hafers vorschütte, dann beschleunige ich ihr Ende. Ist das nicht geradezu ein tragischer Konflikt, würdig, von einem Dichter geformt zu werden?

Einmal schien ein kurzer Lichtschein in mein Seelendunkel zu fallen. Es waren nämlich Diebe an der Arbeit. Im ganzen Ort wurde darüber geklagt. Da dachte ich mir heimlich: Wenn nun die Gänse vorher gestohlen würden? Der chinesische Stall wird den Langfingern keinerlei Widerstand entgegensetzen! Natürlich würde ich mich auf der einen Seite schauderhaft ärgern, aber auf der anderen würde ich unfehlbar das Gefühl der Befreiung verspüren. Mein Gewissen wäre entlastet; eine Verantwortung wiche von mir. Doch wie das so geht: links und rechts haben die Herren Einbrecher Gänse gemaust, selbst aus festen Ställen, nur an das Geflügelheim im chinesischen Stil hat sich keiner gewagt. Vielleicht weil sie hinter den Hampelmannglöckchen irgendwelche Tücken vermuteten! Was weiß ich ... kurz und gut, Sieglinde, Hartmute, Gudrun sind jeden Morgen vollzählig. Ihr Schicksal bleibt auf mir sitzen.

Und nächster Tage muß es sich vollenden. Schon stößt das Schöpfgefäß auf den Grund des Sackes. Heute und morgen werde ich den Futternapf noch füllen können. Übermorgen nicht mehr. Ich werde übermorgen eine dringende Reise nach Leipzig antreten. Man versteht ... ich muß den vorstehenden Artikel in der Druckerei persönlich korrigieren. Erst am Abend werde ich zurückkehren. Im chinesischen Stall wird es dann still sein. Niemals mehr wird mich das schmetternde Triumphgeschrei der Rotbestrumpften grüßen. Gespenstisch werden die läppischen Glöckchen von dieser Mißgeburt aus Kistenbrettern und Dachpappe bimmeln. Aber wo sind die Getreuen, die hier Heimat hatten? Ich werde nicht nach ihrem Mörder fragen; ich will nicht wissen, wie sie gestorben sind. Ich will nur wissen, wieviel sie wiegen. Und es bleibt ferner bei dem, was ich gesagt habe: Sieglinde liefert den Festtagsbraten zur Feier des Sieges und Friedens! Wir „wecken" sie einfach ein, und wenn die Zeit erfüllet ist, lassen wir sie auferstehen.

Mit einer Träne der Rührung werde ich mir dann die Keule aneignen, über der sie so vornehm einst den Hosenbandorden trug. Ach, der Mensch hat rohe Instinkte: sie wird mir gut schmecken ... sie wird mir sogar **sehr** gut schmecken. Und jedem Leser, der mich nicht allzusehr auslacht, wünsche ich von Herzen einen ähnlich angenehmen Trommelstock!

Sehnsucht nach der Verstorbenen

Von **Li-Tai-Po** (698—762 n. Chr.)

Nebelschwaden, breite Wasserwogen,
Keine Kunde mir von Geisterhand?
Nur der Mond am bleichen Himmelsbogen
Scheint auf unser ewig Trennungsland!
Grübelnd, schauernd sitz' ich lange Tage,
Meine trüben Brau'n geschlossen schwer,
Hebe meine Decke auf und warte
Still auf deiner Seele Wiederkehr.

(Übersetzt von **Irmgard Heinrich**)

Digitized by Google

Max Klingers neuer Radierungen-Zyklus

Von Dr. Egbert Delpy in Leipzig

(Die Veröffentlichung der hier wiedergegebenen acht Blätter erfolgt mit ausdrücklicher Genehmigung der Verleger Amsler & Ruthardt in Berlin)

Es hat in allen großen Kunstepochen einzelne Meister gegeben, die abseits von der breiten Heerstraße, auf welcher der Troß der Jünger und Nachahmer hinter den Führern der jeweiligen Stilrichtung herzog, in selbstherrlicher Freiheit und Einsamkeit ihren Sonderweg durch noch nicht breitgetretenes Gelände gingen. Da die Kunst dieser Eigenwilligen der eilig fortschäumenden Modeströmung des Zeitgeschmacks meist schwer und bedrohlich wie ein erratischer Block im Wege lag, so sprühten Mißverstehen und zorniges Verkennen oft lang andauernd um sie auf. Zuweilen ist solch ein unbequemer Fremdling im Modegetriebe der herrschenden Kunstanschauungen erst geraume Zeit nach seinem Tode mit Hallo entdeckt, schmackhaft gemacht und zum Vater einer neuen, höchst modernen Richtung erhoben worden. Zuweilen aber hat sich die Wucht und Höhe seiner Erscheinung doch auch den widerstrebenden Zeitgenossen bereits so nachdrücklich fühlbar gemacht, daß dem Namen und Geiste des Abseitigen Altäre errichtet werden mußten, vor denen Einzelne, Mutige ihre Andacht verrichteten, während die Menge ablehnend scheu oder nur neugierig kühl in der Ferne stand, bis dann auch diese Verehrung der Einzelnen wieder zu einer besonderen Mode wurde, die nach und nach die größeren Massen an sich zog . . .

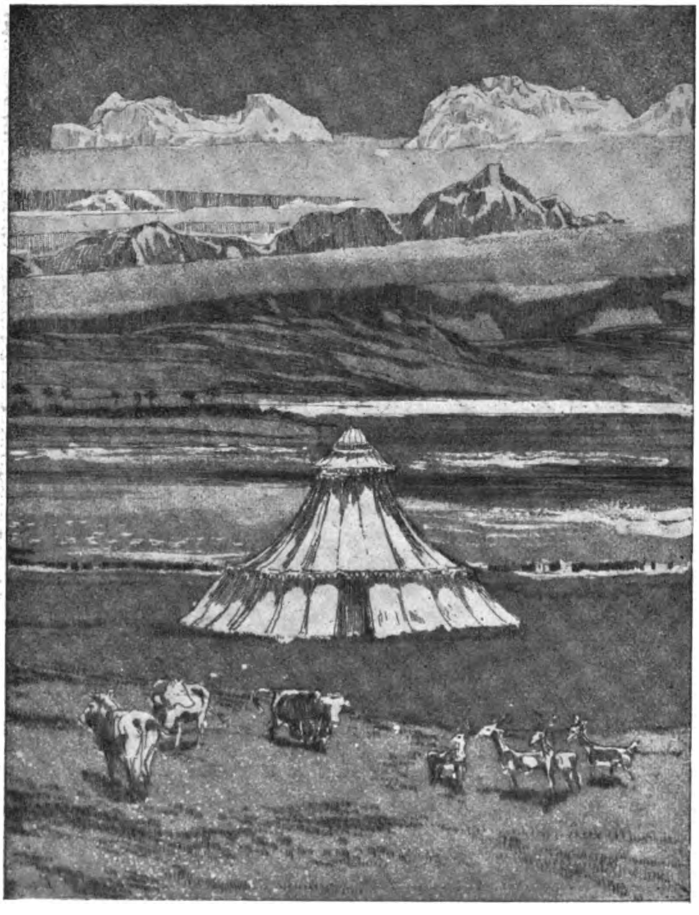
Max Klingers Ruhm und Beliebtheit gehören durchaus, darüber wollen wir uns keinen Täuschungen hingeben, zu dieser letztgeschilderten Abart. Wenn auch sein Name hell beleuchtet vor aller Augen steht, wenn auch seine Radierungen von Sammlern mit Gold aufgewogen werden — wirklich gekannt und geliebt werden die mannigfachen Offenbarungen seines weitgreifenden vielseitigen Kunstwillens auch heute noch nur von Einzelnen. Deren Zahl ist im Laufe der Jahre gewachsen, selbstverständlich. Dafür sind andere, einseitig moderner Gerichtete wieder ausgeschieden. Die Allgemeinheit

Titelblatt

Digitized by Google

lobt ihn, hängt die „Landstraße“, „Bär und Else“, „An die Schönheit“ und ähnliche seiner bekanntesten Radierungen schön gerahmt in ihre Zimmer — aber im Grunde ist ihr der Leipziger Meister doch fast ein bißchen unheimlich in der schweigsamen Art, in der er jahraus, jahrein immer neue erratische Blöcke von sich stößt ... Dies Gefühl ist begreiflich. Klinger macht es denen, die in sein Inneres eindringen wollen, nicht leicht. Für Leute, die keine Zeit haben, ist seine Kunst schon gar nicht zu Hause. Sie verlangt Geduld und ernste Hingabe, wenn sie ihr Eigenstes, Bestes entschleiern soll. Dabei kommt sie immer wieder auch rein technisch mit Neuerungen, die verblüffen, stellt herrisch bald in den Griffelkünsten, bald in der Malerei, bald in der Plastik eigene Stilgesetze auf, kurz, ist in allen ihren Schöpfungen so fernab von Herkommen und Mode geblieben, daß beinahe jedes neue Werk ein erneutes Sich-Einfühlen in die besondere Welt Klingerscher Form- und Gedankenfragen erheischt. Und nun erst dies Gedankliche, das als schwere Fracht auf dem Grunde jedes Klingerwerks mitfährt, dies echt germanische Hineingeheimnissen tiefsinniger, grüblerischer Beziehungen in Stoff und Form, das soviel geistige Mitarbeit verlangt und noch dazu so völlig unzeitgemäß im Zeitalter des l'art pour l'art-Standpunktes ist, dem die gemalte Kohlrübe genau soviel oder mehr bedeutet als die gemalte Madonna ... Nein: Meister Klinger ist wirklich nicht leicht zu verdauen! Gewiß hat er mit Feder und Radiernadel auch allerhand bezaubernd Liebenswürdiges geschaffen, an das sich die geschlossene Mehrheit etwas krampfhaft hält. In seinen Hauptwerken aber steht er dem Zeitgeschmack so fern wie nur je. Da ist er der einsame Fels geblieben, zu dessen Schroffen und geierumkreisten Höhen man aus der Ferne halb mit Hochachtung, halb mit Unbehagen emporstarrt.

Es ist notwendig, sich das wieder einmal klarzumachen. Doppelt notwendig heute, wo man sich anschickt, den 60. Geburtstag dieses eigenartigsten und tiefsten unserer zeitgenössischen Künstler zu begehen (18. Februar 1917), den Klinger selbst dadurch feiert, daß er ein neues gewaltiges Werk voll Zauber und Rätsel vor uns hinstellt. Dieser doppelte Anlaß wird das Bild des merkwürdigen Menschen und Künstlers erneut in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit rücken. Es werden viel schöne Worte wie rosa Schleier über den trennenden Abgrund flattern. Wichtiger und förderlicher aber wäre es, wenn wir bei dieser Gelegenheit unser inneres Verhältnis zu Max Klinger und seiner Lebensarbeit von Grund aus sichten und auf festeren Grundlagen neu aufbauen wollten! Die Zeit, die sich von der engsten getreuen Nachahmung des Sinneneindrucks in der Kunst mehr und mehr wieder der Vergeistigung und Verinnerlichung des Geschauten zuwendet, scheint solcher Neurichtung günstig. Sie könnte, schärferen Auges, den Schweigsamen als Fleisch von ihrem Fleisch und Geist

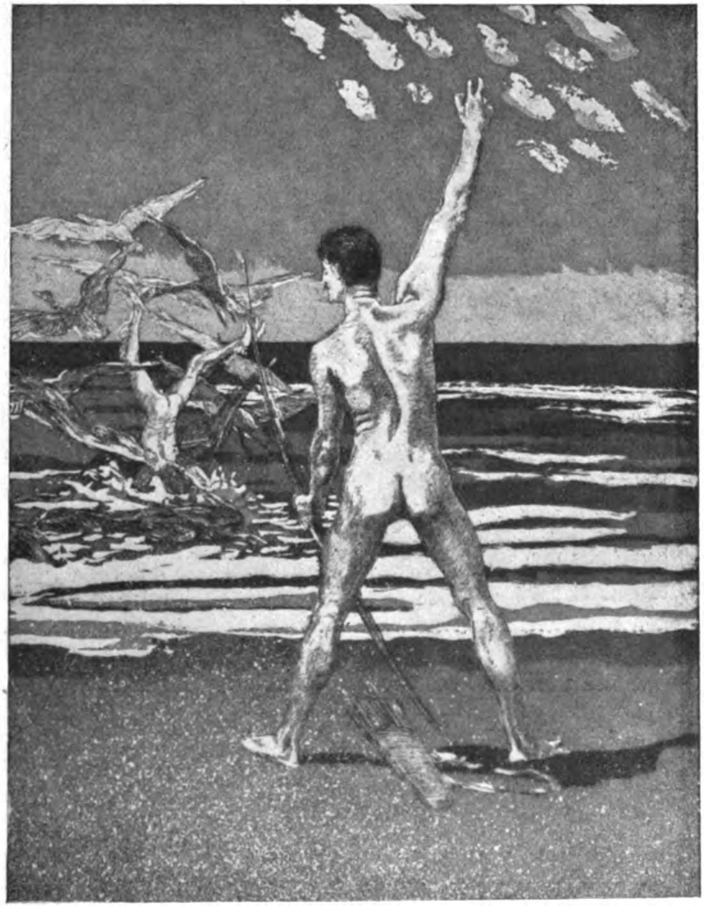


Blatt 2 Zelt

von ihrem Geist erkennen und ihn sehen wie er ist: als den Universalisten, dem all die hundert Formen seiner technischen Ausdrucksmittel nichts als ein einziger Zugang zum großen Reich seiner geistigen Ideen und inneren Gesichte waren.

Es ist, als ob Klinger selbst in dem neuen Werk, das er als Markstein an den Abschluß seines sechsten Lebensjahrzehnts setzte, sein Gesicht den Zeitgenossen offener zugekehrt habe, als bisher. Nach jahrelanger intensiver Arbeit und Forschung auf den Gebieten der Monumentalmalerei und Monumentalplastik hat er sich plötzlich wieder jener Kunstübung zugewendet, mit welcher er die Welt zuerst bezwang: der Radierung. Nach langer Pause bietet er nun wieder eine seiner radierten Reihen und diesmal gleich die umfangreichste von allen. Als opus XIV läßt er im Verlag von Amsler & Ruthardt, Berlin, 45 radierte Blätter ausgehen, die den kurzen dunklen Gesamttitel „Zelt“ tragen. Ein erster Rundblick über die Täler und Höhen der eigenartigen, überschäumend phantastischen Bilderwelt, die sich mit diesen Blättern vor uns auftut, belehrt sogleich, daß es sich hier um andere Dinge handelt (oder doch zum mindesten um eine ganz andere Vortragsweise), als wir sie von den früheren Zyklen Klingers her gewöhnt waren. In den berühmten Folgen: „Vom Tode“, „Eine Liebe“, „Eva und die Zukunft“, „Dramen“, „Ein Leben“ hieß es in der Kette der einzelnen, in sich abgeschlossenen Blätter den innersten Kern von Gedankengängen aufspüren, die in eigenwilligster bildlicher Form ewig Menschliches aussprechen. Bei dem neuen Werk handelt es sich zunächst darum, seltsam verschlungene Fäden einer weit ausgesponnenen, phantastischen Handlung zu entwirren, die mit einer überquellend üppigen Fülle fremdländisch gefärbter Bilder und Szenen aufgeregt an unserem Auge vorüberrauscht. Ein leidenschaftlicher Traum zuckt vorbei, Märchengründe aus Tausendundeiner Nacht öffnen sich, griechische Sage mischt sich glühend ein, Geister des Lichts und der Finsternis ringen miteinander, Halbgötter und Helden kämpfen, Göttinnen und Königinnen sprühen in Zorn und Liebe, gespannte Bogen klirren, blanke Schwerter zischen, wilde Tanzmusik rauscht auf, Königsfanfaren schmettern — und in dieser ganzen entfesselten, entbrannten Welt voll Haß und Liebe steht als leuchtende Sonne die verwirrende Schönheit eines Frauenleibes, wie ihn eben nur Klinger so stolz und groß und rassig zu zeichnen vermag.

Nicht mehr als philosophierender Grübler und Lebensdeuter — als Sagen- und Märchenerzähler von orientalischem Reichtum der Motive naht sich hier Klinger, bietet ein unendlich buntes, wechselndes Schaustück auf und schont, ganz im Sinne der Menge, die erstaunen will, Prospekte nicht und nicht Maschinen ... Auch rein äußerlich gibt er sich handlicher. Das Format seiner Zeichnungen ist kleiner geworden,



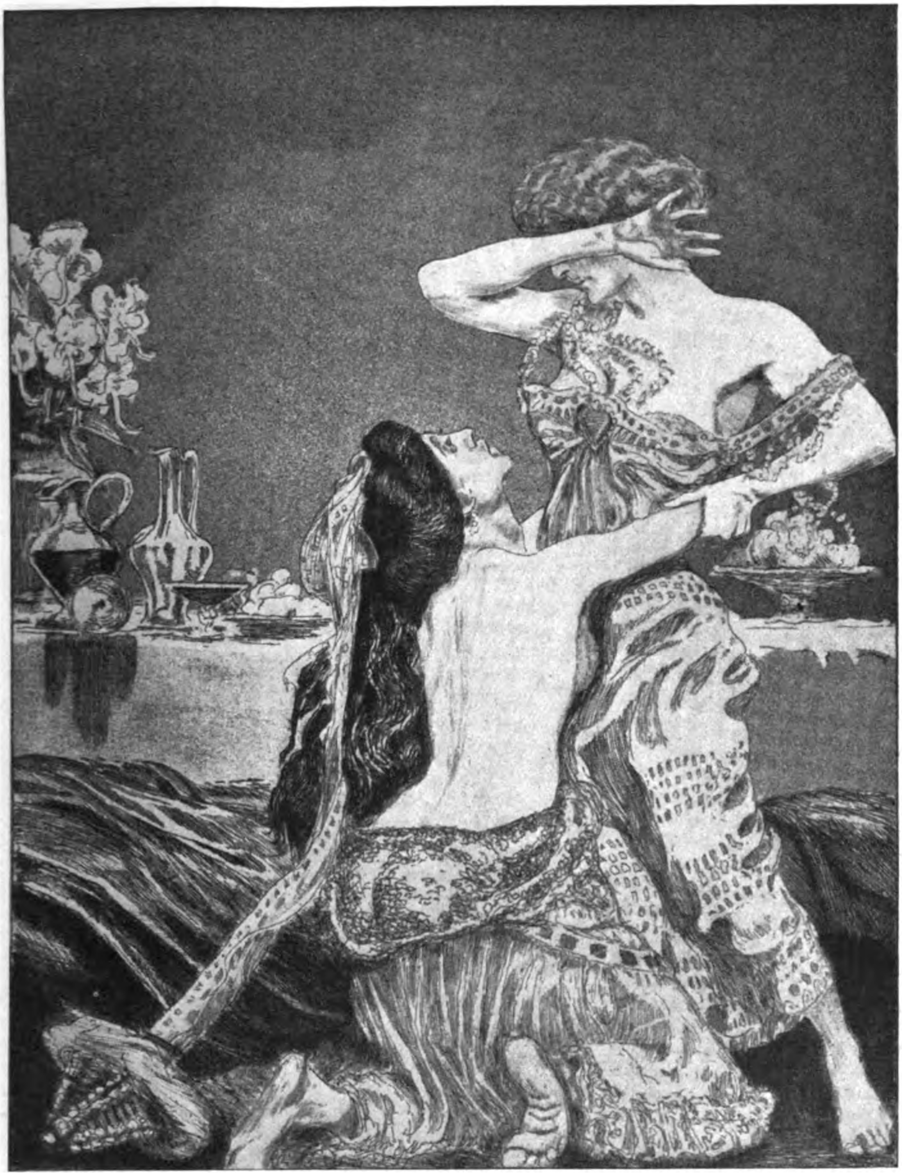
Blatt 10 Der Schuß

Digitized by Google

Blatt 23 **Am Tor**

weckt insofern den Eindruck der Buchillustration und wirkt dadurch vertrauter, weniger feierlich-fremd, unmittelbarer. Aber freilich — wer über diese Brücke eilfertig in Klingers Lande gehen will, der wird bald genug merken, daß der Weg zu seinen Wundern doch nicht so bequem ist, als es auf den ersten Blick ausschaute. Je tiefer man in das Labyrinth dieser Blätter eindringt, um so deutlicher wird es, daß auch hier verborgener Doppelsinn hinter der leidenschaftlichen Bildersprache lauert. Aus dunklen Seitenwegen schaut uns das Geheimnis inneren Sinnes, verborgener Absicht rätselvoll verschleiert an und lockt zur Lösung. Gleichzeitig aber führt auch der Weg der stürmisch sich abwickelnden äußeren Handlung durch soviel Klüfte romantischen Dunkels, daß es eines sehr sorgfältigen Sich-Vertiefens bedarf, um den rechten Pfad durch die ver-

Digitized by Google



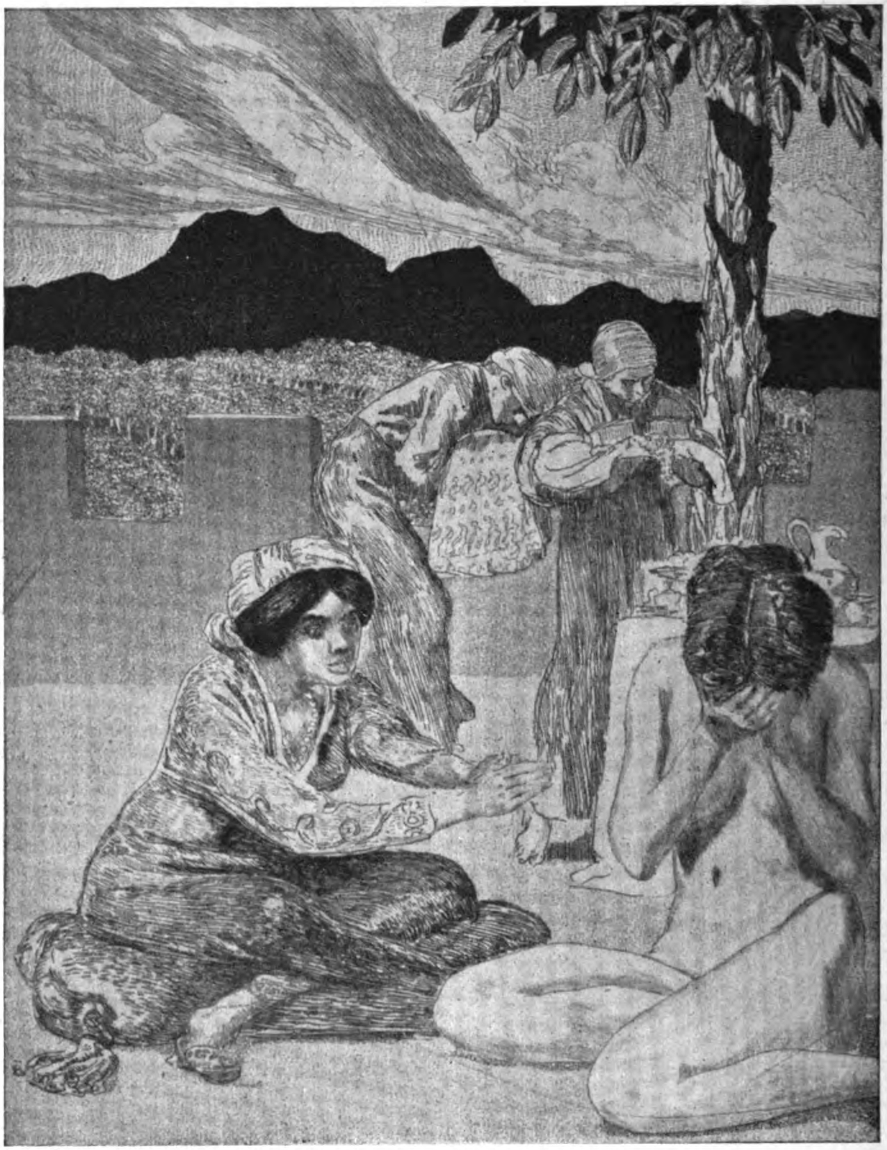
Blatt 23 — Bedrohung

schlungene Handlung nicht aus den Augen zu verlieren.

Damit der Genuß der wundervollen künstlerischen Leistung, von der noch zu reden sein wird, nicht durch das Sich-Verlieren in den Labyrinthen des Stoffs allzusehr behindert werde, sei in Kürze versucht, den Verlauf des phantastischen Romans, der sich in Klingers „Zelt“ abspielt an der Hand der Bilder deutend aufzuhellen.

Fern im Osten wohnt in weithingestreckter gebirgiger Landschaft, in einem prachtvollen Königszelt, ein wunderbar schönes Weib. Der Ruf ihrer Schönheit ist weit in alle Lande gedrungen und lockt von allen Seiten Begehrliche. Sie aber liebt nur den einen, Starken, der sie einst vor der Wut eines wilden Stieres bewahrte. Diesen Helden rufen ihre Dienerinnen jammernd zur Hilfe, als ihre Herrin beim Bad am See der

Digitized by Google



Blatt 29 Geschenke

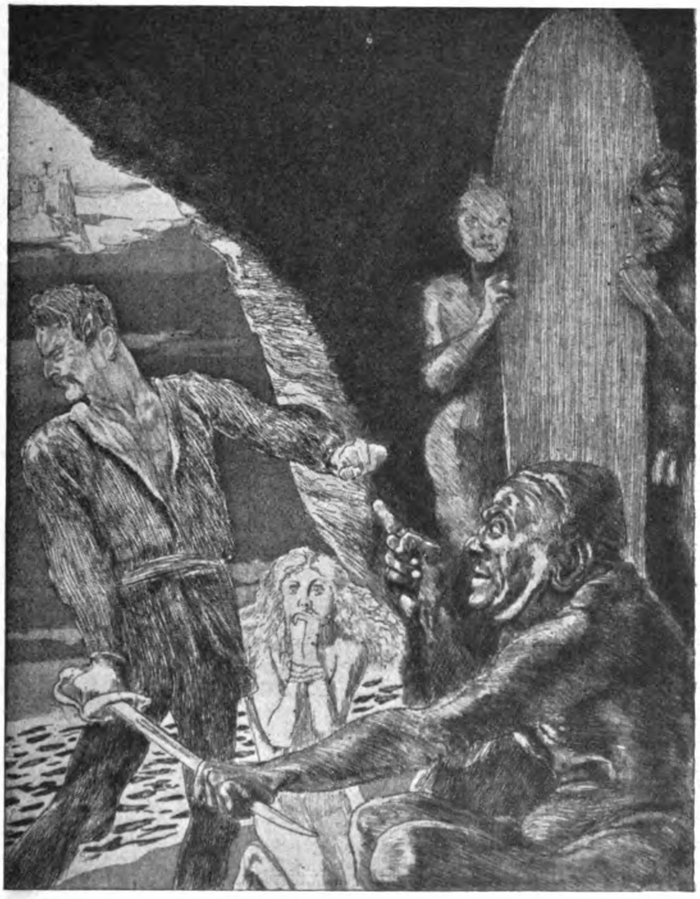
schwarzen Schwäne vom Schwanenprinzen belauscht, verfolgt und von der Glut des wild Entbrannten aufs gefährlichste bedroht wird. Der Retter eilt herbei, spannt seinen Bogen und tötet den geflügelten Frevler durch wohlgezielten Schuß. Als Dank wird ihm eine Rose und zärtliche Hingabe der Schönen zuteil. Doch schon naht ein anderer, gefährlicherer Bewerber. In Ritterrüstung kommt er von weither, bricht mit blankem Schwert in das Zelt ein, tötet die Dienerin und raubt die Schöne, die vergebens versucht, sich durch Zauberkünste seiner Hand zu entziehen. Durch unwegsamen Sumpf und wildes Hochgebirge entführt der Räuber seine Beute. Da greift das Schicksal ein — durch einen Bergsturz wird der Verwegene jäh erschlagen, die Schöne rettet das nackte Leben und entflieht ins Ungewisse. Schon aber wird sie in neue, seltsame

Digitized by Google

Abenteuer verstrickt. Sie gerät in die Gewalt eines Sklaven, der sie gefangen zur Königin eines Weiberstaates hinwegführt. Hier herrscht der Kult der Göttin, die einst in Lesbos verehrt wurde. Und schon entbrennt die Herrscherin in finsterer Glut für die Gefangene, die ihren Reiz im Tanz vor ihr entschleierte. Leidenschaftlich bestürmt sie die Unglückliche, häuft Geschenke auf Geschenke, sperrt die Widerstrebende auf einen Turm, bedroht sie in finsterer Nacht mit dem Tode ... Umsonst! Da wendet sie sich wütend an ihre Göttin um Beistand. Doch die ist machtlos, kann sich nur ihrerseits an einen Geist der Tiefe, einen mächtigen Zauberer wenden, der nun auf eigene Weise in die Handlung eingreift. Er lockt den Geliebten der Schönen aus weiter Ferne herbei, zeigt ihm den Weg zu ihrem Turm und ihrer Befreiung. Doch eine furchtbare Bedingung stellt er: ‚Nur wenn du ein anderes Weib tötest, sollst du sie wiederhaben!‘ Aus Sehnsucht begeht der Liebhaber den Mord — da holen ihm des Zauberers Trabanten in toller Luftfahrt die Geliebte vom Turm herab. Jubelnd führt er sie von dannen, der Heimat zu. Hoch zu Roß reiten sie in sein Reich ein, und die so heiß Umstrittene wird seine Königin ... Indes, ihr Glück ist nicht von langer Dauer! Blutschuld steht zwischen ihnen. Die Gestalt der Ermordeten läßt ihnen keine Ruhe und jagt den Schuldigen aus Glück und Leben. Die entseelte Schönheit aber geleitet sie im Schlußblatt sanft hinauf ins Jenseits ...

Wie weit Klinger in diesen phantastischen Geschehnissen bestimmbaren Märchenstoffen, wie weit er seiner eigenen schöpferischen Phantasie gefolgt sein mag, das zu entscheiden fällt, da der Künstler, wie stets, jeden Fingerzeig ablehnt, schwer. Mir scheint, da symbolische Beziehungen deutlich durchscheinen, muß die Fabel doch im wesentlichen aus Klingers eigenster Phantasiewelt geschöpft sein. Ein Blatt, wie gleich das erste, geheimnisreiche, „Vorspiel“ betitelt, mit seinen drei vieldeutigen Männergestalten in der Höhe, die auf ein frei im Raum schwebendes nacktes Weib hinweisen, zu dem eine kalibanähnliche Gestalt von der Erde her emporgrinst, kann nur Klinger allein angehören. Daß hier der Schlüssel zur symbolischen Deutung zu suchen ist, unterliegt keinem Zweifel. Hiernach handelt es sich vielleicht um das Los der Schönheit in der Welt, um deren Besitz der wilde Kampf aller gegen alle entbrennt, die gefeiert, umbuhlt, bestürmt, entweiht, vergewaltigt, besudelt, geknechtet, befreit, nur durch Aufopferung von ihresgleichen erobert, vorübergehend besessen und dann doch wieder verloren wird. Oder ist es das Ideal schlechthin, das in dem Schicksal des schönen Weibes symbolisiert wird? Oder gar die Kunst? ...

Wie dem auch sei, Klinger hat in diesem vieldeutigen Stoff, der in seinen tiefen Kontrasten, seiner Mischung aus Wildheit und Lieblichkeit, seinem Schweifen durch alle Reiche der Geister und Menschen eine eigene Verwandtschaft auch mit Shakespeares großem letzten Märchen (‚Der Sturm‘) zeigt, eine



Blatt 38 Bedingung

Digitized by Google

unvergleichliche Gelegenheit gefunden, den schöpferischen Reichtum seiner eigenen Kunst noch einmal in vollem Umfang auszubreiten. Es ist, als habe er alle seine künstlerischen Kräfte zusammengefaßt, um ein letztes großes Wort als Graphiker am Ende seines sechsten Jahrzehnts zu sagen. Dann auch, scheint es, wollte er allen denen eine bündige Antwort erteilen, die von einer Erschlaffung seiner Hand nach der langen Beschäftigung mit Hammer und Meißel zu munkeln wußten. Seine alte berühmte Doppeltechnik der Radiernadel und des Aquatintaverfahrens, die er meistert wie kein anderer, feiert auch in der neuen Folge höchste Siege. Zugleich aber wird deutlich, daß wir einen neuen zeichnerischen Stil in diesem Werk vor uns haben. Das Heute ist doch nicht ganz ohne Einfluß auf Klingers Technik geblieben. Er radiert ungestümer, sein Strich ist nervöser, heftiger, lakonischer geworden. Wo er früher liebevoll ins einzelne ging, da begnügt er sich jetzt mit monumentalen Andeutungen. Sein Stil ist leidenschaftlicher, draufgängerischer als früher, aber diese veränderte, jugendlich-prickelnde Art kommt der ganzen Art des neuen Werkes prachtvoll entgegen. All das dunkle, aufregende Geschehen, das hier in einer Sturmflut von Bildern und Träumen wie ein halb berauschender, halb beängstigender Traum vorüberzieht, wird durch diese Technik nur um so phantastischer und eindrucksvoller. Und doch, wie bricht aus diesem Ungestüm, das vor dem Grotesken ebensowenig haltmacht wie vor dem Häßlichen, die echte Klingersche Schönheit immer wieder im nackten Frauenleib und in der weithingestreckten Landschaft in strahlender, reiner Harmonie hervor! Wie weiß er diese beiden tiefsten Saiten seiner Kunst erklingen zu machen, wie lockt er ihnen immer neue Weisen ab! Fabelhaft ist der Reichtum in der Erfindung eigenartiger Bewegungsmotive. Ebenso erstaunlich wirkt die schöpferische Kraft in den wechselnden, an Schönheit und Originalität sich gegenseitig überbietenden landschaftlichen Szenerien, die ein Genuß für sich sind.

Jedenfalls, was man auch zu Inhalt und Form des neuen Werkes sagen, von welcher Seite man an das Werk herantreten, es betasten und angreifen, es erforschen und genießen mag, eines steht über allem Zweifel: dieses neue Werk ist ein echter Klinger, mit allen Zeichen und Merkmalen seiner abgründigen Natur, seines grüblerischen Geistes, seiner unerschöpflichen Phantasie ausgestattet. Darüber hinaus jedoch eine höchst bezeichnende Urkunde für eine innere Verjüngung Klingers, die in einer Stiländerung bezeichnender Art ihren beredten Ausdruck gefunden hat. Der überraschend neue Einblick in das Innere des verschlossensten aller deutschen Künstler, der sich hier öffnet, wird Anhänger wie Widersacher Klingers beschäftigen. Wir, die wir den Einsamen lieben, erhoffen von dieser Geburtstag-Überraschung des Sechzigjährigen, daß sie das Verhältnis der Deutschen zu ihrem größten lebenden Meister der Griffelkünste mit starkem Anstoß neue belebe, aber auch erweitere und vertiefe!

Blatt 48 Im eigenen Land

Digitized by Google

Drei Trutzburgen

(Römerschanze — Saalburg — Wartburg)

Eine Kriegswanderung von Franz Hermann Meißner

Der Zufall ist ein neckischer Geselle. Draußen blaute ein lichter Spätseptembertag und lockte mit letztem Sonnenzauber. Zur Havel wollte ich hinaus — zum jenseitigen Ufer, das der Berliner nur selten betritt. Nach Waldeinsamkeit dürstete ich und malte mir verlockend aus, wie abgeschieden es im Königswald und auf der Römerschanze sein müsse. Und ich fuhr hinaus ... und ich ahnte nicht, daß ich kaum fünfzig Stunden später auf der Saalburg am Taunus und noch nicht hundert Stunden später auf der Wartburg stehen und in dieser kurzen Spanne drei große Brennpunkte deutscher Geschichte noch einmal in ragenden Denkmalen erschauen würde! ... In später Nachtstunde fand ich daheim ein Telegramm, das mich nach Frankfurt rief. Wenn die Ereignisse kommen, jagen sie einander. Das gilt auch für die inneren Erlebnisse.

Die Römerschanze bei Potsdam

Ganz geheimnisvoll und märchenhaft liegt die Römerschanze abseits vom Wege in einem Waldwinkel am Jungfern- und Lehnitzsee. Man kommt nicht von ungefähr hin — man muß sie suchen. Man muß sie beschleichen wie ein Edelwild — und ich glaube auch: man muß allein sein, damit ihr Zauber zu reden beginnt. Schon die Zufahrt wirkt so romantisch wie nur möglich. Wen der Dampfer von Cladow herführte, und wer sich dann auf dem Brückensteg zum Doktor Faust in Sakrow umsieht, der reibt sich sicherlich die Augen vor Verwunderung über soviel große und doch stille und fast verschämte Schönheit, die über den weiten, ziehenden Wassern ringsum und den grünen Bergwaldufern der Havel ruht. Dir wird so traut und heimatbang zumute ... kaum wagst du zu atmen ... ganz scheu schleicht sich dein Auge zu der kleinen — zierlichen — frühromanischen Heilandskirche, die auf der schmalen Landzunge vor dir zwischen blinkendem Wasser und Sonnenhimmel wie eine Fata Morgana hängt. Sie paßt eigentlich gar nicht recht hierher und wirkt doch zauberhaft wie ein alter Edelsteinschmuck auf kostbarem Deckel einer uralten Handschrift. Man ahnt ganz glückvolle Offenbarungen dahinter und meint, daß die Lusthaus-Türme auf dem Pfingstberg und die Potsdamer Spitzen ganz hinten auch dazu gehören.

Und dieser Zauber bleibt bei dir. Er läßt dich jetzt für viele Stunden nicht mehr los — bis du wieder auf dieser Landungsbrücke stehst.

Einsam liegt der weite — herrliche Schloßpark. Das Kirchlein mit den Säulenhallen, dem Glockenturm, dem Kreuz am Vorplatz scheint in der Nähe noch viel reizvoller — noch fremdartiger in seinem altchristlichen Stil — noch seltsamer. Es gehört zu diesem Zaubereiland, wie die vielhundertjährige Eiche an anderer Stelle, wie das reizende — jetzt königliche — Landschlößchen. Hier verlebte de la Motte-Fouqué, der romantische Dichter der „Undine“ und des „Zauberrings“ — der Enkel des ebenso berühmten Generals vom alten Fritzen — köstliche Knabenjahre. Freilich: wer hier aufwuchs, der mußte Dichter werden!

Eine uralte Dorfstraße mit mächtigen, alten Kastanien, Eichen und Pappeln geht auf den Waldrand zu — wie ein Fluß aufs grenzenlose Meer. Wo sie sich hineinstürzen will, stockt dein Schritt abermals. Von rechts lugt der Sakrower See durch Wald und Bauerngärten, — links aber liegt ein Waldfriedhof — so still — so heimlich — so wehmütig und verlassen im Halbdunkel, daß man eintreten muß — ob man will oder nicht. Uralte — moosige — schiefe Denksteine aus den Tagen des „dicken Wilhelm“ ziehen unsere Augen an. Hier ist ja alles seltsam — alles fesselnd! Hier reden die Toten und schweigen die Lebenden ehrfürchtig. Eine philosophische Gutsherrin ruft dir in Versen zu, daß auch sie ehemals blühend und lebend wie du hier stand — und daß auch du einst ausgelöscht sein wirst wie sie ... memento mori! Neben der Generalin ruht ein de la Motte-Fouqué, — der Sohn des Generals und Vater des Dichters. Fontane, — der die Mark für die Literatur gangbar machte und doch mit Scheuklappen durch ihre Schönheiten ging, — weiß von diesem ganzen Märcheneiland nichts als ein paar Seiten aus einer Pfarrer-Chronik zu berichten. Er läßt durchblicken, daß der Grabnachbar der Generalin gerade wie der alte Fritz einen Gram auf die Schmettaus zu nähren Anlaß hatte ... die Baronin war jung und lebensdurstig ... ein Graf Schmettau hielt sich in Sakrow als Gutseleve auf ... wir aber lächeln in allem tiefen Ernst ringsum über Menschenwahn und Menschennarrheit ... memento vivere! kreischt die rostige Kirchhofstür, als sie hinter uns zufällt!

Nun aber — welch eine verschlagene Bühnenkunst in diesem ganz verlorenen und vergessenen Waldwinkel! Von allen Seiten grüßt uns der herrliche Königswald mit dem mächtigen — heißen Atem der Mutter Natur. Und voran wie ein jauchzendes Frühlingslied aus fernen Maitagen auf Leben und Lebenlassen ein weiter — uralter — hoch- und starkstämmiger Birkenhain mit weißer

Rinde und lichtgrünem Laubgehänge. Und dann geht es bergauf — bergab ... über moosige und verwachsene, oft kaum noch erkennbare Pfade ... über Schluchten und Brücken. Und keine Menschenseele weit und breit. Lugte nicht dann und wann der b inkende See zur Linken durch die Stämme, so könnte man die Welt draußen vergessen. Immer dichter und wilder und abgeschiedener wird der Wald. Eine Stunde wandern wir schon. Ganz plötzlich stehen wir vor unserem Ziel.

Ein letzter, hoher Waldhügel steigt hart am Seeufer auf. Sumpf und üppiges Bruchholz hüten das Geheimnis. Alles ist wild — verwachsen — verwunschen — unheimlich. Es geht stark bergan. Ein schmaler Paß — wir stehen mitten in der Römerschanze und blicken uns mit hellen Augen um. Um ein verschobenes Viereck — 175 Meter lang und 125 Meter breit — läuft ein Wall von doppelter Menschenhöhe. In schlimmen Zeiten konnten hier einige tausend Menschen Zuflucht finden. An einer Stelle bezeichnen Pfosten den Ort, wo bei den letzten Nachgrabungen vor acht Jahren die Grundrisse eines altgermanischen Holzhauses ermittelt sind ... wir stehen vor einem Vorgeschichtsdenkmal von hohem Rang. Ein schmaler Fußweg führt luftig über die Wallkrone. Nach der Waldseite schaut man in eine grüne Wildnis, in der man zu ertrinken vermeint — nach der Seeseite aber, wo der Wall zu schwindelnder Tiefe sich abstürzt, schweift das Auge über stille Seen und weite Waldhügel ringsum in eine Einsamkeit, die man sich schwer vorstellen kann. Eine Holzbank steht auf der höchsten Stelle. Da kann man träumen ... träumen ... träumen ... und dazu rauscht der anschwellende Wind in den alten Föhren über uns, als wolle er dem Einsamen vom Geheimnis dieses Ortes ... von dem großen — blutigen Geheimnis kundeloser Vergangenheit erzählen ...

Die Römerschanze (der Name hat mit Rom nichts zu tun!) war ehedem eine sehr starke und sicher bedeutende Feste. Sie deckte die Furt, welche 200 Schritt von hier durch die Havel noch heute erkennbar nach Nedlitz hinüberführt, und die alte Straße von Spandau nach Potsdam. Die damals hier wohnenden Semnonen errichteten die Feste ein paar Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Der See dort — der Sumpf ringsum — der steile Berg machten den Ort ebenso sturmsicher wie die hohen Wälle. Sie waren sechs Meter hoch und dreieinhalb Meter dick und außen und innen durch Pfosten und Planken gesichert. — Fünf bis sieben Jahrhunderte hindurch befand sich hier ein vielleicht wichtiger Königssitz. Dann kam die große slawische Überflutung von Osteuropa her, die bekanntlich die Germanen zur Völkerwanderung zwang. Sie verstanden sich noch nicht zusammenzuschließen. Die einzelnen Stämme mußten nachgeben. Sie suchten andere Wohnsitze. Bis zur Elbe aber drangen die tapfersten Slawenstämme — die Wenden — vor. Vielleicht war es eine stürmische Herbstnacht wie heute, als hagere — kleine — schwarzäugige Krieger die Römerschanze von allen Seiten stürmten und alles Lebende niedermachten. Und abermals 700 Jahre saßen hier oben und weitum an Spree und Havel und über Brandenburg hinaus die Wenden. Dann kam die große germanische Rückflut und Wiedereroberung durch Albrecht den Bären, Gero, die Ordensritter.

Die Römerschanze ist ein geweihter Ort und eine schicksalsreiche Stelle ... das Geheimnis kundeloser Vorzeit lastet mit verhaltenem Atem — und doch so beredt für den Kundigen auf ihr. Im inneren Anschauen der Vergangenheit ... im Forschen und Sinnen über die Gesetze vom Kampf ums Dasein der Völker ... im Umhersteigen auf dem weiten Burgplatz und im Bevölkern seiner Abgeschiedenheit durch die Bilder meiner schweifenden Phantasie sind unversehens ein paar Stunden vergangen. Wie ich wieder zur Bank auf der Wallstelle über dem See zurückkomme, gucke ich ganz überrascht auf: Herrgott, — ist das Bild jetzt verändert! Es dämmert längst. Der Nordwest hat ganz scharf eingesetzt. Eine schwere Wetterwolke steigt von Fahrland her düster auf. — Wo blieb der köstliche Herbst-Nachmittag? — Ist jetzt eine Größe und Wildheit in diese verwunschene Natur gekommen! — Im Dämmer blinkendes Wasser und sturmgepeitschte Wellen, so weit das Auge blickt, und dunkelnder Wald ringsum! — Und dazu das Rauschen und Brausen und Dröhnen von allen Seiten und oben und unten ... und diese bleierne — lautlos fallende — schier erwürgende Dunkelheit, in die gespenstisch von der anderen Uferseite ein Licht aus einem Hause blickt — — — kommt der alte germanische Schlachtengott im Sturm heran, um seine stolzen Lichtsöhne gegen die slawischen Knechtseelen heranzuführen ... ist es Siegessang in den windgepeitschten Föhrenwipfeln über mir ... steigen die Toten auf, deren Blut hier verfloß, um von neuem den uralten Streit zwischen Licht- und Schwarzalben auszufechten? — — — Schwer ... sehr schwer reiße ich mich los und hätte doch so gern noch lange diesen wunderbaren Stimmen des Sturmes und der Nacht und des Waldes gelauscht!

Ein Versuch, an der alten Furtstelle von Havel und Jungfernsee einen Fergen zu finden und nach Nedlitz überzusetzen, um kürzeren Heimweg über Potsdam zu suchen, mißlingt. Ich muß durch den Königswald zurück nach Sakrow. Ich schreite und lausche mit Lust — jetzt, wie der Regen klatscht — dann auf dieses Ächzen, Stöhnen, Wimmern der sich biegenden Stämme und auf dieses Dröhnen, Rauschen und Jauchzen in den Wipfeln ... ach, es ist unbeschreiblich schön und großartig!

Digitized by Google

Till Eulenspiegel. Bildwerk von Otto Hofner

Digitized by Google

Bald bin ich wieder in dem jetzt ganz dunklen Sakrow — und das Glück will mir lächeln — denn der letzte Dampfer nach Wannsee kommt gerade in Sicht. Ist das das Glück: Anschluß — Alltagsgeleise — Bettfreuden? — An solchem Tage? — Noch ehe das Schiff anlegt, sitze ich schon im Fährboot und fahre — heiaho! — durch Wellen und Wind zum Nachtufer drüben. Wie die Nußschale zittert im Wellenschlag — wie der Gischt spritzt — wie der Wind heult — wie die Tiefe tückisch lauert! Gleichmäßig hebt der weißbärtige alte Ferge die Ruder und setzt sie ein: Ruck — ruck! Verstohlen späht sein schwarzes Auge nach dem Fremden, der durch das Unwetter spazieren geht ... ich möchte wetten, daß Wendenblut in seinen Adern rollt — ein später Enkel jener Eindringlinge, die im Sturm vordem kamen und gingen ... manch einer mochte damals hier hängengeblieben sein.

Nun bin ich jenseits. Und wandere durch den Engpaß der nächtigen Uferstraße. Links ragen dunkle Waldberge und verlassene Häuser im Wildpark des Prinzen Friedrich Leopold — rechts aber biegen sich im Nachtsturm am Ufer die uralten Pappeln und ächzen und schreien noch ganz anders als vorhin der Königswald. Hier hat der Sturm freie Bahn und tobt sich aus. Es kracht mitunter wie Blitzeinschlag. Zweige und Laub stürzen vor mir und hinter mir raschelnd zu Boden. Über den weiten Wassern rechts aber rauscht und tost und wallt es ... und ganz wild jagen die Wolken über den Nachthimmel — — heiaho! — Wotan reitet zur Schlacht — der wilde Jäger hetzt seine Meute ... solch Stück rasender Natur ist ein stärkerer Dichter als ein Dutzend Harfenisten!

Doch um ein Weilchen hat auch das ein Ende. Durch die schon ganz nachtstillen Straßen von Potsdam gleite ich ... und bald sitze ich in einer kleinen Weinstube und labe meinen müden Leib mit einem köstlichen Havel-Hecht und einer ebenbürtigen Flasche Mosel. Im Rinnen — Schweben — Nachklingen meiner Gedanken aber taucht immer wieder die Frage auf, warum die Berliner solche Narren sind? Fahren für schweres Geld und voll Unbehagen in die Ferne und ahnen offenbar nicht, welche Zaubereilande und Märchenorte gerade vor ihren Toren liegen! ...

— — — — ... Als ich um Mitternacht sattsam müde und doch so frei und froh von all dem Schönen dieses Tages heimkam, lag ein Telegramm da. Durch die nächste Nacht rasselte ich nach der Mainstadt Frankfurt. — In Frankfurt mischten sich Regen — Dämmerung — Sonntagsglocken so weisend und bestimmend ineinander, daß ich in das Goethehaus am Hirschgraben flüchtete, um einen Unterschlupf zu haben. Und während ich durch das trauliche alte Haus schlenderte und den Spuren des spießbürgerlichen alten Herrn Rat und der prächtigen Frau Aja und eines gewissen Wolfgang in den Zimmern und im Museumsanbau dahinter mit Muße und Gelassenheit nachspürte, ging mir die erstaunliche Beweglichkeit durch den Kopf, mit der dieser Ganzgroße durch Heimat, Antike und Orient, — durch Dichtung, Malerei, Naturwissenschaft schritt und Leben weckte, wo er zugriff. Wie merkwürdig erscheint gerade bei ihm — dem Faustdichter — dieser immer wieder hervorbrechende Hang zur Antike, während der viel mehr weltbürgerliche Schiller ihr fast fremd gegenüberstand! — Es ging auf Mittag, als ich das Goethehaus verließ und unschlüssig: Wohin? — zum nahen Roßplatz wanderte. Ein Straßenbahnzug mit der Aufschrift „Homburg" hielt gerade. Ein rascher Blick zum lichter gewordenen Himmel und dann hinauf. Als wir durch das alte Römerlager Heddernheim fuhren, blaute der Himmel und hellte sich die Fernsicht zum Taunus zusehens auf. In Homburg landeten wir nach einem kleinen Stündchen bei schönstem Sonnenschein.

Homburg zehrt von alter Herrlichkeit. Es war einmal das Bad der großen Welt neben Baden-Baden. Aber das ist lange her. Wiesbaden gilt längst als das deutsche Luxusbad an sich. Das ungemein reizvoll auf der Höhe am Stadtrand und hoch über seinem eigenen Park gelegene Homburger Schloß blinzelt unbewohnt und mit geschlossenen Läden nach den Taunusbergen hinüber. Altväterische und gediegene Vornehmheit lebt in den Villenstraßen und den weiten — herrlichen — farbenreichen Kuranlagen. Und man sieht alte Leute mit stillen, vom Leben ein wenig müden, ruhesuchenden Gesichtern und in guten Kleidern wandeln und sitzen. Die Ruhe, die köstliche Taunusluft und die Weitsicht überall hat Homburg vor der Schwester am Nerotal voraus. — Aber Homburg hat noch einen anderen Reiz: es ist der Zugang zur Saalburg, die von hier aus wiederentdeckt — erobert — ausgebaut ward. Man fährt mit der Straßenbahn in einem halben Stündchen hinauf.

Die Saalburg am Taunus

Es wird einem eigen zumute, wenn der Wagen dank der elektrischen Kraft ruhig und sicher wie eine Uhr durch den stillen — grünen Laubwald zum Paß hinauffährt. Alte Erinneruugen werden wach. Der Zauber Roms regt sich. Glühender Stolz mischt sich hinein, Sprößling des einzigen Volks zu sein, vor dem die Weltmacht Rom mit Recht zitterte und unter dessen Schlägen sie schließlich auch zusammenbrach. Augustus hätte Germanien gern eingesteckt. Die vernichtende Varusschlacht, die noch immer und sicher fälschlicherweise am Teutoburger Wald vermutet und deren Sieger noch immer unter dem Decknamen Armin gefeiert wird, war Anno 9 die erste Antwort. Ein Jahrhundert hindurch wagte sich kein Römer wieder nach Germanien hinein. Tücke —

Ausdauer — Abwarten und Ausnutzen brachten den Erfolg, daß schmale Grenzgebiete diesseits des Rheins und in Süddeutschland besetzt und durch einen mehr als 500 Kilometer langen Pfahlgraben (Limes), 1000 Wachttürme, 90 Kastelle nach Art der chinesischen Mauer gesichert werden konnten. Aber Rom wurde dieser Besetzung nicht froh. Ruhelos brandeten die Gauvölker gegen den Grenzwall und brannten die Kastelle nieder. Und eines Tags rückten die Kohorten sang- und -klanglos ab, — sicher nicht ohne spöttischen Reisesegen eines germanischen Vorpostens: „Grüßt Muttern zu Hause!" — Auch hier ist geweihter Boden, den unser Fuß betritt!

Das Saalburg-Kastell liegt an der Kreuzung uralter Straßen. Schon vordem hatten Germanen oder Kelten hier einen Ringwall errichtet. Die Römer bauten den Ort bei seiner Wichtigkeit aus einem ursprünglichen Erdkastell nach und nach immer wehrhafter aus. Um 100 scheint ein Palisaden-Kastell — vielleicht um 200 der heutige Steinbau entstanden — das Ganze etwa um 250 wieder verlassen zu sein. Dann verfiel die Anlage, — verschwand aber nie ganz. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts begann die planmäßige Durchforschung und ließ unser Kaiser Türme und Mauer, die Hauptgebäude, einige Tempel nach den alten Grundrissen errichten. Kneipe und Bahnhalle entstanden im römischen Provinzstil. Alles ward geschickt etikettiert. Die Funde aus den fleißigen, noch lange nicht abgeschlossenen Grabungen kamen in das alte, jetzt zum Museum gewandelte Magazin. Den Namen dieses Kohortenkastells festzustellen gelang freilich bis heute noch nicht.

Mitten im Sonntagsfrieden der Taunushöhe und im würzigen Waldeshauch überschleicht uns Erwartung beim Verlassen der Straßenbahn. Die Wartehalle — die unvermeidliche Kneipe drüben — der Rosengarten mit der prunkenden Jupitersäule grüßen uns vertraut. Das Zufällige und Gewollte — das Alte und Neue gehen reizvoll zu einem herzhaften altrömischen „Salve!" zusammen und machen die Sinne bereit und gierig auf mehr. Und dann stürzt es beim Aufstieg in erdrückender Fülle auf uns ein. Der Atem stockt. Soldatengräber — Opfersteine — schlichte Tempelchen des Jupiter und Mithras — Brunnen — altrömisch gefaßte Quellen — Beinhäuser mit Skeletten — — ach . . . und die Inschriften überall lateinisch und deutsch zugleich für Unkundige und nicht mehr Sattelfeste! Malerische Schluchten im Hochwald und dann die Unterbauten eines ganzen Vierdorfs! Dies aber lagert zu beiden Seiten der uralten römischen Heerstraße, welche vom alten Römerlager in Heddernheim bei Frankfurt heraufführt. Seitlich von ihr erspäht man meterhohe Unterbauten der Kommandantenvilla und der Postausspannung (Mansio) außerhalb der Feste. Noch andere Herrlichkeiten — Schanzen und ein angezweifeltes „Kaufhaus" — der alte Germanenwall — liegen neben Tempelresten im lustig wuchernden Hochwald verstreut. Man kann sich verlieren in all dem Tausenderlei. Hier atmet alles Vergangenheit und wird jeder Stein verdächtig.

Still und gelassen über allen diesen Trabanten im lustigen Wald — der sich einige Dutzend Male erneuert haben mag, seitdem hier der letzte miles gloriosus abzog — ragt in der Waldlichtung das alte Römerkastell — die Saalburg. Fast fünf Meter hohe, bezinnte Mauern umgeben stolz — fest — schier prunklos ein riesiges Rechteck von 225 Metern Länge und 150 Metern Breite. Jede Seite enthält ein Tor zwischen niederem Turmpaar und eine feste Brücke. Vor den Mauern liegt ein flacher Graben mit kleinem Spitzwall darin für Verhaue — hinter den Mauern ein schräger Erdwall mit breitem Wehrgang rundum. In allem die stolze Selbstsicherheit eines hochentwickelten Kriegervolkes. Schlichte — ausprobierte — aufs Nötigste gerichtete Sachlichkeit. Nirgends Besorgnis. Die Kommandantenvilla liegt außerhalb des Kastells und ebenso ungeschützt Dorf und Tempel und Post. Auch das Kaiserstandbild — der einzige Schmuck! — steht vor dem Tor. Rom verließ sich allzeit auf sein Feldheer — wie Moltke!

Das Innere ist weitschichtig. Links das Quästorium (Zahlmeisterei) — rechts das Magazin (jetzt Museum). Dahinter eine Mannschaftsbaracke. In der Mitte das Prätorium mit der Exerzierhalle — Waffen- und Kleiderkammern — Kanzleien — Lagerheiligtum — Tresor — vielleicht Offizierswohnungen — Garten. Das Erstaunlichste scheint mir die kleine Sammlung von — nachgebauten — Wurf- und Bogengeschützen voll hochentwickelter Kunst. Weit über 1000 Jahre waren nötig, um im Mittelalter die Kunst des Schießens „auf kaltem Wege" wieder so hoch zu schrauben wie hier. Man mußte mit diesen Maschinen und Maschinengewehren große Wirkungen erzielen! — Das Allerschönste bleibt freilich das Saalburg-Museum. 18000 Stück! Es lohnt allein die Fahrt hierher. Zum berühmten Museum von Trier bildet es die richtige Ergänzung. Wenig Kunst und nicht sehr hoch. Provinz und Soldatenlager. Aber das römische Alltagsleben in einem erdrückenden Reichtum. Wer es nicht schon vorher weiß, was für Teufelskerle diese Römer waren, kann es hier lernen. Sie kannten zwar vieles noch nicht, was uns die Jahrhunderte beschert. Wir sind aber auch über vieles noch nicht hinausgekommen, was sie bereits vollkommen besaßen. Ein paar Stichproben mögen genügen. Ihre Warmluftheizung unter dem Fußboden von einer Hausstelle aus haben wir keineswegs überholt. Sie besaßen Glasfenster für die Räume — Wasserleitung — die freilich hier auf der Saalburg keine so große Rolle spielt wie im alten Rom. In der Kunst, die Abfallwässer durch Rohre ab-

Digitized by Google

zuleiten, haben wir es nur wenig weitergebracht seitdem. Von den Bädern können wir als von Bekanntem schweigen. Hochentwickelt treten uns auch ihre Werkzeuge vom größten bis zum kleinsten — von der Landwirtschaft zur Baukunst und bis zum Besteck des Wundarztes und Zahnarztes — entgegen. Ein Anhauch von Größe, Fülle und Schärfe des menschlichen Gehirns weht uns aus diesem Museum an, daß man sich schwer loslöst...

Einige hundert Schritte hinter der stolzen Feste — also nördlich — nach dem dunklen Germanien hinein —, über dem heute freilich der Sonntagshimmel blaut —, kündet ein Denkstein wieder etwas ganz Besonderes: wir stehen am berühmten Pfahlgraben (Limes) — der altrömischen Reichsgrenze wider uns Barbaren. Hier ist er natürlich erneuert. Weiterhin aber in der bergansteigenden Waldwildnis kann man ihn unter wildwucherndem Busch und Schutt in ursprünglicher Unberührtheit und Romantik vergnüglich beschauen. Ein schmaler Weg oben, ein Graben davor. Vielleicht befanden sich oben Palisaden oder eine sonstige Absperrung. Die Limes-Frage ist noch nicht gelöst.

Ich werfe einen langen — langen Blick hinaus in den herbstlich-milden — warmen — sonnigen Bergfrieden ... auf die weite, lachende Aue und den schweigsamen Wald ... auf die Taunuskuppen ringsum und lasse mich dann am Waldrand gegenüber dem Denkstein nieder. Meine Gedanken gehen lustig dem Rauch meiner Zigarre nach ... eine eigene Beklommenheit beschleicht mich ... — — vorgestern um die gleiche Nachmittagsstunde saß ich weitab von hier im Lande der Semnonen am Havelufer auf der Römerschanze und dachte kundeloser Vorzeit, da unser Volk aus dem Dunkel zögernd — aber schon männergewaltig heraustrat... — — heute sitze ich im alten Tencterer-Gau vor einem Kastell der alten Römer und an ihrer Reichsgrenze und meine Seele ist voll Bewunderung ihrer Größe — ihres Tatwillens — ihrer hohen Bildung. Und doch brach dies stolze Rom unter dem unhemmbaren Siegeszug dieser regellosen blonden Wildlinge zusammen! Unbesiegbar war Rom, solange es straff in Selbstzucht und Manneskraft dastand, — es fiel, als es verwelschte und die Kraftquelle der Heimat vergaß! Heute sind wir die Kommenden... der Kriegswille ist die erhaltende Kraft eines jeden Führervolkes in der Geschichte ... einst werden auch wir die Gehenden sein! — —

⌘ ⌘ ⌘

— Der Schienenweg von Frankfurt führt an mehr als einem Ort von großer Vergangenheit vorüber. Vom Frankfurter Goethehaus spannen sich vor meinem inneren Gesicht gaukelnde Herbstfäden zur Ilm ... in Weimar hätte ich aussteigen und zu zwei Andachtsstätten — ich weiß schon, wo! — und weiter durch den Spätsommertag nach Tiefurt wallfahrten mögen. Plötzlich schob sich wie ein Lichtspiel das wundersame Havelbild bei Sakrow mit dem Heilandskirchlein davor. Und dann tauchte dämmerhaft im Waldpaß über der alten Römerstraße das Tor der Saalburg mit dem ragenden Kaiserstandbild auf. Da wußte ich, daß die Wartburg der natürliche Schlußstein meiner Wandertage wäre — und daß sie mir gerade heute mehr als sonst — mehr sogar als Weimar erzählen würde. Darum stieg ich schon in Eisenach wieder aus meinem Zuge.

Die Wartburg

Wer die Wartburg erklimmen will, der sollte einen Tag unten verweilen — die Seele reinbaden von Alltagssorge und die Gedanken andächtig werden lassen ... denn sein Fuß betritt heiligen Boden!

Schon der Aufstieg mutet wie ein Gedicht — wie ein Zauberpfad an, über dem die deutsche Gralsburg mit ihrem herrlichen Umriß schier unerreichbar schwebt. Es ist ein überraschendes — bald liebliches — bald kühnes Bergrevier. Über sonnige Wiese — durch lichternden Wald — in spielendem Hinundher — an Abhängen vorüber führt der Weg. Dazu funkelt die Herbstsonne so goldig ... blinkt die würzige Luft rein wie ein klarer Spiegel ... und macht lichte Nachsommerglut die Seele ganz weit und jung und durstig auf Schönheit. — Im Walde regt es sich leise, — ein Specht hämmert hörbar, — auf einer Bank sonnen sich behaglich ein paar alte a. D.s, — zwei Partner einer etwas ältlichen Hochzeitsreise wandeln langsam an uns vorüber und gucken einander in die still glänzenden Augen ... über die Lichtung hinweg aber leuchtet ein Stück der Villa Reuter am Taleingang. Auch ein wenig stilwidrig wie der Poet selbst an dieser Stelle. Aber echte Kunst hat überall Stilrecht! War es nicht ein herztiefer Mann und rechter Künstler, der da hauste und seine heimatliche Mundart formte und knetete, daß sie wie Bergquell und Waldvogelruf tönte?

Waldvogelruf — und Spechthämmern — und Sonnenlichter auf den grauen Buchenstämmen ... so geht es langsam bergan. Die Welt wird immer schöner und sonniger und lichter ... wie Taumel und Rausch beschleicht es uns heimlich. Das letzte Wegende geht über eine malerisch gewundene Treppe unter der Vorburg. Bei jeder Biegung ändert sich das Bild. Das leichte Geländer scheint zu wanken. Burg und Wald und jäher Fels und lockende Taltiefe und Himmelsbläue tanzen wirr ineinander. Der Leib löst sich los von allen Niederungen ... aller Gram — alle Lebensqual entgleiten linde ... irgendwo in diesen Weiten und Höhen und Tiefen posaunt es von fernher und sammelt sich dann im lauschenden Ohr zu andächtiger Weise: „O du mein holder Abendstern!“

Wir lösen uns los aus unserem Lauschen und schauen aufwärts. Kühn — stark — alt

Digitized by Google

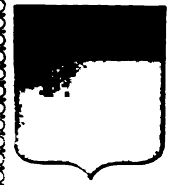
und verwegen wie ein Reiteroberst aus dem Dreißigjährigen Kriege springt die Vorburg jetzt heraus. Nach drei Schritten umfängt uns das Märchen selbst. Man kennt es aus hundert Bildern. Dieser uralte — verwitterte — winklige — rosen- und efeuumsponnene Vorburghof mit Gärtlein und Ausguck ... Nürnberg — Rothenburg — Schwind — Spitzweg — Dürer — Cranach — Luther — — alles in einem! Man reibt sich verwundert die Augen und guckt sich um ... es ist einem wieder neu, so oft man dies reizende Bild auch sah. — — Um ein Weilchen stehen wir im Lutherstübchen und denken inmitten des bescheidenen Hausrates an den Großen, der hier die Bibelübersetzung begann — die thüringische Mundart damit zur heute noch gültigen Schriftsprache erhob und das Riesenwerk der Geisterbefreiung förderte. Wie unendlich viel vermag der Geist eines Starken! —

Ein neues Burgtor! — Dreißig Schritte! — Um weitere drei Jahrhunderte rauscht die Geschichte rückwärts! — Da ragt das stolze Landgrafenhaus von etwa 1100 — der alte Brunnen davor — der Luginsland und ringsum die uralte Mauer. Vom reizenden Gärtlein aus schweift der Blick ungehemmt in die blaue und grüne Weite der thüringischen Lande. Wie oft mochte hier Landgraf Hermann an schönen Sommerabenden gesessen und dem Saitenspiel gelauscht, — wie oft mochte von hier aus die Landgräfin Elisabeth sehnsüchtig dem Abendgold nachgeträumt haben, ehe sich ihr düsteres Geschick erfüllte? — Aus dem lachenden Sommertag steigt der zögernde Schritt in die halbdunkle Kemenate hinunter, wo uralter Hausrat und düster gaukelnder Mosaikschmuck das schwermütige Bild der ärmsten Frau uns malen. — Dann geht es zum Licht zurück. Im Sängerkriegsaal und im Wandelgang grüßt uns Meister Schwind mit der harten und doch so bezaubernden Jugendlichkeit seiner Farbenkunst. Unsere Phantasie darf sich ausmalen, daß hier Wolfram von Eschenbach seine ernsten Weisen vor dem Landgrafen spielte. Ofterdingen - Tannhäuser weilte hier. Auch Walter von der Vogelweide wird ausdrücklich erwähnt. Vielleicht sang er hier sein unvergängliches Lied: „Unter der Linde — auf der Heide — tandaradei!" daß den edlen Frauen im Saal das Herz sehnsüchtig pochte und schwoll. — Ist es schließlich undenkbar, daß auch der dritte große Sänger der Glorie um 1200, der unbekannte Dichter des Nibelungenliedes auf der Fahrt nach Fürstengunst hier gerastet und vom leuchtenden Helden Siegfried gesungen haben mag? — — In den prunkenden Rittersaal im Oberstock werfen wir schließlich nur einen Blick. Auch der hat seine Geschichte. Hier tagte 1817 die deutsche Burschenschaft auf jenem denkwürdigen Wartburgfest, — das so viel Wahn und Haß und Verfolgung nach sich zog ... auf diesem Felsen kann jeder Stein von großen Dingen erzählen!

Draußen träumt wonnige Mittagsstunde. Die wenigen Besucher verlaufen sich schnell. Menschenleer liegen Burghof und Gärtchen. Wir steigen zur Turmzinne hinauf, um noch ein Weilchen allein zu sein und in die glastende Mittagswelt hinauszuschauen ... alles ist zauberhaft still und weit, sonnig und schön ... gleich als wohnte das Glück selbst hier! Noch einmal entfaltet der letzte Sommertag alle seine Wunder. Ganz nahe rücken in der klaren und würzigen Luft die grünen Wälder ringsum auf Fels und Abhang. In buntem Teppich breiten sich Felder und Wiesen und Menschenstätten in der weiten Tiefe. Und feierlich grüßen die schweigsamen Kuppen ringsum vom Inselsberg bis zum geheimnisvollen Hörsel, in dem Frau Venus noch heute wie ehedem zur Laute in der Zaubergrotte singt und heiße Männerherzen betört — — von der Rhön bis zu den fernen Umrissen meines erlauchten Namensvetters. Dazu kosen und flüstern und raunen die Bergwinde ...

Wie ein reizendes Spielzeug unter diesem unermeßlichem Blau und inmitten dieser Weiten und Höhen liegt der Burghof mit Palas und Gärtlein zu unseren Füßen. Über den neuen Schloßbau mit dem Bergfried hinweg erspäht das Auge ein Stück Vorburg ... es ist, als wenn zwei Geistesgenossen sich über drei Jahrhunderte hinweg die Hand reichen — — uns aber überkommt es inmitten dieser brütenden Mittagsstille — und in dieser Glorie der Welt draußen — und in diesem Wartburgzauber erst so beklommen und scheu ... und dann so unsagbar beseligend, wie wir nacheinander alles Große vorüberziehen lassen, das sich hier gleichsam als Sinnbild vom Weg deutscher Bildung abgespielt hat: dort im Landgrafenhaus um 1200 die Blüte deutschen Minnesanges mit dem ersten reifen Eigenton unserer Dichtung, — drüben in der Vorburg um 1500 Bibelübersetzung, Schriftsprache und der die Geister lösende deutsche Eigenglaube. — Und wie ein starkes Echo ging ja damals zur gleichen Stunde in Nürnberg eine gewaltige Augenkunst auf! — Unsere Blicke wandern nach Osten, wo im nahen Weimar um 1800 abermals eine reiche und starke Dichtkunst wundersam und weltbeherrschend erstand. Über die Thüringer Waldberge nach Süden spähen wir endlich hinaus, wo im Wahnfried zu Bayreuth der große Meister in seinem efeuumsponnenen Grab schläft, — er, der den Tannhäuser — das unvergängliche Wartburglied — sang und die deutsche Tonkunst zur Herrin der Welt machte ... — und plötzlich pocht uns das Herz ganz wild und stürmisch und sehnsuchtsbang ... Römerschanze und Saalburg und Wartburg tanzen singend und jubelnd in uns vorüber ... — — heil dem Kriegervolk, das solche Geschichte — das solche Großtaten des Geistes aufzuweisen hat! Es trägt Jahrtausendmark in Hirn und Knochen!

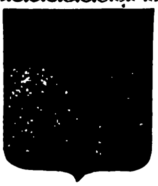
Digitized by Google



Calais?!

Von Dr. Freiherrn von Mackay in München

(Links und rechts das Stadtwappen von Calais vor und nach der Besetzung durch die Engländer, 1345 und 1347)



Das Giornale d'Italia brachte unlängst einen Bericht seines Londoner Korrespondenten über dessen Besuch in Calais. Darin heißt es: „Wer heute nach Calais kommt, fühlt sich wie in England. Es scheint, als ob die Stadt immer englisch gewesen sei, ein Stützpunkt Großbritanniens an der französischen Küste, ein vorgestreckter Arm einer Nation, die es nicht mehr erträgt, ausschließlich Seemacht zu sein. Die Engländer haben auf die ganze Stadt Beschlag gelegt. Mit dem Hafen fingen sie an, dann bemächtigten sie sich der Magazine, erbauten selbst Getreidespeicher und errichteten eine Militärstadt neben der alten. Heute ist ganz Calais in den Händen der Engländer. Niemand kommt mehr hinein außer mit ihrer Zustimmung. Kein Blatt rührt sich ohne ihre Erlaubnis. Die ganze Arbeit ist mit guten Manieren, sehr viel Geld und hervorragend praktischem Sinn geleitet worden. Die Vereinsamung Englands auf seiner Insel war ein Grund seiner Macht und zugleich seiner Schwäche. Es konnte nicht zugeben, daß ein so nah benachbartes, ihm nicht gehöriges Festlandsgebiet einem feindlichen Einmarsch ausgesetzt war; denn es wäre damit gleichsam belagert worden. Zwar hat die Geschichte noch nicht bewiesen, daß Großbritannien zu seiner Verteidigung eines vorgeschobenen Bollwerks auf dem Festland bedürfe; nach dem Fall von Antwerpen wurde aber dieser Schluß gezogen . . . Zwischen Calais und Dover ist durch Minen und Netze gleichsam ein sicherer Korridor geschaffen worden, auf dem die Schiffe ruhig verkehren können. In Calais sind Vorräte im Werte von Milliarden angehäuft; es ist das Beispiel eines Zentralmagazins für ein ganzes Heer. Wer sehen will, welche Opfer England für den Krieg bringt, soll nur nach Calais kommen."

Was mag man in Paris zu diesen Schilderungen und Bekenntnissen eines Vertreters der sorella latina sagen? Als vor zwölf Jahren der Geheimvertrag bekannt wurde, den London in Spanien geschlossen hatte, um Tanger zu „internationalisieren", das heißt zu einer Stütze seines Herrengebots über Woge und schwimmende Ware zu machen, hatte eine erste Pariser Zeitung Mut und Einsicht genug, um trotz der schon damals hoch in Halmen stehenden Ententefreundschaft entrüstet zu erklären und zu warnen: „Das Foreign Office hat unwandelbare Grundsätze. Es duldet nicht, daß Frankreich sich an der Meerenge von Gibraltar auf dem Verbindungsweg zwischen London und Italien festsetze. Um keinen Preis würde England darüber mit sich handeln lassen. Es würde dies mit Gewalt fordern, wenn wir Feinde wären. Es hat es uns als Freunden aufgezwungen, da wir die Einfalt hatten, auf es zu hören. Es war nicht möglich, eine Partie gründlicher zu verlieren und mit mehr Ruhmredigkeit und Unfähigkeit einzuleiten." Heute darf man an der Seine nicht laut reden, aber gewiß werden viele bedrückte Gemüter sich fragen, ob England jetzt nicht in weit bedrohlicherer Weise, statt nur in französisches Kolonialland, in Wall und Burgfried des Mutterlandes selbst eine Bresche gebrochen hat, die es nach denselben „unwandelbaren Grundsätzen" behaupten und niemals freiwillig wieder preisgeben wird. Geschichtskundige aber mögen sich daran erinnern, wie heute just 700 Jahre vergangen sind, daß die englischen Barone im Kampf mit ihrem wortbrüchigen König so weit gingen, dem Sohn Philipps von Frankreich und nachmaligen König Ludwig VIII. die englische Krone anzubieten, daß der Dauphin tatsächlich von Calais aus in See stach, aber schon 1217 zurückkehren mußte, als nach Johanns Tod gerade die schwächliche Herrschaft Heinrichs III. den britischen Nationalstolz aufflammen ließ. Sie werden zugleich nicht minder eingedenk sein, wie wiederum rund 500 Jahre verflossen sind, da der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich aufflammte, der dieses mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte: Wie in dessen Verlauf der Brite sich immer heimischer auf französischem Boden machte, wie mit der Schlacht von Azincourt, in der die Heere Karls von Orleans furchtbar aufs Haupt geschlagen wurden, das Ringen den Höhepunkt erreichte, wie der Bürgerkrieg das Elend vollendete, das Englands Herrschsucht über das Land heraufbeschwor, wie die ränkevolle Isabeau im Bund mit Johann von Burgund als Englands Trabantin Paris eroberte, und wie charakteristisch Albions heute wie damals dem Wesen nach gleiche Politik in der Rolle sich spiegelt, die eben Calais während des ganzen Verlaufs dieser blutigen Auseinandersetzungen gespielt hat.

⁂ ⁂ ⁂

Bis zu jener Zeit der englisch-französischen Kämpfe gehörte Calais zum deutschen Hansabund, dem es 1303 beigetreten war, und zwar stand es in besonders engen Beziehungen zum Kontor von Brügge, das damals

Digitized by Google

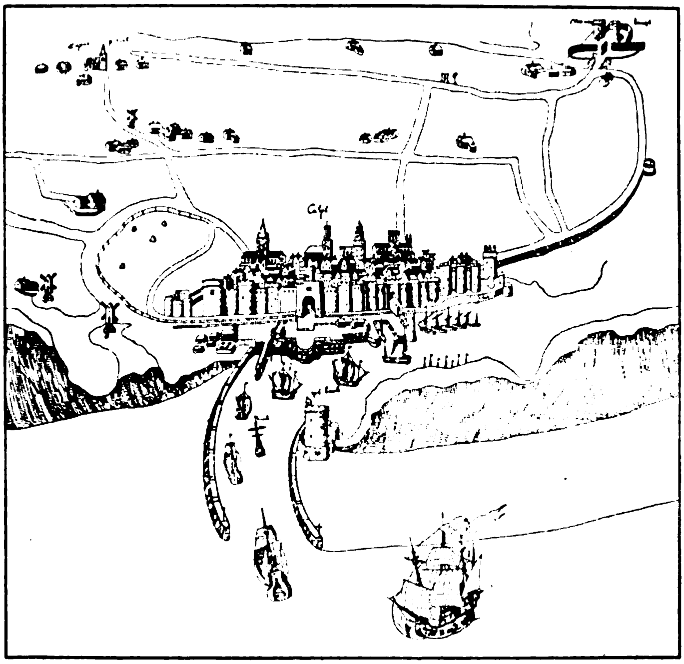
die Stellung des ersten Welthandelsmarktes im europäischen Norden behauptete.

Die Stadt fühlte sich in diesem germanischen Bund wohl und gedieh in seinem Schutz und in der Sonne seiner friedlich-freiheitlichen Organisation trefflich: sie war, im Äußeren wie dem geselligen und wirtschaftlichen Leben nach eine echte stolze Patrizierstadt mit ragenden, von Balduin IV. vollendeten Befestigungen und mit blühendem Handel, dessen Einkünfte die Truhen der Bürger füllten und die Mittel zu kunstvoller Ausschmückung der Stadt lieferten. Da verdunkelten schwarze von der anderen Seite des Kanals heranziehende Gewitterwolken das Licht glücklicher Entwicklung. Als Philipp VI., der Sohn Karls von Valois, auf den Thron der Kapetinger stieg, erhob sofort Eduard III. Erbansprüche unter dem Hinweis, daß er als Sohn einer Tochter Philipps IV. der nächstberechtigte Kronerbe sei. Damit also entspann sich das große geschichtliche Ringen zwischen den beiden Mächten, dessen Flamme drei Glutherde hatte. Zunächst den britischen Besitz in Südfrankreich, der damals die Herzogtümer und Grafschaften Gascogne, Guyenne und Poitu umfaßte; sodann die Unterstützung, die Frankreich dem nach Paris geflüchteten König David II. von Schottland angedeihen ließ; endlich aber und nicht zum wenigsten den Neid, mit dem man an der Themse den kräftigen Auftrieb des Handels der Normandie und Flanderns unter Führung von Städten wie Calais und im Schutze der Hansa beobachtete. So also marschierte Eduard III. nach der ruhmreichen Schlacht von Crecy, in der das gewaltige Lehnheer Philipps VI. vor der überlegenen Feldherrnkunst des englischen Herrschers zusammenbrach, in eiligen Märschen, alles verwüstend, über Blangis und Montreuil nach dem alten Calaisia, dem Pontus Itius der Römer, und unter den Beweggründen dieser Frontschwenkung, die einer kräftigen Ausnützung des Sieges widersprach, war das Motiv des Handelsneides, das propter invidiam, das in den gleichartigen Kämpfen zwischen Rom und Karthago eine so ausschlaggebende Rolle gespielt hat, gewiß nicht das unwichtigste. England hoffte leichten Schlages sich der Normandiehäfen zu bemächtigen und damit den französischen Wettbewerb zur See zu erdrosseln, sah sich aber in dieser Erwartung getäuscht. Eduard erschien vor den Mauern Calais' am 3. September 1346 und forderte den Befehlshaber der Feste, Jean de Vienne, zur Übergabe „an den König von Frankreich" auf, erhielt aber die stolze Antwort: „Ich kenne keinen anderen König Frankreichs als denjenigen, der mir diesen Platz anvertraut hat; ich gehorche nur ihm und bin entschlossen, in seinem Dienst zu leben und zu sterben." Dabei blieb es, und der königliche Heerführer sah alsbald ein, daß die Stadt zu fest war, um in jähem Ansturm erobert zu werden. Er bezog also ein verschanztes Lager bei der Kirche von St. Pierre (auf der Karte a. S. 127 links oben) und versuchte von hier aus Mauerbrecher und angeblich auch Kanonen — machinas et alia instrumenta magistralia, wie sich der englische Berichterstatter Knighton ausdrückt — gegen die Stadt heranzuführen. Aber die Geländeschwierigkeiten erwiesen sich als zu groß, die um die Stadt laufenden Wassergräben waren zu breit und die Festungsmauern zu stark, als daß diese Kampfwerkzeuge in zweckdienlicher Weise und mit gefährlicher Wirkung an die Stadt hätten herangebracht werden können. Im Gegenteil hatten die Belagerer unter ständigen, mit Mut und Geschick geführten Ausfällen des Feindes zu leiden, so daß sich Eduard entschloß, den Gegner durch Aushungerung zu bezwingen und nunmehr sein Lager bei St. Pierre in eine „ville de bois", das heißt in eine ausgebaute Verschanzung mit Unterkünften für die Soldaten, Laufgräben, Umwallungen, Palisaden, Faschinendeckungen zu verwandeln. Indessen auch das genügte nicht; den Engländern drohte noch eine andere Gefahr. Es kam die Kunde, daß der König von Frankreich ein starkes Entsatzheer sammele, und die Engländer standen so vor der Drohung, in ein vernichtendes Feuer von zwei Seiten zu geraten. Eduard dehnte daher sein Verschanzungssystem nach Eroberung des bei St. Marie vorgeschobenen Forts (Karte rechts oben) immer weiter kreisförmig aus, so daß schließlich, nach der trefflichen Darstellung in den Chroniken von St. Denis, „Calais in eine zweite Stadt eingeschlossen schien, die man Ville neuve la Hardie nannte". Nachdem Versuche zur Friedensstiftung durch Papst Clemens VI., dem der Krieg zwischen Frankreich und England schon wegen seiner Kreuzzugpläne wider den Strich ging, gescheitert waren, blieb dem Belagerer, da der Winter anrückte, keine andere Sorge übrig, als die Zufuhr von Lebensmitteln an den Feind zu verhindern und sich selbst mit diesen und mit Waffen und Munition reichlich zu versorgen. Auch diese Aufgabe wurde trefflich gelöst. Die französische Flotte hatte sich von den starken Verlusten im Kampf bei Lécluse noch nicht erholt, die englische war um so stärker geworden; bei der Überfahrt über das Meer hatten Eduard nicht weniger als 737 Segel zur Verfügung gestanden, eine für damalige Zeit gewaltige Armada, der man in Paris nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte. Diese ganze Flottenmacht wurde jetzt zu dem doppelten Zweck dienstbar gemacht, Calais von der See her völlig abzusperren und zugleich einen „nassen Saumpfad" von der flandrischen zur britischen Küste zu schaffen, auf dem sich die Herbeischaffung aller nötigen Kriegsmittel in regelmäßiger Ordnung vollzog. Die vielen Parallelen mit der Kampflage und der englischen Politik damals und heute springen in die Augen.

Froissart, dessen Geschichtserzählungen so

schätzbare Dokumente der Sitten seiner Zeit sind, hat auch die Kämpfe um Calais sehr eingehend und in lebhaften Farben dargestellt. Er weiß zu erzählen, wie Eduard III. oftmals vor Zorn über den unerbittlichen Widerstand der Feste übergeschäumt und gedroht habe, die Stadt, wenn er sie bezwungen, mitsamt den Bürgern in Flammen aufgehen zu lassen. Wie die Königin von England nach dem Sieg über Schottland mit einer großen Schleppe von Hofdamen in das Lager gekommen sei, wie dort in der Freude über den Triumph glänzende Feste gefeiert worden seien, die in schrillem Widerspruch zu der Not in der belagerten Stadt gestanden hätten, deren Verteidiger schließlich „den letzten Ochsen mit Fell brieten und verzehrten". Wie der König von Frankreich in letzter Stunde nochmals zu einem Hilfsversuch sich entschlossen, alsbald aber die überlegene Stärke der Engländer erkannt und nun zu dem Mittel gegriffen habe, die Fehde durch das Angebot eines Turnierkampfes zwischen den besten Rittern beider Heere zu entscheiden. Indessen widerstreiten diese Angaben allzusehr anderen Berichten, um auf Wahrheitstreue unbedingten Anspruch zu haben. Tatsache ist jedenfalls, daß nach elfmonatiger Belagerung das ausgehungerte Calais schließlich, dessen Bürger, wie Froissart sich ausdrückt, vor die Wahl gestellt waren, se soumettre ou se manger l'un l'autre, am 4. August 1347 sich übergeben mußte, daß Eduard III. seinen Racheschwur nicht hielt, die wackeren Verteidiger nicht über die Klinge springen ließ, vielmehr nur die Forderung stellte, daß sechs der angesehensten Notabeln die Widerspenstigkeit der Stadt mit dem Tod am Galgen büßen sollten. Aber als sie im Hemd, barfuß, mit Stricken um den Hals vor dem Sieger erschienen, besänftigte die Königin, kniefällig ihm zu Füßen fallend, mit heißen Bitten seinen Zorn und rettete das Leben der Todgeweihten (s. das Bild a. S. 129).

Um so härter war aber die Politik Englands bei der weiteren Behandlung der Stadt. Die neue Regierung verkündete sofort, daß niemand in der Stadt bleiben dürfe, außer mit besonderer Erlaubnis und nach Ableistung des Treueschwurs. Schon diese Maßregel hatte einen starken Abzug der wenigen Bürger, welche die Belagerung überstanden hatten, zur Folge; an ihrer Stelle machten sich alsbald zuschwärmende Engländer breit, während die Einwanderung von Franzosen eine Kopfsteuer nach Möglichkeit unterband. Dazu wurde der Handel engherzigen Polizeivorschriften unterworfen; kurz, London behandelte seine Beute ganz nach gewohnter und gegen Irland erprobter Praxis: es kam ihm nur darauf an, den Platz als militärischen Stützpunkt für seine Seeherrschaft und Ausdehnungsgelüste auf französischem Boden zu behaupten, den Verkehr lenkte es systematisch nach den eigenen Häfen ab.



Stadt und Hafen von Calais im 15. Jahrhundert
Nach einem zeitgenössischen Stich im Britischen Museum zu London

So zogen in kurzer Zeit auch die letzten alteingebürgerten Handelsherren ab; die Stadt verarmte unter britischem Regiment immer mehr und war schließlich nur noch ein Schatten einstmals strahlender Bedeutung. Als daher der tapfere Franz von Guise 1558 den alten Besitz Frankreichs als die letzte der englischen Stellungen auf westeuropäischem Boden zurückerobert hatte, atmeten seine Bürger wie nach langer Gefangenschaft auf; aber ebenso groß wie der Jubel in ganz Frankreich war die Wut jenseits des Kanals. Marie Tudor bejammerte den Verlust des schönsten Edelsteins ihrer Krone. Noch auf ihrem Sterbebette meinte sie: wenn man ihr Herz ausschneide, werde der Name Calais eingegraben gefunden werden, und ihre Nachfolger und Nachfolgerinnen auf dem

Digitized by Google

britischen Thron ließen alle Minen einer ränkevollen Diplomatie gegen Frankreich springen, um das Schmuckstück wieder zu gewinnen. Dreimal hintereinander, nach der Vernichtung der französischen Flotte, welche die Rückkehr des vertriebenen Königs Jakob II. erzwingen sollte, in den Jahren 1694, 1695 und 1696, unternahm England Vorstöße, den verlorenen flandrischen Gibraltarschlüssel am Kanal wiederzugewinnen; sie scheiterten ebenso wie der letzte Versuch zu einer Landung an der französischen Küste im Jahre 1804 als Parade gegen die damaligen gewaltigen Rüstungen Frankreichs unter dem Konsulat.

Erst heute also, nach mehr als 350 Jahren, ist England auf den verschlungenen Wegen der Einkreisungspolitik dahin gelangt, daß sein Banner wieder auf den Zinnen von Calais weht.

Als unlängst der Entwurf eines Tunnelbaus zwischen Dover und Calais neuerdings auftauchte, war der Widerstand der britischen Öffentlichkeit gegen den Plan weit geringer als früher, und ein Pariser Spottvogel meinte, der Stimmungsumschwung sei natürlich genug, da das Vereinigte Königreich ja nur einen unterirdischen Weg nach „Neuengland" baue, und dieses drohe mehr und mehr einen Umfang wie vor fünfhundert Jahren anzunehmen. Mit dem Ton des Witzbolds, mit dem echt französischen trockenen Spott des pince sans rire, dem „Epigramm auf den Tod des Gefühls", gab er damit freilich nur einer Sorge Ausdruck, die auf ganz Frankreich von Mond zu Mond als unheimlicher Alp immer schwerer lastet. Nachdem Großbritannien heute seine nach der Normandie hinübergeworfenen Hilfsarmeen von 160000 Mann auf mehr als eine Million vergrößert hat, begnügte es sich nicht damit, in dem berühmten Dreieck Dünkirchen — Calais — Boulogne immer heimischer sich zu machen, sondern es dehnte seine Seßhaftwerdung auf französischem Boden, den Hilferufen folgend, die aus dem Hauptquartier Joffres der Not gehorchend, nicht freien Triebs erklangen, bis nach Verdun aus. Was wird aus der Nachbarschaft bei gleichem Fortlauf der Dinge wie bisher letzten Endes werden? Bereits stellt man an der Seine Berechnungen folgender Art an. Beim Kriegsbeginn sei das Verhältnis der französischen Truppen zu den britischen 15:1 gewesen; am Ende des ersten Kriegsjahres habe es 3:1 betragen und gegenwärtig belaufe es sich auf 5:3. Auf gleicher Entwicklungslinie werde vielleicht schon mit der Jahreswende der Stand von 1:1 erreicht werden, der sich dann weiter selbsttätig immer mehr zugunsten Englands drehen und schließlich, wenn es gelinge, die Rahmen von Kitcheners Dreimillionenarmee voll aufzufüllen, die Umkehrung von 1:3 zeigen dürfte. Mittelbar wird damit also französischerseits selbst zugegeben, daß die eigenen Reserven sich mehr und mehr erschöpfen, während der Bundesgenosse noch über starke, in ihrer Ergiebigkeit freilich wohl überschätzte Ersatzquellen verfügt.

Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich logisch eine Kette weiterer beunruhigender Folgerungen, die sich alle um die eine Sorge drehen: wie werden wir den Nachbarn, den wir ins Haus geladen, wieder herausbringen?

Voran stehen die militärischen Bedenken. Erreichten die britischen Kampfverbände die ziffernmäßige Überlegenheit, so müßte der Oberbefehl an England übergehen, Frankreich also auf seinem Boden unter englischer Führung für Zwecke und Ziele fechten, die mindestens in den letzten Ausläufen nicht die eigenen sind. Nicht minder düster sind die finanzwirtschaftlichen Ausblicke. Die Gesamtschulden der Republik aus den Aufwendungen für den Krieg belaufen sich gegenwärtig auf etwa 42 Milliarden Franken. Das Pariser Finanzierungssystem besteht darin, daß die „silbernen Kugeln" teils aus Vorschüssen der Bank von Frankreich, teils aus kurzfristigen Schatzwechseln, teils aus langfristigen Anleihen gegossen werden, die aber bislang einen tatsächlichen Ertrag von höchstens 12 Milliarden ergeben haben (die erste Siegesanleihe lieferte einen Nennertrag von 14,5 Milliarden, wovon jedoch nur 5,5 bares Geld waren); den ganzen Rest des Geldbedarfs müssen Auslandskredite decken. Diese setzen sich wieder zusammen aus der Londoner Beteiligung an den Anleihen, aus den in Lombardstreet untergebrachten Bons der Nationalverteidigung, aus kleinen Valutaanleihen, die ebenfalls zum Teil an der Themse untergebracht sind, endlich und in der Hauptsache aus den in Nordamerika aufgenommenen Geldanleihen, deren Wert die Höhe von 380 Millionen Dollar erreicht hat. Ist aber der Rechtsgläubiger dieser gewaltigen Summen das Sternenbannerreich, so läuft doch offensichtlich, da die Verquickung und Verschlingung der großkapitalistischen Interessen zwischen London und New York mit jedem Mond engere Formen annimmt, die ganze Entwicklung der Dinge zugleich auf eine weitere ständig wachsende finanzielle Abhängigkeit Frankreichs von England hinaus. Wozu wird überdies ein großer Teil des französischen Geldes, das in den angloamerikanischen merger fließt, verwandt? Gerade der große britisch-französische Sommeangriff hat darüber lehrreiche Aufschlüsse gegeben. Frankreich bezieht nicht nur ständig wachsende Munitionsmassen aus England, dieses selbst baut auch auf seinem festländischen Operationsgebiet immer mehr strategische Bahnen, Straßen, Telegraphenlinien, richtet militärische Verwaltungen ein, kurz, macht sich auf dem Wege einer pénétration militaire immer heimischer. Mehr noch! Der Pariser „Economiste" setzte unlängst auseinander, wie die Ausfuhr der früher blühenden französischen Tuchmanufaktur heute vollkommen durch England vom amerikanischen

Das Opfer der sechs Bürger von Calais. Nach einem Gemälde von Jacques Louis David

Markt verdrängt werde, und wie es mit vielen anderen wichtigsten Landesindustrien, so namentlich der Erzeugung von Baumwollwaren, um nichts besser stände. „Überall greifen wirtschaftliche Verarmung und Zersetzung die Organe und den Mechanismus unserer Volkswirtschaft an." Eine nur zu unumstößliche und bittere Wahrheit! Die deutsche Industrie ist in der Kriegszeit trotz vieler schwächenden Begleiterscheinungen der Krise im ganzen genommen nicht schwächer und ärmer, sondern eher innerlich gefesteter und selbständiger geworden: sie hat ihre Technik, dank der Absperrung vom Ausland, verfeinert, vertieft, vereinfacht, hat früher unbeachtete und ungeahnte Nutzungsmöglichkeiten von Ersatzstoffen entdeckt, damit ihre Gewinne gesteigert, sich organisatorisch ganz auf eigene Füße gestellt und privat- wie staatswirtschaftlich an Leistungsvermögen gewonnen. Jenseits der Vogesen ist das Umgekehrte der Fall, und abgesehn von den bekannten Organisationsschwächen des Wirtschaftslebens in Frankreich verdankt dies Land die Herzlähmung und Nervenzerrüttung vorab seinem lieben britischen Freund. Jenseits des Kanals meint man, daß, wenn Deutschland sich brüste, gewaltige Gebiete im Osten und Westen seiner Grenzen sich botmäßig gemacht zu haben, England sich rühmen dürfe, alle Meere erobert, sie von der „deutschen Pest" befreit und unter die Schutzherrschaft des Union Jack gestellt zu haben. Was dieser Schutz bedeutet, spürt Frankreich von Tag zu Tag deutlicher in allen Gliedern. Mit dem ihm eigenen robusten und rücksichtslosen Nützlichkeitssinn hat der Brite seine „unteilbare Seegewalt" zugleich dazu benutzt, den Handel des Bundesgenossen völlig lahmzulegen. Gegen die wettbewerblos gewordene Alleinherrschaft Londons kann die Trikolore nicht mehr aufkommen, muß auf immer mehr Handelsgebieten dem britischen Wettbewerb und Einfluß weichen, ja sogar schicksalergeben zusehen, wie England nur auf seinen Schiffen und zu wucherischen Transportpreisen, die es selbstherrlich bestimmt, Lebens- und Kriegsbedarfsware eigenen oder amerikanischen Fabrikats liefert.

Noch weit schwerer und begründeter aber erscheinen die Sorgen und Ängste Frankreichs beim Blick nach Calais und bei der Frage, was das Endergebnis der zeitlichen Verehelichung Mariannes mit John Bull sein wird — noch weit begründeter werden die Sorgen Frankreichs, wenn man die Entwicklungsgesetze und -strebigkeiten des Landes im weiteren weltpolitischen Gesichtsfeld prüft. Vor Halbjahresfrist rückte der Abgeordnete von Calais Herrn Briand mit dem peinlichen Auskunftsverlangen zu Leib, ob die Regierung zuverlässige Vertragspfänder dafür in der Hand habe, daß seine Heimatstadt und das ganze gegenwärtig von den Briten besetzte französische Gebiet nach dem Friedensschluß sofort geräumt werden würden. Eine bündige Antwort auf die Anfrage erfolgte natürlich nicht; die neugierige Volksvertretung mußte sich mit einem verlegenen Herumreden über den Kern der Sache begnügen, aus dem immerhin soviel deutlich wurde, daß der britische Geschäftsträger sich dahin geäußert habe: „Die britische Regierung sei derzeit

Digitized by Google

nicht imstande, bindende Erklärungen über die nach dem Krieg notwendigen Maßnahmen abzugeben; der Fall sei denkbar, daß England genötigt sein könne, seine Truppen so lange auf dem Festland zu belassen, bis sämtliche europäischen Fragen gelöst seien und keine Möglichkeit mehr bestände, daß Calais zur Angriffsstütze gegen Großbritannien gemacht werde." Manch' einer der Herren Deputés mag wohl bei solcher Auskunft mit Hamlet gedacht haben: „Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft, man kann einen Kapaunen nicht besser mästen." Und wenn er Shaw kennt, wird er zugleich jenes ‚wunderbaren Talismans' gedenken, der nach des irischen Spötters Britenspiegel den Engländer zum Herren der Welt macht: „Wenn er etwas will, gesteht er niemals ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis ihm — Gott weiß wieso — die tiefe Überzeugung erwacht, daß es seine sittliche und religöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will. Wie der Aristokrat, tut er, was ihm gefällt, und schnappt, wonach ihn gelüstet . . . Er ist nie verlegen um eine wirklich moralische Gebärde. Nichts ist so schlecht und nichts so gut, daß man es nicht einen Engländer wird vollbringen sehen, aber niemals wird man einem Engländer beweisen können, daß er im Unrecht sei."

Verbürgt ist jedenfalls eine Äußerung Balfours zu dem Schwätzer Churchill, der alsbald aus der Schule plaudern mußte: „Solange wir Calais behalten, ist das verlorene Antwerpen entbehrlich." Der tiefere Sinn der Worte ist unschwer aufzudecken. Die ganze neuzeitliche Entwicklung des Kriegswesens drängt England zur festländischen Machtausdehnung. Ohne Stützpunkt jenseits des Kanals bedrohte die Vervollkommnung der Unterseewaffe seine Lebensmittelzufuhr, und die Steigerung des Geschoßbereiches weittragender Geschütze und die heutige Luftschiffahrt machten die Vorteile seiner Insellage zunichte; bei einem Angriffskrieg verschlechterten sich ebensosehr die Kampfesbedingungen, wie bei einem Verteidigungskrieg der natürliche Schutz schwächer würde. Die zwangsläufige Rückstoßwirkung des Grundfehlers der britischen Politik seit der Einstellung auf den einseitig gegen Deutschland eingestellten Einkreisungskurs, daß nämlich die orientalischen Weltreichflanken offen gelassen und nur an die Verstärkung der europäischen inneren Linie gedacht wurde, ist, daß England, einmal auf den Bahnen dieser Taktik festgefahren, seinen europäischen Bundesgenossen noch weniger als jemals ein aufrichtiger Freund ohne trügerische Hintergedanken sein kann; es muß vielmehr, je mehr sich die Durchstoßung der deutschen Front als unmöglich erweist, desto mehr bedacht sein, den erhofften Stellungsgewinn, wenn nicht anders möglich, auf Bundesgenossenkosten sich zu verschaffen. Mehr noch! Rein geographisch betrachtet, erscheint der Vierbund, die gewaltigste Staatenorganisation, welche die Welt seit Roms Tagen gesehen, nur als eine Verlängerung Mitteleuropas über den Balkan und die Türkei nach Westasien, nach dem Ostflügel des Mittelmeers und der persischen Golfpforte des Indischen Ozeans hin; er steht, so betrachtet, genau unter demselben doppelten Flankendruck von der See und dem Land her wie vordem die Mittemächte allein, nur in gewaltigeren Umfassungslinien, die sich russischerseits von Petersburg über das Schwarze Meer, den Kaukasus und den Kara Dagh nach Aserbeidschan, britischerseits von Calais über Gibraltar, Malta, Saloniki, Suez, Aden zum Schatt el Arab ziehen. Eben darum aber und in Rücksicht auf die Tatsache, daß das zarische Reich als riesenhafte Festlandsmasse eine zu große natürliche Beharrungskraft und selbständige Bewegungsfreiheit nach Asien hin besitzt, um jemals einen tödlich wirkenden Erdrosselungsgriff Englands fürchten zu müssen, muß dessen Taktik heute notwendig mehr als je auf verstärkte Sicherung seiner indischen Weltmachts-Hochstraße gerichtet sein. Dementsprechend hat man denn auch in London gehandelt. Sofort beim Kriegsbeginn wurde auf die der syrischen Küste vorgelagerten Inseln Beschlag gelegt, dann im Dardanellenvertrag die Verfügung über Imbros und Tenedos zur Beherrschung der Dardanellenausfahrt ausbedungen, und unlängst brachte ausgerechnet die Turiner „Stampa" genauere Enthüllungen darüber, wie nach den Londoner Plänen aus Saloniki ein zweites internationalisiertes Tanger werden solle. Dabei verlangt die Londoner Generalstabsleitung der Ententekriegsführung noch, um der Ironie des ganzen Bundeskampfspiels die Krone aufzusetzen, daß Frankreich und Italien hier auf der Chalkidike, als dem britischen Vorposten zur Deckung Ägyptens, sich nutzlos und gegen ihr eigenes Interesse verbluten sollen. Kurz, wenn der „Temps" einmal im Honigmond der London-Pariser Freundschaft, als England „die Wacht in der Nordsee" zugewiesen, Frankreich zum Hüter der Ententemacht im Mittelmeer bestellt und damit scheinbar eine Teilung der Seegewalt zwischen den Verbündeten entgegen allen Überlieferungen und Grundsätzen Englands vollzogen wurde, triumphierend ausrief: La Méditerranée échappe à l'Angleterre, so droht heute offenbar umgekehrt Paris dieses für alle modernen See- und Weltmachtfragen so wichtige, für Frankreichs Weltmachtstellung aber ausschlaggebende Kampfgut zu entschlüpfen. —

Der vor Verdun an der Spitze seiner Jäger gefallene Oberstleutnant Driant war ein tapferer Soldat, zugleich aber auch ein tüchtiger Schriftsteller, der sich von der Pariser Entente-Marktschreierei nicht blenden ließ und namentlich in seiner „La guerre fatale" das Wesen der britischen Freundschaft scharf beleuchtet hat. Nach Jahrhunderten freiheitlichen Sinnes habe England seine

Digitized by Google

Geschicke einer habgierigen und gewissenlosen Zunft von Geldleuten anvertraut, sein Adel habe seinen Stolz, seine Größe und seine Unabhängigkeit in die Hände dieser Geldjobber gelegt; seine Volksherrschaft voll kalter Gleichgültigkeit gegen alles, was ihr Interesse und ihr Wohlergehen beträfe, habe keine Ideale mehr. Aus alledem erkläre sich zugleich die heiße Liebe, die England Calais angedeihen ließe. Wenn die Franzosen längst zur Loire zurückgeschlagen sein sollten, ja wenn die ganze Republik in Stücke ginge, würde England dieses Bollwerk seiner Händlerherrschsucht zu halten suchen. Und sollte Frankreich, niedergeworfen, dieses als Siegespreis ausliefern müssen, die Briten würden es nicht herausgeben: Calais, das neue Haustor ihres Inselreichs! Freilich — wenn solche düstere Zukunftsdeutungen ein Pariser Tagesgespräch wurden, so sollen daran gewiß nicht übertriebene Hoffnungen in der Richtung geknüpft werden, als ob jenseits der Vogesen sich allgemein die Einsicht durchsetzte, wie Frankreich im Ententering lediglich Reisläuferdienste zugunsten des hohen britischen Herrn verrichtet: Driants Anklagen beweisen nur soviel, daß überhitzter Dampf im französischen Ententekessel ist, und daß die Regierung in Furcht vor gewaltsamer Entladung das Ventil der Kritik nicht willkürlich zu schließen wagt. Jetzt ist es nur ein Sturm im Wasserglas, der gegen den britischen Bundesgenossen anfährt; eine Bö, die mit Orkangewalt den Kanal der Freundschaft zwischen England und Frankreich aufpeitscht, wird früher oder später mit der unweigerlichen Gesetzmäßigkeit politischer Naturgewalten folgen. Und dann wird man vielleicht an der Seine das reiche flandrische Land um Calais und seine Bedeutung für Nation und Vaterland, eingedenk besserer vergangener Zeiten, in gleicher Weise werten, wie es 1347 ein Gelehrter unter den vor dem britischen Regiment fliehenden Bürger der Stadt tat, wenn er auf der Wanderschaft in sein Tagebuch die Verse des Horaz schrieb:

Quo nihil maius meliusve terris
Fata donavere bonique divi
Nec dabunt, quamvis redeant in aurum.

Lied vom Spielmann

„Drei Tage und drei Nächte
Gefiedelt und den Wein probiert,
Frau Wirtin, ja, ich dächte,
Heut wird nun ausmarschiert!"

„Und gehst du, froher Zecher,
Und keinen Heller zahlst du mir,
Zum Pfand für viele Becher
Die Fiedel, die behalt' ich hier!"

„Ich bitt' Euch, gebt die Geige,
Sonst werd' ich bald gestorben sein ..."
Sein Leben ging zur Neige,
Verscharrt liegt er am Stein.

Die karge Wirtin endlich
Nahm sich des Armen Fiedel vor,
Studierte sie umständlich,
Bald graute ihr davor.

Es sprachen, die zum Weine
Ins Grüne lockt' der Maienschein:
„Begraben unterm Steine
Ein Musikant muß sein.

Da, wo in voller Süße
Am moos'gen Weg die Drossel singt,
Da hüpfen unsre Füße
Und unser Herze springt.

Ihr seid so bleich, Frau Wirtin,
Wein her, es soll vom besten sein,
Uns raunten Hirt und Hirtin:
Es war ein Geigerlein.

Es soll der Spielmann leben,
An seinem Grab der Jammer schweigt,
Wir tanzen und wir schweben,
Als wenn es heimlich geigt!"

Sie schlangen ihren Reigen,
Sie jauchzten durch den Buchenhain ...
Hin zog's die Wirtin eigen
Zum Musikantenstein.

‚Es soll der Spielmann leben —'
Das Wort hält ihren Sinn gebannt, —
Sie tät die Fiedel heben
Und spielt' mit fremder Hand.

Da rauscht' es in den Zweigen,
Der junge Spielmann stand vor ihr:
„Komm, allerliebste Geigen,
Wie weh war mir nach dir.

Du Freudenquell, du süßer,
Du Herzklang aus des Herrgotts Brust,
Du Nachtigall der Büßer,
Du überreiche Lust!"

Das Geld tät er verfluchen —
Und schwand — die Frau lief wirr landein —
Sein Grab will ich besuchen
Mit Maienkränzelein.

Lucie Rohmer-Heilscher

„Sprengtrichter „Bastion" vor Ypern. (Originalholzschnitt Handdruck) geschnitten und gedruckt im Feld : Willo Rall 1916
Hintergrund: über die Einmündung des Yser-Kanals das „weiße Schloß" Hollebeke.

Sprengtrichter vor Ypern. Holzschnitt von Willo Rall

Die Schönheit der deutschen Sprache

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Nach den Reinhardtschen Aufführungen in Stockholm hat ein hervorragender schwedischer Musikkritiker, W. Peterson-Berger, über den sprachlichen Wohllaut unserer älteren Literatur impressionistische Eindrücke gesagt, die dahin zusammenkommen, keine heutige Sprache Europas sei ähnlich imstande, rein phonetisch durch das Klingen der auslautenden Endungen und wiederum durch konsonantisch ausdrucksvolle Kraft den Wettstreit mit dem Altgriechisch aufzunehmen. Um diese Vorzüge näher zu verstehen und zu ergründen, werde man vielleicht Goethes vokalische Rhythmik studieren müssen.

Von diesen Anerkennungen entfällt ein Teil auf die hochdeutsche Lautverschiebung und die Diphthonge im Neuhochdeutschen, ohne was beides die nördlichen Sprachen so ungleich trockener, knöcherner, grätiger, zu sehr nach den Breitlauten aus å und ö, kurzum plattdeutsch, klingen. Wofür ihnen und dem Niederdeutsch wieder andere, große Vorzüge geblieben sind. Die Eigenschaften des Deutschen führten den schwedischen Musiker auf die Rhythmik, die er mit der inneren Fülle des Vokalischen im Hochdeutschen verknüpft.

Goethe, auf den er zum näheren Studium hindeutet, ist wieder einmal der reiche große Name. Ebenso geeignet wären Uhland, Hölderlin, Schiller, Lessing, Opitz – der in seiner Sprache bewußten Erkenntnissen folgte —, Luther, die Sprache der Grimmschen Märchen, der deutschen Volksbücher oder der Chroniken, und so immer mehr hinauf, bis zu den ton-bedingten Alliterationen und den handschriftlich akzentuierten Texten (Otfrid, Notker u. a.). Jene Rhythmik ist überall. Was nun als überraschende Entdeckung eines Ausländers so angenehm durch unsere Zeitungen wanderte, findet seine leicht zu vermutende Erklärung: Herr Peterson-Berger hörte eine Sprache, die er vorher nur als gelernte, als Lesender mit Augen, Verstand, Gedächtnis kannte. Und das deutsch lesende, schreibende Deutschland zeigt sich eigentümlich auch begnügt mit der letzteren Art von Kenntnis.

Die große Mehrzahl unserer Gebildeten, auch derer, die selber Schriftsteller, ja Dichter sind, ist ohne klare Rechenschaft über die Ursachen, weshalb sie allein schon von der Sprache der Klassiker so wundersam bezaubert werden. Manche Erzähler suchen zu lernen davon, durch ein emsiges Lesen, sozusagen mit flüsternden Lippen, worin schon das Richtige — erraten ist. Auch Gottfried Keller wird gerne zum Hineinlesen benutzt, also ein schon selber am Alten Hineingelesener, dem jedoch noch wichtiger zugute kam, in der Umgebung einer gesprochenen Mundart, also eines unkorrigierten, ursprungs-natürlichen, ungeengten Deutsch zu leben. Ob man bei dem Verfahren des Einlesens den Fallgruben des Manierismus entgeht, hängt mit den Graden einer Feinfühligkeit zusammen, die im Dunkeln auch ohne Laterne richtig führt.

Letzteres Licht nun: durch was die älter-überlieferte Sprache so wohllautend schön ist, scheinen die bestellten Sprachinspektoren nicht aus dem Verschluß herausgeben zu wollen. Es ist nicht gut denkbar, daß sie es selber nicht besitzen. Aber sie könnten etwa meinen, daß es in den Händen des Publikums zum groben Schaden statt feineren Nutzen werde, die Unreife damit leichtfertig zünden könnte, — daß das Fachwerkgebäude der Grammatik in Brand gerate und allgemeine Obdachlosigkeit die Folge sei.

In der gezimmerten Schulgrammatik besteht der stilistische Satz aus den „richtig" geformten Wörtern, sie „bilden" den Satz. In der wirklichen Sprache bildet der Satz die Worte und deren Formen. In ihr gibt es die Unfreiheit der einzig richtigen Gebilde nicht, es besteht da ein ungeheurer Reichtum an beweglichen lautlichen, klanglichen Wechseln und Schattierungen, dem die gebräuchlichen Alphabete überhaupt nicht beikommen können und woneben vollends die Rechtschreibung aussieht wie ein bleicher Knochen neben einem feinnervigen, harmonisch lebendig bewegten Körper. Hier ist das Reich der phonetischen Richtigkeit, die der Stockholmer Musiker an einem gesprochenen, etwas älteren Deutsch als dessen Schönheit entdeckte. Nicht als etwas Neues. Denn die akademische Wissenschaft hat diese Dinge schon eindringlich untersucht.

„Der geschlossene Satz in der naiven Sprache ist unleugbar eine geschlossene phonetische Einheit." „Erst eine weitgreifende Spekulation lehrt uns den Satz in seine begrifflichen Elemente zu zerlegen, und diese nennen wir Wörter." „Je naiver eine Sprache," d. h. je weniger eine grammatische Regelung, Schulung, Zerlegung sie beherrscht, „um so ungestörter ist daher auch die phonetische Einheit der Sätze ... Die phonetischen Teile des Satzes sind hier Gruppen von Silben, deren Anfang jedesmal durch eine ‚betonte', d. h. hier stärker gesprochene Silbe markiert wird. Solche Gruppen kann man als Sprachtakte bezeichnen. (Von den musikalischen Takten unterscheiden sie sich durch größere Freiheit des Baues.)"

Sätze aus Ed. Sievers' „Grundzügen der Phonetik", womit auf die fachmännische Spezialbehandlung nur hingewiesen sei, die der wissenschaftlichen Grammatik, d. h. der linguistischen, sprachgeschichtlichen die Schlüssel in die Hand gibt, dagegen für die vorgeschriebene Grammatik außerhalb liegt. In jenen Zitaten läßt sich schon alles

Digitized by Google

Wesentliche angedeutet erkennen. Die Enträtselung weitschichtiger kulturgeschichtlicher Fragen hat hier ihren Ausgangspunkt. Zum Beispiel, weshalb allgemein die Prosa etwas Spätes ist, alt und uralt nur die poetischen Formen und Gattungen sind. So sagen wir jetzt Poesie und Prosa; es handelt sich aber keineswegs immer um das, was auch für poesievoll gehalten wurde. Der nationalliberale Solon faßte noch um 590 v. Chr. die für die athenischen Parteien bestimmten, ziemlich umständlichen Rechtfertigungen seiner Gesetzgebung in phonetisches Versmaß. Das Aufkommen der Prosa ist eine sich allmählich einstellende Folge davon, daß das Hören zum Teil schon abgelöst worden ist durch das Sehen der Schriftgebilde, durch das Lesen, daß man in Wechselwirkung damit begnügsamer, stumpfer nach der klanglichen Seite, tifteliger, sophistischer nach der begrifflichen wurde, — der „große Logiker", den Wustmann in anderen Zusammenhängen blamiert, beginnt in die Sprache, die Satzformung einzutreten. Wenn die Sätze mittelalterlicher lateinischer Urkunden merkbar metrische Elemente enthalten und sinnfällige Endungen, wie z. B. —amus, sich gerne reimend wiederholen, wenn also diese prosaischen Urkunden gewissermaßen eine restliche Musik, eine Alliteration von hinten spüren lassen, so führt das auf den Brauch zurück, sie zum besseren Gedächtnis zu verlesen. Der Erzähler mit dem Saiteninstrument im Arm, der sogenannte Sänger, die Witzform des Schnadahupferls, das Rätsellied, die Beziehungen zwischen Tanz und Vortrag, unzählige solche Altertümer wurzeln nicht in der ‚Poesie', sondern in der Sprache. Noch richtiger: sie wurzelt mit ihnen gemeinsam.

Kurzum, am Anfang war der Rhythmus. Am Ende stehen die für die Rechtschreibung in Deutschland, Österreich und der Schweiz gültigen amtlichen Bestimmungen. Die nicht das Schlimmste sind, aber dazu gemacht werden. Zwischen diesem Alpha und Omega, auf diesem Weg von Bewegung zu Erstarrung liegen die Erlebnisse der Sprache, in welchen der Satzakzent, die Satzbetonung, als das Bedingende, Unterscheidende der Wort- und Formenbildung die größte Bedeutung haben. Bis zu welchen zarten Wechseln, die doch für die sprachgeschichtliche Formenentwicklung nie belanglos sind, diese Betonungsunterschiede im Satzgefüge gehen, mag die Gegenüberstellung erläutern: „lustige Bursche" und „lustige Gesellen". Man spreche beides, so wird man bemerken, daß das zweite „ge" einen feinhörbar anderen Klang hat, als das erste. Sehen aber läßt sich in unserer Schrift das nicht. Nur die Phonetik hat so feine Zeichen für die von ihr festgestellten Laute und Betonungen ausgesonnen. Bemerkenswert ist, wie sich das Mittelalter noch gegen die Dürftigkeit der Buchstaben sträubt, was sich besonders in der Ortsnamenschreibung zeigt, da man diese nicht in der Schulgrammatik lernte. Den Ort Riegel schrieb man nie auf großherzoglich badisch mit zwei e, weil man kein zweites e hörte, sondern Riegul, Riegol, Riegl. Das erste e hörte man, Ri-egl, wie in gu-et und sonst im Alamannischen.

Das vorhin Gesagte soll nun nicht bedeuten, daß beim Übergang zur sogenannten Prosa mit der Abschwächung des Rhythmischen das Gefühl für dieses aufgehört habe mitzusprechen. Eben durch ihren phonetischen Takt bedünkt uns eine Prosa schön. Der feine Schulmann Philipp Wackernagel, dessen Gebiet außer der germanischen Poesie und Metrik auch die ältere Musik, das Kirchenlied, war, äußerte Anno 1835: „Ein Redner weiß, daß nicht jedes Wort an jeder Stelle stehen darf, auch wenn der Sinn es zulasse oder gar fordere: die anderen Wörter, die es näher oder ferner umgeben würden, sträuben sich gegen seine Aufnahme ... Daß manche Schriftsteller dies nicht wahrnehmen, ist bekannt; die abstrakte Bildung, welche sie durch stummes Lesen und taubes Schreiben gewonnen, hat ihr Ohr verhärtet, und kaum erinnern sie sich, daß die Sprache wohl Zunge, aber nicht Auge heiße. Ihre Darstellungen sind ... logisch wohlgeordnet, vielleicht Muster klarer Fortbestimmung, aber dürr, automatisch, verlassen von dem organischen dreieinigen Wohlklang, dem lebendigen Hauch der Sprache." Denn in drei Hinsichten gilt es, dem musikalischen Wesen der Sprache genug zu tun: in der Folge der Klänge, der Betonungen und der Zeitmaße. Die Stimme ist der Strom, auf dem in den mannigfaltigsten Verschlingungen die Klänge schwimmen, der sie hebt und senkt, der sie auf seinen Wellen, wie in der Tiefe, hebt und wirbelt.

Man ist fachwissenschaftlich nun auch der alles bestimmenden Satzbetonung beigekommen, mit der Feststellung gewisser Regeln, die aber Beobachtungen sind, keine Vorschriften. Im lebendigen Gebrauch des Stils ist allein das Gefühl anwendbar, und es bedingt alles. Dieses phonetische Sprachgefühl weist wie jedes musikalische Gefühl seine starken Gehaltsunterschiede auf. Mancher Redner oder Schriftsteller kann uns allein schon durch die Phonetik seiner Glanzsätze schmalzig oder auch ungeschliffen vorkommen. Das Zuviel oder Zuwenig, das Verhältnis des melodischen Charakters zum Inhalt hängt ab von Taktempfindlichkeiten. Auch die Musik der Sprache läßt sich zum Gekratze oder zum Gassenhauer machen; wir werden unruhig, wenn eine prosaische Auseinandersetzung in stetig hinfließenden Jamben ohne Unterbrechung süßlich wird.

So bleibt es praktisch die alte Sache von den Geschmäckern. Bis ins Kleine, scheinbar Tiftelige. Vom Tifteln ist aber nicht zu reden, hier ist alles Gefühl, und das kennt keine Kleinigkeiten. Der falsche Halbton der klavierübenden Nachbarin schmerzt uns stärker, als der ganze. — Ein paar Beispiele. „Überrascht von ihrem Ton erwiderte er mit einem

Digitized by Google

lachenden Blick" usw. Der Satz ist in Ordnung, man möchte nicht: Überrascht von ihrem Tone erwiderte er mit einem lachenden Blicke. Nun fügt aber Gottfried Keller, nicht so überaus schön, noch ein „bloß" hinzu; infolgedessen lautet es dann: „erwiderte er mit einem lachenden Blicke bloß: O, es macht sich so!" Da wäre „Blick bloß" unmöglich. — Ich will schreiben: „bis zum Format eines Bismarck" und ärgere mich, daß die Druckerei gesetzt hat: „bis zum Formate eines Bismarck", womit sie verpfuscht und verwässert, was den Toncharakter bestimmte. Wer selber zu den verkürzten Formen neigt, wird sie doch störend finden, wo sie in der Dünne des Satzes gleichsam wulstig werden, Wörter wie „willkommne Erweitrungen". — Eine Einschiebung ändert die Rhythmik: „sie hat sich mit ihrem Manne überworfen," ist recht; aber: „sie hat sich, wie er hört, mit ihrem Mann überworfen"; da geht das „Manne" nicht mehr.

Die Sprache verhält sich zur Schulgrammatik wie das Volkslied zur Fingerübung. Wie es nun immer Leute gibt, die das Volkslied von seinen „Widersprüchen", „Willküren", „Unklarheiten" säubern möchten, so und noch überzeugungsvoller drängte es von allen Seiten zur Abstellung der sogenannten Willkür in der Schriftsprache. Dies ist zwar ein Unding, eine Quadratur des Kreises, denn es bedeutet Gefühl in Regeln verwandeln wollen. Indessen so gehört es in das System der Ordnung, die uns nun einmal erzieht und das, was sie den Mündigen nimmt, zur Aufbesserung der Unmündigen verwendet. Selbst die Widerspenstigsten wissen kaum mehr, wie zahm wir schon geworden sind und wie bunt einmal die Welt und die Freiheit darin gewesen.

Die Regel ist der Kommißstiefel, worin man fühllos geborgen mit jenem Trapp, Trapp, an den sich die Ohren gewöhnen müssen, über Pflaster und Pfützen und Geröll marschiert. Jenseit durch Wiesen und Brachen und wenig getretene Waldpfade geht die ursprüngliche Sprache, bauernmägdlich, von Liedern und feinem Sinnieren den blondgezopften Kopf erfüllt, rotröckig morgenfrisch mit bloßen Füßen, welche durch Stock und Stein und zwischen Regenlachen, die ein Nachtgewitter brachte, mit sicherem Ausweichen in den spannfest leichten Knöcheln gehn. Für eigentliche Königstöchter, die die verwandelte Zeit verträumten und noch im Märchenkleide unschuldiger Gänseliesel gehn, ist das nun doch nicht so sorgenlos, wie sie sich denken. Da sind so allerlei Junker unterwegs, denen sie besser nicht zu nah begegnen. Mit Seiner Hochwohlgeboren dem Kanzleistil hat es nicht viel Gefahr, der sieht nicht über die Nase herunter von seinem Klepper. Aber den papierenen Stil, den Allerwelts-Anreder mit dem Moderock und Kürbishut hält sie für einen besonders freundlichen und feinen Herrn, und wie ein tüchtiger Don Juan verführt er ihre naive Neugier mit seiner Mustertasche vom Neuesten und Allerneuesten, was jetzt die schicken Leute haben. Die Verantwortlichen müssen schon achtgeben, daß das unwissende Kind nicht sein ganzes Krönlein für den Talmi gibt. Und vergäßen sie's, sind es andere, die ihre nicht mißverständlichen Bemerkungen machen. Aus dem Steinhaus im Westen schaut zwar nicht viel, doch hier und da die Frau Nachbarin herüber, die verwitwete Madame Legrand mit den schönen, erfahrungsreichen Augen und dem würdigen Haar, das sie durch die hochangesehene und korrekte Académie française frisieren läßt. Solange sie denken können, haben Herr und Frau Michel gehorcht, was sich durch sie als guter Ton anzeigt, und sich geschmeichelt gefühlt, einen höflichen Gruß, eine schüchterne Erkundigung vor ihrem Fenster anzubringen. Madame ist entsetzt, daß man das Kind mit den fliegenden Zöpfen noch immer in kein Institut getan. Ihr Urteil über die deutsche Sprache ist vernichtend: elle n' a ni une forme assez précise, ni des règles exactes, ni des limites nettes.

Daß etwas geschehen müsse, wenn auch nicht gerade ‚Institut', darüber war ohnedies kein Zweifel. Angefangen war's ja auch schon seit den Humanisten. Sie empfingen zwar nicht die Schönheit des Griechischen und Lateinischen aus den Händen der spätantiken Grammatiker, doch von diesen die Begriffe der Grammatik und machten sich an eine Übertragung. Die Bemühungen um das Wesen der Sprache, um Richtig und Falsch im Deutschen kamen unter die Syntax und Kasuistik, die Fachausdrücke und Vorschriften eines versunkenen, fremden rhetorischen Unterrichts. Und sind von ihnen soweit abhängig geblieben, daß die Sprachkenner bis heute die Sprachschulmeister nicht endgültig aus den Schanzen warfen. Im ganzen zu selbstbeschäftigt, zu „wissenschaftlich" für Gedanken auf das Lebendige und Nationale, blieben die Germanisten mehr eine umgrenzte Republik für sich. Auch die Wirkung ihrer Vorlesungen mündete meistens, wie üblich, eben beim Examen, nach welchem der Mensch dann wieder anderes lernt. Soweit er nicht selber in die Laboratorien der Wissenschaft eintritt und die Augen hingebungsvoll im spitzen Winkel richtet. Es fehlt uns auch hier, wie so viel, ein gediegener Stand der geistigen Vermittler. Derer haben wir zu wenig, im Verhältnis zu Pedanten und Dilettanten. Das Beste im Gemeinnützigen müssen schon die Bestgelehrten selber tun.

Die Rechtschreibungs-Kommission sollte Regeln, für jedermann verbindlich und verständlich schaffen, eine Art bürgerliches Gesetzbuch der Sprache. Man kann weder die Absicht gerechterweise bemängeln, noch eigentlich die Ausführung. — Nach Sitte strebt der Mann, der Staat, das Weib nach Freiheit. Mit der Freiheit der Sprache, die ihr schönstes und wichtigstes Gut gewesen, ging es tatsächlich nicht mehr so weiter;

Digitized by Google

es mußte ein Kuratel eintreten, aus Gründen, deren Erörterung die ganze Bildungs- und Zeitentwicklung aufrühren, die ihr die Schuld zuweisen müßte. Die Männer der amtlichen Rechtschreibung haben den Widerstreit begriffen. Sie nahmen der deutschen Sprache das Grundeigentümliche, Grundbedingende, wenn sie ihr die Elastizität, die Sehnen durchschnitten: wenn sie zerstörten, daß das musikalisch richtige Gefühl die Flexionen im Verb und Substantiv regiert, die längere oder knappere Wortform und Endung, die Auslassung oder Behaltung des e in Nachsilben, und manches sonstige in Wortbildungen und Wortzusammensetzungen. Sie hätten aber in ihrer Aufgabe abgedankt, wenn sie als ersten und einzigen Paragraphen verkündet hätten: es richte sich jeder nach seinem Gehör. Ein schauderhaftes Esperanto aus unserer Muttersprache wollten sie anderseits doch auch nicht schaffen. Sie halfen sich so, daß sie vergönnte Freiheiten aussprachen, doch ohne über die darin waltenden Urgesetze aufzuklären. Wie die französische Revolution verkündeten diese Antirevolutionäre allgemeine Rechte ohne den kategorischen Imperativ, der sie bestimmen und leiten muß. In den Regeln für die Allgemeinheit, die ihr Duden (‚Rechtschreibung') in die Hand gibt, spielt eine große Rolle der Zusatz: „in der Regel", was heimlich sagen soll: wenn dem kein Gefühl entgegensteht. Diesem sub rosa verbleibenden Gefühl sucht er mit Unterregeln einigermaßen vorzudeuten. Vom Dativ, über den ich vorhin einige Beispiele gab, sagt er: „Das Dativ-e wird bei einsilbigen Wörtern in der Regel gesetzt."

Ich traue dem verstorbenen Duden zu, daß er nicht geschrieben hätte: „Überrascht von ihrem Tone". Sondern: „Überrascht von ihrem Ton." Drum sagt er ja auch: Das Dativ-e wird bei einsilbigen Wörtern ‚in der Regel' gesetzt.

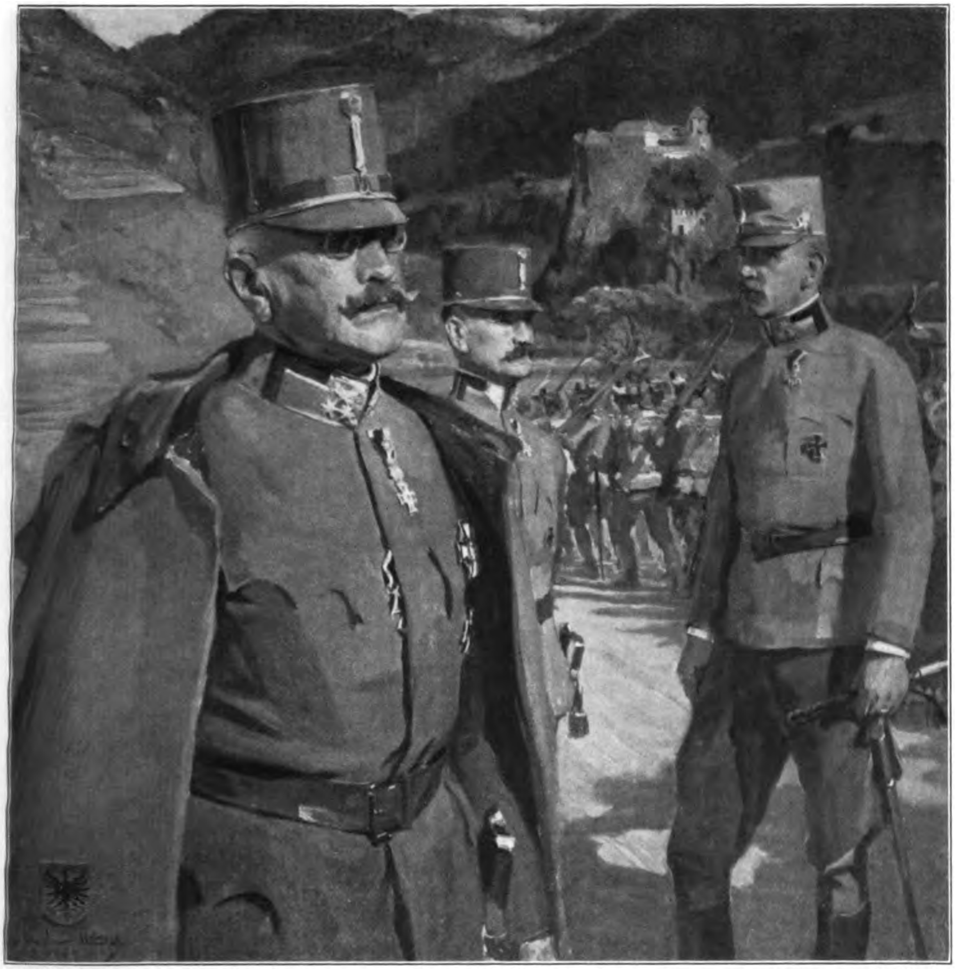
Für die Druckerei gilt aber in der Regel, daß bei einsilbigen Wörtern das Dativ-e nach Duden gesetzt wird, und damit punktum. Sie will nicht ihren Ruf gefährden, daß sie verlässig und richtig verfahre, und kann solche Unbestimmtheiten nicht brauchen. Insofern werden die Schulkinder noch achtbarer behandelt, als die Schriftsteller. Zumal deren Arbeiten nicht immer die Frist lassen, mit Revisionen und Superrevisionen hartnäckig den Willen des Verfassers durchzukämpfen. Noch gefährlicher, weil viel selbstgewisser, als die Setzer, sind Herausgeber von Sammelwerken, die ihre persönliche „richtige" Form durchführen. Schon Grundsätze, wonach Herausgeber meuchlings ein Komma ausmerzen oder einschieben, können feinen Sinn in Widersinn verkehren. Andere jagen auf Hiatus'se, die gar nicht als solche das deutsche Sprachgefühl verletzen.

Mit der Einführung einer gebotenen Rechtschreibung sind eben überall die Tempelhüter erweckt worden, die ihr auf ihre besondere Weise am eifrigsten dienen. Die tatsächliche Folge ihrer Einführung ist das Bestreben der Pedanten, der in ihr noch vorgefundenen Anarchie den Rest zu geben. Diese Anarchie war aber der Rest des Sprachgefühls, der angeborenen Empfindung für das musikalisch, rhythmisch, phonetisch Richtige. Seine vervollständigende Beseitigung wurde dadurch den Häschern preisgegeben, daß es amtlich verschämt bleiben zu müssen glaubte, daß es, wie der Heiland durch Petrus, im Konflikt verleugnet ward. — Die Druckereien und die andern Diktatoren, die sich ihre „einheitlichen Grundsätze" formen, werden aber nicht bloß unsere minder unsterblichen Werke, sondern auch den wundervollen Sprachschatz der deutschen Prosa aus der Zeit von 1770 bis 1830 auf die Dauer phonetisch verballhornen und vernichten. Denn sie wissen und fühlen nicht mehr, daß das, was sie für bloße Orthographie halten, das Wesen des Stils auf eine empfindlichste Weise berührt.

Ich befinde mich bei diesen Darlegungen in der außergewöhnlichen Lage, nicht genau zu wissen, ob ich in allen Punkten den sicheren Überblick besitze. Es fehlt mir ein sozusagen statistischer Maßstab, wie weit unsere deutsche Sprache jetzt amtlich doch mehr von Jüngern der germanistischen Wissenschaft gemeistert werde oder von solchen, die noch immer dem ehrenwerten M. Terentius Varro, de lingua latina, näher stehn. Die Hauptsache ist jedenfalls, daß man bei ersteren, den Deutschkundigen, wahrnimmt, wie die Verneinung des gemeinnützigen Willens, die Selbstbegnügung der wissenschaftlichen Erkenntnis doch so prüde nicht mehr gilt, wie sie zu meiner Studentenzeit von linguistischen Lehrstühlen herunter verkündet wurde. Männer wie Fr. Kluge und O. Behaghel zeigen eine tätige Gesinnung und handeln aus dem „Glauben, daß für die Muttersprache mehr geschehen könne" (Kluge), was schließlich auch eine sehr zuständige ‚Erkenntnis' ist.

Daß es in der Gemeinde brennt, daß ihr Gefahr droht, sieht aber auch der minder Zuständige, und zuweilen eher als die, die gerade auf dem Rathaus sitzen. Es geht uns alle an, und deswegen war es wohltuend und hoffnunggebend, vom nordgermanischen Schweden her auch wieder einmal aus dem Urteil der musikalischen Schulung auf die phonetische Schönheit und Kraft und Beweglichkeit der Sprache aufmerksam gemacht zu werden.

Digitized by Google



General der Kavallerie Viktor Dankl mit seinem Stab
Gemälde von J. Q. Adams
(Im Besitz des k. u. k. Heeresmuseums in Wien)

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Rudolf Haas, Triebl der Wanderer (Leipzig, L. Staackmann) — Heinrich Federer, Das Mätteliseppi (Berlin, G. Grote) — Peter Dörfler, Dämmerstunden (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.) — Helene Voigt-Diederichs, Luise (München, Albert Langen) — Marx Möller, Longinus Meier (Leipzig, L. Staackmann) — Carl Busse, Sturmvögel (Leipzig, Quelle & Meyer)

Der Matz ist wieder da! Der Trieblmatz mit seinem Pinscher! Der verbummelte Student, der einst mit seiner Kostschachtel Frau Flehschurz so großartig spazieren ging, der Unruhgeist und Tunichtgut, der im Dämmer der Nacht uns damals entschwand... gefolgt von seinem Hunde, heimlich begleitet auch von unserer Liebe. „Ja, grüß' dich Gott, trauter Matz," sagen wir mit der Anna und der Katl, mit dem Pferdhansl und dem Schmied Thumser, mit dem Wastl und all den übrigen Egerländischen Bekannten. „Grüß' dich Gott und laß dich einmal anschauen! Schaust noch akkurat so aus wie vor drei Jahren. Nur ein bissel ernster kommst mir vor ..."

Von links, von rechts, von vorn und von hinten guckt man sich den alten Bummelbruder in Wiedersehensfreude an, und es wäre nun wohl meine Pflicht, ihn zu begutachten. Aber das kann ich nicht; das kann ich wirklich nicht. Denn der Trieblmatz ist inzwischen in ein näheres Verhältnis zu mir getreten. Er ist mein lieber Herr Vetter geworden oder mein Patenkind oder wie soll ich es nennen ... kurz und gut, sein Schöpfer und Nährvater Rudolf Haas hat mir diesen Triebl II vor aller Welt gewidmet, so daß ich sozusagen Arm in Arm mit ihm dastehe. Es ist klar, daß mich das gefreut hat, doch es ist ebenso klar, daß mir damit der ganze kritische Handwerkskasten in den Sand gepurzelt ist. Ich darf Triebl dem Wanderer weder einen Rosenkranz aufsetzen noch darf ich ihm mit dem Skalpiermesser zu Leibe gehen. Ich muß versuchen, jedes Urteil zu verschlucken, wohlwollende Neutralität zu erklären und befangen zu lächeln. Den Vers muß sich jeder aus dem Buche allein machen; nur den Weg, den der Matz geführt wird, will ich andeuten.

Also, dies ist gleich zuerst die große Neuigkeit, daß sich der Bummelstudent krampfhaft auf die Hosen gesetzt und sein Examen doch noch gemacht hat. Bei seinem Hang fürs Ewig-Weibliche hat er sich natürlich die Zeit des Büffelns hin und wieder entsprechend versüßt, aber wenn der Mensch einmal Pech haben soll, hat er Pech. Wie heißt es in dem Freiburger Studentenlied? „Ein Knäblein war das Resultat." Immerhin glätten sich die Wogen; die ledige Mutter wird von anderer Seite geheiratet; der unerwünschte Ankömmling wird irgendwo untergebracht, und der Trieblmatz feiert das bestandene Examen durch eine Bergwanderung. Dabei hat er Gelegenheit, seine ärztliche Kunst mannigfach zu zeigen und sich auch sonst zu betätigen. Das Weltkind, der Freidenker, der Atheist lehrt einen Pfarrer werktätiges Christentum, kuriert einen angeschossenen Wilddieb, tilgt eine Seuche und stimmt seinen alten Lobgesang auf das Leben an. Aber es ist ihm nicht ganz wohl dabei. Es quält ihn irgendein Katzenjammer. Er fühlt, daß er sich selbst mit großen Worten betrügt, daß seine Predigt und sein Leben nicht zusammengehen. Und einmal kommt er dazu, wie ein Bauer seinen Buben mordsmäßig verdrischt. Da mischt er sich ein wie der edle Ritter von der Mancha bei ähnlicher Gelegenheit — siehe Don Quixote, Kapitel 4 —, bezieht gesunde Prügel und kommt auf den vernünftigen Gedanken, daß er zunächst doch erst einmal für sein eigenes Kind sorgen müsse, ehe er sich um anderer Leute Kinder bekümmere. Hier ist der Umschwung; hier steigt ein Ziel auf. Er holt seinen Buben, den er gar nicht kennt, von den Zieheltern und bringt ihn in seine Heimat, in das Vaterhaus, das ihm die Anna betreut hat. Mit einem Kind auf dem Arm erscheint der „Saubär", wie die Katl sagt, vor seinem Schatz. „Girgl," spricht er leise, „mein trauter Bub, dahier ist guter Boden. Wachs tief in ihn hinein, aber halt mir auch über ihm eine freie Stirne hoch!" Und er selber, der Wanderbursch des Lebens mit der Zugvogelsehnsucht, schlägt langsam auch Wurzeln, und wenn er am Feierabend hin und wieder noch weiter träumt und dichtet: in der hellen Klarheit des Tages tut er es den Unverdrossenen nach, die er um sich sieht. Er erkennt es als das Allerschönste: Hand in Hand mit allen, die sich plagen und müde werden, im Reigen der Arbeit hinzuschreiten. Wenn wir ihn verlassen, wissen wir, daß er nicht mehr zu entwurzeln ist und daß alles gut werden wird.

Ich möchte gern noch etwas über die Kutschenreiters sagen, über die prachtvolle Familie, die sich hier in „Triebl der Wanderer" ebenso fest einprägt wie der Spaziergang mit Frau Flehschurz im ersten Band. Aber es fällt mir gerade noch rechtzeitig ein, daß ich ja den Maulkorb trage. So bin

ich also mucksmäuschenstill und schüttele Vater und Mutter Kutschenreiter nur innig und hochachtungsvoll die Hand. Das wird mir hoffentlich keiner verwehren.

Die Berge und die Kinder bringen „Triebl den Wanderer" auf den rechten Weg. Die Berge und die Kinder nennt auch der Schweizer Heinrich Federer seine Lehrer und Erzieher. „Nicht von mir, von den Bergen und Kindern kommt das Gute, das man in meinen Erzählungen findet. Sie öffneten mir ihr großes altes und ihr junges kleines Buch und ließen mich auf jeder Seite, wo ich nur wollte, lesen. Ich brauchte nur nachzuerzählen. Und wenn ich künsteln wollte, donnerten die Berge, und wenn ich aus der Natürlichkeit fiel, gähnten die Kinder ..."

Wir wollen zusehen, was die genannten Lehrmeister dem Schweizer Poeten diesmal gegeben haben. Er bringt uns eine große Erzählung „Das Mätteliseppi" (Berlin, G. Grote), eine Erzählung, die auch vom Leser einen langen Atem fordert. Mit ihren 565 Seiten hat sie es wahrlich in sich; ich habe zwei Tage und eine Nacht daran wenden müssen, um mit ihr ganz ins reine zu kommen. Wenn ein geschickter Unterhaltungsschriftsteller solch einen Wälzer vor uns hinlegt, so saust man wie auf einer geölten Rutschbahn in ein paar Stunden hindurch. Hier jedoch muß man sich Zeit lassen wie in den Bergen. Es ist möglich, daß ein leichter Springinsfeld schon nach der ersten Stunde den Mut verliert und die Partie aufgibt.

Das Mätteliseppi ist ein altes, kleines, breites Weib mit mächtigem Kopf. Wie ein Panzerturm mit schwarzen Kanonenluken sitzt ihr die schwere Nase im Gesicht; auf der Oberlippe trägt sie ein gelbes Bürstlein, und in einzelnen Borsten setzt sich dieser flächserne Bart noch am Kinn fort, das schwer wie eine Pfundbirne herunterhängt. Es ist schon nach dieser Schilderung klar, daß uns kein windiger Liebesroman erwartet. An solche harthölzige Jungfernschaft wagt sich auch der tapferste Mann nicht.

So kann man die vielen hundert Seiten hin und her drehen, ohne nur ein Flügelspitzchen von Eros, Allsieger im Kampf, zu entdecken. Dafür stapft das sonderbare Weib mit festen Schritten über die freie Schweizererde und regiert nach seinem Quadratschädel „wie ein halber Papst" das heimatliche Dorf. Früh schon hat sich das Seppi dem Allotria der Welt entfremdet und sich in der Region des Glaubens und Gebetes, der standhaften Jungfrauen und Märtyrer, der heiligen Konzilien und Kirchenlehrer angebaut. Aber seine körnige, hausbackene Nüchternheit hat durch das Spazieren in den mystischen Schriften der heiligen Mechthild und Hildegard nicht gelitten. Es kennt die Evangelien und die Psalmen auswendig, es ist in der Kirchengeschichte beschlagen wie ein Professor und gibt an theologischer Erfahrung keinem Pfarrer nach. Ein rauhes, aber ganzes Menschenstück nennt Federer seine Heldin. Als „Amazone Gottes", dickköpfig und dogmenstarr, wacht sie über den Wandel der Dörfler, übt bei den Erstkommunikanten so eine Art christkatholisches Einpaukeramt aus und sagt allen Leuten ihre Meinung, ob sie sie hören wollen oder nicht.

Der Schweizer Erzähler hat für solche weiblichen Reibeisen und Theologiedragoner immer sehr viel übrig gehabt. Sie haben offenbar einst einen großen Eindruck auf ihn gemacht, und man darf vielleicht daraus schließen, daß er sich selber sehr schwächlich, unsicher und empfindsam gefühlt hat. Sonst hätte er sich der Gewalt und dem Reiz solcher borstigen Jungfrauen nicht so völlig ausgeliefert. Er entzückt sich an ihrer Tapferkeit, ihrem strammen Schritt, ihrer harten Entschiedenheit und menschlichen Tüchtigkeit — das ist verständlich, und in dieser Beziehung mache ich mit. Aber er sieht nicht und will nicht sehen ihre halsstarrige Verbohrtheit, die den Anspruch erhebt, auch anderen Leuten ihre Bahnen, ihren Glauben, ihr Tun und Lassen vorschreiben zu wollen. Und hier trennen sich unsere Wege. Wenn ich mir vorstelle, daß das Mätteliseppi in protestantischer Ausgabe zu mir käme und ähnlich loslegte wie hier im Buch, so würde ich es beim dritten Male unter voller Anerkennung seiner starken Persönlichkeit die Treppe hinunterwerfen. Das deutet auf einen Gegensatz der Weltanschauungen, den wir nachher noch näher herausklauben müssen.

Vorläufig wollen wir die rauhe Jungfernburg einmal beiseite lassen, denn obwohl sie sich vor das ganze Dorf pflanzt und sogar in den Titel gelangt ist, kann man nicht sagen, daß sie nach dem Plane die Hauptperson sein sollte. Sie ist ja von vornherein fertig und unveränderlich; sie ist (oder sollte sein) nur eine der Mächte, die auf ein formungsfähiges, sich erst bildendes Leben Einfluß gewinnen. Diese sich entwickelnde, vor uns wachsende Persönlichkeit ist ein Bub, ist der Alois Spichtiger. Wenn von ihm gesagt wird, daß er ein dürftiges Schnäuflein besitzt und oft unter asthmatischen Anfällen leidet; wenn er ein kleiner Dichter genannt wird, der erzählen mußte, „fast so dringend wie essen und atmen"; wenn er durchaus Geistlicher werden will und schon als Kind „die Sehnsucht nach den Mysterien des Glaubens, der Süße des Altars, den Schlüsseln des Tabernakels, den Ehren der Kanzel, den Finsternissen und Lichtern des Beichtstuhles" empfindet — dann weiß ja jeder Bescheid, wer das Aloisli ist. Die Berge, das Dorf, die Eltern, das Mätteliseppi, das Asthma bestimmen sein Wesen. Von allen hören wir: die Berge schauen herüber, die Dorfjungen spielen und zanken, kämpfen und versöhnen sich mit dem Kameraden, die so verschiedenen Eltern wirken auf ihn ein, das Mätteliseppi erzieht ihn daneben, und früh schon erlebt er den Kampf zwischen Frau Welt und

Frau Aszese. Prachtvoll, wie die beiden auf der Landstraße in der Gestalt zweier Torfweiber sich befehden! Prachtvoll auch, wie sie sich in den Persönlichkeiten von Vater und Mutter Spichtiger gegenüberstehen! Der Vater ein genialer Kauz, ein „unrastiger Mann", der nur phantasieren und planen, aber nicht ausführen kann, ein Halbkünstler, der sich immer von neuem durch Frau Welt locken läßt, um am Ende zu sterben und zu verderben. Er ist das Unglück seiner Nächsten, das Herzeleid der Frau, der Gram des Knaben. Die Mutter dagegen hat zwar gar keine glänzenden Eigenschaften, aber sie, die verkörperte Arbeit, die stille, saubere, ordnungsharte, fromme Frau, trägt und erhält die ganze Familie. Kein Wunder, daß der Alois, abgeschreckt durch das Schicksal des Vaters, die ihm überkommenen väterlichen Eigenschaften scheut und in sich bekämpft, daß er sich ganz den Idealen der Mutter und des Mätteliseppi überantwortet. Auch er preßt seine eigentliche Natur in eine allzu enge, seine Bewegungsfreiheit hemmende, aber warme Jacke, wie der Nachtwächter Prometheus, von dem uns Federer früher einmal erzählte.

Es versteht sich von selbst, daß auch in dem neuen umfangreichen Werk vortreffliche, ja meisterhafte Gestalten und Szenen zu finden sind. Der Charakter des vom Unruhewind umgetriebenen Halbkünstlers ist mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durchgehalten; das Mätteliseppi ist wie ein Berg hingestellt; Kinderstolz, -leid und -scham sind mit den Blicken des Dichters gesehen, vor dem die Seelen offen liegen; an Sterbe- und Totenbetten wird gewaltig gepredigt; die kleine Geschichte, die der Bub am Anfang erzählt (S. 46 ff.), macht kein anderer dem Schweizer in dieser Art nach.

Aber auch schwerwiegende Bedenken stellen sich diesmal ein. Vor allem ist nicht zu übersehen, daß sich Federer auffällig wiederholt. In zwei Büchern hintereinander hat er jetzt diese drahthaarigen christlichen Amazonen auf uns losgelassen, das Mätteliseppi tritt der in gleicher Wolle gefärbten Jungfer Therese auf die Hacken, und beide schieben sich ohne innere Berechtigung so weit in den Vordergrund, daß sie mit ihrer breiten Front dem immer kurzschnaufigen Helden zu viel Luft wegnehmen. Auch das Um und Drum ist uns teilweise schon von früher bekannt. Wenn man in der Prometheusgeschichte erst einmal den Schlüssel zu der zwiespältig angelegten Natur unseres Erzählers gefunden hat, wartet man förmlich auf eine ganz bestimmte Gegenüberstellung der Stolzen und Demütigen, der Herrischen und Dienstbaren. Man fühlt, wie die unterdrückte, gewaltsam nach einer Richtung gelenkte Natur in Federer noch immer herumregiert, ehe sie sich jedesmal in der krampfhaft geschlossenen Autoritäts- und Zwangsjacke, in der Süße der Selbstdemütigung halb marterselig betäuben läßt.

Es wäre ferner die Frage aufzuwerfen, ob die schöne Fülle, die wir gerade an einem epischen Werk schätzen, hier im Mätteliseppi nicht doch schon manchmal übermäßige Breite wird. Eine etwas straffere Haltung könnte nichts schaden. Aber der Knüppel liegt hier wohl beim Hund; die Haltung wird ja durch die enge Jacke bestimmt, und ich fürchte, daß diese die Natur einschnürende Jacke am Ende stärker ist als selbst die Natürlichkeit der Berge. Nach Lage der Dinge ist es fast unvermeidlich, daß Federer Manierist wird. Mancher wird sagen: er ist es jetzt schon.

Das ist bei dem Geist seiner letzten, schon durch ihren autobiographischen Einschlag wichtigen Bücher selbstverständlich. Vor der „Jungfer Therese" und dem „Mätteliseppi" spüre ich eine wachsende Beklemmung; es reizt mich etwas zum äußersten Widerstand, und meine geheimsten Instinkte wappnen mich zum Kampf. Es geht mir ungefähr ähnlich bei den Büchern der Handel-Mazzetti. Immer spürbarer tritt in Federer der Kaplan hervor, immer gewaltiger steht über seiner Welt die Autorität Roms, immer leuchtender wird Macht und Herrlichkeit des katholischen Priestertums verkündet, und obwohl nichts, aber auch gar nichts gesagt wird, was Andersdenkende verletzen könnte, obwohl Wort und Gestaltung reinste Objektivität erstreben, legt sich mir etwas auf die Brust, was mir den Atem hemmt. Was hier brennt, ist noch verzückte Flamme, rein vom Altar aufsteigend. Aber sie braucht nur wenig weiterzugreifen, und sie sengt mir die Kleider an; sie braucht noch ein bißchen umherzuzüngeln und sie wird Flamme des Scheiterhaufens, um die ein Rauch und Rüchlein von verbrannten Ketzern wittert. Ich spreche von der letzten Konsequenz des Geistes, der im „Mätteliseppi" lebt, und vielleicht begreift man nun besser, weshalb ich das Seppi hochachtungsvoll die Treppe hinunterwerfen wollte. Mir ist da manchmal, als bekäme ich keine Luft. Heinrich Federer, der doch die Berge über alles liebt, scheint nicht zu merken, daß er die frische, reine Bergluft in seinen letzten Büchern immer dicker mit Weihrauch durchsetzt. Heinrich Federer, der auf sein freies Schweizertum nicht schlecht stolz ist, scheint nicht zu verstehen, daß man bald gerade im Namen der heiligen Freiheit, des Höchsten, was es im Himmel und auf Erden gibt, die Waffen gegen ihn, den Verkünder römisch- und romantisch-autoritären Geistes, wird erheben müssen.

Gegen ihn? Gegen den Dichter Heinrich Federer? Ach, ich hoffe noch immer: nur gegen die halsstarrigen Mätteliseppis ...

Das war ein langer Paukgang, und ich bin froh, daß ich zu Ende bin. Denn man verbraucht viel Kraft, wenn man mit solchem Fechter antritt. Ein Glück, daß die meisten seiner Kollegen — der geistlichen wie der schriftstellerischen — es billiger machen.

Digitized by Google

Der folgende Mann steht ihm in seinen religiösen Anschauungen nahe: Peter Dörfler, jener echter Volkserzähler, der uns das schöne Buch vom „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ geschrieben hat. Es ist für die ganze Zeit charakteristisch, wie viel gute, ja ausgezeichnete Talente plötzlich dem Katholizismus zuwuchsen. Jahrzehntelang hatte er überhaupt keine nennenswerten literarischen Vertreter, und nun schießen sie wie die Spargel auf. Sie gedeihen von jeher unter der Herrschaft des romantischen Geistes am besten.

Von seinen jüngst erschienenen „Dämmerstunden“ (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung) sammelt Peter Dörfler acht Erzählungen. Eine davon ist wunderschön: „Ihr Fest“. Da geht eine Mutter nach saurer Wochenarbeit ins Marktdorf zum Patroziniumsfest und bringt den Kindern Kirschen mit. Weiter nichts. Aber wie herzerhebend ist diese Mutter, in der sich Frömmigkeit und Welttüchtigkeit verbinden; wie groß ist sie, ohne es zu wissen; welch ein reines, inniges Gefühl, wieviel Ehrfurcht und Liebe haben diese Geschichte geboren und genährt, bis sie nun dastehen und glänzen kann! Hier lebt ganz gewiß etwas von unserer besten Volkskraft, die nichts zu brechen vermag, die sät und erntet, die betet und arbeitet, die sich opfert und vor der wir alle uns so tief neigen. Vor den 40 Seiten, auf denen die kleine Geschichte erzählt ist, wird jeder verstehen, weshalb wir Peter Dörfler einen „Volksdichter“ nennen. Es ist dabei selbstverständlich, daß er seine tiefsten Wirkungen mehr auf den katholischen Süden ausüben wird, als auf den protestantischen Norden, aber auch hier wird man das „Fest“ gern mitfeiern, weil nicht der himmlische Schutzpatron, sondern die irdische Mutter dabei die Hauptsache ist.

Man wird daneben noch manches andere Schöne finden, wenn auch nichts Gleichwertiges. „Als Mutter noch lebte“ hieß Dörflers erstes empfehlenswertes Buch. Wie dort, so treibt er auch hier mit Vorliebe eine fast allzu reichliche Mutter-Verklärung. Gleich den meisten katholischen Schriftstellern hat er ferner eine Neigung für Stoffe im Martergeschmack. Goethe würde davor ein wenig zurückzucken und von „Blut- und Wundenpoesie“ sprechen. Ein Priester erzählt z. B. von den Erfahrungen, die er auf seinen Versehgängen an Sterbebetten machte; Kinder werden zu Tode gequält u. dergl. Aber auch das „quellfrische Leben“ bekommt dazwischen sein Recht.

Mit Helene Voigt-Diederichs geraten wir dann aus dem katholischen Süden in den protestantischen Norden, und zwar, wie man kaum zu sagen braucht, nach Holstein. Auf der ersten Seite ihrer Dorferzählung „Luise“ (München, Albert Langen) steht der „Beilegerosen“, und die Menschen heißen nicht mehr Jörgele und Afra, sondern Jasper und Sven. Sie sind auch härter, wortkarger, verschlossener: Holsatia non cantat. Sie machen nichts im Beichtstuhl ab, sondern alles still mit sich selber.

Es ist hier die alte Geschichte von zwei bäuerlichen Brüdern, die dasselbe Mädchen lieben. Jasper hat die Luise gern, und die Luise den Jasper, aber er ist mundfaul und schamhaft, er bringt es nicht heraus. So geschieht es, daß das Mädchen endlich die Werbung des anderen Bruders annimmt und als dessen Frau ins Haus kommt. Wer aber nun glaubt, daß eine Tragödie mit Bruderzwist, Ehebruch und großem Trara im Anzuge ist, der kennt Helene Voigt-Diederichs schlecht. Dergleichen würde ihr viel zu laut und lärmend sein. Sie hat in allen ihren Werken eine fast komische Angst vor „Effekten“ und „Sensationen“, und eigentlich hält sie wohl jede ausbrechende Leidenschaft dafür. Deshalb dämpft sie, lenkt sie ab, bringt sie nie einen Konflikt ordentlich zum Austrag. Sturm und hohe Wellen sind nichts für sie; sie läßt alles in kleinen Wellchen versickern, wie das im Alltag ja auch wohl die Regel ist. Natürlich beruht dieses Ausweichen vor Katastrophen wohl noch weniger auf dem holsteinisch-bäuerischen Wesen, als auf den persönlichen Anlagen der Erzählerin. Sie selber ist eine spröde Natur mit versiegelten Lippen und kann innere Hemmungen nicht überwinden. Über seine, verhaltene Mitteltöne und -tinten kommt sie nicht hinaus. Den geschaffenen Konflikt löst sie hier auf billige Weise: sie bricht ihn einfach ab, indem sie die Frau, die zwischen den beiden Brüdern steht, sterben läßt. Aber so mäßig und konventionell dieser Ausweg ist: in der Ausführung bleibt sie fein und fesselnd. Wie alles, was sie schreibt, darf man also auch diese „Luise“ eine gute literarische Leistung nennen. Doch wie immer fehlt ein Letztes, das über die Hochachtung zur bewundernden Liebe hinreißen könnte.

Leute aus anderen deutschen Landschaften werden übrigens alle paar Augenblicke einmal vor Worträtseln stehen, die sie nicht deuten können. Es ist nicht jedem an der Wiege gesungen, was Glusohrigkeit, Plünnenmann, Flekenwagen, Schleepe, Schleef, Kinjeszeug, Prünkram, Kritze, was wehlig, fledig, pütjerig, benaut, heisterig usw. bedeutet. Und in der selbstverständlichen Art, wie Helene Voigt-Diederichs diese Ausdrücke gebraucht, scheint mir ein kleiner kühler Hochmut zu liegen. Aber wir können doch schließlich nicht alle in Schleswig-Holstein meerumschlungen geboren sein, obwohl ich natürlich mit dem alten Longinus Meyer von Marx Möller der Meinung bin, daß dies sehr vornehm ist.

Der Longinus Meyer (mit y) ist ein guter Mecklenburger, aber er hat einen Schwiegersohn Meier (mit i), der ist „vornehm holsteinisch und schwermütig“. In Holstein, sagt der Alte, haben sie sich alle so interessant, da lesen sie Theodor Storms Novellen und behalten etwas Verschwiegenes,

Digitized by Google

was von dem Wohligen, Offenen und Plauderhaften der Mecklenburger auffällig absticht.

Also spricht, wie nochmals vermerkt sei, durch den Mund einer Gestalt der obotritische Marx Möller, und wer aus Holsteins Fluren etwa dagegen opponieren will, wende sich an ihn. Ich wasche meine Hände in Unschuld und möchte in keine Stammesfehde verwickelt werden. Denn ich habe schon Mühe genug, die Meiers in dem neuen Roman von Marx Möller auseinanderzuhalten. Der Roman heißt „Longinus Meier" (Leipzig, L. Staackmann), und dieser I-Meier ist der Enkel des Y-Meyers. Wenn man die Geschichte einmal weghat, macht sie keine Schwierigkeiten. Man versöhnt sich auch mit der Tatsache, daß die beste Figur im „Longinus Meier" doch wieder Longinus Meyer ist, und hat in dem neckischen Buchstabenspiel schon einen Vorschmack des freundlichen Werkes.

Es wird genügen, wenn ich das etwas zusammenhanglos schwankende Handlungsgerüst lose andeute. Der alte mecklenburgische Schulmeister und Bienenvater Longinus Meyer hat einen Enkel, der bei einer Wanderfahrt von Julius Stinde und Johannes Trojan als Maltalent entdeckt wird. Außerdem nimmt sich der alte Lehrer noch ohne Glück des Kindes einer dörflichen Hochstaplerin an. Beide Jungen machen in der Welt ihren Weg — etwa so wie Anton Wohlfahrt und Veitel Itzig in „Soll und Haben" oder Hans Unwirsch und Moses Freudenstein im „Hungerpastor". Das hübsche Talent Marx Möllers reicht allerdings nicht her und hin, um zu wirklichen Gestalten zu kommen; es erfindet, auch noch mühsam genug, unglaubhafte Verwicklungen. Wir wollen uns dabei gar nicht aufhalten. Nett und erfreulich ist nur wieder das Mecklenburger Idyll, der alte Schulmeister und Bienenvater, dem Weg und Wandel durch Bibelbuch und patriarchalisches Regiment vorgezeichnet sind. Da finden sich behagliche Genreszenen und -züge, da spielt wohliger Plauderhumor, da lächelt man über allerhand Erquickliches, was den gespannten Nerven wohltut. Zwar kann es Marx Möller nicht lassen, etwas zu übertreiben, doch es bleibt ein echter Kern im alten Longinus. Er findet es ungeheuerlich, daß jemand laut zu sprechen wagt, wenn ein Graf Hahn vorfährt; er begreift es nicht, daß ehrbare Leute ohne weiteres „quer über den Markt" schreiten; er fragt in Berlin den ersten besten Menschen, wo Herr Stinde wohnt und wo es nach dem Marktplatz geht; er hat eine so innige Verachtung, ein so herzliches Bedauern für alle Großstädter, daß man sich schmunzelnd seiner freut.

Ärgerlich wird die Sache erst dadurch, daß Marx Möller seine treuherzige Beschränktheit übernimmt und nun eine Art Weltbild zeichnet, nach dem man glauben muß, daß in Berlin nur Schwindler, Schieber, Heuchler, Dilettanten, kurz, Lügen- und Affengesindel allerart die erste Geige spielen, während die wertvollen Menschen im mecklenburgischen Goltzow sitzen. Solche Einseitigkeit kann mich kribblig machen. Mecklenburg ist in seiner Art gewiß prachtvoll, aber Berlin auch, und wenn man das obotritische Himmelreich preist, so ist es doch nicht nötig, Berlin gleichzeitig als Wasserkopf, Schwindelnest und Hölle anzupinseln ...

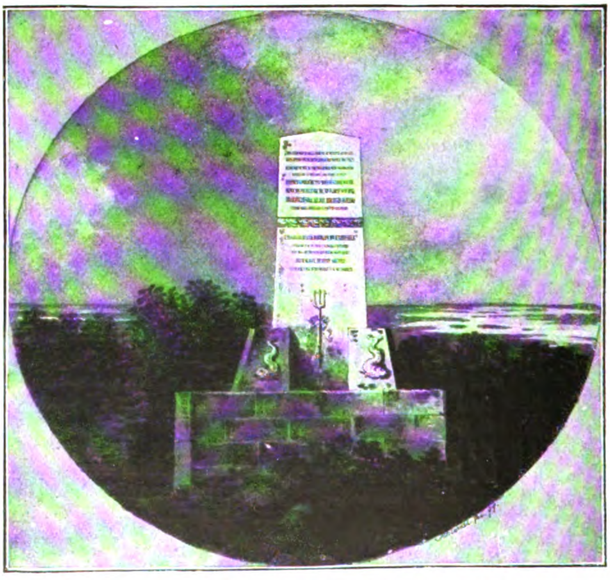
Aber im Grunde spricht daraus, überhaupt aus dem ganzen Roman der gleiche romantisch-autoritäre Geist, der bei Federer Morgenluft wittert und in irgendeiner Form auch durch die anderen Bücher geht: ein Beweis, wie abgrundtief dieses Geschlecht in der Romantik steckt. Ob der Gegenstand des Entzückens bei dem schweren Federer Rom und Priestermacht heißt, ob bei dem leichten Möller Patriarchalismus und mecklenburgisches Grandentum, das bleibt sich ja gleich. Kein Mensch würde etwas dagegen haben, wenn diese Entzückungen nicht immer die Neigung hätten, aus der Opferflamme zur Brandflamme zu werden und Ketzer zu braten. Bei dem klugen Federer spürt man erst den Zug; der weniger kluge Marx Möller aber kann sich nicht entbrechen, zur Verherrlichung Mecklenburgs nebenbei Berlin anzuzünden. Nun, Berlin kann das schließlich vertragen, und man würde deshalb noch lange nicht mit Kanonenkugeln gegen einen harmlos-netten, feuilletonistischen Plauderroman schießen. Wichtig ist dies alles nur als Symptom des romantischen Geistes, der uns Deutschen die Objektivität des Sehens so vielfach und leider nicht nur auf literarischem Gebiete geraubt hat.

Wenn einer hierin nicht mit mir übereinstimmt, so soll er schimpfen. Es wird ihn erleichtern, wie es mich erleichtert hat, so daß ich zum Schluß noch mit Seelenruhe den Lesern ein selbstgelegtes Ei anzeigen kann. Unter dem Titel „Sturmvögel" habe ich meine Kriegserzählungen in einer Gesamtausgabe vereinigt (Leipzig, Quelle & Meyer). Auch jenes kleine Ding befindet sich darunter, das — ahnungslos in wenigen Abendstunden geschrieben — seitdem in $1^1/_2$ Millionen Drucken verbreitet ward, in vielen Sprachen durch alle neutralen Länder drang, bis nach China hineingelangte und, was mehr heißen will, als „Le petit soldat-cordonnier" sogar französische Schützengräben unsicher gemacht haben soll. Habent sua fata libelli!

Illustrierte Rundschau

Von der Schinkel-Ausstellung in Berlin — Inneneinrichtungen des Architekten Heydecker in Kempten in Bayern — Arbeiten der Münchner Lehrwerkstätten, vormals Debschitz-Schule — Zu unsern Bildern

Die große schwere Zeit, in der wir leben, hat vielfach Erinnerungen an jene andere schwere und stolze Zeit wachgerufen, in der sich der Befreiungskrieg gegen Napoleon abspielte. Diese Beziehungen zwischen einst und jetzt führten auch zu einer Ausstellung von Kriegsdenkmälern Meister Schinkels in dem, dem Andenken des preußischen Großmeisters gewidmeten Museum in der Berliner Technischen Hochschule. Aus dem ungeheuer reichen Schatz von Schinkels künstlerischer Hinterlassenschaft wurden dafür nur Kriegsdenkmäler ausgewählt, die allgemein fesseln. Geheimrat Prof. Max Gg. Zimmermann hat im amtlichen Auftrag eine umfassende Abhandlung über die Ausstellung herausgegeben, die in würdiger Ausstattung im Zirkel-Verlag, Berlin, erschien. Es sind in erster Reihe Entwürfe zu Grabdenkmälern, die uns vorgeführt werden; und man möchte wohl wünschen, daß unsere Bildhauer und Architekten, die jetzt so vielfach vor ähnlichen Aufgaben stehen, sich mit diesen von Schinkel geschaffenen Werken eingehend beschäftigten. Nicht daß man diese unmittelbar zur Nachahmung empfehlen könnte; jede Zeit soll und muß künstlerisch ihre eigenen Wege wandeln. Aber der tiefe Ernst, die große Weise, die bei Schinkel zum Ausdruck gelangen, machen seine Entwürfe zu überaus anregenden Vorbildern für jeden Schaffenden. Sie fesseln in all ihrer Mannigfaltigkeit nicht nur das Auge, sie packen fast stets mit wuchtigem Griff die Seelen an, aufrüttelnd und doch auch wieder versöhnend. Ein zweiter Abschnitt der Zimmermannschen Monographie beschäftigt sich mit den Entwürfen des Meisters für das Denkmal, das den Befreiungskriegen auf dem Templower, später Kreuzberg, bei Berlin gesetzt werden sollte. Dies Werk, wie es tatsächlich zur Ausführung gelangte, erscheint danach als eine starke Verkümmerung der ursprünglichen Absicht Schinkels: er hatte im Sinne der den Entwürfen beigegebenen Erläuterungsschrift ausdrücklich darauf hingewiesen, daß „jeder hochragende Gegenstand" nicht zu spitz und zu schlank sein dürfte — in der Ausführung nahm das allbekannte Denkmal aber gerade die Gestalt einer sehr schlanken gotischen Pyramide ohne genügend breite Grundlage an. Mehr übrigens noch, als dies Denkmal, fesseln die Phantasien des Künstlers für die Gestaltung einer Dank- und Gedächtniskirche für die Befreiungskriege. „Wenn Gott den Völkern neues Leben einhauchte," schrieb er, „gegen den Untergang sich zu erheben, wenn er sie stark machte, die Freiheit zu erkämpfen, und wenn so ein großer Akt in der Weltgeschichte geschlossen ward, dann ist hiernach das Edelste, was der Mensch beginnen kann, das Andenken einer solchen Zeit in religiösem Sinne recht festzuhalten und würdig zu ehren." Am meisten scheint er für einen Dom gearbeitet zu haben, der — seltsam berührt es uns heut! — sich an der Stelle des jetzigen Potsdamer Platzes in Berlin erheben sollte. Eine Reihe von Entwürfen, Front- und Seitenansichten, auch einen Grundriß bringt das Zimmermannsche Büchlein bei — ein gotisches Werk in großen Ausmaßen sollte der Bau werden, der leider nie über das geistreiche Planen hinaus gedieh, wie so vieles,



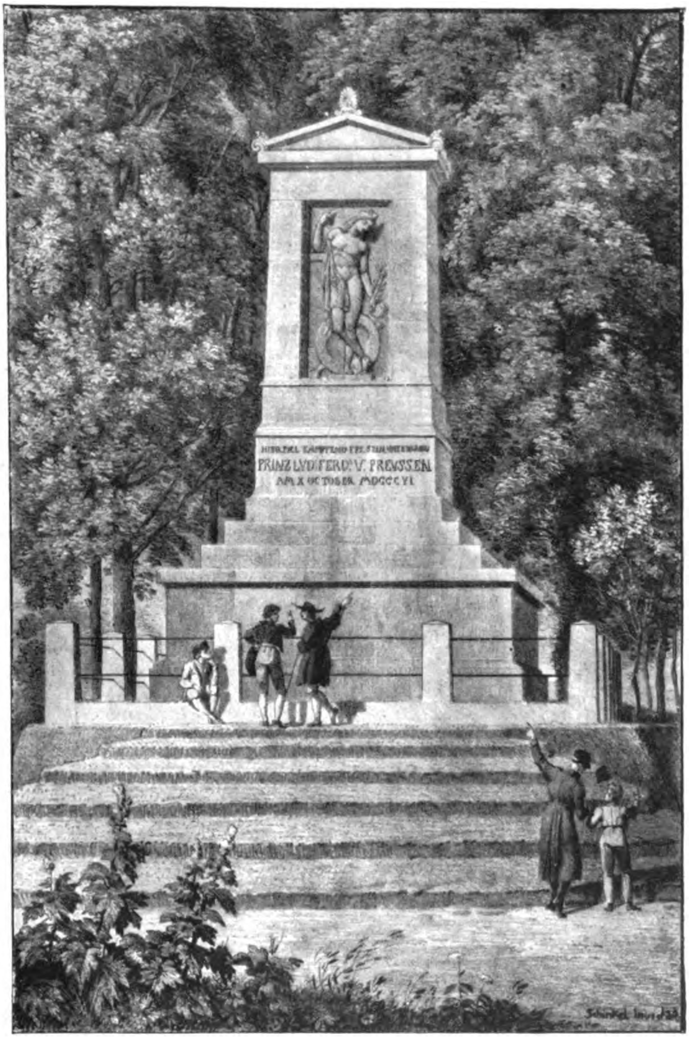
Grab eines Seemanns. Entwurf von Carl Friedrich Schinkel
Aus „Carl Friedrich Schinkel, Kriegsdenkmäler aus Preußens großer Zeit." Herausgegeben von Max Georg Zimmermann
(Architekturverlag „Der Zirkel", Berlin)

Digitized by Google

was Schinkels rastlosen Geist, seinen nie ermüdenden Schaffenstrieb beschäftigte. —

Von dem großen Klassizisten zum heutigen Architekten, der besonders für die Ausstattung von Innenräumen tätig ist: ein etwas gewaltsamer Schritt, der eben nun einmal für die Zusammenstellung dieser Rundschau unvermeidlich ist, die sich ja nicht zuletzt durch Mannigfaltigkeit auszeichnen soll. Übrigens kann sich der neuzeitliche Architekt ‚sehen lassen'; was er bietet, ist gut. Genauer genommen, ist es sogar nicht einer, sondern es sind ihrer zwei: Leonhard und Otto Heydecker, und sie wohnen und schaffen etwas abseits von der großen Heerstraße, nämlich in Kempten in Bayern. Ich möchte das unterstreichen, denn ihre Arbeiten halten sich ganz frei von den Übertreibungen, zu denen die Großstadt auch die tüchtigsten nur allzuleicht verführt. Beide Künstler wollen keinen neuen Stil schaffen, sie ‚nehmen, ohne zu kopieren', das Gute, wo sie es finden. Sie dienen nicht nur den allergrößten Geldbeuteln, sondern sie wollen dem gebildeten Mittelstande, in dem wir ja alle die Zukunft unseres Volkes sehen, behagliche, mit gutem Geschmack gediegen ausgestattete Räume schaffen. Wir bilden absichtlich zwei ‚Ecken' aus neu aufgestellten Zimmern ab, denn die Eckchen lassen meist die ganze Art eines Innenarchitekten am besten erkennen. Die obere Abbildung a. S. 145 stammt aus einem als Wohnzimmer gedachten Raume: Möbel in Rüsternholz; Bezüge grau mit schwarz; Beschläge aus Messing. Die untere Abbildung zeigt reichere Gestaltung: Möbel in Zitronenholz mit Polisanderlinien; Bezüge lila mit grün und schwarz; Beschläge alt Gold. Die Farbenzusammenstellungen, auf die wir immer besonderen Wert legen, erscheinen besonders geschmackvoll. —

Drei ganze Seiten widmen wir Arbeiten der Münchener Lehrwerkstätten, um die Arbeitstätigkeit und Arbeitstüchtigkeit dieser vortrefflichen, vorbildlichen Anstalt etwas eingehender zu zeigen — einer ‚Bildungsanstalt', wie sie sich selbst nennt, die zugleich von der königl. bayerischen Staatsregierung

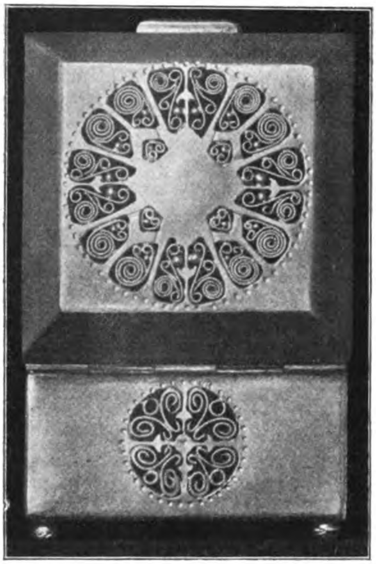


Entwurf zu einem Denkmal für den Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen auf dem Schlachtfeld von Saalfeld. Von Carl Friedrich Schinkel
Das von Friedrich Tieck geschaffene Modell des in Eisenguß ausgeführten Denkmals geht auf Schinkels Erfindung zurück

und von der Stadt München unterstützt wird. Es handelt sich hier um die ehemalige, allbekannte und sehr verdienstvolle „Debschitz-Schule", so genannt, weil sie Wilhelm von Debschitz (zugleich mit dem trefflichen Hermann Obrist) im Jahre 1902 begründet und eingeführt hat. Von vornherein auf breiter Grundlage aufgebaut, vielseitig, fast allen Gebieten des Kunstgewerbes dienend, leistete

Digitized by Google

vorliegenden Heftes zuwenden, müssen wir, leider zweimal, Pater peccavi sagen, das heißt, zwei kleinen Berichtigungen Raum gewähren. Im Novemberheft brachten wir auf S. 440 die Wiedergabe des Entwurfs eines Deckengemäldes von Lorenz Bösken mit der Angabe, daß das Gemälde für das Bayerische Militärkurhaus in Bad Kissingen bestimmt wäre. Der Künstler legt Wert darauf, festzustellen, daß das Deckenbild für den Kreissitzungssaal in Saarbrücken geschaffen wurde. Über dem Novemberheft scheint ein besonderer Unstern geschwebt zu haben: es enthält auf S. 433 auch ein kleines, schönes Gedicht ‚Meeresstille', als dessen Verfasser Philipp Witkop genannt ist. In Wirklichkeit hat uns Herr Prof. Dr. Philipp Witkop in Freiburg i. B. zwar das Gedicht eingesandt, aber nur als Mittelsmann des eigentlichen Verfassers, eines Herrn Fritz Schwarz in Davos-Platz. Wir bitten um Entschuldigung: Irren ist menschlich! —

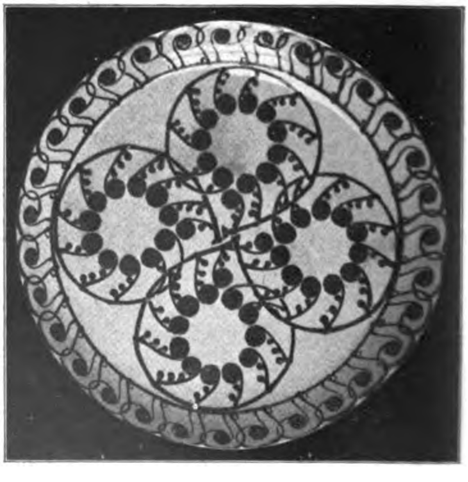


Silbernes Kästchen mit Filigranarbeit. Entwurf von A. Trier, ausgeführt in der Metallwerkstatte der Münchner Lehrwerkstätten, früher Debschitzschule

Majolikafigur. Entwurf von Fr. Eisenhofer, ausgeführt in der keramischen Werkstätte der Münchner Lehrwerkst., früher Debschitzschule

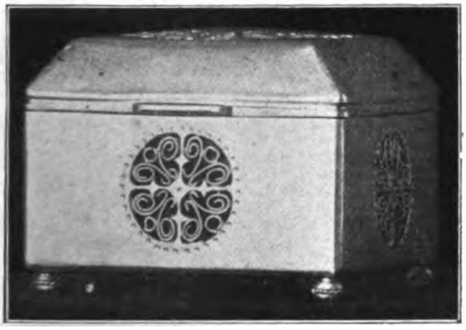
Jetzt zu unseren Bildern. Ein Bildnis unseres teuren Dahingeschiedenen, des Kaisers und Königs Franz Joseph, müssen wir voranstellen. Quincy Adams, einer der besten Wiener Bildnismaler und wohl der letzte, dem der verewigte Herrscher gesessen, schuf es. Die Jahreszahl 1914 beweist: kurz vor dem Ausbruch des großen Weltbrandes. Einen Greis — selbstverständlich — malte Adams. Aber aus dem Antlitz des Kaisers spricht in dem Bilde auch all die Güte und dazu die überlegene Ruhe, die auf langer Erfahrung begründete Gelassenheit, die dem

Kissen in Kurbelstickerei. Entwurf von E. Gerling, ausgeführt in der Textilwerkstätte der Münchner Lehrwerkstätten, früher Debschitzschule



Majolikateller. Entwurf von E. Gründler, ausgeführt in der Keramischen Werkstätte der Münchner Lehrwerkstätten, früher Debschitzschule

Digitized by Google

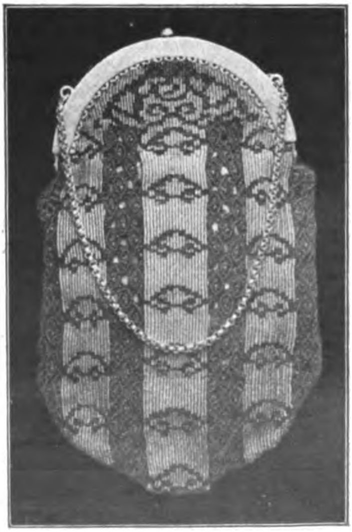


Das auf Seite 146 abgebildete Kästchen geschlossen

Kaiser innewohnte und ihm immer aufs neue die Kraft der Überlegenheit und des Überwindens gab. — Quincy Adams überließ uns noch ein zweites Gemälde: das Bild des Generals Victor Dankl, der sich in Russisch-Polen, in Galizien ebenso bewährte, wie an der Tiroler Front, auf welche übrigens auch der Hintergrund des trefflichen, von uns hinter Seite 136 eingeschalteten Bildes hinweist. Kaiser Franz Joseph hat den trefflichen Truppen- und Heerführer wiederholt besonders ausgezeichnet. — Das Heft selbst eröffnet als Titelbild ein Gemälde von Prof. Angelo Jank, ein Stilleben, dem der Meister den treffenden Titel „Die alte und die neue Zeit“ gab: ein mächtiger Reiterhelm mit der gewaltigen Raupe neben der einst so vielgeschmähten und doch immer wieder als praktischste Kopfbedeckung erfundenen Pickelhaube mit dem feldgrauen Überzug. Was liegt nicht alles in dieser schlichten Gegenüberstellung! Wieviel erzählt sie uns, wieviel mehr möchten wir in sie hineindichten von ‚alter und von neuer Zeit‘, von Vergangenheit, Gegenwart und — Zukunft! — Die Stadt Berlin hat sich im letzten Jahrzehnt eine eigene Gemäldegalerie zugelegt, für die ihre Vertreter häufig mit Geschick und Geschmack einkaufen: selbstverständlich und mit Recht meist Bilder, die mit Berlin in irgendwelcher Verbindung stehen. So wurde aus der vergangenen Großen Berliner Kunstausstellung das Gemälde von Prof. Julius Jacob erstanden: ‚Neujahrstag am Zeughausplatz‘ (nach S. 87). Der Künstler hat den Augenblick erfaßt, in dem, zu Friedenszeiten, die fürstlichen Wagen und die der Botschafter und Gesandten von der Gratulation im Kaiserschloß zurückkehren. Das Schloß verschwimmt im Hintergrunde — sehr fein — im leichten Nebel; davor liegt die Schloßbrücke, links vom Beschauer das Zeughaus, rechts das sogenannte Prinzessinnenpalais, hinter dem der Vorbau des Kronprinzenpalais

Patinierte Messingdose mit Ornament in Ätztechnik. Entwurf von J. Bieler, ausgeführt in der Metallwerkstätte der Münchner Lehrwerkstätten, früher Debschitzschule

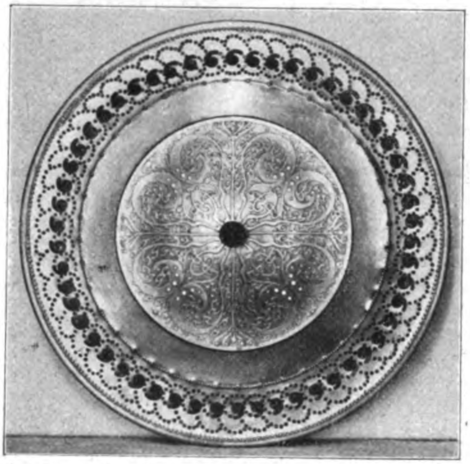
Brosche in Silber mit Korallen. Entwurf von A. Trier, ausgeführt in den Münchner Lehrwerkstätten



Macramétäschchen. Entworfen von M. Meyer, ausgeführt in der Textilwerkstätte der Münchner Lehrwerkstätten, früher Debschitzschule

Digitized by Google

hervorschaut. Der Platz im Vordergrunde heißt seit dem 80. Geburtstag des verewigten Herrschers ‚Kaiser Franz Joseph-Platz‘. — Zwischen S. 24 u. 25 fügten wir, die Reihe seiner Jahreszeitenbilder fortsetzend, eine ganz eigenartige Winterlandschaft von Prof. Franz Hoch-München ein, ein herbes, fast feierlich anmutendes Werk. Uns berührt es wehmütig: der Künstler trat, 1869 geboren, über das militärpflichtige Alter hinaus, als Freiwilliger ins Heer: vor Verdun starb



Mit Email geätzte Verdampfungsschale in Kupfer. Entwurf von Th. Krüger, ausgef. in der Metallwerkstätte der Münchner Lehrwerkst., früher Debschitzschule

er im Juni 1916 den Heldentod für das Vaterland. Den Heldentod, der unter unseren zukunftsreichen Künstlern nur allzu reiche Ernte hielt: auch Albert Weißgerber, der das höchst eigenartige chinesische Kostümbild schuf, das wir hinter S. 68 einschieben, fiel an der Westfront. — Eine schöne Plastik mag sich, hinter S. 32, anreihen. Prof. Selmar Werner, Dresden, nennt sein Werk kurz und packend: ‚Eine Mutter‘. Von dem verstorbenen Schweizer Albert Welti bringen wir (zw. S. 60 u. 61) das Bild ‚Franzosensee‘, eine Landschaft wohl aus den Schweizer Vorbergen mit reicher, liebevoll durchgeführter Tier- und Menschengruppe im Hintergrunde. — Zwei sehr verschiedene Köpfe in farbiger Wiedergabe: das erste das Bild eines jungen frischen, liebenswürdigen Mädchens (von dem wir vielleicht verraten dürfen, daß es sich um Fräulein Ernes [Ernestine] Rogalla von Bieberstein handelt), die gewiß so recht ein Vorbild für den Darmstädter Meister Professor Hanns Pellar war (zw. S. 92 u. 93); das zweite, ernst und wuchtig, höchst eigenartig in Rötel auf grünem Grund abgesetzt, das Bildnis von Prof. Dr. Julius Vogel, dem verdienstvollen, ausgezeichneten Leiter des Leipziger Museums für bildende Künste — eine Zeichnung von Willi Münch in Karlsruhe. — Zwei heitere Blätter mögen den Beschluß machen: das lustige Bildwerk von Otto Hofner in Wien (zw. S. 120 u. 121 eingefügt), das keines erklärenden Wortes bedarf, und die Aufnahme von Fräulein Lucy Kieselhausen (n. S. 16), der anmutreichen Tänzerin, die alle Herzen bezaubert und gefährdet — mehr noch, sagte man mir, in Norddeutschland als in ihrer Heimat an der Donau. H. v. Sp.

Macraméarbeit. Entwurf von E. Merkel, ausgeführt in der Textilwerkstätte der Münchner Lehrwerkst., früher Debschitzschule

Majolikagefäße. Entwürfe von E. Meyer und E. Kyander, ausgeführt in der Keramischen Werkstätte der Münchner Lehrwerkstätten, früher Debschitzschule

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75
(einschließlich Kriegszuschlag).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Februarheftes:

	Seite
Das schlesische Fräulein. Roman von Juliane Karwath (Fortsetzung)	149
Rumänien und der Dreibund. Von Prof. Hermann Oncken in Heidelberg	175
Mein Sohn ist wie ein anderer Mann... Eine Kriegsgeschichte. Von Rudolf Haas	181
Kriegsandacht. Gedicht von Th. Strasser	183
Hanns Pellar. Von Dr. Franz Servaes in Berlin. Mit drei Kunstbeilagen in Faksimiledruck, dem Bildnis des Künstlers und zehn Textabbildungen	184
Der Niedergang des französischen Geistes. Von Fedor von Zobeltitz	193
Gladius ultor noster. Schwertsprüche von Werner Bergengruen	200
U-Boots-Leben. Von Kapitänleutnant Georg-Günther Freiherrn von Forstner. Mit fünfzehn Bildern des Marinemalers C. Bößenroth in Faksimiledruck	201
Die Fahrt ins Bürgerliche. Von Ferdinand Künzelmann (Schluß)	217
O seliger Anfang Februar! Gedicht von Ernst Lissauer	236
Deutsche Kriegsschaumünzen. Von Geheimrat Prof. Dr. Julius Menadier in Berlin. Mit neununddreißig Abbildungen	238
Die Geschichtschreibung als Kunst. Von Prof. Dr. Otto Seeck	250
Der Papiersoldat. Eine Kriegserzählung von Kurt Münzer	257
Aus den Berliner Theatern. Von Karl Strecker. Mit zwölf Bildern	263
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse	276
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin	281
Illustrierte Rundschau: Bildnis, Zeichnungen aus dem Kriege	

Digitized by Google

Seite
von Prof. Arnold Busch — Der Hildesheimer Kriegsopferstock von Walter Evers — Elfenbein-Malereien von Hubert Wilm-München — Glasfenster von G. K. Rohde-Bremen — Kunstgläser und Töpfereien von Jean Beck-München — Zu unsern Bildern 290

Kunstbeilagen:

Stilleben. Gemälde von Carl Piepho. Faksimiledruck Titelbild
Nachtmarsch bei Etain. Gemälde von Otto Westphal. Faksimiledruck . . . . 164—165
Sommertag. Gemälde von Prof. H. Pellar. Faksimiledruck 184—185
Bildnis der Gräfin Margrit v. Limburg-Stirum. Von Prof. H. Pellar. Faksimiledruck 188—189
Marion. Gemälde von Prof. H. Pellar. Faksimiledruck 192—193
Ein U-Boots-Kommandant im Turm. Gemälde von C. Bößenroth. Faksimiledruck 208—209
Vereistes U-Boot. Gemälde v. C. Bößenroth. Faksimiledruck 216—117
Hessischer Innenraum. Gemälde von Franz Eichhorst. Faksimiledruck . . . . 228—229
Roter Ara. Gemälde v. Jos. Kerschensteiner. Faksimiledruck 280—281

Einschaltbilder:

Tänzerin. Bronzebildwerk von Alfred Thiele. Tondruck 156—157
Das Segantini-Museum in St. Moritz. Künstlerische Aufnahme von Richard Thoms. Tondruck . . . . 172—173
Urwaldriesen. Gemälde von Hans Freiherrn von Eckardtstein. Tondruck . . . . 220—221
Eine Symphonie. Ausschnitt aus dem Gemälde von Moritz von Schwind. Tondruck. 260—261

Selbständige Textbilder:

Studie zu einem Bilde „Abendstimmung". Aus dem Skizzenbuch von Prof. Otto Strützel. 180
General der Infanterie Max von Fabeck †. Bildniszeichnung von Prof. Arnold Busch. . . 199
Bildnis. Federzeichnung von Cornelia Paczka. 237
Bildnis von Geheimrat Prof. Dr. Otto Seeck. Gemälde von Rudolf Neugebauer 251
10cm-Geschütz als Fliegerabwehr. Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann 275
Generalleutnant Groener, der Leiter des neuen Kriegsamts. Bildniszeichnung von Prof. Arnold Busch 289

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . . . . . 1—16
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate. 4
Unterrichtsanstalten. 4
Heilanstalten . . . . 4—5
Hotels. 5
Wintersport und Winterkur . 5—6
Anzeigenteil am Schluß . . . . . 1—4

Digitized by Google

Digitized by Google

Stilleben
Gemälde von Carl Piepho

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 — Heft 6. Februar 1917

Das schlesische Fräulein

Roman von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

Als Andrä und Thilo schon eine Weile zu Hause waren, kam Benigna an. Ihr Blick ging an dem ihres Mannes vorbei. Er sagte kein Wort. Sie trat in die Kammer, legte die Sachen ab und wandte sich dann zu dem Jungen, der das Bauerchen mit dem armen gefangenen Vogel hielt. Das Vöglein sollte trinken und essen.

Ja, sie gab dem Vöglein zu trinken und zu essen.

Mit gesenktem Kopf saß sie dann in der Küche, die Magd war aus. Benigna fütterte den Vogel. Der Kleine klammerte sich aufgeregt an ihren Schoß und erzählte.

Das Vöglein war gefüttert und sollte schlafen. Der kleine Thilo sollte auch schlafen. Um den Weg durch das Vorderzimmer zu vermeiden, trug sie ihn über den Flur in die Kammer und brachte ihn zu Bett. Morgen würde er sein Vöglein wieder haben. Es schlief auf dem Fensterbrett in der Küche. Schlief sicher und warm. Morgen würde es singen.

Morgen — würde — es — singen —

Das Kind schlief.

Sie mußte nach vorn. Vorher schaute sie in der Kammer noch in den Spiegel.

Sie ging durch den langen Gang nach vorn und gewahrte, daß Stephan auf dem Sofa saß, den Kopf in die Hände gestützt. Er blickte nicht auf. Sprach kein Wort.

Sie trat ans Fenster und sah ihr Nähzeug liegen. Da waren die Sachen, die sie hatte fertigbringen wollen. Da lagen sie — —

Sie wandte sich und traf auf Stephans Blick, der ihr gefolgt war.

Da sah sie, daß er wußte. Sie konnte in ihrem Gesicht nicht lügen.

In jähem Entsetzen wandte sie sich und stürzte aus dem Zimmer. Wie sie ging und stand, glitt sie in den Schnee hinaus, ohne noch einmal nach ihrem Kind zu sehen. — — —

Stephan hörte die Türen gehen und den Schritt verhallen. Er rührte sich nicht.

Saß ohne zu fühlen.

Nur die Vergangenheit rückte dann und wann in kurzen Bildern auf. Er sah sich die Treppe hier hinaufspringen und zum erstenmal als Offizier vor der Mutter. Ja, Offizier.

Sah sich mit seiner Truppe ins Feld reiten, hörte den schrill aufsteigenden Ton der Trompeten und fühlte den Schlag und Takt der Hufe hinter sich, fühlte den Reiz des Rittes vor der Masse, den des Führers vor der Front, fühlte sich wieder mitten im Kampf, in dem er wirklich Offizier geworden war! Fühlte die ungeheuren Zeiten draußen, die Jahre erbitterten Ringens, in denen nur der Mensch galt, nur der Mensch, Bruder und Bruder —

Ach ja, Offizier . . .

Und jetzt . . .

Es war aus. Jetzt konnte er nicht mehr Offizier sein. In seinem Herzen konnte er es nicht mehr. Alles war ihm zerschlagen und erloschen. Wie die anderen drängten sie auch ihn hinaus. Mit der Schande, die ihm zugefügt worden war, mit dem Verrat, den er erfahren, war es ihm nicht mehr möglich, unter diesen Menschen weiterzuleben. Seine Pläne, seine ganze Arbeit, sein Leben waren verfehlt. Er mußte dahin zurück, wo seine Vorfahren gewesen waren, woher sie stammten. Zu den Müllern. Dorthin mußte er.

— — — — — — — — — — — —

Plötzlich braustcn Töne auf, die scharfen, charakteristischen Töne des preußischen Zapfenstreichs, und im roten Schein der Pechfackeln, schwarz und bestrahlt, mit blitzenden Gewehren und Schnallen, kam der das morgige Fest einleitende Zapfenstreich vom Fort Preußen her durch die Friedrichstadt. Alle Fenster standen offen, alle Menschen waren wach. Die ganze Friedrichstadt, Häuser und Magazine, Kasernen und Wälle, Türme und Tore, alles tauchte geheimnisvoll in sein wirklichstes Leben zurück, alle Dinge lebten hier ihr eigentliches Leben im preußischen Zapfenstreich. Aus allen Gassen hallte es wider, aus allen Winkeln strahlte der rote Schein. Geheimnisvoll ging es im Schlag der Trommel mit, gewaltig schrie es im Ton der Querpfeifen auf. Mann für Mann zog vorüber, und vorn ritt der führende Offizier. Alles lebte, alles ringsum war einzig wach in der alten Glorie der preußischen Armee.

⁂

In der Frühe kam Stephan in Ginstrums Haus. Der Haß schnürte sein Herz zusammen, während er die Treppen hinaufstieg. Oben öffnete die Magd. Der Herr Rittmeister wäre schon zum Dienst.

Ja so, Parade.

Stephan fiel im Augenblick erst ein, daß er etwas vollkommen Unvorschriftsmäßiges zu tun im Begriffe war. Er mußte Sperling oder Jeschke die Forderung übergeben. Auch hatte der Oberst neuerdings eine in der alten Armee nicht gekannte Einrichtung eingeführt: alle Streitigkeiten unter den Offizieren durften nicht sofort ausgetragen werden, sondern mußten erst einer Kommission von Offizieren vorgelegt werden, die über die Notwendigkeit und Art des Zweikampfes entschied. Das war bestimmt worden, um in den jetzt so gemischten Korps unnötiges Blutvergießen zu vermeiden.

Stephan ging in die Friedrichstadt zurück und traf unterwegs schon viele Festteilnehmer. Die Mannschaften marschierten bereits nach dem Paradeplatz, Tschakos und Federhüte der hohen Offiziere tauchten auf, die Friedrichstadt war von dem wichtigen, glanzvoll gehobenen, streng militärischen Leben erfüllt, dessen nur eine vollkommene Soldatenstadt an solchem Tage fähig ist. Da kam auch der Oberst schon in Paradeuniform aus dem Hause und wandte Andrä einen kurz erstaunten Blick zu. Dem fiel ein, daß er sich beeilen mußte, denn am heutigen Tage mußte er wohl noch seinen Dienst tun.

Als er nach der Kaserne kam, traf sein erster Blick auf den Rittmeister von Ginstrum, der mit dem Freiherrn von Danz und etlichen anderen sprach. Es war nicht zu merken, ob er ihn erkannte, die Herren grüßten jedenfalls sehr verbindlich, als Stephan herankam. Der ging vorüber, ohne Ginstrum zu sehen, und suchte Sperling, der aber in großer Angst um seine Reiter war, daß die in einer tausendmal geübten Sache vor den hohen Herren etwa doch nicht gut abschneiden konnten.

Nach der Parade fragte er ihn: „Was hattest du?“

„Ich sage es dir nachher,“ gab Stephan zurück, denn in ihm war mittlerweile ein anderer Plan aufgetaucht. Das wilde Blut seines Vaters sauste in ihm. Er sah den hohen Offizieren nach. ‚Ich treffe euch. Und den einen reiße ich gründlich vor euch in den Staub.‘

Sein Sinn war hart und brennend, jeder Schlittenglockenton traf ihn rasend, der Anblick der Soldaten, die er liebte, hatte ihn fast wahnsinnig gemacht.

Und so kam die Festlichkeit in der Offiziersressource in der Bischofstraße heran. Der Oberst zeigte dem Divisionskommandeur und den anderen Herren, die noch nicht hier gewesen waren, die Einrichtung. Liesel ward hierauf gerufen und knickste mit feuerroten Ohren vor den hohen Herren. Sie hatte ein vortreffliches Festmahl

Digitized by Google

gerichtet, soweit es die Zeiten erlaubten. Trinkspruch auf Trinkspruch folgte. Auf die Helden der Schlacht bei Leipzig, auf die Taten des Regiments, auf die Offiziere. Auf die Gefallenen wurden Gläser geleert und ihrer in feierlichen Worten gedacht, dem Oberst ward ein Lebehoch gebracht.

Es hatte sich so gefügt, daß Ginstrum schrägüber saß und, wenn Andrä es wollte, zu sehen war. Und er wollte ihn sehen und ließ kaum den Blick von ihm.

Ginstrum mußte längst wissen. Er trank sehr wenig, sein Gesicht behielt äußerliche Ruhe, eine Maske, die Stephan allmählich ganz abging. Der trank immer mehr, und in ihm kam die wilde Seele seiner Vorfahren auf, die frei gehaßt und getötet hatten, als die Ginstrums und Treschins bereits Formen über ihre Taten legten. Und als der Adjutant von Ottolinski mit seiner hellen, klingenden Stimme über die Kameradschaft im Felde, der sich eine ebenso treue und aufrichtige in der Garnison anreihe, sprach und ein Vivat auf das Offizierkorps des Regiments Logisch-Husaren ausbrachte, da sprang Stephan auf, und von Schmerz, Wut und Haß übermannt, warf er sein Glas, statt es zu leeren, dem Rittmeister von Ginstrum ins Gesicht und schrie: „Du Lump — — du übtest Kameradschaft!" — — —

Der Ehrenrat hatte in der Angelegenheit keinerlei Vorbehalt. Der Zweikampf zwischen dem Leutnant Andrä und dem Rittmeister von Ginstrum fand schon am nächsten Tage statt.

Ginstrum fiel.

⁂ ⁂ ⁂

Benigna war an jenem Abend nach Smolltitz geflüchtet. Instinktiv hatte sie den Weg eingeschlagen, und als sie erst vor dem Tore war, trieb sie die Selbsterhaltung durch den immer stärker herabstiebenden Schnee bis nach dem Gute, wo der Wächter sie traf und ins Schloß brachte. Sie fiel der Mechthild ohnmächtig in die Arme, und die bettete sie rasch in eines der oberen Zimmer, ohne aber erfahren zu können, was eigentlich geschehen war.

Die Hunde, die Benigna aufgestöbert hatten, bellten draußen die ganze Nacht.

Benigna besann sich schließlich, daß sie in ihrem alten Mädchenzimmer war, in demselben, in dem sie in jener Augustnacht gewacht und nach isola bella gestarrt hatte.

Sie brach diese Erinnerung aber rasch ab und spähte immer wieder um sich, mußte spähen, obgleich sie die Nutzlosigkeit erkannte, mußte sich immer wieder irrsinnig und hilflos fragen: Wo ist mein Kind? Und sie warf sich nieder und schrie und weinte zum erstenmal in ihrem Leben um ihr Kind. Jetzt dachte sie an Alexanders Worte damals in der Bahn: „Wir haben unsere Kinder und unseren Namen." Ach, er war ihr in diesen Augenblicken ganz gleichgültig geworden, in ihr schrie alles nach dem Kinde, das sie so verlassen hatte, und sie fühlte das furchtbare Verstoßensein.

Wo ist mein Kind?

Sie weinte die ganze Nacht danach.

Langsam wurden ihr dabei alle anderen Zusammenhänge klar, und in der Frühe beichtete sie der Mechthild.

Die war tödlich erschrocken. Die Liebe war ihr immer als eine Sache erschienen, auf die man wohl wartet und hofft, um die man aber nichts wagt und auf keinen Fall sündigt. Sie sah entsetzt und verächtlich auf Benigna.

Aus der Stadt aber schollen in diesem Augenblicke die dumpfen Kanonenschüsse des Festes.

Mechthild fuhr am Nachmittag nach Neiße, um sich zu erkundigen, konnte aber nichts erfahren. Sie hatte Benigna versprochen, ihren Aufenthalt nicht zu verraten. Das tat sie auch nicht. Aber sie schrieb an Hans Thurzo und betrachtete die fatale Angelegenheit zunächst als eine Möglichkeit, mit dem Vetter wieder in Verbindung zu kommen. Am nächsten Morgen fuhr sie wieder in die Stadt, und als sie heimkehrte, brachte sie die Nachricht von Ginstrums Tod.

Benigna schlug nicht zu Boden, wich nur langsam zurück, als ob sie einen Schlag erhalten hätte. Saß dann allein, entsetzt, gemieden, in ihrem Zimmer, vor dem in der Ferne isola bella sich breitete, und griff immer wieder hinter sich, als ob ihr Kind in der Nähe sein müßte oder etwas anderes. Der Kirchhof stieg wie ein Bild vor ihr auf, sie hörte wieder die Worte, die Alexander in der kleinen Allee gesprochen hatte, und das Entsetzen erhob sich in ihr, daß er in diesen Augenblicken

schon dort war, wovon er so tröstlich und seltsam gedacht. Ottos Grab stieg vor ihr auf, Stein und Wappen, aber daneben sah sie nun das andere, an dem sie schuld, das sie gegraben hatte, und neben dem einen verwischten Gesicht erschien ihr der blonde Kopf ihres Knaben. Sie wimmerte dann. Weinen konnte sie längst nicht. Als Mechthild nach ihr sehen kam, hörte sie nichts als dieselben Laute: „Thilo... Thilo... Alexander." Sie wandte sich, ohne imstande zu sein, ihren Widerwillen vor der Mörderin zu überwinden. Unten betete sie mit der Doktorn viele Rosenkränze für die arme Seele. In der Dorfkirche erscholl die Sterbeglocke. Benigna fuhr auf und dachte: ‚Läuten sie um — ihn?‘

Von neuem kam ihr die Erkenntnis, daß er wirklich tot war. Alexander, der Freund ihrer Seele, der heimliche Kamerad jener Rosennacht, der Märchenerzähler, das geliebte Blut. Jetzt griff sie nicht mehr nach dem Kind. Sie griff nach ihm. Sie horchte in die schwere Schneeluft hinaus: irgendein Zeichen mußte er ihr doch geben, irgendwo mußte er doch noch sein und ihr nahe. Er konnte nicht fort von ihr sein. Wie sie ihn kannte, war das nicht möglich. Auch nach dem, was — geschehen war. Auch nach jener letzten Stunde nicht. Er mußte doch noch um sie sein, und sie griff in die Luft und spähte in das Grau, ob nicht Botschaft von ihm käme. Dann verblichen diese Vorstellungen, und die anderen kamen: daß sie seine Mörderin wäre. Und der grausige Gedanke an Marianne und die Kinder.

Während der nächsten Tage verfiel Benigna in Wahnvorstellungen und Verfolgungsideen. Sie flehte die Mechthild an, sie nicht zu verraten. War fast immer auf dem Sprunge, jemandem auszuweichen. Schloß sich ein und verbarrikadierte sich. Dabei sah sie sich schon in den Würgehänden Mariannens oder Stephans Pistol auf sich gerichtet. Sie schlug um sich und schrie.

Von ihrer Schönheit war kaum etwas mehr da.

Der Arzt wurde gerufen.

Mechthild dachte: ‚Damit verwüsten sich die Menschen nun ihre Jugend und ihr Leben.‘ Sie, die sich nie verwirrt, sondern immer nur gesehnt hatte, besaß noch immer rote Backen. Hans Thurzo antwortete nicht.

Sie fuhr, ohne daß Benigna es wußte, immer wieder in die Stadt, um Neuigkeiten zu erfahren. Benignas Aufenthaltsort war inzwischen bekannt geworden.

Als sie einmal wieder zurückfuhr, begegnete sie auf der Landstraße Marianne — Frau von Ginstrum. Es war dicht beim Eingange ins Dorf, wo das Schild steht: ‚Gegrüßet sei du, Kreuz, o einzige Hoffnung!‘

Marianne blieb stehen, starrte und schüttelte die Fäuste. In das Herrenhaus war sie nicht gelassen worden.

Aber Benigna hatte sie gesehen. Zwei Stunden war sie hier herumgestrichen. Alle Hunde hatten gebellt.

Nächtelang bellten sie jetzt unter dem Novembersternenhimmel.

Benigna dachte: ‚Das ist Alexander. Alexander ist es.‘ Wieder schlug sie um sich und fiel in Krämpfe.

Mechthild ward immer bänger. Sie hatte etwas getan, das vor den Augen aller Wissenden deutlich ihre mindere Abkunft verriet. Keiner aus der Verwandtschaft kümmerte sich um Benigna. Der Oberst hatte seinen Abschied eingereicht und war mit der Katze bereits aus der Stadt. Benigna hatte ihn das Regiment gekostet. Leutnant Sperling hatte sich versetzen lassen. Andrä war fort.

Von Hans Thurzo kam keine Nachricht.

Der Winter verging.

Benigna glaubte Alexander sich jetzt ganz nahe. Sie hatte alle Kräfte ihrer Seele auf ihn gerichtet, so daß er hatte kommen müssen. Jetzt war er neben ihr wie einst, und jede Minute Vergangenheit ward ausgekostet und gedeutet. Aber an wen hatte er zuletzt gedacht?

Und wenn er ihrer gedacht hatte, wie ... wie?

Als Versucherin und Mörderin?

Im Herbst, hoffte sie, würde es besser sein. Aber konnte sie dann noch hier sein? Sie merkte der Mechthild immer mehr Zurückhaltung an.

Wohin sollte Benigna?

Sie wußte nicht einmal, was aus den Sachen geworden, die ihr gehörten, wußte nicht, wo ihr Kind geblieben war.

Da kam in jenem Frühjahr ein Mädchen ins Schloß. Die Heddel. Und in Tücher eingewickelt trug sie den kranken Thilo. Der gnädige Herr schickte sie.

Digitized by Google

Sie war schon seit Monaten beim Herrn Leutnant in Breslau. Hochgräfliche Gnaden hatten sie ja gleich fortgeschickt, und so hatte sie in der großen Stadt nach einem Dienst gesucht. Und hatte dann Thilo gepflegt, so gut sie es verstand. Dann aber wurde er immer kränker. Und der Doktor sagte, er müßte aufs Land. Zur Mutter. Und so hatte der Herr Leutnant ihr gesagt — —

Benigna, die das Kind seiner Hüllen entkleidet hatte und fassungslos in das verhärmte Gesichtchen starrte, fuhr auf und rief: „Der Herr sagte — ?"

„Ich soll den Kleinen Ihnen bringen, weil er sonsten nicht mehr lange macht."

„Sprach er sonst noch etwas?"

Die Heddel schüttelte den Kopf. Sie sah lächelnd auf das Kind, dessen Augen sich weiteten und das auf einmal in schluchzendem Erinnern, in aufschreiender Freude weinte: „Mamma ... Maman ..."

Benigna riß das dünne Kerlchen an sich. Ein Körperchen fast vor dem Verscheiden, eine ganz dicht vor dem Untergang stehende Seele. Küßte den Kleinen, sah verstört nach isola bella hinüber und dachte: ‚Das bleibt mir . . . das ist wieder zu mir gekommen ... mein Kind ...!'

⁂ ⁂ ⁂

Beide blieben, das Kind und die Heddel. Die ließ sich von dem gnädigen Fräulein die Briefe an den Herrn schreiben und vorlesen, was er ihr mitzuteilen für nötig fand.

Benigna fragte nicht danach.

Sie hatte die Furcht vor Marianne überwunden und nur die eine Frage in sich: Wann wird er es wieder holen?

Er sagte nichts davon.

Aber das Kind ward gesünder. Ja, Thilo Logisch. Er war ein Logisch, und hier lief er im Hause seiner Vorfahren herum. Vom Vater sprach er kaum. Nicht in der Art einer Vergötterung. Stephan mochte nichts mit ihm anzufangen gewußt haben. Aber er würde ihn holen. Er ließ ihn ihr doch nicht. Das war nicht denkbar.

Sie merkte nun auch, daß die Heddel allerhand Vorbereitungen traf. Und dann verriet ihr die Mechthild endlich, daß Andrä geschrieben habe, die Magd sollte das Kind zu Johanni wiederbringen. Er wollte dann mit ihm fort.

Er schrieb nicht wohin. Benigna würde es auch nie erfahren.

Sie schlief in diesen grauen, lauen Frühsommernächten nicht. Aber kein Rosen- und Sehnsuchtsspiel war mehr in ihr, kein Forschen nach der verschollenen Seele, sondern nur die wahnsinnige Angst vor dem Verlieren des Kindes.

Jetzt war es ja noch schwerer. Jetzt war es ein Urteilsspruch, ein Schwertschlag, die unerbittlichste Strafe, die Stephan sich hätte ausdenken können.

Sie schickte die Mechthild — sie betrat die Stadt ja nicht — zu einem Notar. Nach ihm war wohl eine Möglichkeit, daß ihr das Kind noch für eine Weile gelassen werde, wenn es ihrer eben noch dringlich bedurfte; aber dann mußte sie es schließlich doch hergeben, wenn der Vater erneuten Anspruch darauf erhob.

Sie beschloß: solange es geht, halte ich den Schwertstreich noch auf. Mit allen Kräften und aller Möglichkeit. Dann — dann — gehe ich zu — Alexander. Was zu rauben ist, das raube ich mir noch. Das letzte. Dann gehe ich — —

Sie schrieb genau so an Stephan und ließ den Brief befördern.

Es kam lange keine Antwort.

Die Heddel wußte nicht, ob es für sie Gehen oder Bleiben hieß. Da kam ein Schreiben von einem Neißer Notar. Darinnen lag ein Brief Stephans an sie. Es war ein harter, erbarmungsloser Brief. Die Dinge waren böse mit Namen genannt. Aber er fragte sie, ob sie wieder zu ihm kommen wolle. Dann könne sie Thilo nahe sein. Aber nur unter der Bedingung, daß jede Erinnerung an ihre Herkunft erloschen sei. Thilo dürfe niemals ein Wort von adliger Verwandtschaft hören. Sie müsse Madame — Andrä sein.

Benigna saß wie betäubt. Sie sah, was dahinter stand: die Liebe zu ihr, die selbst das nicht hatte vernichten können, die aber böse geworden war und sich zu rächen suchte. Glück oder wenigstens Friede waren nicht zu erhoffen. Keine Erlösung für sie. Nur — Strafe. Stephan war kein Mann, um zu verzeihen, und das konnte er auch nicht. Aber er wollte sie haben.

— — — — — — — — — — —

Die Mechthild hielt sich zurück, jedoch war zu merken, daß sie diesem Plane nicht

Digitized by Google

abgeneigt war. Die Doktorn betete, daß die allerheiligste Gnadenmutter das Herz dieser sündigen Mutter erleuchten möge, daß sie den Weg der Sühne zu gehen sich entschlösse.

Da kam ein Wagen durch den Park.

Die Mechthild fuhr betroffen zurück, und sogar die Doktorn vergaß ihre Andacht.

Dann eilten sie in den Salon, wohin seine Erlaucht der Herr Reichsgraf Treschin geführt worden war.

Er bat nur um die Gnade, seine teure nièce sprechen zu dürfen.

Mechthild sandte sie ihm. Und war dann mit der Doktorn zusammen ratlos: drehten sich die Dinge?

Matthias kam leicht auf Benigna zu und küßte ihr die Hand. „Meine teure Fleur," sagte er, während seine halbverdeckten Blicke über sie spielten, „ich wäre dir sans doute längst genaht, wenn ich deiner Stimmung sicher gewesen wäre. Jetzt wirst du über die fatale Affektion hinaus sein, wie ich hoffe. Und so frage ich dich: Willst du Gräfin Treschin werden?"

Sie sah ihn an.

Gewahrte ein kleines Flimmern in den achatdunklen Augen. Die Freude an diesem Treschiner Stück.

Sah sie aber gleich wieder von etwas anderem verweht, das die Züge fast starr machte und langsam zu ihr überströmte, bis es sie umhüllte. Und wußte, was das war —

Ihre Lider zitterten. Viel glitt durch sie hin. Dann schüttelte sie leise den Kopf.

Er trat einen Schritt näher. Sie sahen sich an. Und plötzlich erkannte sie schauernd in sich, daß sie ja noch immer an diesem Manne hing. Ja, an diesem.

Daß Alexander nichts als die schmale Gasse gewesen war, in die sich ihr Gefühl für die Romantik des einen Blutes, ihr Widerstand gegen die Enge ergossen hatte, fühlte auf einmal, wie es in ihr in alten Farben und ungelöschten Gluten aufzubrennen, wie ihr Blut zu pulsen begann und das Herz wach wurde! Wie tanzende Stimmungen sich regten und jener einzige Frühling in St. Rochus wiederkam — —

Und voller Qual durchfuhr es sie: warum denn dieser Umweg, dieses Leiden, diese Schuld — —?

Weil er es so haben mußte. Nur so konnte seine sonderbare Art es erfassen, nur so vermochte er es zu packen, nur so hielt es ihn mit rasender Gewalt — —

In ihr weinte es vor Jammer, und dazwischen rückte doch die alte Leidenschaft immer stärker auf, die große amour . . .

Sie sah es in ihm wogen und zittern, sah die Maske fallen und empfand die ungeheure Zusammengehörigkeit.

Sah das Rochusschloß, Wappen und Krone. Spürte die Ritte in kühner Weite und hörte den freien Kuckucksruf um Schlösser herum.

„Alexander starb für mich," sagte sie leise, „aber nicht für Sie, Matthias. Ihnen war er als neveu gleichgültig, als Mensch ein Figurant, als Rivale verhaßt, mir aber ..." sie hob ein wenig die Stimme, „war er das Feinste in Ihnen. Darum war er mir wert, und darum ging er zugrunde."

Er sah sie unverwandt an.

— — Die Luft, die um ihn wehte, traf sie wieder ganz nahe. Das Wesen des großen Aristokraten. Das Herrentum, dem ihr Blut einzig verwandt war. Sie atmete jeden Hauch ein und verlor sich daran, aber ... es war nichts mehr zu vergessen. Nichts mehr.

Sie hätte fast über ihn lächeln, hätte ihn ein Kind nennen und ihn küssen mögen. Und weinte im Innern verzweifelt.

Noch immer sah er sie an. Ein wenig spöttisch. Voller Erinnerungen. —

O ja, Graf Treschin.

Aber jetzt nicht mehr. Jetzt nicht mehr.

Jetzt — — —

„Ich gehe wieder zu meinem Mann zurück."

Er zuckte ein wenig und sah sie undeutbar an. „Wird es Ihnen jetzt da behagen, Madame Andrä ...?"

„Wären Sie eher gekommen, Matthias," in ihrer Stimme stürmte es noch einmal auf, „dann hätte ich alles für Sie getan ... jetzt kann ich es nicht mehr."

Unnennbarer Hohn zuckte aus seinen Blicken. „Du bist doch nicht ... Fleur," sagte er kalt.

„Ich bin —" sie blieb aufrecht, bis er fort war. Draußen verklang der elastische Schritt, sie sah seine schlanke Gestalt noch flüchtig zwischen den Gummibäumen auf der Terrasse.

„Ich bin — —"

Digitized by Google

Sie sank zusammen.

Alexander — —!

Graf Treschin sah sich nicht um. Aber bei einer Wendung kam ihm das Schloß noch einmal vor die Augen. Er fuhr aus seiner lässig gewordenen Haltung auf, von seinem Gesicht fiel wieder die Maske.

Liebste Komödie — — —

Dritter Teil.

Als Benigna Andrä um die Ecke bog, flog der letzte Hall des Postsignals eben davon. Der Schwager warf das Horn herum, steckte die Peitsche ein und sah mit blanken Augen unter dem blanken Hut über die zitternden Pferderücken hinweg auf die Leute, die eilig herzuliefen. Die Angekommenen arbeiteten sich aus der Wagenhöhle, riefen nach dem Schirrmeister und suchten das Gepäck. Viel Fremde kehrten in dem Städtchen nicht ein.

Benigna erkannte Thilo. Er übergab eben einem Knaben den Mantelsack und kam dann auf sie zu. Kurz und schweigend hielten sie sich in den Armen.

Das Haus, in dem der ehemalige Leutnant Andrä wohnte, lag ganz nahe in der Langgasse. Der Wert dieser Straße bestand für Andrä vor allem darin, daß sie nicht weit von seiner Reitbahn war.

Thilo blickte mit einem wahren Widerwillen auf die gelbe niedere Front, aus der die kleinen Fenster fast ohnmächtig heraussahen. Das Haus gehörte einem Freunde des Vaters, dem Sattler Lennert.

Kurz vor der Tür trafen Mutter und Sohn mit drei hellgekleideten Mädchen zusammen, die auch schon an der Post gestanden hatten, etwas abseits, aber Thilo hatte sie doch gesehen. Jetzt grüßte er wieder, winkte der einen zu und sah ihr nach.

„Dem Vater geht es besser?“ fragte er dann, als sie auf der Treppe waren, zögernd.

Die Heddel erschien oben, nickte einen drolligen Gruß, dessen sich Thilo noch aus der Kinderzeit erinnerte, sah aber den heimgekehrten jungen Herrn mit einem Ausdruck an, in dem die Freude nicht ganz offenbar werden konnte.

Die Mutter ging in den Flur hinein und sagte erst dort, wie beiläufig: „Nein, es geht ihm nicht gut. Aber er reitet wieder. — Über Mittag ist er nicht nach Hause gekommen.“

Thilo folgte ihr ins Wohnzimmer und sah mit Befriedigung, daß auf dem Nähtisch am Fenster Bücher und Zeitungen lagen, die er ihr geschickt hatte. Trotz der einfachen Einrichtung war im ganzen Raume Anmut vorhanden und durchaus die Seele zu spüren, die er liebte.

Der Schreibtisch in der anderen Ecke war ein Stück Heimatliches, das die Mutter sonderbarerweise erst nach Jahren hier am Rhein erreicht hatte. Ihr Bruder, der Major a. D. Hans Thurzo von Logisch in Berlin, hatte ihn einmal zufällig bei Althändlern aufgestöbert. Jedenfalls war diese Übersendung des alten Treschiner Schreibtisches eine Aufmerksamkeit, die die Mutter mit dem einzigen Bruder wieder in Verbindung brachte.

Thilo blickte die Mutter an und sah Spuren des Alterns in ihrem schmalen, vergrämten Gesicht. Ein Entsetzen faßte ihn, in ihm schrie wieder alles über ihrem hoffnungslos und wehrlos im Dunklen vergehenden Leben.

Er zog ein Bündel aus dem Taschenbuch, zärtlich gebunden, wie man Liebesbriefe bindet, und lächelte sie an: „Deine Briefe!“

Sie senkte die Augen. Auf ihren Zügen stand: Was konnte ich dir schreiben?

Sein Herz schlug rasch, er faßte sie an den Händen und fragte etwas listig: „Ich bin doch ein — Logisch?“

Sie erschrak und sah ihn fragend an.

Dann sagte sie: „Dein Examen — ?“

Er lachte und sagte kurz: „Ich bin fertig. Gott sei Dank. Jetzt soll man mich mit Schwaben und Demokraten in Frieden lassen. Ich werde Soldat!“

Sie stutzte. „Was soll das?“

Er lachte wieder und faßte von neuem ihre beiden Hände und drängte sich in einer Art an sie, die sie noch an seine Kindergewohnheiten erinnerte. Sein blondes kurzes Haar streifte ihre Stirn.

„Mutter, nun höre gut zu! Ich bin mit Gohlau im Einvernehmen. Er ist eben auf Urlaub hier. Wenn er nach Schlesien zurückkehrt, begleite ich ihn und trete in sein Regiment.“

„In . . . das . . . Regiment . . . ?“ stammelte sie. „Das ist unmöglich, Thilo! Wie kommst du darauf?“

Digitized by Google

„Regiment Spalck, Ulanen," fuhr er fort. „Es sind ja nicht Husaren, aber es sind Ulanen! Sie stehen in —"

„Mein Gott." Sie ließ ihn los. „Das ist unmöglich. Du kannst nicht in das Regiment."

„Der Oberst ist mit dem Präsidenten von Gohlau verwandt."

„Das tut nichts." Sie faßte sich. „Ohne Erlaubnis des Vaters kann dich kein Oberst nehmen, und er gibt sie dir nie!"

Er sah vor sich hin. Dann trat er wieder auf sie zu. „Warum ist er dagegen?" fragte er erregt. „Warum ist er so gegen alles, was Offizier und was preußisch ist? Und war doch selbst —"

Sie wurde bleich. „Laß. Laß. Du weißt, daß daran nicht gerührt werden darf."

„Er hat doch nichts . . . Unehrenhaftes begangen?" fragte er hastig. „Ich muß gestehen, daß ich schon manchmal daran dachte. Aber das ist doch nicht möglich! Dann wärest du nicht bei ihm geblieben."

„Nein, er tat nichts Böses," sagte sie langsam. „Aber besinne dich, Thilo. Du weißt nicht, was du aufrührst. Schweige vor ihm, einstweilen wenigstens. Er ist seit dem Sturz mit dem Pferd krank und furchtbar reizbar. Gib nach, warte ab . . ."

Er zuckte die Achseln.

„Mutter, du verstehst es doch auch: Nie wird das Land hier am Rhein uns Heimat! Ich denke immer an den Osten! An Schlesien! An Smolltitz und Neiße . . . ich komme nicht los davon, es sitzt mir im Blut und treibt mich, ich sehe nichts anderes als Soldaten, als preußische Soldaten! . . . Reiter! Reiter! Ich höre den alten Marsch des Regiments Logisch aus dem Siebenjährigen Kriege, ich sehe deine Verwandten . . . Ich lebe in Preußen, Mutter, ich muß dahin!"

Sie hatte sich auf dem Kanapee niedergelassen und das Gesicht in den Händen vergraben. Er sah, daß ihr Haar grau geworden war. Er kniete vor ihr nieder.

„Mutter, ich schwöre dir, daß es keine Laune ist," flüsterte er, „keine kindische Idee! Ich weiß, was ich will und halte daran fest: ich werde Offizier! Du darfst mir glauben: was auch auf mich einstürzen möge: ich halte aus, ich bleibe!"

Sie küßte ihn auf die Stirn.

„Mein Leben gäbe ich dir zum Opfer, wenn ich dir helfen könnte! Aber es ist unmöglich . . ."

Schritte wurden draußen laut, und der kleine Diez, der bei seinem Magister gewesen war, stürmte herein und begrüßte den Bruder, den er seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatte. Er war dem Vater ähnlicher als Thilo, hatte des Vaters Rundkopf und die braunen Augen. Wurde auch vom Vater ein wenig verwöhnt, soweit dergleichen im Hause Andrä überhaupt möglich war. Jetzt wollte er von Thilo allerhand wissen, aber der wich den meisten Fragen aus.

Die Mutter klingelte der Heddel, hieß sie decken und setzte sich mit den Söhnen zu Tische. Sie selbst berührte aber nichts. Auch Thilo schmeckte es nicht sonderlich.

Zögernd fragte er, ob der Vater noch immer seine alten Geschäfte mit den Pferden treibe?

Die Mutter bejahte, und Diez erzählte eifrig, daß vom Vater zugerittene Tiere rheinauf und -abwärts noch immer gesucht seien und daß mancher sich glücklich schätze, von ihm die Reitkunst zu erlernen. Leider sei er durch den Sturz mit dem Pferd in der letzten Zeit sehr behindert gewesen.

„Schreibt der Vater noch an seiner ‚Variations Kandare'?" fragte Thilo weiter.

Das waren Vorschriften und Erfahrungen über die Reitkunst, die der Vater zu veröffentlichen gedacht hatte.

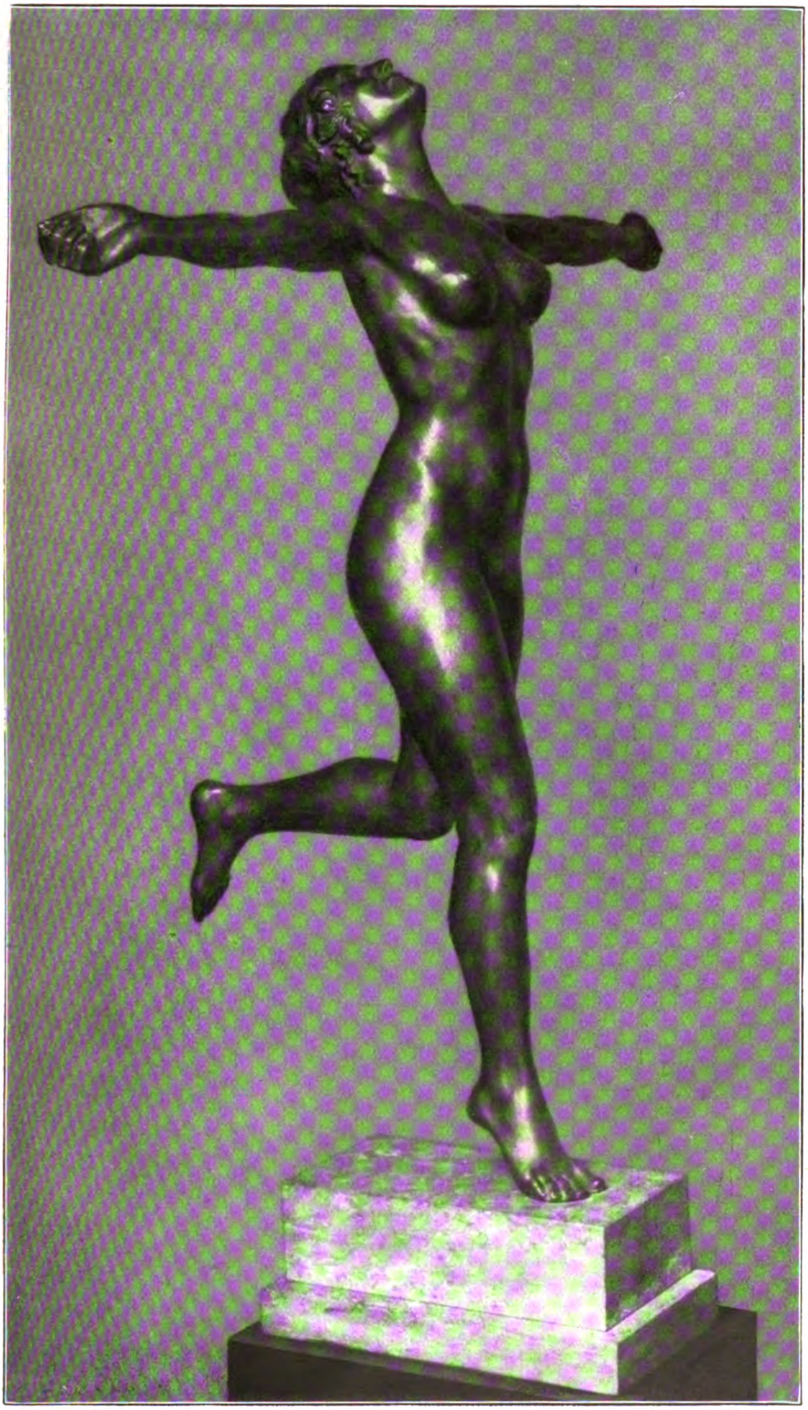
„Er hat sie lange hingelegt," erwiderte Benigna.

Sie war noch immer dabei, den Sohn zu beobachten. Immer mehr rasende Ähnlichkeiten schlugen sie tief ins Herz: dieses Kind war ihr Kind, obgleich es ihr von der Seele fortgerissen worden war. Dieses Kind wuchs ihrem Geschlechte zu. Dies Kind wuchs zu ihr, obgleich es ihr genommen worden war.

„Und wie geht es den Körfgens?" fragte Thilo auf einmal mit leicht schimmernden Augen. „Demoiselle Märtchen Körfgen?"

Benigna fuhr auf. Sie hatte bisher mit einem gräflichen Nachbar im Schloß Rochus gesessen. Jetzt verschwand er wie eine zerfliegende Wolke samt Tafelgerät und Gelächter, und ihr gegenüber saß ihr Sohn.

„Das Märtchen kam ein paarmal und



Tänzerin
Bronzebildwerk von Alfred Thiele

Digitized by Google

Digitized by Google

fragte nach dir. Sie schien auch Nachricht von dir zu haben."

„Die hatte sie," sagte er ruhig.

„So weißt du auch, daß die Mina fort ist?"

„Die Mina?"

„Heimlich sogar. Über Nacht echappiert. Mit einem Franzosen nach Paris."

Er lächelte. „So, so, die Mina. Nein, davon schrieb mir Märtchen nichts. Die Mädchen haben es wohl seit der zweiten Frau schwer im Haus?"

„So ist es."

Als die Heddel abgeräumt hatte, schickte die Mutter Diez zu Bett, was dem Kleinen sehr unbequem war. Aber er war ans Gehorchen gewohnt. Im Hause Andrä gab es nur Gehorchen.

Auf Thilos Bitte holte die Mutter dann die alten Bilder herbei, die sie in dem Treschiner Schreibtisch verwahrte, und die er als Kind einmal gefunden hatte. Jetzt ließ er sie sich erklären: Das war der General Logisch, und das waren die Großeltern, und hier war das Lieblingsbild, das Porträt seines frühverstorbenen Onkels Otto, der heil aus den Freiheitskriegen kam und beim Schwemmen der Pferde in der Neiße ertrank. Auf einmal fand er noch eine schmale vergilbte Silhouette.

„Wer ist das?" fragte er, und erinnerte sich nicht, sie früher je gesehen zu haben.

Die Mutter griff danach.

„Das ist ein Ginstrum. Alexander von Ginstrum. Er ist tot."

Sie schob die Bilder wieder in das Fach.

Sie hörten Schritte; der Vater kam. Unter der Tür blieb er unwillkürlich stehen und maß mit dunklem Blick die schlanke blonde Erscheinung des Sohnes. Ein Blick des Hasses zuckte zu Benigna.

Der Leutnant Andrä hielt sich noch straff, aber in seiner Haltung war etwas Geschlagenes. „Ah, da ist ja der noble Besuch," sagte er heiser, „habe wahrhaftig darauf vergessen. Hätte sonst nicht versäumt, dem jungen Herrn schon auf der Post einen noblen Empfang zu bereiten! Wie ist die Fahrt denn vonstatten gegangen? War angenehme Reisegesellschaft?"

Thilo vernahm den Spott.

Der Vater kam näher heran.

„Nun, wie steht es, mein Sohn? Sind die Examina erledigt? Kann man gratulieren?"

„Jawohl, Vater," sagte der junge Mensch.

„Nun, dann wird deine Mutter," irgend etwas zitterte in dem dumpfen Tone mit, „die Freude haben, dich endlich in ihrer Nähe zu behalten. Habe nämlich beschlossen, daß du in die Reitbahn eintrittst und meine Geschäfte mit übernimmst."

„In die — Bahn — Vater?" stammelte Thilo.

„Meine Gesundheit hat schwer gelitten. Ich muß jemand haben, der mir zur Seite steht. Du bist ein guter Reiter und kannst späterhin, wenn ich . . . nicht mehr bin . . ." in der Stimme zitterte es noch mehr, „dein gutes Brot dabei finden." Thilo stand regungslos. Er antwortete nicht.

„Ist es nicht Sitte bei . . . Bürgersleuten, daß der Sohn die Geschäfte seines Vaters übernimmt?" fragte der Stallmeister. „Es ist ein anständiges Brot . . . Anständig genug für einen . . . Andrä."

Er sah den Sohn an.

„Hat Er etwa andere Pläne? Dachte Er, Sein Vater würde Ihn etwa Student werden lassen? Hat Er sich solche Fisimatenten in den Kopf gesetzt? Sind viel zu unsichere Zeiten dazu!"

Thilo blickte verzweifelt zur Mutter.

„In die Reitbahn werde ich wohl . . . nicht taugen," sagte er stockend, sein Gesicht verzog sich unwillkürlich. „Dazu passe ich nicht."

„Wozu denn?" fragte der Stallmeister scharf. „Hat man Ihm in Tübingen so noble Phantasien eingeflößt? Da kann ein armer Stallmeister nicht mit. Hättest dir . . ." er sah zu Benigna, „einen . . . anderen Vater dazu aussuchen müssen."

Thilo bebte in hellem Entsetzen.

In ihm wandte sich alles von dem Manne ab, der Husar gewesen war und nun Pferde zuritt, der es zum Offizier gebracht und es verschmäht hatte, in der Armee zu bleiben. Der den großen Krieg durchgefochten hatte und nie mehr ein Wort darüber hören wollte. Der ein Gesunkener, ein Trinker war.

Und leise hob sich vor ihm das Bild des Präsidenten von Gohlau, des Vaters seines Freundes. Ja, einen solchen Vater hätte er haben mögen! Er war ja immer, trotz der Mutter, mit innerer Freude wieder nach Tübingen zurückgekehrt, froh, nicht länger in diesem Hause bleiben zu müssen,

Digitized by Google

dem alles in ihm, je älter er wurde, so bewußt widerstrebte, wie früher unbewußt. Und nun sollte er — es war zum Wahnsinnigwerden — nun sollte er hier ... Er roch schon die Bahn. Das Lederzeug, die Ställe. Sah, wie die Gäule hereingeführt wurden, und wie von der anderen Seite her die hochnäsigen Bürgerssöhne und Junker kamen, denen die Reitkunst beigebracht werden sollte ...

O nein. Das war nichts. Für ihn nichts.

„Verzeih, Vater," sagte er ruhig, „mir scheint das zu unsicher, um meine Zukunft darauf aufzubauen. Ich zweifele auch nicht, daß du dich wieder so weit erholen wirst, um den Dienst allein besorgen zu können. Dann wäre ich dir nur im Wege."

„Und was willst du?" In dem gelben Gesicht des Stallmeisters schoß es argwöhnisch auf.

„Muß ja dienen und möchte deshalb lieber gleich eintreten."

„Eintreten ... mit achtzehn schon ...?"

„Später möchte es noch schwieriger werden."

„Ah, so, du denkst, wenn der Alte nicht mehr in der Lage sein könnte, die Equipierung und alles andere zu zahlen ...? Nun, das wäre zu bedenken. Dabei könntest du doch hier bleiben. Hier stehen Ulanen. In der freien Zeit könntest du dich an die Arbeit in der Bahn gewöhnen."

„Hier möchte ich nicht eintreten, verzeih, Vater."

Thilo wußte, daß die Mutter ihm Zeichen gab.

„Ich möchte lieber woanders eintreten. In Gohlaus Regiment."

„Mit dem Junker steckst du doch noch immer zusammen? Wird dich nicht mehr lange ansehen, dafür möchte ich dir stehen, mein Sohn."

‚Ja, wenn ich hier bliebe,' dachte Thilo.

„Wo steht sein Regiment?"

„In Schlesien."

„In — Schl — —"

Der Stallmeister fuhr zurück.

Dann lachte er plötzlich. Lachte heiser und roh, während ein unbarmherziger Blick zu Benigna glitt.

„In Schlesien? Da gratuliere ich, mein Sohn. Wird dir viel Angenehmes begegnen. Kann schon sein. Kann sein."

Er starrte Benigna noch immer an.

Plötzlich schien ihm ein unwahrscheinlicher, rasend aufregender Verdacht zu kommen: „Was soll das? Wie bist du auf den Plan gekommen ...? Nach Schlesien? Da steckt etwas dahinter ... ja, ja ..." er lachte wieder, „es möchte scheinen, als ob da etwas dahinter steckte ..." Es durchjagte ihn. „Was soll das? Was sind das für Pläne? Wie kommst du darauf? Das will ich wissen!"

„Hier bleibe ich nicht, Vater," sagte Thilo fest.

Der Stallmeister zuckte zusammen. In seinen Blicken glühte der Haß. „Was habt ihr da zusammen abgekartet? He?"

„Die Mutter hat keine Ahnung von meinen Plänen, Vater."

„... Was ist das? Was steckt dahinter? Ihr könnt doch unmöglich denken, daß ..." wieder stieß er das rasende Lachen aus, „ihr könnt doch nicht ... Oder ist da was?" Er kam auf Benigna zu, die alte Eifersucht zuckte auf. „Ist da etwas aufgetaucht von ... von ... hast du ... he, was soll das? Heraus damit! Was bedeutet das?"

Er hielt sich dabei am Tisch. Sein Gesicht verfiel immer mehr. Man sah eigentümliche Linien darin, ja, ein anderer Kopf, der hinter seinen Zügen jahrelang verborgen gewesen war, zeigte sich auf einmal immer deutlicher: ein Totenhaupt.

Benigna winkte dem Sohne zu.

Andrä sah es.

Er fuhr nur noch wilder fort: „Was ist das? Ich will es wissen!"

„Mit der Mutter nichts," sagte Thilo ruhig, obgleich alles in ihm bebte, „aber das kann und muß ich dir sagen: ich trete niemals in die Reitbahn, ich werde ... Offizier."

„Preußischer Offizier ...?" fragte Andrä kalt. „Wie alt bist du? Achtzehn Jahre? Ich war älter. Um zwei Jahre älter. — — Nun, du kannst ruhig sein, mein Sohn: man nimmt dich nicht. Einen Andrä nicht. Mein Abgang war so, daß man nicht nach einem zweiten der Art begehrt und der würde für dich kommen! Laß diese phantastischen Gedanken und gehe jetzt in die Reitbahn. Später kämest du ja doch hinein ..."

Er atmete keuchend und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Habe für heute ...

Digitized by Google

genug. Liegt mir in den Knochen wie nach einer schweren Bataille. Haha, Bataillen waren nicht so schwer . . ."

Schwerfällig ging er in die Kammer.

Mutter und Sohn blickten sich an.

Benigna nahm ein Licht, das die Heddel hingestellt hatte. „Ich will dich hinaufführen, mein Sohn." Sie weinte leise vor sich hin.

Dann brachte sie ihn in das Obergeschoß, wo er auch früher in den Ferien gewohnt hatte. Die schräge Kammer hatte nur Bett, Tisch und Stuhl und war so voll von Luft, als ob kein Dach über ihr sei.

Die Mutter ordnete noch dies und das und kam dann auf ihn zu.

„Gute Nacht, mein Sohn."

Sie küßte ihn und preßte ihn an sich.

Was durchjagte sie so . . . so angstvoll?

Sie ging.

⌘ ⌘ ⌘

Die Aufregung ließ Thilo nicht gleich schlafen. Die weiten Felder draußen, der Strom, die Ferne, durch die er tagelang gereist war, sandten ihm eigentümliche Ströme zu, die sein Herz nicht zur Ruhe kommen ließen.

Unwillkürlich horchte er nach unten. Obgleich kein Laut zu hören war. Alles Schwere zwischen Vater und Mutter hatte sich immer in Verborgenheit abgespielt, aber die Kinder empfanden es doch. Sie nahmen Partei für die Mutter.

Thilo sah wieder ihren Gang. Sie war müde, gebeugt und vom Leben lange zerbrochen. Aber sie behielt diesen eigentümlichen Schritt, neben dem er selbst stolz und beflügelt wurde, diesen eigentümlich schwebenden Gang, der die ihr Begegnenden unwillkürlich respektvoll ausweichen ließ, obgleich sie wußten, daß es nur Madame Andrä war. Und die gleiche lautlose Anmut hatte auch den Kindern gegenüber gewaltet. Je rüder der Vater war, je gröber er auf sie schalt, je mehr sie weinte: etwas war doch in ihr, das geheimnisvoll weiterlebte, ein fremder Rhythmus, der nicht zu zerstören war. Etwas in ihr sang ihnen zu, und sie verstanden es, wie junge Nestvögel den leisesten, fernsten Zwitscherlaut ihrer Mutter verstehen.

Und eines Tages kam Thilo hinter den geheimnisvollen Inhalt des alten Schreibtisches, dessen wunderliche Wappenlinien er in den frühesten Kindertagen heimlich nachgezogen hatte. Es gab auch einige feine, nie gebrauchte Gläser und noch einige Sachen, von denen die Mutter sagte, daß sie aus ihrer Mädchenzeit stammten. Und schließlich wußte er, daß zu seinen nächsten Vorfahren der Husarengeneral Logisch gehörte, von dem die preußischen Schulbücher Anekdoten erzählten, und daß seine Großmutter eine Reichsgräfin gewesen war. Mit dem kleinen Bruder flüsterte und raunte er sich allerhand Geschichten zusammen. Und allmählich kam ihm auch die Erkenntnis, daß der Vater ein Entgleister war. Er hatte es, nachdem er den Abschied genommen, im Magdeburgischen und im Harz versucht, aber die Güter immer wieder verkauft und sein Geld dabei zugesetzt, bis er schließlich nach dem Rheine kam, Pferde kaufte und verkaufte und endlich die Reitbahn gründete — —

Die Stimmungen zu Hause wurden immer dunkler und erbitterter; der Vater trieb es immer wüster, und mitten darin blieb doch etwas Unbeugbares, blieb in aller Demütigung das sonderbare Abgewandt- und Besondersein der Mutter.

Thilo glaubte sich nach allerhand Nachforschungen ja die Dinge schließlich zusammenreimen zu können. Ihre Familie war während des französischen Krieges verarmt, und so hatte sie Unterschlupf gesucht, wo er sich ihr bot, und fand sich nachher in einem Bezirk, in den sie nicht paßte. Daß der Vater den Abschied genommen hatte, schien Thilo begreiflich.

Als er reifer wurde, sah er noch tiefer. Was in ihm dem Vater abgeneigt war, war so fest gegründet, kam dermaßen aus dem Blute, daß er zu spüren glaubte, die Mutter habe den Vater nie geliebt, ja, ihm nur widerstrebend angehört.

Und er wußte, daß er äußerlich ganz und gar nach der Familie seiner Mutter kam und ahnte darinnen vor allem den Grund, weshalb der Vater ihn fern von zu Hause erziehen ließ: die Ihren hatten ihn nie anerkennen wollen.

Die arme Mutter . . . In ihm wie in Diez war das still leidenschaftliche Bestreben, ihr heimlich zugetan zu sein und keinen Kummer zu bereiten. Seine größte Freude in der Fremde waren ihre Briefe, in denen eine wunderbare Anmut war, eine Schönheit der Schrift und des Stiles, die der

Digitized by Google

Melodie ihres Ganges gleich. Sie schrieb nichts Verräterisches, klagte nicht, der Vater hätte jede Zeile lesen können.

Es war keine geheime Verbindung zwischen ihm und der Mutter, aber doch die verschwiegenste und tiefste.

Auf der Schule, wo er zuerst gewesen war, hatte er den Sohn des Präsidenten von Gohlau aus dem Rheinstädtchen kennen gelernt. Und dieser kühl wählerische Norddeutsche fand Gefallen an ihm, sie ergänzten einander gegenseitig und setzten die Freundschaft auch daheim in den Ferien fort. Aber der Vater brachte Thilo bald in eine andere Anstalt, da ihm die bisherige noch zu aristokratisch schien. Er kam in das demagogische Heim eines Tübinger Schulmannes, der unter Andräs Freunden Verwandte hatte. Thilo hörte alles an, stand sich auch kameradschaftlich mit den sehr fortschrittlich geneigten süddeutschen Kameraden, aber etwas in ihm blieb stählern stehen, wie eine Magnetnadel, wies nach Norden, in das Land, auf die Dinge, die alle rings um ihn ehrlich verabscheuten: nach Preußen und in die Armee.

Er ward von allen bedauert, denen er seinen Entschluß irgendwie verriet.

Was die Mutter denken würde, fühlte er und wußte er jetzt.

In ihm spannte es sich, sein Wollen hatte etwas vom Vogelflug: dorthin und . . . zurückgewinnen!

Es geht und geht nicht an, daß ein Blut von den Schicksalen und Irrtümern der Eltern gehemmt wird.

⁂

Thilo erwachte von einem Frühgewitter, das rauschend und krachend aus den Himmeln stürzte und einen dichten weißen Nebel zurückließ.

Leise kleidete er sich an und verließ das Haus. Die Stadt war jetzt in der Hauptsache nur von denen belebt, die zur Messe eilten. Der Karneval war vorüber, die Fasten waren da. Die Glocken läuteten mit mittelalterlicher Inbrunst, und ein wenig fremd und unbekannt für Thilo sahen das alte Münster und die vielen Kirchen und Klöster aus dem Nebel. Er hatte ja immerhin wenig Erinnerungen an die Stadt, die für den Bruder Geburtsort und Spielheimat war. Jetzt kam er an dem Schloß vorüber, in dem sich die Dienstwohnung des Präsidenten von Gohlau befand. Oskar schlief wohl noch, wie ein junger Soldat auf Urlaub schläft, aber sie würden sich noch heute sprechen. Thilos Herz schlug in Neid auf, daß der Freund so viele Jahre vor ihm voraus haben würde: Oskar war soeben Leutnant geworden.

Nun war er am Rhein, der unter dichten Dünsten lag, Schmutz und Abfälle auf glasdunkler Fläche tragend, die Stadt auf einsamer Fahrt gleichsam nur passierend.

Thilo blieb stehen. Es konnte von Reiz sein, über diese alte hölzerne Brücke hinzureiten, daß sie über den riesigen Wassern sich befremdet wiegt und schwingt, nach Westen hin, den uralten Weg preußischen Blutes zu reiten.

Er horchte. Etwas drängte sich in das Glockenläuten, kam mit scharfen klirrenden Tönen heran und löste sich nun aus dem Nebel: Reiter. Die Ulaneneskadron der Stadt.

Schon sah er die einzelnen straffen Reiter, schon sah man Tschapka auf Tschapka, Mann für Mann.

Thilo war es auf einmal, als sei er schon mitten dabei . . .

Und brausend lebte in ihm auf, was aus dem Blute seiner Vorfahren auf ihn übergegangen war. Er fühlte das Glück der Ordnung und der gemeinsamen Wehr: den Säbel in der Faust, den Gaul unter sich — was gab es Höheres in der Welt? Er fühlte wieder brandenburgische Schlachten und friderizianische Siege und die große Befreiung vor achtzehn Jahren!

Lange sah er den Reitern nach, bis sie jenseits des Rheins im Nebel verschwanden. Noch ein Trompetensignal hallte auf: da ritten sie! Er wandte sich und ging nach der Stadt zurück.

Die Amseln schrien in den nassen Bäumen. Er kam in das St. Annen-Gäßchen vor das Pfarrhaus. Ein kleiner, schon für den Frühling gerüsteter Garten lag tropfnaß ringsum. Vorn am Giebel des Hauses, das früher zum St. Annen-Kloster gehört hatte, schwebte ein vergessenes Muttergottesstatuettchen.

Thilo pfiff einen alten Pfiff und spähte durch die Büsche. Endlich sah er oben unterm Giebel ein Gardinchen sich bewegen. Die Körfgen-Mädchen standen zeitig auf: Selinde, Sibille, Marie und Märtchen.

Digitized by Google

Nach einer Weile öffnete sich die Haustür um einen Spalt. Er überstieg lautlos das Gitter und stand gleich darauf im Flur vor Märtchen, die ihn erst etwas verlegen anlächelte, sich dann aber von ihm küssen ließ. Sie war niedlich, wie gemalt. Der ein wenig klägliche Zug um den vollen Mund paßte zu dem Schäferinnengesichtchen. Er hatte sie vor einem Jahre ein wenig geküßt, und seitdem hatten sie sich in Briefen nicht losgelassen. Das feuerrote Perkalkleid umknisterte sie zierlich, wie sie ihm voraus nach oben lief. „Der Vater ist nach Buel, die Mutter schläft noch, und die Schwestern sind zum Markt. Komm leise, geliebtes Herz."

Es ging über Stufen aus weißem knochenharten Holze, über die vorzeiten die Nonnen geschritten waren, immer weiter nach oben bis unters Dach.

Man atmete den Dunst nasser Wäsche. Dann war man in dem Kämmerchen der Pfarrerstöchter. Es roch ein wenig nach Nässe und Schimmel, aber auch nach den Sommerwinden, die in guten Zeiten durch die Ritzen gezogen waren. Verwöhnt waren die Körfgens nicht. Die Kammer war kahl. Rechts und links standen die weißen Betten. An der einen Wand noch ein Kleiderschrank und eine Truhe, und vorm Fenster ein kleiner Tisch mit dem Bildchen der toten Mutter im Immortellenkranz. Davor ein wackliger Baststuhl. Vor der Scheibe stand der Nebel und gab sein weißes Licht in den weißen Raum.

„Ich freu' mich ja, daß du da bist, Thilo," stammelte Märtchen, „hätt' ich's doch nur eher gewußt . . ."

„Wer stand denn gestern abend an der Post?"

„Ja, da hat ich's von Vater gehört. Woher kommst du so plötzlich? Vor Ostern? Bist du fertig!" Hundert Fragen glommen in ihren hübschen Augen.

Er zog sie auf den Schoß.

„Ja, das heilige Abiturium ist vorüber. Aber weiter weiß ich noch nichts, mein Goldschatz . . . Erzähle mir lieber, wie es dir ergangen ist? Die Mina?"

„Hat man dir davon gesprochen? O, ich . . . wir alle haben soviel darüber geweint . . ."

„Was ist's mit der Mina?"

Märtchen sah beschämt vor sich hin.

„Es ist so traurig. Das Rickchen vom Postmeister Curtius darf nicht mehr mit unserer Selinde verkehren, meine Freundinnen haben mich auch verlassen. Die Madame Lennert und die Baldus sind zu unserer Stiefmutter gekommen und haben geredet, jetzt ist es noch schlimmer, als es war, wir müssen noch mehr arbeiten und sind noch mehr gebunden. Nicht einmal mehr nach dem Rhein oder nach dem Johannisberg dürfen wir . . ."

Sie drückte die Hände vor das Gesicht. Er löste sie langsam, mit listiger Miene.

„O du," weinte sie, „wenn du wenigstens hier bliebest . . . Aber du gehst wieder fort, und mein Leben ist noch trübseliger, als es war."

Sie horchte vorsichtig nach unten, ob sich die Stiefmutter etwa rührte.

„Wie kam Mina zu ihrer Flucht?"

„Sie hat sich wirklich nichts aus dem Franzosen gemacht. Er hatte ein lahmes Bein und trug eine Perücke. Aber seine Galanterien betörten sie und dann . . . sie konnte fort von hier . . . In der letzten Nacht haben wir alle fünf zusammen geweint. Dann hat sie ihr Bündel genommen und ist bei Mondschein aus dem Hause . . ."

„Und jetzt?"

„Wird sie wohl in dem ersehnten Paris sein. Es kommt kein Brief von ihr. Wir wissen nichts."

„Du armer Schatz!"

„O, wenn ich könnte: ich ginge auch mit dir! Lieber als die Mina mit ihrem Marquis . . .!"

Er lachte nur und küßte sie.

„Sage mir, was du vorhast," bettelte sie, „kommst du zum Vater, bleibst du vielleicht noch hier? Er soll einmal zu meinem Vater eine Andeutung gemacht haben . . ."

Er zuckte die Achseln. „Möchtest du denn einen Stallmeister als Schatz?"

Sie wurde verlegen. „Es ist doch ein sicheres Brot . . ."

Er lachte. „Jaja. Sicher! — Nun, gräme dich nicht, du wirst es schon noch erfahren. Wir haben Zeit . . ."

Seine Küsse wurden glühender, und ihre Haltung ließ nach.

Da strich ein hergerauschter Regen mit hohlem Rauschen plötzlich übers Dach.

Sie fuhren verlegen auseinander und traten ans Fenster. Dicht vor ihnen war

auf einmal die kleine Muttergottes, schmutzig und von trüben Wassern überströmt. Geheimnisvoll schwebte sie auf ihrem Mauerkäntchen, im Schatten der großen regenströmenden Wolke, die über Haus und Kirche stand.

„Ich muß gehen," sagte Thilo.

„Wann sehen wir uns wieder?"

„Ich gebe dir Nachricht."

Sie lief zur Truhe und holte ihr Stammbuch heraus. „Schreibe dich ein, Thilo, zum Angedenken . . ."

Er sah belustigt über die frommen, gediegenen Trost- und Gedenksprüchlein, mit denen sich Märtchens Freunde und Freundinnen auf den goldgeränderten Blättern verewigt hatten. Auch ein Wort Minas stand dabei; sprach von ewiger Tugend und flehte Fortunens Gunst auf die teure Schwester herab.

Er nahm die Feder und schrieb mit halbem Lächeln:

„Dein Schatz ist ein Reiter,
Ein Reiter sollt's sein.
Das Pferd hört dem Reiter,
Der Reiter ist dein!"

Sie sah ihm über die Schulter und begriff nicht ganz. Aber mit einem schluchzenden Seufzer fiel sie ihm um den Hals. „O Thilo!"

Draußen auf dem Gange huschte und wisperte es. Das waren die heimgekehrten Schwestern: Selinde, Sibille und Marie.

⌘ ⌘ ⌘

Als Thilo nach Hause kam, war der Vater bereits nach der Bahn gegangen und kam auch über Mittag nicht nach Hause.

Kurz nach Tische erschien aber Oskar von Gohlau, den Thilo eben hatte aufsuchen wollen. Die Freunde begrüßten sich herzlich, und Thilo blickte sehnsüchtig auf die Leutnantsuniform des anderen, was Oskar zu einem tröstlichen Hinweis auf die nahe Zukunft veranlaßte. Der Oberst Baron Spalck hatte seinem Vetter, dem Präsidenten, geschrieben, daß er bereit sei, Thilo Andrä als Fähnrich aufzunehmen.

Sie schauten beide auf Madame Andrä, aber sie saß mit weißem stillen Gesicht da und sprach keinen Laut. Sie wußte wohl, wer dahinter stand: niemand anders als dieser verwitwete und ein wenig einsame Präsident, der sie bei einem Besuche, der ihrem Mann in einer Geschäftssache galt, angetroffen und mit dem sie ein wenig geplaudert hatte. Nie war sie seitdem mit ihm wieder zusammengekommen, nie hatte er einen Versuch gemacht, sich ihr zu nahen, aber sie wußte mit einer untrüglichen Sicherheit, daß dieser vornehme, unantastbare Mann stillschweigend ihr Freund und Helfer war.

Drüben hing das Müllerbild und tickte die Kuckucksuhr. Ihre Blicke strichen immer wieder nach dem Sohn, der vertraut mit dem Junker schwatzte.

Wie hatte sie damals die . . . Glockengasse gefürchtet. Und wie war ihr Herz in namenloser Qual zusammengezuckt . . . ihre Blicke wurden noch jetzt schwarz bei der Erinnerung . . . als Stephan ihr einige Zeit nach ihrer Rückkehr, Thilo war eben sechs Jahre, sagte, daß er beschlossen habe, ihn auswärts erziehen zu lassen. In dem ‚Junker' steckten für sie noch zu viele Erinnerungen, die er ihr fernhalten wolle.

Sie begriff: er wolle sie haben, ganz ungeteilt, er ahnte, wem ihr Opfer im letzten Grunde hatte gelten sollen. Das Kind kam weg. Ohne seine selige Gegenwart sollte sie ihre Buße tun, erbarmungslos seiner Macht anheimgeben.

Und so begann der Kampf. Ja, noch immer Kampf, obgleich sie äußerlich auf jede Wehr verzichtete und sich in alles fand, was er ihr bereitete, obgleich sie jede Schmach von diesen Händen ertrug, die Alexander von Ginstrum den Tod gegeben hatten. Ja noch immer lautloser Kampf . . . Denn sie büßte ja nicht um ihres Mannes willen. Ihre Seele wußte nichts von einer Schuld gegen ihn, in ihr stand noch immer das silberne, klirrende Aufrechtsein, die verhohlene Verachtung, die Überlegenheit über ihn. Sie büßte und trug nur um Alexanders willen, in der Erinnerung an d i e s e s furchtbare Verschulden . . .

Und dann zeigte sich in aller Erniedrigung, daß die Kinder, trotz Stephans Willen sich zu i h r fanden, selbst das eine, das er ihr genommen hatte.

Ihr Blick flog wieder zu Thilo, jetzt hell, ganz hell: ihr Blut hatte gesiegt, ihre Söhne würden nie die Müllersenkel, sondern die Urenkel des Generals sein. Geheimnisvoll lebte das fort, was leben s o l l t e ! ‚Fleur'! — —

Digitized by Google

Oskar war nur drei Jahre Fähnrich gewesen, was ein sehr glänzendes Avancement darstellte. Er war im Grund ein sanfter Mensch, den man sich nicht recht als Soldaten denken konnte. Seine Mutter war ein hannöversches Fräulein gewesen, und von ihr hatte er das langgezogene niedersächsisch ernste Gesicht.

Er erzählte jetzt von den letzten Monaten, in denen das Regiment der in Oberschlesien ausgebrochenen Cholera wegen in niederschlesischen Kantonnements gelegen hatte.

Als er ging, begleitete Thilo ihn bis zum Schloß. Sie verabredeten noch alles Weitere: wenn der Vater auf seinem Widerstand beharre, dann sollte Thilo ins Schloß kommen. Gegen den Präsidenten von Gohlau würde der Vater wohl keinen Widerstand wagen. Danach würde sich alles voraussichtlich glatt regeln, und wenn Oskars Urlaub abgelaufen war, rückten sie beide in die ferne Garnison ab.

Als Thilo zurückkehrte, war der Vater eben gekommen. Sein Gesicht war verfallen, und er schien sich nur mit Mühe aufrechtzuerhalten. Aber er verlangte, daß Thilo ihn nach Buel begleitete, wo er sich mit seinen Freunden zu treffen pflegte. Es gab keinen Widerstand.

Als sie über den Markt gingen, trafen sie schon den Pfarrer Körfgen. Der war ein derber, ländlicher Westfale, der es im Herzen noch immer nicht verwinden konnte, daß seine blonde Frau, die Mutter der kräftigen Fünf, so rasch von ihm gegangen war. Er pflegte ihr Grab auf dem Sankt Annen-Kirchhofe mit vieler Sorgfalt und pflanzte die schönsten Blumen seines Gartens darauf, aber in sein Haus hatte er in zweiter Ehe die Demoiselle Verdet genommen, die Französin, die früher am Markt Hüte garniert und Rüschen geheftet hatte. Sie hing ihm am Arm und geleitete ihn bis ans Tor, ein modisch geputztes Wesen, das alles über ihn vermochte.

Körfgen war achtbar und bescheiden angezogen wie ein Handlungsdiener. Nur eine gewisse Rückenlinie zeigte, daß er geistlich war.

Über die Dinge, die ihm am meisten am Herzen lagen, durfte er nicht reden, alles Fromme war aber seiner Aufklärung durchaus zuwider. Er trat immer nur im Frack auf die Kanzel und gab in seinen Predigten angesichts der ringsum gescharten katholischen Bilder praktische Hinweise über den Gartenbau und flocht nach Bedarf auch Landwirtschaftliches ein.

Das Dorf Buel lag anmutig am Rhein und hatte einen guten Wein. Daneben aber standen die Bewohner im Rufe wenig loyaler Gesinnungen. Das ‚Hähnche‘ war schon einmal von Gendarmen geschlossen worden und sein Wirt ins Kittchen gewandert. Als er zurückkehrte, hatten ihn die Buelner mit einem bekränzten vierspännigen Leiterwagen eingeholt.

Körfgen zwang die andern erst zu einem Umweg, wanderte bedächtig durch die Gärten und prüfte den Stand alles Gesteckten und Gesäten. Der Himmel war ziemlich klar geworden, eine offene Frühlingsfreude brauste durch die Welt, die grünen Saaten schienen auf, in der Ferne ging noch Regen nieder, aber der Tag war für die gute Zeit gewonnen.

Der Hähnchewirt stand schon an der Tür und schaute nach den Gästen aus, ein Vierziger mit einem schlauen und hinterhältigen Bauerngesicht, Christoph Broich, dem das halbe Dorf verschuldet war. Es ging nun in die Vorderstube, die die Aussicht nach dem Strome hatte, auf dem eben ein kölnischer Dampfer stark schaufelnd ins Abendrot hineinfuhr. Die Stube hatte nur grobe Tische, rundum laufende Bänke, einen riesigen Rauchfang und einen Schrank mit alten Zinntellern. An der Wand hing ein Bild Napoleons. In der Hinterstube lärmten die Buelner Bauern.

Am Tische saßen schon der Sattler Lennert und der Doktor Baldus. Der Arzt war mit den süddeutschen Führern, Wirth und Siebenpfeifer, eng befreundet, gehörte zum Preßverein und schrieb Flugblätter, während sein eigentliches Fach von einem jungen Kölner versehen wurde, der, die Sachlage überschauend und ohne jeden politischen Ehrgeiz, sich rasch eingedrängt hatte.

Sattler Lennert war ein Brandenburger, der hier am Rhein zu Vermögen gekommen war.

Auf dem Tische lagen Bücher, die zur Aufklärung der Bauern dienten, wie das ‚Bauernkonversationslexikon‘, der ‚Leuchter und Beleuchter für Hessen‘, die ‚Rechte des Menschen und Bürgers‘ und andere. Da-

Digitized by Google

zu hatte Baldus einen Stoß Flugschriften mitgebracht.

Er sah dem jungen Andrä mit lässiger Neugier entgegen.

Die Begrüßung war sehr freundlich, der Pfarrer erkundigte sich nun wohlwollend, wann denn der Eintritt in die Bahn stattfinden würde? Der junge Herr sähe nach einem trefflichen Reiter aus.

In Thilo bäumte sich alles. Wie konnten diese Menschen, selbst in bescheidener Laufbahn, annehmen, er würde mit solchem bescheidenen Los zufrieden sein!

„Der ...?“ fuhr Andrä schon auf, während seine umränderten Augen zu glühen begannen. „Der hat ja andere Gedanken ... haha ...!“ Er sah die Freunde an. „Wie ... ich sie einmal hatte ...“

„Er macht wohl nur Scherz,“ sagte Baldus in seinem eigentümlich weichen Ton, der Thilo an Oskar erinnerte. „Wie kann man einen Beruf wählen wollen, der über kurz oder lang vollkommen aufgehört haben wird?“

„Wirklich?“ lachte Thilo, „Ja hier mag man wohl ... manches denken ...“

„Junger Herr,“ sagte der Pfarrer, und in ihm war sicherlich ein Gedanke an Märtchen, „das sind so ... Aufwallungen. Sie werden nicht im Ernste daran denken, Ihrem Vater den Kummer zu machen?“

Thilo antwortete nicht.

„Und in einer Zeit, der nichts ferner ist, als gerade solche Pläne,“ sprach der Doktor ironisch.

Thilo blickte ihn an. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Doktor. Ich vermag nicht zu begreifen, wie man in deutschen Landen, achtzehn Jahre nach dem großen Krieg, nun schon wieder nach der Unordnung strebt und mit Fremden, Polen, Franzosen und anderen paktieren möchte.“

Der Doktor lächelte. „Junger Herr, lebten Sie denn überhaupt in der Welt?“

„Es war ein Hungerjahr, mit dem die Friedenszeit begann,“ sagte der Sattler langsam, „und das ... Hungern blieb, bis ... heute ...“

„Solange wir es noch wollen,“ erwiderte der Doktor stark.

„Ich hasse das Weltbürgertum,“ sprach Thilo, „nichts liegt mir näher, als alle deutsche Zukunft dort zu sehen, wo einer sie vor fast hundert Jahren begann!“

„In ... Preußen,“ sagte der Doktor spöttisch, einen lächelnden Blick ringsum gleiten lassend. „Junger Herr, ist Ihnen nicht bekannt, was der Landvogt von Sylt, was Uwe Lornsen sagte: ‚Es gibt keinen reineren und schärferen Gegensatz des echt germanischen Wesens als das Preußentum‘ ...“

„Nur für die, die es nicht in ihren Adern spüren,“ erwiderte Thilo spöttisch. „Ganz ist die deutsche Welt noch nicht dem anheimgefallen, was aufrührerisch über die Grenzen weht und die einstige Niederlage noch in nachträglichen Sieg verwandeln möchte; es gibt Seelen, die das empfinden, was ich empfinde! Der ‚Briefwechsel zweier Deutschen‘ ist Ihnen bekannt?“

„Ein einzelner Schwärmer,“ sagte der Doktor lässig.

Thilo hob lachend sein Glas:

„Adler Friederichs des Großen,
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu ...“

Keiner tat ihm Bescheid.

Die andern spähten in des Stallmeisters Gesicht, der regungslos saß und kein Wort sagte.

„Es wäre fast zu wünschen, daß sich des jungen Herren Pläne realisierten,“ sagte der Doktor nachsichtig, „nur damit er nachdrückliche Gelegenheit findet, zu erkennen, wie die Dinge wirklich sind. Hier hätten wir übrigens schon ein praktisches Beispiel preußischen Wesens,“ fuhr er, auf den Sattler deutend, fort, „dieser gute Freund hat gegen Napoleon gefochten und ließ bei Dennewitz den Fuß. Schwärmt jetzt für die Allianz aller Völker!“

„Man hat für die Invaliden gesorgt,“ sagte Thilo. „Im Großherzogtum Posen wurden viele angesiedelt, indem man ihnen Land und ein Häuschen gab.“

„Aber ein Haken war dabei,“ versetzte Lennert bedächtig, „man spähte die — Gesinnungen aus. Da mußte ich bald wandern.“

Andrä hob sich schwerfällig.

„Da mein Sohn so treffliche Gesinnungen äußert, muß ich wohl gehorsam folgen,“ sagte er in unheimlichem Tone, während eine Totenfarbe sein Gesicht überzog. „Ich trinke auf die Vergangenheit! Trinke auf Preußen und die Armee! Vivat die Armee!“

Digitized by Google

Nachtmarsch bei Etain. Gemälde von Otto Westphal

Digitized by Google

Digitized by Google

Die anderen rührten sich nicht, sahen aber voller Vorwurf auf Thilo.

Andrä wandte die trüben Augen zu seinem Sohn.

„Warum stößt du nicht an? Ist der Trinkspruch nicht nach deinem Herzen? Vivat die Armee, der ich angehörte!" Er lachte und warf sein Glas an die Wand. „Pfui über jeden Schluck, der darauf getrunken wird! Ja, Preußen und die Junker, Friedrich und seine Nachfolger ... Es gefiel mir wohl in der bunten Jacke. Hatte ja nicht eher Ruhe, bis mir der Säbel zur Seite klirrte und ich sagen konnte: ‚Husar! Haha, Husar ...‘ Für den Krieg, mein Sohn! Für die Zeit, wo sie mich brauchten! Aber nachher stieß man mich ... aus ... "

Der Pfarrer versuchte, ihn wieder auf seinen Sitz zurückzuziehen. „Rege dich nicht auf, Freund, es lohnt nicht mehr."

Der Stallmeister aber heftete die Blicke in das blonde Gesicht des Sohnes, in dem er ... bekannte Züge nur zu deutlich fand ...

Thilo aber sah nur seine zusammengesunkene Gestalt, die unmilitärische Haltung, fand den Stempel des niederen Blutes. In ihm glomm es von adligem Hochmut, adliger Unberührbarkeit, in ihm klirrten Schwerter und hoben sich Peitschen gegen den Hörigen. Ihm war es, als ob er etwas rächen müßte. Er fühlte nichts als das stolze, gewahrte Blut, das sich in Verzweiflung weggeworfen hat. In ihm schrie und spannte es sich ...

„Verdammt das blaue Blut," schrie der Vater, „das das Vaterland allein errettete und uns nur gnädig mitlaufen ließ ... die Hunde ..."

Er starrte Thilo an.

„Die Hunde ... denen du ähnlich siehst ..."

Thilo verlor die Besinnung.

„Wer weiß," sagte er heiser, und ihm war, als ob die Mutter aus ihm spräche, „wer weiß, ob ... ihr ... würdig waret, noch weiter mitzugehen!"

„Bube!" schrie der Stallmeister. „Das habe ich erwartet. Bube, das lag dir schon auf den Lippen, wenn du je in meine Nähe kamst ... Das hat dir ..."

Die anderen rissen ihn auf den Sitz nieder. „Ruhig, ruhig, um Gottes willen!"

Der Pfarrer nahm Thilo am Arm.

„Gehen Sie!"

— — Frauen- und Männerstimmen sangen im Chor auf dem Rhein. Das Wasser glitt ihren Nachen mit Silber- und Goldstreifen nach. Der weite Himmel war hellgrün gespannt.

Thilo eilte. Dabei hielt er sich straff, als ob er eine Rüstung trüge. ‚Ich konnte nicht anders,‘ dachte er. ‚Wenn der Tag graut, bin ich im Schloß.‘

⁂

Andrä kam spät nach Hause, sprach kein Wort und legte sich zu Bett.

Aber er schlief nicht. Selbst die Unmenge Weines, die er genossen hatte, betäubte ihn nicht vollkommen. Etwas in ihm war steil aufgerichtet und starrte und starrte ...

Am Morgen erhob er sich wie gewöhnlich, legte den Reitanzug an und ging nach der Bahn. Ein paar Knaben warteten bereits auf ihn. Es war Fechtstunde angesetzt. Bis auf einen waren sie ihm längst bekannt. Jetzt trat der Fremde hervor und bat in dem etwas harten norddeutschen Tone, den die Offizierssöhne hatten, ob er des vortrefflichen Unterrichts des Herrn Leutnants auch teilhaftig werden könnte. Wiederholte seinen Namen, den Andrä zuerst nicht verstanden hatte. Nun hörte er, zusammenzuckend: „Danz-Promnitz."

Er starrte den schmächtigen Knaben an: war das ein Sohn ... Stand der Freiherr von Danz jetzt hier bei den Ulanen?

Das war nicht unmöglich. Es hatten Versetzungen stattgefunden.

Immer noch blickte er den Kleinen an, und aus dessen Gesicht hoben sich immer mehr bekannte Züge.

Sein Vater würde übrigens gleich kommen, um selbst über die Bedingungen zu verhandeln, setzte der Knabe verwundert hinzu.

Und im nächsten Augenblick trat der schon ein. Ja, es war der kleine Danz, jetzt Major bei den Ulanen, derselbe, der einstmals Andräs Lehrer und dann in jenen Minuten im Wallgraben Alexander von Ginstrums Sekundant gewesen war.

Kaum verändert durch die Jahre, mit einem elastischen Reitertritt kam er heran, nannte seinen Namen und — —

Sein Blick wurde plötzlich starr. Er

Digitized by Google

sah den Stallmeister an. Seine Augen durchmaßen schnell die Bahn —

Dann trat er zurück. „Verzeihung, es war mir selbstverständlich unbekannt . ...“ Winkte seinem Sohn und trat mit höflichem Gruß aus der Bahn.

Andrä faßte sich nach einigen Minuten mühsam zusammen und sagte den jungen Leuten, daß die Lektion nicht stattfinden könnte. Und das war seinem erloschenen Gesicht auch zu glauben. Sie gingen eilig und betroffen.

Andrä sah sich in der Bahn um, wie der Freiherr von Danz sich umgesehen hatte: ja, jetzt waren die Rollen vertauscht. Jahre und Jahre erschienen vor ihm, die nie gewesen, Dinge, die in der Mitte abgebrochen waren, und warum? Um ... jener willen! Jener wegen hatte er seine Vorzüge verstecken, seine Pläne einpacken, sein mühsam Erreichtes hinlegen müssen, um jener willen war er geworden, der er war: Stephan Andrä, der Stallmeister, der Trinker.

Er sank auf den Sand der Bahn nieder. Schmerzen durchwühlten ihn, das Herz stockte, und die Besinnung verwirrte sich. Bald kam er summend in die Bahn, um beim Leutnant von Ginstrum Fechtunterricht zu nehmen, bald war es ihm, als läge er neben dem Erschossenen auf dem Sand.

Gegen Mittag fand ihn der Reitknecht besinnungslos und brachte ihn nach Hause.

Der Arzt stellte innere Blutungen fest, die die Folge des früheren Sturzes waren.

Benigna tat, was sie konnte.

Stundenlang saß sie an seinem Bett.

Ihre Blicke begegneten sich manchmal, aber Erlösung konnten sie einander nicht geben. Vor ihnen stand nichts als die Bitterkeit und der Jammer der Jahre und die gegenseitige Schuld.

Er dachte: ‚Warum hielt ich sie? Warum zwang ich sie?‘

Er schloß die Augen. Es war geschehen. Um sie waren Trümmer.

Sie gehörte nicht zu ihm. Er hätte sie nicht nehmen sollen. Sie nicht.

Wieder blickte er sie an, wie man etwas betrachtet, an dem man zugrunde gegangen ist. Und das an einem zugrunde gegangen ist.

Sie war zermürbt und zerbrochen wie er. Sie waren miteinander fertig. — —

Diez durfte manchmal an sein Lager, nach Thilo fragte er nicht.

Aber Benigna hörte ihn gegen Abend ins Haus kommen, und Heddel gab ihr dann ein Zeichen. So ging sie leise hinaus auf den Flur.

Er wußte bereits, wie es mit dem Vater stand. „Er hat nicht nach mir gefragt?“

„Nein.“

„Wir fahren morgen,“ sagte er lebhaft. „Oskar muß schon morgen abreisen. Über acht Tage werde ich schon in ... Schlesien sein! Und dann —“ seine Blicke leuchteten und träumten.

Sie drückte ihm die Hand.

„Ich muß dich noch sehen. Und ich schicke nach dir, wenn er etwa ...“

Sie glaubten beide nicht daran.

In Thilo war keine Bekümmernis. Er dachte und fühlte ja mit ihrer Seele: Freiheit ...

Der dunkle Frühlingswind stieß durch das schmale Gangfenster.

Es wurde eine bewegte Nacht. Aber es war Freiheit in dieser Nacht, Jugend, heftiger lauer Frühling.

Sie drückte ihm die Hand und küßte ihn. „Leb'wohl!“

Horchte ihm nach. Der laue Wind stieß herein, und ihre Seele verwirrte sich an diesen Wind.

Dann ging sie wieder in die Schlafkammer zurück. Trat im Dämmern an das Lager, um nach Stephan zu sehen. Da gewahrte sie, daß er regungslos dalag, mit Augen, die sie nicht mehr sahen.

Während sie draußen mit Thilo sprach und die lautbewegte Nacht in allen Nerven spürte, war er lautlos verschieden.

⌘ ⌘ ⌘

Am Tage nach Andräs Begräbnis saß Benigna am Schreibbureau vor seinen Papieren. Seit früher hatte er ihr nie Einblick in seine Vermögensverhältnisse gewährt. Sie wußte, daß er durch den Kauf und Verkauf seiner verschiedenen Güter viel zugesetzt, aber dann hier am Rhein durch glückliche Pferdekäufe und Dressuren wieder einiges gewonnen hatte. Aber nun fand sie keinen Anhalt über den Stand seiner Hinterlassenschaft.

Die vorhandene Barsumme war zum Teil schon wieder ausgegeben worden, als

die ersten Rechnungen anlangten. Rechnungen über Lieferungen und für die Bahn und für . . . Wein. Christian Broich aus dem „Hähnche" wollte Beschlag auf die Pferde legen, aber Benigna vermochte es eben noch, ihn zu bezahlen. Der Sattler Lennert forderte die Miete für die letzten Monate und brachte noch eine lange Forderung über geliefertes und ausgebessertes Sattelzeug. Sie einigte sich schließlich mit ihm dahin, daß er das gesamte in der Bahn vorhandene Sattelzeug zurücknahm und noch fünfzehn Taler dazu. So kamen noch verschiedene. Nur der Pfarrer nicht. Er war zwar erschienen, um ihr Trost zu spenden, aber er vermochte es nicht. Er kannte alles Geschehene, und sein Herz war bei Stephan.

Märtchen war einmal gekommen, um nach Thilo zu fragen, der schon unterwegs nach Schlesien war.

Benigna suchte immer weiter. Zettel auf Zettel fielen ihr entgegen, fast alles Rechnungen. Kästchen auf Kästchen öffnete sie, faltete jeden Brief auseinander, durchstöberte die sauber zwischen blaue Bogen gelegten Dienstpapiere, öffnete die Geheimfächer. Darin lag nichts als das Manuskript über die ‚Variations Kandare'.

— — Sie hatte nichts mehr. Sie mußte sich dem Gedanken vertraut machen, daß sie nichts mehr haben würde, als was sich aus dem Verkauf der Pferde und der Bahn noch ergeben würde. Etwas dämmerte in ihr: wie furchtbar mußte Stephan mit seinem Leben fertig gewesen sein, daß er, der Sohn braver, bürgerlicher, sparsamer, vermögender Eltern, in eine solche Wirrnis hineintrieb ... Unten am Fenster ritten die Ulanen vorbei, Reihe um Reihe, die Tschapkas glänzten dunkel herauf. Reihe an Reihe. Die Hufe klappten.

Sie träumte von Thilo. Als Ulan. Als Leutnant — —

Da ließ sich der Präsident von Gohlau bei ihr melden. Sie trat ihm belebt entgegen, er küßte ihr in seiner feinen, stillen Art die Hand, sprach nur weniges über ihren Verlust und begann damit, daß er sich erlaube, ihr eine Bitte ihres jüngsten Sohnes vorzutragen.

„Diez?" fragte sie überrascht.

„Ja, gnädige Frau. Er hat meinem Sohne anvertraut und wagt sich Ihnen gegenüber unter dem Druck des Geschehenen nicht damit heraus."

Sie blickte erstaunt. „Was wünscht er?"

„Er möchte gleichfalls Offizier werden."

„Diez . . ." sagte sie leise.

„Ja. Es scheint, als ob sich bei Ihren Söhnen die gleiche Richtung bemerkbar machte."

Ihr Blick strich unwillkürlich zu den offenen Papieren. „Aber, mein Gott, das ist ja ganz unmöglich," sagte sie.

„Es würde doch vielleicht zu einem Versuch zu raten sein," meinte er vorsichtig.

„Ich kann es nicht. Er ist auch viel zu jung."

„Dafür wäre das Korps da. Und im übrigen pflegt man dort einige Freistellen für Offizierssöhne zu haben."

„Aber nicht für . . ." Fast hätte sie gesagt: ‚Für meine Söhne . . .'

Er schien es nicht zu bemerken. In seiner leisen Art sprach er gleichsam vor sich hin: „Ich würde Ihnen doch einen Versuch empfehlen, gnädige Frau. Wenn Ihr kleiner Sohn den Anforderungen genügt, so wäre diese Versorgung durchaus nicht zu verachten."

Sein Ton war bestimmt und beruhigend. Sie begriff. Er wußte mehr von ihr, als sie ahnte, und dies war nichts als die feine Art, ihr den Weg zu weisen.

Wenn Diez sich wirklich eignete, dann war ihm geholfen, dann würden Gohlaus Verbindungen es möglich machen, daß man ihn in das Korps nahm. „Wohin sollte er sich wenden?" sprach sie leise.

„Nach Potsdam," sagte er bestimmt. „Ich bin gern bereit, dem kleinen jungen Herrn bei den ersten Schritten behilflich zu sein. Er ist jetzt, soviel ich weiß, elf Jahre . . . in sieben Jahren könnte er Offizier sein, und dann käme nur noch die Frage der Equipierung."

Sie war zusammengezuckt.

Potsdam, Berlin. Wenn sie . . . dahin ging? Hans Thurzo war dort, lebte allein, ohne eine Menschenseele, war ihr nicht mehr ungünstig gesinnt, sondern hatte ihr in den Jahren oftmals als einziger geschrieben. Onkel Ämilius war dort. Ebenso die Mechthild. Und Adelheid. Viele Menschen, die ihr einmal

Digitized by Google

nahegestanden hatten, waren jetzt in Berlin. War eine Rückkehr für sie möglich? Würde man sie annehmen? Würde man ... vergessen haben? Würde man um der Söhne willen vergessen wollen? Sie durften nicht an der Schuld der Mutter zugrunde gehen. Hier war eine unerwartete Schicksalsgnade, hier streckte sich ihr eine Hand zur Hilfe aus, hier ward ihr ein Zeichen, ein Weg!

Sie reichte dem Präsidenten die Hand.

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr von Gohlau."

Seine Züge veränderten sich nicht. Nur in den grauen Augen verging ein leises Flimmern. Er blieb der vornehme Mann, der er war. Er gab ihr nun noch einige Winke, wie sie es mit dem Verkauf der Bahn und der Pferde halten sollte und nännte ihr einen Leutnant von den Ulanen, der sie dabei unterstützen würde, so daß sie keinen Schaden leide. Dann ging er.

Sie blieb in tiefen Gedanken zurück. Diez nach Potsdam, Thilo nach Schlesien. Sie nach Berlin.

Das Alte rückte herauf. Über Nacht war es herangekommen.

⌘ ⌘ ⌘

Kurz vor ihrer Abreise nach Berlin ließ die Witwe Andrä ihren gesamten Hausrat versteigern. Da es im Blatt gestanden hatte und auch ausgeklingelt worden war, war das Haus zu der angegebenen Stunde voll von Menschen, von denen viele nur die Neugier hergetrieben hatte, denn man hatte über die hochmütig zurückhaltende Frau mehr geredet, als wenn sie mit jeder Honoratiorenmadame gut Freund gewesen wäre. Die Körfgen tauchte auf, die Doktor Baldus und die Postmeister Curtius, die Weibsleute aus dem „Hähnche" drängten sich herzu und viel Volk aus den Gäßchen am Rhein. Das strebte hin und her, betastete die Sachen, lachte, machte Witze, bot oder hörte zu.

Der Stellspiegel mit dem Tischchen, die im Königshause in der Friedrichstadt gestanden hatten, gingen für zwei Taler und siebzehn Silbergroschen weg, die Rohrstühle für über acht Taler, die Bücher, soweit sie nicht für die Söhne brauchbar waren und zurückgelegt wurden, nur für achteinhalb Silbergroschen, die Kuckucksuhr für zwei Groschen; sie schrie noch einmal auf und verklang. Um die Betten entspann sich ein lebhafter Handel, bis endlich die Hebamme Douvernoy aus der Rheingasse den Sieg errang. Sie einigte sich mit der Witwe noch dahin, daß sie sie ihr und dem Knaben noch für eine Nacht lassen wollte, die letzte, die Benigna noch am Rhein verbrachte.

Die Heddel mußte nach Schlesien zurück. Sie weinte viel darüber, daß sie ihre Herrin nun verlassen sollte.

Diez hatte Nachricht aus Potsdam. Er war zur Aufnahmeprüfung bestellt.

Als die Menge sich verlaufen hatte, ging Benigna noch einmal durch die geleerten Räume. Sie hatte nichts zurückbehalten als die Koffer für sich und Diez, den Treschiner Schreibtisch, die Miniaturen, einige Bücher, den wenigen Schmuck, den sie noch besaß und die ‚Variations Kandare'. Das Ergebnis der Auktion würde ihr nach Berlin übermittelt werden.

In einer Ecke war Gerümpel angehäuft, die Sachen, die nicht mehr des Versteigerns wert gewesen waren. Ein zerfallenes Mahagonitischchen und ein paar zerfetzte Bilder. Benigna stieß an das eine, da sah sie ein zerrissenes Christusbild: „Herrgott, mach' Cosel auf!"

Es dämmerte. Die Stadt lag in Rheinnebeln, in den letzten Tagen war viel Regen gefallen. Die Kinder sangen auf der Gasse. Benigna hatte ihre rheinischen Liedchen nie verstanden.

Ihr Herz schlug, als sie sich zu Bett legte, das letztemal unter diesem Dach, in diesen Kissen, hier am Rhein. Ihr Herz war lange nicht mehr stark. Jetzt kam bald wieder das sonderbare Zucken und Rasen, dieses verzweifelte Jagen des Blutes. Ihre Gedanken flirrten zum Kirchhofe, in dem Stephan jetzt in der feuchten Frühlingserde unter Nebeln lag, und zuckten nach Neiße zurück, zu dem — anderen Grab. Die wahnsinnige Angst wollte sie von neuem packen, ihr Blut erstarrte, das stockende Herz riß sie empor; da spürte sie das erschrockene Wenden des kleinen Diez, der heute neben ihr schlief, und zwang alle Gedanken an die Kinder heran. Um ihretwillen mußte sie Kraft haben, und wenn es noch eine Sühne für sie gab, so war sie auf Erden und lag in ihrem Leben für ihre Kinder.

Digitized by Google

— — Auf einmal fuhr sie wieder auf, sah die mattleuchtende Wand: es wurde Tag.

Unten dröhnte es an die Haustür. Die Glocke schrillte. Sie hörte die Stimme der Heddel, die heute beim Bäcker Rüken geschlafen hatte und jetzt mit denen unten verhandelte. Was wollten die? Wer kam da? Benigna hörte rheinisches Platt, Fluchen, Gelächter. Sie verstand nicht — wollten die zu ihr? Schritte, Drängeln, Stampfen auf der Treppe. Noch einmal flehend und scheltend die Stimme der Heddel. Im nächsten Augenblick stießen die Fremden schon in den Flur, und jetzt pochten sie an die Tür. Benigna hatte kaum noch den Schlafrock überwerfen können, da waren sie schon in der Stube. Weiber und Männer. Rheinschiffer.

Zwei schossen auf Diez zu und warfen ihn aus dem Bett. Ein Weib griff die Federbetten, zählte sie und wog sie argwöhnisch auf dem Arm, dann stopfte sie sie in einen Korb. Ein Mann hatte inzwischen die Bettstelle erfaßt, krach, krach, die Bretter sanken. Jetzt lud er sie auf die Schulter und stampfte grinsend davon. Die Hebamme Douvernoy aus der Rheingasse steckte eben Madame Andräs Plumeau in ihren Sack. Jetzt flog auch die zweite Bettstelle zusammen.

Die Leute lachten. Länger hätten sie nicht warten können.

Diez schluchzte. Die Heddel schimpfte aus Leibeskräften.

Benigna war ans Fenster getreten und sah den Leuten nach, wie sie mit den Betten in der Morgensonne dahinzogen.

⌘ ⌘ ⌘

Am ersten Tage reisten Benigna und Diez allein. Der Schirrmeister war höflich und aufmerksam und ließ ihnen jede nur mögliche Bequemlichkeit angedeihen. Der Präsident von Gohlau war bei der Abfahrt zugegen gewesen, gütig und liebenswürdig hatte er sich verabschiedet und sie noch einmal über die Zukunft ihrer Söhne beruhigt. Hans Thurzo hatte übrigens auf die Nachricht ihres Kommens sehr erfreut geantwortet und als Ort des ersten Wiedersehens den „Einsiedler" zu Potsdam festgesetzt.

Thilo hatte ihr seine Ankunft in der oberschlesischen Garnison gemeldet und sie über den Gesundheitszustand der Bewohner — sie hatte gefürchtet, die Cholera würde noch nicht ganz erloschen sein — beruhigt. Er redete in begeisterten Ausdrücken von Oskar. Wenn der Unterschied der Charge erst verschwunden war, konnten sie noch bessere Kameraden werden.

Man mußte hoffen, daß er glatt durchkam, der Oberst ihm gut gesinnt blieb und daß sich ihm nichts . . . Vergangenes hinderlich um die Füße schlang.

Benigna richtete sich auf. Die Post hielt. Waren sie schon weit?

Ach nein, das war immer noch das Siegtal, immer noch hörte man rheinische Stimmen, rheinisches Gelächter.

Der Postillon kletterte ab und verschwand in der Wirtschaft, der Schirrmeister folgte ihm.

Benigna und Diez aßen ein weniges in der Herrschaftsstube, aber beiden fehlte der Appetit. Bald stiegen sie wieder in den Wagen und warteten auf die Abfahrt.

Ringsum stand Wald, ein knospenerfüllter, dunstiger Frühlingswald. In der Dämmerung mochten hier die Schnepfen streichen, mochten die Fasanen aufbäumen, Sumpf war in der Nähe, man merkte es. Er war ein Wald wie in der Heimat, wie damals beim Rochusschloß, und es war die Stimmung wie damals, auch der schmale Mond stieg auf. Sie barg das Gesicht in die Hände. ‚Diesen Weg möchte ich gehen.'

Oh, welchen Weg war sie gegangen!

Der Wind fiel ein und rüttelte die Zweige, dann wurde es still, und der Dunst verhüllte alles. Kälte kam. Schauernd saßen Benigna und Diez.

Endlich erschienen die Leute, noch ein letztes Weibsgelächter, ein letzter Scherz, dann kletterte der Postillon wieder auf den Bock, der Schirrmeister kroch in den Wagen, mit starkem Peitschenknall wurden die Pferde angetrieben, damit sie die Stadt vor Einbruch der Dunkelheit noch erreichten.

In Kassel fand der erste Wagenwechsel statt, und in Halle der zweite. Der letzte Wagen war eng und ebenso wie der Beiwagen von Passagieren überfüllt, der Kondukteur grob. Neben Benigna saßen eine Berliner Majorin und zwei junge Leute mit langen Haaren und weichen Hüten, sicherlich Stu-

Digitized by Google

denten. Gegenüber aber ein Potsdamer Kadett. Als Benigna die Reisedecke entfiel, hob er sie auf und nahm Gelegenheit, seinen Namen zu nennen: von Portz. Der von der Fahrt ganz erschlaffte Diez wurde lebendig und wollte wissen, ob das Rechnen im Korps schwer und wer der strengste der Potsdamer Gouverneure sei. Portz wich vorsichtig aus, da regten sich in der anderen Ecke zweie und nannten sich: von Gyberg und Graf Rauda, beide Expektanten fürs Korps. Sie waren durch ältere Brüder hinlänglich unterrichtet und bildeten nun mit Benigna, der Majorin und dem Kadetten in dem überfüllten Wagen etwas wie eine Insel, die sich von den gemeinen Wassern ringsum deutlich schied. Draußen war schon lange kein Rheinland mehr. Auch die Thüringer Waldberge waren verschwunden. Die Ebene kam heran, das märkische Land, der Schlachtenboden um Berlin. Kiefern standen in schmalen, rot umleuchteten Wäldern da, blaugrüne Saatfelder streckten sich hin, arme Dörfer rückten heran und verschwanden wieder, dann und wann spiegelten gläsern ein paar Seen. Auf den Stationen hörte man jetzt die harte Sprache der Mark, Gendarmen starrten in den Wagen und prüften die Pässe viel nachdrücklicher als ihre Kameraden in den anderen Staaten. Der eine Student schien Schwierigkeiten zu haben und wurde nicht sehr freundlich behandelt. Achselzuckend vertiefte er sich endlich wieder in seine Zeitung, der andere kritzelte mit spöttischer Miene in seinem Taschenbuch, das adlige Gelichter im Wagen schien ihm nicht viel Freude zu bereiten.

Sechzehn Stunden fuhren sie nun wieder seit Halle. Noch eine, noch zwei Stunden: wann waren sie am Ziel? Der Wagen schwankte und dröhnte, hinten polterten die Beichaisen, Wasser spritzte hoch auf, andere Posten kamen schwerfällig, mit knatternden Rädern, ihnen entgegen, fern brannte ein nebliges Abendrot; nun wurde es Nacht.

Benignas Erschöpfung verwirrte ihr Denken: fuhren sie nicht nach Smolltitz? Kamen sie von den Sasterhausens oder von den Frankenbergs? Rauschte und fiel nicht das Wasser am Neißewehr bei der Mühle? Stieß nicht der Wolfshund vom Hofe seine gellenden Rufe aus? Oder war das ein Fest der Husaren in der Friedrichstadt? Ritt nicht der Rittmeister von Zaczski neben dem Wagen? Ja . . . ritt da nicht einer? Sie zuckte wieder auf, ihr Sinn klärte sich etwas. Diez wurde auch wach, fern glühten einige Lichter in gerader Reihe. Waren das schon Kasernen? War das Potsdam?

Preußen, mein Gott, Preußen —
Heimat —

Ihr ermattetes Herz schrie nach einer Heimstatt. Barmherziger Gott, ihre Seele war ja verdorrt und zerstört vom Gram. Jetzt kam sie nach Hause . . . gib es, Gott, daß es ein Zuhause werde, ein Gutmachen, ein Zuruhekommen. Gib es! Gib es!

Die Wagen hielten aus irgendeinem Grunde auf freiem Felde. Draußen war Nacht. Benigna zitterte. So angstvoll und verlassen hatte sie sich noch nie gefühlt wie in dieser letzten Stunde vor den Toren.

Dann ging es weiter.

Die Studenten hatten ihre Zeitung verwahrt, das Gepäck zusammengerafft und spotteten über die Torwache. Die Majorin jammerte, denn es zeigte sich, daß ihre Reisetasche unterwegs vertauscht worden war. Die angehenden Kadetten mußten aus ihrem Schlummer erst mühsam aufgerüttelt werden.

Der Wagen hielt. Beim Aussteigen fiel Benigna ohnmächtig zu Boden.

⁂

Von Portz und Graf Rauda stützten sie, und so kamen sie nach dem ‚Einsiedler‘, wo alle, mit Ausnahme der Studenten, übernachteten.

Diez dehnte seine zerschlagenen Glieder in dem eiskalten Fremdenbett. Alles um ihn drehte sich noch, aber dabei quälte ihn der Gedanke an das Befinden der Mutter: schlief sie schon?

Als er erwachte, hörte er durch die Wand, daß sich die jungen Herren nebenan schon rüsteten. Er tat es auch, allmählich immer lauter: die Mutter rührte sich noch immer nicht. Mit wächsernem Gesicht lag sie da. Jetzt kam ihm ein Schreck: die nebenan gingen schon!

Er eilte ans Fenster und sah sie das Gäßchen entlangschreiten. Ein Gardeoffizier begegnete ihnen, sie grüßten ihn.

Die gingen schon zum Examen ins Kadettenhaus!

Digitized by Google

Jetzt lief er zur Mutter und rüttelte sie. Sie war wohl wach, ihr gläserner Blick drehte sich und sah ihn an.

Nach einigen Minuten stand sie auf. Beim Ankleiden kam sie aber kaum von der Stelle, die Sachen verwirrten sich unter ihren Händen, die Bänder schlangen sich nicht, das Haar lag schwach und dünn.

Diez starrte sie verstohlen an: wie war sie verändert!

Hatte ihn nicht Herr von Gohlau noch beiseite gewinkt und ihm die Sorge für die Mutter ans Herz gelegt? Hatte die Heddel ihm nicht beim tränenvollen Abschied Ähnliches eingeprägt? Gewiß wollte er auf sie achten, aber jetzt ging es um seine ganze Zukunft. Die höchste Zeit war es, sonst war alles verloren!

Unterwegs schritt er tapfer und militärisch aus, seine Furcht bezwingend. Fragte, wann Onkel Hans Thurzo käme?

Sie antwortete nicht.

Im Kadettenhaus angekommen, erfuhren sie, daß das Examen der Erstangelangten schon begonnen habe. Diez wurde totenblaß, nun nahmen sie gewiß keinen anderen mehr, hatten an denen genug. Er dachte an Gyberg, den Grafen Rauda, die kamen ins Korps und er ... was blieb ihm? Aber das wollte er nicht!

Etwas in ihm stand steil aufgerichtet, das hielt und zwang ihn. Er blieb im Gang stehen, wich nicht, aß nicht, er wollte bleiben! Und wenn es bis zum Abend dauerte: er wollte bleiben! Aufmerksam horchte er auf jeden Laut, beachtete jeden Offizier und sah voller Verlangen den Kompagnien nach, wenn sie zum Dienst auf dem Hofe antraten.

Endlich wurde einer der Herren aufmerksam und fragte nach ihrem Begehr. Nachdem Benigna sich genannt hatte, Frau Leutnant Andrä, geborene von Logisch und Smolltitz, zuckte er überrascht auf, und es fand sich, daß er ein Kriegskamerad ihres Bruders Hans Thurzo war. Bedauerte allerdings, daß die Verbindung zwischen ihnen schon eine Weile nachgelassen habe. Musterte Diez kritisch und verhehlte nicht, daß die Anforderungen an Geist und Körper im Korps gleich schwer seien und daß, wer nicht genüge, unerbittlich abgeschoben würde. Er war sichtlich einer der gelehrten Offiziere, streng, bis in jeden Zoll genau, lobte die Korpserziehung über die Maßen und äußerte respektvolle Befriedigung darüber, daß Majestät den liberalen Forderungen widerstanden und die Korps beibehalten habe. Schließlich sorgte er dafür, daß Diez zum Examen kam, so daß Benigna sich in den Gasthof zurückbegeben konnte.

Als sie am späten Nachmittag wiederkam, war die Prüfung beendet, er angenommen und sogar schon eingekleidet. Sie sah ihn zum erstenmal in der grauen Litewka der Kadetten. Er hielt sich forsch, das Wesen ringsum ging schon auf ihn über, in seinem runden Kindergesicht stand derselbe feste Wille wie vorhin. Er lächelte ihr zu. Nun hieß es scheiden. Sie mußte noch das Essen der Kadetten kosten und bekam Diezens künftige Stube zu sehen, in die auch Gyberg und Graf Rauda gelegt worden waren.

Der Kapitän von Mangold machte ihm in ernstem Tone gute Kameradschaft zur Pflicht, lud ihn für Sonntag gleich in sein Haus ein, versprach auch, ihn in einige andere Potsdamer Häuser einzuführen und auch zum Prinzen Friedrich nach Glienicke hinauszuschicken, wohin die Kadetten öfters eingeladen wurden.

Er nannte Benigna einige Namen aus dem Korps. Selbstverständlich kämen immer nur die besten Elemente hinein, altes preußisches Blut. Eine Ausnahme solle allerdings rätselhafter Umstände wegen stattfinden: man munkle davon, daß etwas wie ein ... äh ... wie ein ... Stallmeistersohn demnächst ins Korps käme!

Benigna sah ihn unbeweglich an.

Dann verabschiedete sie sich und ging.

⁂

Im ‚Einsiedler‘ wartete schon ihr Bruder Hans Thurzo auf sie. Er ging leicht lahmend, was aber nicht von einer Feldzugsblessur, sondern von einem späteren Abenteuer herrührte, trug sich auch im Zivil vollkommen elegant und war aufs peinlichste gebürstet. Der lange Überrock reichte bis an die Knöchel, der seidene Hut war englischer Herkunft.

Mit leicht wiegendem Tritt kam er auf Benigna zu und schloß sie in die Arme, ließ sie endlich wieder los und betrachtete sie mit halb prüfendem, halb verlegenem

Digitized by Google

Blick, in den auch noch ein Ausdruck aus der Kinderzeit kam, ein wohlbekannter Zug der Enttäuschung.

„Ja, ja, wir haben nun einmal keine fortune, wir Smolltitzer," sagte er seufzend, „Otto lange vorüber, ich als verabschiedeter Major in ziemlicher Bredouille, du . . ." er stockte eine Sekunde, „nun, du eine Witwe mit zwei unversorgten Söhnen."

Er ging hin und her, seine Ähnlichkeit mit Matthias Treschin fiel ihr auf.

„Nur den Sasterhausens geht es fortgesetzt gut," fuhr er unzufrieden fort, „Heinrich Sigismund hat Aussichten, noch Oberpräsident von Schlesien zu werden." Er ließ einen kurzen, neugierigen Blick über sie gleiten. „Du weißt vielleicht nicht, daß sie eine Menge Güter in Schlesien dazugekauft haben und jetzt zu den reichsten Familien gehören. Ihr Sohn Heinrich, der bei den Holtzendorfkürassieren begann, steht als Major bei den Gardedukorps und spielt eine ziemliche Rolle bei Hofe. Die Mechthild übrigens auch."

Er sah vor sich hin.

Dann verzog er den Mund.

„Sie ist mir trotzdem nicht gerade verlockender geworden."

Benigna fragte nach Onkel Ämilius.

Er blickte sie verwundert an. „Ämilius? . . . Ach, der Alte. Wird wohl immer noch in der Gegend der Friedrichstraße wohnen oder so . . ."

„Du kommst nicht mit ihm zusammen?"

„Durchaus nicht," sagte er lässig, „ich bitte dich . . . was wäre denn da? Ist doch immer noch die alte Sache wie dazumal: die ‚Katze' lebt noch, er muß ihr Gesellschafter sein, und sie haben ein Testament auf Gegenseitigkeit gemacht. Sie soll ihn dazu gezwungen haben."

„Ich werde ihn besuchen."

Er sah sie langsam an.

„Es ist also dein unwiderruflicher Entschluß, in Berlin zu bleiben?"

„Wohin sollte ich sonst? Da Diez in Potsdam ist und Thilo in Schlesien?"

„Ja, du schriebst davon," sagte der Major zerstreut. „Wie ist es denn. Er . . . Andrä . . . hat doch Vermögen hinterlassen?"

„Nichts," sagte sie.

Er starrte sie an.

„Andräs Vermögen ist in den Jahren verbraucht," fuhr sie fort.

„So, so," murmelte er und begann von neuem in der Stube auf und ab zu gehen, daß die Rockschöße flogen.

Dann blieb er wieder stehen. „Aber wovon willst du deine Existenz bestreiten?" fragte er, „und wovon willst du deine Söhne — —" Allerhand unangenehme Gedanken schienen in ihm aufzusteigen.

„Ich muß sehen . . ."

Er sah sie scharf an. „Wenn du etwas mit Ämilius vorhast, so kann ich dir nur sagen, daß jede Hoffnung vergeblich wäre. Denn er ist fest in der Hand der ‚Katze'. Und soll auch nie wieder von dir geredet haben. Die ‚Katze' desto . . . mehr."

Sie erwiderte nichts.

„Ich muß dir leider sagen, daß die Preise hier seit Anno acht mindestens um das Vierfache gestiegen sind," sagte er bedächtig, „vor allem sind die Quartiere kaum zu bezahlen. Ich wohne übrigens nicht mehr im ‚Bären', sondern in der Dresdener Straße, habe viel daran auszusetzen und noch ein miserables Frauenzimmer dabei. Aber was will man machen? Im letzten Jahr bin ich drei- . . . nein, viermal umgezogen, und das ist auch für einen Garçon reichlich viel. Eigentlich hatte ich schon die Absicht, nach der Schönhauser —"

Er unterbrach sich plötzlich.

„Wie geht es Adelheide Weidlich?" fragte sie.

„Adelheide — — Weid — — ach ja so, Pardon, ich erinnere mich: ein kleiner Registrator im Ministerium von Altenstein, ein Dutzend Kinder gut gezählt, eine verblühte Frau, ganz pauvre Wirtschaft . . . nicht zu rechnen . . ."

Er kam plötzlich auf sie zu.

„Aber weißt du denn, daß Marianne hier ist?" stieß er hervor.

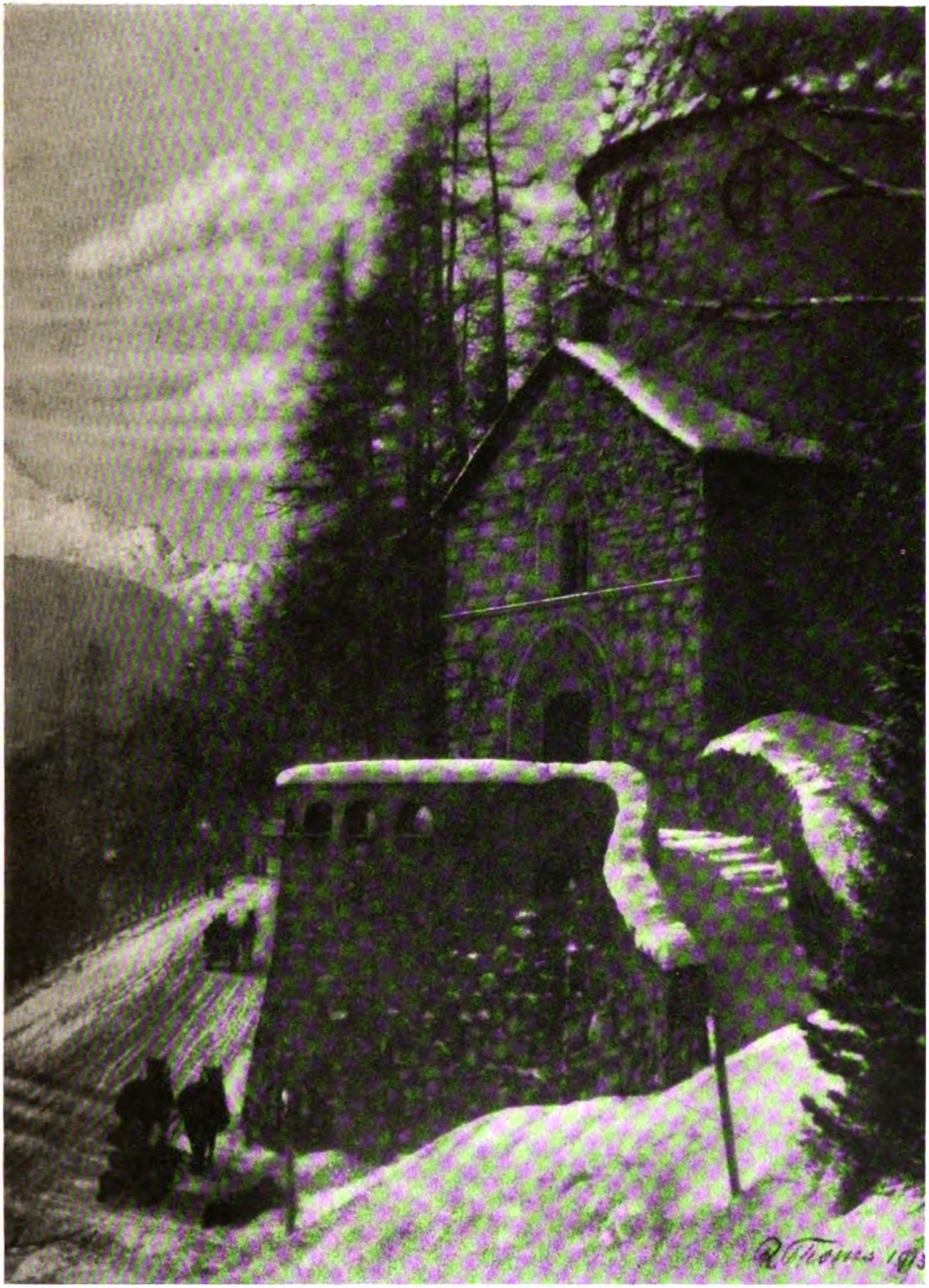
Sie sah ihn mit weitgeöffneten Augen an.

„Marianne Kantz . . ."

„Die Ginstrum, ja. Schon einige Jahre, soviel mir erinnerlich ist. Hat ja ihren ältesten Sohn hier bei den Gardedragonern, der kommt jetzt bald auf Kriegsschule*), soll ein tüchtiger Mensch sein. Der andere ist

*) Jetzige Kriegsakademie.

Digitized by Google



Das Segantini-Museum in St. Moritz
Künstlerische Aufnahme von Richard Thoms

Digitized by Google

irgendwo in Schlesien Fähnrich, der Jüngste starb . . . damals . . ."

Sie starrte vor sich hin.

Marianne — — —

Das hatte sie nicht gewußt.

Marianne hier — — —

Er sah sie an. „Die Söhne sollen beide schön sein. Wie Alexander — —"

Sie schwieg.

Endlich begann er von neuem.

„Wie gedenkst du dich nun einzurichten?"

„Ich will mir zunächst eine chambre garnie mieten," sagte sie langsam.

„Ja, wir Smolltitzer," sagte er seufzend, „wir sind wieder so weit wie damals, wie Anno sechs . . . Eben geht mir durch den Kopf," begann er dann auf einmal, „vielleicht wäre es gar kein so übler Plan, wenn wir beide — — zusammenzögen. Bin zwar von klein auf einem geordneten Familienleben leider entfremdet, aber wenn das Alter kommt, melden sich allerhand Sentiments — — Was sagst du dazu?"

„Ich hätte wieder . . . einen . . . Menschen," sagte sie erstickt.

Er nickte langsam. Dann schloß er sie in seine Arme. „Vielleicht erwiese uns das Schicksal damit eine letzte Gunst."

„Fleur," sagte er dann.

Ihr kamen die Tränen.

⁂

Am nächsten Tage fuhr Benigna nach Berlin. Der Bruder brachte sie im ‚Kronprinzen' in der Königstraße unter, sah sich selbst aber außerstande, ihr bei der Wohnungssuche beizustehen. Da sie sehr erschöpft war und der ‚Kronprinz' viel von ihren Mitteln verschlang, mietete sie eilig die ihr von einer Madame Findeklee in der Zimmerstraße angebotene chambre garnie, es als günstige Fügung begrüßend, daß die Wirtin eine Schlesierin war. Was sie in den nächsten Stunden durch das ‚Milchbureau' nebenan erfuhr, war ihr weniger angenehm: der Ehemann der Madame Findeklee war im vorigen Herbst an der Cholera morbus verstorben.

Übrigens war das Schlesiertum der Madame Findeklee, wie sich bald herausstellte, ein wenig imaginär, indem sie schon als zweijähriges Kind von Mayfritzdorf weggekommen war. Ihr Mann hatte eine Seifensiederei betrieben, jedoch schien der Hauptverdienst von der Zimmervermietung auszugehen, und daran hatte auch die Cholera morbus nicht das geringste geändert. Alle Zimmer waren besetzt, und in einem Hinterzimmer speisten um die Mittagszeit allerhand Handlungskommis. Die einzige Tochter der Wirtin, Mamsell Klara, war eine echte Berliner Göre, die, nachdem sie die Habe der Neueingezogenen kritisch gemustert hatte, in der derbsten Art allerhand spöttische Bemerkungen darüber machte. Sie verfertigte aber sehr aparte Prachtstrumpfrändchen und hielt sich die ‚Schnellpost für Moden'. Benignas Zimmer lag zwar nach der Straße, aber da das Sims weit vorgebaut war, konnte man nichts von ihr sehen. Ein Ofen war nicht vorhanden. Die Stube war, wie Madame Findeklee auseinandergesetzt hatte, von dem vortrefflichen Kachelofen im Nebenzimmer aus heizbar, aber da diesen bevorzugten Raum ein ältlicher Gehilfe aus einer Buchhandlung bewohnte, war an ein Türöffnen nur während seiner Abwesenheit zu denken. Dennoch mußten dafür einige Silbergroschen bezahlt werden. Die Miete betrug fünf Taler, Kaffee und Mittagessen mußten besonders bezahlt werden.

Der Treschiner Schreibtisch nahm sich ebenso wie die Miniaturen zwischen den spärlichen Maserholzsachen der chambre höchst sonderbar aus. Das größte Wertstück der Wirtin darin war eine Flötenuhr, die achtzehn Stücke spielen sollte, aber glücklicherweise kein einziges mehr konnte.

Benigna sank auf das harte Bett mit der einzigen Gier zu schlafen, zu vergessen und zu versinken. Aber es gab keine Ruhe für sie. Sie schlief nicht. Stunde für Stunde nicht. Ihr Herz jagte in einem so rasenden Lauf, als ob es Jahre und Jahre, die noch weit voraus im Dunklen lagen, in aller Eile und mit wildem Schrecken im voraus abwickeln müßte. Als ob es in diesen Tagen mit aller Arbeit, die es noch zu leisten hatte, eilig zu Ende kommen müßte. Es schwemmte Schrecken heran, fremde, entsetzliche Dinge, ungeheure Abgründe, schwarze, grauenhafte Leere . . . Stunde auf Stunde rannte, und das Herz rannte mit. — — So war der Tod, Benigna wußte jetzt, wie der Tod war. —

Am andern Morgen wollte sie sich aus dem Bett schleppen, aber sie brach bei dem Versuch zusammen und duckte die frieren-

Digitized by Google

den, sonderbar hart und mager gewordenen Glieder wieder in die groben Kissen, aus denen die Federn stachen.

Draußen war kämpfendes Wetter. Die Frühlingsbläue war Stürmen gewichen, die Schnee in dicken Brocken gegen die Scheiben warfen, das Licht war fliegend; es brauste draußen und heulte herein. —

Da kam ein Brief von Diez, aus dem zu merken war, daß er in hohem Maße das Heimweh hatte. Benigna mußte sich aufraffen und am nächsten Sonntag wieder nach Potsdam fahren.

Diez war sehr verändert. Sein Mut schien ihn verlassen zu haben. Seine Stubenkameraden, voran der Gyburger und Graf Rauda, schnitten ihn, seit sie erfahren hatten, daß sein Vater zuletzt Stallmeister gewesen war; die Lehrer behandelten ihn kühl. O, wie war es am Rhein, beim Vater, schön gewesen!

Benigna sprach mit dem Gouverneur und den beiden Kapitänen, die ihr bedeuteten, daß man ihr den Knaben zurückschicken müsse, wenn das Heimweh andauerte.

Sie wollte Diez zerstreuen und ging mit ihm nach Sanssouci. Aber nichts wirkte auf ihn, er begehrte nichts, als in den Gasthof zurück, um ungestört mit ihr zusammensein zu können. Aber im ‚Einsiedler' schlief er sogleich ein und schlief bis zum Abend. Es gab einen sehr bitteren Abschied, und müde fuhr Benigna am anderen Tage endlich wieder nach Berlin zurück.

Da Hans Thurzo sich noch nicht bei ihr hatte sehen lassen, schrieb sie ihm.

Nach mehreren Tagen kam er etwas eilig an. Ja, das Berliner Klima sei nicht für jeden! Ob sie nicht doch lieber fortginge, vielleicht aufs Land ... Er hatte übrigens wieder viel Ärger mit der Wirtin gehabt. So dick sei das Frauenzimmer und so faul ...!

Mit fliegenden Rockschößen ging er wieder in der Stube auf und ab und verlor sich von neuem in Erörterungen über die ständige Bredouille der Smolltitzer. Was sei aus den anderen verabschiedeten Kameraden seines Regiments geworden: Werky sei als Sekretär der Prinzessin Alexandrine mit dem Titel Hofrat angestellt, Graf Berg sei Domkapitelsverwalter in Berlin, Bitting Oberförster in Lehnin.

„Hat man dir nicht dergleichen angeboten?" fragte sie.

„Ja, die Invalidenkompagnie," entgegnete er spöttisch.

„Allmählich wird es vielleicht besser mit uns beiden, Hans Thurzo," sagte sie, „unsere Jugend ist uns beiden trübe und schwer versunken, aber wir können uns vielleicht doch etwas ... Frieden retten."

Er sah sie groß an, und flüchtig erschien wieder ein vergangener Kinderausdruck in seinen Augen, der naiv fragte: ‚Du — Frieden?'

„Ich suche den Frieden im Glück meiner Kinder," sprach sie.

„Aber was wird der neveu Thilo für ein Glück haben, als Leutnant dahinten in der Polackei," sagte er spöttisch. „Wenn kein Krieg kommt, kann er unter den gegenwärtigen Avancementsverhältnissen sein ganzes Leben als Leutnant verbringen."

Er erzählte noch einiges aus Schlesien. Übrigens sei Onkel Treschin noch zu guter Letzt ein Opfer der Cholera geworden.

„Matthias Treschin?" fuhr sie auf.

„Er soll, als die Seuche auftrat, schleunigst ins Gebirge gefahren sein, in die Warmbrunner Gegend, wo sie ja kaum hindrang. Aber ihn erreichte sie doch. Er ist als ein einziger in Ober-Teschendorf, wo sich noch eine Ruine befindet, die angeblich früher den Treschins gehört hat, an der Cholera morbus gestorben."

„Matthias Treschin," sagte sie.

Der Major verzog den Mund.

„Ein immerhin nicht ganz angenehmes Ende ... wie aller Plebs ... Er starb ganz allein, wie man sagt."

„Und was wird aus seinem Besitz?"

„Der fällt natürlich an die Hoyersche Linie. Wir bekommen nichts."

„Das — Rochusschloß wird auch österreichisch?"

„Es ist niedergebrannt, Matthias soll es übrigens nie wieder betreten haben."

„Und wo begrub man ihn?"

„In Ober-Teschendorf. Er liegt auf demselben Platze, auf dem der Sage nach einstmals ein Ritter Treschin von den Breslauern gehängt wurde," erwiderte der Major. „Er liebte ja die Komödien, und dies ist schließlich auch eine Komödie."

„Die letzte," sagte Benigna.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Rumänien und der Dreibund

Der mitteleuropäische Bündnisblock unter der Führung Bismarcks und seine Achsenverschiebung im Weltkriege

Von Prof. Hermann Oncken in Heidelberg

„Rumänien ist das südöstliche Belgien Europas," so sprach sich Bismarck im Jahre 1868 zu dem jungen Fürsten Karl von Hohenzollern aus, bald nachdem dieser sein rumänisches Lebenswerk begonnen hatte. Er verband damit den weisen Rat: wie Belgien dürfe Rumänien keine auswärtige Politik treiben, sondern müsse mit den Nachbarn auf gutem Fuße leben, dann werde es schon von selbst an den Früchten partizipieren, die vom europäischen Baume seinerzeit herabfallen würden. Der kluge Fürst, an den diese Worte gerichtet waren, eignete sich die Auffassung Bismarcks an, und noch im Jahre 1875 begegnen wir in seinen Aufzeichnungen der Notiz: „Rumänien ist bestimmt, das Belgien der unteren Donau zu werden; warum zögern die Kabinette, dies auszusprechen?" Der Vergleich mit Belgien betrifft nicht die formale völkerrechtliche Qualifikation des Staates, und seine Versuche, eine ähnliche Neutralisierung von seiten Europas für sich zu erwirken (wir wissen jetzt, daß mit solchen formalen Auswegen wirkliche politische Probleme doch niemals gelöst werden), sind ihm nicht gelungen. Wohl aber stand Rumänien, ähnlich wie Belgien, in dem Zeitalter seiner Entstehung, in einer tatsächlichen Abhängigkeit von den das Land umringenden Machtverhältnissen, von mehreren rivalisierenden Großmächten (Türkei, Rußland und Österreich), und es war die Schicksalsfrage für Rumänien, ob es diese Abhängigkeit, die ihre natürlichen geographischen und historischen Ursachen hatte, mit Hilfe europäischer Konvenienz oder gar aus eigener Kraft würde überwinden können.

Bismarck selbst ist es gewesen, der dem jungen rumänischen Staate die Hand zum Einschlagen des zweiten Weges geboten hat. Es ist allbekannt, daß eine bittere Lehre für die Rumänen dazu gehörte, um sich ihrer wahrhaften Lebensinteressen und ihrer dauernden Gefährdung bewußt zu werden. Der russisch-türkische Krieg brachte dem Staate, der damals noch die türkische Suzeränität anerkannte, den unvermeidlichen russischen Durchmarsch und ein ebenso unvermeidliches Kriegsbündnis mit dem mächtigen Nachbarn; nachdem die Rumänen aber unter der Führung ihres Fürsten die Russen vor Plewna mit herausgehauen hatten, mußten sie erleben, daß der Verbündete sie in den Friedensverhandlungen der Provinz Bessarabien beraubte, die nach dem Krimkriege von Europa mit den Donaufürstentümern vereinigt worden war. Dafür war der (nicht von Rumänen bewohnte) Streifen der Dobrudscha südlich der Donau nur ein aufgedrungener, aber nicht entfernt gleichwertiger Ersatz. Indem die Rumänen sich knirschend beugten, mochten sie des Bismarckschen Wortes gedenken, die Kleinen müßten darauf gefaßt sein, daß die Großen sich in ernsten Zusammenstößen immer auf ihre Kosten vertrügen. Unter diesem Erlebnis trat der Staat, der auf dem Berliner Kongreß zugleich seine Souveränität erlangt hatte, in die Epoche eines selbständigen Daseins hinüber, und es war natürlich, daß er unter diesen Eindrücken in einem neuen Anschluß eine dauernde Sicherung gegen zukünftige Vergewaltigung suchte: er mußte Partei ergreifen. Das war an keiner anderen Stelle möglich als an der Seite jenes Mitteleuropas, dessen Umrisse sich seit dem Berliner Kongreß sichtbarer herausarbeiteten.

Seitdem das deutsch-österreichische Bündnis im Oktober 1879 abgeschlossen war, sah Rumänien seinen Weg klar vor sich liegen, und es durfte darauf rechnen, daß wenigstens Fürst Bismarck selbst jede Annäherung begrüßen und erleichtern werde. Hatte er doch schon im Sommer dieses Jahres einem rumänischen Staatsmann vertraulich eröffnet: Rumänien bilde gewissermaßen „eine eiserne Barriere" zwischen Bulgarien, das eine russische Provinz jenseits der Donau zu sein scheine, und dem eigentlichen Rußland. In des letzteren Interesse liege es, diese Barriere niederzureißen, und deshalb sei es für Rumänien das natürlichste, sich dagegen an Mächte zu halten, von denen es nicht nur nichts zu fürchten, sondern sogar Schutz und Hilfe zu erwarten habe; wenn Bismarck als solche uninteressierten und aufrichtigen Freunde Deutschland und Frankreich empfahl, so lag es auf der Hand, daß diese Rücksichtnahme auf die herkömmlichen französischen Sympathien in Bukarest nur eine Form war, die eine Aufforderung, sich an Deutschland allein zu wenden, diplomatisch verhüllte. Jetzt, nach dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses, nahm Fürst Karl den Wink auf. Er entsandte Ende Februar 1880 den Ministerpräsidenten Bratianu, den Vater desjenigen, der heute den Staat zerstört hat, nach Berlin und gab ihm zwei Schreiben an Kaiser Wilhelm I. und den Fürsten Bismarck

Digitized by Google

mit. Das Schreiben an Bismarck enthielt zwischen den Zeilen den unverkennbaren Wunsch, in eine engere Beziehung zu dem Deutschen Reiche zu treten. „Rumänien ist," so hieß es, „durch seine geographische Lage berufen, in der Entwicklung der Orientalischen Frage auch fernerhin eine wichtige Rolle zu spielen, und ist als Wächter der Mündungen der Donau, dieses größten deutschen Stroms, den deutschen Interessen nahegerückt. Denselben in jeder Weise Rechnung zu tragen, ist nicht nur unser aufrichtiger Wunsch, sondern steht auch vollkommen im Einklang mit unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Es wird demnach das Bestreben meiner Regierung sein, die uns so wertvollen Beziehungen zu dem durch E. D. zur ersten Macht erhobenen Deutschen Reiche auf das Sorgfältigste zu pflegen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß mein Land in allen zukünftigen Konstellationen auf den wohlwollenden Schutz des Deutschen Reiches zählen kann."

Wider Erwarten sollte es jedoch zunächst eine Schwierigkeit geben, die nicht bei Bismarck, sondern anscheinend bei dem alten Kaiser lag. Der Widerstand, den Wilhelm I. im Herbst zuvor dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich-Ungarn geleistet hatte, setzte sich bei der ersten Aktion fort, mit der Bismarck seinen neuen mitteleuropäischen Block fortzubilden gedachte. Bratianu konnte während seines Aufenthaltes in Berlin (18.—20. März 1880) doch nicht ganz die erwartete Aufnahme finden, und Fürst Bismarck reichte bald, nachdem der Rumäne Berlin verlassen hatte, ein Entlassungsgesuch ein, das scheinbar seinen Anlaß in Konflikten mit dem Reichstage und dem Bundesrat über die Frage der Quittungssteuer hatte, in Wahrheit aber tiefer begründet war (6. April 1880). Der ehrgeizige alte Fürst Karl Anton von Hohenzollern mochte schon recht haben, wenn er seinem Sohne schrieb, daß er die Gründe für das Entlassungsgesuch nicht in den relativ belanglosen innerpolitischen Fragen, sondern darin finden wollte, „daß es dem Reichskanzler in seiner auswärtigen Politik nicht zu gelingen scheint, den Kaiser so weit von seinen alten Traditionen loszulösen, daß er freie Hand bekomme und der deutsch-österreichischen Allianz zu größerem Nachdruck verhelfe". Für diese Auffassung spricht, daß Bismarck mehr als zwei Monate verstreichen lassen mußte, ehe er die Annäherung des Fürsten von Rumänien beantworten konnte.

Statt dessen empfing Fürst Karl zunächst ein vom 21. April datiertes ausführliches Schreiben des Grafen Andrassy, der aber nicht mehr die auswärtige Politik der Doppelmonarchie leitete, sondern nur als Privatmann — allerdings mit der Mitteilung, daß sein Amtsnachfolger seine Auffassung teile — sich zu äußern gestatten durfte. Es ist eines der interessantesten Aktenstücke in den Memoirenbänden König Karls, die heute wie eine ergreifende Erinnerung an ein zerstörtes Lebenswerk auf den Leser wirken.

Andrassy ging davon aus, daß Rumänien sowohl in seinem nationalen, als im europäischen Interesse den gleichen Beruf wie Österreich-Ungarn habe — „eine wirksame Barriere zu bilden" gegen die Slawisierung eines Teils von Europa und speziell des Orientes: „Es ist ihre gemeinsame Aufgabe, das Zusammenfließen der nord- und südslawischen Elemente zu verhindern. Eine Abweichung von dieser Richtung würde für Österreich viele Gefahren, für Rumänien den Untergang nach sich ziehen müssen." Er erörterte sodann den Charakter des deutsch-österreichischen Bündnisses, das nicht auf persönlichen Beziehungen, sondern auf einer gesunden Realpolitik beruhe, und, da es keinem Teile ein Opfer über seine eigenen Interessen hinaus zumute, ein bleibendes und festes sein werde: „Es beschränkt sich auf eine natürliche Abwehr gegen eine natürliche Gefahr. Es gipfelt darin, daß ein Angriff von seiten Rußlands auf einen der beiden Staaten beide vereint finden wird." Den Zutritt zu diesem Bündnis wollte Andrassy den Rumänen in einer mehr indirekten als formell-vertragsmäßigen Weise offen halten. „Was Rumänien anlangt, so hat dieses nach meiner unmaßgeblichen Meinung nur zu wollen, um in einem gegebenen Augenblick der Dritte im Bunde zu sein; es hat nur in geeigneter Weise zu erklären, daß es entschlossen ist, für den Fall, daß es angegriffen würde, seine natürliche Anlehnung an die beiden Reiche zu vollziehen. Durch eine solche Erklärung würde Rumänien nur tun, was Österreich und Deutschland schon getan haben — im vorhinein markieren, **wo** es im Falle eines Angriffes seine Stütze suchen würde! Eine solche, wenn auch nur einseitig ausgesprochene Erklärung würde die beiden anderen Staaten moralisch binden, den Fall ausgenommen, daß die letzteren dieselbe von vornherein zurückweisen sollten, was sie aber wohl schon als Garanten des Berliner Friedens weder tun würden noch könnten!" Der Schluß des Briefes setzte in sehr diplomatischen Wendungen auseinander, warum man zunächst in Berlin und Wien eine gewisse Zurückhaltung übe und keinen zweiseitigen Vertrag wünsche: da im Augenblick nicht mehr wie im Herbste 1879 eine unmittelbare Gefahr seitens Rußlands drohe, so würde eine Fortsetzung der damals eingeleiteten „Konzentrierung auf dem Papier" durch die präventive Hinzuziehung eines dritten Staates „als eine offensive Bedrohung Rußlands aufgefaßt werden können, die beiden Teilen fern liegt". „Rückt aber die Möglichkeit einer solchen Gefahr wieder näher, so naturgemäß auch die Fortsetzung des Begonnenen! Eine Militärkonvention käme dann von selbst, und ich bin der Überzeugung, daß das von E. K. H. mit unbestreitbarem Ruhme geführte Heer sich an das meines allergnädigsten Herrn reihen

würde, zur Erhaltung des Friedens oder zur siegreichen Entscheidung — jedenfalls zum Wohle beider!" Mit solchen Fanfaren schloß das Schriftstück, das dem Fürsten von Rumänien den vorläufigen Verzicht auf das Ganze seiner Bündnispläne nahelegen wollte.

Als der Amtsnachfolger Andrassys, Baron Haymerle, dieses Schreiben las, wollte er, wie der Biograph Andrassys erzählt, zunächst nicht glauben, daß dieser es selbst geschrieben habe: „Ich habe nie gezweifelt, daß der Ideengang nur von Graf Andrassy sein könne; aber ich gestehe offen, daß ich nie gedacht hätte, daß er ein so prächtiges Deutsch schreibt." Es war auch wohl nicht das Deutsch des ritterlichen Ungarn selber, sondern ein anderer Stilist, der wie ein Meister sein Instrument beherrschte, stand dahinter. Das war Bismarck selbst. Es ist nur eine Vermutung von mir, aber eine durch gewichtige sachliche und formelle Gründe gestützte Vermutung, daß er, der damals noch von Berlin aus nicht schreiben durfte, den schon fern von den Geschäften lebenden ungarischen Freund diesen Brief schreiben ließ. Wer seinen Stil kennt, wird die Klaue des Löwen herausfühlen. Seine Antwort mit ungarischer Feder war mehr noch als ein formaler Ausweg aus geschäftlichen Schwierigkeiten, sie gab zugleich auf das eindringlichste den Rumänen zu verstehen, daß bei der neuen Gemeinsamkeit der Kaisermächte jeder Bündnisweg nach Berlin über Budapest und Wien führen müsse.

Erst einen Monat später, am 20. Mai 1880, sah Bismarck die Zeit gekommen, die Anfrage des Fürsten Karl selber zu beantworten, in wohlüberlegten Sätzen jenes gedrängten Amtsstils, in dem nur zwischendurch die politische Zielsetzung aufleuchtet. Er sprach sein Bedauern aus, daß die Früchte des Berliner Kongresses so wenig befriedigend für den jungen Staat ausgefallen seien: „Aber bei der Massenhaftigkeit und dem Schwergewicht der Mächte, von welchen Rumänien umgeben ist, und bei der Schwierigkeit, zwischen denselben einen modus vivendi zu sichern, der uns einstweilen Frieden gewährt, wußte auch ich keinen gangbaren Ausweg, auf welchem sich größere Vorteile für Rumänien hätten erreichen lassen. Die Schwierigkeit der historisch gegebenen Situation ist die, daß jenseits der Donau die nationalen Anknüpfungspunkte für eine Verstärkung Rumäniens fehlen, und auf der andern Seite die stammverwandten Bevölkerungen den beiden großen Nachbarreichen angehören, mit welchen in Frieden zu leben für die Konsolidierung der Zustände ein Bedürfnis ist, und von welchen wenigstens Einen zum sicheren Bundesgenossen zu haben, immer das Ziel rumänischer Politik bleiben wird." Wie er diesen Satz verstand, hatte Andrassys Schreiben schon vorweg erläutert. Zum Schluß betonte Bismarck noch einmal, er habe ohne Rückhalt mit Bratianu gesprochen „über unsere friedlichen und defensiven Interessen, welche Österreich dergestalt mit uns teilt, daß sie den Charakter der Gemeinsamkeit haben".

Es ist nicht sicher zu erkennen, ob die Beziehungen zwischen den Kaisermächten und Rumänien damals schon den vorgeschlagenen vertraulicheren Charakter gewonnen haben. Bismarck fuhr jedenfalls fort, auf Anrufen den treuen Mentor des Sigmaringers und seines Landes zu spielen; schon nach wenigen Monaten antwortete er, als man von Bukarest seinen Rat in der Thronfolgefrage begehrte, „offenbar mit Empressement" dem Fürsten in einem „wichtigen politischen Aktenstück". So ist damals dem spätern König Ferdinand, dem Treulosen der Weg auf den Thron gebahnt worden. Und im Frühjahr 1882 glaubte der alte Fürst Karl Anton schon einem Vertrauten versichern zu können, „daß wir Rumänien im Falle eines europäischen Konflikts auf seiten Deutschlands und Österreichs finden werden".

Im Herbste 1883 erst, nachdem durch den Beitritt Italiens im Jahre zuvor der Dreibund gegründet worden war, wurde die vertragsmäßige Annäherung Rumäniens in den Formen vollzogen, die im Jahre 1880 noch nicht möglich gewesen waren. König Karl begab sich, von Bratianu begleitet, zum Besuch der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph nach Berlin und Wien; aus den Verhandlungen Bratianus mit Bismarck und Karolyi ging der Vertrag hervor, der Rumänien bis zu seinem Abfall an die Kaisermächte bzw. an den Dreibund geknüpft hat. Wir kennen diesen Vertrag weder in seiner damaligen noch in einer späteren Gestalt, aber wir wissen, daß er — analog der zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn seit 1879 bestehenden Verpflichtung — auch für das neue Glied für den Fall eines russischen Angriffes Bundeshilfe zusagte und auferlegte. Auch diese Verpflichtung kennen wir sozusagen aktenmäßig nur, weil sie es ist, die bei dem Ausbruch des Weltkrieges von Rumänien gebrochen worden ist.

Mit dem Bündnisvertrage vom Herbst 1883 war die mitteleuropäische Blockpolitik Bismarcks zunächst zu einem Abschluß gelangt. Gerade im Hinblick auf den Beitritt Rumäniens erscheint sie als ein bewußt gewolltes System. Seit dem deutsch-französischen Kriege sah Bismarck sich der Möglichkeit gegenüber, daß eines Tages ein in den geographischen Verhältnissen gegebener Doppeldruck von Westen und Osten her auf das Reich der Mitte sich geltend machen würde; die Russen begriffen schon früh, wie der scharfblickende Dostojewski es ausdrückte, daß hier das „Geheimnis der deutschen Politik" liege, und wenn sie zunächst auch weder an ein Bündnis mit Frankreich noch an feindselige Pläne gegen Deutschland dachten, so waren ihre Staatsmänner sehr bald entschlossen, die bloße Möglichkeit dieses politisch-militärischen Doppeldrucks im

diplomatischen Geschäftsverkehr auszubeuten, d. h. das Deutsche Reich zu einem gefügigen Freunde zu erziehen, der auch die ausgreifendste russische Orientpolitik gegen Europa mit seinem Leibe zu decken berufen sei; sollte der Freund sich als widerspenstig erweisen und seine eigenen Lebensinteressen höher stellen, so mußte er gewärtig sein, daß eines Tages aus der russisch-französischen Bündnismöglichkeit eine bedrohliche Wirklichkeit werde. Dieser Erkenntnis ist sich der Lenker unserer auswärtigen Geschicke in den Jahren 1875 bis 1879 in steigendem Maße bewußt geworden, und so sehr er auch die schwere Wahl hinauszuschieben suchte, er war nicht gewillt, in einer Frage, die die volle äußerpolitische Unabhängigkeit des neuen Reiches in sich schloß, zu kapitulieren. Gegen die Möglichkeit des zweiseitigen Doppeldrucks hatte er das Bedürfnis, die bedrohte Mitte durch einen vertragsmäßigen Zusammenschluß zu verstärken, in einem Bündnis mit Österreich-Ungarn, das gerade in der Gemeinsamkeit dieses Interesses den eigentlichen Rückhalt fand. Für diese zentrale Konstruktion, die entscheidende Zielsetzung unserer auswärtigen Politik, auf der alle Gegenwart und Zukunft ruht, sind die Verträge mit Italien und Rumänien nur Hilfskonstruktionen, die demselben Zwecke dienen.

Sie waren nicht einmal die letzten Ergänzungen, die in jenen Jahren in der sorgenvoll vorausblickenden Seele des Reichskanzlers auftauchten. Im Gegenteil, wenn er den offensiven Druck Rußlands stärker empfand, hat er sich noch nach weiteren Hilfsgliedern seiner Bündnispolitik umgesehen. Schon im Sommer 1880 schrieb er, wie wir aus den Erinnerungen Hohenlohes wissen, dem Kronprinzen zur Rechtfertigung einer nach Konstantinopel entsandten deutschen Militärmission: es könne nur nützlich sein, auch die Türken zu Freunden zu haben, soweit es unser Vorteil gestatte. „Wenn in Rußland der Chauvinismus, Panslawismus und die antideutschen Elemente uns angreifen sollten, so wäre die Haltung und die Wehrhaftigkeit der Türkei für uns nicht gleichgültig; gefährlich könnte sie uns niemals werden, wohl aber könnten unter Umständen ihre Feinde auch unsre werden.“ Und zu diesen prophetisch vorauseilenden Worten nehme man schließlich noch hinzu, daß in gewissen vereinzelten Augenblicken, wenn er die Dinge ganz sorgenvoll überdachte, selbst die Möglichkeit: Polen als letztes Glied einer Verstärkung des mitteleuropäischen Blocks, wenngleich mit Widerstreben, doch von ihm erwogen wurde. Eben in jenen Tagen, als er das Bündnis mit Rumänien abschloß, entwickelte er dem Fürsten Hohenlohe seine Bedenken gegen einen Krieg mit Rußland. Der Krieg würde auch dahin führen, „daß wir Polen bis an die Düna und den Dniepr herstellen müßten. Wir zwar würden Polen nicht revolutionieren, aber Österreich gewähren lassen müssen, das dann einen Erzherzog, wenn es einen hätte, zum König von Polen proklamieren würde“ (Okt. 1883). Und wenn er damals seinen Gedanken auch halb ironisch sofort wieder zerpflückte, so hat er doch in einer Unterredung mit Crispi im Oktober 1887 in ganz ähnlicher Form zu ihm zurückgegriffen: „Rußland scheint unverwundbar, ist es aber nicht. Polen ist ein schwacher Punkt Rußlands, und Österreich ist in Polen beliebt. Wenn man den Polen nur ein wenig hälfe, sich zu erheben, könnten sie ihr Joch abschütteln und unter einem österreichischen Erzherzoge einen selbständigen Staat bilden.“ Gewiß, es blieb eine ultima ratio nur für den äußersten Notfall; aber wenn dieser, der Krieg mit Rußland, nicht zu vermeiden war, würde auch Bismarck — das kann keinem Zweifel unterliegen — zu diesem Mittel gegriffen haben.

Überblicken wir diese Politik der achtziger Jahre, so scheinen die Umrisse Mitteleuropas vor unseren Augen aufzutauchen. Es war noch kein unveränderliches System, wie denn Bismarck von Natur und aus Einsicht einer systematischen Abgrenzung eines politischen Gedankens immer widerstrebte, weil er in einem so flüssigen Element, wie die auswärtige Politik es darstellt, seine eigene Handlungsfreiheit damit zu schwächen fürchtete. Wie man in der Strategie nur ein „System von Aushilfen“ hat sehen wollen, so ist auch für Bismarck die auswärtige Politik immer ein System von Aushilfen geblieben, auf bestimmte Konstellationen zugeschnitten und von ihnen abhängig, der Veränderung unterliegend, sobald die Voraussetzungen selber sich ändern. Daher würde er die Formel des mitteleuropäischen Blockes damals vermutlich abgelehnt haben. So fest und dauernd der Kern dieses Bündnisses, das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn, nach seiner Anschauung auch war, so waren die Hilfskonstruktionen, mit denen er es verstärkt hatte, schon von viel relativerer Bedeutung. Auch aus diesem Grunde, nicht zufällig, hat er den Bündnissen mit Italien und Rumänien in den „Gedanken und Erinnerungen“ kein Wort gewidmet.

Diese beiden Bündnisse, die in den Jahren 1882 und 1883 geschlossen wurden und im Weltkriege zerbrechen sollten, hatten von vornherein, also in ihrer Entstehungsgeschichte, eine weitgehende Verwandtschaft miteinander. Beide Staaten kamen zu uns, weniger weil sie wollten, sondern weil sie mußten, weil sie ihre europäische Isolierung nur an dieser einen Stelle überwinden konnten. Die schwere Enttäuschung, die Bessarabien für Rumänien bedeutete, war in Tunis von Italien erlebt worden: die eine Macht wollte gegen Rußland, die andere gegen Frankreich eine Deckung gegen die Wiederkehr solcher Erlebnisse gewinnen, und beide sahen diese Deckung in einem Bündnis mit dem Deutschen Reiche. Beiden aber bedeutete Bismarck, daß der Weg nach

Digitized by Google

Berlin über Wien gehe: nur mit der deutsch-österreichischen Interessengemeinschaft, nicht mit dem Deutschen Reiche allein, war das von den Politikern Roms wie Bukarests erstrebte Bündnis zu erreichen. Das bedeutete für sie, daß sie, so schwer es ihnen fiel, alle Irredenta-Ansprüche, die der eine gegen Österreich, der andere vornehmlich gegen Ungarn in seinem Herzen verborgen trug, einsargen mußten; allein durch den Verzicht auf ehrgeizig überspannte Hoffnungen konnten sie eine unanfechtbare Lebensversicherung, die ihnen eine selbständige Politik garantierte, überhaupt erlangen. Bismarck aber konnte durch diese beiden Anschlüsse von 1882 und 1883 sein Bündnis mit Österreich-Ungarn erst so wertvoll und risikofrei machen, wie er es im Interesse des Deutschen Reiches wünschen mußte: er holte damit, daß er die neuen Bündnisglieder aufnahm, die italienische wie die rumänische Irredenta-Hypothek von dem Hause der Doppelmonarchie herunter, und entfernte auch aus den innern Grenzlinien seines mitteleuropäischen Blocks die Reibungsflächen, die dem europäischen Gesamtfrieden und der Erhaltung des status quo gefährlich werden konnten. Seine Politik war vom deutschen Interesse geleitet, aber sie kam zugleich dem allgemeinen Frieden überall zugute.

In diesen beiden Hilfskonstruktionen jedoch lagen von vornherein wunde Punkte, die für Jahrzehnte sich verdecken ließen, aber darum doch noch nicht verschwanden. Sie konnten, ja sie mußten wieder auftauchen, wenn die Gesamtkonstellation sich von Grund aus veränderte. Italien wie Rumänien kamen zu uns, weil sie in diesem Bündnis bei der Schwergewichtsverteilung, wie sie in Europa in den achtziger und neunziger Jahren bestand, das höchste Maß von Unabhängigkeit und Sicherheit, unter Verzicht auf gewisse heimliche Hoffnungen, zu gewinnen glaubten. Sobald sie aber zu erkennen meinten, daß die europäische Schwergewichtsverteilung eine Verschiebung erlitt – wie es durch die Einkreisung der Entente geschah –, so lag es für sie nahe, die einst so eifrig gesuchte Beziehung zu lockern und ihre heimlichen Hoffnungen zu neuem Leben erwachen zu lassen. Das hat sich, was Rumänien und Italien angeht, in verschiedenen Etappen vollzogen, aber das Ende der Entwicklung war hier wie dort das gleiche. Der Balkankrieg, der Italien noch einmal näher an uns heranführte, sollte Rumänien uns schon unmittelbarer entfremden. Als am 28. Juli 1914 — wiederum ganz analog dem Verhalten Italiens — der greise König Karl mit blutendem Herzen den Gesandten der Mittelmächte gestehen mußte: „Seit einem Jahr habe sich soviel geändert, daß er außerstande sei den Vertrag zu halten“, war der Bündnisvertrag, der ein Menschenalter gegolten, mit einem Schlage zerrissen.

Rumänien trieb seitdem, langsamer aber noch hinterhaltiger, auf denselben Weg wie Italien, auf den Weg des Abfalls und der irredentistischen Beutepolitik. Noch rascher aber als die größere lateinische Schwester sollte der Staat die Sühne für sein Verhalten auf sich nehmen, das sich nicht nur an Treu und Glauben, sondern, wie der alte Peter Carp mit schärfster Einsicht Ende August voraussah, an den eigenen richtig verstandenen Lebensinteressen versündigte. Der Staat ist heute in den früheren Zustand der tatsächlichen Abhängigkeit zurückgefallen. Nicht nur, daß die Mittelmächte heute schon Herren der Walachei und der Dobrudscha sind, charakterisiert seine verzweifelte Lage, die Führung des Heeres durch den französischen Generalstab und das Eindringen der Russen in die Moldau kennzeichnen fast noch erbarmungsloser die militärische Rolle eines Staates, dessen Heerestrümmer nur noch die Aufgabe haben werden, den Russen ihre Südfront decken zu helfen.

Als ein selbständiger politisch-militärischer Faktor, als ein Staat, der eigene Lebensinteressen auf selbständigen Wegen vertritt — wie er es in der Periode von 1883/1914 vermocht hat — hat Rumänien heute schon zu existieren aufgehört. Der nationalistische Größenwahn eines unfertigen Staatsgebildes hat sich schwer bestraft und scheint die Schöpfung König Karls in den Abgrund zu reißen. Es ist wirklich, in einem verhängnisvolleren Sinne als Bismarck im Jahre 1868 den Vergleich meinte, „das südöstliche Belgien Europas“ geworden. Das wird die einsichtigen seiner Patrioten noch tiefer schmerzen, als der Vorwurf des Verrats, der sich im Falle des Gelingens leicht hätte ertragen lassen: denn sie werden sich jetzt vollends darüber klar sein, daß — nach jenem Worte Bismarcks — die Kleinen darauf gefaßt sein müssen, daß die Großen sich in ernsten Zusammenstößen immer auf ihre Kosten vertragen. Für die Politik der Mittelmächte hat Rumänien als eine „Barriere“ zwischen Rußland und dem Balkan — um mit den Worten Bismarcks und Andrassys zu sprechen — jede Bedeutung verloren.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn es ein bitteres Erlebnis für die Deutschen gewesen ist, im Weltkriege zwei Bundesgenossen von der Seite zu verlieren, so liegt ein vollgültiger Trost für unsere Politik darin, daß wir neue und dauerhaftere Bundesgenossen an ihrer Stelle gefunden haben. Wohl ist der mitteleuropäische Block Bismarckschen Gepräges in jenen Außenposten zugrunde gegangen, aber sein Kern hielt fest, über die stolzesten Erwartungen hinaus, und er gewann, infolge seiner während des Krieges eingetretenen Achsenverschiebung, neue Außenposten hinzu. Diese sind für uns nicht nur darum wertvoller, weil sie beide, die Türkei und Bulgarien, keinerlei verschwiegene Hoffnungen auf Kosten einer der Mittelmächte auf dem Grunde ihrer Seele tragen und weil sie beide durch eine restlose Gemeinsamkeit positiver In-

Digitized by Google

teressen, die sich auch in einer der unsrigen analogen Mittellage zwischen gefährlichen Nachbarn äußert, mit uns verbunden sind. Der neue kriegsgeborene europäische Block ist vor allem aus dem Grunde lebenskräftiger, weil er den Mittelmächten, und vor allem der deutschen Wirtschaft, diejenige weltpolitische Verlängerung ihrer Machtsphäre bietet, mit deren Hilfe sie sich allein inmitten der Riesenmächte der Gegenwart behaupten können. Seine geopolitische Struktur ist der früheren, in der die beiden abgefallenen Bundesglieder mehr wie lose angeschlossene und unter sich zusammenhanglose Außenwerke erschienen, unendlich an innerer Geschlossenheit überlegen.

Während so die Grundgedanken der Bismarckschen Bündnispolitik in erneuerter und noch vertiefter Gestalt wiederaufleben, gewinnen selbst die äußersten Konsequenzen, die er nur gelegentlich streifte, mit der Konstituierung eines polnischen Staates auf dem Boden Russisch-Polens feste und hoffnungsvolle Umrisse, und wo dem ersten Reichskanzler noch die österreichische Führung fast eine Selbstverständlichkeit dünkte, haben wir heute selber an erster Stelle die Führung übernommen und werden sie halten.

Die großen Lebensbedingungen, die die Politik des Deutschen Reiches beherrschen, sind allezeit die gleichen, im Zeitalter Bismarcks, in der Gegenwart des Weltkrieges und in der Zukunft des deutschen Friedens. Nur die politischen Mittel und Methoden wechseln, mit deren Hilfe wir unsere Kraft in Macht umzusetzen bestrebt sind, und ihre Erscheinungsformen werden immer wieder ein neues Gesicht gewinnen. Aber es geschieht nur im Sinne Bismarcks, wenn wir die Notwendigkeit dieses Wechsels begreifen, und statt uns an die unvermeidlich vergänglichen Außenseiten seiner Politik zu klammern, die unsterblichen Grundgedanken seiner Staatsleitung auch durch neue Gestaltungen hindurch, aufwärts zum Siege führen.

Aus dem Skizzenbuch von Prof. Otto Strützel

Digitized by Google

Mein Sohn ist wie ein anderer Mann ...

Von Rudolf Haas

Eine runde, blaue, leuchtend blanke Unendlichkeit weitet sich der Himmel hoch über der Erde. Um die grünen Inseln der gemähten Wiesen branden die Meere körnergefüllter Ähren, weithin gedehnt, schon überhaucht vom Goldschein der Reife. Seines unerschöpflichen Füllhorns Segen schüttet der Sommer ohne Ende auf das prangende Land. Und hunderttausend Lerchen schmettern ihren Jubel darein.

Von Lerchenliedern überregnet, führt Veit Christoph Schmied den Pflug durch eine weite Stoppelflur.

Hager ist er, lang und knochig, und das geschorene Haar, soweit es die dunkle Schirmmütze sehen läßt, ist weiß. Aber er schreitet aufrecht einher, in einer ungebeugten, guten Rüstigkeit, und wenn er die gewichtige Schar ins Erdreich drückt, dann sinkt die Blanke tief ein und bricht Schollen um Schollen, groß, schwer und glänzend, aus dem fetten Boden. Die Rufe, mit denen er die starken Gäule aufmuntert, tönen hell über das Gelände, aus klaren, grauen Augen blickt er manchmal, in raschem Aufatmen, stolz über das tüchtige Stück Ackerland, in das er heute die Reihen gleichmäßig-schöner Furchen nebeneinander gelegt hat, und trotzdem er seit frühem Morgen pflügt, ist dem fast Siebzigjährigen jetzt, am späten Nachmittag, auch nicht die leiseste Spur von Müdigkeit anzumerken.

Allerorten rings um ihn regt sich das Gesinde im leuchtenden Sommersilber, Halme rauschen, Sensen blitzen und goldene Garbenmännlein stehen wie Beter da.

Nun ist bald Feierabendzeit, und der Veitbauer läßt die Rosse auf der Höhe des Ackers noch einmal verschnaufen.

Er lehnt an den Handhaben des Pfluges, die von den vielen Faustgriffen wie poliert glänzen, hat die Pfeife im Mundwinkel und schaut in das vertraute Land.

Unten liegt das große Pfarrdorf, ruhen rote Ziegeldächer in grünen Obstbaumnestern, steht das weiße Türmchen der Kirche vor dem blauen Himmel. Aus dem Schornstein des Schmiedhofes schwebt ein dünner Rauch. Dort kocht die Schwiegertochter das Abendessen.

Ungezählte helle Sommertage waren dem Siebzigjährigen schon beschieden, und immer brachten sie die gleichen Bilder in den gleichen fruchtschweren Fluren, eingerahmt von der herben Klarheit ferner waldiger Hügel.

Und der Boden, auf dem er steht, — wie oft hat er den schon unterm Pflug gehabt!

Fast zärtlich geht sein Blick darüber hin.

Linker Hand, nicht weit von ihm, drängt sich noch, Halm an Halm, des Weizens braunschimmernde Pracht, aber zur Rechten liegen zwischen den lang hinfließenden Wogenkämmen der Schollen die erdschwarzen, von Krähen durchwandelten, schon wieder nach dem Saatkorn gierigen Furchen, eine neben der anderen, in schöner Regelmäßigkeit.

Eine stille, gute Zufriedenheit überschimmert das ernsthafte Gesicht des Alten.

So hat er denn wieder einmal einen gesegneten Sommertag lang Wiegen machen dürfen für das neue Brot.

Vor zwei Jahren hat er noch vermeint, daß ihm ein solches Glück nicht mehr werde beschieden sein.

Damals war Friede im Land, und sein Sohn, der Georg, herrschte im Hof, während sich der Vater im Ausgedinge die wohl erarbeitete Ruhe mit dem Lachen der Enkel übersonnen ließ.

Sein Bub, der Georg ...

Der Alte muß lächeln, denn der Bub ist ein stattlicher Dreißiger, aber er ist eben doch sein „Bub", der ihm nach einer zehnjährigen Ehe aufgestanden und sein Einziger geblieben ist, seine Freude und stete Sorge, denn nur selten ist die Zukunft des Schmiedgeschlechtes von zwei Augen abhängig gewesen. Jetzt freilich ist auch dieses Bangen vorbei: zwei Enkelkinder wachsen kerngesund und wurzelecht in die Höhe.

Unten vor dem Dorf, in den Wiesen, tauchen ihre runden, blonden Knabenschädel auf.

Digitized by Google

„Ich hatt' einen Kameraden," singen sie. Hell tönt die wackere Soldatenweise in das sanfte Abendland.

So still ist es überall, so gesättigt und durchtränkt vom Frieden ...

Und doch brüllt vor den Toren der Heimat der Krieg und säuft sich voll mit Blut.

Und der Georg ist mitten darunter ...

„Ich hatt' einen Kameraden," singen die Söhne in sorgenloser Kinderfröhlichkeit. Der Vater aber liegt seit Jahresfrist mit seinen Kameraden Leib an Leib, ein Wall von Männermuskeln und Willenskraft, den Russen gegenüber und hat wohl schon manchen Kameraden zucken und bluten und sterben sehen müssen, die Hand am heißen Gewehr und das brennende Weh der Heimatliebe im Herzen ...

Und der Großvater muß Wiegen machen für das neue Brot ...

Er mit den Weiberleuten und den ganz alten Knechten, denn alle junge Männerkraft muß mit blutigen Händen das ernsteste und heiligste Liebeswerk tun für die Heimat und das Vaterland.

Daß sie wenigstens nicht leibliche Not leiden bei diesem schweren Liebeswerk, — und daß auch diejenigen, an denen ihr Herz hängt und für die ihr Blut hinströmt, ihre Weiber und Kinder, keine Not anfasse, deswegen muß der siebzigjährige Veit hingehen Tag für Tag, ohne Rast und Ruh, und Wieglein pflügen für das neue Brot.

Er tut es froh und gern, in einem stillen und starken Glücksempfinden, daß auch seine alten Glieder und Knochen mithelfen dürfen, damit der harte Kampf um Sein oder Nichtsein der Heimat in Ehren bestanden werde.

Die Sonne ist nah am Untergehen, aber der Veit hat ihren hellsten Mittagsglanz in seinen Augen, während er sich des zärtlichen Ungestüms der Enkel erwehren muß. Der Ältere kommt aufs Handpferd, der Jüngere auf den Pflug, — so wird noch eine Furche gezogen, und die soll besonders tief und schnurgerade ausfallen als des schönen Tages schöner Abschluß.

Mittlerweile ist auch das Gesinde mit der Arbeit fertig. Rotbäckige Mägde, jung, fest und sonnverbrannt, Knechtlein, bresthaft, windschief, mit krummen Rücken oder Hinkebeinen, kommen mit Sensen, Rechen oder Körben von allen Seiten herbei, stehen wartend am Feldrand und schauen zu, wie der Altbauer mit seinen Enkeln den Heimatboden pflügt.

„Der junge Bauer hat's auch immer so gemacht," sagt die Großmagd mit einem Lächeln im verknitterten Gesicht. „Aber der war nicht so ernst dabei. — Leut' und Kinder, wenn ich so denk', — der junge Bauer, was hat der lustig sein können!"

„Und ein fescher Mensch war er," nickt ein Dirnlein mit sehnsüchtigen Augen. „Das schwarze Schnauzbärtl und die weißen Zähn', — ui, fein ...!"

„Geltsa ... du verliebte Urschl," spottet ein kropfiges Greislein, „jetzt ist's halt nichts mit schwarzen Bärtln! Aber magst vielleicht meine weißen Stoppeln zu deinen weißen Zähnelein?"

„Brrr!" und „Pfui Teufel!" schüttelt sich die Dirn.

Vom Dorf her kommt einer gehumpelt, der hat eine Amtskappe auf dem Kopf und schwenkt ein Schreiben in der Hand.

„Ein Brief vom Bauern ist da!" raunt und nickt das Gesinde. „Gott sei Dank, bisher ist's ihm noch immer gut gegangen!"

Aber der Brief ist nicht vom Bauern.

Der alte Veit hat zwei Drittel seiner schönen Furche gezogen, als ihm der Postbote das Schreiben überreicht. Es steckt in einem starken gelben Umschlag, und etwas Schweres muß darin sein, ein Guldenstück oder dergleichen.

„Aushalten, Veitbauer, nur fest aushalten," sagt der Bote in seiner hilflosen Verlegenheit und macht sich schnell wieder davon.

Die Gäule wiehern und stampfen, ungeduldig, mit der Arbeit fertig zu werden und in den Stall zu kommen. Aber kein Zuruf bringt sie in Gang.

Ein paar Sekunden steht der Alte, den Brief in der Hand wiegend, — dann löst er langsam, mit schweren Fingern, das Siegel.

Kein Muskel zuckt in seinem Gesicht, und die klaren Greisenaugen bleiben hell und blank.

„Ich hatt' einen Kameraden," singen die Enkel auf dem Pflug.

Ein rundes Silberstück fällt aus dem starken, gelben Umschlag: die Tapferkeitsmedaille.

Digitized by Google

„Wollt' mir die Hand noch reichen," ſingen die Enkel.

Und dann ſinkt das Silberſtück und der Umſchlag und der eng beſchriebene Brief zu Boden, mitten hinein in die friſch aufgeriſſene, dampfende Furche.

Ein leiſes, ganz leiſes Zittern durchbebt den Alten.

Die klaren Greiſenaugen ſchließen ſich.

„Bleib' du im ewigen Leben," ſingen die Enkel.

Und ſchon ſteht der Veitbauer wieder kerzengerade da, mit unbewegtem Geſicht und klaren Augen.

„In Gottes Namen, Leut'," ſagt er und nimmt die Schirmmütze vom weißhaarigen Schädel, „der Bauer iſt in Rußland gefallen ..."

Aufſchreit das Geſinde, und Schluchzen und Weinen und Wehklagen klingt aus dem verſtörten Häuflein.

Der Veit aber packt den Pflug, als wolle er ihn zerbrechen, und drückt die eiſerne Schar ſo tief ein, daß ſie von der Heimaterde ganz überdeckt wird.

„Das Vaterland braucht Brot!" ſagt er laut, mit harter, ſchwingender Stimme.

Die Enkelkinder vor ſich, ſchreitet er feſt und aufrecht dahin und zieht die Furche ſchnurgerade zu Ende. — Hoch und gewaltig ſteht ſeine hagere Geſtalt ſchwarz vor dem Gold des Abendhimmels.

Kriegsandacht

Beſucht vom lieben Feiertag,
Im Sonnenſchein das Kirchlein lag.
Das Orgelſpiel gab hellen Klang,
Und führt' erbaulich den Geſang.
Der Pfarrer auch an ſeinem Ort
Verkündete manch gutes Wort.
Doch über Predigt, Spruch und Lied
Man noch ein andres unterſchied.
Das ſprach nicht laut, das ſprach nicht leiſ',
Es hielt ſich ſtill nach Totenweiſ'.
Und doch von ihm ein Reden ging,
Das wunderſam die Herzen fing.
Denn an der Priech' im Sonnenglanz
Reiht weißbeſchleift ſich Kranz an Kranz ...
So ehrt die Ihren die Gemein'
Im Weltkriegflammenwiderſchein.
Sie kämpften treu für Haus und Herd
Und ruhen nun in fremder Erd'.
Doch blieben ſie der Heimat Schatz,
Drum fand ihr Kranz im Kirchlein Platz.
Weil aber Gott ſie nahm empor,
Reih'n ſie ſich hier zum höhern Chor,
Und kann jetzt keine Feier ſein,
Die Toten reden mit darein.
Sie machen kräftig erſt das Wort
Und wirken heimlich hier und dort.
Und wo ſich her ein Tränlein ſtahl,
Da küßt es auf der Sonnenſtrahl.
Und legt ſich's auf die Herzen ſchwer,
Der Himmel blaut darüber her
Und mahnt wie im Verklärungsglanz:
„Halt aus! Denk' an den Ehrenkranz!"

Th. Straſſer

Digitized by Google

Hanns Pellar

Von Dr. Franz Servaes in Berlin

Deutschland hat nur wenig echte Maler der Eleganz. Die Eleganz widerstrebt bis zu einem gewissen Grade der echt deutschen Art. Schon daß wir kein Wort dafür haben, nicht einmal eine deckende und treffsichere Umschreibung, wirkt verdächtig. Unsere Sprache ist sonst nicht arm an Erfindung, um diejenigen Werte auszudrücken, die unserer Gemütsart nahestehen, unser Wesen in seiner Tiefe bewegen und befruchten. „Eleganz“ gehört nicht hierzu. Vielleicht drückt das mittelhochdeutsche „höveschеit“ noch am ehesten das aus, was wir heute mit jenem unentbehrlich gewordenen Fremdworte wiedergeben müssen. Ein höfisch gesittetes und verfeinertes Wesen und Benehmen sollte durch das alte Wort zum Ausdruck gebracht werden. Es wies damit zugleich auf die Pflegestätten hin, an denen dieses Wesen in Blüte stand: die von französischer, zumal provençalischer Sitte feierlich beherrschten Fürstenhöfe. Also auch hier war, ob auch das Wort deutsch, so doch die Sache selber aus der Fremde bezogen.

Das Merkwürdige nun ist, daß der Deutsche nach der so schwer von ihm erworbenen und wahrlich kaum jemals angeborenen Eleganz eine heimliche und zärtliche, nicht selten geradezu schmerzliche Sehnsucht hat: fast wie ein Engländer nach dem ihm verschlossenen Reiche der Musik, oder wie der Franzose nach dem, was er nur mit deutschen Worten wie „Lied“ und „Gemüt“ bezeichnen kann. Vor dem Kriege gab es in der deutschen Reichshauptstadt wirklich keinen höheren und verbreiteteren Ehrgeiz, als für recht elegant gehalten zu werden. Was in London, Paris oder Wien dafür ausgegeben wurde, sich in feinsten Formen zu eigen zu machen und womöglich noch zu übertrumpfen, war des Berliner Salonhelden, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, seligster Traum. Wozu nur die ganz bescheidene Anmerkung gemacht werden möge, daß allein schon dieses Trachten nach Übertrumpfung etwas Überspannt-Unelegantes ist. Doch von derlei Zerrerscheinungen, die wir hoffentlich jetzt gründlichst hinter uns haben, darf füglich hier abgesehen werden. Es liegt dem deutschen Trachten nach Eleganz auch ein zweifellos anerkennenswerter und ernster Kern zugrunde: das löbliche Streben nach Erweiterung der eigenen Wesensart. Und dieses jedenfalls ist etwas echt Deutsches. Ist in dem Grade deutsch, daß zum großen Teile auf dieser Eigenschaft unsere Überlegenheit gegenüber anderen, enger in sich selber eingeschlossenen Völkern beruht. Beim Deutschen kommt es stets nur darauf an, daß er die fremde Eigenschaft, die er zu erwerben trachtet, nicht blind und urteilslos übernehme, sondern daß er sie so lange eifervoll umgestalte, bis sie sich als ein folgerichtig hinzutretender neuer Zuwachs ins bestehende deutsche Wesen einfüge und dieses so in Wahrheit bereichere. Dies also erst könnte unsere wahre Eleganz sein, die sich in ihren Formen und Bezeugungen als eine unverfälscht deutsche, mit unseren besten Eigenschaften ungezwungen zusammengehende kundtun würde. Es müßte eine Eleganz des Herzens und des Gemütes, nicht bloß der Kleidung, der Manieren und der Redensarten sein. Eine, die in der Wahrheit zu finden wäre. In der eine Seele lebte.

Ich sage nicht, daß es diese Eleganz bisher bei uns nicht gebe. Sie ist vorhanden, doch sie bringt sich nicht sehr zur Geltung. Sie hat die deutsche Tugend der Bescheidenheit, die sich eher versteckt als ein Rühmens aus sich macht. Darum tritt jene andere Eleganz, die wesentlich Nachäfferei ist, leider weit sichtbarer hervor. Wie im Leben, so auch in der Kunst. Wir haben genü-

Bildnis von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Sommertag
Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Digitized by Google

Spaziergang

gend Maler, in allen Großstädten, die gutsitzende Kleider und salonmäßig blasierte Gesichter zu malen verstehen. Ich möchte sie nicht unter die wahren Meister der Eleganz zählen. Zu dieser gehört, nach unseren Begriffen, außer geschmeidiger Vornehmheit, vor allem Schlichtheit und Selbstverständlichkeit, ferner ein Gran Geist und sehr viel innere Herzensfreundlichkeit. Selbst ein Lenbach wußte dies nur zuweilen zu treffen, häufiger schon Albert von Keller; auch an Fr. A. von Kaulbach, in seinen besten Leistungen, darf man denken; von den Jüngeren möge vor allem auf Leo von König hingewiesen werden. Im ganzen muß freilich gerade vom jungen Geschlecht gesagt werden, daß es die Eleganz künstlerisch nur wenig meistert. Seine Tugenden liegen zumeist auf anderem Gebiet, wo selbst eine gewisse Klobigkeit und Ungeschliffenheit, bei einiger Nachsicht, sich Duldung schafft. Weitaus am ehesten trifft man ein Ausdrucksvermögen für natürlich elegantes Wesen noch im alten Wien, dessen gesellschaftliche Kultur von keiner anderen deutschen Stadt wieder erreicht wird. Darum hat Wien stets Maler der Eleganz, heute wie sonst, von Angeli und Klimt bis zu Adams und Schattenstein, und auch der Maler, dem diese Betrachtung gilt, und der die Eleganz mitunter im kleinen Finger hat, ist ein Wiener — wiewohl seit manchen Jahren völlig im reichsdeutschen Kunstgetriebe aufgegangen.

Hanns Pellar zählt zu unseren Jüngsten. Er ist am 17. März 1886 in der Donaustadt geboren und sollte ursprünglich Offizier werden. Doch schon mit fünfzehn Jahren kam er, statt in die Kadettenschule, in die „Graphische Lehr- und Versuchsanstalt", die unter Hofrat Eder zu einer wahren Brutanstalt junger Begabungen geworden ist. Von dort gelangte Pellar dann zu dem Meister, der ihm im ersten Abschnitt vor allem die Wege wies, zu Heinrich Lefler, Professor an der Akademie. Man kennt Lefler in Deutschland zu wenig. Für Wien ist er eine der kennzeichnendsten, fruchtbarsten und belebendsten Erscheinungen und kann in manchem Betracht neben Klimt, Roller und Kolo Moser genannt werden. Zwei Eigenschaften vor allem besitzt er in ungewöhnlichem Maße: Geschmack und Phantasie. Und gerade darum war er der richtige Mann für den jungen Hanns Pellar, der gleichfalls mit diesen bei-

Wandbild in einem Musikzimmer

Digitized by Google

Bildnis der Frau von Schröder

den Tugenden von Natur aus gesegnet ist. Wenn Pellar später nach München zu Stuck kam und von diesem manches empfing, was für seine malerische Laufbahn von Ausschlag wurde, so ist doch die ihm angeborene und durch Unterweisung tiefer eingeprägte Wiener Art nur zeitweise dahinter zurückgetreten. In Wahrheit ist das Wienerische Pellars ganzer Art gesund eingewachsen und tritt in den letzten Jahren, wo er in Darmstadt, Stucks direktem Einfluß entrückt, sozusagen zum Hofmaler aufgestiegen ist, von Jahr zu Jahr fühlbarer wieder hervor.

Aus Wien stammen Pellars dekorativen Gaben und sein Ausdrucksvermögen. Aus Wien auch des Künstlers sprudelnde Laune und Hinneigung zum Rokoko. Man hat behauptet, daß Pellar in Versailles sozusagen sein achtzehntes Jahrhundert erst entdeckt habe. Er brauchte wirklich nicht darauf zu warten. Er hatte es in Schönbrunn, im Belvedere und vielen anderen Palästen und Adelssitzen der Wiener Bezirke weit näher. Fischer von Erlach, und vor allem die alten Wiener Gärten und Parks begegnen uns unausgesetzt auf Pellars Jugendbildern. Deren

Digitized by Google

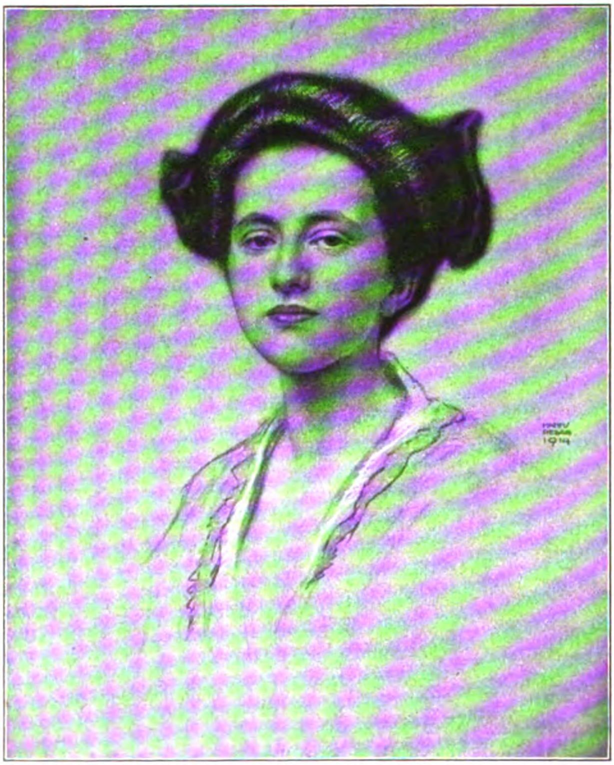
Bildnis von Anneliese Schwebel

ganze Atmosphäre ist wienerisch, wie im Flimmern der Luft, so im Lächeln und Blicken und weichen Sichneigen der Frauen. Das flog dem jungen Maler nur so zu, ohne daß er nötig gehabt hätte, es vom Leben unmittelbar zu entlehnen. Hofmannsthal, Schnitzler, die Wiener Walzer trugen auch ihr Teil dazu bei. Dies alles miteinander, und nicht zuletzt das Vorbild Leflers, sie wirkten zusammen, um die ganze Welt der Sichtbarkeiten wie der Vergangenheiten mit einem eigentümlichen Hauch von liebenswürdiger Phantastik zu durchtränken, wodurch alles ein märchenhaftes Aussehen bekam. Und so sind denn Pellars Bildkompositionen im tiefsten Grunde alle eigentlich gemalte Märchen. Deutsche Volksmärchen mit Rokokoanmut. Sein bezeichnendstes Jugendwerk ist in der Hinsicht das noch deutlich unter seines Wiener Meisters Einfluß entstandene entzückende Märchenbuch „Der kleine König". Und es spricht für die Erfindungsgabe des damals 22—23jährigen Malers, daß das zugehörige Märchen nur unbestimmt irgendwie in seiner Einbildung bestand und erst nachträglich hinzugeschrieben werden mußte (von

Digitized by Google

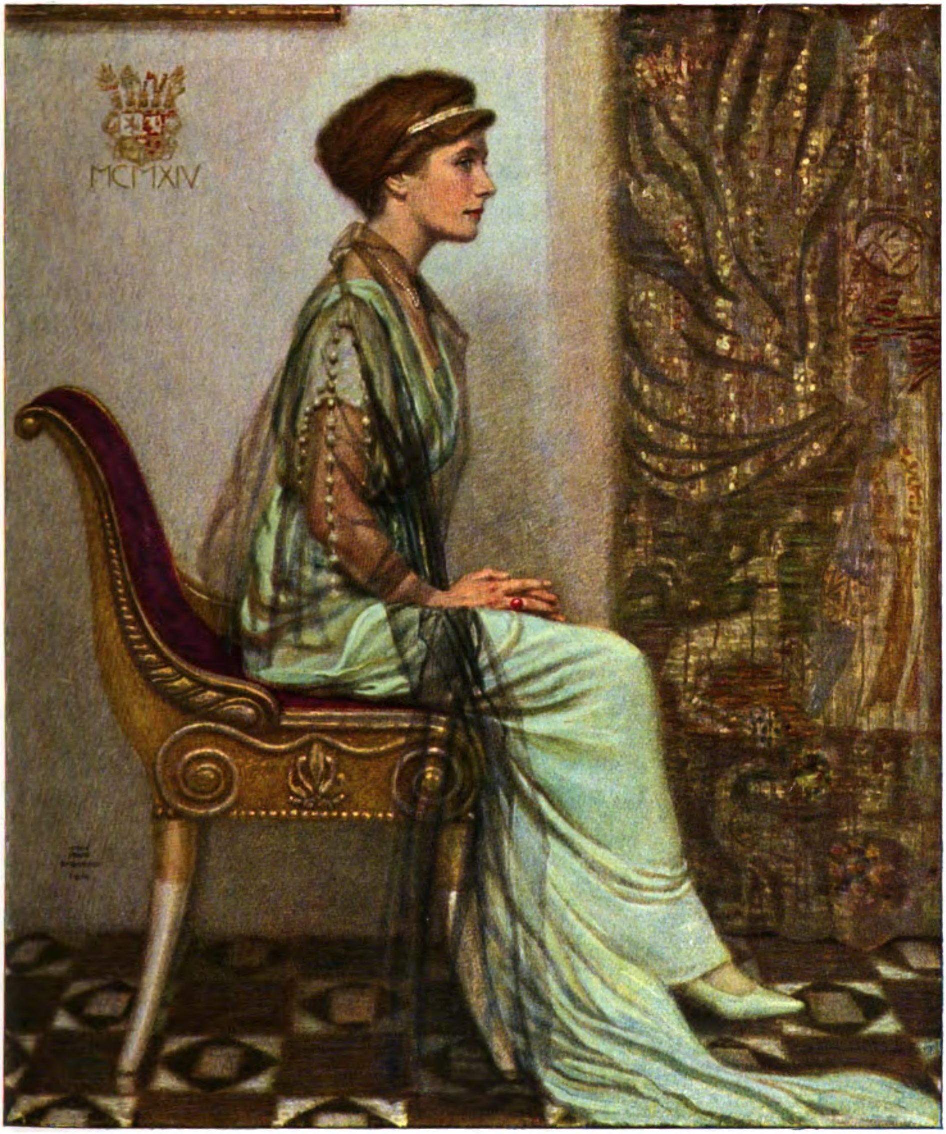
Fritz von Ostini; so erschien die Buchkostbarkeit im Münchner Verlag von Georg Dietrich). Wieviel Reichtum, Schmucksinn, Schalkhaftigkeit, Poesie und munter-rege Erfindungslust breitet sich in diesen farbenglitzernden Aquarellbildern aus! Man sieht einen jungen Künstler vor sich, der sorglos, übersprudelnd mit beiden Händen Geschmeide ausstreut. Mit zwangloser Leichtigkeit gleiten wir selbst in diese Märchenwelt hinein und sind bald nach allen Seiten hin gut freund und bekannt; vor allem mit der ziervollen Prinzessin in Reifrock und Schmachtlocken und mit ihrem putzigen kleinen Galan, dem auf Stöckelschuhen und in gepuderter Allongeperücke einherstolzierenden Zwergkönig. Irgendwo, in Schönbrunn und Umgebung, meint man, unter Taxushecken und Schloßportalen, zwischen Springbrunnen und Knusperhäuschen, müsse diese wehmütig-drollige Märchenhistorie, begleitet vom Klimperklang von Violinen und Klarinetten, einmal sich zugetragen haben. Und wenn ein Schlänglein sich hineinringelt und köpfchenaufrecht sich hinpflanzt; oder wenn ein knöcheriges Hexenweiblein am Krückstock herbeihumpelt und grinsend ihren Zahnlückenmund zeigt, so schafft das ein so lindes Gruseln, daß wir es mehr wie ein behagliches Prickeln empfinden. Wiener Instrumentation, das spürt man von Blatt zu Blatt: ein wenig süß, ein wenig sentimentalisch, verzückt hinschmelzend, aber seltsam bestrickend.

Doch Wien und Hanns Pellar haben auch noch andere Seiten. Es ist nicht alles Idylle und zartes Rokoko und lieblicher Märchenglanz, was anfangs so ausschaut. Darunter verbirgt sich auch manchmal Schwermut, Rausch des Untergangs und schillernde Teufelslaune. Mitunter überraschen einen bei Pellar ganz eigenartige Blitze: ein fast katzenartiges Blinzeln der Augen, eine beinah höhnende Ausgelassenheit, eine lodernde und üppige Schwüle. Nie tritt dieses freilich so stark auf, daß es verletzen und abstoßen könnte. Es glimmt nur, es schwelt, wühlt unterirdisch und lockt. Wie Böcklin und Stuck, so malt auch Pellar gern Faune. Seltsam, sie sind bei ihm der Natur fast entrückt, von einem gewissen Hauch weltstädtischer Abgefeimtheit umwittert. Sie tanzen mit geputzten Schönen und gebärden sich verliebt und galant. Gleichsam ein mitternächtiger Dunst vom Brettl steigt um sie auf. Wie überhaupt die Welt der Kabarette unseren Maler vielfach beschäftigt. Doch nicht etwa mit dem harten Realismus eines Degas, sondern phantasievoll eingefangen von dieser bunten Welt der Illusionen. Es ist der Maler, der sich am farbigen Schein berauscht, welcher hier nach Herzenslust schwelgen darf. Und eine seltsame Verbindung mit der vorhin geschilderten Welt eines leichten und heiteren Rokoko knüpft sich an. Wir hören nur gleichsam eine tiefere und brünstigere Begleitmusik dazu. Der Einfluß von Stuck wird jetzt immer deutlicher fühlbar. Wie in der Stoffwahl, so auch in der Malerei, die schwerer, leuchtender, effektreicher wird.



Bildnis der Prinzessin Isenburg-Birstein

In jener Periode ist Hanns Pellar der malerischen Tradition seiner Vaterstadt zuweilen merkwürdig entfremdet, ist beinahe völlig „Münchener" geworden. Geschadet hat ihm das sicher nicht. In handwerklicher Beziehung, an glänzender Pinselfertigkeit zumal, steht München immer noch unter den deutschen Kunststädten an erster Stelle. Diese Schule durchgemacht zu haben, bleibt also nach wie vor für jeden deutschen Maler von Vorteil. Für Pellar bedeutete dies eine Loslösung aus den Glitzerbanden einer oft nur tändelnden Schmuckkunst.



Bildnis der Gräfin Margrit von Limburg-Stirum

Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Bildnis der Baronin von Wedekind

Seine Farbengebung wurde satter und tiefer, seine Zeichnung männlicher und bedeutender, die Komposition einfacher und frei von Überladung. Wenn spanische Meister, wie Velasquez und Zuloaga, zuweilen ihren Einfluß geltend machen, so können dabei immer noch Wiener Erinnerungen mitgewirkt haben. Jedoch konnten sie in München erst frei sich entfalten, weil hier erst der wahrhaft malerische Stil bei Pellar voll zum Durchbruch kam. Sein Fleiß muß damals ganz erstaunlich gewesen sein, seine Schöpferkraft von wahrem Sprudelreichtum. Die Zahl seiner in Münchner Art gemalten Bilder muß jeden überraschen.

Es werden ja nicht wenige dieser Bilder bereits in die ersten Jahre der Darmstädter Periode fallen. Der in Bewegung gekommene Phantasiereichtum wollte sich in immer neuen Gestaltungen entladen. Trotzdem brachte Darmstadt ziemlich bald ein Neues für Pellars Malerei und steigerte dieses mehr und immer mehr, bis schließlich, man darf das wohl so ausdrücken, ein neuer Abschnitt in des Künstlers Schaffen sich ergab. Immer mehr tritt die einzelne menschliche Figur in das Besitzrecht des Bildes, in erster Linie das phantasievoll herausgeputzte, seiner Verführungskraft sich bewußte Weib. Mitunter, wie im „Weißen Pfau“ reich in Rokokotracht und mit allem Zauber und Charme umflossen, deren diese Einkleidung fähig ist. Doch immer entschiedener meldet sich der Geschmack unserer Tage zu seinem Recht und Pellar huldigt ihm bis in die äußersten Ausgeburten der Mode. Die wahnwitzigsten Hüte, die ungeheuerlichsten Muffen, die aufgedonnertesten Haartrachten ziehen den jungen Maler wie magisch an. Doch er weiß ihrer „Narrheit“ solch besonderen Schmiß, solch ver-

Digitized by Google

Bildnisse zweier Amerikanerinnen. Pastellgemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Bildnis der Prinzessin Erbach-Schönberg

wegenen Geschmack zu geben, daß er stets etwas Seltsam-Anziehendes, Wunderlich-Geistreiches daraus hervorzaubert. Hier siegt noch einmal der Wiener in ihm, mit jener angeborenen, gefühlshaften Sicherheit der Auswahl, bei der es ein Danebengreifen überhaupt nicht gibt. Es ist geradezu eine virtuosenhafte Kühnheit in diesen Bildern, mögen sie nun „Hetty“ oder „Marion“ oder sonstwie heißen. Man spürt zwar die Kraft des Evablickes, muß indes vor dieser tadellosen Haltung kapitulieren und murmelt bezwungen: „Wirklich elegant!“

Da sind wir beim Ursprungswort unserer Betrachtung wieder angelangt. Das ist's nämlich, was Pellar von allem Anfang an auszeichnet, was ihn gleichsam kennzeichnet, auch schon in seinen ganz frühen Märchenbildern: der ungesuchte und natürliche Sinn für Eleganz. Der steckt ihm in den Fingerspitzen, wie etwas, dessen er sich kaum bewußt zu sein braucht. Es ist die Eleganz des hochkultivierten Wieners, in der höfische Etikette und gute alte Tradition, rassenhafte Anmut und ein Sammelsurium buntester Einflüsse sich kreuzen. Ganz reindeutsch, im oben angeführten Sinne, kann man diese Eleganz wohl nicht nennen, dafür ist das Wienertum zu vielfältig zusammengesetzt, dank liebendem Zusammenströmen aller möglichen Arten. Wir müssen des zufrieden sein, daß das Deutsche jedenfalls immer mit in der Mischung ist, und daß es sich auch die letzte Prägung nicht hat rauben lassen. Zum mindesten also kann die wienerische Eleganz einer noch reiner deutschen Art befruchtend die Wege weisen.

Bei Pellar ist zu spüren, wie er dem deutschen Wesen gefällig entgegenkommt und

Digitized by Google

demnach das allzu Ausgeprägt-Wienerische tunlichst zurückdrängt. Aus diesem Gesichtspunkte wollen die Bildnisse betrachtet werden, die diesem Aufsatz beigegeben sind. Sie sind fein beobachtet und geschmackvoll hingesetzt, aber es fehlt ihnen, möchte man sagen, mitunter eine gewisse herbe Frische. Man spürt, daß der Maler, um sich einzufühlen, einzuschmiegen, die eigene Ursprünglichkeit hie und da zu sehr geopfert und sich einer konventionelleren Art, die menschliche Erscheinung zu betrachten, anbequemt hat. Daß hierin für die Entwicklung des Künstlers eine gewisse Gefahr liegt, darf nicht verschwiegen werden. Aber ein so reiches und sprühendes Talent wie das von Hanns Pellar wird ihrer wohl Herr werden. Er braucht nur wieder tiefer seinem Temperament zu vertrauen, seinem Eigensten die Zügel schießen zu lassen. Daß er den rechten Weg bereits sieht, ist unverkennbar. Wer die ungemeine Kultur des Bildnisses der Gräfin Limburg-Stirum zu treffen wußte (gegenüber S. 188), wer in dieser Anmut so fein und sicher menschliche Wesenszüge anzudeuten vermochte, der ist noch hoher Leistungen im Bildnisfach fähig. Auch beachte man Linienfluß, Aufbau und Farbenabstimmung dieses Gemäldes: das ist wirklich schon beseelte Eleganz! Da flüstert und summt bereits etwas von dem, was wir dem künftigen deutschen repräsentativen Porträt von höfischer Haltung wünschen. Vielleicht gelingt es dem jetzt dreißigjährigen Hanns Pellar, wenn er die vor ihm liegenden Jahre in eifriger Arbeit selbstkritisch ausnützt, den Lorbeer, der ihm winkt, auch noch zu pflücken. Wille und Begabung müssen bei ihm zusammenwirken; dann wird ihm vieles erreichbar sein.

Faunstudie
Von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Marion. Gemälde von Prof. Hanns Pellar
(Im Besitz der Modernen Galerie Thannhauser in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Niedergang des französischen Geistes

Von Fedor von Zobeltitz

Wenn man in ruhiger gewordenen Zeiten einmal Gelegenheit finden sollte, die Kriegsliteratur unserer Feinde von heute durchzuprüfen, wird man den Tatsächlichkeiten ziemlich fassungslos gegenüberstehen. Man wird nicht begreifen, daß ein so wütender Haß und eine so schamlose Niedertracht überhaupt einmal möglich gewesen sind, und man wird nicht verstehen, daß der Intellekt gebildeter Menschen sich so fürchterlich verirren konnte. Wir haben freilich immer gewußt, daß die Zeitungsliteratur Frankreichs und Italiens, bis auf wenige rühmlichere Ausnahmen, sich auf sehr tiefer Stufe bewegt, und es ist einfach nicht wahr, wenn eine deutsch schreibende Schriftstellerin von Begabung, Annette Kolb, die durch ihre Mutter auch einen Tropfen französischer Blutmischung besitzt, in einem Vortrage ausführte, daß es bei uns Blätter gebe, die den Schimpfereien des Matin in nichts nachständen. Niemals hat ein deutsches Blatt sich in so abgrundtiefen Gemeinheiten und erbärmlichen Verleumdungen erschöpft wie die feindliche Presse. Ich kann aus recht genauer Kenntnis der Verhältnisse hier nur wiederholen, was ich gelegentlich an anderer Stelle ausführlicher begründete: daß die deutschen Zeitungen auch in diesem erbarmungslosen Kriege durchaus den Anstand gewahrt haben. Und ich kann im Gegensatz dazu den Nachweis führen, daß es auf feindlicher Seite bis heute nur verschwindend wenige Stimmen gegeben hat, die den Versuch wagten, leidlich gerecht zu urteilen. Seit Kriegsbeginn habe ich eine ganze Reihe von Flugschriften, Broschüren und dickleibigeren Werken über Deutschland, die im gegnerischen Ausland erschienen sind, neben einem Stapel von Zeitungen und Zeitschriften aus aller Herren Länder sammeln können. Auch sogenannte neutrale befinden sich darunter, viele südamerikanische, holländische, norwegische und die anglophilen der Vereinigten Staaten, die an Schmähungen Deutschlands die feindlichen zum Teil noch übertreffen. Keine Presse der Welt hat sich gegen uns allerdings so hundsgemein benommen wie die italienische zu jener Zeit, da der frühere Dreibundsfreund jenseits der Alpen uns noch nicht den Krieg angesagt hatte. Die Boulevardpresse ist gewiß nicht viel wert und war schon vor fünfzig Jahren von Bank und Börse abhängig — die italienische Hetzpresse aber ist für jedes Trinkgeld feil, das die Herren Rennell Rodd, Barrère und Krupenski ihr in den Beutel wirft. Eine elendere journalistische Verderbnis ist in der Tat kaum denkbar.

Doch ich will mich hier auf Frankreich beschränken. Wertvolle Winke gab mir für meine Sammlung die Übersicht über die zeitgenössische französische Literatur, die Otto Grautoff regelmäßig in der Zeitschrift für Bücherfreunde verzeichnet. Was ich mir nicht selbst durch eine Hilfsquelle in der Schweiz verschaffen konnte, fand ich zumeist in der Berliner Königlichen Bibliothek, manches auch in anderen der Öffentlichkeit zugänglichen Büchereien. So habe ich viele Hunderte von deutschfeindlichen Büchern und Tausende von Zeitungsblättern durchsehen können. Es war nicht immer eine angenehme Arbeit, aber doch immer eine sehr interessante. Sie hat mich gewissermaßen in ein Irrenhaus geführt und in e i n e m Punkte mich auch Bewunderung gelehrt: in dem starken Festhalten an einem unerschütterlichen Nationalbewußtsein. Das bekommen wir Deutsche in unsrer Neigung zu einem verschwommenen Weltbürgertum und zu blasser Objektivität nicht fertig. Wir haben freundliche Entschuldigungen für den verleumderischen Hohn Karl Spittelers und für die Entgleisung Hodlers gefunden, haben uns nicht wehren können, als ein sanft empfindelnder Allerwelts-Liberalismus Ernst Lissauers prachtvollen Haßgesang (nicht etwa unsere gesamte Revolutionslyrik von Herwegh bis zu Freiligrath) auf den Index setzte, haben hören müssen, daß man nach beendetem Kriege Maeterlinck, Verhaeren und d'Annunzio von neuem gastfrei aufnehmen würde, haben Henrik Sienkiewicz begeisterte Nachrufe gebracht, nachdem er uns noch kurz vor seinem Tode in der Zeitschrift L'art et l'artiste angepöbelt hatte, haben es sogar erlebt, daß man ein schwaches Drama wie Ohnets ‚Hüttenbesitzer' mit geflissentlicher Absicht wieder in den Spielplan verschiedener Bühnen einreihte.

Georges Ohnet war dabei einer der ersten, der in seinem Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre sorgfältig die Saat der Lüge ausstreute und die Ernte des Hasses vorbereitete. Drei Hefte dieses Machwerkes liegen mir vor. Sie strotzen von so albernen Anwürfen gegen Deutschland, daß man den Verfasser für verrückt halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß seinen Niederträchtigkeiten ein bestimmtes System zugrunde liegt. Daß er Wagner den „Charlatan von Bayreuth" nennt, ist noch nicht schlimm — Saint-Saëns hat kräftigere Worte der Verachtung für den Meister des ‚Parsifal' drucken lassen; dagegen übersteigen die Schimpfereien Ohnets auf den Kaiser in der Tat jedes Maß. Genau so gräulich sind seine beiden ‚Gebete', Gebete der Franzosen und

Digitized by Google

Deutschen, die er im Gaulois veröffentlichte. Zu gleicher Zeit mit Ohnet begann der Träger eines berühmteren Namens, Herr Léon Daudet, sein deutschhetzerisches Geschäft durch die Begründung einer Organisation de l'espionnage. Daudets Spezialität ist die Bekämpfung der angeblichen deutschen Spionage, und diese „fixe Idee hat er in zahlreichen Schriften zu Papier gebracht, z. B. in seinem Hors du Joug allemand und weiter in einem langen Roman, der zuerst in der von ihm geleiteten Action française erschien und den Titel führt: La vermine du monde, roman de l'espionnage allemand, eine blödsinnige Geschichte, in der u. a. der Kaiser, Tirpitz, Kluck und Bülow handelnd auftreten. In zwei Heften der Pages actuelles, einer Flugschriftenreihe, beschäftigt er sich auch mit dem Esprit allemand, anfänglich de Kant à Krupp (schon der Titel weist auf den Unsinn des Inhalts hin), und in einer Fortsetzung mit Maßregeln gegen den Zustrom des verbrecherischen deutschen Geistes nach Beendigung des Krieges.

Sehr unterhaltend ist Heft 28 dieser Pages actuelles, das Les Surboches behandelt. Der Verfasser leitet den Ausdruck boche aus Feldpostbriefen des Jahres Siebzig her (er ist indessen viel älter). Le bochisme soll den deutschen Irrsinn bedeuten; das Wort sei eine Verballhornung von caboché, Dickschädel. Verfasser schlägt vor, boche aber auch zukünftig beizubehalten, da man sich fragen müsse, ob es überhaupt je Allemands gegeben hat, die der Achtung und Würdigung der Mitmenschen wert gewesen seien. Der Surboche ist natürlich der Übermensch Nietzsches, aber in der Karikatur des Schreibers. Aus dem „freien und fröhlichen Gefährten" Nietzsches sieht er, wie sich die „Mordbrenner und Räuber" entwickeln, die „Diebe und Schänder", die „Metzger von Arras, Reims und Löwen". Er greift auf Goethe zurück und erklärt die Epoche des Sturms und Drangs für ein durchaus nietzscheartiges Symptom. „Der Germanismus ist seiner ganzen Wesenheit nach nichts als Ordnungslosigkeit," sagt er. Auch gegen die Professoren Lasson und Ostwald zieht er gewaltig vom Leder, und Herrn Erzberger, den Zentrumsabgeordneten, der ihn durch einen, „Keine Sentimentalität" betitelten Zeitungsartikel geärgert hat, beschreibt er folgendermaßen: „Ich sehe ihn vor mir, rotborstig und blutunterlaufen, mit goldener Brille auf der Nase und dem überhitzten Gesichtsausdruck jener Männerchen, die einen ernsten Ruf und eine irre Einbildungskraft haben. Er wandert an den Sonntagen mit seinen Kindern ins Freie und kehrt heim, Feldblumen in der Faust, Bochewut im Quadratschädel. Was wütet ihn? Die schlechten Nachrichten aus Frankreich und Polen? Nein — er ist zu eigensinnig, um den Gedanken los zu werden, daß Deutschland das Weltall besiegen wird. Was ihn ärgert, ist daß man ihm seine butterstulle entrissen hat, seine Schwäche und mehr noch seine Gewohnheit ..." Solche Albernheiten setzt man dem französischen Leser vor.

Neben Nietzsche, Treitschke und Bernhardi werden die Namen Lasson und Ostwald häufig genannt. In seiner Rectitude et perversion du sens national erzählt Camille Jullian, daß Ostwald auf einem Kongresse ausgeführt habe, Frankreich müsse sich wie eine Schlingpflanze an Deutschland lehnen, und erklärt diese Forderung für eine Hypertrophie des nationalen Geistes. In einem kleinen Sammelwerke Jean Labadiés: L'Allemagne a-t-elle le secret de l'organisation? befassen sich eine ganze Reihe von Autoren mit der Ablehnung eines Aufsatzes Ostwalds über die deutsche Organisationskunst, der man aber doch auch eine gewisse Bewunderung zollt. Recht interessant ist das Kriegstagebuch Fernand de Brinons: En guerre. Impression d'un témoin. Der Verfasser hat die Marneschlacht in nächster Nähe miterlebt und schildert klar und sachlich, wie die deutschen Heere vorwärtsstürmten, die Armee Kluck sogar in so lebhaftem Tempo, daß schwache Stellen entstanden, die von General Manoury (?) ausgenützt wurden und die Deutschen zu einer Halbdrehung zwangen. Am 6. September erschien dann die Proklamation des Generalissimus: „Die Zeit der Rückzugsbewegung ist vorüber." Aus allen Seiten des Büchelchens klingt es dem Leser entgegen: „Ohne das Septemberwunder, dies Wunder der Marneschlacht waren wir verloren." Einige Wochen später befand sich der Verfasser auch im Elsaß, aber wenn man ihn hört, muß man glauben, das ganze Reichsland befinde sich bereits in französischen Händen. Der erste blaue Briefkasten wird zu einer Sensation; Idyllen bezeichnen die Besetzungstätigkeit der Franzosen, blonde Mädchen lachen ihnen in allen Dörfern entgegen. Schon Ende August 1914 ist nach Herrn de Brinon General Pau „im Besitz sämtlicher Pässe zur elsässischen Ebene", und die Armee wird „zu gegebener Stunde" zum Rhein herniedersteigen. Natürlich bereitet die Bevölkerung den Franzosen einen jubelnden Empfang und liest mit hoher Begeisterung die Proklamationen, deren Schwulst so seltsam von der nüchternen Sachlichkeit der deutschen Maueranschläge abweicht. Der Weg des Schlachtenbummlers führt weiter nach Altkirch. Einen Grenzpfahl schleppt man als teure Reliquie nach Belfort „unter dem Beifall der elektrisierten Menge," und der gerührte Kommandant schenkt dem klugen Manne, der den Pfahl aus der Erde riß, sogar großmütig ein Zwanzigfrankenstück. Wir in Deutschland könnten schon eine hübsche Anzahl von Grenzpfählen zur Ansicht ausstellen, wenn wir die aus Ost, Süd und West zusammenzählen wollten. Aber der Pfahl von Altkirch blieb für Frankreich der einzige. Auch ein Schützengrabenbild entrollt Herr von Brinon und läßt sich von der Feigheit der deutschen Soldaten erzählen,

Digitized by Google

von beschossenen Lazaretten, ermordeten Parlamentären, massakrierten Verwundeten. Alle Greuel werden lebendig.

Das merkwürdige Kriegstagebuch gehört gleichfalls zu der Reihe der Pages actuelles. Andere Hefte enthalten laienhafte Beschreibungen unserer Zeppeline und Unterseeboote sowie eine Sammlung von Lebensbildern, unter denen eine Biographie des Generals Pau durch eine kleine Episode unterhaltsam wird. Der Verfasser G. Blanchon erzählt hier ausführlich, daß Pau 1912 zu den großen Manövern in der Schweiz kommandiert gewesen sei und bei einem Frühstück des Präsidenten Forrer neben le Kaiser gesessen habe. Es ist sehr komisch, mit welcher unverhohlenen Genugtuung hier Blanchon zu schildern weiß, wie lange und herzlich der Kaiser damals mit seinem späteren „gefährlichsten Gegner" geplaudert und wie er ihm „wahrhaft freundschaftlich" die Hand gedrückt habe, was wir auch kein'n Augenblick zu bezweifeln brauchen.

Nicht minder interessant ist ein späteres Heft der Serie: Le duel franco-allemand en Espagne von Louis Arnould, in dem der Verfasser sich bemüht, Spanien für die Entente zu gewinnen. Daß der gelehrte Herr — er ist Professor der historisch-philosophischen Wissenschaften in Poitiers — dabei etwas willkürlich mit der Geschichte umgeht, versteht sich von selbst. Drollig ist nur, daß er das Vergebliche alles Liebenswerbens eingestehen muß und u. a. auch anführt, man habe die zu Propagandazwecken nach Spanien versandten französischen Postkarten mit Darstellungen deutscher Greueltaten vielfach wieder mit entrüsteten Randbemerkungen zurückgeschickt. Was er von der deutschen Propaganda in Spanien erzählt, läßt sich natürlich nicht nachprüfen, dagegen zeigen seine Vorschläge zu einer „Gegenattacke", mit welchen skrupellosen Mitteln man auf seiten Frankreichs arbeitet, um die Neutralen zu bestechen. —

Daß die elsässischen Überläufer Wetterlé und Blumenthal den Mund nicht halten würden, war vorauszusehen. Abbé Wetterlé (mit einem Akzent auf dem letzten e) hat „Paroles allemandes" zusammengestellt, die den brutalen deutschen Militarismus beweisen sollen: Aussprüche früherer Herrscher und Kanzler, Urteile Treitschkes, Nietzsches, Mommsens und anderer — auch Ostwald und Lasson werden wieder herangezogen. Von Blumenthal finde ich in einem erst kürzlich erschienenen Artikel des Petit Journal die Forderung, daß Frankreich unbedingt das linke Rheinufer annektieren müsse. Frankreich dürfe nicht großmütig sein einem „wilden Tiere" gegenüber: so erklärt der frühere deutsche Reichstagsabgeordnete.

Herr Joseph Reinach, der einer aus Frankfurt am Main stammenden Familie angehört, geht noch weiter. Er will die Deutschen zur Vertreibung der Hohenzollern „zwingen" und diese Tatsache „zur Vorbedingung für irgendeinen Friedensschluß machen". Herrn Yves Guyot ist auch das noch nicht genug. Nach dem Daily Express hat er einem Ausfrager zugestanden, daß die Provinz Posen an Rußland fallen, die Rheinprovinz und Westfalen Autonomie erhalten, Hannover wieder als Königreich hergestellt und die schleswig-holsteinischen Lande Dänemark zuerteilt werden müßten. Denn „nur durch die Auflösung des Deutschen Reiches" sei der preußische Militarismus zu vernichten. Daß das Ende der Hohenzollernherrschaft nahe ist, beweist auch Herr R. d'Arman in seinen „Prophezeiungen über den Untergang Deutschlands", in denen er auf die längst als Fälschung festgestellte sogenannte Lehninsche Weissagung zurückgreift.

Eine der seltsamsten Erscheinungen in dieser Fülle verdrehter Wirrköpfe bildet Romain Rolland, der Dichter des auch in Deutschland freudig begrüßten Musikerromans „Jean Christophe". Er trat zum ersten Male politisch hervor in einem Briefe, den er im Journal de Genève an Gerhart Hauptmann richtete und in dem er u. a. unseren Einmarsch in Belgien als „ehrlose Schandtat" bezeichnete, die ganz „den Traditionen der preußischen Könige entspreche". Später versuchte er, gerechter zu urteilen. In zwei Aufsätzen, die Amadée Dunois unter dem Titel Au dessus de la mêlée herausgegeben hat, gibt er sich immerhin ehrliche Mühe, ein wenig über die Beschränkung der öffentlichen Meinung herauszukommen — mit dem Erfolge, daß sich nunmehr die gesamte Hetzpresse Frankreichs in wütenden Schmähartikeln gegen ihn wandte, die sich in der Massisschen Broschüre Rolland contre la France zu einer empörenden Niederträchtigkeit verdichteten. In einem Briefe an die in Zürich erscheinende „Internationale Rundschau" erklärte Rolland schließlich, er ziehe sich ermüdet von einem Kampfplatz zurück, auf dem jeder Kämpfer keine andere Stimme hören wolle als die der eigenen Leidenschaft und immer wieder stumpfsinnig die eigenen Argumente wiederhole, ohne nach Mitteln der Verständigung zu suchen. Vielleicht hat ihn inzwischen die Zuerkennung des Nobelpreises getröstet, die Frankreich natürlich von neuem in Harnisch gebracht hat. Im letzten Grunde ähnelt er Karl Spitteler. Auch in seinem Suchen nach ausgleichender Gerechtigkeit bleibt er noch immer eigentümlich befangen.

Belgien und die Kathedrale von Reims haben es ihm vor allem angetan. In einer Sondernummer der Cahiers vaudois, die sich mit der Zerstörung des Gotteshauses beschäftigt, hat er neben Henri Bataille, Auguste Rodin u. a. das Wort ergriffen zu der etwas emphatischen Erklärung, daß die Vernichtung dieses Monuments gleichbedeutend sei mit dem Mord der Seele einer ganzen Rasse: ein Verbrechen, daß die Phantasie Dantes mit einem ewigen Hinsterben in ewigwährender Erneuerung des Todes be-

Digitized by Google

straft haben würde. Eine zweite Sondernummer der genannten Hefte ist Löwen gewidmet und umfaßt gleichfalls eine Anzahl schön stilisierter, phrasenreicher, aber teilweise unleugbar wirkungsvoller Klagegesänge über die Untaten der modernen Hunnen.

Hauptmann hat in seinem Antwortschreiben an Rolland mit Recht bemerkt, bei allem Bedauern über die Schrecken des Krieges und die dabei oft unvermeidliche Vernichtung von Kunstdenkmalen bereite die durchschossene Brust eines Menschenbruders ihm doch tieferen Schmerz. Es konnte unsererseits nachgewiesen werden, daß die Kathedrale von Reims mehr als einmal als Beobachtungsposten und als Deckung für Batterien benutzt worden ist. Das haben aber weder Leute wie Hodler, Spitteler, Rolland berücksichtigt und noch weniger die berufsmäßigen Hetzer, wie sie sich bei Fabrikation der Schrift Les Allemands destructeurs de cathédrales et de trésors du passé zusammengefunden haben. Diese Veröffentlichung, die sich sogar der Unterstützung der Regierung erfreute und andere ähnlichen Inhalts, wie das in der Schweiz erschienene Buch von Marius Vachon Les villes martyres de France et de Belgique, zeigen schlagend, wie es gemacht wird, um die Leser in eine empörte Erregung zu versetzen. Die Verfasser schrecken vor keiner Fälschung zurück, die sich sogar bis auf die Illustrationen erstreckt. Es sind allerdings meist Aufnahmen nach der Natur, aber so geschickt zurechtgemacht und retuschiert, daß etwas ganz anderes dabei herauskommt, als die Wirklichkeit bietet. Im gleichen Zusammenhang macht Otto Grautoff auf ein Werk des Rektors des katholischen Instituts in Paris, Monsignore Baudrillart, La guerre allemande et le catholicisme aufmerksam, das eine Abbildung der Kathedrale von Reims enthält, auf der die Brandwolken erst nachträglich mit dem Pinsel hineingestrichen worden sind. Zwei andere Bilder stellen die Peterskirche von Löwen vor und nach der Einnahme der Stadt dar; aber die angebliche Kirchenruine sind in der Tat nur einige zerstörte Häuser an der Schmalseite des Rathauses. In der Redaktion der Liller Kriegszeitung zeigte man mir gelegentlich ähnliche Bilderfälschungen: Klischees von Aufnahmen nach dem Bombardement, die durch die Stellung des Aufnehmenden und durch Nachretuschen das Gegenteil der Wahrheit geworden waren. Übrigens hat man sich auch bei uns die Mühe genommen, durch geeignete Veröffentlichungen auf dieses System absichtlicher Irreführung hinzuweisen.

Daß Maeterlinck, der bei einer Berliner Feier ihm zu Ehren mit tönender Stimme erklärte, Deutschland gelte ihm als das „Gewissen Europas“, sich völlig in den Dienst der verlogensten französischen Hetzpresse gestellt hat, weiß man. Auf seine jüngste Auslassung in einem Pariser Blatte machte unlängst die „Kölnische Zeitung“ aufmerksam. Da freut sich Maeterlinck, daß die Deutschen glücklicherweise ein fleißiges Volk sind; „wir werden sie zwingen, hundert Jahre für uns zu arbeiten — sie müssen die Sklaven Europas werden.“ Das Gewissen ist in den geknechteten Sklaven verwandelt worden. Im King Albert's Book, das der Daily Telegraph herausgegeben hat, haben sich selbstverständlich auch viele französische Berühmtheiten zum Wort gemeldet. Henri Lavedan besingt König Albert, den roi-chevalier, roi-paladin, roi-simple-soldat. Sarah Bernhard spricht sich dahin aus, daß der Friede den Belgiern auch ein großes Stück deutschen Landes zumessen werde — „und die unterworfenen deutschen Völker werden dann endlich lernen, was Ehre und Menschlichkeit heißt.“ Pierre Loti, dessen Romane aus aller Welt man auch bei uns mit Vergnügen gelesen hat, schildert die belgischen Flüchtlinge, die „vor dem Grausen und dem Mord das Weite ergriffen, vor dem Brande, vor unaussprechlichen Verstümmelungen und sadistischer Notzucht, vor all dem, was auf Erden nicht mehr möglich schien, aber doch noch in deutschen Muckerhirnen schwelte, bis es sich wie ein letztes Erbrechen deutscher Barbarei über Belgien und Frankreich ergoß“. Auch zu einem neuen Roman hat der Krieg Pierre Loti angeregt; er heißt La Hyène enragée und ist wahrhaftig ein Buch, aus dem es wie Flammen des Irrsinns schlägt. Schriftsteller, denen wir gastlich unsere Pforten geöffnet haben, wie Rostand, Barrès, Donnay, die wir in Berlin auch persönlich begrüßen konnten, wie Capus, Richepin und Brieux, quittieren diese Gastlichkeit nachträglich mit den unflätigsten Beschimpfungen. Maurice Donnay schrieb im King Albert's Book, ihm lägen Berichte und Zeugnisse vor über hingeschlachtete und verstümmelte Kinder, Frauen und Greise: „wenn man sie einst wird kennen lernen, wird die ganze zivilisierte Welt vor Grauen erbeben.“ Jean Richepin war das Wort noch zu wenig. Er tat sich mit Paul Escudier zusammen und gab (wiederum mit Unterstützung der Behörden) ein Livre rouge des atrocités allemandes d'après les rapports officiels des gouvernements français, anglais et belges par l'image heraus, zu dem Doumergue die Zeichnungen und ein Künstler wie Léandre das Umschlagbild entworfen hat. Alle Scheußlichkeiten, die unseren tapferen Soldaten von unseren Feinden angedichtet werden, haben hier eine bildliche Darstellung gefunden so grauenhafter Art, wie nur eine zügellos gewordene Phantasie im Vaterlande des Marquis de Sade sie ersinnen kann.

Die sogenannten Witzblätter Frankreichs stehen durch die Bank im Solde dieses schändlichen Verleumdungsfeldzugs. In den Sammlungen der Bibliothek unseres Kriegsministeriums finden sich Musterbeispiele dargestellter Gemeinheiten. Hier wie auf den illustrierten Postkarten mischen sich wütender Deutschenhaß mit einem angeborenen Hang

Digitized by Google

zu perverser Grausamkeit und schamloser Versinnbildlichung des Geschlechtlichen. Ähnliche Abscheulichkeiten bringen die Kartons der „Kultur" germanique. Künstlerisch, aber nicht stofflich ungleich besser sind die Zeichnungen im Grande guerre par les artistes, an dem sich Graphiker wie Léandre, Vallotton, Herman Paul, Steinlen und Laforge beteiligt haben.

Wie Maeterlinck, so hat auch (der inzwischen verstorbene) Verhaeren, der es Deutschland verdankt, daß sein Genius zur Anerkennung kam, sich von Kriegsbeginn an auf die Seite der blutigsten französischen Deutschenfresser geschlagen. Sein Belgique sanglante ist eine von loderndem Wahnsinn diktierte Schmähschrift. Daß er sich bei seinen Beschuldigungen nur auf feindliche Quellen u. a. auch auf Bédiers berüchtigte Fälschungen deutscher Feldpostbriefe beruft, macht seinem Verstande wenig Ehre. Aber der Fanatismus besiegt die Klugheit — auch bei einem anderen, den wir einst herzlich verehrt haben, bei dem alten Anatole France, der in seinem Buche „Sur la voie glorieuse" gleichfalls schon die Teilung Deutschlands vornimmt — in ganz ähnlicher Weise wie Reinach und Guyot. Zurückhaltender ist Henri Bergson geworden, der vielgerühmte Modephilosoph, seit er zu Beginn des Feldzuges in einer Reihe von Vorträgen den deutschen Geist gründlich zu vernichten suchte. Um so lauter gebärdet sich Gustave Hervé, einst der rüstigste Vorkämpfer für den Antimilitarismus, heute ein eingefleischter Nationalist. Er hat die Artikel, die er in seiner Zeitung La guerre sociale (dann in La Victoire umgetauft) erscheinen ließ, auch gesammelt herausgegeben: ein eigentümliches Dokument seines sich rapide entwickelnden Gesinnungswechsels. In der letzten, mir zu Gesicht gekommenen Nummer seiner Victoire (vom 11. November 1916) geht er sogar soweit, jeden Frieden von der Hand zu weisen, bevor Deutschland nicht gänzlich zertrümmert worden, Schlesien und Posen zu Russisch-Polen gekommen und die österreichisch-ungarische Monarchie „von der Karte Europas verschwunden" sei. Mehr kann man freilich nicht verlangen.

Ein närrischer Kauz ist Herr Marc Henry, früher einer der „Elf Scharfrichter" in München, mit seiner Gattin Madame Delvar auch eine in den Berliner Kabaretts wohlbekannte Erscheinung. Ich habe den langen, dünnen Menschen oft gesehen und mich an seinen lustigen Vorträgen ergötzen können. Daß er einstmals lebhaft für eine deutsch-französische Verständigung eingetreten ist und gemeinsam mit zwei deutschen Schriftstellern sogar ein paar Jahre lang eine Revue franco-allemande geleitet hat, das scheint er bei seiner Rückkehr nach Paris vergessen zu haben. Seine Erinnerungen, die er in der Revue de Paris veröffentlichte, sind zwar im allgemeinen nicht von einem so wüsten Deutschenhasse erfüllt, wie er in den meisten Hetzschriften hervortritt, aber die ganze Art und Weise, wie er über Deutschland und deutsches Wesen spricht, ist doch durchaus dem französischen Zeitgeschmack angepaßt und wirkt um so widerlicher, als Henry durch seinen jahrelangen Aufenthalt in Deutschland uns tatsächlich kennen muß, wie wir sind, nicht wie wir unter der Brille des französischen Chauvinismus erscheinen. Noch häßlicher wird die Veröffentlichung, wenn man sich erinnert, daß Marc Henry bei Kriegsbeginn in einem süßlichen Briefe an die „Frankfurter Zeitung" von Deutschland Abschied nahm, mit dem Versprechen, uns allzeit ein treues Andenken bewahren zu wollen. Das Versprechen hat er denn auch auf seine Art gehalten.

Nach einer ruhigen Beurteilung der geschichtlichen Sachlage wird man in dem französischen Schrifttum von heute vergeblich suchen. La guerre des Historikers Denis und eine kleinere Broschüre, die Denis gemeinsam mit einem Unbekannten unter dem Titel Qui a voulu la guerre? herausgegeben hat, verfallen zwar nicht in den Ton unwürdigen Schimpfens, wahren auch eine gewisse Sachlichkeit, kommen über das Einseitige aber doch nicht hinaus. Immerhin ist Denis noch ein anderer Historiker als die Herren Joseph Reinach, Gabriel Hanotaux (der das Deutsche Reich als ein nicht von den Großmächten anerkanntes „Privatunternehmen" betrachtet) und Frédéric Masson, die aus der Geschichte der Zeit eine Legende zu Ehren Frankreichs machen, in der Deutschland den Satan spielt.

Hand in Hand mit der Verhetzung des Volks geht die der Jugend. Das war schon immer so. Seit Siebzig wandert durch die französischen Jugendschriften, teilweise auch durch die Schulbücher, der Geist der Revanche. Leidlich maßvoll sind noch die auf schlechtem Papier gedruckten und ebenso schlecht illustrierten Livres roses, die zweimal monatlich zu sehr billigem Preise (10 Centimes das Heft) erscheinen. Einige Titel seien angeführt: Les enfants héroïques de 1914 — Le Roi-Chevalier — Les héros russes — Les héroines de la guerre — Nos braves Toutous à la guerre (die Kriegshunde) — Les Serbes héroïques — Nos frères d'Italie — Nos prissonniers en Allemagne. Nos diables bleus behandeln die Kämpfe der Alpenjäger in den Vogesen und die Deutschen als „geborene Spitzbuben". Die im zurückgewonnenen Elsaßwinkel spielenden Kapitel schildern den Jubel der Bevölkerung über die endliche „Befreiung" — sogar die Waisenhauskinder (aus dritter deutscher Generation, muß man dabei bedenken) erzählen von dem Glück, wieder der großen französischen Nation angehören zu dürfen. Lehrreich ist die Geschichte eines Gurkhaüberfalles auf einen deutschen Vorposten, bei dem allerhand Scheußlichkeiten begangen werden, die diesmal aber von den braunen Verbündeten Englands ausgehen. Nicht

Digitized by Google

ohne Witz sind auf einigen Bildern die deutschen Soldatentypen in derbkarikaturistischer Manier dargestellt worden.

Gefährlicher sind Hollebeques Récits héroïques pour la jeunesse, die unter dem Gesamttitel La grande mêlée des peuples bei Larousse in Paris erschienen sind: ein Buch, in dem schon die Einleitung besagt, daß der Krieg von heute ein Vernichtungskampf aller Völker der Erde gegen Deutschland sei. Besonders gemein ist die gegen unseren Kronprinzen gerichtete kleine Erzählung Le fils de l'empereur. Auf ein Bilderbuch, das ich selbst nicht kenne, macht Grautoff aufmerksam. Es heißt En guerre und seine Verfasserin ist Charlotte Schaller, eine geborene Deutsche. Die Zeichnungen sind reizend, der Text ist harmlos und kindlich, wenn auch die Deutschen boches genannt und im Krieg der Zinnsoldaten natürlich besiegt werden.

Die Erlebnisse Gefangener spielen selbstverständlich eine große Rolle. Alte Scharteken, die von Gefangenschaften aus dem Kriege 1870/71 erzählen, sind neu aufgelegt oder wieder auf den Büchermarkt geworfen worden. So schildert ein gewisser Leopold in Les Français au Bagne allemand die unerhörten Leiden, die er als Franktireur in deutscher Strafgefangenschaft zu erdulden hatte. Ein anderer Freiwilliger namens Bruchon malt in seinem Buche Neuf mois de captivité en Poméranie die deutschen Landwehrleute als „Ungeheuer mit roten und schmierigen Bärten; ihre Gesichtszüge dürsteten nach Blut". Besser sind die Souvenirs et Impressions des Obersten Victor Tiéry, der bei Sedan gefangen wurde. Das Buch erschien schon 1884 in Paris, aber auf meinem Exemplar ist die Datierung mit der Jahreszahl 1914 überklebt worden; man hat es also wohl für wert erachtet, es neuerdings unter die Leser zu bringen, vielleicht nur aus geschäftlichen Gründen. Auch der alte Oberst ist ein ehrlicher Deutschenhasser, immerhin findet er anerkennende Worte für vieles, was andere lügnerisch begeifern. „Je mehr ich Deutschland kennen lerne," sagt er gelegentlich, „um so mehr bin ich veranlaßt, seine machtvolle Ruhe, seine einfachen Sitten, seine treffliche Organisation zu bewundern." Schließlich spricht er auch von der Zukunft: „Über Deutschland wird die Entnüchterung kommen. England, das uns verriet, wird vielleicht an seiner Reue sterben. Italien, das uns jetzt höhnt, wird weinen. Österreich, das machtlos scheint, wird dem Sturzbach folgen, der es mitreißt. Die Türkei wird sich zu spät erinnern, daß wir sie gerettet haben. Was aus Rußland wird, kann niemand vorhersagen, aber was Preußen an Haß und Verwünschungen auf sich häuft, weiß die Welt: Preußen wird untergehen. Ein Weltbrand bedroht Europa; überall starren Ruinen, überall wird Blut fließen, werden Tränen rinnen." Der Weltbrand ist eingetroffen; möglich auch, daß Italien weinen und England den Verbündeten nochmals verraten wird. Aber der Türkei ist besseres eingefallen, als der Oberst annimmt, und Deutschland wie Österreich sind noch immer auf ihrem Posten. Prophezeiungen stehen billig im Preise. Daß auch die Karikatur sich der französischen Gefangenen annimmt, zeigen André Barnods Prisonniers de guerre; hier predigt der Zeichenstift den Haß wie in der gesamten französischen Witzpresse.

Über den Haß ist viel geschrieben worden, und die antideutsche Liga Souvenez-vous wünscht ihn für alle Zeiten aufrechtzuerhalten. Auch Verhaeren hat ihm im Figaro vom 4. Oktober 1916 ein letztes blutströmendes Gedicht gewidmet. Unsere großen Geister werden der Verachtung preisgegeben, unsere Gelehrten sind unfähige Plagiatoren, unsere Künstler stupide Nachahmer. Aber man will auch wissen, daß Deutschland Frankreich von jeher gehaßt hat. Paul Vervier beweist es u. a. in seinem Haine allemande, ebenso Paul Pilant in seinem Büchelchen La Haine allemande, n'a jamais désarmée. Die Herren machen sich freilich die Sache leicht und zitieren frisch drauf los, ohne die Quellen zu prüfen. Am verrücktesten sprüht uns der gallische Haß aus den Untersuchungen des Dr. Bérillon entgegen, die er über den „schlechten Geruch" der Deutschen in einem ernsthaften Blatte, der Gazette médicale, veröffentlichte. Mit Behagen haben unsere Zeitungen diesen Blödsinn wiedergegeben, und namentlich in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen wird man sich über die dort „endemische übelriechende Schweißabsonderung" gefreut haben.

Ich habe nur eine kurze Auslese geben können; sie zeigt, daß vieles recht belustigend ist an dieser krankhaften Wut Frankreichs gegen Deutschland. Es wird aber ganz gewiß einmal die Zeit kommen, da in Frankreich eine heiße Scham aufbrennt über den unbegreiflich scheinenden Niedergang seiner geistigen Fähigkeiten. Von allen Seiten haben wir in diesem furchtbaren Kriege den Haß der Völker kennen gelernt. Eine Schmutzflut ekelhafter Verleumdungen und Beschimpfungen ist über uns hereingebrochen, und wir haben ihr mit kühlem Achselzucken standgehalten. Immerhin: es wird uns nicht leicht fallen, das Unerhörte zu vergessen, das seit Sommer 1914 aus dem französischen Tollhause zu uns herüberscholl. Und es wird auch gut sein, wenn wir es nicht allzu rasch vergessen.

Digitized by Google

General der Infanterie Max von Fabeck †

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Gladius ultor noster

Schwertsprüche von Werner Bergengruen

Schwert heiß' ich
und will dein Rächer sein.
Durch Helm und Haut beiß' ich
in Hirn und Bein.

Ruhmes genug
will ich dir erwerben,
Hand, die dich schlug,
soll durch mich verderben.

Zunge, die Lästerung sprach,
will ich lähmen,
jede Schande und Schmach
will ich von dir nehmen.

⌘

Weib mag dich verraten, Freund dich hassen,
ich will nimmermehr von dir lassen. —

⌘

Du aber sollst schwören,
mir ganz zu gehören.
Mein Knauf sei dein Siegel,
meine Klinge dein Spiegel.
Dein heilig Kreuz sei mein Griff,
dein Tedeum mein Pfiff,
dein Stab meine Scheide:
niemand trenne uns beide!

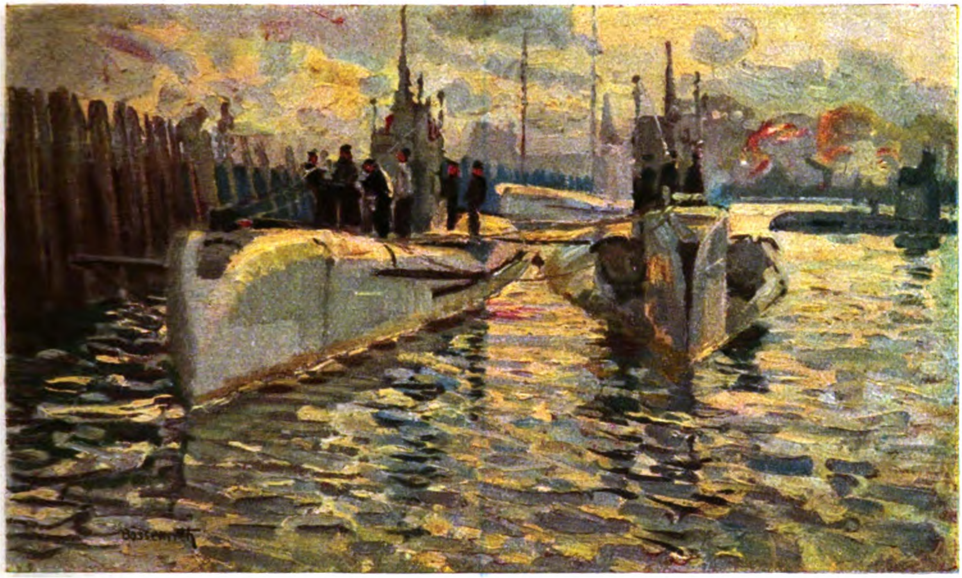
⌘

Das macht mich stolz:
Richters Stab ist von Holz.
Königs Gesetze schreiben sie ein
in Pergament und in Marmelstein.
Löscht sie der Regen nicht, frißt sie der Brand.
Ich bin stählern, und Stahl hält stand.
Richters Stab zerbricht.
Ewig ist mein Gericht.

⌘

Kreuz war nicht noch Lautenspiel,
Pflug nicht noch Federkiel,
Hammer nicht noch Herd,
Da war ich, Schwert.

Digitized by Google



Alarmbereit im Hafen

U-Boots-Leben

Von Kapitänleutnant Georg-Günther Frhr. v. Forstner

Mit fünfzehn Bildern des Marinemalers C. Bössenroth

Die prächtigen Bilder aus dem Leben und Treiben an Bord unserer U-Boote, die diesen Aufsatz begleiten, werden sicherlich in weiten Kreisen unseres Vaterlandes freudig begrüßt werden. Sie werden dazu beitragen, nähere Kunde zu geben von dem romantischen Leben an Bord unserer Tauchboote; sie werden es vielen ermöglichen, mit mehr Verständnis im Geiste unseren wackeren U-Booten auf ihren gefahrvollen Unternehmungen auf den Weltenmeeren und an den feindlichen Küsten zu folgen.

Einst in lang hinter uns liegender Friedenszeit wurde die Öffentlichkeit fast völlig im Dunkeln gelassen über alles, was mit unserer U-Bootswaffe im Zusammenhang stand. Man sah nichts von ihr, man hörte nichts über ihr Wirken und Schaffen, während fast fortgesetzt mehr oder weniger prahlerische Geschichten über das U-Bootsleben und das gefahrvolle Unterwasserhandwerk der Kriegsmarinen anderer Nationen in Zeitschriften und Zeitungen zu lesen waren.

Wird damals wohl nicht so manchem deutschen Leser die bange Frage auf den Lippen gelegen haben, wenn er wiederum mit fett gedruckter Überschrift die Rekordleistung eines französischen Tauchbootes mit einer Fahrtstrecke von einigen hundert Seemeilen in seiner Morgenzeitung vorfand: „Ja, was machen denn unsere U-Boote eigentlich? — Haben wir denn überhaupt brauchbare Tauchboote?"

Jetzt im Kriege konnte und mußte der Schleier von unserer U-Bootswaffe fallen, und aus vielen Stimmen des größeren Publikums sind uns anerkennende Worte bekannt geworden, die deutlich Zeugnis ablegten von dem Interesse und der Liebe, die unser ganzes deutsches Volk seiner U-Bootswaffe entgegenbringt.

Dieses zeigte sich auch schon, seit zu Beginn des Krieges, nach der Tat unseres unvergeßlichen Kameraden Otto Weddigen, die Fülle der Liebesgabensendungen nicht nur auf sein herrliches Boot „U 9", sondern auf die ganze U-Waffe herabregnete.

Ganz besonders aber trat es zu den Weihnachtsfesten in die Erscheinung. Selbst aus den Kreisen der ärmeren Bevölkerung und von der jüngsten Schuljugend kamen die Gaben zu uns und zeugten von der weitgehenden Anteilnahme und dem Interesse an unserem Wirken.

Oft waren es Kinder von Arbeitern, die uns mit ihrem einzigen Spargroschen eine Freude bereiten wollten; und ihre kleine Gabe begleiteten sie mit ihren besten Kinderwünschen. Eines besonders rührenden Falles erinnere ich mich vom ersten Kriegsweihnachten her. Ein kleiner Junge sandte an mich eine Schachtel mit zwei Zigaretten: „Bitte lieber Herr Kommandant, schenke diese Zigaretten einem tapferen Mariner! Mein lieber Vater ist leider auch schon gefallen im Krieg gegen die bösen Engländer, aber meine liebe Mutter sagt immer, ihr werdet es den alten Engländern schon tüchtig wiedergeben, und später schicke ich mehr!" —

Wenn bisher aber auch manches über uns und unser Tun und Schaffen bekannt wurde,

Digitized by Google

es fehlte doch noch fast ganz an dem Künstler, der unsere U-Boote im Bilde uns vorführte, der aus dem Ton der Farben zu uns sprach und uns erzählte, wie unsere U-Bootsmänner lebten und wie ihre schlanken, gefahrbringenden Fahrzeuge aussahen, wie es sich im Innern der kleinen Nußschalen überhaupt wohnen ließ und auf welche Weise ihre Waffen gehandhabt würden.

Mit dankenswertem Fleiße und liebevoller Hingabe hat es der Maler C. Bössenroth übernommen, diese Lücke auszufüllen.

Wieviel übertrieben herbe Kritik enthaltende Worte habe ich doch schon, selbst vor den besten ausgestellten Seestücken und Marinebildern aus dem Munde von Kameraden gehört! Selbstverständlich gibt es viele Seebilder, die einen Seemann ärgern müssen, von denen er sich abwendet. Sein geübtes Auge kann es z. B. nicht ertragen, wenn zwei schöne Schiffe mit brausender Fahrt auf der Leinwand gegeneinander anrennen: gleich müßte ja der gefährliche Zusammenstoß erfolgen, und man könnte nicht mehr eingreifen, nicht mehr helfen. Auch unmögliche Bilder von bewegter See sind, leider vielfach, entstanden.

Man darf aber in seinem abfälligen Urteil nicht so weit gehen, auf einem Gemälde dienstliche Kleinigkeiten so ganz nach Vorschrift ausgeführt sehen zu wollen. Der Künstler sieht eben etwas anders als wir, er sieht öfters ganz anders, er muß anders sehen. Hier richtig abzuwägen zwischen technischer Wahrheit und künstlerischem Empfinden ist sicher oft nicht leicht.

Wenn es nun einem Künstler gelingt, wie Bössenroth, seine Vorwürfe so zu treffen, daß auch der Fachmann aufrichtige Freude beim Beschauen der Malerei empfindet, so daß kleinliche, nörgelnde Bemerkungen verstummen, so hat er das Richtige getroffen. —

Die Schwierigkeit, mit der Bössenroth zu kämpfen hatte, wird erst dadurch im rechten Maße erkannt, wenn man bedenkt, daß er aus begreiflichen Gründen nicht alles, was er selber sehen durfte, den Blicken der Öffentlichkeit preisgeben konnte. Hier galt es für ihn abzuwägen, und ich glaube, annehmen zu dürfen, daß er das Richtige traf.

Mit Zuversicht kann er hoffen, daß weiteste Kreise Freude und Gefallen an seinen Werken finden werden, und verdient hat er es, daß sein Name allgemein bekannt wird. Diesem Wunsche wird jeder gerne zustimmen, der ihn kennt, den rastlosen, nie ermüdenden, bescheidenen Künstler und Meister.

Gern bin ich daher der Aufforderung der Schriftleitung dieser Hefte nachgekommen, durch kleine skizzenhafte Schilderungen die Reihe der hier zur Veröffentlichung kommenden Bilder zu erläutern.

⁂

Das erste Bild „Alarmbereit im Hafen!" führt uns in einen Liegehafen unserer ‚Kleinen Seegrauen'.

Äußerlich friedlich liegt Boot neben Boot fest vertäut. Jeden Augenblick kann es jedoch den Signalbefehl durch eilig am Maste des Admiralsschiffes emporsteigende bunte Flaggen oder durch die geheimnisvollen Zeichen der durch die Luft unsichtbar zu ihm hineilenden Funkentelegraphie erhalten, zum sofortigen Loswerfen der ihn an die Heimatsküste fesselnden Halttaue. Jeden Augenblick kann der ernste, aber stets so freudig von der laut aufjauchzenden Besatzung begrüßte Reisebefehl das Boot erreichen zum Marsch weithin übers Meer an die felsige, ungastliche, feindliche Küste, zu harter Kriegsarbeit, zum Pflücken neuen Siegeslorbeers!

Nicht leicht ist die vor ihm liegende Arbeit. Ihre Durchführung erfordert ganze Männer. Dessen ist sich ein jeder, vom jüngsten Heizer und Matrosen bis zu den Offizieren und dem Kommandanten des Bootes hinauf, wohl bewußt. Aber das feste gegenseitige Vertrauen, die felsenfeste Überzeugung von der Leistungsfähigkeit ihres schon so häufig wetter- und kriegserprobten Bootes und die innere Überzeugung ihres eigenen in langer, harter Ausbildungszeit erreichten Könnens lassen sie lachen aller Gefahren der Feinde und Elemente. Sie alle sind nur beseelt von dem einen Gedanken: ‚Wann endlich wird es wieder losgehen?' Die wohl nirgends auf einem U-Boot fehlende Bordkapelle, meist eine Handharmonika, ein Grammophon und ein Kamm mit einem Stückchen alten Zeitungspapiers, trägt ja auch ihr möglichstes dazu bei, aller Stimmung auf das fröhlichste zu erhalten.

„Lasset uns das Leben genießen,
Laßt uns froh und fröhlich sein!"

klingt es über den Abendnebel des Kriegshafens hinaus und wechselt ab mit dem fröhlichen Siegesliedchen:

„Siegreich wollen wir England schlagen,
Sterben als ein wackerer Held!!" — —

Neulich erst sah ich beim Auslaufen eines Bootes, das seine erste Fahrt gegen den Feind antrat, ein heiteres Bild. Ein Heizer saß unten an Deck, seine Beine wurden umspült von dem bei der eilenden Fahrt überkommenden Seewasser, unentwegt aber spielte er seine Handharmonika und hielt dazu zwischen den Knien einige Notenblätter. Zum ersten Male sah ich hier überhaupt bewußt jemand die Handharmonika, ‚die Quetschgeige' oder ‚das Matrosenklavier', wie es unsere Leute nennen, nach Noten spielen. —

Ein hastiges Hin und Her gibt es natürlich auf dem Oberdeck und vor dem alarmbereitliegenden U-Boot. Unmengen von Proviant für lange Wochen werden angefahren, um bald im Bauche des kleinen grauen Ungetümes zu verschwinden.

Nicht vielen ist es natürlich vergönnt, solch einer Abfahrt unserer Kriegsfahrzeuge beizuwohnen. Denn nur ganz besonders beauftragten Personen, außer den unmittelbar Beteiligten, ist die Annäherung an unseren U-Bootshafen gestattet. Auch sie

Digitized by Google

Abenddämmerung am U=Boots=Hafen in Kiel

können nur aus der Menge des an Bord genommenen Proviantes oder ähnlichen, äußerlich nicht zu verbergenden Dingen vermuten, daß das Boot, vor dem sie stehen, in kurzem zu neuer Kriegstat berufen ist. Auch sie können noch nicht ahnen, daß vielleicht schon in kurzem das jetzt noch vor ihnen friedlich liegende Bootchen Tod und Verderben dem verhaßten Vetter von drüben bringen wird und daß der Draht und die Funkentelegraphie von seinen Taten bald der ganzen Welt erzählen sollen! — Doch nur nicht weich werden!

Gleich führt uns das nächste friedlich dreinschauende Bild in die erhabene Abendstimmung eines unserer U=Bootshäfen.

Dem Kenner verraten all die kleinen verstohlen schimmernden Lichtchen und Lichter, was unter ihnen ruht.

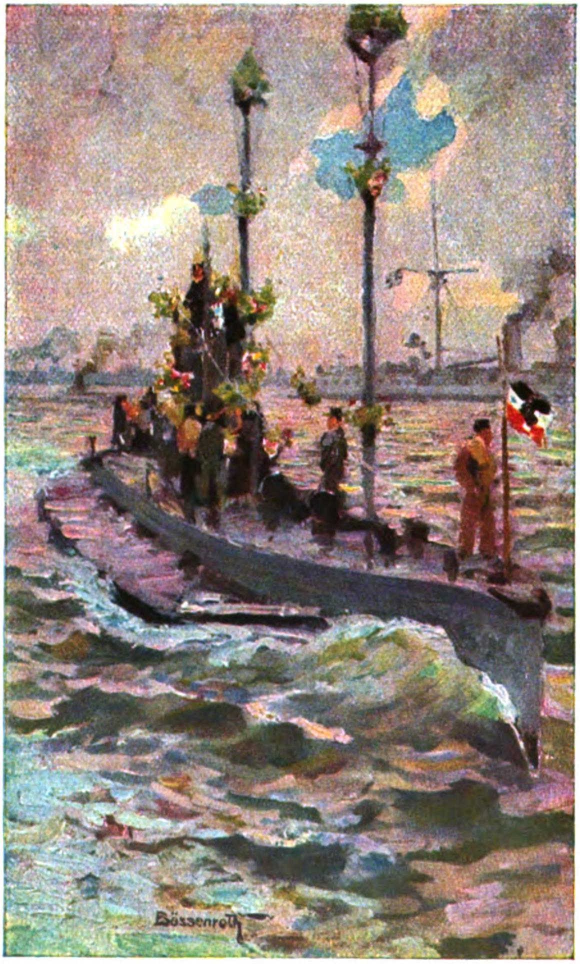
Eine stattliche Flottille flinker neuer U=Boote ruht sich nach anstrengender Tages=

arbeit in der letzten Erprobung all ihrer todbringenden Waffen aus. Vielleicht geht's morgen schon hinaus — „Ran an den Feind!"

Während unten in dem Boote ein jeder bis auf die nötigsten Wachposten schon längst die Augen geschlossen hat zur letzten Ruhe im Heimatshafen, in deutschen Gewässern, und der Mond nur neugierig durch die Wolken hernieder lugt, bleiben weit hinten im Hintergrunde noch zauberhaft die Umrisse des Königlichen Schlosses erkennbar.

Hier sind noch bis spät in die Nacht hinein die Männer seines Stabes geschart um ihren Königlichen Befehlshaber, den Admiral Prinz Heinrich von Preußen, um den Booten da unten die letzten Befehle für den kommenden Morgen, für ihre kommende, Ruhm und Erfolg versprechende Unternehmung zusammenzustellen.

Grau und bleiern legt sich die Luft am nächsten Morgen auf Hafen und Schiffe.



An die Front!

Freudig aber, in frohester Stimmung durchschneidet dagegen das mit Blumen und freundlichen Reisern geschmückte Boot die dunkeln Fluten des Hafens.

Es hat ja heute, mitten in der Nacht, den ehrenden Befehl zum Auslaufen, zur Fahrt ‚an die Front' erhalten!

Sein höchster Vorgesetzter hat ihm damit bekundet: ‚Du bist jetzt soweit, daß unser Vaterland dich gegen seinen ärgsten Feind gebrauchen kann!' Wem von der ganzen Besatzung sollte da das Herz nicht höher schlagen von berechtigtem Stolze und von brennender Siegeshoffnung!

Was kümmert's da den jungen Kommandanten, daß andere Menschenkinder der Morgennebel des unfreundlichen Herbstmorgens vor Kälte erzittern läßt! Er sieht sich schon im Geiste in den allernächsten Tagen Auge im Auge dem Feinde gegenüber; er weiß auch, daß ihm und seinem Boote manch anderes, weit schwereres Wetter bald arg mitspielen wird, dem er wie alle vor ihm mit seinem tüchtigen Boote wird trotzen müssen.

Neidisch schauen dem Kommandanten vom Ufer die noch zurückbleibenden Kameraden nach, stolz doch auf ihn als zu ihnen gehörig, und brausend klingen als letzter Abschiedsgruß des Heimatshafens aus Hunderten von Kehlen die schallenden Hurrarufe der ganzen Besatzung des im Hintergrunde liegenden Kreuzers über die Fluten.

Die Zurückbleibenden wissen, was sie bedeutet, die Fahrt zur feindlichen Küste!

Oftmals haben auch sie es schon im Kriege erprobt, in mutiger Fahrt, und manch ruhmreicher Schlag gegen englischen Machtdünkel ist auf ewig mit dem Namen ihres tapferen Schiffes verbunden. Wie lange wird's dauern und auch sie dürfen wieder den Anker dem Grunde entreißen zur Fahrt gen Engelland! — —

Lange noch schaut die Mannschaft an des Schiffes Rand den scheidenden Kameraden auf dem kleinen U-Boote nach, bis endlich der schrille Pfiff ‚An die Arbeit!' sie auf ihre nur für kurze Zeit verlassenen Stationen zurückruft. Aber immer wieder und wieder werfen sie im Fortgehen noch einen letzten Blick zurück auf die Stelle, von wo es aus der Ferne, leiser und leiser werdend, noch zu ihnen im gleichmäßigen Takt des Grammophons zurückklingt: „Muß i denn, muß i denn zum Städtlein hinaus!" — —

Dem im Morgennebel enteilen-

Digitized by Google

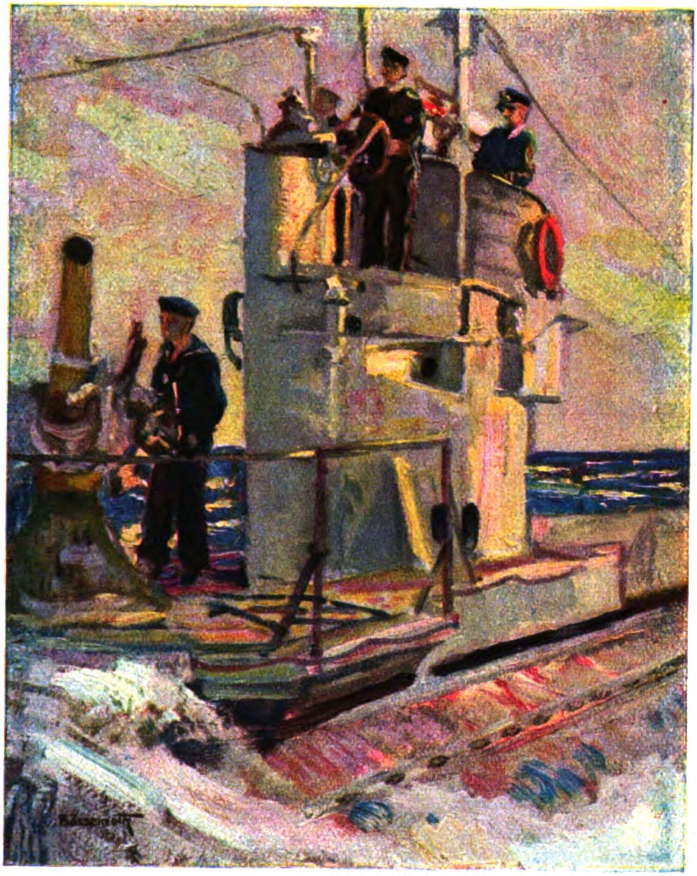
den kleinen Bruder leuchtet aber glückverheißend, als freudiger Morgenstrahl, ein Stücklein hoffnungsfrohen blauen Heimatshimmels entgegen.

Möge der blaue Himmel und die lachende Sonne unseren Kameraden auch weiterhin stets auf seiner kühnen Fahrt begleiten!

Wundervoll hat Bössenroth die Abschiedsstimmung im Bilde festzuhalten gewußt.

Jetzt wollen wir aber unseren kleinen Schützling weiter begleiten, und darum werden wir sofort mitten in den Kommandoturm des Bootes versetzt.

Als ich selber zum ersten Male das Innere eines U-Bootes und gar erst den Kommandoturm und die Kommando-Zentrale, die beiden Hirne eines U-Bootes, betreten durfte, als ich zur Ausbildung zu der damals noch in der ersten Entwickelung stehenden U-Bootswaffe kommandiert war, mußte ich mich unwillkürlich an eine nette kleine Geschichte erinnern, die viel in Marinekreisen erzählt wurde. Sie spielte zur Zeit, als die ersten Torpedos in der Marine eingeführt worden waren. Ein als Lehrer zur Ausbildung in der Torpedowaffe kommandierter Offizier der alten Schule, der wohl jeden Wind ‚beluren' konnte, um ihn durch geschickte Segelstellung möglichst auszunutzen, dem aber jede schwierigere technische Konstruktion ferner lag, und der wohl nur mit aufrichtigem Widerwillen sich eine schmutzige Dampfmaschine in sein schönes sauberes schmuckes Segelschiff schließlich doch einbauen lassen mußte, sollte plötzlich Unterricht über den schon damals äußerst komplizierten inneren Bau des Torpedos abhalten.



Der Kommandoturm eines U-Boots

Auch jetzt schaut mancher, besonders wer der Technik weniger nahe steht, noch bewundernd auf das Werk der Maschinerie eines neuzeitlichen Torpedos. Ich selbst möchte den ersten Eindruck, den ich von diesem Wunderwerk seinerzeit als junger Fähnrich z. S. bei der ersten Unterweisung in der Torpedolehre erhielt, auch vergleichen mit unseren staunenden Kinderaugen, mit denen wir früher vor dem bekannten Jahrmarktszelte standen, vor dessen Eingang die große Dampfmaschine stand, die alle einzelnen Figuren der geheimnisvollen Bude bewegte. Meist war es bekanntlich hierbei üblich, daß das Beste draußen gezeigt wurde, um Schaulustige anzulocken. So wurden wir denn auch angelockt, unseren letzten Silbergroschen auf den Sammelteller der mit ernster, eiserner Miene an der Kasse sitzenden dicken Kassiererin zu legen durch die fortwährend monoton abgeleiert wiederholten Rufe des Herrn Direktors: „Alles dreht sich, alles bewegt sich! Alles Mechanik, alles Räderwerk!"

So ähnlich erklärte der erwähnte Herr die Hauptmaschinenanlage des Torpedos, indem er hierfür nur die Erläuterung gab: „Das Innere des Torpedos sieht aus wie Kalbsgekröse und muß funktionieren."

Trefflich stimmt dieser Ausspruch auch auf das Innere des Kommandoturmes und der Kommandozentrale eines U-Bootes.

Ja, so sieht's aus — und muß funktionieren!

Digitized by Google

Vielen Besuchern, die wir in unseren Booten herumführen konnten, sind ähnliche Bemerkungen entfahren.

So stehen auch wir vor den beiden Bildern Bössenroths: ‚Der Kommandant im Turm' und ‚Blick in die Zentrale'.

Auf das engste gehören sie beide zusammen.

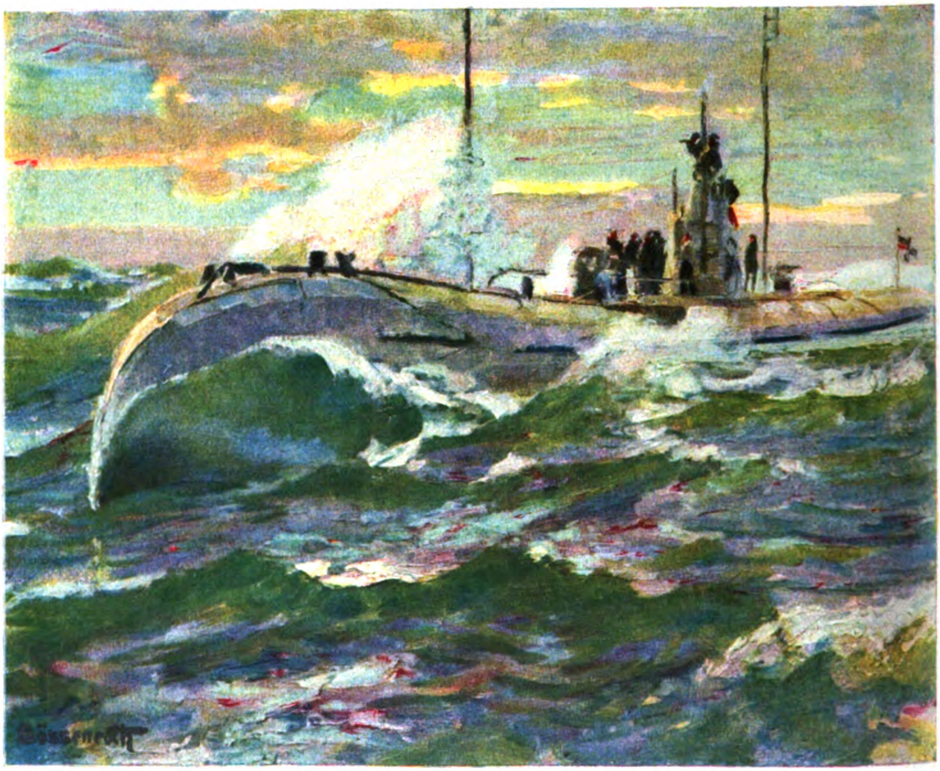
Oben späht der Kommandant eifrigst am Sehrohr in die Ferne nach dem gesichteten Feinde. Nur kurze Zeit darf er das verräterische Glasauge des Sehrohres über den Meeresspiegel hinausragen lassen. Eilend muß es nach kurzem Rundblicke wieder in die Tiefe des Turminnern verschwinden. Unsichtbare elektrische Kräfte besorgen diese Arbeit durch kurzen Druck auf die Knöpfe, harmlos betätigt, als wollte man den Kellner oder das Stubenmädchen eines Hotels herbeirufen. Nur ein einziger kurzer Druck genügt so, und geborgen sind wir vor den neugierigen Blicken des Feindes.

Ein heller greller Sonnenstrahl fällt noch durch eins der winzigen Turmfenster in das Innere des Kommandoturmes und vermischt sich mit dem fahlgelben grünlichen Lichte des hindurchschimmernden Meereswassers.

Oft wechselt die Farbe des durch die Turmfenster hereinstrahlenden Lichtes. Es scheint dann, je nach der Farbe des uns umgebenden Wassers, bald hell und freundlich, bald düster und finster zu uns herein.

Die Beschaffenheit des Grundes und die Beleuchtung der Meeresfläche spielen eine große Rolle für die Helligkeit des in unser Boot schauenden Tageslichtes, der einzigen Verbindung mit der über uns lebenden Welt. Ein selten eigenartiges Beleuchtungsspiel aber wird durch das Vermischen dieses natürlichen Sonnenlichtes mit dem rötlich glühenden Schimmer der elektrischen Glühbirnen hervorgerufen, das sich auf unserem Bilde (gegenüber S. 208) vorzüglich wiederspiegelt.

Oft können wir bei klarem Wasser und hellem Grunde, besonders wenn heller Sonnenschein auf der Meeresoberfläche spielt, noch nach Ausschalten allen künstlichen Lichtes so klar und deutlich sehen, so daß es keine Schwierigkeiten bereitet, zu lesen. Oft tun wir das, häufig sind wir sogar dazu gezwungen, um elektrischen Strom zu sparen. Denn sorgsam müssen wir ja auch danach trachten, nicht durch unnützen Verbrauch dieses kostbaren Schatzes der elektrischen Kraft die mögliche Zeitdauer unserer Verwendungsfähigkeit unter Wasser zu verkürzen. Vor allem aber schluckt die elektrisch betriebene Heizung sehr viel von diesem Stromvorrat, und wehe dem Boote, das nicht rechtzeitig hierin sich die größte Sparsamkeit auferlegt hat. So heißt



U 53 in 18 Seemeilen Fahrt

Digitized by Google

es denn, lieber etwas frieren, als nachher mit der elektrischen Kraft zu früh ‚blox‘ zu sein (Seemannsausdruck für ‚alle sein‘).

Das treffliche Bild des Kommandoturmes ist noch dadurch besonders einzuschätzen, daß sich der Künstler hierbei lang auf den Boden, lang an Deck, wie's bei uns heißt, hinlegen mußte. Sonst hätte es für ihn keinen Platz im Turm gegeben. U=Boote sind ja nicht als Ateliers gebaut, gottlob ebensowenig wie Kriegsschiffe Sanatorien sind, wie ein alter, hervorragender Admiral dereinst äußerte, als irgend jemand auf die geringe Wohnlichkeit und das laute Treiben an Bord der Kriegsschiffe hinwies.

Bössenroths Beine mußten sich mit denen des Kommandanten während des ganzen Malaktes kreuzen, aber sie vertrugen sich.

Eine kleine Begebenheit möge erläutern, wie selbst in der ernsten, feierlichen Stille des U=Boots=Turmes mitunter zur rechten Zeit ein fröhlicher Spaß, meist noch dazu nicht als Spaß gemeint, auch hier die dienstlich ernste Stimmung verscheuchen kann.

Es war im Frühjahr dieses Jahres. Weit draußen im Atlantischen Ozean hatte unser Boot einen feindlichen Dampfer mit kostbarer Ladung abgefangen. Er wurde angehalten und die Mannschaft nach Durchsuchung zum Verlassen des Schiffes aufgefordert. Eilends verließen die Leute, sichtlich froh, ihr Leben retten zu können, auf Signalbefehl das Schiff in den zahlreichen Rettungsbooten bei ruhigem, schönsten Frühlingswetter. Das letzte Boot war glücklich von dem Dampfer abgestoßen. Ich hatte mich an das Ziel-Sehrohr begeben und wollte gerade dem verfallenen Opfer den Gnadenstoß durch einen wohlgezielten Torpedoschuß versetzen, als eine schreiende Stimme mich fast um meinen Treffer gebracht hätte. Von der Stelle eines anderen Sehrohres erscholl es nämlich, fast ängstlich besorgt, durch ein weit geöffnetes Sprachrohr zu mir herauf: „Herr Kapitänleutnant! Herr Kapitänleutnant!“, so daß ich Veranlassung nehmen mußte, mich nach dem Grunde dieses Zetermordios zu erkundigen. Es konnte ja irgend jemand eine auf uns lauernde Gefahr bemerkt haben, auf die er mich aufmerksam machen wollte. Doch meine Frage: „Was ist denn eigentlich wieder los?“ wurde nur prompt und ruhig von der jetzt erkannten Stimme meines Koches damit beantwortet: „Herr Kapitänleutnant, können Hühner eigentlich schwimmen?“ Etwas erstaunt mußte ich zunächst lachen, doch seine weiteren Beteuerungen: „Auf dem Achterdeck da laufen ja lauter Hühner herum, und morgen ist doch Sonntag!“ ließen auch mich bald eine stattliche Hühnerschar erkennen, auf der hochgestapelten Ladung des Dampfers friedlich einherspazierend.

Zentrale mit Blick in den Offiziersraum

Digitized by Google

Doch nicht lange durfte dieses ländlich glückliche Bild dauern. Schnell sich nähernde gefährliche Rauchwolken feindlicher Torpedoboote zwangen zu raschem Handeln. Mit dumpfem Knalle barst das stolze Schiff wenige Sekunden später in zwei Teile. Nur einen Hahn gelang es mir noch nachher aus dem Trümmerfelde lebend zu retten. Er sollte nicht lange auf die über sein weiteres Schicksal entscheidende Fleischkarte zu warten haben.

Die lieben Kameraden aber versuchten, mich noch lange Zeit auf Grund dieses harmlosen kleinen Erlebnisses mit ähnlichen Fragen zu necken wie: „Sag' mal, wann gibt es eigentlich wieder bei dir an Bord torpedierten Hahn zu essen?"

❀ ❀ ❀

Wie der Kommandoturm als Standort des Kommandanten in erster Linie die für die Führung des Bootes und die Ausnutzung seiner Waffen erforderlichen Apparate aufnimmt, so ist die Kommando-Zentrale, meist unmittelbar unterhalb des Turmes gelegen, in erster Linie dazu bestimmt, sämtliche weit verzweigten maschinellen Einrichtungen für die Fortbewegung des Schiffes und die Steuerung des Bootes auf der richtigen Tiefe unter dem Meeresspiegel zu beherbergen. — Sie ist das Reich des leitenden Ingenieurs!

Oben im Kommandoturm sind neben dem Kommandanten in der Regel nur noch ein Steuermann zu seiner Unterstützung in der Navigation und ein Matrose, der das Seitensteuer bedient, beschäftigt. Da unten aber, in der Zentrale des Bootes, da wimmelt's nicht nur von Apparaten, Rohrleitungen, Manometern und kleinsten, feinsten Hilfsmaschinen: nein, da wimmelt's auch von Leuten, sobald das schrille Alarmsignal jedermann auf seinen Posten für die Unterwasserfahrt herbeigerufen hat.

Eine jede Maschine, ein jedes Rädchen, ein jeder Verschluß will seinen Wärter haben, und flinke Hände müssen jeden einzelnen peinlichst genau und richtig bedienen. Doch jeder der ernst dreinblickenden Männer hier unten weiß ja, wie oft von einem kleinen falschen Handgriffe schwere Gefahr für das ganze Boot heraufbeschworen werden kann, und packt deshalb mit sicherem Griffe stets richtig zu. Alle blicken aufmerksam auf ihren Ingenieur, der nach den vom Kommandanten erteilten Befehlen unten das Flut- und Tauchmanöver des Bootes leitet.

„Auf 20 Meter gehen!" lautete der kurze von oben erteilte Befehl.

Schon jeder einzelne im Boote hatte die Stimme seines Kommandanten bei diesem Befehle selbst gehört. Atemlose Stille muß im Boote herrschen, um keine Befehle mißzuverstehen und gefahrbringende Geräusche schnell und sicher erkennen zu können.

Auf ein weiteres Zeichen des Ingenieurs mit der Hand fliegen daher eilends die Verschlüsse der großen Wasserkästen auf, die zur Beschwerung des Bootes zum Tauchen gefüllt werden müssen. Laut zischend quält sich die Luft schleunigst aus den oberen Entlüftungsleitungen heraus, um dem einströmenden Wasser Platz zu machen. Bald soll bei dem so entbrannten Kampf zwischen den beiden Elementen Luft und Wasser das letztere Sieger bleiben. Mit einem leiser und leiser werdenden Klagelaute ist die letzte Luft aus den Wasserkästen entwichen. Gurgelnd schlagen schwer über den höchsten Teil des Bootes, dem Kommandoturm, die Wogen zusammen, und neugierigen Blicken sind wir längst entzogen.

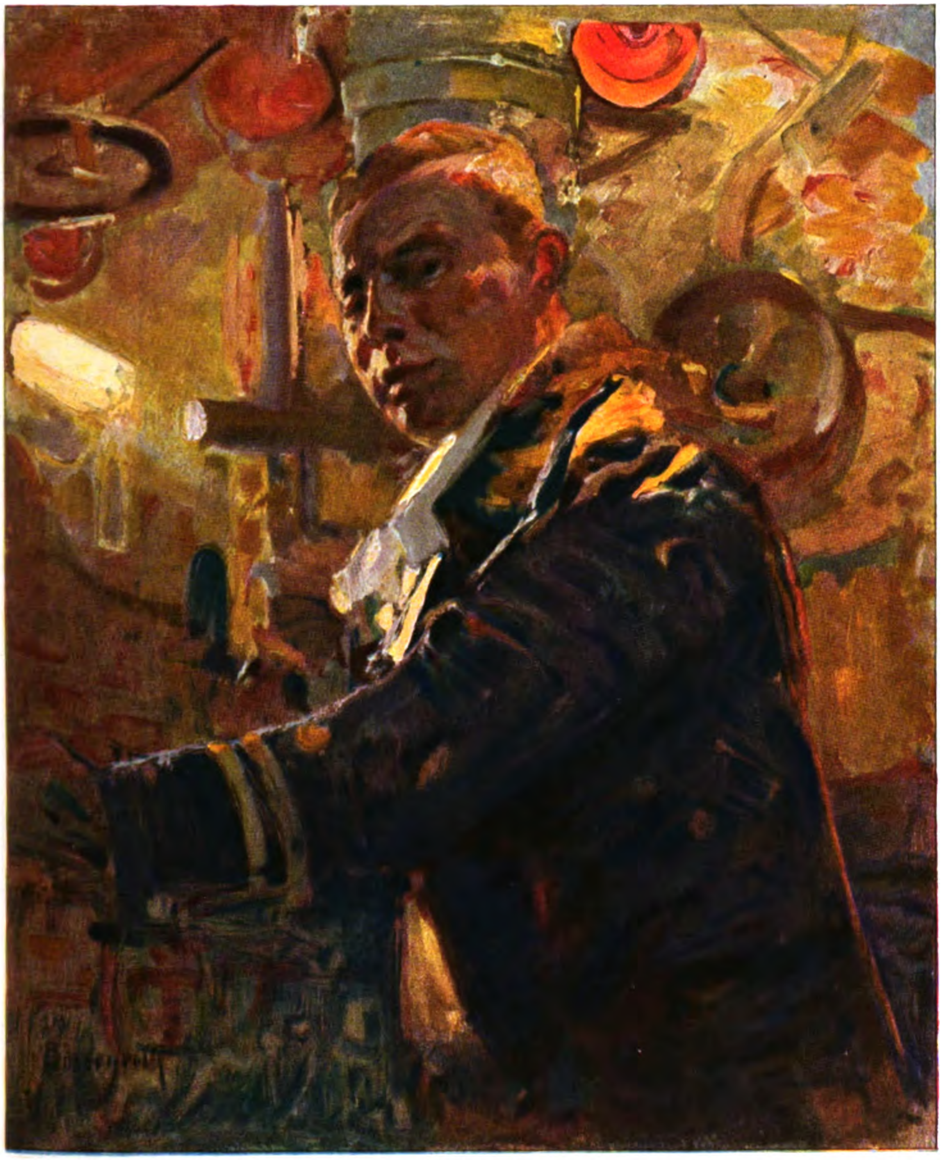
Dies alles ist Sekundenarbeit. Und doch gibt es in diesen wenigen Sekunden solch eine Fülle von Arbeit zu leisten vom Kommandanten, Ingenieur und allen Leuten, daß einem Außenstehenden zunächst unerklärlich erscheint, worauf es ankommt, wie diese Fülle von Arbeit und Gedanken in so kurzer Zeit zu leisten möglich war. Ich will nicht all die Manometer und Anzeigerskalen anführen, die dem Ingenieur beim Flutmanöver zeigen: — jetzt legt sich dein Boot nach vorne rüber, — jetzt fällt es zurück, — schon ist es achterlastig geworden! — doch halt! plötzlich fallen wir nach der Steuerbordseite herüber, schnelle Griffe an Absperrwasserhähnen der einen Seite richten uns gleich wieder auf. — Die Wasserkästen haben jetzt genug Wasser geschluckt; mehr darfst du nicht hineinlassen, sonst läuft das Boot Gefahr, mit sausender Eile in die unergründliche Tiefe herabgeschleudert zu werden, von wo es kein Entrinnen wieder geben würde; jetzt fällt der Zeiger deines Manometers, das Boot fängt an zu sinken; schon sind wir auf 6, 8, 10 Meter — Gott sei Dank! Der Turm muß bereits unter Wasser sein! 12 Meter — 14 Meter — immer weiter sinkt das Boot dem nun einsetzenden Drucke der Tiefenruderflächen folgend, bis auf 18, 19, 20 Meter Wassertiefe — die befohlene Tiefe ist erreicht!

„Das Boot ist auf Tiefe!" — mit diesen kurzen Worten zum Kommandanten wird gewissermaßen die militärische Meldung ‚Befehl ausgeführt!' erstattet.

Das eigentliche Tauchmanöver ist beendet. Die ruhige Fahrt auf der befohlenen Tiefe nimmt nun ihren Anfang. Einfach klingt das vielleicht! Was aber alles in diesen kurzen Sekunden auftreten kann, teils unmittelbar Gefahr bringend, teils nur verzögernd wirkend, das kann nur der ermessen, der ein solches selbst mit erlebt, der es mit Verständnis erlebt hat für die Bedeutung aller einzelnen Apparate in der Zentrale.

Man wird verstehen, daß in dieser kurzen Zeitfolge und bei dem Sausen der Luft, dem Hämmern der Motoren und dem Stöhnen der Pumpen während des Flutmanövers unmöglich alle Befehle mit der Stimme gegeben werden können. Unentwegt schaut daher ein jeder auf seinen leitenden Offizier, kurze Winke müssen zur richtigen Bedienung jedes einzelnen Apparates genügen.

Digitized by Google



Ein U-Boots-Kommandant im Turm

(Bildnis des Kapitänleutnants G., der 22 englische Fischdampfer auf einen Schlag erledigte)

Gemälde von C. Bössenroth

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein jeder hat ‚seinen' Finger des Ingenieurs, der eine Teil der Leute an der rechten, der andere an seiner linken Hand, und nur ein kurzer Wink mit ‚seinem Finger' sagt dem an dem Ventil sitzenden Heizer: „Jetzt ist es Zeit, jetzt mußt du deinen Verschluß dicht drehen!"

Spaß macht es stets, diesem Manöver eines gut einexerzierten U-Bootes in der Kommando-Zentrale zuzuschauen, nur muß man als Zuschauer sich ganz bescheiden in die Ecke klemmen, denn wehe, wenn ein Winkbefehl, durch einen dazwischenstehenden „Badegast" behindert, nicht rechtzeitig erkannt werden sollte.

Bössenroth hat dieses Bild unter Wasser auf einer nächtlichen Übungsfahrt gemalt: er dürfte wohl der erste Maler gewesen sein, dem ein solch gefahrumdrohtes kaiserliches Atelier zur Verfügung gestellt ward.

Doch zurück zu unserem Boote: es ist inzwischen ruhig eingesteuert, lautlos und unheilbringend sucht es sich in der grünen Flut den Weg zu seinem Opfer.

⌘ ⌘ ⌘

Wir steigen in Gedanken wieder schnell zur Oberwelt empor und schauen auf den langen blauen Wogen des Ozeans eins unserer neuesten Boote — U 53 — seinem fernen Ziele — Amerika — zustreben (S. 206).

Wie ein Riesenungeheuer drängt es sich in schnellem Laufe durch die Fluten des gewaltigen Weltmeeres. Vor kurzem ist ein neuer Tag angebrochen, wiederum strahlt dem Boote schon zum soundso vielsten Male lachend die Morgensonne auf dem einsamen Meere entgegen.

Doch was sage ich? Einsames, totes Meer ist nicht der richtige Ausdruck für die Majestät des Weltmeeres. Es steckt ja voller Leben, so voller Abwechslung! Es ist lebend wie ein Mensch in all seinen Stimmungen nur irgend sein kann. Es ist launisch, wie es nur ein Mensch zu sein vermag.

Eben noch lachte es uns heiter an und wiegte uns kaum merklich, zu friedlichem Schlummer auf seinen leise an unserer Bordwand plätschernden Wogen. Bald darauf aber brüllt es uns an und scheint, in ohnmächtiger Wut, unser kleines Fahrzeug in dem weit geöffneten Maule seiner uns grausam entgegengähnenden Wogenkämme verschlingen zu wollen, und hart schlagen seine schweren Brechen gegen die zarten Teile unserer dünnen Aufbauten, zertrümmernd und mit sich wegreißend alles, was nicht eisern niet- und nagelfest. Nach tagelangem vergeblichen Ansturm erst geben sie das nutzlose Rennen auf, und das friedlich daliegende beruhigte Meer mit der wärmenden Sonne lacht uns wiederum genau so an wie vor Aufnahme des Kampfes gegen uns.

⊠ Blick in die Zentrale. (Nachts unter Wasser gemalt) ⊠

Wir auch sind ihm nicht länger böse und lassen uns von der Sonne und dem leise wehenden Winde wieder äußerlich trocknen, während die behutsam in der innersten Tasche vor den nassen Wellen versteckt gewesene Tabakspfeife sorgsam herausgeholt wird.

Es ist stets ein erhebender Anblick, besonders von dem niedrigen Deck eines U-Bootes, die wild heranbrausenden Wogen auf sich zustürzen zu sehen. Stets aber, wie

von unsichtbaren Kräften gehoben, schweben wir, noch bevor uns die Wogen mit ihrer ganzen Kraft zu zerdrücken vermögen, gleich wieder auf dem stolzen Gipfel der nächsten majestätischen Welle.

Als vorzügliche Seeschiffe haben sich unsere U-Boote auf ihren weiten Fahrten bewährt. Die schwersten Wogen der verschiedensten Weltmeere sind schon gut Freund geworden mit uns allen. So geleiteten sie auch das von uns im Bilde festgehaltene U 53 auf seiner weiten, weiten Fahrt zur amerikanischen Küste und glücklich zurück in den schützenden Heimatshafen.

Es würde über den Rahmen dieses kleinen Aufsatzes hinausgehen, hier schildern zu wollen, wie das wackere U 53 sich seine Bahn zweimal quer über den Ozean erkämpft hat. Noch ist's ja in aller Munde, noch in aller Gedenken ist die Aufsehen erregende Nachricht von seinem plötzlichen Auftauchen in dem fernen amerikanischen Hafen und die freudige Kunde seiner siegreich-glückhaften Heimkehr.

In der Küche. 20 m unter Wasser

Passend reiht sich dem eben besprochenen Bilde das nächste mit dem Blick in den Offiziersraum von der Kommando-Zentrale aus an (S. 207).

In dem kleinen gemütlichen Raume sitzt der Kommandant beim Schreiben eines Briefes für seine Lieben daheim. Er darf nicht schreiben, wo er ist, wohin er fährt, oder welche Aufgaben vor ihm liegen. Wochenlang können er und seine Lieben keine Nachrichten, kein Lebenszeichen voneinander erhalten. Nur kurz wird er eine vielleicht tagebuchartige Notiz verzeichnen, etwa lautend: ‚Den ..... in See, nichts Neues, nichts in Sicht, weitab vom Land, bei ruhigem Wetter sitze ich heute nach drei schweren Sturmtagen zum zweiten Male wieder in meiner Kabine, da unten bei dem kleinen elektrischen Ofen. Drei Tage und Nächte mußte ich oben auf dem Kommandoturm verweilen, doch wir haben's geschafft! Gut hat das tüchtige Boot seine schwere Prüfung bestanden. Großartig machten sich unsere Leute, nicht ein einziger ließ den Kopf ...‘ — da ruft ein schrilles Alarmsignal alles auf Stationen, eilends springt der Kommandant selbst nach oben, die nachstürzenden Matrosen rennen sein kleines Schreibtischchen um, so daß sich in Strömen die schwarzen Fluten des zerschmetterten Tintenfasses auf den eben begonnenen Brief ergießen.

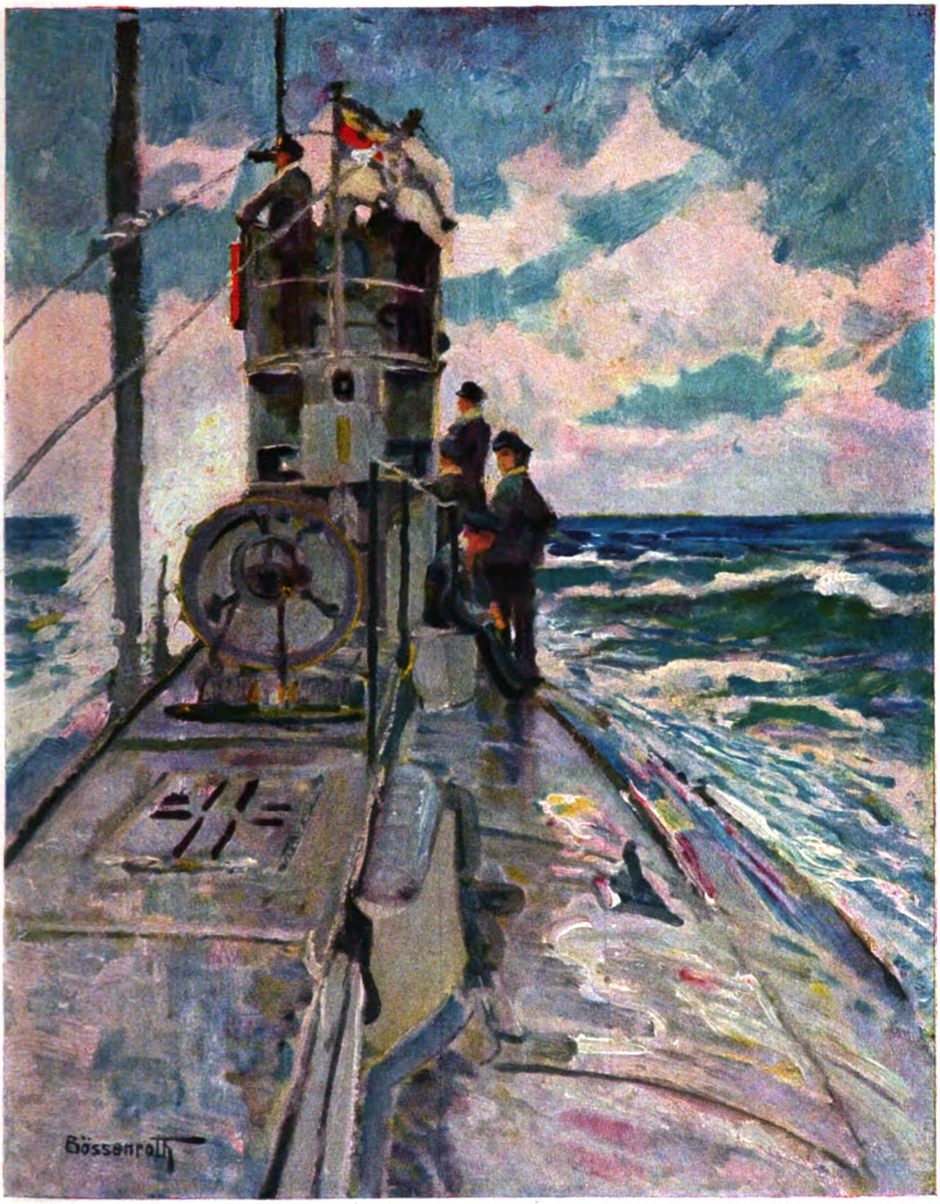
Würde Schiller heute sein „Lied von der Glocke“ schreiben, er dürfte die Alarmglocke des U-Bootes nicht vergessen! Auch hier würden seine trefflichen Worte gut am Platze sein: „Alles rennet, rettet, flüchtet!“ — „Denn ein Kreuzer ist gesichtet,“ könnte er seinen Vers ausklingen lassen.

Schon saust das Boot zur Tiefe hinab, die geladenen Torpedos erwarten den Augenblick, an dem sie ihren Bestimmungszweck erfüllen dürfen. Immer näher kommen die mahlenden Geräusche der heftig arbeitenden Schrauben des feindlichen Schiffes. —

Endlich sind sie nahe genug herangekommen, daß der Kommandant dem ersten Torpedo seinen Lauf auf den Gegner freigeben kann. Einige atemlose, bang hoffende Momente, die zur Ewigkeit werden. —

Dann ein gewaltiger Knall, weithin in der Meerestiefe vernehmbar, der laute Hurrarufe der gesamten U-Bootsmannschaft auslöst. Wieder noch rasch ein kurzer Blick durch das von neuem zur Oberfläche emporgesandte Sehrohr, schnell fährt es gleich wieder zurück in seinen schützen-

Digitized by Google



Auf der Fahrt

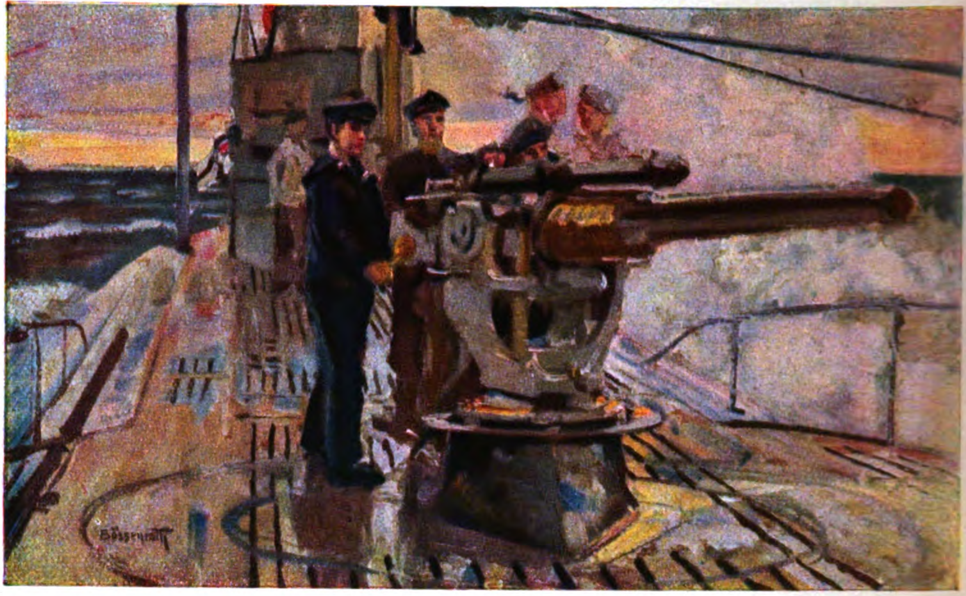
den Schacht im Turm. Erwartungsvoll lauschend wird jetzt das kurze Wort des Kommandanten: „Er sinkt!" in allen Teilen des Schiffes jubelnd begrüßt. Ein jeder möchte seinem Kommandanten die Hand zum Glückwunsch drücken, nur schwer kann er abwehren, noch weiteres gibt es für ihn zu tun, um sich aus dem engen Kreise der ihm jetzt in blinder Wut nachsetzenden feindlichen Torpedoboote zu bergen.

Doch unser guter Freund, das unendliche Meer, nimmt ihn und sein ganzes Boot ja schon lange wieder auf und verbirgt alle den wutschnaubenden, feindlichen Blicken.

Nach einiger Zeit ist die Luft wieder rein, man kann zur Oberfläche emporsteigen; noch ein schneller, vorsichtiger Rundblick vorher gibt uns die Gewißheit darüber, daß wir die noch immer nach uns suchenden Feinde längst abgeschüttelt haben.

Laut polternd werden jetzt die vorher eingelassenen Wassermassen aus den Tauchbehältern durch kräftige Pumpen wieder herausgedrückt, immer höher hebt sich das

Digitized by Google



Der erste Warnschuß an Deck

siegesstolze Boot aus der Tiefe heraus, bis es vollkommen wieder an der Oberfläche schwimmt und die Mannschaften ihrem kühlen, nassen Gefängnisse durch die behende geöffneten Luken entsteigen können, um gleich darauf wieder die schöne, würzige, frische Seeluft mit vollen Zügen atmen zu dürfen.

Vor allem aber werden jetzt all die verschiedenen vorhin beim Tauchen schleunigst gelöschten und versteckten Rauchwerkzeuge aus Taschen und Mützen (dem beliebtesten Aufbewahrungsorte unserer Matrosen hierfür) wieder hervorgeholt und von neuem in Brand gesetzt. Im Innern des Bootes ist das Rauchen stets strengstens verboten, auch wenn das Boot nicht unter Wasser ist, wegen bestehender Explosionsgefahren: desto freudiger wird von dem beliebten Zerstreuungs- und Ermunterungsmittel gleich nach der Tauchfahrt sofort ausgiebigster Gebrauch gemacht.

Es ist lustig anzusehen, wie selbst bei dem schwersten Wetter, wenn es den Leuten der seemännischen Wache auf der Kommandobrücke schon längst nicht mehr einfällt, zum Tabak zu greifen, da sie das Nutzlose eines derartigen Versuches, gegen die Fülle der übereinkommenden Seen und Spritzer gegenan rauchen zu wollen, lange eingesehen haben, wie selbst bei dem schwersten Sturme im Laufe des Tages ein Heizer nach dem andern auf die Kommandobrücke hervorgekrabbelt kommt, um schnell sein Pfeifchen oder seine Zigarette zu probieren. Wenn es nach vielen Mühen und oftmaligem Ducken vor den schweren Seen endlich gelungen, den geliebten Tabaksstummel in Brand zu setzen und den ersten vollen Zug des teuren Krautes zu genießen, so kommt auch schon mit tödlicher Sicherheit die nächste Welle über den passionierten Raucher daher gezogen und löscht zischend den schönen Tabaksbrand rücksichtslos wieder aus.

Der Raucher selber aber ganz durchnäßt, räumt das Feld, steigt eilends wieder in das gastlichere Bootsinnere, um oben auf dem nassen Throne seinem Nachfolger Platz zu machen, dem es aber auch bald nicht besser ergehen soll. Doch jeder ist so wenigstens zu seinem einen, heiß ersehnten Zug gekommen! —

Laut ratternd und pustend sind inzwischen die Ölmaschinen des Bootes in Gang gesetzt worden. Sie donnern und poltern, als ob sie in beschleunigterem Laufe dem soeben durch das Tauchmanöver und die Versenkung des feindlichen Schiffes erlittenen Zeitverlust wieder einholen wollen.

Der Kommandant aber steigt wieder hinunter in seinen „Salon“. Er will den vorhin begonnenen Brief vollenden.

Die Spuren der Tintenströme verwischten seine ersten Zeilen, wenn auch der schuldbewußte Matrose versucht hat, sie mit seinem fettigen Messer auszuradieren unter Hinterlassung der verschiedensten Daumenabdrücke derber U-Bootsfäuste!

Lächelnd bemerkt der Kommandant diesen Versuch, doch entschließt er sich lieber, den Brief von neuem zu beginnen.

Er tut's gerne! Er kann mehr berichten!

Während ein jeder im Turme an der elektrischen Maschine, den verschiedenen Tiefenrudern und den Torpedorohren beim Angriffe vollauf beschäftigt war, hat unten der emsige Koch das Mittagsmahl bereitet. Unser Bild a. S. 210 zeigt ihn in seinem Reiche.

Ich wollte, es könnte eine deutsche Haus-

frau einmal einen Blick in unsere U-Bootsküche hineinwerfen, um zu sehen, wie appetitlich, reinlich, und auf welch kleinem Raume, in winzigen Kochgeschirren das Essen der ganzen, zahlreichen Besatzung gekocht wird. Sie würde Achtung vor ihrem männlichen Kollegen bekommen.

Ich wollte aber nicht, daß jede von ihnen dazu verdammt würde, in dieser Küche ihr segensreiches Walten zu entfalten. Sie käme, fürchte ich, zunächst nicht weit. Hier heißt es, sich denn doch ganz anders einzurichten als in der geräumigen Küche daheim.

Nicht stehen hier bei uns auf breitbordigen Regalen in blendend sauberen Gefäßen die einzelnen Zutaten, wie Pfeffer, Salz, Zimt, Nelken oder dergleichen mehr, leicht erreichbar beisammen. In einzelne Winkel, Ecken und Winkelchen sind sie verstreut gelagert, um diese Plätze auszunutzen, ja in den verschiedensten Räumen des Bootes verteilt müssen sie lagern und bei Gebrauch oft erst von weither geholt werden.

Deshalb kommt es auch wohl manchmal vor, daß ein Koch aus Bequemlichkeit statt eines anderen, richtigen Gewürzes zu den stets ganz dicht neben den Kochapparaten lagernden Nelken greift. Denn Nelken sind das Hauptgewürz unserer Matrosenküche. Mag jedes andere ausgehen, mit diesen Nelken kriegt unser ‚Schmudd‘ (Bezeichnung unserer Matrosen für den Küchenchef) ein jedes Gericht stets wieder in Ordnung!

Das Angenehme bei unserer Küchen-Einrichtung, oder oft auch das weniger angenehm Empfundene, ist die Vorfreude an der kommenden Mahlzeit.

Lieblich duften die Kochgerüche nämlich durch das ganze Boot und bereiten uns vor auf die lockende Speise. Manchmal wird allerdings manches weniger angenehm empfunden.

Schön ist es z. B. nicht, wenn etwa angegangenes Fleisch mit stark vorhandenem ‚Gout‘ vom Koch auf die Schlachtbank geschafft wird. Doch er weiß sich zu helfen, auch müssen wir ja besonders sparsam mit unserem Proviant umgehen und alles, was noch irgend geht, verwerten. So antwortete mir einst mein Koch, als ich ihn auf das Anrüchige seines Fleisches hinwies: „Jawohl, Herr Kap'tänleutnant! Etwas Guh hat es wohl, ich glaube, da machen wir denn einfach Guhlasch von.“ —

Ein jeder an Bord versucht es, sich mit dem Koch gut zu stellen. Vielleicht fällt so doch einmal eine etwas größere Portion für ihn ab oder eine zweite. — Dann zieht sich der Matrose hoch beglückt mit seinem blechernen Eßnapf in die äußersten Winkel des Bootes zurück, um schleunigst ungestört seinen zweiten Schlag zu verdrücken.

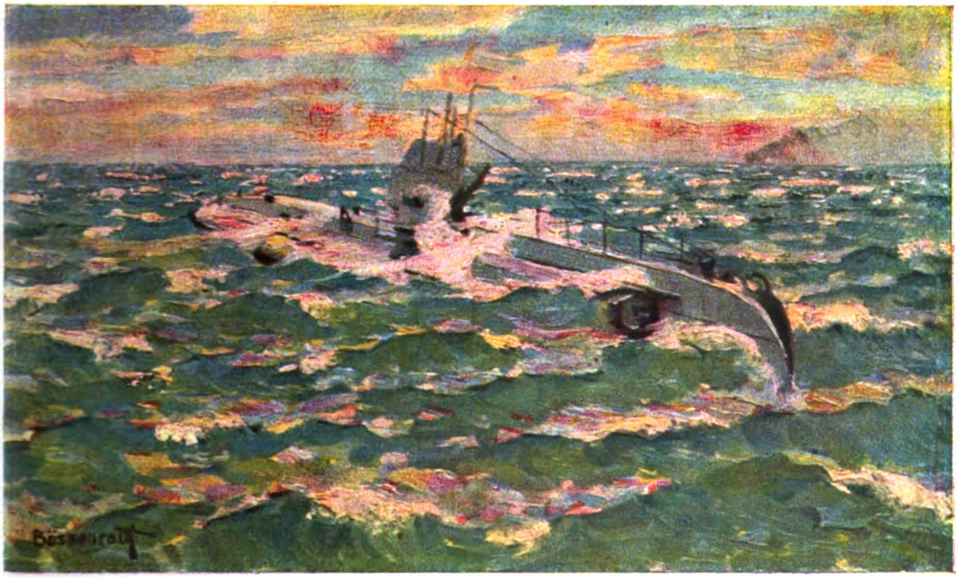
Die stets auf unseren Schiffen gereichte Mittagsprobe des Mannschaftsessens gab jüngst einem Kommandanten Veranlassung, bei dem „Backobst mit Klößen“ zu fragen, ob an den Klößen Sirup dran wäre.

Stramm meldete hierauf der Schmudd: „Jawohl, Herr Kap'tän! Sirup muß dabei, sonst verschlägt das bei die Leute nicht. Die schnuffeln das sonst so 'runter und merken da gar nichts von!“

Wenn sie nur immer ihr Essen wohl und munter herunterschnuffeln können, unsere braven U-Bootsleute!

⌘ ⌘ ⌘

Meist nicht weit vor unserer Küche, der Kombüse, liegt ein Torpedoraum. Das



U-Boot beim Antritt der Tauchfahrt

Digitized by Google

untenstehende Bild zeigt ihn kurz vor der Abgabe des Schusses. Dicht am Feinde stehen wir, lautlose, erwartungsvolle Stille herrscht in allen Räumen, um ja keinen Befehl zu überhören, der aus dem Kommandostande jetzt jeden Augenblick erschallen kann.

Am Abzugshebel des Rohres steht ein Unteroffizier, der Rohrmeister, bereit, um mit raschem Handgriffe auf den kurzen Befehl „Los!" den Torpedo aus dem Rohre heraus zu stoßen. Er hat ihn gehegt und gepflegt die langen Tage vorher. Er kennt und liebt ihn. So sorgsam, wie ein eigen Kind haben er und die ihm beigesellten Leute

Bugtorpedo-Raum. Achtung — — Los!

des Torpedopersonals ihn gehütet, so daß man etwas Gegenliebe auch von ihm erhoffen darf, die er durch seinen sicheren, todesmutigen Lauf in den Bauch des Feindes hinein gar bald bezeigen soll.

An dem Sprachrohr steht ein Befehlsübermittler. Nach oben hin führt's zum Munde des Kommandanten. Alle kleinen Bemerkungen, die dieser mit seinem Steuermann über die Aussichten des begonnenen Angriffs leise flüsternd ausgetauscht hat, kann er unten verstehen. Er hat aus ihnen entnehmen können, daß schon in den allernächsten Sekunden der Befehl zur Abgabe des Schusses erfolgen muß. Auf ihn kommt es dann an, diesen Befehl blitzartig schnell, wie aus der Pistole geschossen, seinem Rohrmeister zu übermitteln. Nur dann ist all die Mühe des Kommandanten gekrönt, wenn der Torpedoschuß auch wirklich in dem Augenblicke gelöst wird, wo das feindliche Schiff gut im Zielfaden drin ist. ‚Lange Leitung' darf niemand im Boote haben, besonders aber nicht der Posten am Sprachrohre, da unten im Torpedoraum. Das weiß er sehr wohl und ist sich seiner hohen Verantwortung voll bewußt.

Endlich kommt der heiß ersehnte Befehl, und mit Blitzesschnelle saust auch schon der Abzugshebel zurück, nachdem kaum das laut herausgekreischte Wörtchen „Los!" dem noch immer weitgeöffneten Munde des Sprachrohrpostens entfahren ist.

Noch bevor der dumpfe, laute Knall des sicher auftreffenden Torpedos die oben geschilderte Stimmung im Boote ausgelöst hat, beginnt hier unten im Torpedoraum schon ein hastig emsiges Arbeiten, um das Rohr von neuem zu laden. Die Reserve-Torpedos warten schon lang darauf, daß auch sie herangeholt werden in die erste Bereitschaft im Innern des Lancierrohres, und kaum hat der eben aus ihrer Mitte geschiedene Kollege dem Feinde die Todeswunde versetzt, da liegt schon der nächste glitzernd funkelnde ‚Aal' (Spitzname für unsere Torpedos) im Rohre bereit, um es bald seinem Kameraden nachzutun! — —

Eine nicht minder große Rolle wie unsere prachtvollen Torpedos spielt die Artilleriewaffe der Boote.

Oft haben wir von ihren Folgen gelesen bei Beschießungen von wichtigen feindlichen Küstenplätzen und oder sich zur Wehr setzenden feindlichen Schiffen, so daß das stimmungsvolle Bild des Geschützes bei dem ersten Warnschuß (S. 212) uns sicher willkommen ist. ‚Der erste Warnschuß!' hat Bössenroth diese Schöpfung benannt und hiermit viel Stimmungsvolles gerade für uns Männer vom Fach hinein gelegt. Die größte Spannung löst nämlich gerade immer dieser erste Warnungsschuß auf dem Boote aus. —

Endlich sind wir so weit mit schnellster

Fahrt herangekommen, daß wir durch den ehernen Mund unseres Geschützes dem feindlichen Schiffe den Befehl zum sofortigen Anhalten („Beidrehen“ in der Seemannssprache) erteilen können.

Vor den Bug (Vorderteil) des Schiffes war das Geschütz gerichtet, es sollte noch nicht treffen, drum bäumt sich kurze Sekunden darauf eine hohe Wassersäule vor dem Bug des stolzen feindlichen Schiffes auf.

Er merkt, es wird Ernst! Muß sich schnell entscheiden, was er tun will, der feindliche Dampfer!

Soll er den Befehl erfüllen? Soll er seine Maschinen stoppen und durch Signal und sein Benehmen uns anzeigen, daß er sich zur Untersuchung stellen will? Daß dieses gleichbedeutend mit seiner alsbaldigen Versenkung sein muß, nachdem die Besatzung in den Booten das Schiff verlassen hat, weiß er ja nur zu gut. — Soll er versuchen, mit höchster Maschinenleistung in die Nähe des Hafens und der schützenden eigenen Kriegsfahrzeuge zu gelangen? Soll er nicht vielleicht sogar den Kampf aufnehmen und aus seinen verdeckt aufgestellten Kanonen das Feuer auf uns eröffnen?

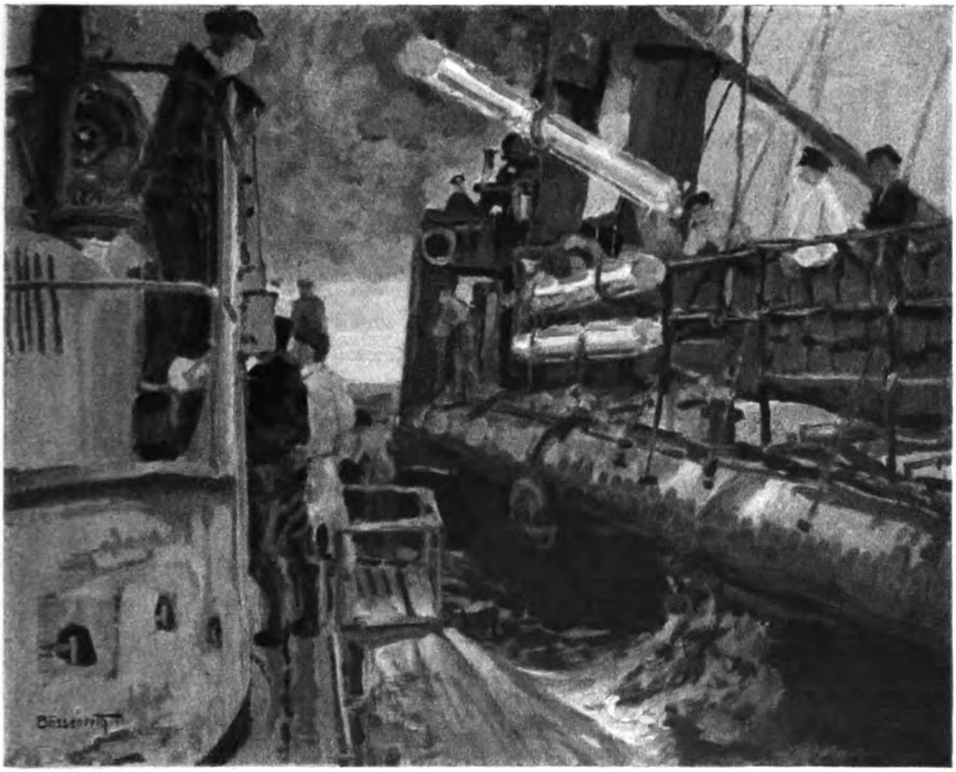
Leider entschließen sich viele feindliche Dampferkapitäne, gedrängt und ermutigt durch hohe Belohnungen und Auszeichnungen ihrer Regierung, nur allzuoft zu letzterem. Wir werden es nie erfahren, wie viele Menschenleben dieses Verhalten der englischen Dampferkapitäne als Opfer gefordert hat!

Während das U-Boot noch eine Zeitlang nach seinem Warnungsschuß dem feindlichen Kapitän Gelegenheit gibt, sich sein Verhalten zu überlegen, ist bald der Entschluß des Dampferführers gefaßt.

Schon sehen wir von unserem Boote mit scharfen Gläsern, wie eilige Hände die Verkleidungen und Bezüge der versteckt aufgestellten Geschütze an Bord des Dampfers entfernen, und bald darauf muß daher dessen erster, gottlob ins Wasser geschossene Schuß durch scharfe Treffer beantwortet werden. — Der Kampf beginnt!

Äußerst schwierig stellt sich das Schießen von dem niedrigen hin- und herrollenden Deck des U-Bootes dar. Klatschend hauen die Seen auf das Oberdeck des Bootes, wie auf Geschütz und Leute. Oft stoßen sie alle Mann vom Geschütz weg und schlagen auf die Platten des Deckes nieder, ja oft reißen sie alle Leute mit Gewalt mit sich über Bord in die kühlen Fluten.

Doch jeder Mann der Geschützbedienung hat sich wohlweislich mit sicheren Stricken an irgendeine Stelle des Decks oder seiner



Torpedo-Übernahme auf See

Digitized by Google

geliebten Kanonen festgebunden; so können sie alle sich gegenseitig wieder heraufziehen an den Geschützstand, um bald, von Wasser triefend und wütend um sich spuckend, mit desto größerer Begeisterung ihrem Gegner die nächsten tödlichen Wunden beizubringen.

Wären diese Augenblicke nicht so verflucht ernst, man müßte lachen über die immer wieder hinpurzelnde Geschützbedienung, die mit immer höher gesteigerter Wut von neuem an ihre Kanone krabbelt, um den nächsten Schuß zu lösen.

Ist der widerspenstige Gegner endlich versunken, so dürfen sich ‚die von der Kanone' in besonderer stolzer Freude nach unten begeben in den wärmenden Raum. Die nassen Kleider wollen sie aber trotzdem noch nicht von den Gliedern ziehen.

„Wir werden ja doch gleich wieder gebraucht!" —

⌘ ⌘ ⌘

Wie wir vorhin dem Tauchmanöver unseres Bootes im Innern folgten, sollen wir auch noch einmal von oben schauen, wie unser Boot aussieht, kurz bevor es immer tiefer in den Fluten verschwindet (S. 213).

Noch liegt es tauchbereit vor uns da, doch gleich stürzen die Wassermassen in die geöffneten Tauchbehälter und schon beginnen die scharfen Flächen der Tiefenruder erst langsam, dann schneller arbeitend den Bug des Bootes hinunterzudrücken.

Artig gehorcht es ihnen, wie ein stolzes Pferd dem Drucke der Schenkel seines Reiters. Die frischbewegte See leckt schon gierig lächelnd an den Vorderplanken, gleich stürzt sie sich über den Bug hinweg, und gar bald sollen die Wogen sich schließen über dem Kommandoturm, um das ganze Boot auf seiner Tauchfahrt gastfrei zu beherbergen.

Es ist immer wieder ein erhabener Anblick, zuzuschauen, wie eine ganze Besatzung im festen Vertrauen auf die sichere Bauart ihres Bootes sich den Fluten für ihre lange Reise anvertraut. Es ist stets wieder von neuem ein Triumph der Technik über die Elemente, ein ernstes, stimmungsvolles Schauspiel!

⌘ ⌘ ⌘

Bei schwerem Seegang hat Bössenroth das Bild gemalt, das uns ein U-Boot ‚auf der Fahrt' vorführt (S. 211).

Bis an die Knie pudelnaß saß er auf seinem schwankenden Malerschemel. Er selbst und all sein Handwerkszeug mußten eisern angebunden werden, auf daß nicht die nächste Woge ihn mit seinem ganzen Atelier entführte. —

So ist auch dieses prächtige Bild unter den größten Schwierigkeiten entstanden und legt Zeugnis ab von schwerer, gefahrvoller Arbeit und eisernem Willen, auch solche fesselnden Szenen im Bilde zu verewigen.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn wir auf dem nebenstehenden Bilde das vereiste U-Boot anschauen, so werden wir unwillkürlich an unsere braven Boote erinnert, die oben im weit entlegenen Eismeere kürzlich ihren neuen Kriegsschauplatz aufgeschlagen haben, oder an unsere Kameraden, die jetzt zur Winterszeit bei schneidender Kälte in der ungastlichen Nordsee oder den rauhen östlichen Gegenden der Ostsee ihrem schwierigem Handwerke nachgehen.

Tagelang ist das Boot auf einsamer ferner Wacht in bitterer Kälte vor den verschiedensten feindlichen Häfen gewesen. Lange Tage ist es dann zurückgedampft zur heimischen Küste gegen einen brüllenden Ostwind, der sein niedriges Deck übergoß mit gewaltigen Sturzseen, die sich aber nicht immer wieder gleich wie die warmen Sommerwogen selbst schleunig zurücklaufend entfernten, wie es ungebetenen Gästen wohl zukommt. Sie wollten die Fahrt mitmachen, ihnen schien es im Wasser wohl selbst zu ungemütlich und kalt, und so setzten sie sich als lästige Schmarotzer fest, wo sie gerade waren, auf dem glatten Deck oder an der Kanone des Bootes.

Ihr sieht man's an, daß sie wohl schon lange nicht mehr ein ernstes Wort hat mitsprechen dürfen, ihr Mund ist von gewaltigen Eisklumpen verschlossen, hinter denen ihre kalte Seele den Winterschlaf begonnen hat. —

Die frierenden Leute an Deck freuen sich auch schon auf ihre Wachablösung und auf den wohlverdienten Seemannsgrog, der sie bald wieder von neuem beleben wird.

Nicht lange wird aber die wohlverdiente Ruhe im Hafen dauern. Bald gilt's zu neuer Tat! Nach einigen Tagen der Erholung bereitet sich unser Boot schon wieder vor zur nächsten Fahrt.

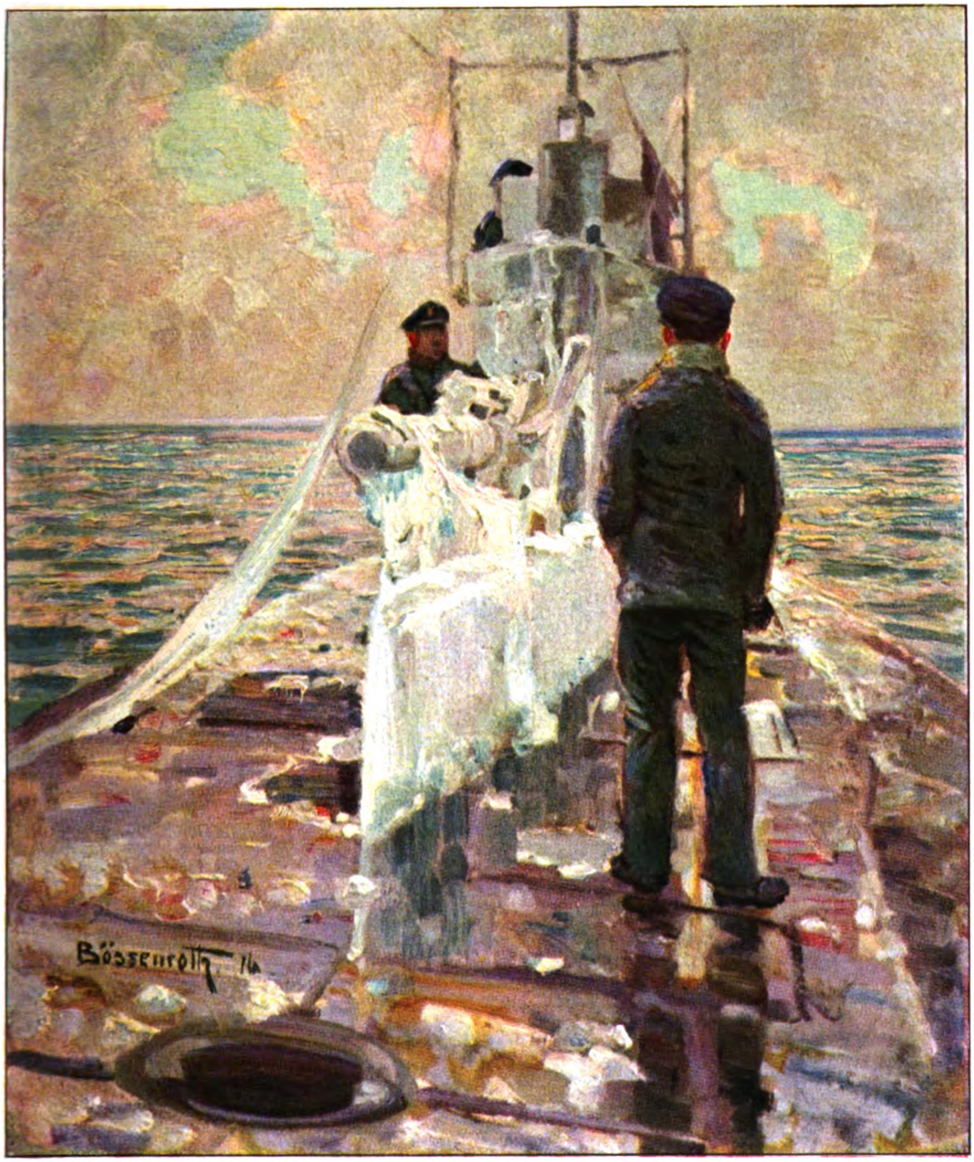
⌘ ⌘ ⌘

Als letztes werden dem U-Boot für die verschossenen Torpedos neue von dem begleitenden Torpedoboote an Bord gegeben (S. 215). Kühn schwingt sich der stählerne Fisch in dem ausgeschwungenen Ladebaume, um gleich darauf, wie von unsichtbaren Händen, hineingelassen zu werden in den nach oben geöffneten Torpedoraum, um weiter auszuruhen bis zu seinem baldigen Siegeslauf in dem kalten Bette des Torpedorohres.

Unsere Gedanken aber begleiten das Boot auf seiner nächsten Fahrt. Vielleicht ist es jetzt gerade, wo wir diese Zeilen lesen, hart am Feinde im Brausen des kalten Wintersturmes. Vielleicht hat auch der auf dem Bilde hängende Torpedo, wie so viele seiner Vorgänger, schon längst seine schwere Pflicht verrichtet.

Wir aber, die wir die Bilder von Bössenroth mit Freude beschaut haben, wollen ihm dafür danken, daß er uns solch fesselnde Skizzen des U-Boots-Lebens geboten hat. Hoffen auch wollen wir, daß er uns noch manches nette Bild aus unserm wirklich so malerischen und poetischen U-Boots-Leben schenken wird.

Digitized by Google



Vereistes U=Boot
Gemälde von C. Bößenroth

Digitized by Google

Die Fahrt ins Bürgerliche

Von Ferdinand Künzelmann

(Schluß)

Am Abend wurde „Lohengrin“ gegeben. Die Reisenden saßen in einer Loge im ersten Rang, und Hermine ertappte sich plötzlich dabei, daß sie, wie alle Welt, mit ihrem Glas in das Dunkel der kleinen Hofloge starrte, wo man ganz im Hintergrunde das helle Kleid der Großherzogin sehen konnte, die dort mit einem Unsichtbaren sprach.

„Jetzt will ich aber niemals mehr über die Menschen schelten,“ sagte sie leise zu Mallingroth, „wenn sie mich ansehen. Ich bin eben gerade so neugierig gewesen wie die andern, und es ist wahr, ich sähe die Großherzogin gern, denn sie soll sehr schön sein.“ Und dann wandte sie sich zu Heino und flüsterte ganz glücklich: „Wie hübsch ist es, daß uns hier kein Mensch kennt.“

„Was ein Irrtum ist!“ sagte Heino. „Denn gerade gegenüber sitzt der alte Kammerherr von Daxleben, der im letzten Winter einmal bei uns am Hofe war. Der läßt dich schon lange nicht aus seinem Glase los, und ich bin sicher, daß er uns erkannt hat. Das heißt, nicht ganz; aber doch so, daß er sich den Kopf darüber zerbricht, wo er uns unterbringen soll.“

„Macht es etwas, wenn er uns erkennt?“

„Nicht das mindeste.“

„Nun,“ war die Antwort, „dann mag er sich getrost den Kopf zerbrechen. Schade, daß es schon dunkel wird.“

Sie setzte sich bequem zurecht, und es fiel ihr schwer aufs Herz, daß sie das Textbuch nur so flüchtig durchgeblättert hatte, denn sie erinnerte sich deutlich, daß in ihrer Nähe oft davon gesprochen war, Wagner wäre so schwer zu verstehen.

Sie saß mit klopfendem Herzen und sehr erwartungsvoll da, in der Gewißheit, daß sich etwas ganz Neues und Unerhörtes vor ihr auftun müßte, eine Welt, die ihr bislang verschlossen gewesen war.

Außer einigen klassischen Dramen, die in der Literaturstunde mit verteilten Rollen gelesen waren, und ein paar kleinen heiteren Opern hatte sie im Hoftheater ihres Oheims noch nichts gesehen. Für Wagner, hatte es immer geheißen, wäre sie noch zu jung, denn Wagner wäre aufregend, erschütternd und berauschend, ein Genuß für die Erfahrungsreichen. Im Kreise der Großherzogin, wo oft von Wagner gesprochen wurde, bekamen alle Gesichter gleich einen besonderen Ausdruck der Ehrfurcht, wenn der Name des großen Mannes genannt wurde, so, als wäre er ein Zauberer, ein geheimnisvolles, in stolzen Formen thronendes, gottähnliches Wesen ...

Hermine empfand es als eine ganz besondere Gunst des Schicksals, daß diese Reise ihr nun zufällig möglich machte, endlich eines dieser von so vielen Rätseln und Geheimnissen umgebenen Werke kennen zu lernen, deren Ankündigung in der Zeitung sie immer schon mit einer Art von Andacht las. Sie seufzte, faltete die Hände, ließ ihre Schultern ein wenig fallen und hörte mit geschlossenen Augen, wie sie es bei den Predigten in der Schloßkirche zu tun gewohnt war, in das dunkle Haus, aus dessen Tiefe selige, hohe, sehnsüchtige Geigenklänge zu ihr aufstiegen. Sie fühlte sich nach wenigen Augenblicken seltsam erschüttert, von süßer Bangigkeit überflutet. Aber sie war gar nicht verwundert und überrascht von diesen Tönen, von dem neuen Klange, der sich vor ihr erhob. Es war vielmehr so, als ob endlich etwas längst Bekanntes, etwas aus der Ferne Gesehenes deutlich und nahe würde. Plötzlich fiel ihr ein, daß so die Musik gewesen war, die sie immer bei ihren Träumen vom Fliegen gehört hatte.

Der Vorhang öffnete sich und enthüllte ein schönes, reich bewegtes, bunt belebtes Bild. Markige Chöre rauschten auf, ein König sprach stolze Worte des Herrschers und des Führers, Telramund erhob seine Klage, Ortrud stand stolz und finster da, ein Gefäß des Verderbens und der Drohung. Die Musik wogte und rauschte. Etwas Dunkles und Feindseliges wühlte in ihr, was das Herz gepreßt machte. Aber dann wurde Elsa vor Gericht gerufen; sie erschien weiß und bleich mit ihren Frauen, und die Musik umfloß sie sanft wie zitterndes, mildes Licht

Digitized by Google

und blühte vor ihr auf wie eine Blume auf der Wiese.

Hermine hatte Mitleid mit ihr und ihrer süßen Unschuld und spürte, daß ihre Augen feucht wurden.

Unten auf der Bühne bekannte die singende Frau die heimlichste Sehnsucht ihrer Seele nach dem schönen Ritter und Helden, der sie aus Schmach und Not befreien sollte. Immer reiner und höher schwang sich die Melodie auf, immer himmlischer und entrückter wurden die Klänge.

‚Das ist die Liebe,‘ dachte Hermine, ‚das ist die Liebe.‘

Lichter und geheimnisvoller zugleich wurde das Fließen und Anschwellen der Töne. Das war mehr als Musik, das waren die Rufe einer Seele, die sich entfaltete, die sich entschleierte.

‚Aber das bin ich ja, die da unten singt und sich sehnt!‘ dachte Hermine, ‚Das bin ich! Das bin ich!‘

Sie atmete schwer, ihr Herz schlug ungebärdig, und bunte Kreise und Sterne schossen durch das Dämmerdunkel des Saals in sonderbarem Spiel vor ihren Augen vorüber. Über den Wogen der Musik aber summte und brauste ihr Blut das feierliche Lied des Lebens.

Und nun hatte sich auf der Bühne das Wunder vollzogen. Nach dem letzten, steilsten Aufstieg der Musik war der Held, war Lohengrin erschienen, vom Schwan so wunderlich wie feierlich hergezogen. Weiß und blond und schön schritt er, ein Held, ein Ritter, ein Gottesgesandter und Geweihter, stolz und mild auf den König und auf Elsa zu, auf Elsa, die Entrückte.

Hermine hob ein wenig die Arme, als wollte sie sich ihm entgegenstürzen, ihm, dem Helden, in dem das Sehnen der eigenen Seele Gestalt gefunden hatte. Ein leiser Ausruf kam über ihre Lippen. Beinahe wie ein Seufzer. Dann sank sie plötzlich ganz in sich zusammen. Mallingroth machte dem Prinzen ein Zeichen, daß er etwas sagen wollte, und flüsterte: „Die Prinzessin weint. Es ist zuviel für sie.“

Heino, der mit seinen Gedanken — Musik brachte ihn leicht ins Träumen — wieder bei der Plantage in Afrika war, erschrak und stand auf. Sogleich war auch Hermine erwacht. Sie hob ihr tränenüberströmtes Antlitz, griff, von einem plötzlichen Schwindel erfaßt, den Arm des Bruders und blieb einen Augenblick schwer atmend und mit geschlossenen Augen stehen. Dann machte sie mit dem Kopfe eine kleine Bewegung nach der Tür und ließ sich hinausführen, ohne der Bühne noch einen einzigen Blick zu schenken.

Draußen auf dem Gange hatte es einen Augenblick den Anschein, als wollte sie ohnmächtig zusammenbrechen. Aber sie faßte sich schnell und richtete sich wieder auf, jedoch bestand sie darauf, das Theater zu verlassen und sofort nach Hause zu gehen.

⌘ ⌘ ⌘

Auf der Fahrt nach dem Norden, als blaue Wälder am Himmel aufstiegen und Berge, auf denen noch Schnee lag, sagte Hermine plötzlich, daß sie Sehnsucht nach Stille und Waldeinsamkeit hätte und daß sie sich zwei, drei Tage besinnen müßte, ehe sie wieder Neues sähe.

So ward die Reise unterbrochen.

Man blieb ein paar Stunden in einer hübschen, von einem ragenden Schlosse betreuten, altertümlichen Stadt am Waldesrande, wo man vor der Behäbigkeit der Häuser, vor der großen Stille, die in den Straßen lag, vor der Ruhe der Menschen in eine lässige Schlenderstimmung geriet, die sich endlich, ohne rechten Grund und Anlaß, zu großer Lustigkeit auflöste.

Dann fuhren sie in das kleine Gebirgsdorf hinauf, das noch vor zwanzig Jahren fast unbekannt, ja, wegen Einsamkeit beinah gefürchtet, im Weltwinkel lag, und das sich schnell mit vielen Villen und großen Hotels zu einem gesuchten Reiseziel der Großstädter entwickelt hatte.

Unten in der Ebene vor den Bergen war der blühende Frühling, die Menschen arbeiteten fleißig in ihren Gärten und trugen schon sommerliche Farben und Kleider. Oben in den Wäldern lag noch Schnee, und die kurze Reise in die Höhe war fast eine Fahrt in den Winter.

Sie waren bald nach Mittag angekommen und machten nach kurzer Rast und einer kleinen Mahlzeit einen Gang durch den nahen Wald bis zu einer auf weit vorspringendem Felsen aufgestellten Bank. Man hatte einen schönen Blick auf das Tal, auf den Ort, auf das Gebirge. Wieder zeigte es sich, daß Mallingroth alles kannte, daß er jeden Berg und jedes Tal

Digitized by Google

zu benennen wußte. Die Herren bekamen in der reinen, frischen Luft, im Anblick der Wälder Lust, gleich an diesem Tage noch den nahegelegenen, höchsten Berg des Gebirges zu besteigen, und sie wollten Hermine überreden, sie zu begleiten.

Aber Hermine sagte plötzlich, sie wäre müde und müßte schlafen. So wurde denn die Bergbesteigung für den nächsten Tag verschoben, und man brach auf.

Nach wenigen Schritten standen sie vor einem schnurgeraden Wege, der über die Hänge des Hügels hinweg durch Buchen hindurch ins Tal führte.

„Dies wäre ein schöner Platz zum Abschiednehmen," sagte Hermine. „Wer hier oben steht, kann den Fortgehenden solange mit seinen Blicken begleiten."

„Sonderbare Dinge sagst du manchmal," antwortete Heino. „Wenn ich nur wüßte, wie du immer darauf kommst."

„Das weiß ich selbst nicht," sagte Hermine. „Nur denke ich bei allem, was ich sehe, so gern an allerlei Geschichten."

„An traurige Geschichten," sagte Heino.

Hermine lächelte ein wenig: „Ja, meistens sind sie traurig. Da hast du recht."

Dann gingen sie ins Dorf zurück, ziemlich schweigsam, und die beiden jungen Herren waren fast ein wenig verstimmt, denn sie fanden es durchaus nicht angenehm, den schönen Tag im Tale und müßig zu verbringen. Im Vollgefühl ihrer jungen Kraft war es ihnen beinah wie ein schweres Opfer, daß sie mit Rücksicht auf Hermine dem Einfall der Bergbesteigung nicht nachgehen konnten. Sie tauschten ein paar lange und bedeutungsvolle Blicke, die so ungefähr besagen wollten: ‚Das kommt davon, wenn man mit einer Dame reist,' aber sie beschlossen doch, sich mit Fassung in das Unabänderliche zu schicken.

Im Hotel begegnete ihnen auf der Treppe ein großer, junger, sehr blonder Mann im Sportanzug. Er blieb, als er schon fast an ihnen vorübergegangen war, mit überraschter Gebärde stehen und sagte: „Guten Tag, Mallingroth! Du bist es doch? Wo kommst du her?"

„Sieh da, Klaus Östersen!" Mallingroth schüttelte dem Blonden herzlich die Hand. „Das ist wirklich eine Überraschung! Ich glaube, ich hätte dich beinahe nicht erkannt."

„Habe ich mich so verändert?"

„Das nicht. Aber wer denkt daran, daß man hier plötzlich einen Schulfreund und Landsmann trifft? Noch dazu in so unwahrscheinlicher Zeit. Die Wintergäste sind fort, und die Sommervögel sind noch nicht da ..."

„Was kein Unglück ist," sagte der Blonde. „Ich wollte ein paar Tage ausspannen. Hin und wieder hat man das nötig. Und du?"

„Ich habe Urlaub und mache mit einem Freunde und seiner Schwester eine kleine Reise." Mallingroth deutete mit dem Kopfe zu Hermine und Heino, die langsam weitergegangen waren.

„Da will ich dich nicht aufhalten." Klaus machte eine Verbeugung zu Hermine hinauf, die sich auf das Treppengeländer gestützt hatte und mit einem kleinen Lächeln zu den Sprechenden hinabsah. „Aber hoffentlich spricht man sich noch einmal."

„Aber gewiß," sagte Mallingroth. „Ich frage abends nach dir."

Dann trennten sie sich, und Klaus grüßte noch einmal zu Hermine hin, die sehr gemessen, viel fürstlicher, als sie's eigentlich gewollt hatte, dankte. Dabei begegneten sich die Blicke der beiden jungen Menschen, und die Augen des Blonden leuchteten blau und hell.

‚Das sind ja Augen wie der Sommerhimmel,' dachte Hermine, als sie weiterging. ‚Ich habe geglaubt, solche Augen gäbe es nur in Büchern und Gedichten.'

Oben auf dem Gange blieben sie vor Hermines Zimmer stehen, und Heino fragte: „Wer war denn das?"

„Ein Jugendfreund," erklärte Mallingroth, „Klaus Östersen aus Lübeck. Jetzt Großkaufmann und Reeder in Hamburg."

„Ein schöner Mensch," sagte Heino, „so blond und rein gewaschen."

„Reeder?" Hermine schüttelte fragend den Kopf. „Was ist denn das?"

„Ein Reeder hat Schiffe auf dem Meere," sagte Heino, und dann zu Mallingroth: „Nicht wahr? Das stimmt doch?"

Mallingroth nickte.

„Das muß schön sein," sagte Hermine. „Schiffe haben immer etwas Geheimnisvolles. Schon die Kähne auf dem Teich und die Dampferchen auf unseren Flüssen, mit denen die Leute Sonntags ausfahren.

Digitized by Google

Ich finde, um ein Schiff herum kann man sich ganz besonders schöne Geschichten ausdenken ... Wenn er will, soll uns Ihr Freund einmal von seinen Schiffen erzählen, Herr Mallingroth. Ich bin sicher, daß sie ganz weite Reisen machen."

„Ja," sagte Mallingroth, „Reisen um die ganze Welt."

„Reisen um die ganze Welt?" wiederholte Hermine mit träumerischen Augen. „Ach, Heino, das ist noch weiter und schöner als unsere Reise. Aber die weite Welt, die ist uns verschlossen."

„Dein Freund kennt ganz gewiß auch Afrika," warf Heino ein. „Ich glaube, er könnte uns viel erzählen. Sollen wir ihn zum Tee einladen?"

Hermine besann sich einen Augenblick. „Wie du meinst ... Wenn es dir Freude macht ..."

„Nein, dir soll es Freude machen," sagte Heino. „Du willst doch immer etwas von der Welt hören."

Sie wurde plötzlich rot und sagte: „Ja, lad ihn nur ein." Dann reichte sie beiden, flüchtig und zerstreut, die Hand und trat schnell in ihr Zimmer ein. Heino und Mallingroth hörten im Weitergehen, daß sie sich einschloß und einriegelte.

Der Prinz lächelte: „Also immer noch ein wenig Furcht. Manchmal ist sie doch noch ein rechtes Kind. Gestern hat sie mir gebeichtet, was sie sich am ersten Abend im Hotel für Sorgen und Gedanken gemacht hat. Was ja schließlich kein Wunder ist, wenn man bedenkt, wie behütet sie aufgewachsen ist." Und nun waren sie auf ihrem Zimmer angekommen, und Heino sah, daß Mallingroth ganz abwesende Augen hatte.

„Worüber denkst du nach?" fragte er. „Du bist manchmal gerade wie Hermine. Als ob ihr in den Brunnen fielet, könnt ihr sein."

„Verzeih," sagte Mallingroth, „ich dachte darüber nach, ob es nicht besser wäre, wenn Klaus Östersen erführe, wer ihr seid."

„Aber warum? Dann ist's doch für Hermine gar kein Spaß mehr, sich von ihm etwas über seine Schiffe erzählen zu lassen."

Mallingroth besann sich ein wenig: „Nun gut ... Klaus ist ein ruhiger besonnener Mann. Sonst ..."

„Erlaube mal," Heino warf den Kopf in den Nacken, „meine Schwester ist erstens ..."

„Eine Prinzessin," fiel Mallingroth ihm schnell ins Wort und verneigte sich: „Ich weiß."

Heino wurde rot: „Verlobt, wollte ich sagen, und ein Mädchen, das genau weiß, was sie sich und uns schuldig ist ... Aber immerhin, wenn du meinst, daß es besser ist, deinem Freunde alles zu sagen ..."

Mallingroth besann sich einen Augenblick und zog, wie es seine Art war, die Stirn ein wenig kraus. Dann hob er die Achsel: „Nein, lassen wir das. Es verdürbe vielleicht deiner Schwester den Spaß, und ihm nähme es ganz sicher die Unbefangenheit. Trotzdem —: ganz geheuer ist mir nicht bei dieser Geschichte, das will ich dir nicht verhehlen."

Der Prinz lächelte: „Da siehst du, scheint mir, wieder einmal Geheimnisse und Gespenster, wo keine sind. Ich glaube, Hermine hat recht, wenn sie sagt, an dir wäre ein Diplomat verloren gegangen."

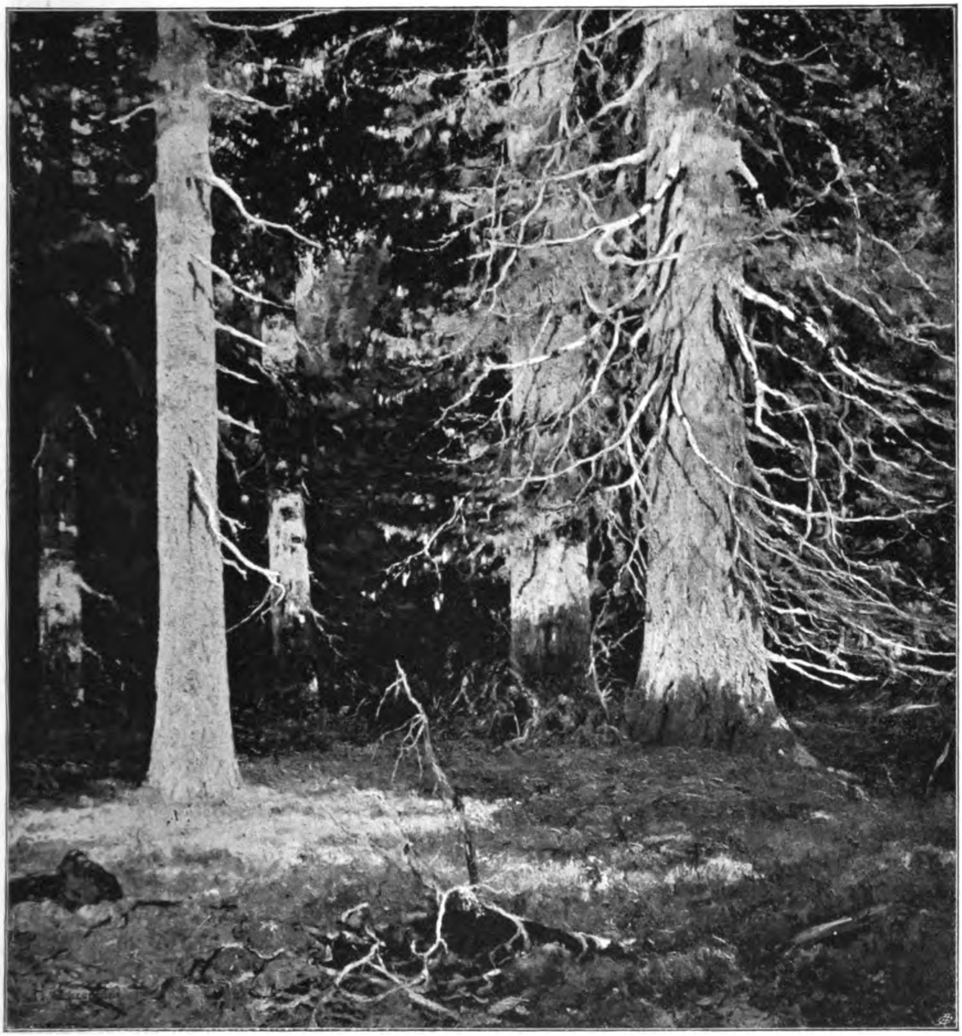
„Ein Diplomat oder ein Detektiv," sagte Mallingroth und lächelte auch. „Wer weiß? Vielleicht auch nur ein guter Wachhund, der an der Tür liegt und darauf paßt, daß seinem Herrn kein Schaden geschieht .., Aber nun will ich hinunter gehen und den Klaus Östersen zum Tee einladen, und ich will ihm sagen, daß er sich auf ein paar Geschichten von seinen Schiffen und Reisen vorbereitet. Was vielleicht ganz nützlich ist, damit deine Schwester keine Enttäuschung erlebt. Denn wir nüchternen Menschen aus Werkstatt und Kontor mögen manche Vorzüge haben, aber ich weiß doch nicht, ob wir uns gerade als Geschichtenerzähler auszeichnen, als Erzähler solcher Geschichten wenigstens, wie deine Schwester sie hören will."

„Und was sind das für welche?" Ich bin doch neugierig, wie du sie benennen wirst."

„Geschichten der Verklärung und der Verwandlung," sagte Mallingroth: „Geschichten, in denen aus einem Schiffe, das um des Handelns und des Verdienstes willen gebaut ist, eine wandernde Brücke zwischen zwei Ländern wird, ein schneller Bote, der viele Gaben bringt ..."

Heino reckte sich und warf sich auf das Ruhebett: „Solche Geschichten sind sehr

Digitized by Google



Urwaldriesen

Gemälde von Hans Freiherrn von Eckardtstein

Digitized by Google

Digitized by Google

schön, aber ein wenig dunkel und unverständlich. Wenn man sie hört, ist es so, als ob man in ein halb erloschenes Kaminfeuer sähe, und draußen heulte der Sturm, und die Geister spielten mit der Wetterfahne ... Ich glaube manchmal, im letzten Grunde sind wir wohl alle törichte Träumer."

„Möglich." Mallingroth hielt schon die Tür in der Hand. „Bleibt nur die Frage, ob wir in unseren Träumen und Torheiten nicht am lebendigsten leben."

⌘ ⌘ ⌘

Beim Tee sagte Heino: „Belehren Sie uns ein wenig, Herr Ostersen, denn wir Landratten, meine Schwester und ich, haben, so beschämend dieses Eingeständnis auch ist, noch nicht einmal das Meer gesehen, kein Kriegsschiff und keinen der großen Dampfer, die nach Amerika und China reisen. Meine Schwester lebt auf dem Lande eine Art von Gutsbesitzerdasein — Sie verstehen, nicht wahr? — und ich, nun ja, ich bin Soldat und habe meinen Dienst und damit ein ganz enges Feld. Freund Mallingroth kann Ihnen berichten, wie angebunden wir sind, und wie selten wir einmal aus unseren Kreisen herauskommen."

Darauf berichtete der Reeder kurz und knapp, sehr sachlich und mit viel Bescheidenheit, ein wenig von seinem Leben und seinen Arbeiten und Pflichten, und Hermine hörte mit großen Augen und ganz hingegeben zu, als würde ihr das unwahrscheinlichste und schönste Märchen erzählt.

Klaus schilderte eine Schiffstaufe und einen Stapellauf. Er sprach von den Reisen seiner Schiffe und von eigenen Fahrten, die er über das Weltmeer gemacht hatte, und er stapelte die Namen von vielen Waren aus den fernsten Ländern auf, die seine Schiffe in den heimatlichen Hafen brachten.

Einmal fragte Heino: „Und was ist eine solche Ladung wert? Doch sicher einige tausend Mark?"

„Das kommt darauf an," war die Antwort. „Der Wert richtet sich nach den Waren, aber es kommt oft genug vor, daß mit einem solchen Schiffe weit mehr als eine Million auf dem Wasser schwimmt."

„Mehr als eine Million?" Heino sah fragend zu Mallingroth hinüber, als müßte der diese Angabe erst bestätigen. „Das ist ja fabelhaft."

Und Hermine stieß einen kleinen Schrei aus und sagte: „Aber das ist ja mehr, als der Großherzog in einem ganzen Jahre bekommt. Das kann man sich ja kaum vorstellen."

Die Million der großherzoglichen Zivilliste war die größte Summe, die in ihrem Kreise als etwas wirklich Vorhandenes genannt wurde. Aus ihrer Enge heraus war ihr diese Summe stets als der Inbegriff, als der Gipfel alles Reichtums erschienen. Daß da nun jemand mit ihr am Tische saß, der von vielen Millionen sprach, der mit vielen Millionen so ruhig rechnete, als wäre eine Million ein Nichts und die selbstverständlichste Sache der Welt, das war ein Wunder, das gab ihr plötzlich eine ganz neue Kenntnis und Anschauung von Welt und Leben.

‚Alles stimmt nicht, was man uns sagt,' dachte sie. ‚Wir sind weder die reichsten noch die klügsten Menschen. Was sind wir eigentlich?' Und bittere Gedanken gaben die Antwort: ‚Betrogene sind wir! Um das Leben werden wir betrogen.'

Mallingroth hatte mit Besorgnis den nachdenklichen Ernst auf ihrem Gesichte gesehen. Nun beugte er sich ein wenig vor und meinte lächelnd: „Millionen, mein gnädiges Fräulein, sind bei den Großkaufleuten eine Zahleinheit wie für uns der Taler. Sie müssen nicht erschrecken, wenn mein Freund von Millionen spricht, und Sie müssen auch nicht glauben, daß er immer gleich eine Million in bar abgezählt in der Tasche trägt."

„Das weiß ich," sagte Hermine. „Aber ich weiß nun doch, daß Ihr Freund über Millionen gebieten kann, und wenn ich mir ausmale, was das heißt, packt es mich wie ein Schwindel. Denn so jung ich auch bin und so fern ich dem Leben auch stehe, so weiß ich doch schon, in großen Umrissen wenigstens, was es bedeutet, reich zu sein."

„Mit anderen Worten, Herr Ostersen," Heino hob sein Glas mit dem stark duftenden Likör: „Hier werden Sie einmal recht und von Herzen beneidet."

„Beneidet?" sagte Hermine. „Nein ... Das wohl nicht ... Wenn ich auch gern eingestehe, daß ich wohl reich sein möchte,

Digitized by Google

sehr, sehr reich. Wer reich ist, kann so viel schenken, und das ist schön."

„Ja, das ist schön!" Heino sah mit einem schnellen und herzlichen Blick zu Mallingroth hinüber: „Sich und anderen kann man das Leben so bunt machen, wenn man Geld hat."

Hermine nickte: „Ja, bunt und reich. Das sind die rechten Worte. Wenn ich Geld hätte, viel Geld, ließe ich mir ein Theater bauen, ein wunderschönes Theater, und ließe mir da die schönsten Opern vorspielen, manchmal mir ganz allein."

„Wagner?"

Hermine wurde rot: „Ja, Wagner." Und dann, nach einer kleinen Pause zu Ostersen: „Lieben Sie Wagner?"

„O ja, es ist alles sehr großartig," war die nicht sehr geschwinde Antwort, „aber auch sehr lang."

„Ich kenne nur den Lohengrin," sagte Hermine, „und eigentlich nur den ersten Akt. Aber das war himmlisch, ganz himmlisch." Sie hob die Hand, zeigte nach der Sonne und beschrieb einen kleinen Kreis durch die Luft: „So als ob es aus einer andern Welt käme."

Heino machte eine entschlossene Bewegung. „Möglich," sagte er. „Trotzdem mache ich jetzt den Vorschlag, daß wir lieber nicht von Wagner reden. Mir geht es nämlich mit diesen Göttern und Helden und ihren höchst merkwürdigen Geschichten und Abenteuern wie Ihnen, Herr Ostersen. Diese Opern sind mir zu lang, und ich bin wie gerädert, wenn ich eine ganz gehört habe. Lassen Sie uns lieber von Afrika reden."

„Von Afrika?" fragte der Reeder. „Wie kommen Sie denn auf Afrika?"

„Weil wir daran denken, Freund Mallingroth und ich, uns später einmal in Afrika eine Plantage zu kaufen."

„Das heißt also," sagte Ostersen, „Sie wollen einmal etwas anderes schießen als Rebhühner und Hasen und Rehböcke."

Der Prinz war ein wenig peinlich berührt. „Na ja, wenn wir nebenher ein paar Löwen und Elefanten schießen, wird uns das recht sein — nicht wahr, Christian? — aber das ist nicht die Hauptsache. Wir wollen nicht nur als Jäger nach Afrika, wie Sie anzunehmen scheinen, sondern wir wollen uns dort ein Arbeitsfeld suchen."

„Nicht als Soldat, nicht als Beamter, sondern auf einer Plantage?" fragte Ostersen. „Also gewissermaßen als Kolonisatoren?"

„Ja, so ungefähr."

„Das ist an und für sich ein sehr vernünftiger Gedanke, und ich muß Ihnen sagen, daß es mich freut, solche Pläne zu hören. Ich freue mich immer, wenn ich Menschen treffe, die daran denken, ein Leben, in dem viel schöner Schein ist, mit einem Arbeitsdasein zu vertauschen. Aber . . . es ist mit Afrika ein sonderbares Ding, und nicht jeder taugt dafür, sich dort in Wildnis und Einsamkeit zu vergraben. Vielleicht machen Sie zuerst einmal eine Probe, indem Sie eine Zeitlang als Gast auf einer Farm leben."

„Dazu müßte man erst Bekannte haben und Urlaub und eine Einladung."

„Die Einladung könnte ich vermitteln," sagte Ostersen. „Ich habe Verwandte und Freunde drüben, und die Leute in Urwald und Steppe freuen sich immer, wenn sie einmal Besuch aus der Kultur bekommen."

„Wirklich? Tun sie das?"

„Aber natürlich."

„Nun Christian, damit rückt uns ja Afrika näher," sagte Heino. „Und wenn dein Bruder von drüben kommt, dann soll er uns beraten, und dann werden wir uns einmal an Sie wenden, Herr Ostersen, und um Ihre gütige Vermittlung bitten. Einverstanden?"

„Vollkommen."

„Ja," meinte Mallingroth. „Das können wir tun. Aber jetzt habe ich auch einen Vorschlag zu machen. Nämlich diesen, daß wir Afrika zu Wagner legen und daß wir sehr schnell von andern Dingen sprechen, denn das gnädige Fräulein sitzt ganz stumm und, was schlimmer ist, mit einer Miene da, die unsere Gespräche sehr deutlich mißbilligt."

Hermine nickte zustimmend: „Sie haben ganz recht. Ich mag wirklich von Afrika nichts hören, obwohl ich eigentlich ganz gut begreife, daß ihr hinausmöchtet. Sie denken natürlich anders darüber, Herr Ostersen, denn Sie sind an fremde Länder und große Reisen und an weite Entfernungen gewöhnt. Aber mir kommt es so vor, als verschwände einer, der nach Afrika geht, ganz aus der Welt. Und daran, daß ich euch einmal verlieren soll, daran mag ich

Digitized by Google

nicht denken, und ich mag nichts davon hören. Darum ist es mir recht, wenn wir jetzt auch Afrika verlassen. Dafür habe ich schon einen neuen Vorschlag."

„Bitte, laß hören," sagte Heino, ziemlich zerstreut und ein wenig verärgert über Mallingroth, der über den Rauch der Zigarette wegträumte und wieder ganz abwesend war.

„Ich bin dafür," sagte Hermine, „daß wir jetzt die Tafel aufheben, und daß wir noch ein wenig ins Freie gehen. Die Sonne ist so schön, und der Wald steht lockend, beinah wie hinter einem feinen Schleier, und ich finde, es ist geradezu ein Jammer, daß wir hier sitzen, von der Welt draußen nur das Ansehen haben."

„Das ist ein sehr gescheiter Einfall, Kleine!" Der Prinz stand schnell auf. „Es ist ja noch so früh, und es bleibt sicher noch zwei Stunden hell. Da könnten wir also sogar noch ganz gut als Vorübung für unsere Bergbesteigung morgen ein wenig klettern. Heute mittag habe ich einen hübschen Abhang gesehen, der schon ganz schneefrei ist, und ich schlage vor, daß wir uns dorthin begeben, und daß Freund Mallingroth uns an den großen Steinen, die dort herumliegen, zeigt, wie man es machen muß, wenn man in den Alpen einen Berg besteigen will. Denn er kann auch das, mein Herr Freund, wie ich Ihnen überhaupt sagen muß, Herr Ostersen, daß der Hans Christian Mallingroth bei Hofe und im Regiment den Herren Hanseaten viel Hochachtung erworben hat."

„Das freut mich," sagte Ostersen, „das freut mich ganz außerordentlich." Er lächelte mit tausend kleinen feinen Fältchen um die Augen und reichte Heino, halb feierlich, halb scherzhaft, die Hand.

Die Herren waren aufgestanden und wechselten, dicht an der Glaswand der großen Veranda stehend, ein paar Worte über das schöne Wetter. Hermine blieb noch sitzen und schob eine Vase mit gelben Frühlingsblumen hin und her. Sie war plötzlich sehr blaß geworden, und ihr Gesicht war gespannt und angestrengt.

„Nun?" fragte Heino. „Willst du nicht mit? Hast du dich besonnen, und ist dir dein eigener Vorschlag schon wieder leid?"

„Das nicht!" Nur vom Klettern über die großen Steine mag ich heute nichts wissen."

„Aber dazu zwingt uns ja kein Mensch," sagte Mallingroth, „denn das war ja nur ein Einfall von Heino, ein ganz unverbindlich gemeinter Vorschlag ..."

Hermine lächelte. „O nein, da kenne ich ihn besser, meinen Bruder, und ich weiß, daß hinter den Vorschlägen, die er mit der ruhigsten Miene von der Welt macht, immer große Wünsche stehen. Und wenn er jetzt an steile Wände und Hänge gedacht hat, so weiß ich, daß es ihm schwer wäre, auf ihr Bezwingen zu verzichten. Denn wenn er auch immer so ruhig und wohlerzogen und gemessen aussieht, mein guter Bruder, so ist er doch im Grunde ein ganz wilder Mann, und es ist soviel Kraft in ihm, die sich tummeln und austoben muß. Gerade wie in Ihnen, Herr Mallingroth. Darum schlage ich vor, Sie gehen heute allein und lassen mich zu Haus."

„Aprillaune?" Heino schüttelte ein wenig den Kopf.

„Nein," sprach sie etwas langsam, „das nicht. Aber ich merke plötzlich, daß ich eigentlich noch müde bin, und daß es mir viel besser sein wird, zu Hause zu bleiben, am offenen Fenster zu sitzen, auf die blauen Berge hinüberzusehen und mich darauf zu freuen, daß ich morgen tüchtig wandern kann."

„Ich verstehe dich nicht," sagte Heino. „Aber wenn du zu Hause bleiben willst..."

„Ja, ich will." Außerdem habe ich noch Briefe zu schreiben, an die Tante und an Grete ... Und an den Vetter auch."

„Na also!" erklärte der Bruder. „Da bist du ja beschäftigt! Dann wollen wir anderen uns nicht länger aufhalten lassen. Nicht wahr, Herr Ostersen?"

Ostersen verbeugte sich. „Ja, gehen wir," sagte er, ein wenig zögernd, und es lag Erwartung in seinem Gesicht, und er sah Hermine groß an, mit einer stummen Frage, so, als ob sie noch etwas sagen sollte.

Aber sie lächelte nur, gab einem nach dem anderen die Hand und wünschte ihnen Glück auf den Weg und viel Vergnügen.

Heino, der mit feinem Ohr in dem Sprechen der Schwester etwas Fremdes und Erregtes hörte, wußte es möglich zu machen, daß er sie noch einen Augenblick beiseite zog, um besorgt ein kleines: „Aber was ist denn, Kind?" zu fragen.

Digitized by Google

„Nichts, nichts," war die Antwort. „Ich bin müde. Das ist alles."

Dann drängte sie Heino beinah nach der Tür, deren Schwelle Mallingroth und Ostersen schon überschritten hatten.

⌘ ⌘ ⌘

Am Abend, nach dem Essen, zu dem Klaus Ostersen wieder eingeladen gewesen war, saß man in einer kleinen Nische, sehr heiter gestimmt, bei einer Bowle. Hermine hatte sich hübsch gemacht und hatte das helle Seidenkleid angezogen, das sie auf dringenden Rat der Tante endlich mitgenommen hatte. Sie war lebhaft und beweglich, und sie wurde nicht müde, den Reeder und Weltreisenden auszufragen. Er mußte ihr von Japan und Indien, von England und Italien, von Amerika und Afrika erzählen. Eine ganze bunte Folge von kleinen und großen Ereignissen und Erlebnissen zog an ihr vorüber.

Die Herren hatten sich auf ihrem Gang über die Steinwiese ein wenig angefreundet, und Heino und Ostersen hatten ein jeder schon ein Stück der abwartenden Steifheit und Gemessenheit abgelegt. Sie wunderten sich eigentlich selbst darüber, daß sie so schnell bekannt geworden, aber sie empfanden beide diesen beschwingten und erhöhten Zustand als etwas sehr Schönes, als etwas Spannendes und Prickelndes.

Ostersen erzählte von dem Kirschblütenfeste in Japan, vom Hofe des Mikado und von einer lustigen russischen Fürstin, die bei der Überfahrt nach Java das ganze Schiff auf den Kopf gestellt hatte.

Heino saß lächelnd da, strich sich den Bart und sagte plötzlich: „Sie müssen doch fabelhaftes Glück bei den Frauen haben."

Klaus hatte blitzende Augen und sah lächelnd zu Hermine hinüber. „Mein Gott, ja ... Bisweilen ..."

Hermine hob den Kopf ein wenig ... „Ich denke mir, daß ein Mann wie Sie, der alles kennt, der in der ganzen Welt gewesen ist, und der dabei so ... Wie soll ich sagen? ... Der dabei so frisch und so gütig ist wie Sie, daß ein solcher Mann eine Frau recht glücklich machen müßte."

Ostersen sah in sein Glas. „Das weiß ich nicht ... Bislang sind die Frauen immer nur durch mein Leben durchgegangen, so ungefähr, wie die Meteore am Himmel eine schnelle, strahlende Bahn ziehen ..."

„Und gehalten hat Sie keine?" fragte Heino.

„Nein, bis jetzt noch nicht."

Dann schwiegen sie eine Weile. Mallingroth füllte die Gläser und sann darüber nach, wie er es fertigbringen könnte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er sah plötzlich über den dunklen, blauen Wäldern den schwarzen Himmel mit den vielen Sternen und meinte: „Es scheint, als ob es noch einmal kalt werden wollte."

„Das kann noch leicht kommen." Ostersen warf schnell ein: „Hier im Gebirge muß man, was das Wetter angeht, auf Überraschungen gefaßt sein. Es kann sogar noch Schnee geben."

„Sonderbar!" sagte Hermine. „Unten ist schon Frühling, und hier oben ist beinah noch Winter." Dabei griff sie plötzlich mit beiden Händen nach ihren Schläfen und schloß die Augen. Sie hatte mit einem Male das sonderbare und beunruhigende Gefühl, als hätte sie mit einer ganz fremden und neuen Stimme gesprochen."

„Wirst du denn morgen mit dabei sein," fragte Heino, „wenn wir unseren Berg besteigen? Das haben wir uns nämlich ganz fest vorgenommen. Und wenn Gefahr ist, daß vielleicht das Wetter sogar noch umschlägt, müßten wir uns doch eigentlich recht beeilen. Also tust du mit?"

„Das weiß ich noch nicht," sagte Hermine. „Ich muß erst sehen, wie ich mich morgen fühle."

Heino sah sie erstaunt und verwundert an. „Fühlst du dich denn nicht wohl?"

„Doch ..." Und dann lachte sie ein kleines, spitzes, ein wenig zu helles Lachen. „Wie kommst du darauf?"

„Weil du heute manchmal so sonderbar bist."

Sie wurde rot. „Das kommt dir gewiß nur so vor. Ich bin genau wie sonst. Höchstens ein wenig aufgeregt von all dem Schönen, was Herr Ostersen uns erzählt hat. Das ist so, als ob plötzlich ein Fensterladen aufgestoßen wird, als sähe man weit ins Land und in die Welt hinaus. Das Unglück ist nur, daß all diese Schönheit uns ewig fern und unerreichbar ist."

„Warum fern und unerreichbar?" sagte Ostersen munter. „Es gibt nichts Einfacheres als eine Reise um die Welt. Sie

Digitized by Google

nehmen sich ein Billett und steigen auf ein prachtvolles großes Schiff und fahren los. Es ist wirklich nichts weiter nötig als der Entschluß ..."

„Und viel Geld," sagte Heino.

„Ja, natürlich." Klaus zuckte die Achseln. „Das ist schon richtig ... Gewiß ... Aber glauben Sie mir, wenn man nur erst einmal auf dem Schiffe sitzt, dann schrumpften Ferne und Welt plötzlich förmlich zusammen, und wenn man sich, wie ich, zehn Jahre in der Welt umgetan hat, dann merkt man, daß diese ganze, große Welt eigentlich ein kleines Dorf ist."

„Ja, das habe ich auch schon gemerkt," gab der Prinz zurück. „Ich kenne ja nur ein ganz kleines Stück von unserer Welt, nur ein kleines Stück Europa, und Sie werden wahrscheinlich lachen, wenn ich Ihnen sage, daß Paris meine weiteste Reise gewesen ist. Aber das habe ich doch schon empfunden und beobachtet, daß die Welt kleiner ist als man eigentlich denkt, denn man trifft überall Bekannte. Manchmal gerade da, wo man sie am wenigsten vermutet."

Ostersen lachte. „Das stimmt. So haben wir uns ja heute auch getroffen, Hans Christian." Dabei hob er sein Glas und stieß mit dem Freunde an.

Sie tranken sehr langsam, beinah feierlich.

Dann wandte sich Ostersen wieder zu Hermine, schob ihr den Korb mit den Pfirsichen hinüber. „Also wie ist es, mein gnädiges Fräulein? Sollen wir einmal auf ein Wiedersehen in Colombo oder Yokohama trinken?"

Sie schüttelte müde und mit einem traurigen Lächeln den Kopf.

„Ich halte mich als Führer bestens empfohlen," fuhr Ostersen fort, und er sah Hermine immerzu mit seinen blanken, leuchtenden Augen an.

Sie atmete schwer und lehnte sich ein wenig in ihren Stuhl zurück.

Aber dann sagte sie, kurz und hart: „Das hat keinen Sinn. Solch eine Reise werde ich niemals machen. Dazu fehlt mir alles. Die Zeit, das Geld und die Gelegenheit. Wir leben in einem ganz engen Kreise, beinah wie hinter einer Mauer. Wir sind an die Scholle gebunden und an unsere Pflichten. Man könnte beinah sagen, daß wir eingesperrt wären ... Damit muß man sich abfinden. Die Welt ist für die anderen, und man muß froh sein, wenn man sich einmal erzählen lassen kann, wie schön und groß draußen alles ist."

Sie hatte das schnell, beinah ein wenig jagend, gesagt. Ihre Wangen hatten sich mit einem leuchtenden Rot überzogen, und in ihre Augen war Unruhe gekommen.

Heino griff besorgt nach ihrer Hand. „Mußt du nicht schlafen, Katz?" Manchmal, wenn er recht zärtlich mit ihr sein wollte, nannte er sie so.

Sie stand sogleich langsam auf. „Ja, ich glaube, es ist Zeit für mich."

Dann verhinderte sie mit einer schnellen Handbewegung, daß sich auch die Herren erhoben, und daß der Bruder sie begleitete. Sie sah ihn mit jenem halb ängstlichen, halb beschwörenden Ausdruck an, den sie immer hatte, wenn sie etwas von ihm wollte, und er begriff sogleich, daß er ihr nicht widersprechen durfte.

„Nein, Sie sollen sich nicht stören lassen," sagte sie zu Ostersen hinüber und gab ihm die Hand. „Gute Nacht ... Sie sollen hier noch behaglich beisammen sitzen, und Sie sollen meinem Bruder noch etwas erzählen. Etwas von Afrika, was er so gern hört ... Wenn ich nicht dabei bin, tut es mir ja nicht weh." Und gleich lächelte sie wieder munter und sicher. „Morgen müssen Sie mir noch einmal von Japan erzählen, von den kleinen Frauen, die wie Schmetterlinge sind. Wollen sie das?"

Er verneigte sich tief. „Aber gewiß."

Dann ging sie davon.

⌘ ⌘ ⌘

Am anderen Morgen war, dem schönen Sternenhimmel des Abends zum Trotz, das Tal mit wehenden Nebeln angefüllt. Aber der Kellner versicherte, die Sonne würde noch durchkommen, und Heino und Mallingroth bestanden darauf, die Bergbesteigung, von der sie sich viel versprachen, doch zu unternehmen. Es wurde zu Ostersen hinaufgeschickt, der beim Frühstück fehlte, aber er war nicht zu finden. Endlich kam heraus, daß er schon ganz früh am Morgen mit einem Wagen in die Ebene, ins Tal gefahren war, und daß er für Mallingroth eine Bestellung hinterlassen hatte —: ein wichtiges Geschäft, eine Besprechung mit einem seiner Vertreter im Binnenlande,

Digitized by Google

riefe ihn in die Stadt, aber im Laufe des Nachmittags, spätestens am Abend, würde er zurück sein.

„Gut," sagte Heino, „dann gehen wir eben allein. Fragt sich nur, ob Hermine es wagen will, sich uns bei solch ungewissem Wetter anzuschließen."

Dabei sah er fragend, mit einer kleinen ängstlichen Spannung, zu ihr hinüber.

„Aber du kennst mich doch, Heino, und du weißt genau, daß ich euch den Tag nicht verderbe. Wenn ich mitginge, dann käme mir das zu leichtsinnig vor. Und leichtsinnig, nein, das bin ich nun einmal nicht," schloß sie mit einem kleinen Seufzer. „Ich bleibe also zu Hause und lese, schreibe Briefe und gehe einmal durchs Dorf."

„Ganz allein?"

„Warum nicht?" sagte sie. „Zu Hause gehe ich doch auch oft genug allein."

„Das ist doch etwas anderes," sagte Heino, und es war eine leise Unzufriedenheit in seiner Stimme. Dann fragte er mit einer kleinen Bewegung den Freund: „Und was sagst du dazu?"

Mallingroth lächelte. „Ich wüßte nicht, warum die Prinzessin hier nicht allein gehen könnte. Außerdem sind wir ja auch in wenigen Stunden wieder da."

„Schön. Also mag es so sein. Aber diesmal bin ich an der Reihe, Hans Christian, und ich muß dir sagen, daß es mir so vorkommt, als schlüge unsere Reise jetzt ins Abenteuerliche um." Und dann nahm er einen Anlauf und sagte: „Ich glaube, es ist doch besser, wenn wir hier bleiben."

Aber dann hatte Hermine doch nur wenig Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß sie sehr unzufrieden sein würde, wenn er ihretwillen zu Hause bliebe.

Die beiden Herren rüsteten sich also zum Aufbruch, mit einer kleinen Einstellung zur Wichtigkeit, die den Berg und die Schwierigkeit seiner Besteigung ein wenig übertrieb. Hermine stand auf der Treppe und sah ihnen nach, als sie sich endlich mit rüstigen Schritten entfernten. Sie wandten sich noch ein paarmal um und winkten und riefen und grüßten. Bald waren sie im Nebel verschwunden. In diesem Augenblicke hatte Hermine das Gefühl, als würde ihr mit diesen Stunden, die vor ihr lagen und die ihr ganz allein gehörten, ein köstliches großes Geschenk gemacht.

Sie schrieb zuerst ein paar Briefe an entfernte Basen und Freundinnen, die sonst selten genug von ihr hörten. Aber sie hatte plötzlich ein großes Mitteilungsbedürfnis bekommen und mußte von ihrer Reise und ihren Erlebnissen erzählen. Daß sich all ihre Briefe fast ausschließlich um jenes Bruchstück des Lohengrin drehten, das sie gehört hatte, wußte sie selbst kaum . . .

Gegen Mittag wurde es wirklich hell, wie der Kellner vorausgesagt hatte, und sie machte einen kleinen Gang durch das Dorf. Irgendwo vor einem Hause spielten kleine Mädchen. Sie fing ein Gespräch mit ihnen an und schenkte ihnen ein paar Geldstücke zu Schokolade und Süßigkeiten.

Diese Begegnung mit den fröhlichen Kindern hatte sie selbst froh gemacht, und sie empfand es doch als eine Torheit, daß sie nicht mitgegangen war. Als sie sich vorstellte, wie fröhlich Heino und sein Freund nun wohl sein müßten, wurde sie ganz traurig. Und es war plötzlich so, als würde sie von einer heimlichen Stimme gerufen, die ihr befahl, sofort ins Hotel zurückzukehren.

Gerade, als sie in die Halle trat, suchte man sie, und sie wurde ans Telephon geholt. Heinos Stimme lief über den Draht, sehr fröhlich und sehr lustig. Er erzählte, daß sie oben Gesellschaft getroffen hätten, bekannte Offiziere aus einer benachbarten Garnison, und er wollte anfragen, ob sie ihnen wohl erlaubte, ein paar Stunden länger auszubleiben.

„Bleibt, solange ihr wollt," gab sie zurück. „Das weißt du doch, daß ich mich freue, wenn ihr vergnügt seid. Ich bin auch ganz vergnügt, und ich bringe meinen Tag schon hin."

„Was machst du denn?"

Sie lachte. „Jetzt will ich zuerst einmal essen, denn ich habe Hunger. Wirklichen, richtigen Hunger, so, wie man ihn nach dem Reiten hat, weißt du, oder nach einer Jagd."

„Hunger haben wir auch," lachte Heino. „Dann wollen wir's uns also alle beide gut schmecken lassen."

Damit war ihr Gespräch zu Ende, und Hermine ging in den Speisesaal. Sie war ein wenig befangen und sah sich um, ob Ostersen noch nicht zurück wäre, und als sie ihn nicht fand, verbarg sie ihr Herzklopfen

Digitized by Google

und ihre leise Unsicherheit hinter einer steinernen Miene. Sie aß auch sehr schnell und viel weniger, als es sich für ihren großen Hunger eigentlich geschickt hätte. Den Kaffee ließ sie sich aufs Zimmer bringen.

Aber sie kam nicht dazu, ihn zu trinken. Sie wurde plötzlich so müde, und all ihre Glieder wurden so schwer, daß sie sich hinlegen mußte. Sie hatte das Gefühl, als ob das Zimmer und die ganze Welt in grauem Dunst versinken wollten. Sie wunderte sich ein paar Augenblicke über diese seltsame Erscheinung, dann schlief sie ein, und als sie erwachte, war der Nachmittag fast vergangen. Draußen stand die Sonne über dem Tal, und der Himmel war blau.

Sie ging sogleich hinunter, um nach Heino und seinem Freunde zu fragen, aber die Herren waren noch nicht zurück.

„Gut," sagte sie, „wenn die Herrn kommen und nach mir fragen, richten Sie nur aus, ich sei ein wenig in den Wald gegangen."

Dann ließ sie sich noch schnell ein paar hübsche kleine Wege beschreiben und ging durch den Garten auf die Tannen zu, die wie eine hohe, stille, grüne Wand dastanden.

Plötzlich, als sie hundert Schritte gegangen war, kam Ostersen ihr entgegen und grüßte schon von weitem.

Sie blieb, überrascht und fast erschrocken, stehen und wußte plötzlich, daß sie den ganzen Tag an ihn gedacht hatte.

Sie begrüßten sich, wechselten ein paar Worte über das Wetter, über die kleine Geschäftsreise ins Tal und über die Bergbesteigung der beiden Herren.

„Und Sie, gnädiges Fräulein?" fragte Ostersen. „Was beginnen Sie?"

„Nichts. Ich will nur ein wenig gehen."

„Darf ich Sie begleiten?"

„Gewiß," sagte sie. „Wenn Sie wollen, gern." Dabei merkte sie kaum, daß sie schon eine ganze Weile nebeneinander gingen.

Sie stiegen auf bequemen Wegen langsam und gemächlich empor. Der Wind machte sich plötzlich auf, summte und sang und rauschte feierlich in den Tannen.

„Südwind!" sagte Klaus und blieb an einer Aussichtsstelle stehen. „Es scheint doch nicht so, als ob der Winter noch einmal wiederkäme."

„Ja, ich glaube, der Winter ist vorüber. Und das ist gut."

„Sie lieben den Winter nicht?"

„Das wäre zu viel gesagt," war die Antwort, „denn hin und wieder ist es auch im Winter hübsch, am warmen Ofen, vor Weihnachten, auch auf den Hofbällen ab und zu." Dabei erinnerte sie sich plötzlich ihrer Bürgerlichkeit und brach schnell und erschrocken ab.

„Sie sind oft bei Hofe?"

„Ja, wir werden ziemlich regelmäßig eingeladen. Zu Bällen und zu Konzerten. Es ist manchmal wirklich ganz hübsch und lustig. Nur die Leutnants in ihrer Ergebenheit sind schrecklich, wenn sie sich vor mir soviel Mühe geben, sich ..." Ihr fiel, noch rechtzeitig genug, ein, daß sie wieder im Begriff stand, etwas Prinzessinnenhaftes zu sagen. Sie lachte, verwirrt und verlegen, kurz auf: „Aber das wissen Sie ja selbst, wie Feste und Bälle sind. Was sollen wir groß davon reden?"

„Ein Hof ist aber immer eine besondere Welt," sagte Klaus. „Ich glaube, weil wir bei uns keinen haben, hören wir so gern davon."

„Dann geht es Ihnen wie mir mit den Schiffen und den großen Reisen. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich einmal solch eine Fahrt über das Weltmeer machen könnte."

„Ja, es ist ganz hübsch zu reisen. Da haben Sie schon recht, gnädiges Fräulein. Nur müßte man nicht immer, wie ich, gezwungen sein, in Geschäften zu reisen. Glauben Sie mir, solch ein kleiner Ausflug ins Gebirge ist mir eine größere Erholung als eine Fahrt in die Weite. Denn hier in diesen paar Tagen, bin ich wirklich einmal ganz frei und mein eigener Herr, kein Telegramm, kein Geschäftsbrief, kein telephonischer Anruf kann mich erreichen. Sie ahnen zu Hause nicht einmal, wo ich bin. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, wie hübsch das ist, einmal ganz ohne Pflicht und ohne Arbeit zu sein."

„Doch, das kann ich mir sogar sehr gut vorstellen," sagte Hermine ganz ernsthaft und nahm den Weg wieder auf. „Ich bin in ganz ähnlicher Lage wie Sie. Ich habe mich auch einmal frei gemacht. Für vierzehn Tage.

„Prachtvoll!" Klaus lachte fröhlich.

Digitized by Google

„Da haben wir also beide Ferien. Da sind wir also beide, wenn ich so sagen darf, dienstfrei, denn ich nehme an, daß Sie auf Ihrem Gute auch allerlei Pflichten haben."

Hermine nickte. „Natürlich." Dabei zermarterte sie sich den Kopf, von welcher Arbeit sie ihm wohl erzählen könnte. Sie hatte bislang keine andere Pflicht gehabt, als die, sich alle vier Wochen einmal davon zu überzeugen, was im Jungfrauenverein, den der Herr Pastor leitete, getrieben und gearbeitet wurde.

„Junge Fräulein aus einem Herrenhause auf dem Lande haben manchmal etwas von einem Blumengarten an sich," sagte Klaus nach einer Weile, als sie schwieg. „Sie sind oft so behütet und zart, manchmal auch ein wenig herb und streng und unnahbar, wie ein Garten hinter hohen Mauern und Gittern ... Unsere Frauen in der Stadt sind selten so. Das liegt daran, weil man sich nahe wohnt, weil man sich im Verkehr, in der Berührung mit vielen und den verschiedensten Menschen abschleift und anpaßt."

Hermine hörte gespannt zu. „Das mag wohl sein. Wir auf dem Lande sind eigentlich sehr allein und immer nur in unserem Kreise. Wir leben wie hinter einer Mauer, so abgeschlossen ..."

„Das ist adlige Art." Klaus sah sie, ein wenig beobachtend, von der Seite an.

Sie begriff schnell, daß sie wieder hart daran war, etwas zu äußern, was für ein bürgerliches Fräulein nicht ganz stimmte, und sie sagte: „Wir haben viele Verwandte, die vom Adel sind. Und das färbt wohl immer ein wenig ab."

„Ja, nach großen und vornehmen Verwandten richtet man sich leicht. Obwohl das eigentlich sehr lächerlich ist."

„Aber es muß doch wohl so sein," sagte sie. „Ohne Oberhaupt und Mittelpunkt kommt keine Familie aus." Und dann in anderem Tone, leicht und herzlicher zugleich: „Sie haben gewiß Schwestern, und ich denke, daß Sie ihnen ein ebenso guter Bruder sind wie Heino mir."

„Das wäre ich einer so lieben Schwester gern," sagte er, „aber leider ist keine Gelegenheit dazu. Ich bin mit einem Bruder ganz allein. Meine einzige Schwester ist früh gestorben, schon als Kind. Ich habe sie kaum gekannt."

„Das ist sehr traurig. Ich finde, es ist so traurig, wenn Kinder jung sterben, obwohl der Herr Pastor sagt, daß sie leichter in den Himmel kämen als die Großen. Was haben sie davon? Ich meine, den Himmel müßte man sich erst verdienen, wenn man sich recht an der ewigen Seligkeit erfreuen soll."

„Das ist ein großer und schöner Gedanke. Denken Sie manchmal an Tod und Sterben?"

Sie nickte. „Ja ... Das kam, weil ich früher so zart und schwach war, und alle sagten, ich würde nicht alt werden. Aber jetzt bin ich kerngesund wie der Vogel im Wald und der Fisch im Wasser."

„Das ist hübsch," sagte er. „Aber gehen wir auch nicht zu schnell? Der Weg ist ziemlich steil."

„Das macht nichts. Unser Haus liegt auch auf einem Berge, und wir haben Wege in unserem Garten, die noch steiler sind als diese hier."

Dann zeigte sie mit einem Stock auf eine Gruppe hoher Felsen, die sich vor ihnen in einiger Entfernung hinter den Tannen erhoben, und fragte: „Was ist denn das? Das sieht ja beinah aus wie ein Turm, den Riesen gebaut haben könnten."

„Das sind Klippen. Felsgebilde, wie es hier viele im Walde gibt, Reste und Zeugen der Urwelttage. Sie haben sogar einen Namen, aber ich weiß nicht welchen. Die eine ist zu besteigen, ganz leicht, denn sie ist in Eisen gelegt und hat Treppen und Geländer, und wir können hinauf, wenn Sie wollen."

„Gern," sagte sie. „Man hat gewiß von dort oben einen schönen Blick über die Wälder und über das Tal."

„Freilich. Die Aussicht ist sogar berühmt."

„Also gehen wir."

Sie schlugen den schmalen Pfad ein, der durch den schnell lichter werdenden Wald geradeswegs nach den Klippen führte. Ein paar Augenblicke schwiegen sie beide. Dann fragte Hermine plötzlich: „Werden Sie lange hier oben bleiben?"

„Leider nein. Ich habe mich nur so für ein paar Tage hinausgestohlen. Die Arbeit ruft mich immer schnell zurück."

„Schade. Es wandert sich gut mit Ihnen."

Digitized by Google

Hessischer Innenraum
Gemälde von Franz Eichhorst

Digitized by Google

Digitized by Google

Klaus machte im Gehen eine kleine, verbindliche Verbeugung. „Sie ehren mich sehr, wenn Sie mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen."

„Sie sind wie Herr Mallingroth," sagte Hermine schnell. „Ich bin so glücklich, daß mein Bruder gerade ihn zum Freunde hat."

„Er ist auch ein außerordentlicher Mensch. Klug und schön und zuverlässig und treu. Wir wunderten uns alle ein wenig, als er Soldat wurde, denn auf der Schule hat er immer gesagt, er wollte studieren und Künstler werden."

„Ein Lebenskünstler ist er geworden," erklärte Hermine und hatte viel Herzlichkeit dabei in der Stimme. „Und das ist schön. Manchmal denke ich, daß er meinen Bruder führt und lenkt, aber Heino merkt nichts davon."

Klaus lächelte. „Das mag wohl sein. Die Mallingroths sind alle Herrenmenschen. Sein Vater und sein Großvater haben ein großes Stück dazu beigetragen, daß wir mit unserem Handel in die weite Welt hinausgekommen sind."

„Ihr Herr Vater ist natürlich auch Kaufmann?"

„Er war es. Er ist seit zehn Jahren tot."

Hermine senkte den Kopf. „Solange sind unsere Eltern auch schon tot. Sie starben in einem Jahr. Zuerst der Vater, dann die Mutter. Mit einem Male hatten wir keine Heimat, kein Elternhaus mehr."

„Das ist sehr traurig," sagte Klaus langsam. „Man wird sehr einsam, wenn man ohne Liebe aufwächst, namentlich ohne Mutterliebe."

Hermine nickte und sah ihn groß an. „Da haben Sie recht. Das habe ich selbst durchlebt und durchkämpft, und es war manchmal sehr schwer, daß ich nicht auch so verbittert wurde wie meine arme verwachsene Schwester, vor der jetzt alle Menschen Angst haben ... Ich auch. Aber das sind unerfreuliche Dinge. Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Frau Mutter. Gestern beim Tee, als Sie einmal von ihr sprachen, lief ein warmer Schein der Liebe und der Verehrung über Ihr Gesicht."

„Meine Mutter war mein bester Freund," sprach Klaus langsam und sehr ernst. „Vor einem Jahre ist sie heimgegangen, aufgezehrt und frühzeitig verbraucht von einem Leben der unendlichen Aufopferung."

„Dann sind Sie also gerade so allein wie wir," war die Antwort. „Allein und einsam. Ich spüre das immer, wenn Menschen einsam sind. Darum habe ich mich Ihnen wohl auch gleich nahe gefühlt."

„Ja, es ist wahr, ich bin vereinsamt, seit Mutter tot ist," sagte er. „Sie war eine herrliche Frau, ein warmer, guter Mensch, sparsam für sich, aber zu Opfern bereit, für andere hatte sie immer eine offene Hand. Es ist nicht zu sagen, wieviel Freude sie im Leben verbreitet, wieviel Tränen sie getrocknet hat, in der Stille und im Verborgenen. Sie kam noch aus der alten Zeit, wo zwischen dem Herrn und seinen Angestellten und seinen Dienern und Arbeitern nicht solch ein großer Abstand war wie heute. Sie fühlte sich allen, die für uns die Hände regten, menschlich nahe, und sie hat, wenn es nötig war, mütterlich für sie gesorgt. Und es war oft nötig. Aber erst als sie tot war, haben wir selbst erfahren, wieviel Gutes sie getan hat."

„Sie hat also dieselben Pflichten und dieselben Arbeiten gehabt wie eine Fürstin," sagte Hermine sehr nachdenklich. „Und es ist ihr alles gelungen."

„Was wollen Sie damit sagen?" so sagte Klaus. „Wie kommen Sie auf den Vergleich mit einer Fürstin, gnädiges Fräulein? Das verstehe ich nicht ganz."

„Weil Ihre Frau Mutter etwas genützt hat, weil sie eine große und schöne Aufgabe so groß wie schön erfüllt hat."

Nun waren sie unten vor der Klippe und der steilen und schmalen Eisenleiter, die nach oben führte, angekommen. Hermine verspürte, als sie hinaufsah, einen leisen Anfall von Schwindel und Beklemmung und sagte: „Eine sonderbare Treppe, man könnte nicht behaupten, daß sie gerade sehr einladend wäre."

„Wir können unten bleiben, wenn Sie befehlen. Aber der Aufstieg bedeutet wirklich keine Gefahr."

Sie zögerte noch einen Augenblick und mußte plötzlich daran denken, daß sie vielleicht, wenn sie diese Treppe und diese Klippe erkletterte, etwas Kühneres tat als der Bruder und sein Freund. Dieser Ge-

Digitized by Google

danke machte ihr Freude und gab ihr Mut, das Wagnis, vor dem sie innerlich erbebte, entschlossen zu bestehen. Sie reckte sich auf, setzte den Fuß auf die unterste Sprosse der eisernen Leiter und sagte: „Aber natürlich gehen wir hinauf. Sie glauben doch nicht, daß ich Furcht habe?"

Er hatte sie durchschaut und sagte sehr verbindlich, lächelnd und freundlich: „O nein ... Nach Furcht sehen Sie eigentlich nicht aus. Trotzdem bitte ich Sie darum, daß Sie mir gestatten, voranzugehen."

Das bewilligte sie mit einem stummen Kopfnicken, und sie erlaubte auch gern, daß er ihr an den wenigen Stellen, wo die Leiter und das Geländer aufhörten, wo der Weg über die zerklüfteten und wild zusammengefügten Steine ging, mit starken und ruhigen Händen half. Sie hatte eine lächelnde, ja siegesfrohe Miene und nichts verriet, wie sehr sie sich vor dem Abstieg fürchtete.

Plötzlich standen sie oben, auf einem schmalen, engen Raum, zwischen mächtigen, moosbewachsenen Steinblöcken, die nach drei Seiten eine sichere Brustwehr bildeten. Die Welt lag unter ihnen. Die hohen Gipfel der nahen Tannen waren ein gutes Stück zurückgeblieben, nur das feierliche Rauschen des Waldes umgab ihre Felseninsel wie ein Chor.

Ein weiter, schöner Fernblick hatte sich aufgetan. Über ganze Meere von dunklen Tannen schweifte der Blick. Das Tal mit all seinen Häusern war ganz klein geworden, war nichts mehr als ein Einschnitt, als eine Falte im Gebirge, das neue überraschende Formen zeigte. Zur Linken breitete sich die Ebene aus mit großen, hellen Flächen ohne Wald, von vielen blauen Hügeln und Höhenzügen begrenzt, über denen ein letzter schwacher Abglanz des leuchtenden Lichtes lag, mit dem sich, zur Rechten, der reine, hohe und ganz wolkenlose Abendhimmel geschmückt hatte. Die Sonne selbst war schon hinter den Bergen verschwunden, aber goldenes Gelb füllte wie strahlendes Licht den weiten westlichen Himmelsraum, eine tiefe und satte Farbe, die langsam, nach der Höhe des Himmels zu, verklang, um in leuchtendem, stahlhartem Grün zu endigen, das sich endlich wieder zu Himmelsblau auflöste. Etwas Festliches lag in dieser reinen Helle, die sich zuerst noch steigerte, um bald, ganz langsam, ganz unmerklich zu verblassen.

Die beiden jungen Menschen standen schweigend da, dicht nebeneinander, und sahen bewundernd und seltsam bewegt und ergriffen diesem Schauspiel des Lichtes zu, das sich da vor ihnen vollzog. Sie hatten die Hände auf den Stein gestützt, auf dem noch ein wenig von der Sonnenwärme lag, die ihn den ganzen Tag überflutet hatte, und mußten sich manchmal ein wenig gegen den Wind drehen, der stoßweise und sprunghaft über die Wälder fuhr.

So standen sie in schweigendem Schauen eine ganze Weile.

Plötzlich, als sie sich wie auf Verabredung wieder der Ebene zuwenden wollten, wo die Ferne schon im blauen Dunst der Dämmerung versank, berührten sich ihre Hände auf den großen, graugrünen Steinen.

Hermine zitterte und fühlte, daß ihre Knien schwach wurden, aber sie zog ihre Hand nicht zurück. Sie spürte ihr Herz stürmisch schlagen, sie hörte wieder wie damals im Theater, als der Gralsritter kam, das Summen ihres Blutes.

Sie erkannte, daß sich etwas Großes, Zwingendes näherte. Sie drängte sich dem Geschehen des nächsten Augenblickes mit aller Sehnsucht der jungen, zitternden Seele entgegen — und wollte doch noch dem Unabänderlichen, dem sie längst verfallen war, entfliehen.

Gewaltsam riß sie sich aus dem Strudel der ins Schweifen geratenen Empfindung los und sagte schnell und gepreßt: „Wie gut der Wind duftet. Er bringt Frische mit und Süßigkeit."

Eine Stimme neben ihr antwortete: „Frühling."

Und dann wurden plötzlich ihre Hände ergriffen und aufgehoben und von jungen, brennenden Lippen mit vielen Küssen bedeckt. Ihre Augen wurden glänzend und weit, ihr Mund öffnete sich zu einem leisen Ausruf, der fast wie ein Laut der Klage und des Schmerzes klang. Dann sank sie in die starken Arme, die sich vor ihr ausbreiteten. Zwei Augenpaare tauchten tief und selig zusammen, durstige Lippen suchten und fanden sich. —

⌘ ⌘ ⌘

Am Abend, als Heino und Mallingroth lachend und froh nach Hause kamen, fand

Digitized by Google

Mallingroth einen Brief der Prinzessin auf seinem Tische vor.

In dem dunklen Gefühl, daß sich da irgend etwas Verworrenes ereignet hatte, verbarg er das Blatt vor Heino und suchte einen Vorwand, um das Zimmer zu verlassen, während sich Heino zum Essen umkleidete. Er las den Brief gleich draußen auf dem Gang. Er enthielt nichts weiter als die Bitte, Hermine sofort aufzusuchen —: sie hätte ihm etwas zu sagen. Kein Wort, keine Wendung deutete an, um was es sich handeln könnte.

Mallingroth zögerte ein paar Augenblicke und überlegte, ob es nicht doch seine Pflicht wäre, zu Heino zu gehen und ihm dieses geheimnisvolle Blatt zu zeigen. Er war schon wieder dicht vor seiner Tür, aber dann kehrte er mit entschlossener Gebärde um. ‚Sie hat mich gerufen,' dachte er. ‚Ich muß ihr gehorchen, was auch daraus werden mag.'

Hermine antwortete auf sein Anklopfen mit heller und klarer Stimme. Sie stand, als er eintrat, mitten im Zimmer unter der brennenden Lampe. Die Fenster waren offen, die Vorhänge blähten sich ihm wehend entgegen. Er sah, daß sie blau und weiß gestreift waren, und er wunderte sich selbst darüber, wie es kommen konnte, daß diese Belanglosigkeit der Farbe ihm zum Bewußtsein kam.

Er begrüßte die Prinzessin stumm, mit tiefer Verneigung und einer fragenden Gebärde.

Sie hob die Hände ein wenig, und es hatte den Anschein, als ob sie ihm entgegengehen wollte. Aber sie besann sich und blieb, wo sie war.

Das fiebrige Glänzen ihrer Augen zeigte, daß sie bewegt, erschüttert und aufgewühlt war. „Wie gut ist es, daß Sie gekommen sind, Herr Mallingroth," sagte sie. „Ich habe Sie schon seit einer Stunde erwartet. Sie müssen mir einen Dienst erweisen, einen sehr großen Dienst, den nur Sie für mich tun können."

„Sie machen mir Sorge," gab er hastig zurück und näherte sich ein wenig. „Was ist geschehen?"

Sie legte langsam den Kopf in den Nacken. Dann kam ein süßes, frauenhaftes Lächeln, wie sie's noch nie gehabt hatte, auf ihr Gesicht und löste die Spannung ihrer Züge, die plötzlich ganz weich, ganz durchglüht und von wie von neuem Leben erfüllt wurden. Sie atmete tief, breitete die Arme weit aus und sagte mit einer Stimme, in der Südwindsglut war: „Ich liebe, Mallingroth! Ich liebe Ihren Freund!" Und nun überstürzten sich ihre Worte, und sie wurden wie ein Singen: „Ich weiß nur, daß ich das Glück gesehen habe. Ich weiß, daß es über die Freude dieser Stunde hinaus nichts mehr geben wird, daß sie die höchste Höhe meines Lebens bleibt, daß ich sie niemals vergessen kann, daß ..."

„Und was soll werden, Durchlaucht?" Mallingroth verbarg seinen Schrecken unter einer strengen Miene: „Haben Sie vergessen, daß Sie eine Prinzessin sind? Und daß Ihr Vetter Ihr Jawort hat?"

„Was werden soll?" Sie sah ihn groß und verwundert an. „Wissen Sie das nicht? Es gibt hier nur einen einzigen Weg, den Weg der Pflicht, und ich muß ihn gehen, so schwer und steil er ist. Sie aber müssen jetzt mit Ihrem Freund sprechen und müssen ihm sagen, wer wir sind, und wie leichtsinnig wir mit ihm gespielt haben. Sie müssen ihm sagen, daß ich ihn morgen zum Abschiednehmen noch einmal sehen will, denn ich muß wissen, ob er mir verziehen hat, ehe ich meinen Weg wieder aufnehme, meinen schweren Weg ... Auf dem Felsen, wo wir heute mittag waren, an dem Wege, der so gut zum Abschiednehmen ist, will ich ihn erwarten. Und ich denke, daß er nicht böse ist, wenn ich ihn bitte, vor uns abzureisen, denn ich möchte gern noch einen Tag hier in den stillen Wäldern bleiben, in dieser Höhe und ihrer reinen, klaren Luft. Das werden Sie, denke ich, begreifen, denn Sie sind ja so klug, daß ich einen Tag, einen einzigen Tag Zeit brauche, um das alles hier in meinem Herzen zu begraben, was ich jetzt erlebt habe ... Und nun gehen Sie. Zuerst zu ihm, denn jeder Augenblick, der ihn noch in dem Glauben läßt, es gäbe einen Weg von ihm zu mir, vergrößert meine Schuld. Und dann sagen Sie Heino alles! Sagen Sie ihm, daß er kein Mitleid mit mir haben soll, daß er mich vielmehr beneiden kann, denn ich bin sehr reich geworden, reich und reif ... Und nun gehen Sie ... Aber nehmen Sie auch noch diese Briefe mit, bitte, einen an den Vetter, den andern an die Tante. Die

Digitized by Google

Verlobung soll gleich bekannt gegeben werden, und die Tante soll mich übermorgen auf demselben Bahnhof abholen, auf dem wir neulich unsere Reise begonnen haben ... Wenn ich später über alles nachdenke, muß es mir sein, als wären wir tausend Jahre unterwegs gewesen. Ich sehne mich sehr nach Ruhe und Stille, und darum will ich auch nicht, daß ihr noch einmal auf unsere Burg mitkommt, Heino und Sie. Ich muß jetzt allein sein. Ein jeder von uns muß jetzt allein sein und an seine Pflicht denken. Und nun gehen Sie und bleiben Sie immer meines Bruders Freund. Wollen Sie das?"

Sie reichte ihm die Hand, die er stumm und ergriffen, kaum Herr seiner Tränen, küßte.

„Ich gehöre Ihrem Bruder ganz und bin ihm treu ergeben, Durchlaucht."

„Das ist gut."

„Aber auch Ihr Freund möchte ich bleiben."

Sie schüttelte den Kopf und lächelte weh und schmerzlich: „Wir wollen nicht teilen, lieber Herr Mallingroth. Sie gehören zu Heino, ich zu meinem Gemahl. Jeder hat seinen Weg, jeder hat seine Pflicht."

Er verneigte sich, blaß und gefaßt, und trat zurück.

Sie folgte ihm ein wenig und bat: „Nein, gehen Sie nicht so, nicht halb im Zorn, mit so strenger und kalter Miene. Glauben Sie mir, es wäre mir leicht, mich auch von Ihnen zu lösen, dem ich wie einem Bruder gut bin? Aber es muß sein. Ich will, daß Sie Heino allein gehören, und ich darf keinen Freund haben außer meinem Gemahl. Ich darf nicht. Mein Gott, verstehen Sie das doch."

„Ja, ich verstehe Sie," sagte er langsam und ging zur Tür, „und ich neige mich so tief vor Ihnen, wie noch nie vor einer Frau. Und kann nur wünschen, daß Ihr Glück und Ihre Güte sich die Wage halten."

Sie hob die Schultern: „Glück? Mein Glück heißt Pflicht."

Dann wandte sie sich schnell um, ging zum Fenster und griff mit beiden Händen in die Vorhänge, die im Winde wehten. Mallingroth zögerte noch ein wenig, ehe er das Zimmer verließ, denn er dachte, sie würde sich noch einmal umwenden, um ihn mit einem helleren Wort der Zuversicht und der Hoffnung zu entlassen.

Aber sie hatte schon vergessen, daß er noch wartend dastand. Sie war ganz oben auf der steilen Treppe angekommen, und alles war für sie versunken, alle waren unten geblieben. Sie war ganz allein, allein mit ihrem Schicksal und dem schweren Weg, der vor ihr lag.

⁂ ⁂ ⁂

Am anderen Mittag — die Sonne schien so warm und schön, und der ganze Tag war so mild und freundlich, daß es schwer war, an alles Leid und Unglück in der Welt zu glauben — am anderen Mittag also saß Hermine dicht bei den Felsen, die das Ziel ihrer ersten Wanderung gewesen waren, auf einer Bank am Wege und wartete auf Klaus Östersen, der, wie Mallingroth ihr berichtet hatte, gegen Mittag abreisen wollte.

Am frühen Morgen hatte sie, nach halb durchwachter, heiß durchkämpfter Nacht, von ihrem Fenster aus gesehen, daß Heino und der Reeder, zu denen sich später auch Mallingroth gesellte, in langen Gesprächen im Garten auf und ab gegangen waren.

Zuerst hatten ihr die ernsten Mienen der Männer und ihre gemessenen Gebärden viel Angst und Sorge gemacht, aber als sie sich endlich mit langen Händedrücken und sehr höflich trennten, erkannte sie, daß Klaus begriffen hatte, was notwendig war.

Nun saß sie ganz ruhig da und wartete auf ihn —

Freilich —: als der Erwartete plötzlich vor ihr stand, fuhr doch ein tiefes Erschrecken in ihr Herz. Sie sprang mit einem kleinen Schrei auf, und es hatte für den Bruchteil eines Augenblicks den Anschein, als wollte sie fliehen. Aber sie bezwang schnell ihre Erregung und konnte lächeln und sprechen und den Mann willkommen heißen, den sie liebte und den sie vergessen wollte.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagte sie und sah ihn ganz ruhig an. „Denn es wäre mir schwer und ein neuer Schmerz gewesen, wenn ich Sie nicht noch einmal gesprochen hätte, wenn ich nicht von Ihnen gehört hätte, daß Sie mir verzeihen und daß Sie nicht häßlich von mir denken."

Klaus stand, mit bloßem Kopfe, ein wenig tiefer als sie und sagte langsam: „Nein, ich bin nicht böse ... Ich will sehen, daß ich den Schmerz bald verwinde, den

Digitized by Google

Sie mir zugefügt haben, unbewußt, ohne das zu wollen, ohne zu bedenken, was es heißt, wenn eine Frau ... wenn eine Frau wie Sie ... Aber das klingt so, als wollte ich doch etwas sagen, als wollte ich Ihnen Vorwürfe machen ... Und das will ich gar nicht. Wir müssen denken, der Frühling hätte uns einen Streich gespielt ... Oder alles wäre ein Traum gewesen ... dann kommen wir am leichtesten darüber hinweg."

„Mit einer Lüge!" sagte sie. „Mit einer Selbsttäuschung. Das wäre nicht gut. Ich wenigstens will immer daran denken, daß diese eine Stunde, die uns vereint hat, Wahrheit und Wirklichkeit gewesen ist, allerschönste Wahrheit, allerhellste Wirklichkeit. Ich weiß, daß ich immer an diese Stunde denken werde, wenn es einmal dunkel um mich werden will."

„Wenn es so ist," sagte er schnell und und trat einen Schritt näher, „dann weiß ich nicht, warum Sie nicht den Mut haben, alles abzuwerfen, was Sie jetzt einengt. Warum kommen Sie nicht zu mir, Prinzessin?"

Er sah sie gespannt und bittend an.

„Weil ich zu klein bin für Sie und zu schwach für das bürgerliche Leben, zu hilflos für alle Pflichten, die dort auf mich warten."

„Das verstehe ich nicht."

„Als Sie von Ihrer Mutter sprachen, ging mir das auf," sagte sie leise. „Oder eigentlich habe ich es erst gestern abend begriffen, als ich allein war, und als ich alles bedachte. Zuerst, als Sie mir von dem reichen und schönen Leben dieser Frau erzählten, dachte ich, es wäre dasselbe wie bei uns. Ich dachte, und ich sagte das wohl auch, sie hätte im Grunde dieselben Pflichten gehabt wie eine Fürstin. Später sah ich den Unterschied, und ich begriff, wieviel größer und schwerer ihr Leben gewesen ist und wieviel gesegneter. Aber so konnte es nur sein, weil sie die Gabe hatte, sich warm und herzlich an alle zu verschenken, weil sie allen Menschen nahe war. Ihre Hingabe war ihr innerstes Müssen. Die unsere ist befohlene Pflicht — und ist so oft Spiel und schöner Schein und Zeitvertreib ... Ohne unsere Schuld, begreifen Sie das recht, denn wir wachsen meist so auf, wir armen Treibhausleute, daß zwischen uns und den anderen immer eine Mauer von Glas ist, die ich nicht zerschlagen könnte, ein ganz schmaler Abstand, der doch ein Abgrund ist, den ich nicht überbrücken kann. Verstehen Sie das?"

„Ich glaube," Klaus senkte den Kopf. „Leben Sie wohl."

„Nein, gehen Sie noch nicht!" sagte Hermine, und sie hatte viel drängendes Bitten in der Stimme, das ihn hielt. „Hören Sie mich noch einen Augenblick an, denn ich will Ihnen noch eines sagen, was Ihnen, hoffe ich, das Gehen und den Abschied leicht machen wird. Es ist kein Stolz und keine Eitelkeit von mir, daß ich nicht all meine Vorrechte von mir werfe, wie manche andere Fürstin das schon getan hat. Aber ich will nicht Ihre Frau werden, weil ich nicht Ihr Freund und Ihr Kamerad, Ihr Gefährte und Ihr Genosse werden kann, wie das sein soll, wie Sie das wünschen und ersehnen. Ich hülfe Ihnen nicht, aber ich zerbräche unter dem Gedanken, Ihnen nichts zu sein, als ein schönes, feines, zierliches Püppchen. Ich will Arbeit und Pflichten, aber ich kann keine anderen erfüllen als die, zu denen wir erzogen werden, Pflichten, die von der Gnade Gottes den Schein und die Gebärde borgen, Pflichten, die ohne innere Not sind, und die doch wohl sein müssen, weil sie vielen als Vorbild dienen. Verstehen Sie nun, warum ich in meinem Kreise bleiben muß und bleiben will?"

„Ja, ich verstehe," gab er zurück, „ich verstehe ganz ... Und zu der Liebe, die ich für Sie empfunden habe, als ich Sie sah, gesellt sich Bewunderung und Mitleid ... Leben Sie wohl ... Und lassen Sie mich nun auch an meine Pflicht und meine Arbeit gehen."

Er trat schnell, ohne ihr noch einmal die Hand zu reichen, zurück und schritt auf den Weg zu, der, von Sonnenlichtern lustig überspielt, schnurgerade zwischen den Buchen hindurch ins Tal führte. Sie folgte ihm und blieb oben stehen und sah ihm nach, wie er rüstig und stattlich dahinschritt. Ganz still stand sie da und wußte kaum, daß ihre Augen feucht wurden.

Erst ganz unten an der Straße blieb er stehen und wandte sich um.

Oben am anderen Ende des Weges stand die Prinzessin in ihrem hellen Kleide.

Digitized by Google

Ganz deutlich hob sich die feine Gestalt vor dem Dunkel der Tannen ab. Hochaufgerichtet stand sie da, aber ganz reglos. Keine Hand hob sich zum Abschiedsgruß, kein Tuch flatterte.

So standen sie eine kleine Weile, die beiden Menschen, die eine wunderliche Welle des Lebens zusammengeführt hatte, und hielten sich mit ihren Blicken fest. Aber zwischen ihnen lag der Weg und der Hügel. Und beide wußten, daß es ein endloser Weg ohne Ziel und Hoffnung war.

Der Mann unten im Tale war der erste, der sich losriß. Nach zwei Augenblicken war er hinter dem Tannengebüsch verschwunden.

‚Nun ist er tot für mich,' dachte Hermine. ‚Und es ist kalt und dunkel geworden.'

Dann wandte auch sie sich um und ging langsam durch den Wald den schnell abfallenden Weg zum Dorfe zurück. Ganz versteinert und abwesend war sie, und die Tränen waren ihr versiegt.

Vor dem ersten Hause am Waldesrand spielte eine junge, weiße Katze im Sonnenschein. Sie lief zutraulich auf Hermine zu, umschmeichelte sie und sah mit goldenen Augen zu ihr auf.

‚Du kleine Zärtliche,' dachte Hermine. ‚Bist du auch so allein wie ich?' Dabei beugte sie sich zur Erde und griff das zierliche und geschmeidige Tier, das sich gern streicheln und fangen ließ, das gleich in ihren Armen behaglich schnurrte. Sie fühlte das Herz, das kleine, pochende Herz über ihrer Hand schlagen, sie spürte die Wärme des jungen, schlanken Leibes und wurde plötzlich so von Zärtlichkeit überflutet, daß sie die Katze fest ans Herz schloß, daß sie ihr Gesicht tief auf das seidige Fell beugte. Sie setzte sich auf eine nahe Bank, spielte mit dem schönen Tiere wie mit einem Kinde und empfand es als ein Glück, daß sie der fremden Katze Behagen und Freude bereiten konnte.

Und in diesem Glücksgefühl mußte sie plötzlich weinen.

So fand Heino sie — die kleine Katze war längst fortgesprungen —, und er hatte viel Mühe, bis er sie beruhigte, bis er sie aus der Grenzenlosigkeit ihres Schmerzes zurückgerufen hatte.

Als sie endlich Arm in Arm und sehr schweigsam nach Hause gingen, warf er plötzlich, leicht und recht nebenher hin: „Mallingroth hat mir vorhin etwas sehr Gescheites gesagt, das auch für uns paßt, obwohl es eigentlich eine Tiergeschichte ist. Soll ich sie erzählen?"

Sie nickte.

„Er hat von den jungen, edlen Pferden gesprochen und von den hohen und festen Hürden, die nötig sind, um sie sicher einzuschließen, Hürden, über die sie nicht wegspringen, durch die sie nicht ausbrechen können. Nur die ganz edlen Pferde müssen so behütet und gehegt werden, mit den anderen werden nicht soviel Umstände gemacht. Aber in ihren Hürden und hinter ihren Schranken entwickeln sich die Vollblüter auf ihren großen schönen Weiden zu all der Schönheit und Vollkommenheit, an denen alle Welt ihre Freude hat." Er schwieg einen Augenblick, und als sie den Kopf nicht hob, fragte er ganz leise: „Verstehst du, warum ich dir das erzähle?"

Sie nickte wieder und sagte mit zuckender Lippe. „Ja ... Aber glaube mir, wäre ich ein Mann, so wäre ich doch aus diesen Hürden, die uns beengen, ausgebrochen. Und wäre ich du, Heino, und hätte ich einen Freund wie du, einen Freund wie Mallingroth, dann wäre ich längst in Afrika und auf der Plantage, von der ihr immer schwärmt und träumt."

Heino schwieg. Dann meint er mit einem wehmütigen Lächeln: „Unsere afrikanische Plantage haben wir vorhin auch begraben. Davon wird niemals mehr die Rede sein. Das wäre auch solch eine Fahrt ins Bürgerliche geworden, wie unsere Reise hier, eine Fahrt mit schlimmem Ausgang. Ja, wenn wir gleich damals gegangen wären, vor sieben Jahren, als wir uns kennen gelernt haben, Mallingroth und ich, da wäre es vielleicht geglückt. Zu solchen Wagnissen und Sprüngen ins Ungewisse muß man jung sein, und heute bin ich alt."

„Aber Mallingroth ist jung," sagte Hermine lächelnd, „und du bist auch noch nicht alt."

„Aber müde, Kleine. Oder verstaubt, wie du willst. Und Mallingroth, der ist freiwillig in die große Hürde gekommen, und nun gilt das alte Sprichwort auch für ihn.

„Welches?"

„Mitgefangen, mitgehangen!" Der Prinz schlug einem jungen Kraut, das sich

Digitized by Google

gerade zum Leben erhob, mit seinem Stocke den Kopf ab.

„Und was wollt ihr nun tun?“ sagte Hermine ganz traurig. „Es ist schade um euch.“

„Mit Würde alt werden und geschmackvoll aussterben.“

„Nein! Nein!“ rief sie ganz entsetzt und hob abwehrend und beschwörend die Hände. „Das will ich nicht! Ich will Kinder haben, und ich will weiter leben, und ich weiß, unsere Kinder und unsere Enkel werden glücklicher sein als wir.“

„Warum denn? Und wie weißt du das?“

„Ich ahne, daß sie den Mut haben werden, das zu tun, was wir nicht zu tun wagten —: aus unseren Hürden auszubrechen.“

„Ja, — dann! Ja, — dann. Doch wer kann wissen, was sein wird?“

„Du bist so ohne Hoffnung,“ sagte Hermine. „Das macht mich ganz traurig.“

Heino atmete tief. „Ich bin für das Heute und für die Gegenwart. Mallingroth meint zwar, daß man verstehen muß, aus jeder Stunde eine Freude zu machen und Früchte von allen Bäumen zu pflücken. In Wahrheit aber ist alles nur eine Schule des Verzichtens. Aber ehe wir nicht unser großes Examen im Verzichten gemacht haben, eher werden wir mit Welt und Leben nicht fertig . . . Aber nun wollen wir, denke ich, nach Haus. Mallingroth und das Mittagessen haben wirklich lange genug gewartet.“

⌘ ⌘ ⌘

Auf dem kleinen Bahnhofe zwischen Heinos Garnison und dem weltfernen Dorf, über dem die Burg der Prinzessin Mathilde lag, hatte der Zug nur einen kurzen Aufenthalt. Begrüßung und Abschied mußten sehr schnell gehen.

„Ich war so in Sorge, als heute morgen dein Brief kam und dich für den Abend anmeldete,“ sagte die Tante. „Noch dazu solch ein gräßlicher Eilbrief, wie ich sie gar nicht mag. Ich dachte schon, es wäre irgend etwas geschehen, aber das scheint ja nicht der Fall zu sein, gottlob! Denn so weit man das hier bei dieser schrecklichen Beleuchtung beurteilen kann, siehst du ja ganz wohl und munter aus.“

„Gewiß, Tante. Hermine schien ganz ruhig.“ „Was sollte mir auch wohl geschehen sein? Daß ich die Reise abgekürzt habe, nun, das ist doch schließlich kein Verbrechen, und das ist nur geschehen, weil ich müde war, und weil die Welt draußen, die bürgerliche Welt, doch anders ist, als ich mir's vorgestellt habe.“

„Siehst du,“ meint die Tante sehr zufrieden, und der letzte Rest ihrer Unruhe und ihrer Besorgnis schwand. „Das hab' ich gleich gewußt, daß es so gehen würde.“

„Ich bin also einfach aus einer Welt, in der ich mich nicht auskannte,“ fuhr Hermine fort, „in meine Welt zurückgekehrt.“ Und dann in einem anderen Tone —: „Ist schon eine Nachricht von dem Vetter da?“

„Er kommt morgen,“ rief die Aufdembusch, die sich mit der Handtasche der Prinzessin beladen hatte. „Und übermorgen soll dem Lande die Verlobung bekannt gegeben werden.“

„Und heute in vierzehn Tagen ist der Einzug in die Residenz,“ sagte die Tante. „Wenigstens ist zu hoffen, daß bis dahin deine Kleider fertig sind. Die Schneider aus Berlin sind schon bestellt.“

„Welche Wichtigkeit!“ Hermine hatte ein kleines Lächeln, das nur Heino und Mallingroth verstanden. „Wirst du auch dabei sein, Heino, wenn ich so feierlich eingeholt werde, und Sie auch, Herr Mallingroth?“

Heino bemühte sich, recht lustig zu sein. „Aber natürlich, Kleine! Das müssen wir doch sehen. Nicht wahr, Hans Christian?“

Mallingroth verneigte sich. „Ja, wir kommen . . . Mit unseren allerbesten Wünschen.“

Und nun war's Zeit zum Abschied.

Als sich Hermine und Heino ein wenig zu lange umarmten, mahnte die Tante, die leicht fror, zur Eile. Mallingroths stummer Handkuß dauerte dann auch nur noch einen Augenblick. Dann gingen die Damen schnell durch den kleinen Fürstenpavillon, an dessen Tür Kater, der Lakai, Wache hielt, zu dem Wagen, dessen helle Laternen lange Lichtbahnen in die Dunkelheit und auf die regenfeuchte Landstraße warfen. Sogleich, als die Damen gegangen waren, stiegen auch Heino und Mallingroth wieder ein. Im Nachbarabteil saßen ihre zwei Diener, die sehr damit einver-

Digitized by Google

standen waren, daß es wieder nach Hause ging, und daß durch die plötzliche Rückkehr der Herrschaft ihr Aufenthalt auf der stillen, alten Burg früher zu Ende ging, als es eigentlich zu hoffen gewesen war. Alle Freuden, sogar die des Tisches, waren ihnen dort recht knapp bemessen . . .

Heino und sein Freund standen am Fenster und sahen in die Nacht hinaus. Ganz hinten, irgendwo auf der Landstraße, wurden die Lichter an dem Wagen, der Hermine und die Tante wieder auf ihre Burg brachte, ganz klein.

„Ein paar Augenblicke noch," sagte Heino. „Dann sind sie ganz von der Dunkelheit aufgefressen, die Lichter, und dann ist es so, als wäre alles, was wir jetzt erlebt haben, gar nicht gewesen."

„Warum so traurig? Warum alles grau in grau malen? Deine Schwester geht ihren Weg, und es ist sicher, daß sich viele an ihr freuen werden, daß sie vielen ein Segen wird."

„Und wird sie glücklich sein?"

„Sicher. Denn ihr Glück heißt Pflicht. Sie wird eine gute Frau, eine gute Mutter und eine vortreffliche Fürstin sein."

„Wie kannst du das so ruhig sagen, als handelte es sich um ein Rechenexempel. Wer sagt dir das?"

„Mein Verstand und meine Kenntnis von Welt und Menschen."

Heino wehrte ab. „Deine Erfahrung und deine Kenntnis in Ehren, Hans Christian, aber sprich mir nicht allzuviel, ich bitte dich, von Verstand und Vernunft. Schön, ich weiß, der Verstand muß sein, aber man friert dabei, wenn man daran denkt, was alles mit ihm geregelt wird."

Mallingroth legte seinen Arm um des Freundes Schulter und lachte. „Du frierst? Du glühender Mensch?"

„Ja," sagte Heino gequält. „Ich friere, wenn ich an das Alter denke. Was werden wir uns aus all unseren Gluten und Freuden in das Alter hinüberretten?"

„Eine schöne Wärme und eine lächelnde Ruhe, die den Tod erwartet."

„Ja, so soll es sein."

Dann gaben sie sich die Hand, sahen sich lange an und umarmten sich.

Wieder blickten sie schweigend in die Nacht hinaus und horchten auf das Lied der stampfenden Räder. Der dunkle Himmel war dicht mit Sternen überfunkelt, ein schöner, heller Planet glänzte in der Nähe der blassen Sichel des Mondes.

„Nichts als Rätsel, diese himmlischen Lichter," sagte Heino. „Was wissen wir eigentlich?"

„Nichts! Nichts sicher und unverrückbar wenigstens. Aber wir können um alles unsere Träume und das Rankenwerk unserer Sehnsucht spinnen. Und das ist schön."

„Ja, das ist schön ... Jetzt träumen wir, aber morgen? Morgen sind wir wach und machen Dienst."

„Was tut's?" sagte Mallingroth. „Wenn wir nur wissen, daß nach dem Dienst wieder die Träume kommen."

Heino seufzte: „Ich muß noch viel von dir lernen . . . Aber jetzt bin ich müde . . . Gute Nacht." Damit warf er sich in die Ecke und schloß die Augen. Nach wenigen Augenblicken war er fest eingeschlafen.

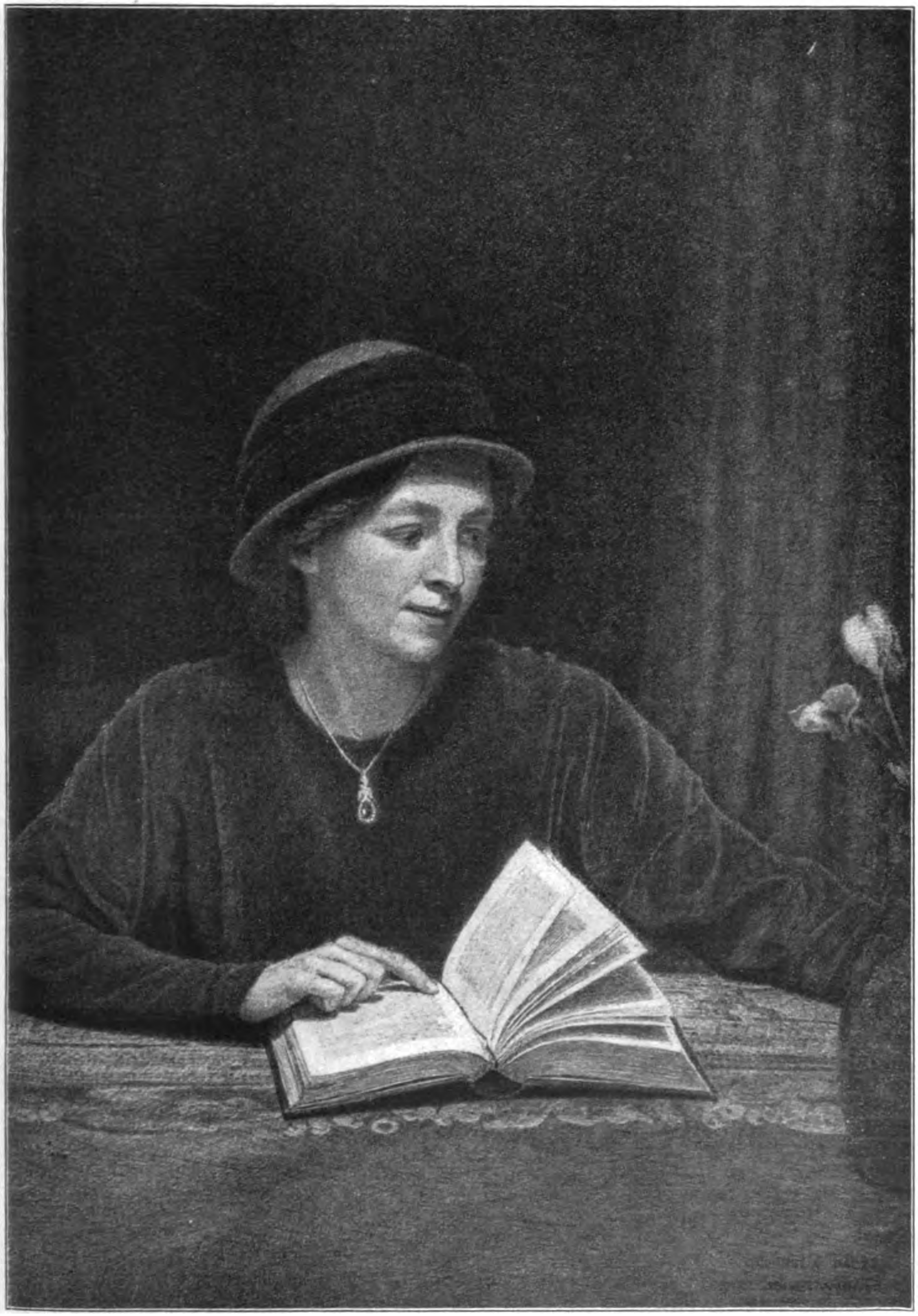
Mallingroth zog die Scheibe des Fensters zu, sehr leise und vorsichtig, und setzte sich, ganz wach und ganz erfüllt von vielen guten und sorgenden Gedanken, in die andere Ecke und lauschte lächelnd und sehr befriedigt auf die ruhigen Atemzüge des Freundes und betreute, Freund und Diener und Wächter, wie ein großer und getreuer Hund, seines Freundes Schlaf.

O seliger Anfang Februar!

Von Ernst Lissauer

O seliger Anfang Februar!
Es steigt das Jahr,
Die Sonne kehrt zurück, und länger bleibt das Licht,
Ich fühle mich von stiller Kraft durchfeuert,
Die rinnend weit mir das Geblüt durchflicht,
Ich treibe wachsend Ring und Schicht,
Ich werd' erneuert.

Digitized by Google



Bildnis
Federzeichnung von Cornelia Paczka

Digitized by Google

Das Grauen des Kriegs. Von Arthur Storch

Die Hoffnung des Friedens. Von Arthur Storch

Deutsche Kriegsschaumünzen

Von Geheimrat Prof. Dr. Julius Menadier, Direktor des Königl. Münzkabinetts in Berlin

Vor zwanzig Jahren schrieb ein namhafter Kunstkenner über den kläglichen Zustand der Medaillenkunst im Deutschen Reiche und mahnte, es sei hohe Zeit, durch rationelle Kunstpflege die schlummernden nationalen Kräfte zu wecken, und es bedürfe dazu nicht etwa der Aufträge, wohl aber der Aufgabe. Der Besuch einer ausländischen Ausstellung französischer Gußmedaillen hatte für ihn das Betreten einer neuen Welt bedeutet, und unbekannt mit der Tatsache, daß diese Kunstübung in Paris unmittelbar auf einen deutschen, auf einen in Berlin tätigen Künstler zurückgeht, und daß dieser Künstler auch in Berlin selbst eine ununterbrochene Nachfolge bis in die Zeit unserer nationalen Einigungskämpfe gefunden, glaubte er alles Heil von unseren kunststolzen Nachbarn herleiten zu müssen. Leichter, als er annahm, schlummerten die Kräfte zur Zeitigung einer neuen Blüte deutscher Schaumünzenkunst, und es bedurfte lediglich einer Minderung der Aufträge auf Monumentalwerke, um sie ohne weiteres frei wirksam werden zu lassen. Das hatte bereits eingesetzt vor dem Erscheinen seiner Abhandlung, welche die Wiedererweckung der Medaille bezweckte, und obgleich sie keineswegs eine rationelle Pflege herbeiführte, haben zumeist private Aufträge in Verbindung mit freier künstlerischer Tätigkeit in dem folgenden Jahrzehnt reiche Ergebnisse erzielt. Wenn auch die staatliche Kunstverwaltung auf der Weltausstellung in Brüssel einen Wettbewerb mit der französischen noch glaubte meiden zu müssen, hat die trotzdem erfolgte Beteiligung schon damals tatsächlich erwiesen, daß die Kunst der deutschen Schaumünze nicht nur allein eine unabhängige Bedeutung neben der französischen besaß, sondern allein, auch gegenüber der französischen Kunst, die bereits ihren Höhepunkt überschritten, die Möglichkeiten einer gesunden Fortentwicklung bot. Jetzt aber ist auch die Aufgabe hinzugetreten, die Lichtwark für ein neues Gedeihen der deutschen Kunst

Rückseite der Kaiser-Münze von Felix Görling

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm II. Vorderseite der Schaumünze von Felix Görling
(In Originalgröße wiedergegeben, die Rückseite verkleinert a. S. 238)

verlangte, eine Aufgabe so groß, wie sie nur jemals einer Kunst sich geboten hat.

Mattherzige Toren nur sind die Ästheten, die den Krieg an sich als den gegebenen Feind aller Kunst erachten und alles, was nur entfernt an den Krieg gemahnt, aus den der Kunst geweihten Räumen fernzuhalten wünschen. Nicht nur Berlin verdankt einen großen Teil seiner Bau- und Kunstdenkmäler dem Kriege; nicht nur das alte Rom war mit seiner Kunst zumeist auf den Krieg gestellt: auch für Athen haben erst die Perserkriege die Blüte aller Kunst herbeigeführt und ein großer Teil der kunstbegeisterten Mäzene Italiens im Quattrocento waren Kriegsleute und Söldnerführer. Und vor allen übrigen Künsten ist im besonderen die Kunst der Schaumünze eine Kunstübung der Kriegszeiten gewesen. Mögen immerhin die wappenfrohen Konterfette der süddeutschen Handelsstädte der Reformationszeit und die einseitigen Eisengüsse der Biedermeierzeit in Berlin dagegen zu zeugen scheinen: beider vorwiegend bürgerlicher Charakter hat doch auch ihre Schranken bedingt, und zudem feiern die künstlerisch zu höchst stehenden Eisengüsse niemand anders als Scharnhorst und Blücher, und es darf einem Luther und den Seinen wohl die Eignung zugestanden werden, für ihre Zeit an Stelle der Krieger zu treten. Im übrigen sind es die hervorragendsten Kriegsfürsten: Ludwig XIV. und Napoleon I., der Große Kurfürst und Friedrich der Große, und neben ihnen die um ihre Freiheit siegreich kämpfenden Niederlande, die vor allen anderen die Medaillenkunst gepflegt haben.

Aber auch die Herolde eines beständigen Wechsels sind zurückzuweisen, die mit jeder neu sich einstellenden Kleidermode auch einen grundstürzenden Wandel aller Kunstanschauungen verbunden wünschen und sensationslüstern jetzt wie immer den feldgrauen Künstlern allein jede Betätigung vorbehalten

Digitized by Google

Kronprinz Rupprecht von Bayern. Von Hans Schwegerle

wissen wollen. Der Schützengraben ist nicht geeignet, eine neue nie vordem erlebte, einheitliche Kunstwelt entstehen zu lassen, und der Bewegungskrieg muß gleich dem Stellungskrieg jeden Künstler nach der verschiedenartigen Richtung seiner Kunst verschiedenartig beeinflussen, mag immerhin das große Erleben allen künstlerischen Schöpfungen dieser Jahre einen gewissen Zeitcharakter verleihen, der überall irgendwie anklingt. Das gilt indessen in nahezu gleicher Weise wie für die an den Kämpfen selbst teilnehmenden, so auch für die daheimgebliebenen Künstler. Volk und Heer sind im Deutschen Reiche inniger verwachsen als irgendsonst, und der Schwung gesteigerten Lebens, den der Ausbruch des Krieges im Gefolge gehabt, hat die Gesamtheit ergriffen und hat sich wie in einem politisch ethischen Erstarken, einer ideal philosophischen Vertiefung, einer religiösen Erneuerung, so auch in einem reinen Kunstverlangen durchweg geltend gemacht. Streng realistische und naturalistische Gebilde mögen immerhin eine unmittelbare Zeugenschaft der Kampfhandlungen selbst vorbedingen, eine weitergehende künstlerische Gestaltung ist jedoch frei von solchem Zwange.

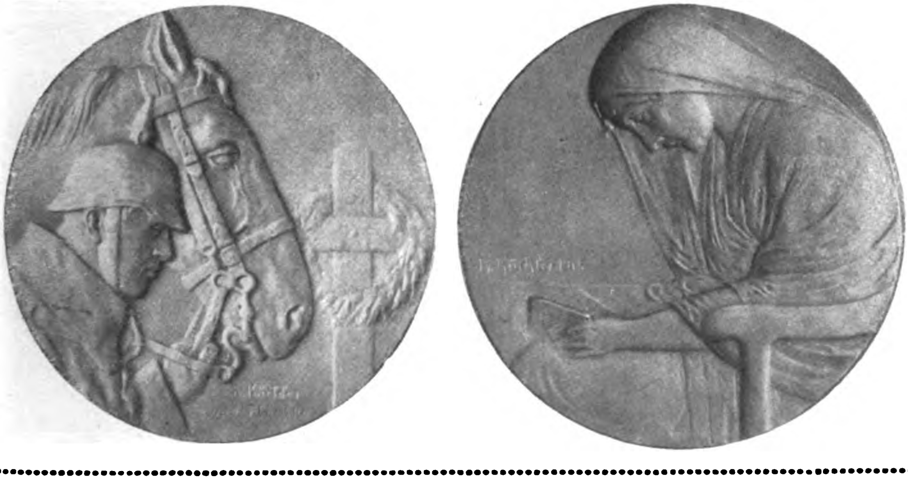
Was indessen von dem gehobenen Geist der Kriegszeit selbst nicht durchgeführt oder wenigstens sicher begründet wird, ist einem Zurücktreten und Abebben der Hochflut nicht mehr abzuringen. Auch gegen den Widerspruch noch so vieler Übersättigter werden die deutschen Lande ragende Ehrenmäler zu ewigem Gedenken des gewaltigsten allen Völkerringens entstehen sehen: Werke der

Großadmiral von Tirpitz. Von Arthur Löwental

Die Kriegsfreiwilligen von Dixmuiden. Von Paul Leibküchler

Kleinkunst zum Preise all der Helden persönlich, welche die Erfolge errungen haben, und der einzelnen Entscheidungen, durch welche sie gesichert worden, werden die Künstler nach dem Friedensschluß kaum in nennenswerter Zahl schaffen. Die Zeit des wiedererrungenen Friedens wird auch unserm Kunstzweig ihre besondere Aufgabe stellen und sicher keine lebensechte Kriegsdenkmünze zu schaffen imstande sein, wenn dem nicht inmitten des Waffenlärms die Wege geebnet sind. Das hat das eben abgeschlossene halbe Jahrhundert genugsam bewiesen: die Kriege, die das Deutsche Reich geschaffen, haben in kunstgerechten Schaumünzen keinen Niederschlag hinterlassen. Sie waren, auch der von 1870 und 1871, zu kurz und schnelläufig, als daß sich die Kunst hätte auf sie einstellen können; und nach den Friedensschlüssen ließ man sich an den Sieges- und Friedenstalern genügen und an den beiden Staatsmedaillen, welche der sieggekrönte König und Kaiser seinen Paladinen verlieh.

Frei entstandene Schaumünzen von künstlerischer Bedeutung sind ihnen nicht zur Seite getreten. Kunstgerechte historische Medaillen freier Schöpfung kannte man damals überhaupt so gut wie gar nicht. In der Vorzeit sind zwar dergleichen stets von einzelnen Künstlern aus eigener Anregung gearbeitet worden, aber im ganzen hat es sich bei diesen doch nur um Beiläufer und Ergänzungen zu den im fürstlichen Auftrag entstandenen Arbeiten gehandelt. Die Kriegsmedaillen haben vordem, gleichwie die Erzeugnisse auf die bedeutsamen Er-



Trauernde. Von Rudolf Küchler

Prinz Leopold von Bayern. Von Berthold Rungas

eignisse des Staatslebens in Friedenszeit, im wesentlichen öffentlichen Charakter besessen, aber die preußische Monarchie hat diese Ehrenaufgabe nach dem Zusammenbruch in der Schlacht bei Jena nicht wieder auf sich genommen. Die seitdem von amtlichen Instanzen ausgegebenen Schaustücke haben sich mit geringen Ausnahmen auf Preismünzen beschränkt, in den übrigen Bundesstaaten kaum anders wie in Preußen, und das Deutsche Reich als solches hat zu einem Mehr schwerlich die Handhabe gehabt. Auch besteht kein Grund für ein Mehr, soweit es sich's nicht von selbst ergibt, in die Schranken zu treten.

Die langen Reihen der alten Kriegsmedaillen tragen durchweg die Bildnisse der Monarchen und Kriegsfürsten, wenn sich auch das jus imaginis der alten römischen Kaiser auf sie nicht vollständig übertragen hat.

Das gilt nicht nur für den korsischen Soldatenkaiser, nicht nur für die beiden kriegserprobten Hohenzollernfürsten, nicht nur für Karl XII. von Schweden und seinen glücklichen Gegner Peter I., sondern auch für den Kaiser Leopold, der doch den Türkenkriegen selbst fern geblieben, für Ludwig XIV., der seine Raubkriege durch seine Feldherren ausfechten ließ, und selbst für Maria Theresia. Aber auf einen Winterfeld und Ziethen sind vollgültige Medaillen so wenig ausgegeben wie auf einen Ney und Moreau, wie auf einen Scharnhorst und Gneisenau, auf einen Manteuffel und Göben und selbst auf einen Prinzen Friedrich Karl. In diesem größten aller Kriege jedoch, der jemals ausgefoch-

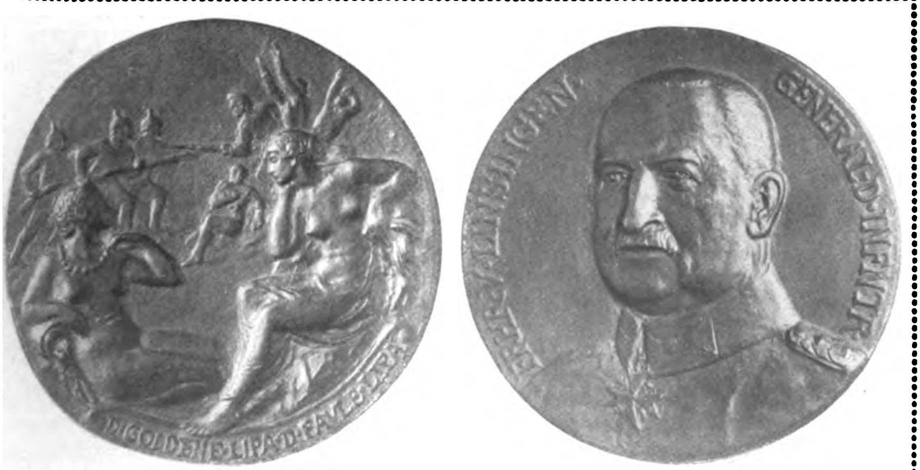
General Litzmann. Von Martin Schauß

ten, verlangt das deutsche Volk, unbeschadet aller Ehrfurcht und Liebe, die es seinem kaiserlichen Herrn entgegenbringt, außer den Medaillen auf den Kaiser selbst, auch solche zu Ehren und mit den Bildnissen der Feldherren, die zu Führern der deutschen Heere bestellt, Sieg auf Sieg errungen haben und einen siegreichen Ausgang unbedingt gewährleisten.

General von Scholtz. Von Ludwig Habich

Sobald nur der erste Schrecken der Kriegserklärung überwunden war, sobald namentlich Hindenburg durch die gewaltige Tannenberger Schlacht die Russennot zum erstenmal beschworen hatte, haben die privaten Prägeanstalten ringsum im Deutschen Reiche Kriegsmedaillen in solch einer Fülle ins Land geworfen, wie sie bisher unerhört gewesen ist. Von Anbeginn an waren daran einige hervorragende Künstler beteiligt, aber im wesentlichen war es manchem Verleger doch um möglichst geringe Kosten, möglichst schnelle und starke Verwertung und möglichst großen Gewinn zu tun: nicht der großen Zeit und ihrem Heldentum zu dienen, sondern an ihnen zu verdienen war die Losung. Und so entstand außer einigen wenigen vortrefflichen Leistungen wohl noch ein Mehr an solchen Arbeiten, die zwar im einzelnen ein ehrliches Streben bezeugten: im wesentlichen jedoch handelte es sich um Fabrikware, und es ergab sich die Gefahr, daß sie als das höchst Erreichbare das Feld gewinnen möchte und daß damit dem deutschen Volke doch nur Stein statt Brot geboten würde.

Da gelang es, die Freunde der deutschen Schaumünze ringsum im Deutschen Reiche und in der verbündeten österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie zu vereinigen, um die Schaffung einer kunstgerechten volkstümlichen Schaumünze, die den ruhmreichen deutschen Heeren, ihren erfolggekrönten Führern und jedem einzelnen Helden und opfermütigen Krieger, und daneben auch den Führern des deutschen Volkes daheim in Reich, Staat und Kirche, in Ackerbau, Industrie und Handel, in Wissenschaft und Kunst, auch den führenden Frauen und allen pflichtgetreuen Arbeitern den Dank der Kunst zu bezeugen. Zugleich wollte man nicht nur der Künstlerschaft selbst helfen, sondern auch ein Scherflein erübrigen zur Linderung der Not, die der Krieg im Gefolge hat, zugunsten der Kriegsbeschädigten. Dies Werben ist nicht vergeblich gewesen. Fünfzig Künstler und Künstlerinnen haben ihm Folge geleistet, unter ihnen altbewährte Veteranen wie jugendfrische Kräfte, in der Heimat zurückge-



General von Linsingen. Von Georges Morin

Digitized by Google

Reichskanzler Bethmann Hollweg. Von Constantin Starck

Das deutsche Alpenkorps. Von Erich Schmidt-Kestner

Professor Adolf von Harnack. Von Georges Morin

Digitized by Google

bliebene und in altgewohnter Werkstatt arbeitende, den kämpfenden Heeren als Kraftfahrer und Krankenpfleger ins Feindesland nachgezogene und selber in den Sturmangriffen am Kriegshandwerk beteiligte und auf den Schlachtfeldern verwundete und den Lazaretten des Binnenlandes zurückgegebene Männer. Mehr als hundertfünfzig Schaumünzen haben bereits herausgegeben werden können: ein Ergebnis, das nicht nur jene anfänglich ins Kraut schießende Fabrikware völlig zudeckt, sondern durchaus ohne Wettbewerb dasteht in der Geschichte aller Medaillenkunst. Und wenn auch nicht alle diese hundertundfünfzig Schaumünzen den Ansprüchen jedermanns genügen, so ist es doch ein schätzenswertes Ergebnis, daß der Kunstgehalt im Durchschnitt wesentlich gehoben ist und daß nicht einzelne Wenige sich weit darüber erheben und Bestes bieten.

Deutscher Landsturm. Von Lotte Benter

Da hat Felix Görling, der verdienstvolle Leiter der Gladenbeckschen Gießerei in Friedrichshagen, das auf einer Nordlandsfahrt nach dem Leben gebildete Brustbild des Kaisers, dem er die markigsten Worte aus der denkwürdigen Ansprache an den Reichstag vom 4. August 1914 beigegeben, unter ausdrücklicher Genehmigung Sr. Majestät beigesteuert; hat Konstantin Starck mit Hilfe dreimaliger persönlicher Sitzung ein lebenswahres Profil des Reichskanzlers geschaffen und ihm auf der Kehrseite die Germania beigefügt, die unerschrocken über die Schlange mit dem verlogenen Angesicht eines Grey hinwegschreitet; hat Ludwig Habich im Hauptquartier den gewaltigen Kopf Hindenburgs in feinem Wachs geformt und ihm auf ausdrücklichen Wunsch des Generalfeldmarschalls den Kopf Ludendorffs gegenübergestellt; hat Martin Schauß eine Schaumünze auf den ersten Generalstabschef des Krieges, den verewigten Helmut von Moltke, geschaffen. Mit Hilfe von Abbildungen hat Schauß den General Litzmann, den Führer der Gardedivision bei ihrem Durchbruch bei Brzeziny, gefeiert; hat Georges Morin den General v. Falkenhayn verewigt als den Schlachtendenker, wie er von dem deutschen Aar überschattet über der Kriegskarte sinnt, und Linsingen als den Sieger in den Kämpfen an der Lipa, deren Quellnymphen gelassen dem Schlachtengewühl zuschauen; hat der als Porträtist langbewährte Hans Schwegerle die große Einleitungsschlacht in Lothringen und ihren Helden, den bayrischen Kronprinzen Rupprecht gefeiert, und zugleich sein Wappentier, den Löwen, und ihm auch den in Galizien ruhmreich die Russen bestehenden Grafen v. Bothmer zugesellt; hat Rungas ein lebenswahres Bildnis des Prinzen Leopold von Bayern geschaffen und ihm als dem Eroberer von Warschau das lorbeerbekränzte deutsche Schwert und die zerbrochene russische Peitsche, überkreuz gelegt, als Attribute gegeben; hat Obermaier dem Admiral Schröder gehuldigt, dem Führer des Marinekorps in Flandern; hat Arthur Loewental außer seinen Ehrenstücken auf Hindenburg, Mackensen, Weddigen, Graf Spee namentlich den Feldmarschall

Die deutsche Landfrau. Von Sophie Burger-Hartmann

Rote Kreuz-Schwester. Von H. Haase-Ilsenburg

v. Bülow, den Generalobersten v. Kluck, den Großadmiral v. Tirpitz, den Generalgouverneur v. Bissing in lebensprühenden Reliefbildnissen wiedergegeben. Rudolf Küchler hat seine Kunst dem General Gallwitz als Eroberer von Namur, dem General Zwehl als Eroberer von Maubeuge, dem General Lochow als Sieger von Soissons, dem Generaloberst v. Falkenhausen als Schützer des Oberrheins, v. Woyrsch und dem Übergang über die Weichsel sowie Mackensen als Eroberer Galiziens dienstbar gemacht. Das schönste Werk Leibküchlers gilt den jugendlichen Kriegsfreiwilligen von Dixmuiden, aber daneben sind ihm vortreffliche kehrseitige Darstellungen gelungen auf seinen Medaillen zu Ehren des deutschen Kronprinzen, der Bezwingung der Narewlinie durch Gallwitz, der Eroberung von Grodno, dem Ringen um Verdun und vor allem auf das Leiden Ostpreußens und der galizischen Feste Przemysl. Beseler ist als Eroberer von Antwerpen durch Greier und als Eroberer von Nowo-Georgiewsk durch Hugo Bendorff gefeiert, Eichhorn als Eroberer von Wilna durch Alfred Lörcher. Max Lange hat uns mit vortrefflichen Schaustücken auf den Feldmarschall v. d. Goltz und Liman v. Sanders ausgerüstet. Den größten Erfolg aber hat L. Habich erzielt mit seinen Ehrenstücken auf den Herzog Albrecht von Württemberg und dann auf den General v. Scholtz mit der einfachen Wiedergabe des Geschützes neben den vielen Namen der siegreichen Schlachten. Rothenburger hat die erste Medaille auf einen Militärarzt, den bei Givenchy aus-

Fliegerhauptmann Boelcke. Von Martin Goetze

gezeichneten Münchener Dr. Mayr, geliefert und mit einer preisgekrönten Darstellung des barmherzigen Samariters versehen, Lörcher eine zweite auf den Obergeneralarzt Dr. v. Kern folgen lassen. Haase hat nicht nur eine tüchtige Schaumünze auf den General v. Pfuel, den Chef des Landesvereins vom Roten Kreuz, gearbeitet, sondern auch der Schwester, welche ihn nach der Verwundung gepflegt hat, durch eine entzückende Arbeit seine Dankbarkeit bewiesen; Nisse hat mit ihm darin gewetteifert. Und dann gilt es Morins Medaille Erwähnung zu tun auf den Landwirtschaftsminister Freiherr v. Schorlemer mit der Göttin der Fruchtbarkeit und auf Leibküchlers Helfferich mit der idealen Darstellung der Kriegsanleihen, wie Mann und Weib zu dem Opferstock des Vaterlandes herbeitreten, und auf Havenstein mit der thronenden Germania, welcher die Göttin des Reichtum huldigt. Albert Reiß verherrlicht den Erfolg der Leipziger Kriegsmesse als ein Unterpfand für den wirtschaftlichen Sieg des deutschen Volkes, und die inmitten des Krieges eröffnete deutsche Bücherei in Leipzig als schlagendste Widerlegung des feindlichen Barbarengeschreies. Dahin zielen auch die Denkmünzen auf die vornehmsten Vertreter der deutschen Wissenschaft, einen Wagner, Harnack, Wilamowitz-Möllendorff, Wundt, Bücher, Hauck, Abderhalden und Röntgen, sämtlich nach dem Leben geschaffen. Und den Männern tritt dann die Frauenwelt zur Seite mit Denkmünzen, die all ihrem vielgestaltigen und in der Kriegszeit so stark vermehrten Wirken und Helfen und auch Leiden dankbar gerecht zu werden suchen: von der schlichten Bauersfrau, die in Vertretung des im Kampfe stehenden Mannes den Pflug lenkt und die Saat auswirft (von Sophie Burger-Hartmann), der alten Mutter, die dem ausziehenden Sohne den Segen spendet und ihm göttlichen Schutz erfleht, durch alle die Kreise der pflegenden und lehrenden Frauen hindurch bis zu der hohen Frau auf dem Kaiserthrone.

Held Churchill. Von Walther Eberbach

All diesen ehrenden Schaustücken aber ist eine zweite Gruppe von Medaillen zur Seite getreten, in denen die Empörung und der Zorn des deutschen Volkes seinen Feinden gegenüber zur Geltung kommt. Wie die zeichnenden Künste täglich mit ihrem Spott ein Gegengewicht gegen allen Druck und alle Last der Zeit schaffen, so haben auch die Medaillenkünstler mit Spottmedaillen nicht gekargt. Aber über diese vielfach ungelenken Gebilde hoch erhaben sind auch zahlreiche Kunstgebilde geschaffen, die sich jeder Mißgestalt enthalten und in der

Cadorna. Von Edmund Otto

Gabriele d'Annunzio. Von Hugo Bendorff

ernstesten Weise das Verbrechen geißeln, das diejenigen auf sich geladen haben, welche den Krieg angezettelt und immerwährend verschärft haben: die Verspottung des sacro egoismo der Italiener durch Eduard Otto, der einen Steinbock an der Felswand der Dolomiten sich den Schädel einrennen läßt; die Gleichstellung des Gabriele d'Annunzio mit dem seines Geldes frohen Judas Ischariot durch Bendorff; die Neuschöpfung der blindwütig alle Verträge zerreißenden Bulldogge durch Löwental zu Ehren von Asquith und vor ihnen allen die zahlreichen köstlichen Schöpfungen des Heilbronner Walther Eberbach, in denen er die Churchill und Balfour, den Connaught und den Mercier, den Haldane und den Runciman ihrer Sünden zeiht. Endlich die letzte Steigerung, in die der Krieg in allem seinem Grauen in die Erscheinung tritt: der Totentanz. Graphik und Plastik haben um die Wette sich gemüht, dieser alten echt deutschen Kunstgebilde gerecht zu werden. Zadikow, Lindl und Götz haben sich um ihn bemüht und gewiß manch tüchtige Leistung geliefert. Als Meister aber hat sich auch hier wieder Eberbach erwiesen, der seine erschütternden Bilder den Führern der Feinde zugeschrieben hat als eben denen, welche all dies entsetzliche Leid zu verantworten haben: Zar Nikolaus, wie die aus Polen ostwärts getriebene Bevölkerung dem Tod eine Beute wird; Peter von Serbien, wie nächtlicherweile der Tod sich von Belgrad nach Sarajewo schleicht; Sonnino, wie der Tod die römische Wölfin abwürgt; Curzon, wie der Tod die deutschen Luftschiffe über England leitet, Maxwell, wie der Tod den Maistrauß der grünen Insel darbietet; Wilson, wie der Tod die Lusitania versenkt; Eduard VII., wie der Tod als letzte Großmacht die Welt regiert.

Die Lyoner Messe. Von Arthur Löwental

Eifriger ist die Münzkunst noch nie zuvor den Kriegsheeren gefolgt und mannigfaltiger und ernster hat sie ihnen noch nie gehuldigt. Aber bedeutet dieses Übertreffen aller Vergangenheit in der Tat einen erfreulichen Kraftbeweis und nicht vielmehr einen krankhaften Überschwang? Reimt sich dieser Kunstbetrieb mit der Schwere und der Not der Kriegszeit und ist er nicht etwa gar ihren Erfordernissen abträglich? Die französischen und englischen Zeitungen haben uns das bisweilen höhnend vorgeworfen. Es wird indessen für diese Zwecke kein Rohstoff in Anspruch genommen, dessen die Militärverwaltung bedarf: der Verbrauch an Bronze kommt gar nicht in Betracht; ist es doch in wenigen Monaten gelungen, den alten Berliner Eisenguß in vortrefflicher Weise zu erneuern und in ihm einen vollwertigen Ersatz zu finden, der kaum noch als Ersatz zu bezeichnen ist, ja der dem Charakter der Kriegsmedaille ungleich gerechter wird, als die vordem allein herrschende Bronze. Auch hat kein Werkmann und kein Künstler diese Tätigkeit als Kriegsdienst gel-

Die Leipziger Messe. Von Albert Reiß

Herzog Johann von Mecklenburg. Von Ernst Müller-Braunschweig

tend gemacht. Draußen in Feindesland aber, in den Schützengräben und in den Etappen sind die Schaumünzen von unseren Feldgrauen mit Freuden begrüßt worden, hat doch manch ein Führer für seine Abteilung eigene Medaillen schaffen lassen und die höchststehenden und zumeist in Anspruch genommenen Kriegshelden, bis zu Hindenburg selbst hinauf, haben, gleich den führenden Männern und Frauen daheim, den Künstlern die Möglichkeit gewährt, nach dem Leben zu schaffen. Das rechtfertigt ihr Tun nicht nur schlechthin, sondern verleiht ihm geradezu eine Weihe: es gibt auch hier einen vaterländischen Dienst

Frau von Bissing. Von Arthur Löwental

Die Geschichtschreibung als Kunst

Von Prof. Dr. Otto Seeck in Münster

Der Geschichtschreiber soll Erzähler sein; seine Kunstform ist also die epische; am engsten ist sie der des modernen Romans verwandt. Es ist daher kein Zufall, daß der Verfasser von „Soll und Haben" uns auch ein treffliches Geschichtswerk, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", hinterlassen hat, und daß Theodor Mommsen, der zu den größten Historikern aller Zeiten gehört, seine Mußestunden gern mit dem Lesen von Romanen ausfüllte. Demgemäß haben wir an die Spitze unserer Untersuchung die Frage zu stellen, worin sich die künstlerische Aufgabe der Geschichtschreibung von der des Romans unterscheidet und worin beide zusammenfallen.

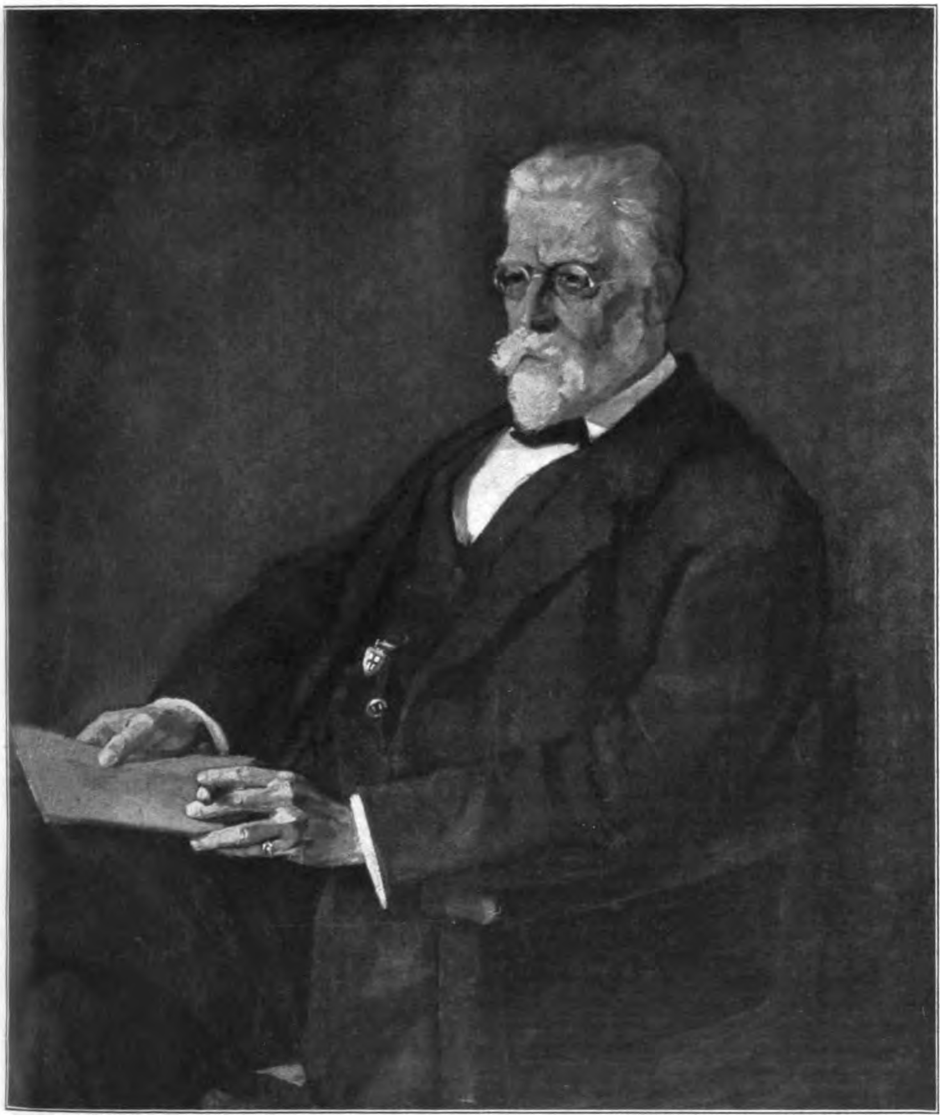
Ein Unterschied fällt gleich auf den ersten Blick ins Auge: der Romanschreiber kann frei erfinden und ist nur dadurch gebunden, daß er nichts Unwahrscheinliches erfinden soll; der Geschichtschreiber dagegen darf nichts erzählen, was nicht durch seine Quellen beglaubigt ist oder sich doch durch bündige Schlüsse aus ihnen folgern läßt. Daraus ergibt sich auch für die künstlerische Form der Erzählung eine grundlegende Verschiedenheit.

Jeder Dichter strebt nach Illusion; am glücklichsten erreicht er sein Ziel, wenn der Leser den Eindruck gewinnt, als wenn er das Erzählte selbst gesehen habe. Um diese lebendige Anschaulichkeit hervorzurufen, werden Einzelheiten gehäuft, die mit dem Wesentlichen des Vorgangs gar nichts zu tun haben. Die Landschaft oder der Innenraum, in dem er sich vollzieht, werden ausführlich geschildert; Mienen und Bewegungen, Kleidung und Haltung der Personen werden uns vorgeführt; wir hören ihre eigenen Worte, auch wenn sie ganz bedeutungslos sind; selbst daß sie „Guten Tag" und „Wie geht es Ihnen" sagen, wird uns nicht verschwiegen. Unstreitig sind dies alles Kunstmittel von großer Wirksamkeit, obgleich ihre übermäßige Häufung langweilig werden kann; doch dasselbe gilt auch von jedem anderen Kunstmittel. Schon am Biertisch kann man die Beobachtung machen, daß ein Erzähler viel größeren Beifall findet, wenn er seine Geschichte mit reichen Einzelheiten, mögen sie auch an sich gleichgültig sein, auszuschmücken weiß, als wenn er nur den schlichten Inbegriff der Tatsachen bietet, und demgemäß gilt schon seit den Tagen des alten Homer die „epische Breite" als notwendiges Erfordernis der erzählenden Dichtung. Von diesem Kunstmittel aber kann der Historiker nur Gebrauch machen, wenn er in der Lage ist, Selbsterlebtes zu berichten und sich dabei auch der Nebenumstände genau erinnert, ein Fall, der nur äußerst selten eintreten wird. In der Regel ist er auf die Quellen angewiesen, die ausschmückende Einzelzüge jener Art nur ausnahmsweise bieten und, wenn sie es tun, meist unglaubwürdig sind. Wollte er sie aber aus der eigenen Phantasie schöpfen, so müßte seine Darstellung immer von der Wahrheit abweichen, an die er sich auch in Kleinigkeiten streng zu halten hat. Versuchte ich zum Beispiel den Bericht über eine Schlacht durch die Schilderung der Landschaft zu beleben, so könnte ich in den meisten Fällen ganz sicher sein, ein falsches Bild zu geben, selbst wenn ich den Ort aus eigener Anschauung kenne. Denn seit der Zeit jener Schlacht können Wälder abgeholzt, Seen und Sümpfe ausgetrocknet, Dörfer entstanden und untergegangen, kurz, die ganze Landschaft anders geworden sein, als ich sie sah, und niemals ist es möglich, alle diese Veränderungen genau festzustellen. Der Historiker muß also auf Anschaulichkeit im Sinne der epischen Breite verzichten und sich damit begnügen, die nackten Tatsachen klar und verständlich darzulegen, obgleich ein großer Teil der künstlerischen Wirkung, welche die erzählende Kunst zu erreichen vermag, ihm dadurch verloren geht.

Man wird vielleicht erwidern, daß auf die kleinen Unrichtigkeiten, die solche Ausschmückungen mit sich bringen, wenig ankomme, und das um so weniger, als es eine ganz wahre Geschichtschreibung überhaupt nicht geben kann. Denn wie jeder Jurist weiß, sind selbst gerichtliche Aussagen, die von höchst ehrenwerten Männern unter ihrem Eide gemacht werden, fast niemals absolut zuverlässig. Die menschliche Erinnerung ist eben ein sehr trügerisches Ding, und natürlich macht sich dies auch in unseren Quellen geltend. Da nun der Historiker nichts erzählen darf, was nicht auf ihrem oft recht zweifelhaften Zeugnis beruht, kann er auch bei der größten Sorgfalt Irrtümer nie ganz vermeiden. Bei jeder historischen Darstellung muß man daher mit einer gewissen Fehlerweite rechnen, die je nach der Art der Quellen und der Urteilsfähigkeit ihres Benutzers bald enger, bald breiter sein wird. Sie aber noch über das Unvermeidliche hinaus zu erweitern, indem man den Fehlern der Quellen erfundene Einzelheiten hinzufügt, kann nie erlaubt sein. Der Historiker muß wissen, daß er niemals die volle, unverkürzte Wahrheit bieten kann, aber er darf auch keinen Satz niederschreiben, von dem er nicht nach ehrlichster Überzeugung annimmt, daß er bis in die kleinsten Kleinigkeiten wahr sein könnte. Sich in freien Spielen der Phantasie zu ergehen, wie dies dem Dichter erlaubt und geboten ist, bleibt ihm verwehrt.

Trotzdem konnte Mommsen mit vollem

Digitized by Google



Bildnis von Geheimrat Prof. Dr. Otto Seeck
Gemälde von Rudolf Neugebauer

Digitized by Google

Rechte sagen, daß „die Phantasie, wie aller Poesie, so auch aller Historie Mutter" sei; doch bezieht sich dies nicht auf die Ausschmückung der überlieferten Tatsachen, sondern auf ihre Begründung. Schon der alte Polybios hat den Ausspruch getan, in der Geschichte komme es viel weniger darauf an, was geschehen sei, als warum es geschehen sei, und dies gilt noch heute. Denn nur indem wir nach den Gründen dessen, was geworden ist, forschen, können wir allmählich dazu gelangen, die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens nach und nach zu begreifen, wie das die Aufgabe jeder Wissenschaft und folglich auch der Geschichte ist. Hier berührt sie sich aufs engste mit der Naturkunde, zugleich aber auch mit der Dichtung. Denn für die Begründung der Ereignisse lehren die Quellen uns wenig oder nichts; auf diesem Gebiete, dem allerwichtigsten, hat die Phantasie, wie Mommsen sie versteht, den freiesten Spielraum.

Aristoteles fand das Drama philosophischer als die Geschichte, d. h. in seinem Sinne wissenschaftlicher; denn damals umfaßte die Philosophie noch fast alle Wissenschaften. So seltsam dies klingen mag, hat es doch seine guten Gründe. Denn jede Dichtung, die uns Handlungen vorführt, mag sie dramatisch oder episch sein, muß eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Motivierung finden. Das Drama beginnt mit einer Exposition, in der wir mit den Charakteren und den äußeren Verhältnissen, unter denen sie sich betätigen sollen, bekannt gemacht werden. Aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken dieser beiden Momente entwickelt sich dann, falls das Drama gut ist, alles Weitere bis zur Katastrophe mit innerer Notwendigkeit. Gleich in der ersten Szene der Antigone erfahren wir von dem Verbot des Königs, die Leiche des Polyneikes zu bestatten, und von der Schwesterliebe der Jungfrau, die trotzigen Mutes die Staatsgewalt bekämpfen will. Wir sehen alles voraus, was kommen wird, weil es kommen muß, und folgen dem Fortschritt der Handlung mit dem Empfinden, daß ein unentrinnbares Schicksal sich folgerichtig erfüllt. In diesem klaren Hervortreten des Kausalgesetzes liegt das Philosophische, das nach Aristoteles das Drama über die Geschichte erhob. Denn zu seiner Zeit begnügten sich die meisten Historiker damit, Tatsachen aneinander zu reihen, ohne nach den Gründen viel zu fragen, und teilweise ist es auch heute nicht anders. Steckt doch noch ein Ranke, der unter meinen Herren Kollegen so viele bewundernde Nachtreter hat, der Geschichtschreibung kein höheres Ziel, als festzustellen, „wie es gewesen ist". Der alte Polybios sah, wie wir vorhin bemerkt haben, schon klarer. Er wollte auch die Geschichte philosophisch machen, indem er nicht nur fragte, wie es gewesen ist, sondern wie es geworden ist, d. h. nicht nur nach den Tatsachen, sondern auch nach ihren Gründen. Sobald wir ihm aber folgen, wie wir es nach meiner Überzeugung tun müssen, verlassen uns die Quellen, und es beginnt eine Arbeit der Phantasie, die man wohl als dichterische bezeichnen kann.

Um die Tatsachen festzustellen, hat der Historiker nicht anders zu verfahren, als der Untersuchungsrichter: er verhört die Zeugen uud prüft ihre Glaubwürdigkeit. Dabei sind Irrtümer nicht nur möglich, sondern in vielen Fällen ganz unvermeidlich; doch werden sich immer einige Tatsachen ergeben, die ganz sicher, andere, die sehr wahrscheinlich sind. Doch forscht der Richter nach ihren Gründen, so kann kein Zeuge ihn belehren, ja selbst die eigenen Geständnisse der Handelnden werden oft zweifelhaft sein. Nehmen wir z. B. den einfachen Fall, daß die Entstehung einer Schlägerei untersucht werden soll. Ein glaubwürdiger Zeuge hat gehört, daß Hans ein Schimpfwort ausstieß, und gesehen, daß Peter ihm dann einen Faustschlag versetzte. Er kann also mit voller Sicherheit nur aussagen: „Peter schlug den Hans, nachdem Hans geschimpft hatte." Behauptet er dagegen: „Peter schlug den Hans, weil Hans geschimpft hatte," so trägt er schon ein subjektives Moment in seine Aussage hinein, das zweifelhaft sein kann. Es wäre z. B. möglich, daß Peter das Schimpfwort gar nicht gehört hat oder daß es auf ihn sehr wenig Eindruck gemacht hätte, wenn er nicht durch alten Groll oder durch das Hetzen eines guten Freundes zum Zuschlagen angetrieben wäre. Entsprechendes aber gilt auch von den historischen Zeugnissen, auf welche unsere Geschichtschreibung sich stützt. Bezeugen kann man nur die Tatsachen, die man gesehen oder gehört hat; ihre kausale Verknüpfung aber läßt sich weder sehen noch hören, sondern sie beruht immer auf Kombination, und diese besitzt keine größere Autorität, wenn sie vor tausend Jahren gemacht ist, als wenn ich sie heute mache. Eine Ausnahme tritt nur ein, wenn die Handelnden selbst in Briefen oder Memoiren von ihren Motiven erzählen; dies sind wirkliche Zeugnisse, aber selten ganz einwandfreie. Denn sehr oft kommt es vor, daß diejenigen, welche sie niederschrieben, ihre Leser täuschen wollten, und auch wenn sie ganz ehrlich sind, täuschen sie oft sich selbst. Ein klassisches Beispiel für das erstere sind die Gallischen Kriege Cäsars. Hier berichtet der Feldherr selbst sehr klar und schön über die Gründe, welche ihn zu den einzelnen Feldzügen veranlaßten, aber jeder Kundige weiß, daß er einen Grund, und vielleicht den wichtigsten, weislich verschweigt, nämlich seine Absicht, sich für den bevorstehenden Bürgerkrieg die Waffen zu schmieden. Und wie die Selbsttäuschung wirken kann, das zeigen uns die „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks, in denen sehr oft Motive, die er erst aus seinen späteren Erfahrungen geschöpft hat, in die frühere Zeit hineingetragen werden. Die

Digitized by Google

Gründe des Geschehens also sind selten wirklich bezeugt, auch wenn sie in den Quellen stehen, und niemals ganz sicher bezeugt. In ihrer Darstellung ist also der Historiker berechtigt und verpflichtet, seine Phantasie ebenso frei walten zu lassen, wie der Dichter es tut. Wo mehrere Geschichtswerke denselben Gegenstand behandeln, wird man in der Angabe der Gründe daher auch die zahlreichsten Abweichungen finden.

Aber ist es nicht unwissenschaftlich, Dinge in ein gelehrtes Werk aufzunehmen, die niemals ganz sicher sind, in der Regel nicht einmal für bezeugt gelten können? Wollte man dies zugeben, so dürfte man nur Zeittafeln und ähnliche trockene Aufzählungen vereinzelter Notizen als wissenschaftlich betrachten. Einer der wichtigsten Zwecke der Geschichte ist es jedenfalls, den gegenwärtigen Zustand der Menschenwelt aus ihren früheren Zuständen zu erklären. Dies aber kann nur geschehen, wenn man diese als die Ursachen von jenem darstellt und in einer fortlaufenden Reihe Gründe und Folgen aneinanderknüpft. Der Krieg, den wir jetzt mit Grauen, aber auch mit Stolz erleben, läßt sich nur daraus erklären, daß Bismarcks Politik Deutschland zur Weltmacht erhoben hat. Die Gründung des Deutschen Reiches knüpft an das Frankfurter Parlament von 1848 an, die Revolution, die das Parlament ins Leben rief, an die Reaktion, welche den Freiheitskriegen folgte und durch sie mitbedingt wurde. Und so setzt sich die Kette von Ursache und Wirkung bis in die fernsten Urzeiten fort. Sollen wir sie in ihre einzelnen Glieder zerhacken, weil deren Verknüpfung so gut wie immer hypothetisch ist?

Wir haben schon gesehen, daß die Dichtung nur Wahrscheinliches erfinden darf. Daß auch das Märchen in ihren Kreis gehört, widerspricht dem nicht: denn was es bietet, ist wohl nach der trockenen Wirklichkeit, nicht aber nach der Logik des Volkes und der Kinder unwahrscheinlich. Dieselbe innere Wahrscheinlichkeit muß natürlich auch die Geschichtschreibung anstreben, darf aber zu ihrer Herstellung keine Tatsachen erfinden, sondern nur die beglaubigten richtig gruppieren. Die Tätigkeit ihrer Phantasie beschränkt sich also darauf, zwischen den Einzelheiten, die bezeugt sind, die Verbindungslinien herzustellen, wie in dem angeführten Beispiel jenes „Weil" den Faustschlag mit dem Schimpfwort kausal verband. Indem sie auf diese Weise immer von dem Gesicherten ausgeht und in seiner Verknüpfung streng die Wahrscheinlichkeit festhält, kann diese sich der Sicherheit so sehr annähern, daß sie mit ihr beinahe zusammenfällt.

Ein Beispiel aus einer anderen Wissenschaft mag dies klarmachen. Daß die Erde sich um die Sonne dreht, gilt uns allen als sicher, obgleich keiner es mit den Sinnen wahrnehmen und folglich auch keiner es bezeugen kann. Was wir beobachten können, sind nicht die Bewegungen der Erde, sondern nur die der anderen Planeten. Jener Satz ist also nur eine Hypothese, die, aus der Phantasie des Kopernikus entsprungen, die wechselnde Stellung der Planeten zu unserer Erde am wahrscheinlichsten erklärt. Aber daß alles, was man damals beobachtet hatte und noch jetzt beobachtet, zu jenem Phantasiegebilde paßt, hat es für uns zur vollen Sicherheit erhoben. Ganz Ähnliches gilt aber auch von den historischen Begründungen. Daß unser Weltkrieg durch den Konkurrenzneid Englands hervorgerufen ist, gilt uns allen als zweifellos, obgleich es sich ebensowenig sehen oder hören läßt, wie die Drehung der Erde; es ist also gleichfalls nur erklärende Hypothese. Aber so viele Tatsachen, die man sehen und hören kann, vereinigen sich hier zu dem gleichen Schluß, daß er dadurch nicht nur wahrscheinlich, sondern so gut wie sicher wird. Denn auf die Menge der beglaubigten Tatsachen kommt es an. Kopernikus hätte auch auf die Beobachtung eines einzigen Planeten seinen Lehrsatz gründen können; auch dann hätte er wahrscheinlich sein können, doch hätte ihm noch die volle Sicherheit gefehlt. Diese gewann er erst dadurch, daß die Bewegungen aller sieben zu ihm stimmten. In derselben Weise stuft sich auch die Wahrscheinlichkeit der historischen Erklärungen danach ab, wie reich das Material ist, von dem sie ausgehen. Sammelfleiß ist daher die wissenschaftliche Forderung, die jeder Geschichtschreiber an sich stellen muß, ehe er seine künstlerische Phantasie spielen lassen darf.

Ein Beispiel aus meinem eigensten Forschungsgebiet mag das erläutern. Über die Gründe einer Tatsache, die zu den wichtigsten der ganzen Weltgeschichte gehört, ich meine den Übertritt Konstantins des Großen zum Christentum, ist die Wissenschaft noch immer uneins. Jakob Burckhardt nahm an — und viele teilen noch heute diese Ansicht —, der Kaiser habe die Kirche nur als Mittel seiner Herrschgier benutzen wollen; ich bin der Meinung, er sei dadurch bestimmt worden, daß sein Aberglaube die Heidengötter, von deren Wesenheit er noch fest überzeugt war, für schwächere Sieghelfer hielt, als den Christengott. Die eigenen Bekenntnisse Konstantins, die uns noch in zahlreichen Briefen und Gesetzen erhalten sind, sprechen für mich. Doch wer kann wissen, ob sie nicht auf Täuschung des Volkes berechnet waren? Demgegenüber stützt sich Burckhardt auf das Zeugnis des heidnischen Schriftstellers Zosimos, daß Herrschgier das leitende Motiv in Konstantins Charakter gewesen sei. Aber dies ist gar kein Zeugnis; denn, wie wir schon bemerkt haben, kann man nur bezeugen, was man gesehen hat, und dem Kaiser ins Herz sehen konnte Zosimos ebensowenig, wie wir es können. Die Selbstbekenntnisse Konstantins dagegen sind allerdings Zeugnisse, wenn auch nicht zweifelsfreie. Die Entscheidung liegt hier nicht in den Zeugnissen selbst, sondern in den Tat-

Digitized by Google

sachen, die sie stützen oder widerlegen. Nun erörtern fast alle Schriftsteller jener Zeit, die christlichen wie die heidnischen, mit höchstem Eifer die Frage, welche Götter mächtiger seien, und bei allen Personen, über die wir ausreichende Kenntnis besitzen, erweisen sich die abergläubischen Motive viel stärker, als die politischen. Daß Konstantin ebenso dachte, wie alle anderen Männer seiner Zeit, läßt sich nicht unwidersprechlich beweisen, ist aber doch im höchsten Grade wahrscheinlich. Burckhardt war ein hochbedeutender Forscher; aber er hatte sich nur mit Konstantin selbst beschäftigt, nicht mit den Zeiten, die vor und nach diesem kamen, weil sein eigentliches Arbeitsgebiet die Renaissance war. Ich dagegen sah mich gezwungen, jahrzehntelang die schlechte Literatur der sinkenden Kaiserzeit zu studieren. So besaß ich für diese Frage ein viel reicheres Material, als mein großer Vorgänger, und damit auch, wie ich glaube, eine viel größere Sicherheit des Schließens.

Wenn ich vorhin sagte, daß der Weltkrieg durch den Konkurrenzneid Englands hervorgerufen sei, so wird man empfunden haben, daß dies nicht unrichtig, aber keineswegs erschöpfend war. Die Revanchelust Frankreichs, die Eroberungsgier Serbiens und Rußlands, ihre falsche Hoffnung auf den Zerfall Deutschlands und Österreichs und noch viele andere Gründe, die ich unmöglich hier aufzählen kann, mußten hinzukommen, um ein so gewaltiges Resultat hervorzubringen. Aber auch jedes menschliche Handeln, so unbedeutend es sein mag, hat mehr als einen Grund und erfordert daher eine recht komplizierte Erklärung. Denn jedes setzt sich zum mindesten aus zwei Faktoren zusammen, dem äußeren Anreiz und der Art, wie der Charakter darauf reagiert. Jenes Schimpfwort, das wir vorhin als Beispiel anführten, konnte einen Faustschlag hervorrufen, aber auch eine Forderung zum Duell oder auch nur ein lächelndes Achselzucken oder auch ganz unbeachtet bleiben je nach den Eigentümlichkeiten des Menschen, an den es gerichtet war. Dies führt uns auf eins der wichtigsten Erklärungsmittel, welche die Geschichte besitzt, und zugleich auf eine ihrer höchsten künstlerischen Aufgaben, die Charakterschilderung.

Auch die Dichtung, soweit sie Handlungen darstellt, muß diese durch die Charaktere verständlich machen; doch bedarf sie dazu keiner ausdrücklichen Schilderung. Sie kann das viel feinere Kunstmittel wählen, ihre Personen so handeln und reden zu lassen, daß der Leser selbst die Charaktere errät, ja die dramatische Poesie ist auf diese Art der Charakteristik angewiesen, weil in ihr der Dichter ja nicht im eigenen Namen zum Publikum spricht, sondern nur seine Personen sprechen läßt. Trotzdem kann auch sie, wenn sie Unklarheiten vermeiden will, nicht ganz auf die eigentliche Schilderung verzichten, die sie dann einem der Handelnden in den Mund legt. So würde man das zwiespältige Verhalten eines Macbeth anfangs vielleicht nicht ganz verstehen, wenn nicht die Lady in ihrem ersten Monolog uns den Schlüssel dazu böte, und der bedeutendste unter den modernen Dramatikern, der Ire Bernard Shaw, läßt in seinem köstlichen Lustspiel „Mensch und Übermensch“ die Heldin durch ihren Jugendfreund schildern, weil sie eine vollendete Heuchlerin ist und ihr echt englischer Cant zunächst auch das Publikum täuschen könnte, wenn er nicht schon vorher enthüllt würde. In viel weiterem Umfange benutzt natürlich der Roman das gröbere, aber dafür auch deutlichere Kunstmittel der unmittelbaren Charakterschilderung, und die Geschichtschreibung besitzt überhaupt kein anderes. Trotzdem tut sie gut, auch von dem Drama zu lernen. Denn sie kann ihre Helden nicht besser charakterisieren, als indem sie ihre überlieferten Taten und Worte in so geschickter Gruppierung zusammenstellt, daß der Leser selbst sich das Bild der Charaktere daraus gestalten kann. Ein vollendetes Beispiel dieser Art ist Burckhardts „Kultur der Renaissance“, die nicht die Charakteristik eines Einzelnen, sondern eines ganzen Zeitalters bietet; doch dies ist ganz gleichartig, nur viel schwieriger. Räsoniert wird hier sehr wenig, dafür aber eine Reihe bedeutsamer Tatsachen so nebeneinander gestellt, daß sie deutlicher sprechen und mehr wirken, als irgendein Räsonnement das könnte.

Während das Räsonieren bei der Charakteristik selbst zwar nicht zu entbehren ist, aber doch die Aufzählung der Tatsachen das Überzeugendste ist und daher ganz in den Vordergrund gestellt werden muß, gilt von der fortlaufenden Erzählung fast das Gegenteil. Hier ist bei jeder Handlung darzulegen, wie sie aus dem Charakter der handelnden Person hervorgewachsen ist. Daraus aber ergibt sich auch der Ort, an den die Charakterschilderung in der historischen Darstellung hingehört. Manche Geschichtschreiber pflegen sie der Erzählung des Todes der betreffenden Person in der Art eines Nachrufs beizusetzen. Das macht sich rhetorisch ganz hübsch, doch wird damit ihr wichtigster Zweck verfehlt, die Handlungen jener Person zu erklären. Denn wenn der Charakter die Voraussetzung für die Handlungen ist, so muß der Leser ihn natürlich kennen, um diese zu begreifen. Man wird daher gut tun, die Charakteristik dorthin zu stellen, wo die historische Laufbahn des Geschilderten beginnt, wenn nicht andere Rücksichten dem im Wege stehen. Z. B. kann es wünschenswert sein, zwei ähnliche oder auch sehr verschiedene Charaktere in der Weise zu schildern, daß man sie zueinander in Parallele stellt; denn der Vergleich ist eins der schönsten Mittel der Verdeutlichung. Ferner empfiehlt es sich nicht, mehrere Charakteristiken unmittelbar nebeneinander zu stellen, weil sich ihre einzelnen Züge dann gar zu leicht im Gedächtnis des Lesers durcheinanderwirren. In dieser Beziehung hat z. B.

Digitized by Google

Treitschke gesündigt, so glänzend er gerade als Charakteristiker ist. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. zählt er die Männer auf, die auf ihn den bedeutendsten Einfluß besaßen, und fügt jedem seine Charakteristik hinzu. Jede einzelne zeugt von dem tiefen Blick des großen Herzenskündigers, der Treitschke war; aber wer mag ein Dutzend Charakteristiken in einem Zuge lesen, und wer ist imstande, sie später klar auseinanderzuhalten? Das Richtige wäre gewesen, jeden für sich zu schildern und zwar jeden an der Stelle, wo sein Einfluß auf den König sich zuerst in einer Regierungsmaßregel geltend machte.

Damit kommen wir auf die Verteilung des Stoffes, die, wie in der Dichtung, so auch in der Geschichtschreibung, vielleicht das wirksamste Kunstmittel ist. Man mißverstehe mich nicht, wenn ich die Forderung stelle, daß sie auf Spannung abzielen müsse. Manche Romanschreiber haben sie zu erreichen gesucht, indem sie irgendein dunkles Geheimnis in den Mittelpunkt stellten, das sich erst ganz am Ende aufklärt. Dadurch aber wird nur die gemeine Neugier angeregt, nicht dasjenige, was ich Spannung nenne. Geheimnisse darf es wohl für die handelnden Personen, nicht aber für den Leser geben; denn er muß immer wissen, warum sie so handeln, wie sie es tun. In dieser Beziehung ist z. B. „Der zerbrochene Krug" von Kleist durchaus fehlerhaft. Denn die zahlreichen Anspielungen der ersten Szenen versteht man gar nicht, ehe man den Schluß kennt, der die Lösung des Rätsels bietet. Den vollen Genuß dieses reizvollen Lustspiels kann man daher erst haben, wenn man es zum zweiten Male liest oder sieht, ein übles Ding für ein dramatisches Werk, das schon in der Erstaufführung seine volle Wirkung üben soll. Spannung ist etwas ganz anderes, als das ungeduldige Warten auf die Erklärung von Dingen, die man nicht begriffen hat. Das ergibt sich schon daraus, daß die spannendsten Dramen gerade die sind, bei denen man das Ende schon vorher weiß. So der Macbeth, wo die Hexensprüche es verkündigen, oder der König Lear, wo gleich im ersten Akt Kent alles voraussagt, was kommen muß. Ich kenne keine spannendere Novelle als Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde". Hier aber wird uns in der Einleitung der als Greis vorgeführt, dessen Jugendschicksale sie schildern will; das Ende ist also an den Anfang gestellt. Dasselbe Kunstmittel wendet auch die Geschichtschreibung an, ja es gehört recht eigentlich in ihr Gebiet. Denn sie soll ja die späteren Zustände aus den früheren erklären. Indem sie also auf das Ziel hinweist, ehe sie den Weg schildert, auf dem es erreicht wurde, mahnt sie an ihre bedeutsamste Pflicht und erfüllt sie zugleich. Und wie ein Spaziergang ins Blaue hinein viel weniger Freude macht, als eine Wanderung zu einem vorherbestimmten Aussichtspunkt, so regt auch jenes Vorauswissen den ästhetischen Genuß des zielbewußten Fortschreitens, den wir Spannung nennen, mächtig an. Dazu aber ist es nötig, daß man bei jedem Schritt empfinde, wie man vorwärts und dem Ziele näher kommt. Der Faden darf daher nicht abreißen, ehe er den Knotenpunkt erreicht hat, dem er zustrebt; die Erzählung darf nicht unterbrochen werden durch Dinge, die an sich vielleicht wichtig und interessant sind, aber nicht auf dem vorgeschriebenen Wege liegen. Wie die Weltereignisse selbst eine fortlaufende Kette von Ursache und Wirkung bilden, so muß es auch ihre historische Darstellung nachahmen und wird, wenn sie das vermag, immer spannend sein.

Diese Aufgabe ist keineswegs leicht und einfach. Wer z. B. die Vorgeschichte des gegenwärtigen Krieges schreiben wollte, müßte darstellen, wie sich das Verhältnis Österreichs zu Serbien entwickelt hat, ferner Österreichs zu Rußland, Rußlands zu Serbien und so fort durch alle die zahlreichen Staaten hindurch, die gegeneinander kämpfen oder sich miteinander verbündet haben. Auf das Ziel, das in diesem Falle der Beginn des Krieges wäre, führt eben nicht ein gerader, einheitlicher Weg hin, sondern in ihm laufen sehr viele Wege zusammen, von denen jeder seinen eigenen Ausgangspunkt und seinen eigenen Verlauf hat, die sich aber zugleich auch mannigfach durchschneiden. Jene Geradlinigkeit, in der wir die Vorbedingung des Spannenden erkannt haben, hier zu erreichen, würde also sehr schwierig sein, und ähnlich, wenn auch nicht ganz so verwickelt, liegt die Aufgabe bei den meisten historischen Ereignissen. Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, müßte man jeden der ineinandergewirrten Fäden zu isolieren und jeden für sich zu verfolgen suchen. Außerdem müßte man vor dem großen Hauptziel noch mehrere kleinere Zielpunkte aufstellen, die eine zeitweise Spannung auslösen könnten, bei dem Weltkrieg z. B. den Abschluß des Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich, die Beraubung Bulgariens durch Serbien und Rumänien. Man müßte also den Stoff, der zum Schlusse zusammengefaßt werden soll, vorher geschickt verteilen.

Nicht viel minder wichtig, als die Gruppierung des Stoffes, ist seine Auswahl; denn natürlich kann kein Geschichtschreiber alles in sein Werk aufnehmen, wovon er aus seinen Quellen erfahren hat. Der Maler Liebermann hat den Satz geprägt, das Wesentlichste in seiner Kunst sei das Weglassen; das gleiche gilt auch von der unseren, es fragt sich nur, was wegzulassen ist. Man wird antworten: „Das Unwichtige", aber damit nur die zweite Frage hervorrufen: „Was ist denn wichtig?" Man könnte erwidern: „Was schwere Folgen hat," würde aber auch damit nicht weiterkommen. Große Mißernten z. B. haben in früheren Jahrhunderten nicht selten Tausende in den Hungertod getrieben, also sehr schwere Folgen gehabt;

Digitized by Google

trotzdem darf der Historiker die meisten ganz ungescheut mit Stillschweigen übergehen. Unsere Mißernte im Jahre 1915 dagegen gehört in die Geschichte hinein, obgleich sie keinem Menschen das Leben gekostet hat. Denn indem sie die Hoffnungen unserer Feinde, uns auszuhungern, stärkte, trug sie zur Verlängerung des Krieges bei, und indem sie jene Hoffnungen täuschte, bewies sie die Unüberwindlichkeit unserer Organisation. Das sicherste Kennzeichen, daß er etwas weglassen muß, wird für den Historiker gegeben sein, wenn er es in eine spannende Erzählung nicht einordnen kann. Dieser rein künstlerische Gesichtspunkt erscheint auf den ersten Blick unwissenschaftlich, ist es aber keineswegs. Auch in diesem Falle fällt, wie in vielen anderen, das Künstlerische mit dem Wissenschaftlichen zusammen. Denn spannend wird die Erzählung immer, wenn sie den fortlaufenden Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen klar überblicken läßt. Was sich in diesen Zusammenhang nicht einfügen will, gehört aber auch in die Geschichte nicht hinein. Man wird ohne weiteres bemerken, wie dies auf das angeführte Beispiel paßt. Welche Wirkung jene Mißernte auf den Erfolg des Krieges ausübte, das war nicht nur für uns und unsere Feinde im höchsten Maße spannend, sondern wird es auch für eine staunende Nachwelt sein, wenn sie davon in künftigen Geschichtswerken liest. Die großen Hungersnöte dagegen, die sich im Mittelalter so oft wiederholten und auch heute noch in Rußland von Zeit zu Zeit wiederkehren, sind historisch betrachtet weiter nichts als Episoden, um die sich der Geschichtschreiber nicht zu kümmern braucht.

Man hat von der Geschichtschreibung auch Objektivität verlangt; doch diese Forderung ist wohl für die Forschung, aber nicht für die Darstellung berechtigt oder überhaupt möglich, und auch für jene nur in beschränktem Maße. Ich habe vorhin dargelegt, daß nur Tatsachen sich mit Sicherheit feststellen lassen und daß auch bei diesen infolge der Unzuverlässigkeit der meisten Quellen an die Stelle der Sicherheit sehr oft nur eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit tritt. Diese zu prüfen, erfordert allerdings ein ganz objektives Verfahren, bei dem keine vorgefaßte Meinung mitsprechen darf; doch das ist eine rein wissenschaftliche, keine künstlerische Aufgabe. Bei den Gründen der Tatsachen verbindet sich wieder beides; da diese aber fast nie wirklich bezeugt, sondern nur erraten sind, kann ihre Aufdeckung immer nur ganz subjektiv sein. So ist selbst bei der wissenschaftlichen Leistung der wichtigste Teil der reinen Objektivität entzogen, und wenn man dies eingestehen muß, so ist nicht abzusehen, warum man sie in der Darstellung erheucheln soll. Man rühmt die Objektivität Rankes; doch wer genauer zusieht, wird sich überzeugen, daß sie nur eine scheinbare ist. Denn wie sich von selbst versteht, besitzt er eine persönliche Weltanschauung und eine scharf ausgeprägte politische Stellung, und beides wird jeder Scharfsichtige in seinen Werken erkennen, obgleich er es zu verhüllen sucht. Gerecht soll der Historiker sein; da jeder Mensch, den er darzustellen hat, gemischt aus Gut und Böse ist, wird er niemals ganz zu verurteilen oder zu preisen haben. Doch braucht er darum weder auf scharfen Tadel noch auf begeisterte Anerkennung zu verzichten. Daß Mommsen und Treitschke ihre Parteinahme so offenherzig bekennen, gibt ihren Werken jene köstliche Frische, die den Leser mit sich fortreißt, während die Objektivität Rankes erkältend wirkt.

Damit sind wir zum historischen Stil gelangt, in dem viele das Wesentliche im Künstlerischen der Geschichtschreibung sehen. Schon Cicero nennt sie ein maxime oratorium opus, d. h. eine im höchsten Maße stilistische Leistung, und noch heute ist diese sehr flache Anschauung nicht ausgestorben. So finde ich in den Rezensionen meiner Schriften regelmäßig den Stil gepriesen, und regelmäßig ärgert mich das, weil es mir beweist, daß ich meine künstlerische Absicht nicht erreicht habe. Denn ich halte den Stil für den vollkommensten, den man gar nicht bemerkt, weil er sich so eng an die dargestellte Sache anschließt, daß der Leser nur auf diese achtet, nicht auf das Kunstmittel, das sie ihm nahebringt. Doch darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Hohes Pathos und der reiche Redeschmuck, dessen es zu seinem Ausdruck bedarf, sind nicht zu verachten, wenn man sie wirklich künstlerisch beherrscht, was mir leider versagt ist. Doch sie anzuwenden, wenn man es nicht versteht, ist immer eine Torheit, weil man dabei nur zu leicht der Gefahr unterliegt, den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen zu tun.

Über die künstlerische Aufgabe des Geschichtschreibers ließe sich noch vieles sagen, wenn ich nicht fürchten müßte, die Geduld meiner Leser schon zu lange in Anspruch genommen zu haben. Denn in dem tiefen Ernst unserer Zeit, in der wir von Tag zu Tag einem gewaltigen Geschehen mit hoffnungsvoller Spannung folgen, fragen wir wenig danach, wie es sich künftig in spannende Geschichte wird umsetzen lassen. Wohl standen, ehe dies Verhängnis über uns hereinbrach, die ästhetischen Fragen im Mittelpunkte des Interesses. Doch von diesem weichlichen Schwelgen in prickelnden Nervenreizen hat das Stahlbad dieses Krieges uns glücklich geheilt. Wir hielten uns für dekadent und brüsteten uns damit, weil wir es für vornehm ansahen; die Künstler der Dekadenz, ja die Halbwahnsinnigen, ein Greco, ein Strindberg, waren uns die liebsten geworden. Ganz hat dies noch nicht aufgehört; denn keine Heilung vollzieht sich mit einem Schlage, jede will ihre Zeit haben. Doch daß die gewaltige Probe, daß wir nicht dekadent sind, wie wir sie jetzt bestehen, uns von der Sucht bekehren wird, dekadent zu scheinen, dürfen wir mit Sicherheit erhoffen.

Digitized by Google

Der Papiersoldat

Von Kurt Münzer

Sein Ursprung war dunkel — für einen Kinderverstand. Der kleine Rudi war Tag um Tag auf dem Schulweg — seit Ostern saß er auf der untersten Klassenbank — an diesem Laden mit seiner kleinen Auslage vorbeigegangen, er kannte sie schier auswendig mit ihrem billigen Spielzeug, den Porzellanfiguren, Aschenbechern, Leuchtern und Seifenkartons. Und plötzlich hing er darin, der Neue, Unbekannte. Es war ein Bogen starken Papiers, und darauf sah man einen Soldaten, feldgrau, lachenden Gesichts, aber nicht eine zusammenhängende, einheitliche Figur, sondern er war aufgeteilt in alle seine Glieder, Rumpf, Kopf, Arme, Beine. Und doch lachte sein Gesicht. Das war merkwürdig und wunderbar. Der kleine Junge konnte sich nicht trennen von diesem unbegreiflichen Soldaten.

Aber eines Tages, als er mit dem ersten Lob nach Hause kam, sich von der Hand des Dienstmädchens losriß und auf die Mutter zustürmte, die strickend am Fenster saß, da geschah das Überwältigende: die Mutter führte ihn an den Tisch, und da lag der Soldat aus dem Ladenfenster, der Papierbogen mit diesen Teilen eines lachenden feldgrauen Soldaten. Ganz leicht war der Mutter der Kauf nicht geworden: ein Feldgrauer just als Hampelmann, das ging ihr gegen den Strich. Aber dann hatte sie gedacht: ‚Es kommt halt auf die Auffassung an ... wenn nur mein Rudi den Hampelmann und in ihm den Feldgrauen recht von Herzen lieb hat!' So wurde Rudi denn auch fast feierlich belehrt, daß man die Glieder des Feldgrauen sehr säuberlich ausschneiden und dann mit Bindfaden zusammenheften müßte, und zuletzt, wenn alles stimmte, ergäbe das einen beweglichen, durch eine Strippe zu regierenden Hampelmann. Nur daß auch die alten bunten Hampelmänner mit der großen grauen Zeit fortgeschritten waren und als Soldaten den Krieg mitmachen wollten.

Für den Papiersoldaten begann nun eine schwere Zeit. Was Menschenkindern so leicht gemacht wird: geboren zu werden, unbewußt, fix und fertig, das war für ihn Schmerz und Qual. Denn Rudi bestand darauf, ihn selbst auszuschneiden, und die ungefügen Kinderfinger regierten die Schere schlecht. Sie schnitt dem Soldaten oft und tief erbarmungslos ins Fleisch, in den Arm, in das Bein, in den Rumpf, der wohlbeleibt und breit war. Statt ihn sauber und scharf von dem Element seines Ursprungs zu trennen, statt ihn sanft aus dem weichen Weiß des Papiers zu lösen, ging das Instrument hart mit ihm um. Es nahm ihn sehr mit, aber er seufzte nicht einmal. Wozu trug er die heldische Uniform, wenn er sich nicht als Held auswies! Dunkel ahnte ihm, daß noch ganz andere Schmerzen ihn erwarten könnten. Und so schwieg er tapfer still und sah zu, wie er da Glied für Glied erstand. Wie ein Kücken die Eierschalen, so streifte er, Stück für Stück, sein weißes Urelement ab, und eines schönen Maitages lag er fertig da, und es fehlte nur noch der Bindfaden, um ihm Leben und Bewegung zu geben.

Diesen letzten schwierigen Teil der Arbeit besorgte die Mutter. Bis jetzt hatte sie lächelnd, ermahnend, belehrend zugesehen, wie der Bube da mit offenem Mund und schweratmend schnitt und schnitzelte, indessen sie an den warmen Strümpfen strickte, die Papa, der Hauptmann an der Vogesenfront, im nächsten Winter tragen sollte. Er war eben auf Urlaub gewesen, und vor Weihnachten war auf kein Wiedersehen zu hoffen. Aber Weihnachten ...

Nun nahm also die schöne Mama die Angelegenheit des Papiersoldaten in die Hand, und nicht lange, da baumelte er an seiner Schlinge; und zog man unten an der Strippe, so warf er die Beine in die Luft, als hätte er seit Jahr und Tag den preußischen Parademarsch geübt und wüßte, daß nur dieser vielgeschmähte Parademarsch es war, der die Schlachten gewann. Mit den Armen schlenkerte er nur so nebenbei. Mit dem Kopf wackelte er, grinsend von einem Ohr bis zum andern. Sein Seitengewehr blieb hübsch in Ruhe, denn das war ja nur angemalt. Aber es schien,

Digitized by Google

als sei er auch nicht bestimmt, mit Mordwaffen zu kämpfen, sondern durch seine ewig gute Laune und die unverwüstliche Lebendigkeit seines heiteren Charakters ganze Schützengräben munter zu erhalten. Sein Amt sollte also mehr friedlicher und seelischer Art sein. Und bald zeigte sich auch, welchen weisen Plan sein Schicksal mit ihm verfolgt hatte. Er sollte daherkommen wie ein guter Geist, Herzen zu erhellen und Müde zu erfrischen.

Der kleine Rudi, stolz auf seine erste Schöpfung, unterließ es nicht, wie nur ein großer Künstler, dem Werk seinen Namen einzuverleiben. Auf die weiße Rückseite des Papiersoldaten schrieb er mit seinen ersten, noch kleinen Buchstaben: „rudi haßler". Und darunter: „hat disen soldahten kemacht." Und dann kam noch der Name des glücklichen Soldaten, den er ihm gegeben: „leutnand hallte dursch."

Ja, Leutnant Haltedurch. Dieses Wort hatte er so oft gehört. Wenn die Mutter ihm Vatis Briefe vorlas, so stand, immer und immer, am Schluß der innige Ruf: halte durch! Wenn er, Rudi-Bubi, sich einmal wehe tat und weinen wollte, sagte Mama schnell: „Junge, halte durch!" Und er weinte nicht. Also mußte sein Soldat diesen schönen Namen bekommen. Zugleich beförderte er ihn zum Leutnant, allen fehlenden Abzeichen zum Trotz. Aber was tat's? Man konnte ihm ja schon von hinten ansehen, daß er Leutnant war, da stand es ja groß und breit. Und der Soldat nahm es auch gelassen und ruhig hin wie etwas Selbstverständliches; ihm schien, er hätte bei seiner Entstehung schon so manche Wunde geschlagen bekommen, daß die Rangerhöhung wohl verdient war.

Und nun wurde Leutnant Haltedurch der Begleiter Rudis. Er wurde mitgenommen auf die Promenade am Nachmittag, mitgenommen zu Besuchen, die man machte, und überall fand er Anerkennung und Freundlichkeit. Nur während Rudis Schulzeit hing er verdrossen an dem kleinen Arbeitspult, und nur wenn die Tür aufging und ein Luftzug ihn traf, regte er sich, hob das Bein, den Arm, in der Hoffnung, geholt zu werden und auf die Straße zu kommen. Ob nicht die allzu schnelle Beförderung vom Gemeinen zum Leutnant ihn ein wenig eitel gemacht hatte?...

Aber auch Rudi war ja stolz auf ihn, trug ihn strengen Blicks vor sich her, ließ ihn vor neidischen, fernstehenden Gassenjungen die Beine im Parademarsch werfen oder kehrte Entgegenkommenden schnell die Rückseite zu, allwo sie seinen Schöpfernamen und seinen Rang zu lesen bekamen.

So geschah es, daß der Papiersoldat Haltedurch in dem Städtchen eine Art Ruhm erlangte, sich dessen aber durchaus würdig und wert erwies, indem er nun nicht etwa hochmütig steif und ernst wurde, sondern unverwüstlich vergnügt weiter seine Gelenkigkeit und Fixigkeit zeigte.

An einem frühen Juliabend ging die Mutter mit ihrem Jungen von der Promenade heim, und ihr Weg führte sie am Lazarett vorbei. Dort saßen die kranken Soldaten vor der Tür, nur noch leichte Verbände um Kopf oder Arm, die einen mit Stock oder Krücke, die anderen in Liegestühle gebettet. Und gerade kam ein Soldat daher, der schob in einem Wagen einen Kameraden, der wohl noch nicht wieder gehen konnte, einen noch ganz jungen, noch ganz unbärtigen Kerl mit traurigen Zügen und bleichen Händen. Er sah die Vorübergehenden freundlich an, und als sein Blick auf den Papiersoldaten fiel, lächelte er.

Rudi blieb stehen, hob den Leutnant Haltedurch und ließ ihn zeigen, was er konnte. Der Leutnant lachte den kranken Kameraden an und zeigte ihm, wie er bald wieder die Beine werfen würde. Und er brachte ihn wirklich auch zum Lachen.

Aber Rudi wandte ihn nun um und zeigte den gewichtigen Inhalt der Rückseite.

„Den hast du selbst gemacht, mein Junge?" sagte der Soldat bewundernd. „Du bist aber mal geschickt! Und was für ein flotter Kerl das geworden ist!"

Da kämpfte Rudi seinen ersten Kampf, und da er ein Soldatenkind war, ein kleiner Deutscher und selbst schon Soldatenvater, ging er siegreich aus diesem Kampf hervor. Zwar zitterten seine Lippen, und seine sonst so helle Stimme war schwach und leise, aber dennoch legte er den Leutnant Haltedurch dem kranken Soldaten auf den Schoß und sagte: „Wenn er Ihnen Freude macht, sollen Sie ihn behalten. Aber Sie müssen gut zu ihm sein, und er hat nachts immer an meinem Bett gehangen."

Digitized by Google

Der Soldat sah wohl ein, daß er dieses Liebesgeschenk nicht zurückweisen dürfte, er konnte das Opfer des kleinen Jungen nur ehren, indem er es annahm. Und so dankte er ganz gerührt. Die Mutter sprach auch noch mit ihm, und als man sich trennte, war man gut Freund.

In der Folgezeit besuchte man sich auch oder traf sich auf der Promenade. Dann war Leutnant Haltedurch immer dabei. Er mußte eine gute Behandlung haben, denn er veränderte sein Wohlaussehen durchaus nicht. Statt dessen schien eines Tages vielmehr ein besonderer Übermut in seinem Lachen zu stecken, und siehe da: er trug das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch. Das hatte man ihm aufgeklebt — für Verdienste, die erst keiner Auseinandersetzung bedurften. Aber hatte er nicht auch Verdienste? Er konnte einen ganzen Krankensaal aufheitern, er leistete seinem neuen Besitzer, wenn der nachts nicht schlafen konnte, treu und nie müde Gesellschaft, jedem neuen Kameraden wurde er vorgestellt, und immer gelang es ihm, in dieses neue, oft bleiche und vergrämte Gesicht ein Lächeln zu zaubern.

Rudi-Bubi sah auf diese Weise sein Geschöpf, dem er Leben gegeben, oft wieder und ward immer froher, daß er es über sich gebracht, sich von ihm zu trennen. Der kleine Junge verstand sich schon auf die rechte große Liebe, die über den Eigensinn des alleinigen Besitzes hinauskommt. Seine Zärtlichkeit für Leutnant Haltedurch verlor sich nicht, nur gönnte er ihm den für ihn vergnüglicheren Aufenthalt im Lazarett. Und schließlich war er ganz stolz, daß seiner Hände Werk also in die Welt gekommen war und der Menschheit anheimfiel. Er machte, der Bube, alles durch an Eifersucht, Liebe, Verzicht und Selbstüberwindung, was einem Künstler seinem Werk gegenüber beschieden ist. Aber dieses sein Werk sollte noch viel weiter in die Welt hinaus, als er und es sich je es hatten träumen lassen ...

Denn mit dem zunehmenden Sommer heilten die Wunden des Soldaten schnell und gut, und als es Frühherbst war, war er wieder gesund, stark und zu allen Schlachten bereit. Mit frischen Heimatskräften konnte er hinaus. Er wollte den Papiersoldaten zurücklassen, aber Rudi bestand darauf, daß er ihn mitnähme. So wurde er hinten auf den Tornister gesteckt, und er marschierte da leidenschaftlich und vergnügt mit, als sein Herr sich in Bewegung setzte. Es war ein kleiner Trupp Soldaten, der aus dem Städtchen zum Bahnhof zog, um in der Hauptstadt sich der Kompagnie anzugliedern. Sonst waren die Gesichter der Begleitenden bisweilen blaß und trübe, es gab Tränen und Seufzer. Aber diesmal schuf der Papiersoldat eine andere Stimmung. Er machte alle lachen, und man zog durch die Straßen wie zu einem Fest.

Dann, als der Zug schon fuhr, hielt eine Hand den Leutnant Haltedurch zum Fenster hinaus. Er lachte und schüttelte die Arme, er warf seine Beine, daß man meinte, man müsse die Gelenke krachen hören. Und auf dem Bahnsteig ertönte ein Hurra, das galt ihm. Es brauste hinter ihm her, und als er schon längst verschwunden war, da erst sahen sich die Menschen, die zurückblieben, an, Mütter, Geschwister, Bräute. Sie hatten vergessen, zu weinen. Ihrer aller Herzen waren so wunderlich froh und ruhig, als wüßten sie, daß denen nichts geschehen würde, die jetzt mit Leutnant Haltedurch hinausgezogen waren.

Es kam auch bald ein Bericht des jungen Soldaten an Rudi und von Zeit zu Zeit noch einer, so daß er immer auf dem laufenden blieb über Haltedurchs Geschick. Und dieses Geschick war heldenhaft und wunderbarer Erlebnisse voll. Und hatte schließlich einen so traurigen wie schönen Abschluß. Aber das muß geordnet und der Reihe nach erzählt werden.

Der Papiersoldat machte also eine große Reise, Tage und Nächte lang, in vollen Zügen. Er hörte Gesang und Erzählungen großer Abenteuer, er lernte viele neue Städte kennen, wo man verladen wurde oder Aufenthalt hatte. Ungezählte Kameraden schlossen Freundschaft mit ihm. Und dann kam wieder ein Marsch. Es regnete in Strömen. Da wurde er in den Tornister gesteckt, damit er sich in all der Nässe keinen Schaden holte. Und nun sah er nichts mehr, spürte nur, daß es weiter und weiter ging. Aber er hörte etwas. Ein dumpfes Grollen, ein Krachen, als würden riesige eiserne Tore zugeschlagen, ein Poltern wie von ganzen Gebirgen, die einstürzen. Das war die Schlacht ...

Digitized by Google

Und als er wieder das Licht der Welt erblickte, da war es das Licht der Nacht, einer trüben, mondlosen Nacht, in der die Reserve in den Schützengraben gekrochen war. Denn er lag im vordersten Schützengraben, im Hügellande der Vogesen, den Franzosen gegenüber. Aber dieses alles mußte er erst langsam raten, es war ihm ja alles unbekannt und seltsam. Er verstand nichts, nur langsam fand er sich hinein. Ganz bewußtlos ließ er über sich ergehen, wie er den neuen Kameraden vorgestellt, wie seine Geschichte erzählt wurde, wie er von Hand zu Hand wanderte, mit Gelächter und launiger Begrüßung. Hätte er überhaupt zittern und sich fürchten können, so hätte er gezittert und sich gefürchtet. Aber war er nun nicht wahrhaft Soldat unter Soldaten, mußte Held unter Helden sein? Und so grinste er standhaft, schleuderte seine Stiefelspitze Neugierigen an die Nase und warf die Arme, als wollte er sich stolz und kühn in die Brust werfen.

Der Unteroffizier, der Feldwebel, selbst der Leutnant begutachteten ihn und erwiesen ihm alle Ehre. Und doch schämte sich der Papiersoldat nun plötzlich aller Anerkennung und vor allem des ihm verliehenen Eisernen Kreuzes. Denn was hatte er geleistet im Vergleich zu den Soldaten, die ihn hier umgaben? Wohlleben, Wärme, Heiterkeit, das war sein Leben bisher gewesen. Er dürstete nach Taten ...

Ja, nun war es ihm aber nicht bestimmt, große Taten zu vollbringen. Er war geschaffen, zu dulden oder doch nur durch sein Wesen zu wirken. Er war nicht danach ausgestattet, ein Gewehr abdrücken oder das Bajonett schwingen zu können. Er mußte sich bescheiden, ein passiver Held zu sein. Aber dieses nicht weniger große Heldentum zu beweisen, sollte er bald Gelegenheit haben.

Nach einer Nacht, die von Leuchtkugeln erhellt, von Scheinwerfern grell durchschnitten war, in der die Abwehrgeschütze eisernen Hagel gegen unsichtbaren Propellerlärm in den Lüften gerichtet hatten, wurde es Tag, ein kalt-blau strahlender Novembertag. In silbernen Flören schwebte der Nebel davon, und die zerschossenen Tannen der Bergkuppen funkelten im geschmolzenen Reif. Es taute überall, die Welt glänzte wie neugeboren.

Da hatte ein Soldat einen Einfall. Er befestigte den Leutnant Haltedurch an einer Stange, verlängerte die Ziehstrippe, die ihn in Bewegung setzte, und hob ihn so plötzlich aus dem Graben empor. Da sah nun der Beglückte weit hinüber durch Stacheldrähte und Verhaue, er hob sich höher und höher und schaute über ein steiniges Feld hinüber nach den Gräben der Franzosen. Er sah die offene Welt, Winterwälder, Hügel, die blendende Sonne in einem Bergeinschnitt, er sah schmelzenden Schnee in Granatentrichtern funkeln. Aber immer wieder suchte sein Soldatenblick die feindlichen Stellungen. Dort die Gräben, die aufgeworfenen Wälle, die Sackhaufen, die weidengeflochtenen Wände: das war der Franzose ...

Und seine Brust schwoll an in Freude, Glück und Mut. Er hätte aus seiner Haut, seinem Papierzwange springen mögen und hinüberstürmen. Welche Kraft in seinen Gliedern — und gefesselt und ungenützt! Er lechzte nach Tat: da zog es unten an seiner Strippe, und wie eine Erlösung war es ihm, daß er nur wenigstens strampeln und um sich schlagen konnte. Wie toll warf er seine Glieder durcheinander, die sich immer wieder ordneten, er grinste verzweifelt lustig, er befreite sich von der Erstickung unterdrückter Taten...

Da erhob sich drüben in den französischen Gräben ein dröhnendes Gelächter. Wie eine feindliche Salve donnerte es über den Wall hinüber und schlug in die deutschen Gräben ein.

Wie? Was war das? Man lachte ihn aus? Der Feind verspottete ihn? Der Papiersoldat konnte nicht erbleichen, er konnte nichts tun, sich nicht wehren, die beleidigte Ehre nicht rächen, er konnte nicht einmal stillehalten, denn sein Geschick — jeder beliebige Mensch konnte es sein! — zog an seiner Strippe, und wie die Menschen hilflos nach ihres Gottes Beschluß sich regen müssen, so mußte er nach seines Herrn Willen die Glieder werfen. Er dachte nicht daran, daß er da wie eine Hand zukünftiger Freundschaft von Feind zu Feind langte, daß er mitten in heißem Streit und bitterm Schmerz freundlich harmlose Lust vorstellte, er empfand nur, daß der Franzose ihn beleidigte.

Aber nicht lange; drüben besann sich

Digitized by Google

Eine Symphonie. Ausschnitt aus dem Gemälde von Moritz von Schwind. (In der Kgl. Neuen Pinakothek zu München)

Digitized by Google

Digitized by Google

einer, einer nahm ihn ernst, behandelte ihn als ebenbürtigen Feind. Denn plötzlich zischte etwas an ihm vorbei, und das war eine französische Kugel.

Er erstarrte, er hing still, wie leblos an der Stange. Das war die Feuertaufe, in diesem Augenblick wurde er Mann. Und kaum sich dessen bewußt, warf er im tollen Übermut die Beine hoch: preußischer Parademarsch! Aber das verdachte ihm der Feind, der nun sich verspottet wähnte: eine Salve löste sich drüben, ein ganzer Schwarm kleiner eiserner Vögel kam angesaust, und einer durchbohrte den Papiersoldaten. Er schwankte, die Stange brach, er fiel in den Graben hinab, mitten durchs Herz geschossen ...

Aber nun bewies er sich! Kein Laut, jeden Schmerz verbissen, weiter gelacht! Ein Papiersoldat lebt auch noch mit einem Loch in der Brust. Er ließ sich von Hand zu Hand geben, er bekam Lob und Liebe zu hören. Da wurde er stolz, übermütig, schon zappelte er wieder, lachte ohne Zwang. Und er hatte allen Grund dazu, denn sein Schicksal hatte ihm etwas Schönes zugedacht.

Der Schützengraben nämlich bekam Besuch. Der Leutnant kam und brachte einen Freund mit, einen Hauptmann von der Artillerie. Sie bekamen das große Abenteuer des Papiersoldaten zu hören und mußten seine Wunde begutachten. Der fremde Hauptmann griff nach ihm und dachte an allerlei, was ihm seine Frau von seinem Buben und solch einem Soldaten geschrieben hatte. Er las auf der Rückseite die verblaßte Inschrift, und wirklich, es war die ungefüge Schrift und der Name seines kleinen Jungen. Er hielt tatsächlich den Leutnant Halteburch in der Hand! Mit feuchten Augen erzählte er schnell dem Freund, was sich da begeben. Der junge Soldat, Halteburchs Besitzer, wurde gerufen und ausgefragt. Es gab eine Stunde inbrünstigen Lauschens und unendlichen Fragens. Und schließlich erbat sich der Hauptmann den Papiersoldaten zum Geschenk. Er barg ihn unter dem Waffenrock an der Brust und kehrte zu seiner Batterie zurück. In seinem Blockhaus kam der Leutnant Halteburch an die Wand, ein Schmuck, schöner als das klassischste Bild, und unter ihm sitzend schrieb Hauptmann Haßler einen Brief voll Liebe und Sehnsucht in die Heimat.

Nun lernte unser Soldat ein neues Leben kennen, das einer Batterie. Zwar nahm ihn der Hauptmann nicht mit hinaus, auf den Hügel hinauf, wo die Kanone eingebaut war; er mußte immer in der Stube bleiben, aber da sah und hörte er noch genug vom Krieg. Und oft, sehr oft, zumal des Nachts, nahm der Hauptmann ihn von seinem Nagel herab, streichelte ihn, drückte ihn an sich, las wieder und wieder die Inschrift seiner Rückseite und sprach, wenn er allein war, alles Mögliche und Zärtliche zu ihm.

Draußen fiel nun Schnee, es war der Weihnachtsmonat. Im Blockhaus glühte ein eisernes Öfchen, es duftete bisweilen nach Punsch und gebratenen Äpfeln. Der Hauptmann las sehnsuchtsvolle Briefe der geliebten Frau und schrieb sehnsuchtsvollere zurück. Noch wenige Tage — und der Urlaub war da, und er reiste heim und nahm den Papiersoldaten mit, der nun genug erlebt hatte und für alle kommende Zeit einen Ehrenplatz bekommen sollte zwischen den Trophäen dieses Krieges. Das ahnte der kleine Soldat noch nicht. Und es sollte auch ganz anders kommen.

Eines trüben, windigen Tags — in dem lauen Wind, der von Süden her über das Gebirge kam, schmolzen Schnee und Eis — hörte der Soldat ein furchtbares Krachen über sich. Seine Blockwand erbebte, daß er mit allen Gliedern zu schlottern begann, denn er war in der warmen Stube ein wenig ungewohnt des Schlachtenlärms und vielleicht ein wenig zaghaft geworden. Er wußte nicht, daß feindliche Flieger die Stellung der Batterie ausgekundschaftet hatten und diese nun beschossen wurde.

Es krachte wieder, die Erde schien sich zu bäumen, dann gab es eine fürchterliche Stille, in der nur das Holz im Ofen stöhnte und jammerte und mit seinem Prasseln ein Maschinengewehr nachahmen zu wollen schien. Da näherten sich der Hütte schwere Tritte, die Tür flog auf, und herein trugen vier starke Kameraden ihren Hauptmann. Er blutete. Eine Granate hatte ihm mit eisernen Fingern die Brust aufgerissen ...

Er wurde gebettet und der Versuch gemacht, ihn zu verbinden. Da schlug er die Augen auf. Schon von jenseitigen Ufern

Digitized by Google

schien er noch einmal an dieses blutige Gestade zurückzukehren, er fand sich noch einmal in die trübere Welt zurück, sein Auge suchte den Papiersoldaten. Er hob die Hand, Stimme hatte er nicht mehr. Aber ein Kamerad, dem er vertraulich nahe gestanden, begriff ihn, holte den Leutnant Haltedurch und legte ihn ihm in die Hand.

Der Hauptmann hob das leichte Gebilde auf, als wäre es eine Zentnerlast, drückte es an die blutende Brust und lächelte. Und bei diesem Lächeln starb er, mit einem Gedanken der Liebe und des Segens ...

Und also kam es, daß seine junge Frau am Tage vor Weihnachten statt des geliebten Hauptes ein Schächtelchen zwischen ihren Händen hielt. Einen Brief hatte sie schon gelesen, und der war schön und rühmlich, aber deshalb nicht tröstlicher. Nun packte sie die Schachtel aus: Uhr, Medaillon, Brieftasche, Ring — und der alte Papiersoldat, des Buben Werk, durchschossen, voll dunkler Flecke ... Ihres Mannes Blut? ...

Da ward der arme kleine durchlöcherte Soldat zum erstenmal an eines Weibes Herz und Mund gepreßt, und alle die heißen Küsse fielen ihm zu, die dem Toten aufgehoben worden waren. Aber sie waren bitter von Herzweh und salzig von verschluckten Tränen und konnten also kein Glück mitteilen, nur Trauer und Gram.

Der kleine Junge stand an seiner Mutter Schoß gelehnt und begriff nichts. Wenn der Papiersoldat zu ihm zurückgekehrt war, mußte da nicht auch Vati kommen? Erschossen — Ja, aber Leutnant Haltedurch hatte auch ein Loch in der Brust und war dennoch gekommen. Und schließlich weinte er, weil das alles so unverständlich und es so schwer war, ein Kind zu sein ...

Am nächsten Tag war Weihnachten; seit Tagen stand schon ein schönes, gerad gewachsenes Tännlein da; und wie es dämmerte, kam Großmama, den Baum für Rudi zu putzen.

Aber die Mutter sagte: „Nein, laß nur, Mama, der Junge soll wissen, daß es einmal in seinem Leben eine dunkle Weihnacht gegeben hat."

Sie duldete nur, daß eine einzige Kerze am ganzen Baum aufgesteckt und angezündet wurde. Das war wie ein Totenlicht. Und da tat sie noch ein übriges: sie holte den Papiersoldaten aus der Lade, wo er bei lauter heiligen Dingen gelegen hatte, und hängte ihn an den Baum, daß ihn die Kerze hell anstrahlte. Und sie setzte sich weit ab, das Kind auf dem Schoß, erzählte ihm vom Vater, der draußen blieb für alle Zeit, und starrte dabei auf den Leutnant Haltedurch, der sanft an seinem Zweige schaukelte, über dem Flämmchen des Totenlichtes, er, der an der zerrissenen Brust des geliebten Mannes gelegen hatte und ihn sterbend hatte lächeln lassen.

Da begriff sie, daß sie in Zukunft ihr ganzes Herz an diesen Papiersoldaten hängen würde, daß sie nie mehr von ihm lassen könnte, daß er ihr eine Reliquie werden müßte. Das empfand sie mit süßem Schrecken, daß ihr ganzes Sein sich in diesem Stück Papier, das mit dem geliebtesten Blut getränkt war, verdichten und verzehren würde. Es beseligte sie und ängstigte sie zugleich. Sie sagte sich, daß das nicht geschehen dürfte. Aber zugleich wußte sie, daß sie nie, nie, nie dem kleinen Papiersoldaten etwas antun könnte.

Und da griff das freundliche Schicksal ein. Sie sah es und ließ es mit blutendem Herzen geschehen, sie sprang nicht auf, rettete nicht, was zu retten war; sondern ihr Kind, das ihr die Kraft dazu gab, an sich pressend, sah sie mit an, wie der Papiersoldat leise schwankend sich immer mehr dem Kerzenflämmchen näherte. Und nun hatte das Feuer ihn ergriffen. Eine kleine rote Zunge leckte über das Bein hin, schlug empor, eine blendende Flamme hüllte den ganzen Soldaten ein, er warf die Arme in die Luft, lachte noch einmal, ehe das Feuer sein Gesicht ergriff, die Schnur flammte auf, und vom Baum, an dem ein paar Nadeln würzig duftend glühten und erloschen, fiel schwarz, gekrümmt, im Aufschlagen zu Asche zerstäubend das, was einst der Leutnant Haltedurch gewesen war.

Ein schöner Tod! Ein herrlicher Tod! In Feuer und Glut, Flamme und Asche...

Und die Mutter, das erschrockene Kind beruhigend, stand auf, sah auf die Asche hinab und konnte lächeln und weinen . . .

Digitized by Google

Aus den Berliner Theatern

Von Karl Strecker

Mit zwölf Bildern, in der Mehrzahl nach Aufnahmen von Zander & Labisch in Berlin

Zu Beginn dieses Krieges konnte man die ernsthaft gestellte Frage hören: „Sollen die Theater schließen?“ Heute denkt kein Einsichtiger mehr daran, den Tagesmüden die geistig vornehme Erholung im Bühnenhause zu mißgönnen. Das Theater entspannt die Nerven, schafft das seelische Gleichgewicht wieder, es ist gerade heute der einzige Ort, wo man der Wirklichkeit entfliehen kann — und diese Ablenkung brauchen nicht nur unsere beurlaubten oder verwundeten und kranken Krieger, wenn auch sie zuerst. Freilich, daß die wirklich „geistig-vornehme Erholung“ in dieser Zeit überwiege, ist eine ernste Forderung an unsere Bühnen.

Im dritten Kriegswinter kann mit leiser Genugtuung festgestellt werden, daß in dieser Hinsicht eine Besserung eingetreten ist. Vergleicht man einen Wochenspielplan der Berliner Bühnen dieses Jahres mit einem vor dem Kriege, so findet man zunächst die erfreuliche Tatsache, daß die dramatische Auslandsware nicht mehr vorherrscht. Wenn Shakespeare, Molière, Ibsen und Strindberg aufgeführt werden, so kann nur ausgesprochene Einseitigkeit das tadeln, denn mögen auch die Ansichten etwa über Ibsen und Strindberg verschieden sein, niemand wird leugnen, daß sie ernste Geister sind; und wer wirklich in seinem Wesen — nicht nur mit dem Munde — deutsch ist, hat noch niemals Schaden daran genommen, daß er mit ernsten Geistern des Auslandes sich auch ernsthaft beschäftigt hat.

Arthur Vollmer. Phot. Becker & Maaß

Mit triftigem Grunde hat man dagegen jene Pariser Komödienware aus dem Spielplan verschwinden lassen, deren jahrzehntelang eifrig betriebene Masseneinführung eigentlich nur den einen Sinn hatte, gewisse Gruppen des Theatergeschäfts, Agenten, Übersetzer, Verleger und Theaterpächter zu bereichern; denn inhaltlich sind diese ewig gleichen, wenn auch mitunter witzigen Ehebruchschwänke so undeutsch wie nur möglich, weil sie so französisch wie möglich sind — verständlich nur unter ganz anderen Voraussetzungen der Rasse, des Familienlebens, der Weltauffassung.

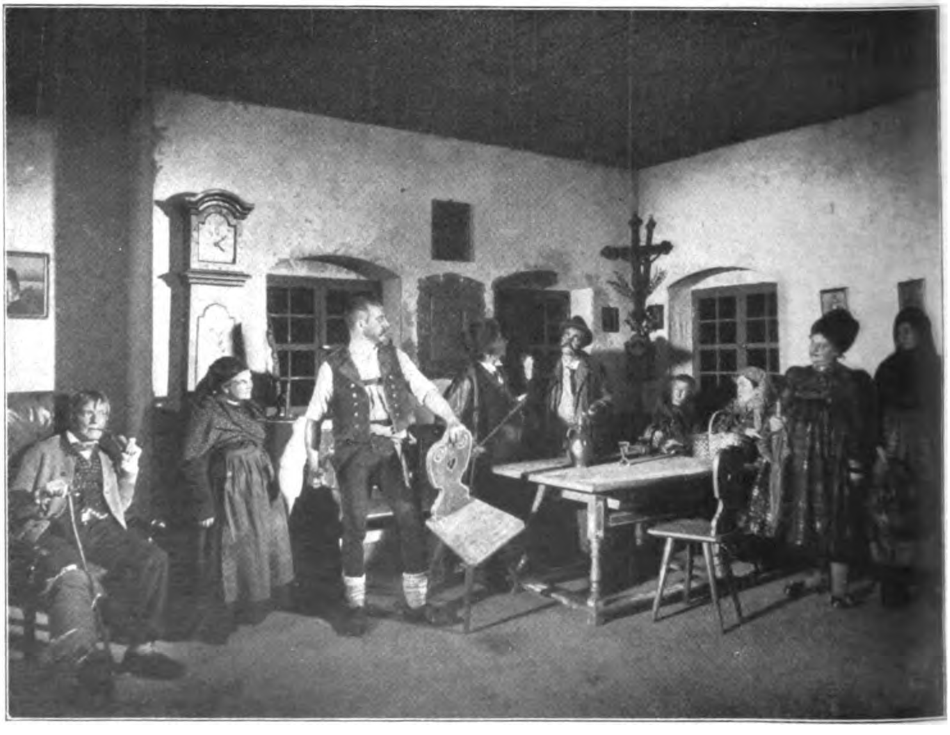
Dieser trennende Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen scheint nun freilich selbst im dritten Kriegswinter manchen Leuten noch nicht bewußt geworden zu sein, anders wenigstens ist es nicht zu verstehen, daß das *Königliche Schauspielhaus*, gerade das Theater, das den geläutertsten Geschmack bezeugen, uns eine Nationalbühne sein sollte, es fertig bekam, die Spielzeit mit einem Abklatsch süßlich-fader Französelei zu eröffnen. „*Die Blumen der Maintenon*“, nach Alexander Dumas Lustspiel „Die Fräulein von St. Cyr“ von Herrn Dr. Reinhard Bruck zurechtgestutzt, bedeuteten mit ihrem gehaltlosen Reimgeklingel, ihrem verzuckerten Rokokoaufputz, der faden Musik, dem ganzen leichtfertigen Getue und Getändel französischer Hofgalanterie in dieser ernsten Zeit eine Beleidigung des deutschen Geschmackes. Man denke sich, daß Angehörige von Kämpfern in der gerade damals wütenden Sommeschlacht das Hoftheater besuchten und diese Nachäffung frivolen Franzosentums mitansehen mußten . . .

Es ist höchste Zeit, daß das Königliche Schauspielhaus einmal aufhört, unser Schmerzenskind unter den Berliner Bühnen zu sein. Schon der Spielplan ist mehr als rückständig. Aus dem vorigen Winter sind mir folgende Stücke erinnerlich, die am

Digitized by Google

Gendarmenmarkt aufgeführt wurden: „Goldfische", „Rosenmüller und Finke", Der „Raub der Sabinerinnen", „Alt-Berlin", „Rokoko", „Doktor Klaus", „Wie die Alten sungen". Und diesen Winter leiten „Die Blumen der Maintenon" ein. Das ist der Geschmack der Berliner Hofbühne! Es ist wahr, dazwischen rafft man sich zu Klassikervorstellungen auf, die dank einer großen und tüchtigen Spielerschar, die in alter Überlieferung wurzelt, meist Annehmbares bietet — Befriedigendes aber auch nur selten.

Dazu fehlt der frische Zug, die zugreifende Hand, die weitschauende Leitung. Eine kleine Verheißung schien in dem bekanntgewordenen Entschluß der Hofbühne zu dämmern, durch Neuverpflichtungen bewährter Darsteller ihre Spielkräfte zu ergänzen. Fehlt doch für die drei ehemals beliebtesten ihrer Künstler, für Matkowsky, Vollmer und Anna Schramm, noch immer der Ersatz. Man hat denn auch vier oder fünf der bekanntesten Schauspieler Max Reinhardts gewonnen, und wir wollen hoffen, daß mit dieser Ergänzung, die nach den laufenden Verträgen freilich nicht so bald eintreten kann, ein frischerer Zug hineinkommt. Allerdings ist es ein Irrtum, zu glauben, daß mit einer Anzahl zusammengewürfelter Größen nun auch schon ein gutes „Ensemble" gewährleistet sei. Gerade die Berühmtheiten sind meist eigenwillig und wissen alles besser; gerade sie bedürfen der sicheren Hand eines überlegenen Spielleiters von starkem Stilgefühl. Das zeigt sich aber nicht darin, daß man etwa Tilla Durieux mit Otto Sommerstorff zusammenstellt, wie es noch jüngst in der Egmontaufführung geschah. Beides sind tüchtige Darsteller, aber sie gehören zwei verschiedenen Welten an. Herr Dr. Bruck setzt sich da sozusagen zwischen zwei Stile. Und daß es die guten Schauspieler allein nicht tun, beweist gerade an dieser Bühne das Beispiel Artur Vollmers. Wie wurde er beschäftigt? Meist gar nicht, oder doch bei der Seichtheit des oben gekennzeichneten Spielplans in Aufgaben, die ihn unmöglich befriedigen konnten. In Wahrheit hatte das Schauspielhaus an Vollmer einen Schatz. Vollmer war nicht nur der größte Humorist der deutschen Bühne, er war auch als ernster Schauspieler einer der Größten seiner Zeit. Wer nur seinen Narren im „König Lear" gesehen hat, besitzt das Senkblei zu seiner seelischen Tiefe und Größe. Er hätte trotz seiner Siebenzig noch jahrelaug an der Bühne wirken und Tausende erwärmen können mit der Sonne seiner Kunst, aber „he mugg toletzt nich mihr", wie der Alte in Klaus Groths Gedicht, und man kann schließlich diese Müdigkeit wohl verstehen.



Schlußszene in Ludwig Thomas' „Bauernhochzeit". Der Umfreite (Zimmerer) steht vor den „drei Brauten", von denen zwei samt ihren Kupplern, den beiden Viehhändlern, betrübt wieder abziehen müssen Links Sommerstorff und Paula Conrad, am Fenster sitzt ganz verstört mit ihrem großen Mitgiftkorb — Helene Thimig (Königliches Schauspielhaus, S. 265)

Digitized by Google

Aus dem 2. Akt der „Könige" von Hans Müller. Friedrich der Schöne (Clewing) fleht an der Hand seiner blinden Gattin (Helene Thimig) verzagend vor der starren erzgepanzerten Unerbittlichkeit seines Bruders Leupold (v. Ledebur). Königliches Schauspielhaus, S. 265

Was jenen Spielplan anlangt, so soll nicht verkannt werden, daß ein Hoftheater es schwerer hat, als Privatbühnen, es darf vieles nicht bringen, was die Satire sowohl wie die ernsten sozialen oder politischen Kämpfe der Zeit in der Bühnenliteratur zutage fördern. Immerhin ließe sich schon eine bessere Auswahl treffen, ein erfreulicher Anfang dazu wurde gemacht mit drei neuen Einaktern von Ludwig Thoma, von denen freilich nur der letzte, „Die Brautschau" den alten, will sagen: jungen Oberbayern Thoma mit der urwüchsigen prächtigen Laune beglaubigte. Wie hier ein heiratsbeflissener Bauernbursch von zwei Viehhändlern „beschmust" werden soll, die diesmal statt eines Kalbes jeder eine Pute, ein heiratsfähiges Bauernmädel, anbieten, beide aber durch das Erscheinen einer dritten, der Rechten, die der junge Bauer herbestellt hat, in die Flucht geschlagen werden: das ist mit knappen, schlagkräftigen Zügen hingesetzt und ebenso komisch wie menschenecht gestaltet. Paula Conrads stiller Humor, Pohls zupackende Charakterkunst und nicht zum wenigsten die Thimig in der drolligen Blödheit einer Bauerntochter, die ihre Mitgift mit stockender Zunge immer wieder nach Heller und Pfennig herzählt, erfüllten mit den übrigen Darstellern aufs beste den Willen des Dichters, der hoffentlich aus dieser Abstufung des Erfolges und der Beurteilung seiner Stücke erkennt, wo sein eigentliches Können liegt, und von dem Irrtum läßt, daß eine Karikatur, die lediglich übertreibt, darum schon satirische Schlagkraft habe.

Auch Hans Müllers Drama „Die Könige", das freilich vorher über viele andere Bühnen gegangen war, ist auf das Gewinnkonto des Schauspielhauses zu setzen. Ein sehr geschickt der besonderen Optik und Akustik des offenen Bühnenwürfels angepaßtes Stück, das die Geschichte nur gerade so weit benutzt, wie es den Wirkungszwecken des Verfassers — der früher flatterleichte Stückchen schrieb — nötig, nützlich, angenehm, passend, nah und leicht schien. Der Stoff ist die bekannte Versöhnung Ludwigs des Bayern mit Friedrich dem Schönen. Schiller hat sich begnügt, diesen Vorwurf in einem kurzen Gedicht „Deutsche Treue" zu behandeln; Uhland, Martin Greif und Paul Heyse haben ihn, neben mehr als zwanzig anderen Bearbeitern, jeder zu einem Drama ausgesponnen, von denen Uhlands Werk am höchsten steht, ihm nähern sich die Frauengestalten Greifs. Alle drei aber sind zu schwer mit geschichtlichem Ballast beladen, das historische Schleppegewand hemmt allzuoft den frischen Bühnenschritt.

Wie anders der gewandte Zeitgenosse. Er macht aus diesem geschichtlichen Gewande

Digitized by Google

ein behendes Jäckchen, das kein Tempo hemmt und gelegentlich sogar einmal einen Purzelbaum frei gestattet. Müller hält sich nur an einzelne, meist rein menschliche Höhenpunkte: Gefangenschaft, Edelmut, Versöhnung. Das arbeitet er mit allen Mitteln und Mittelchen einer sicheren Technik, mit einer erklecklichen Zahl von Anleihen, einer flotten Sprache, der es nicht an Schwung und Glitzerglanz gebricht, zu einem wirklich gutgemachten Theaterstück, das überdies in den Hauptrollen von der Thimig, von Kraußneck und Clewing flott gespielt wurde. Was will man mehr? Die Zuschauer sind's zufrieden, das Theater erst recht. Aber auch wer nicht in den lauten Beifall jenes ersten Abends einstimmen kann, weil er die Drähte sieht und die heimlichen Mitarbeiter des Stücks, wird nicht unbefriedigt heimgehen: in der Erkenntnis, daß so geschickt gemachte Dramen unseren deutschen Bühnen not tun, solange kein überragender Dichter da ist. Hans Müller aber wird man wünschen, daß er aus den Buschniederungen seiner früheren Dramatik nun den Steig am Hügel hinan gefunden hat und rüstig auf ihm fortschreitet —, während seine Könige sich zu einer langen Regierungszeit am Gendarmenmarkt einrichten.

⌘ ⌘ ⌘

Max Reinhardt hat künstlerisch noch immer die Führung im Berliner Theaterleben, man braucht aber bei dieser Anerkennung nicht blind für seine Fehler zu sein. Die drei Theater, die er leitet, das Deutsche, die Kammerspiele und die Volksbühne am Bülowplatz, geben — ein Blick auf den Berliner Wochenspielplan lehrt es — in reicher Abwechslung gute, kräftige Bühnenkost, die auch der verwöhntesten Zunge noch zusagt. Seine bisher wertvollste Leistung in diesem Winter, die Wiederbelebung, richtiger gesagt die Neuentdeckung von Reinhold Lenz' „Soldaten", habe ich schon im Januarheft besonders behandelt. Überblicken wir kurz, was Reinhardt sonst bis in Nähe der Lichtmeß geleistet hat.

Zu jenen Fehlern, von denen wir oben sprachen, gehört eine kleine Vorliebe und Überschätzung gewisser Autoren wie Sternheim und Wedekind. Wedekind ist dichterisch der weitaus stärkere von beiden, es ist auch vollkommen in der Ordnung, daß seine wertvolleren Dramen — mir steht noch immer „Frühlings Erwachen" am höchsten — mit aller Sorgfalt einstudiert und aufgeführt werden, wenn er uns auch in dieser Zeit nichts zu sagen hat. Aber so bedeutend ist der vor zwölf Jahren noch ebenso unterschätzte, wie heute überschätzte Dichter denn doch nicht, daß man nun schon seine Schulhefte — beinahe hätte ich gesagt: seine Windeln — durchstöbern müßte nach „bemerkenswerten" Abfällen. Die „Schnellmaler", die Reinhardt aufführte, sind eine Jugendsünde des Dichters, über die kein Wort zu verlieren ist und die nur dadurch einen eigenen Reiz gewinnt, daß in diesem Werk die kennzeichnenden Fehler des späteren Dramatikers Wedekind in voller Reinkultur blühen: seine Stillosigkeit, sein Unvermögen, Ernstes von Lächerlichem zu scheiden, und endlich sein kurzer dichterischer Atem.

Der dritte Fehlgriff Reinhardts in diesem Winter: die Aufführung des Lustspiels „Jonathans Töchter" von Mister Langdon Elwin Mitchel sollte wohl nur die „Weitherzigkeit" der Deutschen zeigen, die während dieses Weltringens sich liebevoll noch der „neutralen" Literatur und Kunst annimmt. Aber diese Liebedienerei dankt uns der Teufel. Die amerikanische Literatur gerade, die mit ganz geringen Ausnahmen einen faden Abklatsch der europäischen darstellt, hat uns nichts zu sagen, und wir danken bestens für den Theatergeschmack des Bruders Jonathan und seiner „Töchter". Kaltwitzelnd ohne Witz, gefühlsduselig ohne Gefühl, dabei plump und roh wie ein Boxer — bedeutet dies Stück eine dreiste Beleidigung jeglichen guten Geschmacks. Würde ein Deutscher sich dieses Dramenspülichts schuldig gemacht haben, sicherlich hätten die Dramaturgen in der Schumannstraße nicht drei Seiten des Manuskripts zu Ende gelesen. Glaubt man denn im Ernst, mit dem Auslesen ausländischen Literaturkehrichts unseren politischen Beziehungen zu nützen? Diese Naivität ist wohl nur in Deutschland möglich.

Glücklicherweise hat Reinhardt diese Schnitzer reichlich wiedergutgemacht durch tüchtige Arbeit und einen im übrigen ebenso reichhaltigen wie gediegenen Spielplan. Obenan steht sein „Deutscher Zyklus", also ein Entwicklungsspiegel der deutschen Dramatik, der gerade jetzt zu rechter Zeit kommt. Zuerst marschierten Lenzens „Soldaten" auf, literarisch wie darstellerisch eine Wunderleistung des Deutschen Theaters, die hundert schlimmere Sünden als die oben vermerkten wieder gutgemacht hätte. Wenn man von „Sturm und Drang" spricht, fällt neben dem Namen Lenz auch gewöhnlich der seines Zeitgenossen **Klinger**. So ist es verständlich, daß Reinhardt, nach dem glücklichen Griff mit dem ersten, auch den zweiten zu Worte kommen ließ. Aber wie so manches Mal geschichtliche und literaturgeschichtliche Paarungen falsch verbunden, ohne innere Begründung durch die Bücher laufen, so auch hier. Lenz und Klinger verhalten sich zueinander wie eine Marschall-Niel-Rose zu einer Tabakpflanze, wie ein Uhrwerk zu einem Göpelwerk, wie ein Zeißsches Fernrohr zu einer Autobrille. Lenz mußte an den Härten des Lebens zerbrechen, Klinger stieg mit sicheren, festen Schritten aufwärts bis zur Würde eines russischen Generals. Allerdings steht Klinger als Charakter, als sittlicher Mensch weit uber Lenz, so hoch, wie etwa dichterisch die „Soldaten" über dem „**Leidenden Weib**" stehen.

Sicherlich würde Reinhardt, wenn er

Digitized by Google

Else Heims als Minna von Barnhelm
(Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin)

Digitized by Google

dies keineswegs bedeutende Drama — man vergleiche nur die Sprache mit der Lenzens — einfach so angepackt hätte, wie die „Soldaten", mit seiner Meisterhand noch etwas Sehenswertes daraus geformt haben. Aber er ließ leider den Hausgeist des Deutschen Theaters, Herrn Carl Sternheim, darüber herfallen und es „bearbeiten". Klinger und Sternheim! Daß diese Verschmelzung keinen reinen Klang geben kann, ist selbstverständlich. Klinger schreibt sich einmal in einem Wehrstreit in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" selber folgende Eigenschaften zu, die ihm niemand aberkennen wird: Rechtschaffenheit, Gefühl für Wahrheit, Gutes und Edles. Und Sternheim? Ihn nennt einer seiner ältesten Freunde, der ihn gut kennt, anläßlich dieser Bearbeitung, einen „bösartig kalten, tödlich scharfäugigen Pamphletisten". Der macht sich also über Klinger her, versetzt sein 1774 erschienenes Stück unbedenklich in die Freiheitskriege, und stattet es obendrein mit allerhand mehr kühnen als glücklichen Zeitanspielungen auf den gegenwärtigen Krieg aus! Man kann sich das Sammelsurium vorstellen und bedarf keiner Vorstellung im Theater dazu.

Der „deutsche Zyklus" drehte sich nach dem Durch- und Ausfall Sternheims glücklicherweise ruhig weiter und bescherte uns alsbald wieder zwei köstliche Kleinodien der deutschen Dramatik, die freilich verschieden genug voneinander sind: „Minna von Barnhelm" und „Kabale und Liebe".

Kabale und Liebe. Ferdinand (Paul Hartmann) und Luise (Camilla Eibenschütz). Die verderbenbringende Wetterwolke hängt über ihrer jungen Liebe. Ferdinand: „Mein Vaterland ist, wo mich Luise liebt" (Deutsches Theater, S. 268)

Weckte Lessing mit seinem klassischen deutschen Lustspiel, das in der bei Reinhardt bekannten Besetzung gegeben wurde, mit Elsa Heims als Minna, stille Wärme und herzliche Heiterkeit, so entfachte der noch recht unklassische Schiller des Jahres 1782 mit „Kabale und Liebe" brausende Begeisterung. Schiller! Was ist er uns nicht in Zeiten der Not! Der beredteste Mund für das deutsche Ideal. Unsere Zuflucht, die Flamme auf unserm Altar. Reinhardt war sich der Aufgabe sichtlich bewußt, dies heilige Feuer zu hüten, die Flamme schlug rein und hell aus der Dichtung empor. Mit einem Wort: es war unverfälschter Schiller! Ein höheres Lob gibt es nicht für eine Darstellung dieses Dichters. Von dem üblen Dreiblatt — dem eisigkalten Schurken, den Paul Wegener als Präsident skizzierte, dem Sekretär Wurm, aus dem Werner Krauß einen giftig sich krümmenden Ohrwurm schuf, dem lächerlich kalbrigen Hofmarschall Kalb Hans Waßmanns — hob sich rührend der närrisch-gutherzige Dickschädel des echtdeutschen Musikus (Diegelmann) und das unglückliche Liebespaar, Paul Hartmann und Camilla Eibenschütz, ab. Namentlich Hartmann, zurzeit wohl der beste „Liebhaber" der deutschen Bühne, war als Ferdinand bezwingend. Es gibt ja auch nichts Ergreifenderes in aller Dichtung als junge Liebe, die an der Roheit oder Heimtücke der Welt zugrunde geht. Das Romeo-und-Julia-Motiv mit seiner erschüttern-

Digitized by Google

Bruno Decarli als Robespierre in „Dantons Tod" Das ist ‚der Unbestechliche!', dieser zähe, argwöhnische, überreizte, mißtrauische, verknöcherte Schulmeister der Revolution. Der Unbestechliche mit der Brille, mit der Stirnfalte, mit dem gestreckten Zeigefinger und dem verkniffenen Mund, der die Tugend aus Schrecken zeugen will, der ehrgeizige Streber, der salbungsvolle Wortdrechsler, der schließlich zweimal den Kopf verliert

der in diesem Drama weht. Aber wir wollen nicht undankbar sein: statt dessen gab es eine ganz Reinhardtsche Überraschung. „Dantons Tod" von Georg Büchner, diese verspätete Herbstzeitlose des Sturmes und Dranges, wurde, wie vorher Lenzens „Soldaten" der deutschen Bühne erobert. Buchstäblich: denn obwohl dies Revolutionsdrama jetzt mehr als achtzig Jahre alt ist, schlug bisher jeder Versuch, es lebensfähig zu machen — der letzte 1901 an der Neuen freien Volksbühne in Berlin — fehl.

Kein Wunder! „Dantons Tod" ist kein Drama. Büchner schrieb diese Bilderfolge — es sind ihrer nicht weniger als zweiunddreißig — im Alter von zweiundzwanzig Jahren in fünf Wochen nieder, heimlich bewacht und unter Vorbereitungen seiner Flucht aus Darmstadt. Man merkt die angstbeflügelte Hand. Trotzdem erkennen wir, namentlich zu Anfang und im zweiten Akt, das Werk eines seltenen Dichters, der in allen Farben einer außerordentlichen Begabung schillert und einem Shakespeare nicht nur in der Taktik nahekommt. Aus seinen impressionistischen Bildern entsteht wirklich ein mächtiges Gesamtgemälde, das die Fieberglut den Tragik rührt den ewigen Urgrund alles Menschenleids auf, und es ist nicht ohne Reiz zu beobachten, daß sich auf diesem tragischen Urgrund zwei so verschiedene Naturen wie Gottfried Keller (Romeo und Julia auf dem Dorfe) und Schiller als auf gleichem Boden begegnen und mit denselben Augen sehen.

Nach Schiller erwarteten wir im Deutschen Zyklus Kleist. Warum kam er nicht? Reinhardt hatte uns einmal „Die Hermannschlacht" versprochen. Wir hoffen, er hält dies Versprechen, denn zu keiner Zeit wären wir so empfänglich für den echt deutschen Wehr- und Siegergeist,

Aus „Dantons Tod" von Georg Büchner. Danton (Bonn) und seine Frau Porzia — ich wollte sagen Julie (Pünkösdy). Er ahnt schon, daß das Richtschwert über ihm hängt. Sie ist glücklich in dem Entschluß, ihn nicht zu überleben. Er: „Jetzt bin ich ruhig." Sie: „Ganz ruhig, lieb Herz" (Deutsches Theater, S. 269)

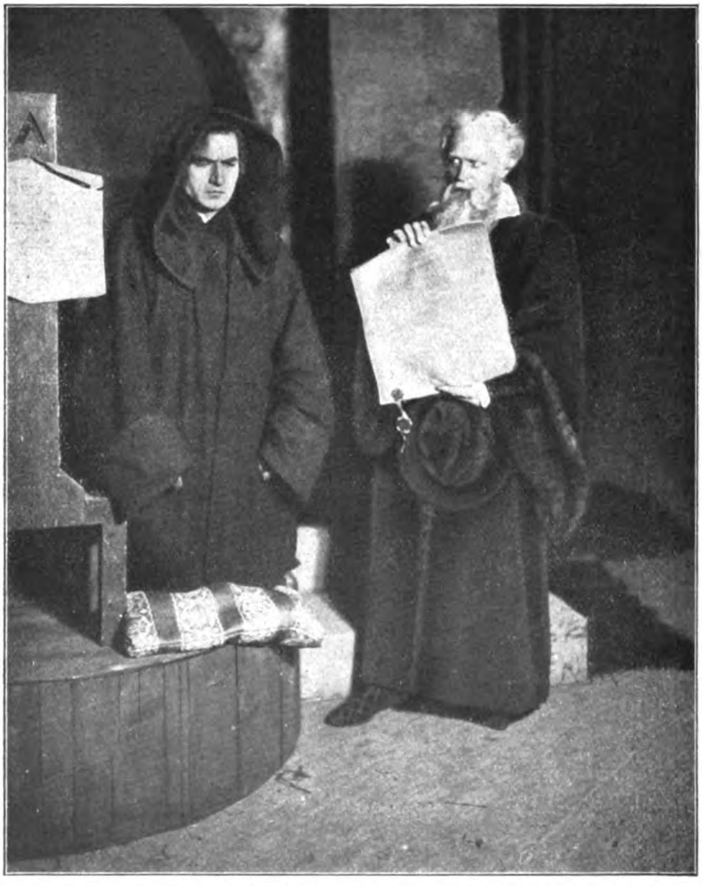
Digitized by Google

jener wirbelwütigen Zeit in brennenden Farben zeigt.

Wenigstens wenn Meisterhände wie die Max Reinhardts sich des Werkes annehmen. Es war ein Sieg seiner jetzt auf ihrem Gipfelpunkt angelangten Kunst in der szenischen Anordnung, wie er schöner nicht denkbar ist. Um so erstaunlicher als er auf das bei fortwährenden Verwandlungen so naheliegende Hilfsmittel der Drehbühne völlig verzichtete. Der bei dieser bequemen Szenenwechselmaschine unumgängliche Sektor des Bühnenbildes wäre zu eng gewesen für diese vielen Massenszenen. Er brauchte breite und tiefe Bilder und erreichte dies Ziel durch Schaffung eines einzigen mächtigen Bühnenraums mit zwei Säulen als Prospektträgern. Durch ein geschickt angebrachtes Oberlicht wurde von diesem Raum ein Teil so erhellt, daß immer die handelnden (hier meist redenden) Personen in voller Beleuchtung standen, die Umgebung aber im Dämmerlicht und Halbschatten verschwamm. Dadurch wurde nicht nur das Interesse auf diese Personen gesammelt — das sie umlagernde Dämmerlicht, das in Nebenstraßen, in Häuserwinkeln und Ecken sich gänzlich verfinsterte, umhüllte sie wie mit einem geheimnisvollen Schleier, einem drohenden Verhängnis, aus dessen lauernder Unergründlichkeit in jedem Augenblick das Unheil hervorbrechen konnte. Ist es doch das entsetzliche Paris jener Blutzeit, das mit allen Schrecken zügelloser Volksleidenschaft und französischer Grausamkeit erfüllte.

So hat dieser Deutsche Zyklus (der sich seltsamerweise und ungewollt zu einer Art Totentanz junger Dichtergenien gestaltet, die im Frühlings-Sturm und -Drang Wipfelbruch litten) die überraschende Erkenntnis gebracht: daß noch viele Schätze unschätzbaren Wertes ungehoben in der deutschen Dichtung vergangener Zeiten vergraben liegen. Es ist eine Schmach unserer Bühnen, daß sie jahrzehnte-, jahrhundertelang dies heimische Gold verachtet haben, dafür aber gierig alles Talmi und sogar geringere Metallwerte bis zum Blech herab, sofern sie nur jenseits der Grenzen zu finden waren, blank geputzt bei uns zur Schau stellten.

Daß wir in dieser Frage durchaus keine einseitige Stellung einnehmen, haben wir zu Anfang dargelegt. August Strindberg ist ein Beispiel für die wenigen Auslandswerte, von denen das Theater bei uns nicht absehen darf, wenngleich der Strindberg-Kultus in Deutschland gegenwärtig ohne Frage übertrieben wird. Kaum eine größere Bühne, die nicht ihr Strindberg-Stück hätte, allerdings ist deren Anzahl so groß, daß deshalb noch kein Streit um das Aufführungsrecht entstanden ist. Und hierin liegt schon ein Hinweis auf die eigentümliche Stellung des schwedischen Dichters in der Literatur. Sein Schaffen ist für den Nichtfachmann, der noch zu anderen Dingen Zeit haben



Strindbergs „Meister Olaf". Olaf, der schwedische Reformator (Decarli), vor die strenge Forderung des Marschalls (Josef Klein) gestellt, ringt in hartem Seelenkampf mit seinen Zweifeln. Wird er widerrufen? Wie nannte doch Strindberg ursprünglich dies Drama: „Der Abtrünnige", oder „Was ist Wahrheit?" ... (Volkstheater am Bülowplatz, S. 271)

Digitized by Google

muß als zu Literaturstudien, schlechterdings kaum zu übersehen, geschweige denn innerlich zu verarbeiten. Selbst die bisher in deutscher Ausgabe erschienenen Werke Strindbergs — eine schier endlose Reihe — geben bei weitem nicht alles, was er geschrieben hat; neben seinem reichen Nachlaß, den ich in Stockholm einsehen konnte, findet sich in Schweden noch eine Fülle von politischen, sozialen, kunstkritischen und kommunalen Arbeiten Strindbergs in allerhand Druckheften, Zeitschriften und Zeitungen verstreut, deren Sammlung sich die sehr tüchtigen Verwalter seines geistigen Erbes, vor allem der Herausgeber der großen schwedischen Strindberg-Ausgabe Dr. John Landquist in Stockholm und der Verleger Albert Bonnier angelegen sein lassen.

Gerade weil der ganze Strindberg nur durch jahrelanges Studium zu fassen und zu verstehen ist, hört man die verschiedensten Urteile über diesen stürmischen Geist, je nachdem der Ausschnitt aus dem Schaffenskreis des Dichters, den der Betreffende kennt, auf dieser oder jener Seite gelegen ist. Zufällig bietet dieser Winter in zwei Neuaufführungen Strindbergs, einem Jugend- und einem Alterswerk, Gelegenheit, wenigstens einen Teil seines Wesens zu beleuchten; es sind die beiden Dramen: „Meister Olaf“ und „Die Gespenstersonate“.

„Meister Olaf“, oder, wie das Stück eigentlich heißt, „Der Abtrünnige“, schrieb Strindberg 1872 im Alter von dreiundzwanzig Jahren, „Die Gespenstersonate“ um 1910. Was liegt in diesen vierzig Jahren zwischen dem Früh- und dem Alterswerk beschlossen! Ein Dichterleben, erfüllt mit unsäglichen Leiden, verzweifeltem Ringen, rastloser Arbeit. Strindberg trug nicht weniger als unsere Lenz, Kleist, Büchner und Grabbe den Lebensfluch des Genies auf seiner Stirn, sein Weg führte fast unausgesetzt hart am Rande gefährlichster Abgründe dahin; ein Wunder ist es, daß er sich der drohenden Wahnsinnsnacht und dem Selbstmorde immer wieder entzog — es ist vielleicht noch nicht ausgesprochen worden, daß diese Wunderkraft zum großen Teil vom Meer auf ihn übergegangen ist. Er liebte das Meer über alles, kein Sommer, außer einigen der Frühzeit, wo er im Auslande war, in dem er nicht auf den Schäreninseln sich bei Wind und Wellen Trost und Heilung gesucht hätte.

„Meister Olaf“ ist die Geschichte des schwedischen Reformators Olaus Petri (1493 bis 1552). So eng sich Strindberg scheinbar an die historischen Vorgänge hält, es hatte doch sein starker Bekennerdrang, der sein ganzes Leben hindurch für ihn kennzeichnend bleibt, ihn eigentlich zu diesem Werk veranlaßt. Sich selber wollte er offenbaren, in jeder der Hauptpersonen verkörperte er bewußt

Schlußakt der „Gespenstersonate“. Der Student Hartmann-Strindberg neigt den Kopf über die Harfe, deren Saiten eine sterbende Blume (Roma Bahn) zum Klingen bringt. Wir lesen in seinem Augenstern: wie aus den Tönen der Harfe der ganze Jammer der Welt und seine verstörte Zukunft als drohendes Gespenst vor ihm aufsteigen (Kammerspiele, S. 273)

eine Seite seines Ichs: in Olaf trat er als Idealist, in Gustav Wasa als Willens- und Wirklichkeitsmensch, im Wiedertäufer Gerdt als Kommunist auf. Noch schwankte er vor den letzten Erkenntnissen; in Kants „Kritik der reinen Vernunft“ hatte er vergebens nach einem Weg gesucht, den er gehen konnte, so gab er denn seinem Drama den Untertitel: „Was ist Wahrheit?“ Dieser Zweifel drückt sich vordringlich im Schluß des Dramas aus und schadet so der Bühnenwirkung, die sonst durchweg stark ist. Innere Kämpfe in solchem Ausmaß wie hier Magister Olaf sie durchkämpft, lassen sich eben auf der Bühne nicht darstellen. Es ist der wunde Punkt aller Dramen, die große Geister, Reformatoren, Dichter, Gelehrte auf die Bühne stellen: das, worauf es ankommt, kann im Rampenlicht nicht gezeigt werden.

Bassermann als Brutus in „Julius Cäsar.“ Endlich einmal wieder eine ernste, wuchtige Leistung dieses großen Künstlers, der sich in letzter Zeit leider in Schnurrpfeifereien gefiel. Sein Brutus ist der wirkliche Held dieser Tragödie. (Lessingtheater, S. 274)

Eine Liebesszene aus dem „Salamander.“ Dagny Servaes heißt das Frühlingsgedicht! Dagny Servaes, die Wonne und Sonne. Von der wir hoffen, daß sie einmal eine Else Lehmann wird. (Deutsches Künstlertheater, S. 273)

Wie ganz anders mutet uns das Werk des Sechzigjährigen, „Die Gespenstersonate“, an! Im ersten Aufzug des Meisters Olaf hatte in einer großen Berufungsszene Olafs Strindberg sein ganzes jugendliches Sehnen und Streben, sein stolzes Selbstgefühl und seine höchsten Hoffnungen gelegt, es ist der Jüngling „mit tausend Masten“ — in der „Gespenstersonate“ sitzt er „still in gerettetem Boot“. Nur freilich gar nicht still. Vielmehr mit echt Strindbergscher Unruhe, in fiebernder Aufregung blickt der Sechzigjährige auf sein Leben zurück. In schlaflosen Nächten, in einsamen Grübeleien kehren alle seine Erlebnisse wieder zu ihm zurück, er sieht seine Widersacher, mögen sie längst begraben sein, lebendig vor sich und hält fürchterliche Abrechnung mit ihnen. Er sieht sich selber als einen jungen Studenten, der edel empfindet und das Beste will, der früh schon das Bedürfnis hat, seine brennenden Augen von barmherzigen Frauenhänden kühlen und heilen zu lassen, der aber verzweifeln muß in einem Leben, das ihm nichts als Enttäuschungen und schreckliche Entlarvungen bringt.

Man kann die „Gespenstersonate“ wie alle Alterswerke Strindbergs — dies aber besonders — nur dann verstehen, wenn man sein ganzes Leben und Schaffen kennt. Denn auf jeder Seite sind deutliche Beziehungen zu bestimmten Erlebnissen zu finden. Strindberg ist gleichzeitig der Alte, der eiskalte Rächer, und der Junge, der warme Idealist. Der Alte, eine Vampirnatur, will abrechnen mit seinen Feinden. Er lädt sie alle vor Gericht, er reißt ihnen allen die Larve herunter, er

Digitized by Google

straft sie ab und vernichtet sie, dann — bewilligt er ihnen freien Abzug. Aber er fängt sich in der eigenen Schlinge. Es tauchen nämlich bei diesem grausigen Gespenstertanz im zweiten Akt auch begrabene Frauengestalten auf, eine lebendig begrabene und eine als Geist einer Toten. Die halten mit ihm Abrechnung und überliefern ihn dem Selbstgericht. In dieser vergifteten Gesellschaft aber vermag das Gute und Edle nicht zu gedeihen, die schöne Harfenspielerin welkt dahin wie eine Blume im Hauch vergifteter Gase, und der Student, der sie liebt, ist so zerrüttet von all dem Gräßlichen, daß er an ihrer Leiche ruft: „Der Befreier kommt! Willkommen, du bleicher Schlaf. Du Schöne, Unselige, Unschuldige, ohne Schuld an deinen Leiden, schlaf ohne Träume ...“

Die Darstellung, namentlich der „Gespenstersonate“, in den Kammerspielen war dem Dichter ebenbürtig. Paul Wegener als der „Alte“, Gertrud Eysoldt als Mumie und Paul Hartmann als junger Strindberg sind schwer zu vergessen. In „Meister Olaf“, den Ferdinand Gregori in dem schönen Volkstheater am Bülowplatz in Szene setzte, brachten Decarli den Olaf, Hartmann den jungen Gustav Wasa und Rosa Bertens die Mutter des Dichters zu bester Geltung. Es ist auffallend, daß von den vielen Strindberg-Aufführungen, die wir in den letzten Jahren gesehen haben, keine einzige einen Mißerfolg hatte. Da Strindberg durchaus kein „Unterhaltungsschriftsteller“ ist, wäre diese Kette von Erfolgen nicht möglich, wenn er nicht innere Beziehungen zu dem deutschen Denken und Empfinden hätte, wenn er uns nichts geben könnte. —

Sehen wir so Reinhardt im dritten Kriegswinter nicht rasten und nicht rosten, so hat leider ein anderer Bühnenleiter, der zeitweise als sein Rivale galt und zweifellos ein Berufener ist, manche Hoffnung, die man auf ihn gesetzt hatte, für eine Weile enttäuscht. Viktor Barnowsky, der Direktor des Lessing- und Künstlertheaters, hat sich mehr und mehr dem leichten Unterhaltungsstück verschrieben. Das wäre an sich kein Unglück, wir brauchen auch diese Gattung, und es ist gerade in dieser Zeit zu begrüßen, wenn ein tüchtiger Regisseur mit Geschmack, Geschick und guten Schauspielerkräften sich ihrer annimmt. Um so mehr ist es zu beklagen, daß, vorläufig wenigstens, nicht viel dabei herauskam. Zwei Autoren vom Range Rudolf Presbers und Lothar Schmidts hatten mit ihren neuesten Lustspielen keinen Bestand. Presbers „Salamander“, an dem L. W. Stein mitgearbeitet hatte, war offenbar zu eilig hingeworfen, so daß er trotz der köstlichen Figur eines echtberlinerischen Witz-

Maria Orska als Lulu in Wedekinds „Erdgeist.“ In derartigen unnatürlichen Rollen kommt einem die mimisch überspitzte Polin beinahe natürlich vor. Sie ist da ganz in ihrem Element und fesselt ohne Frage die Gründlinge im Parterre. (Theater in der Königgrätzerstraße, S. 274)

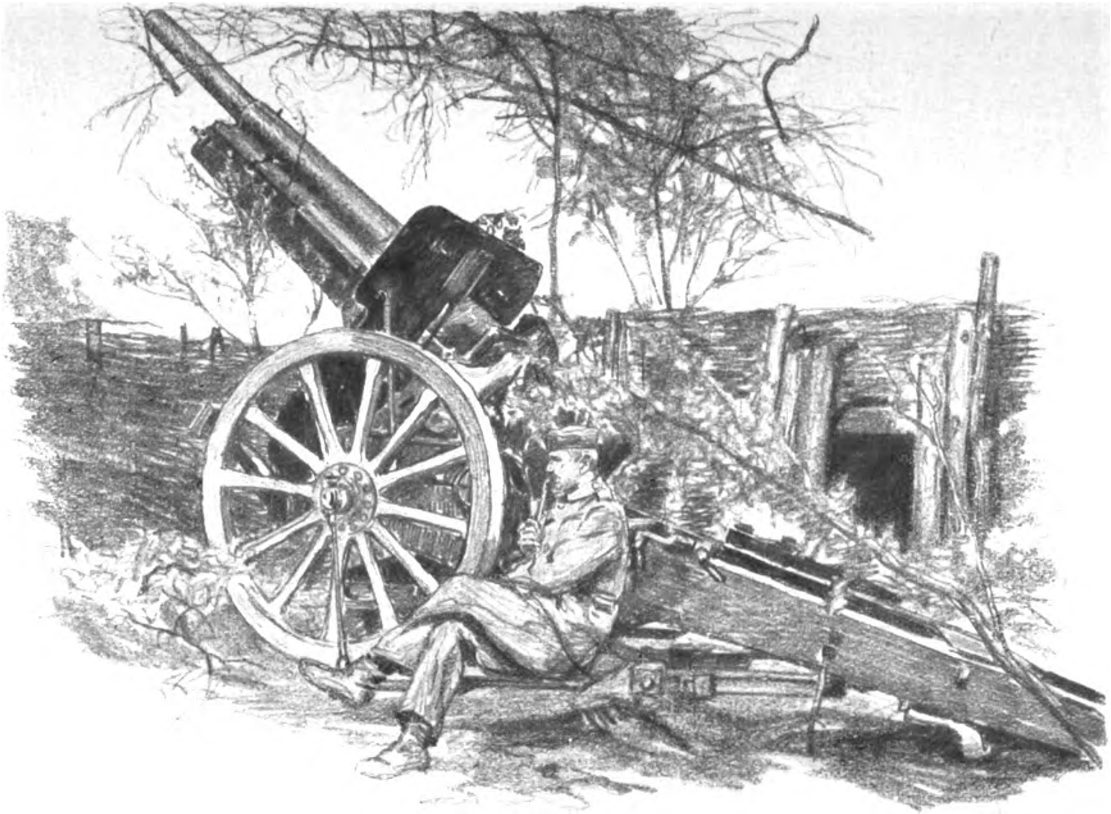
blattzeichners und einer allerliebsten schauspielerischen Leistung der vielversprechenden Dagny Servaes nicht annähernd den Erfolg der „Seligen Exzellenz“ erreichte; Lothar Schmidt aber hatte mit seinen „Proben“ zwar eine saubere und diskrete Arbeit. Goldschmiedarbeit, geliefert, aber der Stoff blieb trotz der guten Fassung doch zu sehr Anekdote, die nach dem überschrittenen Witzpunkt an Interesse verliert. Trotzdem wäre dies Lustspiel wohl nicht so bald von der Bühne verschwunden, wenn nicht eine arge Geschmacklosigkeit, von der sich die Direktion offenbar ein Kassenstück versprach, „Der Jüngling mit den Ellenbogen“ es von der Bühne gestoßen hätte. Dies vermeintliche „Volksstück“ Karl Rößlers und Ludwig Hellers hätte allenfalls im Herrenfeldtheater seine Stätte finden können, im „Künstlertheater“ wurde es einmütig abgelehnt. In seiner Not griff Barnowsky auf Kotzebue zurück. „Die beiden Klingsberg“ gaben wenigstens Albert Bassermann Gelegenheit, in der zuletzt durch Friedrich Haase berühmt gewordenen Rolle des Vaters sich lustig genug auszutoben, er zeichnete den lüsternen alten Gecken mit manchem kecken und frischen Strich.

Aber schließlich hat ein Künstler wie Bassermann doch andere Aufgaben. Da das gleiche von Barnowsky als Spielleiter gilt, so war es zu begrüßen, daß beide im „Julius Cäsar“ uns ernster kamen. Bassermann gab den Brutus, den eigentlichen Helden dieser Tragödie, freilich ohne die Erhöhung im Geist, die Nietzsche einmal von dieser seiner Lieblingsgestalt fordert, aber er packte seine Aufgabe im übrigen mit künstlerischem Ernst und führte sie in einheitlichem Stil durch. Aufrecht und einsam steht dieser Brutus in dem politischen Wirrwarr — es ist bemerkenswert, daß Shakespeare die Brutustragödie in der Luft der Essexrevolution schrieb — aufrecht und einsam mit seiner großen Redlichkeit, die an keinen persönlichen Vorteil denkt, eine sittliche Gestalt, die in der Literatur ihresgleichen sucht. Neben diesem Brutus, einer herrlichen Portia Lina Lossens und dem Marc Anton von Theodor Loos verblaßte die übrige Vorstellung. Sie ließ die sichere Hand vermissen, die wir früher so oft bei Barnowsky bewundert und geschätzt haben. So war die „Auffassung“ des Cäsar und des Cassius, wie so viele „Auffassungen“, die etwas ganz Neues bringen sollen, verfehlt; das Werk fand trotz einigen sehr ansprechenden Bühnenbildern nicht den gewünschten Erfolg. Hoffentlich sehen wir bald Besseres an dem Theater, das den Namen Lessings trägt, wir sind dessen gewiß, sobald Viktor Barnowsky sich aus seiner früheren Zeit her treu bleibt. —

Ein starker künstlerischer Aufstieg ist seit vorigem Winter bei den Direktoren Meinhardt und Bernauer wenigstens in einem ihrer Theater, dem in der Königgrätzerstraße, zu begrüßen. Hatten sie damals schon in der höchst eigenartigen aber sinngemäßen Darstellung von Strindbergs „Traumspiel“ und in einer kraftvollen Belebung des „Götz“ überrascht, so brachten sie in diesem Spieljahr neben einer ungewöhnlichen Darstellung von Wedekinds „Erdgeist“ mit Fräulein Orska als Lulu, Björnsons „Paul Lange und Tora Parsberg“ mit Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer in den Hauptrollen geradezu meisterhaft heraus. Lindau hatte dies blutvolle Werk eines Starken vor vielen Jahren als ein politisches Stück frisiert. Das ist es doch — namentlich für uns Heutige — in der Hauptsache nicht. In dieser Darstellung, der Kayßler das Gepräge seiner echten prachtvollen Männlichkeit gab, empfanden wir das Tiefmenschliche der Dichtung. Indessen — die Direktoren dieses Theaters haben auch noch ein zweites und gar ein drittes Gesicht. Während sie in der Königgrätzerstraße Kunst und Literatur machen, trillern sie lustig aber sehr oberflächlich im Berliner Theater „Auf Flügeln des Gesanges“ und im Komödienhaus entscheidet auch mehr der Kassierer als der gute Geschmack. Wir wollen daher noch abwarten, welches der drei Gesichter gegen Ende des Spieljahres sie als ihr eigentliches ausgeben werden ... Auch vom „Kleinen Theater“ läßt sich vorläufig noch nicht viel sagen. —

So ist, alles in allem, der bisherige künstlerische Gewinn des Spieljahres nicht gering. Wir sehen trotz den fühlbaren Beschränkungen, die der Krieg unseren Theatern namentlich durch Entziehung der jüngeren Darsteller auferlegt, gute Arbeit, ein reges Streben und — gefüllte Häuser. Erfreulicherweise ist nicht nur fade Auslandsware, sondern auch die anfangs schier unerträgliche Überschwemmung mit „Kriegsstücken“ so gut wie verschwunden; dafür wird durchschnittlich genießbare Kost — heitere wie ernste — geboten. Die Gegenwart mit ihren Sorgen und Kümmernissen, ihrer ernsten Sammlung und Erhebung bleibt mit Fug noch von den Brettern der Schauhäuser fern. Zu ihr gehört für den Dichter vor allem Abstand. Freilich wäre für die spätere Zeit nichts fürchterlicher, als jener Tiefstand des Theaters und der Dichtung, wie er unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 in Deutschland herrschte. Wir erwarten nach dem Kriege von unseren stärksten Dichtern die Zeichen einer großen Zeit. Wir wollen dann auch „manches Auge blitzen sehen und klopfen hören manches Herz“. Wir harren auf die Dichtung, die dann aus einer großen Seele zu uns spricht, die kühn wie ein leuchtend Hochgewitter über die Geschichte unserer Zeit dahinzieht und des Geistes Blitze niederzucken läßt, wo noch die dumpfe Stickluft seelischer Niederungen zu spüren ist: damit wieder reine Luft werde und wir in würziger Frische vermeinen, ein neuer Frühlingsodem wehe über die deutschen Lande.

Digitized by Google



10 cm=Geschütz als Fliegerabwehr

Aus unserer Kriegsmappe: Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Paul Lindau, Nur Erinnerungen (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachflg.) — **Svend Fleuron, Wie Kalb erzogen wurde** (Jena, Eugen Diederichs) — **Auguste Supper, Gottfried Fabers Weg** (Konstanz, Reuß & Itta) — **Helene von Mühlau, Katrinchen** (Berlin, E. Fleischel & Co.) — **Paul Keller, Das Königliche Seminar-Theater** (Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn) — **Gertrud von Laffert, Vier Monate in Albanien** (Ber.in, Georg Stilke) — **Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie.** Herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Paul Lindau, der einstige Herr der Feuilletons und Kulissen, wird in diesem Sommer 78 Jahr alt. Magdeburg hat ihn geboren, und Berlin sah seine größten Triumphe. Aber er ist aus der Provinz Sachsen nicht geraden Weges nach der preußischen Hauptstadt gekommen; er hat eine Fahrkarte über Paris gelöst. Dort, im strahlenden Paris des zweiten Kaiserreiches, hat er seine schönsten und empfangsfreudigsten Jahre verbracht.

Wer nicht vor 1789 gelebt hat, ruft Talleyrand einmal aus, weiß überhaupt nicht, was leben heißt! Mit einer kleinen Änderung könnte Paul Lindau sagen: Wer Paris und die Franzosen nicht vor 1870 gekannt hat, vermag nicht zu begreifen, wie berauschend die Stadt, wie liebenswürdig und taktvoll die Nation war! Nach Sedan änderte sich das mit einem Schlage. Noch der Altgewordene klagt mit einem Seufzer der entschwundenen Herrlichkeit nach.

Was er von den Meistern des Pariser Feuilletons, von den Meistern französischer Bühnentechnik gelernt hatte, brachte er nach der jungen Reichshauptstadt. Er eroberte sie rasch. Das faulfleckige Jahrzehnt von 1870—1880 war das große Jahrzehnt seines Lebens. Die Zeitung war die Wiege seines Ruhms; mit der Presse, die eine ungeahnte Entwicklung nahm, stieg er selbst empor. Wenn er in der Maske der Harmlosigkeit unterm Strich irgendeinen armen Lyriker witzig abschlachtete oder im modernen Konversations- und Thesenstück „Brillanten" redete, gerieten alle Börsenmänner in Verzückung — und nicht nur sie. Er war der Mann des Tages, das Hätschelkind der Zeit, der Feuilletonist, der beinah so weit war, in der deutschen Literatur den Ton anzugeben.

Man muß sich das klarmachen, um den Zorn der jungen Dichter von dazumal zu verstehen. Als die achtziger Jahre dann in stürmischen Gegenbewegungen den Hexensabbat der siebziger begruben, war Paul Lindau eins ihrer ersten Opfer. Er rutschte von seiner Höhe gleich ein paar Stockwerke tiefer; aus dem Hätschelkind wurde der Prügelknabe. Ich denke mir, er wird damals zum Trost sehr viele Zigaretten geraucht und sich auf diese Weise mit dem Wechsel des Glücks abgefunden haben. Viel später hörte ich ihn einst lächelnd das allerliebste Wort sagen: Wenn er die Mißachtung kapitalisieren könnte, die ihm seitens der jungen Dichter folgte, so würde er sich ein Auto kaufen.

Nun ist mehr als ein Menschenalter über den Kämpfen und Leidenschaften seiner Glanzzeit dahingegangen. Es ist alles nur noch „ein Schattenspiel an der Wand", und er selber ist der letzte, es tragisch zu nehmen. Das lag niemals in seiner Art. Er war immer ein Lebenskünstler, der sich mit der Stunde abfand. Außerdem ist er zu alt geworden und viel zu gescheit, um noch das ungetrübte Gefühl der eigenen Wichtigkeit zu haben. Er erhebt für sich keine Ansprüche mehr. In seinen Memoiren möchte er seine Persönlichkeit am liebsten ganz ausschalten. Eine Selbstbiographie also, in der seine eigene Entwicklung notwendigerweise im Mittelpunkt stünde, lehnt er von vornherein ab. Was er geben will, sind „Nur Erinnerungen" — Erinnerungen an bedeutende Ereignisse oder Menschen, in deren Nähe ein freundliches Geschick ihn führte.

Das ist wohl sehr bescheiden gedacht, nebenbei auch ganz journalistisch. Man erkennt den alten Zeitungsmann, der sich in Lindau ja nie verleugnet hat. Die Welt des Tagesschriftstellers tut sich auf, die nicht von innen bewegt, sondern von außen gestoßen wird. Eine Welt, die keinen rechten Mittelpunkt, die zuletzt doch etwas Zufälliges und Unorganisches hat. Allerlei interessante Einzelheiten werden mehr oder minder geschickt durch einen verbindenden Text zusammengeschnürt. Dieser Gefahr entgehen die ausgesprochenen Journalistenmemoiren nur selten. Man gedenkt allzu leicht davor jenes von Heinrich Heine bespöttelten Mannes, der auf seine Visitenkarten als Ausweis „ami de Beethoven" drucken ließ.

Bei der Anlage seines Buches wird auch Paul Lindau damit rechnen müssen, daß viele seiner Leser von ähnlichen Mäuslein gebissen werden. Er will es ja nicht anders!

Digitized by Google

Er will seinen Wert nicht in sich selbst suchen, sondern in seinen Erlebnissen oder mehr noch in seinen Bekanntschaften. Mir ist dieser Standpunkt, selbst wenn er aus Bescheidenheit gewählt wird, wesensfremd, aber schließlich ist jeder sein eigener Wirt und muß wissen, wie er sich vorstellen will. Lindau tut es hier im ersten Bande seiner Denkwürdigkeiten als Zeitgenosse, der den Pariser Tannhäuserskandal miterlebt hat, als „ami“ von Sardou und Lassalle, von Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben.

Es ist natürlich, daß bei solcher Wertung gerade diejenigen Kapitel wesenlos bleiben, die bei den eigentlichen Schöpfern am schönsten geraten: die Kindheitskapitel. Wer gewohnt ist, mit dem zu zahlen, was er i s t, läßt hier die vollgültigsten Münzen springen. Lindau dagegen erzählt nur von seinen Erinnerungen an den 18. März 1848, von der Cholera als Nachspiel, von einem strahlenden Revolutionshelden, der später als Kneipenbruder verkommt. Ich hätte gern etwas näheres über seine Eltern gehört, die schließlich für das Kind doch am wichtigsten sind. Aber darüber schweigt er sich aus. Er drängt vorwärts, und erst in den Pariser Kapiteln öffnet er die Schleusen. Da spricht er über die Leidenstage von Heinrich Heine. Der arme Lazarus hatte seine Matratzengruft zwar schon mit der Ruhestätte auf dem Montmartre-Kirchhof vertauscht, aber es lebten noch viele, die ihn gekannt hatten, es lebte vor allem Frau Maxime Jaubert, die seine Freundin gewesen war und die aus ihrem Erinnerungsschatze viel zu berichten hatte. Der grausige Witz, der in den Briefen des Absterbenden um die eigenen körperlichen Gebrechen spielt, ist ja gewiß nicht jedermanns Sache; er widerstrebt mir persönlich sehr. Aber der arme kranke Jude, den der Professor Adolf Bartels trotz aller Mühe nicht totschlagen kann, hat doch heldenhaft gelitten und in allem Elend immer noch einen Witz über die bebenden Lippen gebracht. „Sie werden mich heut recht langweilig finden,“ äußerte er einmal zu einem Besucher, „Herr X. war eben bei mir. Wir haben unsre Gedanken ausgetauscht.“ Alles, was Lindau da zu erzählen hat (allerdings nur als Vermittler), ist sehr interessant. Es bestätigt sich auch, daß Heine seine Bosheiten eigentlich nur sagte, um sie zu sagen. Er wollte gar nicht damit schaden; er begriff auch nicht, daß man sie ihm übelnahm: sie waren doch so hübsch und geistreich!

Auf das Heine-Kapitel folgt dann ein Wagner-Kapitel: Der Tannhäuserskandal im März 1861. Als ‚zahlender Claqueur‘ durfte Lindau der auf allerhöchsten Befehl anberaumten Vorstellung beiwohnen. Er berichtet also aus eigener Beobachtung. Was er über die persönlichen und sachlichen Ursachen des Skandals sagt, weicht von der gangbaren Meinung zwar sehr ab, erscheint mir aber vollständig richtig. Intrigen und Kabalen haben wirklich nur sehr selten die Bedeutung, die ihnen von den Betroffenen beigelegt wird.

In bunter Reihe marschiert dann der Ruhm von vorgestern vorüber: Der alte Papa Scribe spaziert über die Boulevards, und Rossinis Spitzmausgesicht guckt ihm über die Schulter; Jules Janin, der ‚Fürst des Feuilletons‘, entdeckt in dem kleinen Judenmädel Rachel Felix eine große Tragödin; der junge Sardou (mit dem Kopf des ersten Konsuls) hat erschreckliches Lampenfieber; Graf Harry Arnim, der deutsche Botschafter, spielt seine bedenkliche Rolle; Lassalle hält in Düsseldorf seine berühmte Verteidigungsrede und beschenkt Lindau mit dem Manuskript; aus Elberfelder Redaktionsstuben tauchen allerlei Kollegen auf, vor allem der famose Willibald Schnaake, und mit Brachvogel, Rodenberg, Auerbach, Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben schwenken wir in die deutsche Literatur ein.

Gerade von Hoffmann wird hier in den ‚Erinnerungen‘ ein höchst lebendiges Bild entworfen: man spürt die ganze Körperlichkeit des 70jährigen Hünen, der mit offner Weste, mit gestricktem Schal und in dicken Wintersachen durch die Mittsommerglut geht, in der einen Hand eine Mütze, die aus seiner Jugendzeit zu stammen schien, in der anderen einen ungeheuren Knüppel, „vermutlich eine Eiche, die er in einer müßigen Stunde selbst entwurzelt hatte“. Von vornherein erzählt der biedre Professor die ältesten Meidinger (etwa in der Art: „Kennen Sie den Unterschied zwischen . . .“), lacht selber dröhnend darüber, singt, trinkt, rezitiert seine Verse und bringt seinen Gastgeber des Nachts durch getrostes, donnerähnliches Schnarchen zur Verzweiflung. Seit ‚Deutschland, Deutschland, über alles‘ zum deutschen Nationallied geworden ist, wagt auch keiner mehr, über die Lyrik Hoffmanns recht zu urteilen. Paul Lindau verübt einen Eiertanz und findet mindestens die neun Worte ‚Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt‘ herrlich und ergreifend. Aber wir wollen uns doch nichts vormachen: was uns darin ergreift, hat mit Hoffmann von Fallersleben gar nichts mehr zu tun. Das Gedicht war ästhetisch genau so mittelmäßig, wie die zehntausend anderen, die er von sich gab. Erst dadurch, daß die Nation es aufnahm, daß es Tradition erhielt, daß das Gefühl eines ganzen Volkes es durchglühte und die Söhne dieses Volkes mit diesem Liede auf den Lippen in Schlacht und Tod zogen — erst dadurch hat es das Ergreifende, das der ästhetischen Beurteilung Entrückte, das Gewaltige bekommen. So ist das Fahnentuch, das der Weber webt, ein gleichgültiger Lappen. Erst wenn es auf die Stange gesteckt, zum Symbol erhöht, mit Blut getauft ist, wird es ein nationales Heiligtum. Aber was hat der Weber damit noch zu tun? Und was mit unserem heutigen ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ der brave Professor Hoffmann?

Digitized by Google

Doch ich sehe, daß ich in Gefahr bin, mich in Einzelheiten zu verlieren. Der Grund dafür liegt eben in der schon gekennzeichneten Mittelpunktlosigkeit des Memoirenwerkes, das mit Eifer den verschiedensten Leuten nachläuft. So läuft man schließlich mit, denn es hat keinen Zweck, einen Schriftsteller in den Vordergrund zu zerren, der durchaus im Schatten bleiben will. Ich möchte aber doch wünschen, daß Paul Lindau im zweiten Bande seiner leicht lesbaren Erinnerungen ein wenig tiefer in sich selbst hineinleuchtet.

Es kämen nun die Erzähler an die Reihe. Da hoffe ich keine Empfindlichkeit zu verletzen, wenn ich diesmal einen Ausländer voranstelle: den Dänen Svend Fleuron. Er ist nicht nur ein feiner, inniger Dichter, sondern er gehört auch völlig zu uns, und sein Buch, „Wie Kalb erzogen wurde“ (Jena, Eugen Diederichs) hat so wenig Fremdes für uns wie etwa Andersens Märchen. Es ist aus dem tiefsten Grunde des besonderen germanischen Naturgefühls erwachsen.

Vor Jahren hat uns Svend Fleuron in die großen jütländischen Wälder geführt, durch die man ewig wandern kann, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Wir haben mit ihm einen ‚Winter im Jägerhofe‘ verlebt, haben Rehe und Fasanen geschossen, den Marder gejagt und mit Hilfe von ‚Mauritz Schuhu‘, der großen Eule, von der Hütte aus Habichte erlegt. Nun, in seinem neuen Buche, hat er die jütischen ‚Urwälder‘ verlassen und ist in den schönen Wildpark von Kopenhagen eingekehrt. Hier ist statt der Stille der Lärm zu Hause, der große Pan erschreckt uns nicht, es wimmelt von Menschen, und die Tiere werden zahm und degenerieren: die Hirsche mögen nicht mehr kämpfen, die Hindinnen ihre Kälber nicht schützen, die alten Tiere legen sich mitten auf den Wegen zum Sterben hin. Nur ein paar Kühne und Scheue sind darunter, die die freie Wildbahn nicht vergessen können oder in ihrem Blut noch die Ahnung einer größeren Freiheit und Einsamkeit tragen. Von ihnen allen erzählt uns Fleuron. Man braucht nur die erste Skizze ‚Der Wildschwan‘ zu lesen, um sofort die Macht des Poeten zu spüren. Er ist der geborene Dichter des Waldes, der Dichter des Wildes; Ruhe und Unruhe, Angst und wohliges Behagen des Getiers versteht er uns mitzuteilen, und mit dem Kalb, dem Hirschkalb, das die goldrote Hindin im Versteck des Windbruchs setzt, erleben wir den Reigen der Tage von Frühling zu Herbst. ‚Kalb‘ wird erzogen teils durch seine Mutter, teils durch seine eigenen Erfahrungen. Mit Krähen und Dachsen, Hunden und Menschen hat er Zusammenstöße, die sich ihm einprägen; die Ängste, Listen und Kämpfe seiner Mutter beschützen ihn — prachtvoll, wie die Hindin den Bluthund erledigt! —; bei Tag und Nacht sind wir in Wald und Moor bei ihm, bis er ausgelernt hat und sozusagen völlig auf eigenen Füßen stehen kann. Also wenn es nicht zu komisch klänge: der ‚Bildungsroman‘ eines Vierfüßlers, in losen Skizzen erzählt und umrahmt von Schicksalen der Waldgenossen. Jede Einzelheit ist von Jägeraugen geschaut, mit Jägersinnnen erspürt und völlig realistisch, aber eine Dichterphantasie schaltet damit und führt das Ganze doch dann wieder bis nahe an das Märchen heran. Mit anderen Worten: die Wirklichkeit, die echte, unverfälschte Waldnatur ist hier in ihrem ganzen Reichtum enthalten, aber sie wird gleichzeitig wie in einem schönen Gedicht leise ins Mythische gesteigert. Insofern ist Svend Fleuron ein Stück Romantiker. Es liegt auf der Hand, wie gelegen sein Buch einer Zeit kommen muß, die in Elberfelder Pferden und Mannheimer Hunden inbrünstig die Geheimnisse der Tierseele zu entschleiern sucht.

Ob der Däne, der ganz in den Rahmen der etwas weichen, künstlerisch sehr feinen, im Kern idyllischen Literatur seines Landes hineinpaßt, aus der Welt der Bäume und Tiere jemals in die der Menschen gelangen wird, ist eine offene Frage. Es soll uns auch vorläufig nicht kränken, wenn sie verneint werden muß. Er hat sein Feld gefunden, er gewinnt schöne Frucht daraus, und alle, die der Mutter Natur nahe sind, werden ihm danken. Besonders den Jägern könnten seine Bücher viel werden — nicht den Schießern und Fachmenschen, die sich von vornherein an allerlei ‚unweidmännischen‘ Ausdrücken stoßen werden, sondern den besten, die ich heimlich grüße, jenen, die in die grüne Stille hineintauchen und sich eins fühlen mit allem Geschaffenen, die tief verwirkt sind mit Wald und Wild, die den Pans-Schrecken in der Einsamkeit erlebt haben. Sie werden in dem Winter- und Sommerbuch Svend Fleurons etwas finden, was in den Jagdbüchern, auch den hübschesten, nicht steht.

Um sicher zu sein, daß der Abstand nicht zu groß wird, habe ich nach der Walddichtung des Dänen die neuen Erzählungen von Auguste Supper gelesen. Hier weiß man von vornherein, man kommt in eine schlichte, starke, von Dichteraugen angesehene Welt. Eine tapfere Frau — sie ist gerade 50 Jahr alt — geht in festen Schuhen über ihre Heimaterde. Sie läßt sich nicht blenden und nicht verblüffen; sie hat Kraft und Willen, und beide setzen sich in der rechten Richtung ein; sie hat guten Grund unter sich und einen weiten Himmel über sich. Das ist sehr viel wert — nicht zuletzt in unserem lieben Deutschland, wo literarisch so sehr viel experimentiert wird.

„Gottfried Fabers Weg“ heißt der neue Suppersche Erzählungsband (Konstanz, Reuß & Itta). Der Krieg hat auch ihn gestreift; der Krieg muß manches einrenken, was sich in der Zeit vorher ausgerenkt hat: die Ehe des Bauern Faber so

gut wie die Gedanken des Schusters Fritz Kurz. In einer besinnlichen Art wird davon erzählt; Menschen, die schwer mit sich fertig werden, hängen im Netz: sie schenken sich und uns nichts, sie machen es nicht billig, sie folgen hartnäckig ihrem eigensten Wesen. Meist haben sie ein seltsames Licht in den Augen, eine unruhige Versonnenheit. Der Pfarrer sagt von Gottfried Faber, seine Augen ‚hatten jenes Suchende, das mir leicht vorkommt, als ob mich das Handwerk grüße.‘ Der Schuhmacher sieht in die Welt, als ob er immer auf etwas Geheimnisvolles, Großes und Besonderes warte, was er nicht versäumen dürfe, und die Schmiedgret, seine Großmutter, hat Augen, ‚die über die Welt hinlachten, als hätten sie sie selber gemacht und wären zufrieden mit ihrem gelungenen Werk. Und dann doch auch wieder Augen, als sei die ganze Welt nur ein elender Pfifferling, über den man hinwegschaut in eine bessere Gegend hinein.‘

Menschen solcher Art haben ihr besonderes Glück und ihr besonderes Leid. Sie sind Stumme des Himmels, Einsame, oft Mißverstandene; sie vertrauen sich keinem so leicht an, sie können sich den ganzen Tag über das Einfachste und Alltägliche wundern, während ihnen das Schwere und Dunkle, über dem die klügsten Köpfe rätseln, kinderleicht und durchsichtig erscheint. Der Hausknecht Karl begegnet allmorgendlich einem Köter, und auf seinen leisen Anruf wackelt der Köter mit seinem Stummelschwanz. Da heißt es: ‚Wie ein täglich neues Wunder war das dem Karl. Denn er war einer von denen, die es nicht ohne weiteres verstehen, warum der Hund mit dem Schwanz wackelt.‘

Aber zu ihm und zu dem Köter wie zu allen anderen Gestalten sprechen wir mit der Mutter des Herrn Kurt: ‚Kommet nur, kommet! Ihr seid zwar eine seltsame Sorte, und so ohne weiteres ist kein Staat mit euch zu machen. Niemand sieht euch an, wie glänzend und schön ihr inwendig seid, welch großes und treues Herz ihr habt!‘ Das Herz ist die Hauptsache, und nach Raabeschem Muster sucht es Auguste Supper gern unter dem rauhen Fell. Sie ist echt volkstümlich; sie schürft in Volkstiefen, in denen sie besser zu Hause ist als auf den Höhen; sie hat gewiß lange aus Pfarrhausfenstern in die Welt gesehn, und so liegt es ihr im Blute, zu erziehen und zu predigen. Doch das tut sie so körnig auf der einen, so bescheiden auf der anderen Seite, daß man seine Lust daran hat und nicht seinen Ärger. Wie alle Bücher der badischen Dichterin ist auch das neue also zu empfehlen.

Helene von Mühlau, die gebürtige Rheinländerin, ist leichterer Schlag. Ihre Domäne ist der Gesellschafts- und Eheroman; sie führt mit Geschick in die Kreise der Offiziere und höheren Beamten. Besonders von Frauen wird sie gern gelesen, vielleicht weil sie das Auf und Ab der Durchschnittsehe sehr glücklich darstellt und weil sie sich immer dabei zum Anwalt ihrer Geschlechtsgenossinnen macht. Nicht etwa im Sinne irgendeines radikalen Programms, sondern nur in menschlicher Teilnahme. So hat sie diesmal, in ihrem jüngsten Roman „**Katrinchen**“ (Berlin, E. Fleischel & Co.), ein kleines dummes Ding beim Wickel, ein nettes, harmloses Geheimratstöchterchen. Es ist wohl etwas oberflächlich, vielleicht sogar ein bißchen charakterlos, aber sonst ein leicht lenkbares, herzensgutes Kindchen, das den richtigen Mann gewiß sehr glücklich machen könnte. Leider kommt es immer in die falschen Hände, geschoben und vergewaltigt durch die eigene energische Mutter, die in der Familie kräftig die Hosen anhat und für ihre nachgiebige Tochter Vorsehung spielt. Sie verlobt das Katrinchen erst dem reichen Carlo Transing, und als sich diese Verbindung sachte auflöst, wird es sehr geschickt dem korrekten Amtsrichter Selst in die Arme gelegt. An der Seite dieses engherzigen, gewöhnlichen Spießers verlebt das kleine Frauchen nun ein paar ‚öde Jahre . . . gequält von der Kleinbürgerlichkeit, Freud- und Lieblosigkeit des ausgekochten Philisters. Das Katrinchen hat die besten Vorsätze, duckt sich und duldet; es gehört gewiß nicht zu denen, die gleich das ganze Geschirr hinwerfen. Aber eines Tages geht es dann doch eben nicht weiter. Da tut die Mutter einen neuen Meisterzug. Sie bringt die geschiedene Tochter, die auch jetzt noch nicht über sich selbst bestimmen darf, trotz ihres Sträubens wieder mit dem ersten Verlobten zusammen, der sie jetzt in der Tat heiratet. Auch diese zweite Ehe ergiebt keinen harmonischen Zusammenklang, und auch diesmal ist das Katrinchen unschuldig. Ihr zweiter Mann ist gerade das Gegenteil des ersten: ein empfindlicher Ästhet mit angelesenen Gefühlen, der sich selbst in den Wahn hineinsteigert, etwas Besonderes zu sein. Als er sich zuletzt in jäher Ernüchterung den Tod gibt — was nicht recht glaubhaft erscheint —, ist das Katrinchen endlich frei, und man erlebt noch, wie sie in grauen Haaren sich ein bescheidenes Glück in Pflicht und Arbeit schafft.

Keine Frage, daß der Roman sich gut liest. Er steht in der Erzählung und der natürlichen Handlungsführung, in der Charakterisierung der Gestalten und in der psychologischen Entwicklung auf ansehnlicher Höhe. Das Katrinchen verliert allerdings durch zu viel Nachgiebigkeit und Schwäche um ein Haar unsere Teilnahme; sie läßt sich von ihrer Mutter, aber nicht nur von ihr, wie eine Figur auf dem Schachbrett nach Belieben hin- und herrücken. Sie hat auch mehr schwache Gutmütigkeit als wirkliche Güte, und man bedauert das kleine Dummchen, ohne gerade Lust zu haben, sich seinetwegen in Unkosten zu stürzen. Gleich ihm sind auch die übrigen Gestalten gut gesehen: der Geheimrat und seine energische Frau, die beiden Männer Katrinchens und manche

Digitized by Google

andere. Durchschnittsmenschen, die auf konventionellem Grunde stehen, Typen aus der Nachbarschaft, klug in ihrem Wesen gekennzeichnet, doch nach Frauenart in ihrer Haupteigenschaft wohl um ein Kleines zu stark unterstrichen. Es fehlt wenig, und Helene von Mühlau wäre eine Dichterin. So aber bleibt ihr Buch doch nur in dem Rahmen des guten zeitlichen Gesellschaftsromans. An Lesern wird es ihm nicht mangeln.

Den Abgesang wollen wir mit einem flüchtigen Blick auf die neuen Erzählungen Paul Kellers einleiten. Manchmal, wenn ich zu müde bin, um mich noch an krafterfordernde Werke zu wagen, greife ich zu den Büchern des warmherzigen Schlesiers und denke mir: Erzählt mir etwas Freundliches! Und wenn ich Glück habe, werde ich sanft geschaukelt, werde von launigem Behagen oder gar von lächelndem Humor angeweht und spüre die guten Geisterchen ‚schlä'scher Gemütlichkeit. Es wundert mich gar nicht, daß Paul Keller sich ganz in der Stille eine große Gemeinde erwarb. Er hat ein Publikum, das sich den Teufel um literarische Moden und Kämpfe schert! Das wird ihm auch treu bleiben, wenn er „Das Königliche Seminartheater“ auftut (Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn) und harmlose Seminaristenfreuden aus seinem eigenen Leben zum besten gibt. Anderen wird die Grenzergeschichte lieber sein, die ich wegen des Ineinanderspielens von Humor und Tragik für die beste halte, oder auch ‚Die letzte Furche‘, aber schließlich findet jeder in dem bunten Kranze ein Blümchen zum Anstecken. Nur sentimental darf Paul Keller nicht werden wie im ‚Telephon des Bildschnitzers‘. Das ist trotz einiger Lichter doch schlimmster Familienblattkitsch, den ich auch bei ermattetem Gehirn nicht vertrage. Nun, es läuft einem allerhand unter. Wenn am Ende einmal abgerechnet wird, darf der Schlesier doch sagen, daß er viele erquickt hat.

Auf den Balkan, der ja von Tag zu Tag interessanter wird, ruft uns das Tagebuch einer deutschen Frau: „Vier Monate in Albanien“ von Gertrud von Laffert (Berlin, Georg Stilke). Einige Monate vor Ausbruch des Krieges war der damalige Militärattaché in Konstantinopel zum Mitglied der albanischen Grenzregulierungskommission ernannt worden, und seine Frau hat ihn in das Innere des interessanten Landes begleitet. Sie veröffentlicht nun ihre Tagebuchaufzeichnungen. Da sie ganz gefühlsmäßig schreibt, ist es wohl möglich, daß sie höchst Wichtiges und Wesentliches sanft unter den Tisch fallen läßt, aber sie wird auch niemals langweilig. Für die Staatsaktion der Herren Diplomaten, die sich nie einigen können und deren Arbeit der Weltkrieg wohl für immer begraben hat, hat sie keinen Sinn. ‚Ich verstehe gar nicht,‘ sagt sie, ‚wie man derartiges Aufheben wegen dieses noch gänzlich vorsintflutlichen Volkes und Landes machen kann.‘ Aber sie entwirft lebendige Bilder von Menschen und Gegenden: von Essad Pascha, der, wie ein Pferdejude, den Daumen in die Achselhöhle geklemmt und die Finger gespreizt, redet; von der großartigen Natur Albaniens, von ihrem Zelt- und Nomadenleben. Ein reiches und gleichfalls ganz persönlich gewähltes Illustrationsmaterial unterstützt die Anschauung, während der typische Geruch von Knoblauch und Hammelfett gottlob nur die Phantasie des Lesers mit bösen Ahnungen erfüllt, ohne seine Nase zu erreichen.

Mit einem bloßen Hinweis muß sich ein prächtig ausgestattetes Werk begnügen, das Adam Müller-Guttenbrunn unter Mitwirkung von Gelehrten und Schriftstellern herausgegeben hat: die „Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Ja, da können wir Barbaren nun wie in einem Wandelbild eine mehr als tausendjährige Kulturarbeit vorüberziehen sehen, und besonders wer unter schwarz-gelben Fahnen großgeworden ist, muß von schönem, tiefem Stolz auf Tat und Leistung der Väter gewärmt werden. Was Fleiß und Zähigkeit, Heimfreude und Bildungstrieb, Schwert und Kelle erwarben oder schufen, was das Deutschtum im ganzen Bereich der heutigen Doppelmonarchie gewirkt hat, das ist hier zu großen Übersichten geordnet und in Wort und Bild zur Anschauung gebracht. Es klirren die Schwerter der Staatsgründer aus grauen Tagen herüber, es raunen und rauschen Heldensage und Heldensang; Minnesinger werfen ihr Lied in die Winde; in Klöstern und Stiften, Domen und Burgen gewinnen Notwendigkeiten und Ideale der verschiedenen Zeiten monumentalen Ausdruck, und in Volkskunst und Volkstrachten, Wissenschaft und Technik, Wehrmacht und Theater, Landwirtschaft und Industrie, kurz, in allen Verzweigungen völkischer Arbeit wird deutsches Wesen im Östreich schöpferisch. Es war gut, vielleicht gerade heute gut, dies einmal zusammenfassend darzustellen. Aber man begreift, daß man solch ein Werk nicht ‚kritisieren‘ kann. Man kann nur sagen, daß alles getan ist, um die übergroße Fülle zu fassen, zu erläutern und ihr einen würdigen und prächtigen Rahmen zu verleihen. Möge das Ehrendenkmal den Bruder im Südosten in seiner Wurzelzähigkeit stärken: „Holt' fest, Jung'!“

Digitized by Google

Roter Ara

Gemälde von Josef Kerschensteiner

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 10. Januar 1917

Aus Schuld widriger Umstände hat der Rückblick im Januarheft ausfallen müssen, und wir schauen heute auf zwei Monate zurück. Welch eine Fülle von Ereignissen hat sich in diese Zeit gedrängt! Ihr Mittelpunkt ist nicht das deutsche Friedensangebot, so wichtig und bedeutungsvoll das war, sondern der glorreiche Feldzug in Rumänien. Unter den auf uns einstürmenden Eindrücken des Tages sind wir noch gar nicht in der Lage, uns diese großartige militärische Leistung ganz begreiflich zu machen, durch die heute unsere Stellungen bereits bis zur Serethlinie vorgeschoben sind.

Wir schilderten an dieser Stelle die Kämpfe zuletzt da, wo sie sich mühten, die Karpathenpässe zu überschreiten, während die Offensive in der Dobrudscha bis über die Linie Czernavoda—Konstanza vorgedrungen war. Wie ein genial aufgebautes Drama hat sich seitdem der Feldzug in Rumänien vollzogen. Am 19. November meldete der Heeresbericht, daß der Austritt aus den Gebirgsengen in die walachische Ebene trotz zähen Widerstandes der Rumänen erkämpft worden sei und rumänische Kräfte in der Schlacht von Targu Jiu durchbrochen und zurückgeworfen worden wären. Am 21. November folgte die Einnahme von Krajowa, der Hauptstadt der sogenannten Kleinen Walachei, die von Orsowa 136 und von Bukarest 256 Kilometer entfernt ist. Orsowa selbst und Turn Severin wurden am 23. November genommen. Am 2. Dezember wurde schon tief in der Ebene nordwestlich von Bukarest die Schlacht am Argesul gewonnen. Die Armee Falkenhayn hatte also die Karpathenpässe bezwungen und den Einmarsch in die Ebene mit dem Durchbruch durch die Armee der Gegner erzwungen. Dann hatte sie ein Unternehmen durchgeführt, das seinesgleichen nur in der Geschichte des Feldzuges von 1870 hat, eine große Linksschwenkung, so daß ihre Front gegen den Alt stand. In diese Operation griff von Süden her die Armee Mackensen ein, die seitdem als Donauarmee bezeichnet worden ist; der Generalfeldmarschall von Mackensen ist der Oberbefehlshaber der ganzen Operationen gewesen. Die Armee Mackensen ging nämlich am 22./23. November bei Sistow-Simnitza über die Donau. Der Übergang vollzog sich genau an der historischen Stelle, wo 1877 die Russen und 1913 die Rumänen, nur von der entgegengesetzten Richtung kommend, die Donau überschritten. So bewegten sich bereits drei oder vier Gruppen konzentrisch gegen die Hauptstadt des Feindes voran, die zugleich die wichtigste Festung des Landes ist, Bukarest. Die Russen versuchten dagegen vom 28. November an eine Entlastungsoffensive großen Stils, in der Russen und Rumänen auf einer Front von 300 Kilometer in den Karpathen unaufhörlich, aber doch vergeblich angriffen. Ebenso hemmte der Angriff der Salonikiarmee unter dem General Sarrail nicht im geringsten unser Vorgehen.

Auch dem Laien wurde die Großartigkeit des sich so entfaltenden strategischen Planes gegen Rumänien offenbar. Seine Anlage mußte um so mehr bewundert werden, als sie in kürzester Zeit improvisiert werden mußte. Welche Überlegenheit der strategischen Kraft auf unserer Seite sprach sich schon in diesen Erfolgen aus — sie und der Heldenmut der Truppen mußten neben ihren unmittelbaren Wirkungen auf den Feind auch auf die Neutralen wirken, weil sie ihnen zwei Lehren nachdrücklich zu Gemüt führen: der deutschen Strategie ist keine feindliche gewachsen, und: nichts zermürbt eine Armee mehr als eine lange Kriegsbereitschaft mit der Unsicherheit, ob es zum Kriege kommt. Die rumänische Armee ist lange kriegsbereit gewesen und deshalb schon innerlich morsch in den Kampf eingetreten. Der Zuwachs der frischen Truppen, den die Entente durch sie erfuhr, wurde durch die Kriegserfahrungen der Soldaten, auf die die Rumänen stießen, mehr als ausgeglichen.

Bis dahin war die sogenannte Kleine Walachei erobert, das heißt die fünf rumänischen Provinzen westlich des Altflusses; für sie wurde sofort eine eigene Militärverwaltung eingerichtet. Eine der Kornkammern Rumäniens kam damit in unsere Hand, und der Donauweg nach Bulgarien wurde wieder ganz frei. Schon empfand das rumänische Volk schwer die Politik seiner Leiter. Im Grenzgebiet war die rumänische Industrie empfindlich getroffen, mit der Kleinen Walachei ging ein großes Getreidegebiet verloren, die Verluste waren schon ungeheuer und die Leiden der Bevölkerung durch Lebensmittelteuerung und Wohnungsnot mitten im Winter bemitleidenswert.

König und Regierung hatten Bukarest längst verlassen; Jassy wurde der politische Mittelpunkt Rumäniens. Rettung sah König Ferdinand, obwohl der Angriff des Feindes noch nicht die Hälfte Rumäniens gewonnen hatte, nirgends. Ein französischer General in der rumänischen Armee soll gesagt haben: „Es gibt wohl manche rumänische Soldaten, die Führerblut haben, doch leider nur

Digitized by Google

wenige rumänische Führer, die Soldatenblut haben." Dieses bittere Urteil ist auch von russischer Seite geäußert worden, von der man mit einer erstaunlichen Kälte der Katastrophe Rumäniens zusah, obwohl dieses gerade durch russischen Druck zum übereilten Kriegsentschluß gezwungen wurde. Während die Russen weder in der Walachei noch in der Dobrudscha militärisch hervortreten oder etwas leisten, behandeln sie die Moldau bereits wie eine russische Provinz.

Unbeirrt aber verfolgte die deutsche Heeresleitung ihr Ziel weiter, daß Rumänien entscheidend geschlagen werden müsse, wenn die bisherigen Ergebnisse des Weltkrieges sichergestellt werden sollten, und daneben mußte der Weg zu seinen Getreide- und Petroleumvorräten gebahnt werden. Die Presse der Gegner hat es unserer Heeresleitung selbst bescheinigt, daß sie, nach den Worten des Journal des Débats, „alles andere, ist einmal der Plan gefaßt, ihm unterordnet. So verfährt Hindenburg und hierin liegt das Geheimnis seiner Erfolge".

Wie eine reife Frucht fiel den von Norden und Nordwesten und zugleich von Süden andringenden Siegern die Hauptstadt in den Schoß. Am 5. Dezember wurde sie genommen, am 6. folgten Campina und Sinaia. Von drei Seiten umfaßt und durchbrochen wurde die rumänische Armee total geschlagen und gezwungen, in eiligem Rückzuge hinter ihre Hauptstadt zurückzugehen. Eine atemlos nachsetzende Verfolgung blieb ihr sofort auf den Fersen. Der rumänische Staat brach nunmehr zusammen, sein Volk erlebte eine Enttäuschung, wie sie die Weltgeschichte wohl kaum je gesehen hat. Eine mächtige Festung, auf deren Ausbau Tausende von Millionen verwendet worden sind und die der Mittelpunkt des rumänischen Landesverteidigungssystems war, ging dem Feinde verloren und bildete von nun an einen starken Rückhalt für die weiteren deutschen Operationen. Durch die Einnahme von Sinaia und Ploesti wurde zugleich das Petroleumgebiet und die Eisenbahnverbindung zwischen Bukarest und Kronstadt in unsere Gewalt gebracht.

Die erste Wirkung dieser unvergleichlichen Leistung aber war eine ungeheure, in diesem Krieg noch nicht dagewesene Verkürzung unserer Front, die auf etwa 600 Kilometer berechnet wurde. Eine englische Zeitung, der Daily Telegraph, veranschlagte, wie sie selbst sagte, optimistisch die rumänische Armee auf rund 425000 Mann. Da davon über hunderttausend Mann Gefangene und sehr schwere Verluste abgingen, war die rumänische Armee nach der Einnahme von Bukarest in ihrem Wert für die „Einheitsfront" der Entente erledigt.

Aber kein Halten in diesem unaufhaltsamen Vordringen! Am 27. Dezember siegte die Armee des Generals von Falkenhayn bei Rimnicul Sarat über die zur Verteidigung Rumäniens herangeführten Russen, und die Front des Generalfeldmarschalls von Mackensen stand Ende des Jahres schon vor der sogenannten „Pforte der Moldau". Das ist ein Abschnitt von nur 75 Kilometer Breite zwischen dem Gebirge bei Rimnicul Sarat einerseits und Braila-Galatz andererseits. Er ist aus der Geschichte der orientalischen Kriege sehr wohl bekannt. Denn durch diese Pforte brachen die Russen immer ein, wenn sie Krieg gegen die Türken führten und ihre Gedanken auf die Eroberung der Türkei und Konstantinopels ein Stück weiter führen wollten. So war es unter Katharina II., Alexander I., Nikolai I., Alexander II. Jetzt drängen unsere Truppen bis an diese Pforte vor, und wenn sie schon vor der Befestigungslinie Focsani—Namalosa—Galatz standen, so mußten die Generäle Rußlands sich sagen, daß man durch diese Pforte nicht nur nach Süden vorstoßen, sondern auch nach Norden hereinkommen kann. Das geschah auch sofort: am 5. Januar wurde Braila von deutschen und bulgarischen Truppen genommen, am 8. bereits der sehr wichtige befestigte Punkt Focsani.

Gleichzeitig aber griffen nun weitere zwei Operationen in dieses Räderwerk ein. Genau zur beabsichtigten Zeit hatten sich die Bewegungen in der Dobrudscha weiter vorgeschoben. Am 15. Dezember begann die Offensive auf der Linie Tschovlu—Topalu an der Donau, am 23. wurde Tulcea besetzt, am 4. Januar Macin. Am selben Tage war der Feind aus den Grenzen der Dobrudscha vollständig verjagt, kein rumänischer oder russischer Soldat mehr auf diesem Gebiete. Und wie eine eiserne Hand streckte sich schon im Rücken der Rumänen und Russen der deutsche Angriff vor: „Der Südflügel der Heeresgruppe Erzherzog Joseph (so heißt diese Front, seitdem der Erzherzog Karl, der sie bisher kommandierte, durch den Tod Kaiser Franz Josephs auf den Thron berufen worden ist) hat sich in Übereinstimmung mit den Bewegungen in der Großen Walachei in den Gebirgen Siebenbürgens ostwärts geschoben" (Heeresbericht vom 27. Dezember). Seitdem hören wir immer wieder von dieser Heeresgruppe des Generals von Gerok, deren Ziel ja auf der Hand liegt, wenn man sich die Karte betrachtet. So sicher beherrscht die geniale Leitung der deutschen Strategie das weite Kampffeld, daß sie gewissermaßen mit ihren Operationen in ihre Karten hereinsehen läßt. Wie auf dem Exerzierplatz läßt sie Heere von Hunderttausenden antreten, die auf den Tag zusammentreffen, deren Operationen ineinandergreifen wie die Rädchen der kunstvollsten Maschinen. Und das Bedeutungsvolle gerade der letzten Heeresmeldungen, die das alte Jahr brachte, war, daß mit ihnen der neue Gegner, den die Entente auf uns hetzen konnte, schon vom Halse geschafft war und seine Niederwerfung jetzt die Möglichkeit gab, einen alten Gegner unter günstigeren Bedingungen anzugreifen.

Digitized by Google

„Durchstößt der Feind die Serethlinie, so ist das Schicksal Rumäniens besiegelt und wird einem grandiosen Plane Hindenburgs, der immer zum Vorstoß gegen Rußland geneigt ist, in gefährlichem Maße der Boden geebnet," so schrieb ein italienisches Blatt, die Stampa, im Dezember.

Alle Blätter unserer Feinde sind voll von Erörterungen, warum es soweit kommen mußte. Man klagt sich gegenseitig des Mangels der Einheitlichkeit an, man wirft der Diplomatie Fehler vor, während merkwürdigerweise die Heeresleitungen nicht kritisiert werden. Die strategische Bedeutung dieser Erfolge ist ja auch klar. Die Front im Orient hat sich, statt von den Feinden zu einer gefährlichen Einheit zusammengeschlossen zu werden, gegen die Feinde gewandt, die Deutschen haben sich vielmehr eine neue Operationsbasis geschaffen. Strategisch ist Rumänien für die Zentralmächte vor allem wichtig, weil sie zwischen Berlin und Konstantinopel nun nicht nur die Verbindung über Belgrad und Sofia haben, sondern mehrere Wege besitzen, abgesehen von der Donau. Sowohl Bulgarien wie die Türkei sind vor den Gefahren vollständig gesichert, mit denen der Eingriff Rumäniens in den Weltkrieg sie bedrohen wollte. Und im gemeinsamen Zusammenarbeiten der deutschen, österreichischen, ungarischen, bulgarischen und türkischen Truppen sind diese außerordentlichen Erfolge erzielt worden, die im Gehirn der deutschen Strategie ausgedacht wurden.

Unmittelbar sind auch die wirtschaftlichen Vorteile, die die Besiegung Rumäniens unserem Bunde bringt. Eine Übersicht der Getreidevorräte und des Ernteertrages wurde veröffentlicht, von der freilich die Ausfuhr im Juli und August noch abzuziehen war. Daneben war zu bedenken, daß Rumänen und Russen von der diesjährigen Ernte wenig übriggelassen haben, im Zerstören sind die Russen ja Meister. Auf jeden Fall aber ist das rumänische Getreide eine wesentliche Hilfe. Die Verfügung über den rumänischen Boden wird um so wertvoller, je länger sich der Krieg hinzieht, weil er unsere Versorgung für das Jahr 1917 sicherstellt. Und zur Getreideversorgung kommen Petroleum, Schmieröl usw. Der Mangel daran wurde ja bereits eine empfindliche Kalamität für die Menschen, denen die Beleuchtungsmittel namentlich auf dem Lande fehlten, wie für die Maschinen, für die das Schmieröl von gewaltiger Wichtigkeit ist. Wir führten von diesen Bedürfnissen aus Rußland und den Vereinigten Staaten und Österreich das allermeiste ein. Die Zufuhr aus Rußland und den Vereinigten Staaten fiel durch den Kriegsbeginn von selber weg, die aus Österreich, in dessen Kronlande Galizien der Gewinn an Petroleum sehr groß ist, wurde durch die Kriegsereignisse selbst behindert und unmöglich gemacht. Rumänien war vor dem Kriege nur mit zwanzig Millionen Mark an unserer Einfuhr an diesen Erzeugnissen beteiligt. Nunmehr aber wird seine ganze Erdölproduktion in unseren Dienst gestellt. Gewiß müssen die Schwierigkeiten des Transportes erst überwunden werden, aber für Mensch und Maschine im Kreis des kämpfenden Vierbundes sind die so gewonnenen wirtschaftlichen Vorteile von allergrößter, vielleicht entscheidender Bedeutung.

⌘ ⌘ ⌘

Während dieser Zeit ungestümen Vordringens ist an der Front des Generals Sarrails weitergekämpft worden. Im Anfang mit einem gewissen Erfolge, indem am 19. November Monastir den Feinden in die Hand fiel. Aber damit war im wesentlichen der Vorstoß auch beendet. Die Kämpfe sind nach wie vor weiter im Gange, aber daß sie etwas erreichen, ist ausgeschlossen. Nach wie vor muß die Entente sehen, daß an eine Entlastung der Kämpfe im Nordosten Rumäniens durch die Armee Sarrail keineswegs zu denken ist.

Es ist auch trotz aller Brutalität der Entente nicht gelungen, Griechenland völlig auf ihre Seite zu ziehen. Unser Erfolg in Rumänien hat vielmehr die Widerstandskraft des griechischen Königs und der zum größten Teil ihm treu gebliebenen Armee neu belebt. Am 1. Dezember ist es in den Straßen der Stadt Athen zu einem Gefecht gekommen, in dem die Ententetruppen zum Rückzuge gezwungen worden sind. Zur Strafe dafür hat England die Blockade über Griechenland verhängt, die bis heute durchgeführt wird. Damit wurde Griechenland von den Getreidelieferungen aus Amerika abgeschnitten, von denen sein Süden lebt. Aber wir hören nicht, daß dieses das Land zur Verzweiflung treibe. Keine Rede davon, daß Venizelos das Heer auf seine Seite gezogen habe. Die Reservisten sind vielmehr königstreu geblieben, die Mobilisierung der königlichen Truppen geht weiter, und das einzige, was die Entente erreicht hat, ist, daß sie zwischen die königlichen Truppen und die von Venizelos eine Art von neutraler Zone gelegt hat, damit bewaffnete Zusammenstöße der beiden Teile vermieden werden. Die Quälereien gehen ununterbrochen weiter, fortwährend hören wir von einem Ultimatum, das nun das letzte sein soll. Aber die endgültige Entscheidung ist noch nicht gefallen. Mit bewundernswertem Mut halten sich der König und sein treues Offizierkorps. Die Diplomatie der Entente steht heute jedenfalls vor einem gänzlichen Fiasko. An dieser Stelle ist immer hervorgehoben worden, welche widerstreitenden Interessen daran schuld waren, daß nicht von der Entente die ganze Fülle ihrer Machtmittel gegen Griechenland angewendet wurde, die sie in der Hand hat.

Gehen nun aber unsere Erfolge so weiter wie bisher, so wirkt das bedrohlich direkt auf die Armee Sarrail zurück. Schon deuteten englische Blätter an, daß die Lage auf dem Balkan ganz ähnlich sei wie die

Digitized by Google

auf Gallipoli, und daß die Salonikiarmee dasselbe Schicksal erleiden könne, wie seinerzeit das Ententeheer dort.

Im alten Jahre noch ist die Riesenschlacht an der Somme zu einem Ende gekommen, die vom 1. Juli bis in den Dezember hinein gedauert hat. Natürlich nicht ununterbrochen, aber doch so, daß sie fast ein halbes Jahr als eine einheitliche Kriegshandlung gerechnet werden mußte. Die ungeheuersten Mittel an Munition und anderen Kampfmitteln sind von der Entente eingesetzt worden zu den Kämpfen, aus denen sich dann die besonderen Kraftanstrengungen heraushoben, die unser Heeresbericht als sogenannte Großkampftage bezeichnet. Auch über diese Kämpfe hat das Große Hauptquartier einen ausgezeichneten Bericht herausgegeben, den sich jeder Leser aus einer Zeitung ausschneiden und aufheben sollte: „Die Schlacht an der Somme in den Monaten August bis November". Sah man nun danach auf der Übersichtsskizze an, welche Verschiebung der Front zwischen dem 1. August und dem Ende der Schlacht durch die Entente erzielt war, so ist dieser wahrhaft verschwindend, im ganzen Verlauf der großen Westfront eigentlich ohne Bedeutung. Mit dem Ende des Jahres konnte man feststellen, daß die große Sommeschlacht zu Ende war. Die Mühen und Opfer von fünf oder gar sechs Monaten Somme-Offensive sind von den Feinden vergeblich gebracht. Es ist keine Ruhmredigkeit, sondern nur einfachste Wahrheit, wenn wir am Ende dieser Schlacht feststellten, daß sie dem Feind strategisch nichts gebracht hat und daher mit einem Siege der Deutschen geendet hat. Denn die Idee, an Stelle des Abnutzungskampfes den strategischen Durchbruch treten zu lassen, ist jämmerlich gescheitert. Das sinkende Jahr hat die Verteidiger im Westen mit dem gleichen Ruhm gekrönt wie die Angreifer im Osten.

An der Front, an der Deutsche und Österreicher und Ungarn mit türkischen Heereskräften den Russen gegenüber stehen, ist ja der Erfolg der Offensive des Generals Brussilow nicht wieder ausgeglichen worden. Im großen gesehen lief die Front dort am 1. Januar 1916: westlich Riga und Dünaburg, östlich Wilna—Baranowitschi—Pinsk—Dubno—Czernowitz. Am 1. Januar 1917 dagegen war die Front bis südlich Pinsk am Pripeth die gleiche. Dann aber biegt sie nach Westen ein und läuft westlich Luck, östlich Lemberg bis zur Nordwestecke der Bukowina und dann an den Karpathen entlang, bis sie in die Serethstellung von heute übergeht. Mit großen Opfern hat Brussilow diese Erfolge erzielt. Die Zeit wird kommen, wo auch sie rückgängig gemacht werden. Die Entlastungsoffensive der Russen in den Karpathen während der rumänischen Kämpfe aber hat nichts gebracht, und ebenso scheitern ihre Angriffe weit oben im Norden, in der Gegend von Mitau, die sie zu Beginn des neuen Jahres mit großem Aufwand begonnen haben.

Die Front der Österreicher gegen Italien ist im wesentlichen gehalten, große Kämpfe haben dort nicht stattgefunden. Überhaupt sah der Jahresschluß auf dem ganzen großen Kampfgebiete einen Angriffswillen unserer Gegner nur an einer recht entlegenen Stelle. In Mesopotamien haben die Engländer am 13. und 14. Dezember nach siebenmonatiger Pause wieder mit großem Erfolg angegriffen. Sie haben sich sehr dicht bei Kut el Amara festgesetzt, und vielleicht dürfte das der Anfang zu einer neuen Unternehmung auf Bagdad sein. Daß diese in der günstigen Jahreszeit kommen würde, war bekannt, große Vorbereitungen sind von den Engländern darauf auch getroffen worden.

Zuletzt, aber keineswegs an letzter Stelle, kommt die Tätigkeit der Marine. Sie hat sich vor allem auf die U-Boote geworfen, und diese haben trotz aller bekannten Einschränkung, zu denen ihre Kriegführung gezwungen ist, im November — über diesen Monat ist die letzte amtliche Zahl bekannt gegeben worden — 400000 Tonnen versenkt gegen rund 200000 im August. Man rechnet, daß, wenn man die Novemberziffer zugrunde legt, jedes Vierteljahr Krieg die englische Flotte um vier vom Hundert ihres ursprünglichen Bestandes schädigt, d. h. nicht des Bestandes, wie er jetzt ist, sondern des Bestandes, mit dem England in diesen Krieg hereingegangen ist. Das sind große Verluste des englischen Nationalvermögens, und darum konnte auch die Marine, wie das der kaiserliche Neujahrsbefehl hervorhob, auf die Leistungen dieses Jahres stolz sein. Aber es wäre verkehrt zu erwarten, daß dieser Verlust von vierteljährlich vier vom Hundert des Friedenstonnengehalts England entscheidend treffe. Das ist nicht richtig, sondern im Gesamtrahmen des Krieges können die Zahlen des Admiralstabes, so erfreulich sie für uns sind, nur sagen, was die deutschen U-Boote leisten könnten, wenn sie vollkommen frei von allen Fesseln eingesetzt werden könnten.

Der kaiserliche Neujahrsgruß an Heer und Marine zog in wenigen Worten eine Jahresbilanz, auf die wir stolz sein können. „Alle Anstürme in Ost und West sind an der Tapferkeit und Hingabe der Truppen zerschellt. Der jüngste Siegeszug durch Rumänien hat wieder unverwelkliche Lorbeeren an ihre Fahnen geheftet. Die größte Seeschlacht dieses Krieges, der Sieg am Skagerrak und die kühnen Unternehmungen der U-Boote haben der Marine Ruhm und Bewunderung gesichert. Die Truppen sind siegreich auf allen Kriegsschauplätzen zu Lande und zu Wasser." Daß dieser Abschluß am Ende des Jahres nichts ist als die lautere Wahrheit, lehrte ein Blick auf die Kriegskarte. Über alle Erwartungen hinaus haben

Digitized by Google

Heer und Flotte im Jahre 1916 Großes geleistet. Diese Erfolge bürgen dafür, daß auch im neuen Jahre der militärische Sieg bei unseren Fahnen bleiben wird.

Ebenso bedeutungsvoll wie diese militärischen Vorgänge sind die politischen Ereignisse. Wir verweilen nicht bei den Auseinandersetzungen der Versorgungsfragen, so wichtig sie sind und so sehr sie den einzelnen berühren. Sie legen uns Entbehrungen und Schwierigkeiten auf, die aber getragen werden müssen, und die langatmigen Auseinandersetzungen in unseren Parlamenten und Zeitungen helfen auch nicht darüber hinweg, daß aus ganz natürlichen Gründen der Vorrat an Lebensmitteln eben geringer ist als im Frieden.

Dagegen sprechen wir von der großen Maßnahme, die auch im Kopfe unserer Heeresleitung entstanden ist, die Anregung der Zivildienstpflicht, die im Zusammenarbeiten von Militärverwaltung und Reichstagsmehrheit am 2. Dezember glücklich zustande kam. Am besten hat General Groener, der auf diesem Kriegsschauplatz daheim die Führung strategisch ebenso meisterhaft hatte, wie die Generale draußen, den Sinn dieses Gesetzes mit den Worten bezeichnet: „Das Gesetz will die höchste Freiheit im höchsten sittlichen Sinne. Es ist ein sittliches und nicht ein Zwangsgesetz." Ein Wort, dessen Verständnis nicht ohne weiteres eingeht und das dem oberflächlichen Blick widerspruchsvoll erscheint, das aber tief und wahr ist, ein Wort, das Fichte oder Scharnhorst hätten sagen können. Der große Gedanke dieser Dienstpflicht erwuchs aus der Erkenntnis, wo der schwache Punkt unserer Gegner liegt. Für Rußland wie für England liegt er nämlich darin, ob sie die Zeit behalten, die sie brauchen, ob nicht England in den entscheidenden Monaten die Zufuhr unerträglich erschwert wird und ob nicht Rußland durch die Heeresleitungen der Zentralmächte um den Vorteil der Zeit mit Gewalt gebracht wird. Deshalb faßte unsere Heeresleitung den großen Gedanken, der weniger an den Sozialismus erinnerte, als an Kant und Friedrich den Großen. Wieder hat die Heeresleitung diesen friderizianischen Zug gezeigt, den wir immer an ihr spüren, und wir erleichtern uns die praktische Durchführung dieses großen Planes, wenn wir seine ganze Behandlung nicht unter die Anschauung vom staatlichen Sozialismus, sondern unter den großartigen, alles niederzwingenden, jedem Schicksal trotzenden Pflichtbegriff Friedrichs des Großen stellen.

Ein wichtiger Wechsel in der Leitung unserer auswärtigen Politik trat am 21. November ein. An Stelle des Staatssekretärs von Jagow wurde der bisherige Unterstaatssekretär Zimmermann zum Leiter unserer Politik in diesem Amte berufen. Durch seine starke und zuverlässige, frische und willenskräftige Persönlichkeit hat der heute 54jährige neue Minister sich schon ein großes Vertrauen überall erworben. Offen und fest vertritt er seine Ansichten, und das Volk hatte Anlaß, diesen Wechsel aus vollem Herzen zu begrüßen, wenn wir dabei auch nicht vergessen, daß die verantwortliche Persönlichkeit für die auswärtige Politik einzig und allein der Reichskanzler ist und bleibt und daß sich daher Kritik und Zustimmung in erster Linie an diese Persönlichkeit zu richten haben.

Am 21. November ist Kaiser Franz Joseph heimgegangen. Er hat in diesen Heften bereits eine Würdigung erfahren, und wir bringen hier nur unsere Huldigung und unsere heißesten Wünsche dem neuen Herrscher des uns verbündeten Staates entgegen. Er weiß, daß Kaiser und Volk Deutschlands ihm ebenso verbunden sind und bleiben wie seinem Vorgänger, und wir wissen dasselbe von ihm. Er übernimmt die Regierung, nachdem er mit uns zwei Jahre des größten Krieges Schulter an Schulter gefochten hat. Der Bund mit Deutschland ist ihm nicht nur Überlieferung, sondern unter den Erfahrungen des Krieges inneres Erlebnis geworden. Und er tritt die Regierung in einer Zeit an, in der sein Reich die stärkste Probe besteht und trotz alles Schweren im Kriege eine ungeahnte Festigkeit bewiesen hat — ein Regierungsantritt in schwerer Zeit, aber unter glückverheißenden Aussichten.

In der Politik unserer Gegner ist weitaus das wichtigste Ereignis der Kabinettswechsel in England. Am 6. Dezember ist Mr. Asquith mit seinem ganzen Kabinett zurückgetreten. Gestürzt hat ihn Lloyd George mit der Heeresleitung zusammen. England will die Kompromisse nicht mehr, in denen sich die politische Tätigkeit des Ministers erschöpfte, und unter dem Eindruck des rumänischen Zusammenbruches ist Asquith zum Rücktritt gezwungen worden. Entschlossenheit und Wille haben über Entschlußlosigkeit, Zögern und Kompromiß gesiegt.

Wir blicken heute nicht auf die Laufbahn von Asquith und Grey, der mit ihm zugleich zurücktrat. Uns ist wichtiger, welche Leute an seine Stelle traten. Lloyd George ist in die erste Reihe gerückt, er ist heute der englische Premierminister und hat um sich einen Kreis gebildet aus den besten politischen Köpfen, die England hat. Welch ein seltsames Bild! Der von unten heraufgekommene Mann, der aus Wales stammt, seit langem der erste Premierminister wieder, der nicht die herkömmliche Universitätsbildung in Oxford und Cambridge hat, der als Sozialist und Radikaler von den Konservativen erbittert bekämpft wurde: er steht heute als Diktator an der Spitze des englischen Weltreiches. Er hat das Kabinett umgebildet und nur einen kleinen Kriegsrat um sich, und die stolzesten Lords, die besten „Erbauer" des Weltreiches, wie Milner und

Curzon, scharen sich zu seiner Unterstützung um ihn. Seien wir ehrlich, es ist ein großartiges Bild, das diese Entschlossenheit und dieses Zusammenfassen der Kräfte in England bietet. Unterschätzen wir nicht die organisatorischen Kräfte des neuen Ministers, der vor keiner, auch der radikalsten Maßnahme zurückscheuen wird. Er wird und will den Krieg noch schärfer führen als es bisher geschehen ist. Die wenigen Stimmen, die für einen Frieden waren, sind gänzlich verstummt. Lloyd George vertritt die schärfste Richtung, er gilt als der stärkste Mann und ist von größter Tatkraft. Aber er hat den bisherigen Minister des Auswärtigen Grey nicht in sein Kabinett übernommen. Sang- und klanglos verschwand einer der drei Anstifter dieses Krieges. Sein Nachfolger wurde Balfour, ein alter erfahrener Staatsmann, freilich mit nicht großer Kraft. Vielleicht soll er nur Platzhalter für einen anderen sein, jedenfalls aber sehen wir darin, daß Lloyd George Lord Grey nicht mit übernommen hat, was er gekonnt hätte, ein Zeichen dafür, daß auch dieser entschlossene Vertreter des Kriegswillens in seinem Inneren an andere Möglichkeiten denkt.

⌘ ⌘ ⌘

Diese anderen Möglichkeiten wurden durch eine ganz überraschende Aktion Deutschlands mit einem Male vor die Augen Europas gerückt. Tatsächlich stand die Weihnachtszeit unter der Erörterung eines Friedensangebotes, das in ganz eigenartiger Form von Deutschland ausging. Überraschend wurde der deutsche Reichstag, der eben vertagt worden war, auf den 12. Dezember zusammenberufen und noch überraschender verkündete dort der Reichskanzler, daß Deutschland mit seinen Verbündeten durch Vertreter der neutralen Staaten den Eintritt in Friedensverhandlungen vorgeschlagen habe. Heute stehen wir am Schlusse der damit eingeleiteten Aktion. Heute haben wir aus den Reden der feindlichen Minister und schließlich aus der Ententenote des Zehnverbandes, die am 31. Dezember durch Briand übergeben worden ist, wie wir jetzt sagen müssen, gehört, daß die Feinde dieses Angebot ablehnen. Der Armeebefehl des deutschen Kaisers vom 5. Januar konnte kein anderes Ergebnis aus diesen Bemühungen ziehen, als daß die Feinde unseren Vorschlag abgelehnt haben, daß ihr Machthunger Deutschland vernichten wolle: „Der Krieg nimmt seinen Fortgang!"

Auch der Versuch, den der Präsident Wilson machte, durch eine Note an alle Kriegführenden dieses deutsche Friedensangebot weiter zu führen, scheiterte vollständig. Diese erste entschiedene Intervention der Vereinigten Staaten in dem Krieg erging am 21. Dezember, kam also gerade für die Weihnachtstage zurecht. Sie war sehr höflich und sehr vorsichtig und verlangte von den Kriegführenden nur die Mitteilung ihrer Friedensbedingungen, da ja im Grunde ihre Ansichten gar nicht so sehr voneinander verschieden seien. Die Aufnahme seiner Note bei unseren Feinden hat dem amerikanischen Präsidenten gezeigt, daß heute noch unversöhnliche Gegensätze zwischen unseren und den feindlichen Kriegszielen bestehen. Die Bedingungen unserer Feinde sind ja so ungefähr bekannt. Daher konnte die Note Wilsons praktisch nur den Zweck haben, uns zur Bekanntgabe unserer Bedingungen zu veranlassen, was unsere Seite in eine sehr schwierige, ja unmögliche Lage bei den Verhandlungen gebracht hätte, da unser Bund nicht sinnlose und utopische Kriegsziele aufstellt wie unsere Gegner, sondern wirklich ein Programm ausgesprochen hätte, mit dem zu verhandeln war. Und daß die Note Wilsons auch sonst uns nicht gerade vorteilhaft war, ergab sich aus dem Satze, der auf die Interessen Amerikas hinwies und uns deutlich machte, daß Amerika gegen eine mögliche Ausdehnung des deutschen U-Bootkrieges auf der Hut sein will. Wir wissen, daß es der amerikanischen Regierung mit diesem Schritt sehr ernst war, und obwohl heute feststeht, daß sowohl unser Bund wie unsere Feinde ihn ablehnten, ja daß sogar von den Neutralen Spanien nicht mitging, wird Wilson auf seine Absicht nicht verzichten, der Welt den Frieden zu bringen. Seine Lage in Amerika selbst ist durch diesen Fehlschlag schwierig geworden, aber er ist wieder gewählt worden, vor allem auf dem Programm des Friedens, des sogenannten Pazifismus. Und sein Wunsch, daß dieser Krieg ein Ende finden möge, spricht heute Millionen von Amerikanern aus dem Herzen. Zum Teile geschieht es, weil diese überhaupt das Ende des Krieges wünschen, zum Teil aber, weil das Land genug an den Kriegsmateriallieferungen verdient hat. Jetzt treten die unangenehmen Folgen ein, die allzuviel Reichtum und Gewinn im wirtschaftlichen Leben bringen, und deshalb ist der Druck der Kreise nicht mehr so groß, die ein Interesse daran haben, daß der Krieg recht lange dauere.

Wir wissen heute ebenfalls, daß unser Kaiser seit Beginn des Krieges immer daran dachte, wie dem deutschen Volke ein ehrenvoller Frieden nach siegreichem Krieg bereitet werden könne. Er hat deshalb im Einvernehmen mit den ihm verbündeten Herrschern diesen Schritt getan, und wenn heute die Gegner dafür nur Hohn und Mißverstehen haben, so wird später die Geschichte seine Reinheit und großartige Absicht feststellen. Auch die Heeresleitung hat dem Plan zugestimmt, natürlich mit dem Vorbehalte, daß der Fortgang der militärischen Operationen in keiner Weise gestört werden dürfe. Indem die Reichsleitung dann ihn ausführte, erfüllte sie einen Wunsch, der von der linken Seite immer dringlicher ausgesprochen war. Die Sozialdemokratie hat seit Monaten schon darauf gedrängt, daß Deutschland auf der Höhe seiner Erfolge die Bereitwilligkeit zum

Digitized by Google

Frieden äußern müsse. Am 9. Dezember 1915 hatte sie den ersten großen Vorstoß im Reichstag dahin gemacht, der damals besonderen Widerhall nicht fand. Seitdem ist ihr Drängen immer stärker geworden, und die politische Leitung unseres Reiches hat dem nachgegeben. Nunmehr, da die Absicht gescheitert ist, sieht auch die Linke ein, daß Deutschland zu einem Verteidigungskrieg gezwungen ist und daß sich daraus die einzige Richtschnur für jeden Deutschen ergibt. Insofern hat diese ganze Aktion des Friedensangebots im Innern unseres Vaterlandes wohl gut gewirkt. Wir haben ein reines Gewissen, und wir haben die Einheit unseres Volkes, soweit das noch notwendig war, erneut gestärkt. Alle wissen, daß es um die Existenz unseres Vaterlandes geht und daß die sinnlosen Eroberungspläne uns fern liegen, die die Feinde uns andichten.

Außerpolitisch freilich ist das Ergebnis dieses Vorschlages nicht so günstig. Es wäre Torheit, die Augen davor zu verschließen, daß ein solcher Schritt nur einmal getan werden kann. Jetzt so mit Hohn und Beleidigung abgelehnt, wie es geschah, kann er von neuem nicht mehr wiederholt werden. Ferner ist nunmehr die innere Einigkeit unserer Gegner dadurch gestärkt worden. Es ist möglich, daß sich Lloyd George es reiflich überlegt hat, ob er in die dargebotene Hand nicht einschlagen sollte. Die Bundesgenossen Frankreich und Rußland haben ihn, wenn er überhaupt daran dachte, nicht dazu kommen lassen. Sie haben in diesem Kriege am meisten verloren, und so erklärt sich, warum die französischen und russischen Minister es so sehr eilig hatten, ihre Ablehnung auszusprechen. Briand war ebenso schnell damit fertig wie der russische Ministerpräsident Trepow, der an Stelle des am 23. November zurückgetretenen Stürmer dieses Amt erhalten hatte. In Rußland ist heute die Kriegsstimmung trotz aller Schwierigkeiten und inneren Kämpfe allgemein. Die Erklärung des selbständigen Polens am 5. November hat den Russen gezeigt, daß die Zentralmächte den Frieden von ihnen nicht haben wollen. Und sie haben daraus die Folgerung gezogen, daß sie unbedingt mit England zusammenstehen müssen. Daher haben sie auch, wie es der Armeebefehl des Zaren vom 25. Dezember wiederholte, jetzt zum ersten Male amtliche russische Kriegsziele aufgestellt: Konstantinopel und das aus allen drei Anteilen, also auf Kosten Deutschlands und Österreichs geeinigte Polen. Indem Lloyd George sich diesen Forderungen anschloß und die Ententenote mit den Unterschriften aller zehn gegen uns kämpfenden Mächte übergeben wurde, hat sich so eine Einheit hergestellt, die uns nun geschlossen gegenübersteht.

⁂

So mußten wir das neue Jahr antreten, indem die Hoffnung wieder verflog, die vielleicht in manchem deutschen Herzen aufgegangen war, daß der Friede in absehbarer Aussicht stehe. Gewiß war das bitter, gerade an dem Fest der Liebe sich überzeugen zu müssen, daß die anderen den Frieden noch nicht wollen. Aber es ist eine harte Notwendigkeit, daß dieser Krieg durchgekämpft werden muß und es war doch fraglich, ob auf dem Wege, den das deutsche Friedensangebot einschlug, ein Friede herausgekommen wäre, den Deutschland nach den ungeheuren Opfern dieses Krieges und zur Sicherung seiner Zukunft braucht.

In den letzten Wochen ist die Erörterung der Kriegsziele freier geworden und es konnte in den Zeitungen, Vorträgen usw. deutlicher gesagt werden, was dieser Krieg uns bringen soll. Wir haben dabei gesehen, daß die Unterschiede in unserer öffentlichen Meinung darüber gar nicht so groß sind, wie wir dachten. Der Krieg hat begonnen als reiner Verteidigungskrieg, von allen Seiten wurden wir angegriffen, nach allen Seiten mußten wir um uns schlagen, dabei wurde nicht gefragt, wo der Hauptfeind stehe und wo er zu schlagen sei. Aber je länger der Krieg dauerte, um so dringlicher wurde die Frage, für welche besonderen Ziele er nun von uns zu führen sei. Die reine Aufgabe der Verteidigung war im Jahre 1915 erfüllt. Wozu, haben viele gefragt, geht der Krieg eigentlich weiter? Aber die Frage war kurzsichtig. Denn daß der Krieg einfach den Zustand wieder herstelle wie vor dem Frieden, das erweist sich immer mehr als unmöglich. Dann würden alle die Gefahren und Probleme, aus denen der Krieg hervorgegangen ist, ebenso bleiben wie sie im Jahre 1914 da waren. Wir brauchen also mit einem einfachen, aber ganz klaren Worte Sicherungen für die Zukunft aus diesem Kriege. Wir sind in ihn nicht hineingegangen, um Eroberungen zu machen, wir führen ihn auch nicht weiter, um Annexionen davonzutragen. Aber wir brauchen Sicherungen der Zukunft dagegen, nicht nur daß ein solcher Angriff sich wiederhole, sondern auch daß die zahlreichen Konfliktsstellen beseitigt werden, aus denen fortwährend Funken wie in den Jahren vor dem Kriege aufspringen konnten, Reibungsflächen, die unausgesetzt Spannungen und Kriegsaussichten brachten.

Von hier aus ergibt sich die Bestimmung unserer Kriegsziele ziemlich einfach: Sicherung für uns und unsere Bundesgenossen. Das besagt schon viel mehr als man zunächst denkt. Die öffentliche Meinung hat auch in ihrer freieren Aussprache über die Kriegsziele den springenden Punkt gefunden: Belgien und die flandrische Küste. England hat den Bund unserer Gegner zusammengebracht, England hält ihn zusammen, England ist im höchsten Sinne des Wortes schuld an diesem Kriege. England führt ihn, weil es die deutsche Weltmacht nicht als gleichberechtigt anerkennen will, weil es den Wettbewerb der deutschen Industrie und des Handels nicht wollte. Das ist das Ergebnis der lang-

Digitized by Google

atmigen Auseinandersetzungen, wer am Kriege schuld sei, und das können wir heute als die allgemeine Ansicht betrachten. Wir haben den Konflikt mit England nicht gesucht, wir haben uns um Verständigung gemüht, aber England hat es unmöglich gemacht, und heute stehen wir in einem Kampfe, wie ihn England in der Vergangenheit mit Spanien, den Niederlanden und Frankreich geführt hat. Ein Kampf von weltgeschichtlicher Größe, der deshalb ungeheure Opfer fordert und der deshalb auch weltgeschichtliche Ziele hat. Und das nächste Ziel im Kampfe gegen England ist, daß wir die Hand über Belgien und der flandrischen Küste halten. Über die politische und maritime Bedeutung dieser Frage ist auch heute in Deutschland kaum noch ein Zweifel, auch wenn einzelne Kreise es versuchen, die Bedeutung der belgischen Frage gering erscheinen zu lassen. Wir fordern nicht die Annexion Belgiens oder die Zertrümmerung dieses Staates. Wir verlangen nur, daß es nicht mehr wie vor dem Kriege ein Glacis für England und ein Einmarschgebiet für Frankreich bleibt. Aus dieser einfachen Stellung der Frage ergibt sich, was für Garantien wir Belgien gegenüber brauchen und wieweit wir diesem Lande die innere Freiheit lassen können, die wir ihm gar nicht beschränken sollen und wollen. Gewiß ist mit diesem einen Wort die Summe unserer Kriegsziele nicht erschöpft, aber es ist der Mittelpunkt, wie der Gegensatz zwischen Deutschland und England trotz aller anderen Feinde und Kämpfe, der Mittelpunkt dieses ungeheuersten Weltringens, das die Geschichte je gesehen hat.

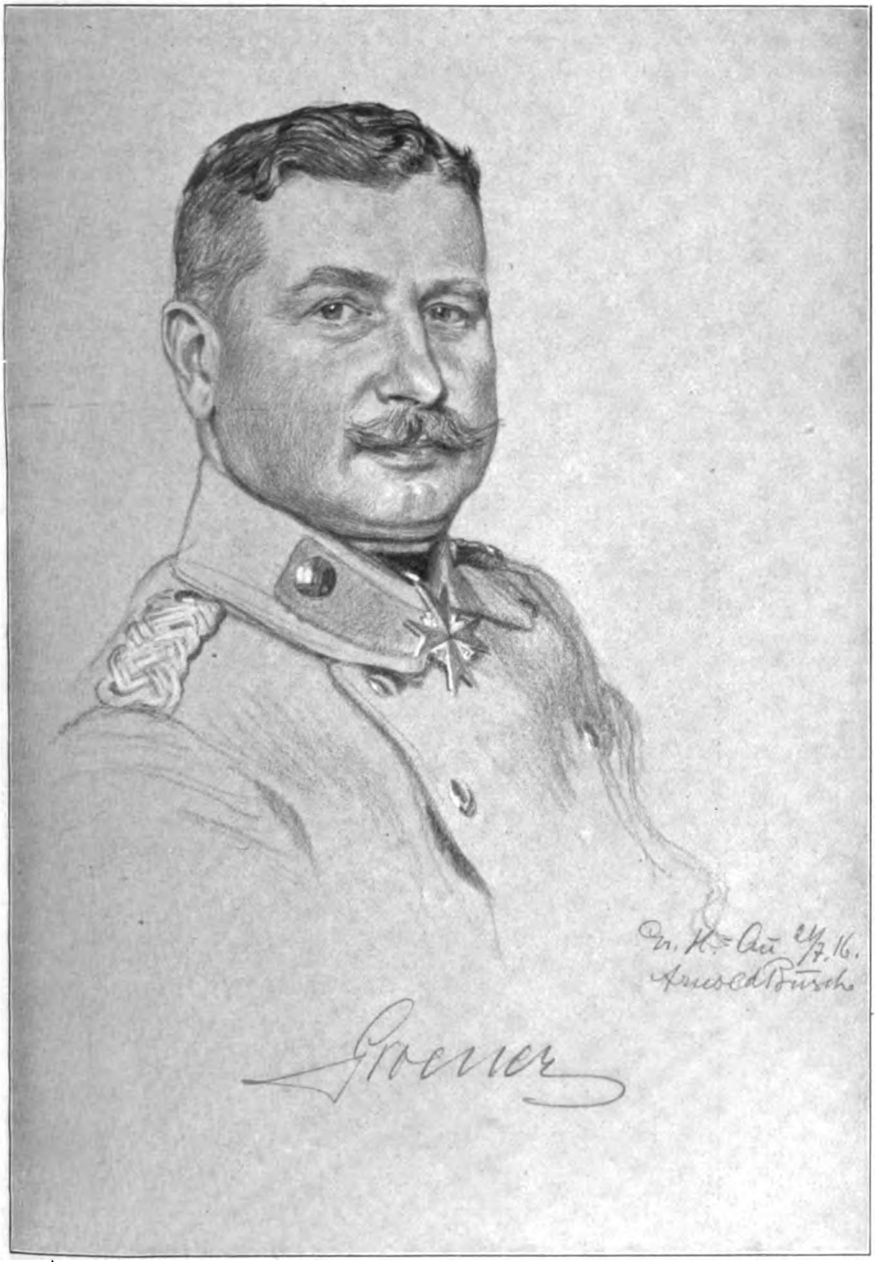
England, Frankreich und Belgien sind, wie wir heute immer mehr sehen, in diesem Kriege eine Einheit geworden. Deshalb kämpfen wir nach Westen wohl um unsere Geltung auf hoher See, wie um die Sicherung unserer Landgrenzen. Die ist besonders notwendig wegen der Nähe unserer Industrie an dieser Westgrenze. Das Herz unsers industriellen Lebens, unserer Rüstungsindustrie schlägt so nahe der heutigen Reichsgrenze, und die modernen Kriegsmittel gestatten eine Bedrohung von so weit her, daß diese Sicherung uns ganz besonders am Herzen liegen muß. Es ist natürlich eine Frage, die die Sachverständigen des Militärs zu entscheiden haben, welche Linie für uns wertvoll und notwendig ist. Dazu ist eine Sicherstellung unserer Erzversorgung (in der sog. Minette) gleichfalls sehr erwünscht, in der wir allzusehr vom Auslande abhängig sind. Zahlreiche französische Äußerungen, namentlich auch aus amtlichem Munde, lassen keinen Zweifel daran, daß Frankreich selbst heute noch den Gedanken nicht aufgegeben hat, Elsaß und Lothringen zurückgewinnen zu können. Es ist keine Rede davon, daß Frankreich irgendwie heute bereit wäre, mit uns in Frieden zu kommen, als vor dem Kriege, ganz im Gegenteil. Darum sind die Gedanken gefährlich und abzuweisen, daß wir gewissermaßen durch Milde der Friedensbedingungen und Entgegenkommen einer Vermittlung mit Frankreich vorarbeiten könnten. Das ist eine Illusion, für unsere Zeit wie sicher auch für die unserer Kinder. Woraus folgt, daß wir rein nach den Geboten unserer Sicherheit unsere Grenzen im Westen zu ziehen haben und daß sich dort die Kriegsziele unversöhnbar gegenüberstehen. Nur wollen wir uns nicht darüber täuschen, daß wir die unnötigen Kriegsziele im Westen nur erreichen, wenn wir England, nicht Frankreich allein, sondern England und mit ihm Frankreich zugleich bezwingen, sie anzuerkennen. Im Westen wird's nicht weder Sieger noch Besiegte geben, sondern entweder wird England siegen oder wir.

Nach Osten gilt's gleichfalls, die Grenzen vor dem Angriffswillen der russischen Eroberungssucht zu sichern. Auch hier haben allein die Militärs zu bestimmen, was sie für nötig erklären; der militärpolitische Gesichtspunkt steht allem voran. Aber es liegt auf der Hand, daß er, wenn er so geltend gemacht wird, auch Gebiete einbezieht, die dann der Siedlung durch deutsches Volkstum, altes, dort schon eingesessenes, das sein Deutschtum so herrlich erhalten hat, wie neues, aus dem Außenlande einströmendes, zur Verfügung stehen. Das entspräche nur der Erweiterung unserer industriellen Stellung im Westen, wenn die landwirtschaftliche nach Osten auch breitere Grundlagen fände.

Sicherung ist auch der Hauptgesichtspunkt für unsere Bundesgenossen: Österreich-Ungarn, das Größer-Bulgarien und die Türkei. Im einzelnen sei späterer Auseinandersetzung vorbehalten, wie Deutschland sich diese Regelung, besonders der Balkanverhältnisse, denkt, und die Sicherung des Wegs von Berlin nach Konstantinopel.

Erreichen wir die Anerkennung der Freiheit der Meere gegen England, so erreichen wir damit auch ein koloniales Gebiet von der Größe, wie es unsere Volkswirtschaft braucht. Es ist ein gefährlicher Irrtum, sich eins ohne das andere: Kolonien ohne Flotte und Seegeltung denken zu wollen. Der Krieg ist auch für England ein Kolonialkrieg, es hat große Anstrengungen nicht gescheut, unsere Kolonien zu erobern. Es wird von ihnen ebenso erst lassen, wie es unsere Ansprüche auf Belgien erst anerkennen wird, nachdem der letzte Akt des großen Weltenkampfes zwischen England und Deutschland direkt durchgefochten ist. —

Digitized by Google



Generalleutnant Groener, der Leiter des neuen Kriegsamts

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

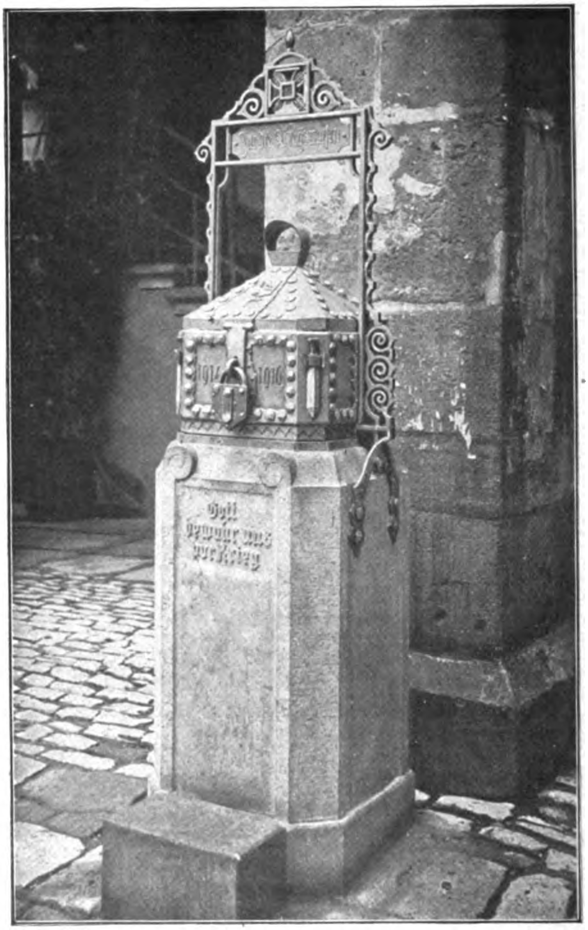
Illustrierte Rundschau

Bildniszeichnungen aus dem Kriege von Prof. Arnold Busch — Der Hildesheimer Kriegsopferstock von Walter Evers — Elfenbeinmalerei von Hubert Wilm-München — Glasfenster von G. K. Rohde-Bremen — Kunstgläser und Töpfereien von Jean Beck-München — Zu unsern Bildern

Unsere diesmal besonders bilderreiche Rundschau eröffnet auf Seite 289 das Bildnis des Leiters des deutschen neugeschaffenen Kriegsamts, des Generalleutnants Groener. Die Zeichnung von Prof. Arnold Busch-Breslau, der sich in seinen Bildnisschöpfungen aus dem großen Kriege, die ein Sammelwerk der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg vereinigt, um die getreuliche Wiedergabe unserer Führer ein wirkliches Verdienst erworben hat, zeigt den General in erstaunlicher Jugendfrische; und wahrlich: der Mann, der die schwierige Aufgabe der Schöpfung eines in seiner Art ganz neuen, gewaltigen Unternehmens übernommen hat, braucht diese Frische, braucht überlegene Kraft, die sich nicht durch Arbeit und Widerstände zerreiben läßt. Aber General Groener hat sich, selbst vor dem Reichstag, von vornherein ein schier uneingeschränktes Vertrauen erworben: Glück wünschen wir ihm auf seinem gewiß nicht dornenlosen Weg. — Übrigens bringen wir in unserem Heft auf Seite 199 noch eine zweite schöne Zeichnung von Prof. Arnold Busch, die den kürzlich, an einer im Felde erworbenen Krankheit, während eines Erholungsurlaubs in Partenkirchen verstorbenen, verdienstvollen Korps- und Heerführer General v. Fabeck, Ritter des Pour le mérite, zeigt.

Der Krieg, der ‚Vater aller Dinge', wirkt doch unendlich befruchtender auf die Kunst ein, als es nach den ersten Anläufen, nach manchem Nagel-Ungeheuer und vieler geschäftig hergestellter Fabrikwaren schien. Er schenkt uns nachgerade manche wirklich schöne Gaben. Ich kann mit Überzeugung auf den großen Schaumünzen-Beitrag von Prof. Dr. Menadier in diesem Heft verweisen. Ich reihe aber auch mit Überzeugung den Hildesheimer Kriegsopferstock von Walter Evers an. Im Auftrag des Roten Kreuzes ausgeführt, soll dieses schlichte, schöne Werk nicht nur der Kriegszeit und Kriegsnot dienen; es soll vielmehr, vor dem altehrwürdigen Rathause der Stadt aufgestellt, auch in späteren Zeiten, zumal an den großen vaterländischen Gedenktagen, als dauerndes Wahrzeichen treudeutschen Opfersinns, an unsere eiserne Zeit mahnen, bewahrt bleiben und Verwendung finden: zur Nacheiferung für kommende Geschlechter! —

In unseren Tagen, die des Goldes zu höheren Zwecken als zur Herstellung von



Kriegsopferstock. Als Stiftung des Roten Kreuzes aufgestellt vor dem Rathaus auf dem Marktplatz in Hildesheim. Ausgeführt nach dem Entwurf des Architekten Walter Evers in Hildesheim

Digitized by Google

Schmuckstücken bedürfen, wird jeder Kunstfreund die Wiedererweckung eines Kunstzweiges begrüßen, der viel zu lange vernachlässigt worden ist. Ich meine, schreibt uns Fritz Droop in Mannheim, die Elfenbeinmalereien des Münchner Graphikers Hubert Wilm, die schon vor dem Kriege die Aufmerksamkeit des Bayerischen Kunstgewerbevereins und seines erfahrenen Konservators Bogenschütz erregten, der zuerst eine umfangreiche Ausstellung der Elfenbeinmalereien von Hubert Wilm ins Leben rief. Wilms künstlerische Absicht ging dahin, den alten Elfenbeinmalereien, die er vorher gewissenhaft studiert hatte, gleichwertige Arbeiten gegenüberzustellen, und er hat sein Ziel mit der Sicherheit verfolgt, die sein ganzes Schaffen auszeichnet; sein ganzes Schaffen, ob wir nun an seine zahlreichen Bucheignerzeichen und Lithographien oder an seine Radierungen und die mancherlei andern Arbeiten denken, durch die er das Gebiet der angewandten Graphik so verdienstlich erweitert hat. Wilms Kunst ist echte Kunst im Sinne der klassischen Stile der Antike und der Renaissance. Sie wurzelt durchaus in der anschaulichen Welt und strebt darnach, alles Erschaute zu gestalten, ohne dabei dem Wirklichkeitseindruck im Sinne des Naturalismus zu huldigen. Seine Liebe zum Schönen läßt dem Künstler alles Erschaute in verklärten Linien aufgehen. So sind auch seine Elfenbeinmalereien gewissermaßen durch vornehmes Stilempfinden geadelte realistische Illustrationen. Man betrachte nur einmal die reiche Zahl der Blumenmuster, deren Zusammenstellungen schier unerschöpflich sind. Man achte bei den Originalen auf die wundervolle Abtönung der Farben und die wohl erwogene Einfügung der Komposition in den zur Verfügung stehenden Raum, ob es sich nun um Broschen, Dosen oder Malereien auf hölzernen Zigaretten- und Zigarrentaschen handelt. Am schnellsten haben die Broschen ihre Bewunderer gefunden. Jedes einzelne Schmuckstück ist von dem bekannten Münchner Goldschmied A. von Mayrhofer in Silber gefaßt und stellt ein kleines Kunstwerk dar, das jedem Kenner Freude machen muß. Der Erfolg blieb denn auch nicht etwa auf München beschränkt, sondern wiederholte sich in Berlin, Frankfurt a. M. und Köln (bei Hoflieferant Kayser), wo die Wilmschen Elfenbeinmalereien zur Schau gestellt waren. Echte

Broschen (Fassungen in Silber von A. von Mayrhofer) mit Malereien auf Elfenbein von Hubert Wilm in München. In der Mitte unten: Elfenbeinmalerei als Schmuck einer Zigarettentasche aus Birkenholz

Digitized by Google

Kunst hat sich immer minderwertige Nachahmungen gefallen lassen müssen. Auch die Elfenbeinmalereien von Hubert Wilm zeitigten bald billigen, auf Papier oder auch auf Elfenbein gemalten Kitsch in leichter Fabrikfassung, Erzeugnisse, die mit deutscher Kunst und gesundem Kunstgewerbe nichts zu tun haben. Der Kenner sucht doch immer und überall nach einem Einzelstück von wirklicher künstlerischer Herkunft, das seinen Wert als Original für immer behält. Hubert Wilm hat hier einen Kampf gegen die Geschmacklosigkeit aufgenommen, der unbedingte Förderung verdient. Wilms ganzes Schaffen ist von der unermüdlichen Arbeit eines Geistes bestimmt, dessen meisterliches Können sich ein Gebiet nach dem andern zu erobern wußte und das auch der Elfenbeinmalerei eine neue Blütezeit erschließen half. So wirkt Hubert Wilm erzieherisch als Meister einer im besten Sinne dekorativen Kunst; einer Kunst, deren volkstümliche Art nicht durch den Mangel an künstlerischer Ausdrucksfähigkeit erkauft wird.

Brosche mit Malerei auf Elfenbein von Hubert Wilm

Dose mit Malerei auf Elfenbein von Hubert Wilm

Auf Elfenbeinmalerei Glasfenster: der Sprung ist gar nicht so groß, als er uns scheint. Beide zeigen dekorative Kunst, wenn auch in verschiedenem Ausmaß, und beiden **kann** ein volkstümlicher Zug innewohnen. Nun haben mit dem Erwachen einer lebhafteren Farbenfreude auch in Villen und Privathäuser die farbigen Fenster langsam wieder Eingang gefunden, die man Jahrzehnte hindurch fast nur in Kirchen zu finden gewohnt war, wo sie dem grellen Tageslicht wehrten und durch ein mattes Dämmerlicht die stille Abgeschlossenheit des Gotteshauses erhöhten. In unseren Wohnungen aber, und zumal in den nicht nach der Sonnenlage, sondern nach den Vorschriften des Stadtplans gebauten Miethäusern der großen Städte gebrauchen wir viel Licht, und es war natürlich, daß man das farbige Glas aus Fensteröffnungen verbannte, die eben genügten, um dem Raum die nötige Lichtmenge zuzuführen. Nur in Treppenhäusern, in denen der Ausblick auf einen häßlichen Hof oder ein noch häßlicheres Hinterhaus verhindert werden soll, um die „herrschaftliche" Vornehmheit des Vorderhauses zu wahren, feiert die Glasmalerei häufig genug wüste Feste. — Die Fenster von Georg K. Rohde in Bremen, die wir heute abbilden, sind von ganz anderer Art. Die großen Flächen hellen Glases überwiegen und umrahmen ein Mittelfeld, in dem sich die farbige Glut, die man von bunten Glasfenstern erwartet, vereinigt. Die Bleifassung, die so oft plump stört, gibt hier dem Ganzen Leben und Bewegung und ist vor allem in dem Fenster eines Badezimmers, wo sie wie lockere Perlengehänge die Flächen schmückt, von großem Reiz. Wird in diesem Linienspiel durch Bleiverglasung die Leuchtkraft des farbigen Glasflusses ausgenutzt, so ist in den Mittelfeldern Glasmalerei zu Hilfe genommen, um den Gesichtszügen der Frauengestalt oder den Linien des weiblichen Körpers jene natürliche Weichheit und Zartheit zu geben, die sich durch Verglasung nie erreichen läßt. So ergänzen sich hier beide, in ihren Grundlagen einander widerstreitende Techniken zu Arbeiten von ausgeprägter Schönheit und künstlerischem Leben. —

Schmuck einer Zigarettentasche
Malerei auf Elfenbein von Hubert Wilm

Die Arbeiten von Jean Beck in München — Kunstgläser und künstlerisch erdachte und ausgeführte Töpfereien — erfreuen sich seit vielen Jahren eines ganz besonderen Rufes im Inlande und, vor dem Kriege, zumal auch im Auslande. Ich selbst habe Becksche Gläser zuerst auf der Weltausstellung in Paris gesehen, wo sie erfreulichste Beachtung

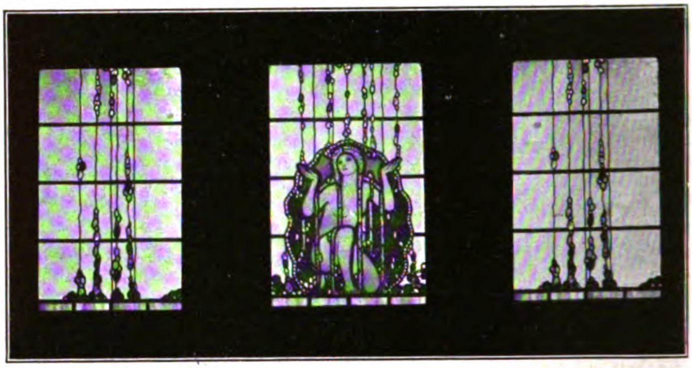
fanden. Beck erhielt seine erste Ausbildung in der bekannten Fabrik von Villeroy & Boch in Mettlach, studierte dann in der Kunstgewerbeschule zu München, in Berlin und Dresden, arbeitete u. a. in der Wächtersbacher Steingutfabrik des Fürsten Ysenburg, ging nach Paris und ließ sich endlich in München nieder, um sich dort, in eigener Werkstätte, vorwiegend, aber nicht ausschließlich, der Arbeit in Glas zu widmen. Erst später kam, wenn ich recht unterrichtet bin, wieder die alte Liebe zur Kunsttöpferei zum Durchbruch. Schöne Form, vor allem aber auch eine ausgezeichnete Farbengebung, prachtvoller reiner Schliff zeichnen alle Beckschen Gläser aus, ebenso wie sich in seiner Kunsttöpferei überall ein erlesener Geschmack und eine gewissenhafte Behandlung des Materials offenbaren. Man hat an diesen feinen, anmutsreichen Arbeiten dauernde Freude. —

Unser diesmaliges Heft eröffnen wir mit einem schönen Stilleben von Carl Piepho in München, der unsern Lesern ja kein Fremder ist. Die Farbe beherrscht das Stilleben völlig. Auf den Vorhängen des Hintergrundes — in zwei Abarten des Gelb — hebt sich der bunte Strauß vortrefflich ab; außerordentlich glücklich wirkt dann aber auch die ganz schlichte Bauernkanne, in die der Künstler seine Blumen gestellt hat, auf dem weichen und doch kräftigen Violett der Tischdecke. Das ist alles äußerst geschickt, ohne jede Aufdringlichkeit, mit erlesenem Sinn für die Abschattierungen zusammengepaßt.

Die Farbe beherrscht überhaupt wieder unser Heft, trotz der sich fortgesetzt steigernden Schwierigkeit der Herstellung farbiger Blätter sowohl für die Druckerei, wie für die Kunstanstalten. Wir wollen im Interesse unserer Leser die glanzvolle Ausstattung der Hefte unbedingt aufrechterhalten, solange es irgend geht: und es wird gehen! In farbigem Gewande erscheint der schöne, lebensprühende Beitrag von Kapitänleutnant Freiherr v. Forstner. Carl Bössenroth, der den Aufsatz so lebensvoll schmückte, ist bisher eigentlich nur durch wirkungsreiche Münchner

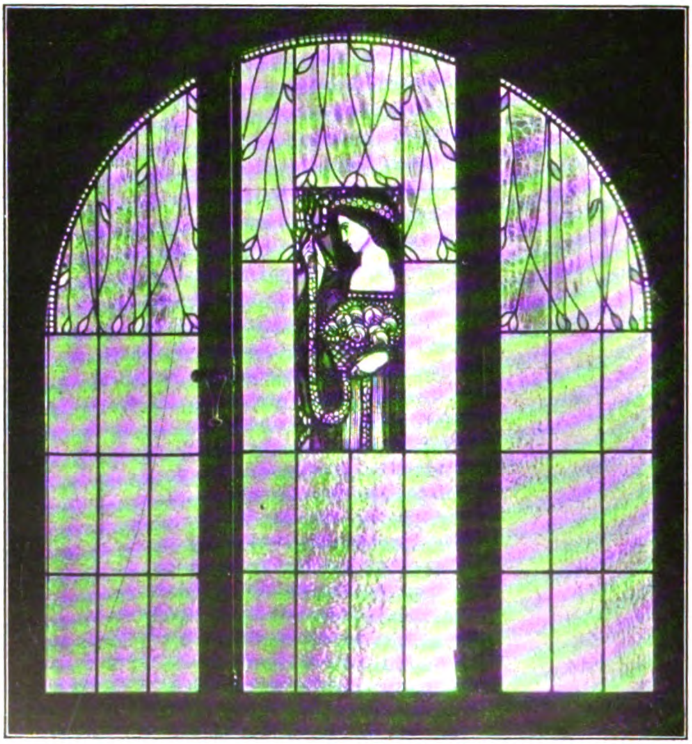
Broschen und Anhänger (Fassungen in Silber von A. von Mayrhofer) mit Malereien auf Elfenbein von Hubert Wilm in München

Digitized by Google



Fenster in Kunstverglasung und Glasmalerei für ein Badezimmer
Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Georg K. Rohde, Bremen

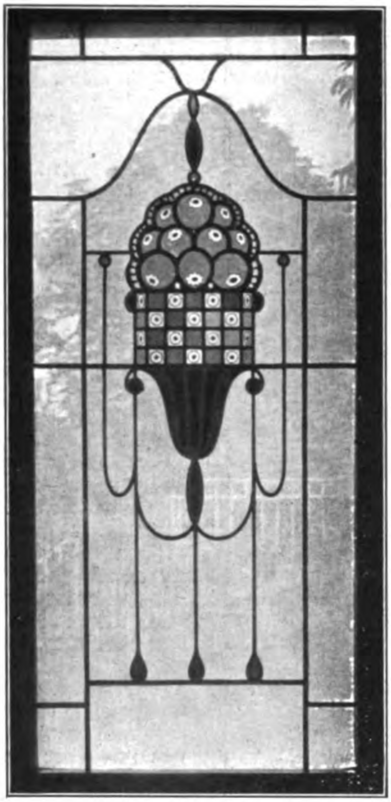
Straßenbilder (er ist zwar geborener Berliner, aber in München längst heimisch) und durch seine schönen oberbayrischen Landschaften bekannt geworden. Erst der Krieg hat ihn zur Marinemalerei geführt. Seine Bilder zu unserem Artikel werden sicher den Kreis seiner Anhänger und Verehrer wesentlich erweitern; es spricht ungemeine Frische, die große Gabe scharfen Erfassens, viel Sinn für das Sachliche und ebensoviel Farbensinn und Geschmack aus ihnen. — Noch ein ausgesprochenes Kriegsbild bringen wir, hinter Seite 164 eingeschaltet: „Nachtmarsch bei Etain" des jungen Dresdners Otto Westphal. Durch ein brennendes Dorf sehen wir die langen Reihen unserer Feldgrauen, von den Flammen beleuchtet, zum Kampf ziehen — zum Kampf im Raume von Verdun. Das kleine Städtchen Etain, das seit Beginn des Krieges in unserer Hand ist, liegt ja im nördlichen Woevre-Gebiet. — Zu dem feinabgestimmten Beitrag über den Darmstädter Prof. Hanns Pellar aus der Feder des Berliner Kunsthistorikers Dr. Franz Servaes gehören nicht weniger als drei farbige Einschaltbilder. Der Aufsatz mit seinen Abbildungen betrachtet Hanns Pellar hauptsächlich als Bildnismaler: in diesen Rahmen fügt sich denn auch das eine Einschaltbild, das der Gräfin Limburg-Stirum (zwischen Seite 188 und 189). Die beiden anderen erinnern dagegen mehr an die Münchner Zeit des Meisters, in der er den romantischen, ja phantastischen Teil seiner reichen Begabung mit Vorliebe pflegte. So das Bildnis Marion (zwischen Seite 192 u. 193) mit dem fast altspanisch aufgeputzten Kostüm. Das feine Blatt „Sommertag" (zwischen Seite 184 u. 185) mahnt mich selbst sogar in der Gesamtstimmung an Wien, die Heimatstadt Pellars; freilich nicht an das Wien von heute, sondern an das feierlich-fröhliche Wien der Barockzeit. — Ernst und schwer gegenüber dem Schaffen des Darmstädter Meisters gibt sich Franz Eichhorst, der seine Vorwürfe seit Jahren gern aus dem hessischen Volksleben schöpft, wie auch diesmal, wo er uns einen „Hessischen Innenraum" vorführt mit zwei Bäuerinnen vor dem breit geöffneten Kleiderschrank (zwischen Seite 228 u. 229). Das Blatt



Hallenfenster
Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Georg K. Rohde, Bremen

Digitized by Google

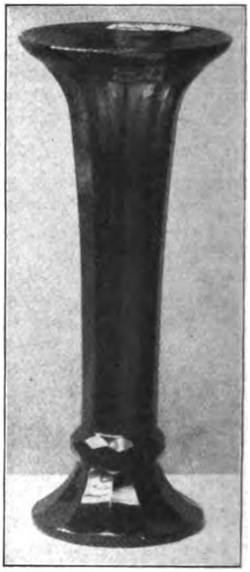
ist, wie meist die Bilder Eichhorsts, nicht nur durch eine fast verblüffende Technik, sondern vor allen durch scharf zupackende Charakteristik — man sehe sich nur die beiden Frauen an — ausgezeichnet. Endlich bringen wir noch, nach Seite 280, ein farbiges Tierbild „Roter Ara“ von Josef Kerschensteiner in Stuttgart. Prunkend sitzt der Papagei auf seiner Stange im Garten, prunkend, eitel und — bösartig. Prachtvoll ist die gegensatzreiche Farbengebung des Gemäldes.



Fenster für ein Speisezimmer in Kunstverglasung. Von Georg K. Rohde, Bremen

Ich liebe die Farbe, ich freue mich jedesmal aufs neue über unsere schönen farbigen Bilder, und ich bewundere nicht zuletzt die Kunst der Wiedergabe, die ich aus ziemlich kümmerlichen Anfängen habe wachsen und sich bis zur heutigen Vollendung habe entwickeln sehen. Es gibt Gemälde, die ich mir gar nicht anders mehr als im vollen Farbenschmuck wiedergegeben denken mag. Trotzdem bleibt da in meinem Empfinden ein ungelöster Rest. Schon bei der Vorarbeit für jedes neue Heft, erst recht aber, wenn ich ein frisch aus der Buchbinderei kommendes durchblättere, sehne ich mich nicht selten nach den einfarbigen Blättern, mag sie jedenfalls nicht entbehren. Es ist fast, als böten sie dem Auge, dem Gefühl Ruhepunkte, und gewiß wird es manchem unserer Freunde ergehen, wie mir. Nun gibt es aber auch selbstverständlich Kunstwerke, die sich gar nicht farbig wiedergeben lassen. So die ungeheure Mehrzahl aller plastischen Schöpfungen. Wie schön wirkt z. B. die „Tänzerin“ von Alfred Thiele (zwischen Seite 156 u. 157) in dem warmen Ton der Reproduktion: diese schlanke Mädchengestalt in ihrer sehnsuchtsvoll keuschen Bewegung hat etwas Bezauberndes an sich. Nicht viel anders steht es mit den „Urwaldriesen“ von Hans Freiherrn v. Eckardtstein (nach Seite 220 eingefügt). Auf diesem Blatt würde die Farbe den Gegensatz von hell und dunkel aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so gut, so kräftig und doch so weich herausgebracht haben, wie unsere Art der Wiedergabe. — Auch auf manche Gemälde aus klassischer Zeit trifft dies zu, zumal wenn die Reproduktion in kleinem Maßstab erfolgen muß. Wir bringen z. B. die berühmte „Symphonie“ von Moritz v. Schwind deshalb in einfarbigem Druck und, um eine tunlichst große Wiedergabe zu erzielen, nur den unteren Teil des Bildes (zwischen Seite 260 und 261). Es wird interessieren, daß dies Meisterwerk zuerst 1848 von Schwind gezeichnet und erst 1852 ge-

Töpfereien aus der kunstgewerblichen Werkstätte von Jean Beck in München



malt wurde; der Künstler erhielt — sage und schreibe die Riesensumme von 1000 Gulden für das Gemälde. Man vergleiche, bitte, damit die ungeheuren Beträge, die, mitten im Kriege, auf den Versteigerungen des vergangenen Jahres für Bilder gezahlt wurden, die zum Teil auch nicht im entferntesten an die Schwindsche Schöpfung heranreichten! Der Meister hat sich übrigens auf dem Gemälde selbst verewigt: er sitzt neben der Klavierspielerin, um ihr die Noten umzuwenden; hinter ihm, ein wenig nach links, steht der Dirigent Franz Lachner; unterhalb des Instruments steht Fräulein Hetzenecker, die berühmte schöne Sängerin, mit den geöffneten Noten in den Händen. — Höchst wirkungsvoll ist eine wahrhaft künstlerische Aufnahme von Richard Thoms: das Segantini-Museum bei Sankt Moritz (nach Seite 172 eingefügt). Ach du schönes Engadin, wann wirst du uns wieder erschlossen sein! — Als eine wirkliche Seltenheit der großartigen Technik wegen möchten wir das „Bildnis" von Frau Cornelia Paczka bezeichnen (S. 237). Ich bitte die Beschauer, dies Blatt recht scharf zu betrachten und sich dabei zu vergegenwärtigen, daß es eine Federzeichnung ist. Wirkungen, die sonst nur der Grabstichel erreicht, sind hier mit dem so höchst spröden Werkzeug gewonnen! Gewonnen mit einer Weichheit, einer Klarheit, mit den allerfeinsten Übergängen zwischen Licht und Schatten, die geradezu erstaunlich sind! Die verehrte Künstlerin war übrigens ursprünglich Malerin, ging dann mit großem Erfolg zur Graphik über und hat sich jetzt fast ganz der Bildhauerei zugewendet. H. v. Sp.

Gläser aus der kunstgewerblichen Werkstätte von Jean Beck in München

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75 (einschließlich Kriegszuschlag).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Märzheftes:

Seite

Das schlesische Fräulein. Roman von Juliane Karwath (Schluß) 297

In der Kanonenwerkstatt. Von ***. Mit dreizehn Bildern aus den Werkstätten für Geschützfabrikation und Munitionsherstellung in der Krupp'schen Gußstahlfabrik zu Essen 322

Rasputin und russisch-höfische Mystik. Von Dr. Freiherrn von Mackay in München. Mit einem Bildnis 334

In der Heimat der Winde. Ein griechisches Märchen von Th. Birt 339

Johann Vincenz Cissarz. Von Carl Meißner. Mit dem Bildnis des Künstlers, drei Kunstbeilagen in Faksimile- und Tondruck und fünfzehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 347

Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit in der Politik. Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig 361

Das herzogliche Kurland. Von Dr. Valerian Tornius. Mit neunzehn Abbildungen 367

Der Gefreite. Eine Kriegserzählung von Friedrich Freksa . 376

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier: Im österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier. Von Karl Graf Scalpinelli, k. k. Kriegsberichterstatter . . . 404

Polen. Drei Gedichte von Heinz Streitgraf 410

Theaterbrief aus Wien. Von Ludwig Hirschfeld. Mit 9 Bildern 411

Gespräch zweier Kantoren. Gedicht aus dem Zyklus: Johann Sebastian Bach. Von Ernst Lissauer 421

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse 423

Deutscher Gesang auf die Einschließung Englands. Von Erich Wentscher 428

Die wirtschaftlichen Grundlagen des U-Boot-Kriegs.

Digitized by Google

Von Prof. Dr. W. Wygodzinsk[i] in Bonn . . . .
Mütter. Gedicht von Tim Klein
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin
Illustrierte Rundschau: „Kleider" aus der Fachklasse für Frauenkleidung an der Kunstgewerbeschule in Magdeburg — Töpferei-Arbeiten von Bildhauer Ludwig Vierthaler in Hannover — Das Herrenhaus zu Auermühle von Architekt Karl Siebrecht in Hannover — Zu unsern Bildern . . . .

Kunstbeilagen:

Im Bauernstübl. Gemälde von R. M. Eichler. Faksimiledruck Tite[l]
Stilleben. Gemälde von Ludwig Muhrmann. Faksimiledruck 304–
Erbprinz Albrecht von Bayern auf seinem Berberhengst. Gemälde von Theodor Bohnenberger. Faksimiledruck 312–
Der Dom zu Magdeburg. Gemälde von Prof. Richard Kaiser. Faksimiledruck . . . 320–
Dekoratives Gemälde für den Festsaal eines Gutshofes. Von Prof. Joh. V. Cissarz. Faksimiledruck 352–
Ausblick aus dem Atelier. Gemälde von Alex. Schmidt-Michelsen. Faksimiledruck. . 376–
Zwergbulldoggen. Gemälde von E. W. Herz. Faksimiledruck 384–
Gedenkblatt für die gefallenen Helden der Bayrischen Armee. Von Prof. Fritz Erler 400–
Der rote Reiter. Bildwerk von Ludwig Vierthaler . . 424–

Einschaltbilder:

Stimmung in Grün. Gemälde von Hans Borchardt. Tondruck 316–
Die Quelle. Bildwerk von Hans H. Liebmann. Tondruck . 344–
Schlafende. Zeichnung von Prof. Joh. V. Cissarz. Tondruck 348–
Hochzeitsmahl. Teilstück eines Wandgemäldes. Von Prof. Joh. V. Cissarz 356–
An der Ostsee bei Neukuhren. Aufnahme von Sabine Stolle und Irma de la Chaux in Berlin 392–

Selbständige Textbilder:

Ein Flurschildermaler in seinem „Atelier". Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann . . . . 40[.]
General der Artillerie von Scholtz. Bildniszeichnung von Prof. Arnold Busch . . . . 42[.]

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . . . . . 1–1[.]
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate. 4
Unterrichtsanstalten. 4
Heilanstalten 4–5
Hotels. 5
Wintersport und Winterkur . 5–[.]
Anzeigenteil am Schluß 1–4

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Bauernstübl

Gemälde von Reinhold Max Eichler

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 — Heft 7. März 1917

Das schlesische Fräulein

Roman von Juliane Karwath

(Schluß)

Die Mechthild wohnte in einem Gartenbau der Französischen Straße, sehr romantisch, aber keineswegs abgeschieden.

Benigna wurde in einen Salon geführt, der an das Terrassenzimmer in Smolltitz erinnerte und viele heimatliche Züge aufwies. Auf der Rosenknospentapete hingen die Werke der schlesischen Adelsmaler, vor allem alle Logischs und Treschins. Über dem Schreibtisch befand sich in prächtigem Goldrahmen eine vorzügliche Kopie der Sixtina, und auf der Platte lagen neben der Bibel und einigen Andachtsbüchern schlesische Almanache, Taschenbücher und das Berliner politische Wochenblatt.

Dann kam die Mechthild, jüngferlich gequollen. Benigna schoß es durch den Kopf, weshalb Hans Thurzo, der zeit seines Lebens den korpulenteren Frauen den Vorzug gegeben hatte, bei der Muhme nicht doch noch zu einem Entschluß gekommen war. Der Mechthild fehlte es immer noch nicht an einigen Reizen, aber sie zeigte durch ihre schwere dunkle Tracht und den Ausdruck ihres Gesichts, daß sie davon durchaus nichts mehr wissen wollte. Ihre schwankenden religiösen Stimmungen schienen sich jetzt in die gefestigt zu haben, die bei Hofe galt.

Sie blieb zwei Schritte vor Benigna stehen. In dem Blick lag nichts mehr von dem, den sie in Smolltitz noch für sie gehabt hatte, noch in der letzten erschütternden Zeit, da sie auf Andräs Antwort warteten; nur Zurückhaltung, eine kühle Mißbilligung und etwas von geheimer, rasender Frauenentsagung waren in dem Blick.

Dann reichte sie Benigna die Hand, wies ihr einen Sessel an und sprach, ihr gegenüber am Schreibtisch sitzend, auf dem das persische Tintenpulver und der Goldstreusand standen, in korrektem und höflichem Tone wie zu einer niedriger stehenden Fremden über den Tod Andräs mit dem deutlichen Wesen, die Unterredung nicht zu lange ausdehnen.

Benigna sah sie betroffen an.

Mechthild wandte die Augen flüchtig ab und fragte noch, ob die Kusine in Berlin zu bleiben gedächte? Ja, es böte seine Annehmlichkeiten auch im Sommer, demnächst sei das Einrücken der Potsdamer Garnison zu erwarten, dem große Parade und Korpsmanöver folgen würden.

Benigna fragte, ob die Kusine sich hier gut eingerichtet hätte? Da blinkte es in den grauen Augen triumphierend auf.

Sie habe in der Schwester des Generals von Thiele und einem Fräulein von Faber, das in dem Dienst der Kronprinzessin stehe, liebe Freunde gefunden. Sie schwärmte von Teeabenden beim General von Thiele.

Sie spielte dabei unruhig mit der über drei Ellen langen schwergoldenen Erbsen-

Digitized by Google

kette und hätte sicherlich noch einiges mehr über diese Bekanntschaften geäußert, wenn Benigna nicht das Gespräch auf ihre Söhne gelenkt hätte.

Mechthild sah scheinbar erschreckt auf.

„So . . .? Zwei Söhne . . .? Ich wußte nicht…“ Etwas leuchtete in ihren Blicken auf, sie sah schnell auf die Smolltitzer Rautenringe an ihren Fingern.

„Wir sind in den Jahren etwas auseinandergekommen,“ sagte Benigna mit blassem Gesicht, „aber ich hoffe, daß dies nun anders werden wird — —“

„Ja,“ erwiderte die Muhme kurz. Ein halber Blick schoß unter den Lidern hervor, und Benigna erkannte auf einmal: es war Neid, Neid, den die Base auf sie verspürte, trotz des eigenen gesicherten Lebens, Neid auf alles, was sie erlebt hatte . . . ja, auch . . . Andrä neidete sie ihr!

Es war ja nicht um ihretwillen: um der Kinder willen mußte sie versuchen, die Zurückweisungen zu überwinden!

Die Mechthild erzählte jetzt, daß sie noch zwei Güter zu Smolltitz hinzugekauft habe und immer die Sommerwochen dort zubrächte, wenn sie es nicht vorzöge, in die Bäder zu reisen, eine Mode, die immer mehr aufkäme! Sie sah andauernd an Benigna vorbei, so daß die auf einmal alle Hoffnung aufgab und sich erhob.

Da konnte die Base es doch nicht lassen, den einen Namen zu nennen, an dem sie noch immer hing und den sie vergeblich erwartet hatte, von ihr zu hören,

„Ich vermute, daß Hans Thurzos Anwesenheit dich nach Berlin zog,“ sagte sie.

Benigna bestätigte es.

Die Muhme sah vor sich hin.

„Es wäre ja zu hoffen und zu wünschen, daß du an ihm erreichtest, was jetzt allen, die es versuchten, unerreichbar war: ihn an ein geordnetes Leben zu gewöhnen,“ meinte sie plötzlich in viel flüssigerem und belebterem Tone. „Er hängt leider sehr an den Frauenzimmern . . . Da ist die Wirtin, die Bartheln . . . Er wohnte schon lange mit ihr zusammen und zog wiederholt aus, um sie los zu werden, aber sie kam ihm immer nach, ein korpulentes Wesen,“ die Bastian beschrieb einen Kreis weit über ihren eigenen ansehbaren Umfang hinaus, „eine ehemalige Theaterfigurantin aus Prenzlau.“

Die Erbsenkette hing auf einmal glatt herab, auf ihrem Gesicht stand unverhülltes Leid. „Er soll übrigens noch eine Unteroffiziersmadame in Potsdam und eine Geliebte in Stralau haben, Annecke heißt sie.“

Benigna dankte ihr.

Sie wußte jetzt, was für Hindernisse vor ihrer Vereinigung mit dem Bruder lagen und mußte sie besiegen, es galt ihre und der Kinder Zukunft! —

⁂ ⁂ ⁂

Wenige Tage später traf sie Onkel Amilius.

Es war in der Potsdamer Straße. Mit bestaubten Schuhen kam er, noch straff ausschreitend, daher, das Gesicht mit dem weißen Schnurrbart geradeaus gerichtet. Auf einmal zuckten seine hellblauen weitsichtigen Augen. Er verlangsamte seinen Schritt. Auf seiner Stirn erschien ein Zucken. Er ging wieder schneller, um dem — Phantom, wie er glaubte, rasch vorbeizukommen. Auf einmal knickte er fast zusammen, blieb stehen und stieß einen unverständlichen Laut hervor.

„Ich bin es, Onkel Amilius,“ sagte sie leise, „Benigna.“

Sein Blick strich über ihr Trauerkleid. Er begriff im Nu. Mußte ja etwas von ihr gehört haben. Er zitterte am ganzen schmalen Körper, fuhr sich über die Stirn, ächzte —

Es war vergessen.

Es war seines Bruders Kind, an dessen Schicksal er selbst Schuld trug.

„Fleur,“ sagte er erschüttert und hielt ihre Hand fest, während die Menschen an ihnen vorüberstreiften und drüben eine Kompagnie Alexander-Grenadiere marschierte, die er verloren musterte.

„Komm, ich wohne hier ganz in der Nähe . . . Friederike . . . nun, wir werden sehen . . .“

Unterwegs erkundigte er sich nach allem. Nach Diez wollte er sich gleich umsehen und Thilo. Er blickte sie von der Seite an und fragte: „Gerade Schlesien . . .?“

„Es traf sich nicht anders,“ sprach sie leise.

Sie hatten das Haus, das fast ganz mit Grün bewachsen war, erreicht. Im Flur zog er sie an sich und küßte sie mit leise zitternden Lippen. Sie spürte dabei seine Verzeihung und wußte, daß sie an ihm einen Helfer gewonnen hatte.

Digitized by Google

Dann führte er sie gefaßt zur Katze.

Die hatte in ihrem Rollstuhl am Fenster gesessen und sie schon gesehen. Hatte sich den Kopf zerbrochen, wer jene Weibsperson an ihres Ämilius' Seite denn sein könnte. Jetzt fuhr sie mit einem kleinen Schrei zusammen und maß Benigna empört.

„Du wagst es —"

Benigna neigte die Stirn und küßte ihr schweigend die Hand. Das Gesicht der Tante war winterapfelartig vertrocknet, aber zu beiden Seiten hingen noch immer die langen Locken. Jetzt wandte sie dem Onkel einen fragend strengen Blick zu, und er beugte sich hastig und küßte sie. Sein vorher belebtes Gesicht wurde alt, leer, verzagt. Etwas an ihm glomm aber fünkchengleich auf, als sie von ihrem Gichtleiden redete, das sich immer mehr dem Herzen näherte. Er wollte gleich nach dem Arzt schicken, richtete sich empor und sah mit fliegendem Blick durch das Zimmer.

Die Wände zeigten pompejanische Tapete und waren teilweise mit Efeu bewachsen. An der einen Seite stand ein Mozartflügel, und darüber hing eine Davidsharfe. Die Tante war mit Kästchenarbeit beschäftigt gewesen und hatte eben Bilder abgezogen, die ihr nicht recht gelungen waren. Neben ihr standen noch immer Schlüsselkorb und Geldbörse, lagen die Almanache und Bücher und stand der Stuhl.

Sie sprach ärgerlich darüber, daß infolge der Cholera die Blutegel so im Preise gestiegen seien. Hatten übrigens mit der Krankheit wenigstens indirekt zu tun gehabt, als ihr Bedienter davon befallen worden war, aber glücklicherweise an dem Tage, an dem er bei seinen Verwandten in Köpenick weilte. Da hatte er nicht mehr wiederzukommen brauchen.

Jetzt begann die Tante an Benigna allerhand grausame Fragen zu stellen. Währenddem ging der Onkel im Zimmer auf und ab. Wie ein uralter, langer, schlanker Schatten glitt er immer vorüber.

Die Tante schalt. Ihr Gesicht wurde zu einer erbarmungslosen Maske. Jetzt sprach sie ein Wort, das traf —

Benigna fuhr lautlos hoch.

Da legte der Onkel ihr die Hand auf die Schulter: „Was du tatest, hast du mit Leiden bezahlt, das sehe ich dir an. Und deine Pflicht wenigstens nachher zu erfüllen gesucht. Ein anderer wird entscheiden, ob deine Schuld gelöscht werden kann. — Deine Kinder sollen jedenfalls nicht darunter leiden."

Die Tante fuhr wütend hoch. „Du bestärkst sie noch darin, daß sie wieder Offiziere werden und alle Komödie von neuem anhebt? Bist du denn nicht selbst derjenige, der alles Soldatentum verwirft?"

Er blickte auf seine bestaubten Schuhe.

„Ja . . . es ist nicht mehr so, wie es war. Lange nicht mehr. Wenn ich an die Zeiten denke, in denen wir aus dem Felde kamen . . . es ist eine große Gnade des Himmels, wenn wir jetzt vom Krieg verschont bleiben, denn wir stehen wieder wie vor Anno sechs."

Benigna sah ihn betroffen an. „Wir haben in Preußen nur noch eine Paradearmee," fuhr er bitter fort, „ich sehe es täglich: die Schablone regiert wieder, die geliebte Egalité, die Schönheit. Die Schande, die wir erlebten, trieb uns in den großen Krieg, und wenn jetzt ein Krieg käme, dann triebe er uns wieder in die Schande."

„Unmöglich," sagte Benigna.

„Es ist so," sprach er. „Wenn ich an den Exerzierplätzen stehe, dann empört sich alles in mir dagegen, daß ich noch lebe . . ."

Er war bei seinem Steckenpferd.

Hatte er nun recht, oder sprachen nur das Unverständnis und die Nörgelei des Alters aus ihm?

Sie dachte an Stephan, wie er damals als junger Offizier pfeifend und summend die Treppe hinabgesprungen war, dachte an die anderen Offiziere um Anno dreizehn: war das wirklich vorbei, war das große Werk schon wieder zerschlagen? Hielt sich Preußen nur noch, weil sich draußen jenseits der Grenzen die Erinnerung an das Einst kräftiger behauptete als im Lande selbst? War das eine unausbleibliche Folge großer Taten: das nachherige Zusammensinken? Sie dachte an die letzten Regierungsjahre des großen Friedrich und an seine Nachfolger: wiederholte sich das jetzt mit unerbittlicher Genauigkeit? Gab es immer nur Höhepunkte, dann . . . Senkungen und dann Niederlagen? Gott verhüte, Niederlagen! Sie dachte an

Digitized by Google

Thilos Begeisterung: so wie er waren viele, so war das beste preußische Blut, das ließ Preußen nicht untergehen!

Schwer und unruhig ging der Atem aller Völker ringsum ... in Preußen war Ruhe. War es die Ruhe des Todes?

Sie faßte des Onkels Hand.

„Gott behüte, so kann es nicht sein. So mühsam kamen wir hoch: wir können doch nicht jetzt schon wieder stürzen!"

„Wir sind schon gestürzt," sagte er finster.

Die Tante begann laut zu jammern.

Als der Onkel sich über sie beugte, schluchzte sie: „Die Gicht steigt zum Herzen, ich fühle es. Es geht zu Ende. Bald, bald bist du befreit, du wartest ja nur darauf ... Nun muß der Professor Reich kommen, das kostet wieder viel ... woher sollen wir das Geld nehmen? Wir leben doch schon vom Kapital."

„Du irrst."

„Doch. Doch, ich weiß es. Wer sollte es denn sonst wissen! — Ämilius, wäre es denn nicht am besten, wenn Benigna nach Schlesien ginge? Bei der Sasterhausen wäre sie doch aufgehoben, die kann etwas für sie tun. Was will sie nur hier? Was soll das? Was ist das für ein Plan? Ämilius," sie packte ihn am Ärmel, „sie bringt Unglück, weißt du denn das nicht? Hat sie dir nicht schon genug davon gebracht? Laß sie nicht wieder sich festsetzen, zeit ihres Lebens hat sie es gewollt ... Ja, die Aufregungen, die bringen mir den Tod."

Benigna war aufgestanden.

„Ich störe dich nicht mehr, Tante."

Der Onkel ging mit ihr hinaus.

„Benigna," sagte er draußen, „fünfzig Jahre, fünfzig Jahre, bedenke das! Er atmete kurz. „Es kann nicht immer so weitergehen, es kann nicht — Ich freue mich, daß du hier bist, Benigna, ich will dir helfen!"

Er griff in die Tasche und holte umständlich zwei Friedrichsdor hervor.

„Für ... Thilo," raunte er, „wird genug für seine Equipierung brauchen!"

Sie küßte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen, Benigna!"

❀ ❀ ❀

Ein Gedanke lag schon lange in Benigna: wenn Thilo in Schlesien ... jemand traf? Irgendeinen, der den Vater gekannt hatte, der da ... wußte? Das war nicht unmöglich. Es war in jeder Sekunde, die sie lebte, möglich, daß ihr Sohn erfuhr, was auf ihr lag.

Nun, dann mußte sie auch das tragen. Wenn er nur nicht daran trug!

Als der Frühling fortschritt, besserte sich auch ihr Befinden. Berlin wirkte nicht mehr so furchtbar auf sie. Auch von Diez kamen allmählich bessere Nachrichten. Onkel Ämilius hatte ihn in voller Uniform besucht. Das hatte in Potsdam Eindruck gemacht. Er mußte von Diez auch einen guten Eindruck empfangen haben, denn er sprach sich befriedigt über ihn aus.

Hans Thurzo war wiederholt mit seinem Plan aufgetaucht. Wenn er sich von seiner Wirtin gelöst hatte, wollte er mit seiner Schwester in Tempelhof ganz ländlich zusammenziehen. Er habe Berlin satt.

In Benigna lebte, da die Sorgen zurückzutreten schienen, Tag und Nacht ein anderer Gedanke.

Marianne Ginstrum.

Marianne —

So nahe waren sie sich unwissentlich gerückt, daß sie vielleicht schon aneinander vorübergegangen waren, ohne sich zu erkennen. Sollte sie es wagen, zu ihr zu gehen? Sollte sie vor die Frau treten, deren Mann sie in den Tod getrieben hatte?

Allerlei Erinnerungen erwachten in Benigna. Nein, nur nicht daran rühren, an nichts rühren ...!

Aber der Gedanke blieb sonderbar wach und drängend in ihr. Nachts, wenn das Herz ruckte und zuckte, war er am wachsten.

Marianne — Was war aus ihr geworden?

An einem Nachmittag trat sie den Weg zu Adelheide Weidlich an.

Die wohnte, wie Hans Thurzo in Erfahrung gebracht hatte, in der Dragonerstraße, drei Treppen hoch.

Sie öffnete ihr selbst und fragte sie wie eine Fremde: „Womit kann ich dienen?"

„Adelheide," sagte Benigna.

Die andere stutzte. Trat näher, sah sie an. Ein Ausdruck von Erschütterung glitt über ihre Züge. „Benigna — mein Gott —"

Die alten Zeiten waren da. Und Adelheide wußte alles. „Komm," sagte sie erstickt und zog Benigna in eine Stube, die

bescheiden und ärmlich ausgestattet war. Am Fenster lagen Näharbeiten.

„Meine Töchter," sagte Adelheide, die beiden jungen Mädchen, die dort beschäftigt gewesen waren, vorstellend, „Auguste hat sich wohl seit damals recht verändert ..."

Benigna erkannte, daß Adelheide noch dasselbe schmale, kühne Gesicht mit den weitsichtigen hellen Augen hatte. Aber zwischen den Brauen stand eine herbe Falte, und die Haut war vollkommen farblos. Etwas von heimlicher Zermürbtheit war über ihr. Die beiden jungen Mädchen erinnerten vollkommen an Philipp Weidlich. Sie sahen bescheiden und anspruchslos aus. Jetzt verließen sie das Zimmer.

„Wir sind im ganzen sechs," erzählte Adelheide auf Benignas Frage. „Seit die Großmutter tot ist, die über zehn Jahre bei uns wohnte. Ein Zwillingspaar starb. Zwischen Auguste und Sidonie ist Franz, der bald kommen wird. Adelheid ist ihm entgegengegangen, er arbeitet in der Kanonierstraße. Mein einziger Sohn. Er ist Maurer."

Durch ihre Augen schoß der kühne Wille.

„Morgens um fünf geht er mit Jacke und Schurzfell angetan zur Arbeit und nimmt sein Frühstück in einem Tüchlein mit, wie es die anderen tun. Er verdient schon sechzehn Taler monatlich und spart davon für die Bauakademie, die er im Winter besuchen wird. Nächstes Jahr geht er auf die Wanderschaft."

„Die beiden Mädchen," fuhr Adelheide fort, „gehen mir tüchtig zur Hand. Sie nähen Kinderkleider und tragen dadurch zur Wirtschaft bei. Die Zeiten sind schwer, Philipps Einkommen bessert sich nicht auf, zudem ist er nicht mehr ganz gesund."

„Und dieses Leben befriedigt dich?" fragte Benigna.

„Da es meinen Mann befriedigt, muß es mir auch genügen," sagte Adelheide, und in ihren Blicken stand Entschlossenheit. „Was ich dir damals sagte, habe ich gehalten, und wenn du meinen Sohn kennen wirst, dann wirst du merken, daß er kein Unbefriedigter ist. Er will keine Himmel stürmen und verwirrt sich nicht mit Gedanken an Unmöglichkeiten. Er unterstützt uns schon, und sein Ehrgeiz geht dahin, einstmals ein tüchtiger Meister zu werden."

„Hörst du noch von deinen Verwandten?" fragte Benigna.

„Constances Mann ist Gerichtsdirektor in Ratibor. Olga hat einen Hauptmann von Ziegler und Emma einen österreichischen Baron Cremm-Wiesental geheiratet. Sie hat die beste Karriere gemacht."

„Und deine Brüder?"

„Der eine ist Major vom Platz in Küstrin, und der andere hat ein Regiment in Glogau."

Sie wandte den Kopf. Die jungen Mädchen erschienen wieder, Auguste trug eine zierliche Lacktablette mit Geschirr, Milchbroten und Butter.

Dahinter folgten Franz, der eben von der Arbeit gekommen war, und eine anmutige Kleine, deren Anblick Benigna überraschte. Sie hatte kein Boothsches Gesicht und auch nicht Philipps Züge, aber es war, als hätte sie von den beiden das Beste.

Das war Adelheid Weidlich.

Franz begrüßte Benigna in guter Haltung. Trug sich stattlich mit langem, olivgrünem Überrock, seidener Weste und dunkelgrünen Beinkleidern. Seine Hände freilich waren beschunden und bestoßen. Man nahm am Kaffeetische Platz und sprach von Neiße, an das keins der Kinder eine Erinnerung hatte. Franz meinte aber, daß er auf der Wanderschaft dahin kommen werde. Der Maurerei zuliebe hatte er leider seine Lieblingspassion, das Flötenspiel, aufgeben müssen, da sein immer erkälteter Hals es nicht vertrug.

Als größte Neuigkeit erzählte er, daß die Fontäne am Neuen Museum, deren Bau eingestellt worden war, nun ausgebaut werden sollte, was die Berliner als Zeichen aufnahmen, daß kein Krieg kommen werde.

Gegen acht Uhr kam der Registrator. Nichts an ihm verriet mehr den Offizier. Er war ganz und gar der kleine, ein wenig gebückte und etwas gallige Beamte, zeigte sich aber ohne alle Komödie seinen Angehörigen gegenüber bescheiden und gut.

Benigna schwindelte es, wenn sie bedachte, daß Adelheide von Booth in dieser Mitte ihr Leben ohne Revolte, ohne Aufbegehren verbrachte.

Zum Schluß ergab sich aber etwas Merkwürdiges. Die junge Adelheid ging an den kleinen Flügel und sang, indem sie sich

Digitized by Google

selbst begleitete, eine französische Romanze. Sie nahm Stunden und war, trotzdem sie noch ein Kind war, vor kurzem schon vor dem König und dem Publikum im Schauspielhaus als Sängerin aufgetreten. Rellstab hatte sie glänzend beurteilt.

Man prophezeite ihr eine große Zukunft.

Benigna sah Adelheidens Blicke mit heimlicher Vergötterung auf diesem Kinde ruhen. Sie wußte nun, wie die Hoffnungen der Freundin lagen.

Es war ihr wie eine Erlösung. Ja, edles Blut läßt sich nicht unterdrücken. Einmal schießt es immer wieder empor. Einmal muß es wieder an den Tag. Und wenn kein anderer Weg dazu vorhanden ist, dann flüchtet es sich in die Kunst.

⁂

Marianne Ginstrum wohnte in der alten Schönhauser Straße.

Benigna hatte erst lange gesucht. Man wies sie da- und dorthin und immer verkehrt. Mit zitternden Knien und trockenen Lippen erstieg sie Treppe auf Treppe, um oben wieder umzukehren. Sie suchte bis ans Ende der Straße und begann wieder von neuem. Es war ihr, als würde sie in Ewigkeit so herumirren, um Marianne Ginstrum zu suchen. Oder als hätte sie das längst geträumt — — In einer Plättstube erfuhr sie endlich die Nummer.

Das Haus war stockfinster und von einem üblen Geruch erfüllt. Der Name an der Tür ließ sich nur mit Mühe entziffern. Benigna fiel ein, wie sie vor der Neißer Tür gestanden hatte. Schauer überliefen sie. Da stand es: von Ginstrum.

Die Tür wurde ihr von einem Gardedragoner geöffnet. Er stand etwas überhoch da und musterte sie mit Zurückhaltung. Ihr Herz setzte jäh aus. ‚Alexander,‘ fuhr es ihr jäh durch den Sinn. ‚Alexander!‘

Hatte sie es laut gesagt?

„Alexander von Ginstrum,“ sagte der Leutnant und blickte sie forschender an. Er schien eine Verwandte in ihr zu vermuten. Führte sie hinein.

Ein finsterer und enger Flur, viel elender als bei Adelheide. Dann eine Berliner Stube, in der eine lange Tafel stand, auf der der neueste Prunk der Frühjahrsmode lag: Hauben, Bonnets, Mützen, Glanzhüte. Dahinter fuhr eine untersetzte Frau auf, die Benigna in dem Augenblick an die Körfgen erinnerte, an die Frau des Pfarrers dort am Rhein. Das robuste Gesicht mit den roten Backen und den dunklen Augen, der kleinen stumpfen Nase, dem Doppelkinn, die breiten Schultern mit den stämmigen Armen: das war Marianne.

Die Frau stand plötzlich kerzengerade. Ein italienischer Hut, den sie gehalten hatte, stürzte zu Boden. Der Leutnant sprang hinzu, um ihn aufzuheben, sie wies ihn mit einer Bewegung fort und sagte in einem merkwürdigen halben, klanglosen Tone zu ihm: „Laß uns allein!“

Beide blickten ihm nach, wie er durch die Nebentür verschwand.

Beide dachten: ‚Alexander — —‘

Dann schauten sie sich an.

Marianne fuhr mit den Fingern unruhig durch den Kram auf dem Tisch, besann sich dann wieder und suchte ihn zu ordnen. Ihre Finger bogen sich mechanisch und legten eine Rüsche um einen rosenfarbenen Mädchenhut aus Moireepapier.

„Ich kam zu dir, Marianne —“ begann Benigna.

Draußen scholl die Tür, der Leutnant war gegangen.

Drüben stand Alexanders Bücherschrank. Und über dem Schreibbureau, an dem er so oft gesessen, hing groß sein Bild.

Benigna starrte es an und wurde kreideweiß. Er war es. Sie sah Tage und Stunden und einen Nachmittag voll Schnee. Barmherziger Gott — — —

Die Ginstrum sah sie mit glühenden Augen an.

„Wozu? Was willst du?“

„Marianne, ich will — — —“

„Du änderst nichts,“ sagte Marianne anscheinend ruhig, während sie sich noch immer an den Sachen zu schaffen machte. „Du hast ihn mir genommen. Sieh ihn dir nur an. Er gehört dir ja. — — Ich habe nichts. Nur meine zwei Söhne — und sieben wollt' ich — — sieben!“ Sie kam um den Tisch herum, und Benigna erkannte plötzlich das wilde Feuer in ihren Augen. „Sieben wollt' ich haben und hätte sie gehabt!“ Sie fuhr sich mit den Händen über den Leib. „Hier sitze ich nun, im größten Elend, und arbeite für meine Söhne, damit sie nicht an der Torheit ihres Vaters zugrunde gehen. Ich arbeite aus

allen Kräften, um ihnen über das Unglück eines vaterlosen Lebens hinwegzuhelfen. Keiner darf davon wissen! Aber wer gibt mir etwas? Hundert Taler Pension habe ich. Der Ginstrum in Königsberg hat mit seinen Söhnen zu tun. An den Grafen Treschin habe ich geschrieben, mehr wie einmal: er hat mir nie geantwortet. Auf seinen Tod habe ich gehofft und gedacht: vielleicht ist da ein Testament, vielleicht hat er noch zu guter Letzt an sein nächstes Blut gedacht: hier ist der Wisch vom Gericht, Alexander brachte ihn eben: einen Barbier in Neiße hat er bedacht!"

Draußen an der Entreetür hatte es wiederholt gepocht. Marianne ging endlich hinaus. Man hörte sie laut und energisch reden. Geld hätte sie jetzt nicht. Die Kundschaft ließe sie ja auch warten. Man sollte sie gefälligst in Frieden lassen. Sie schlug die Tür zu.

Dann kehrte sie zurück.

Benignas Glieder zitterten. Ihr Herz tat dann und wann einen dunklen Sprung.

„Marianne, ich kam — —"

Die Blicke der anderen liefen über ihre Gestalt.

„Deiner hat dir ja verziehen," schrie sie voller Verachtung, „was willst du bei mir? Was suchst du bei mir? Sind wir im Theater? Glaubst du, ich könnte vergessen? Würdest du vergessen? In meinem Sohne sehe ich täglich vor mir, was du mir genommen hast, in meinem elenden Leben sehe ich's, in meinem Blute fühle ich's — — Und du bildest dir ein, ich würde dir verzeihen? Und ... Alexander hätte dir verziehen in seiner letzten Stunde dort am ... Wall? Geflucht habe ich dir schon und fluchen würde ich dir immer, und er ... er hat ... dir ... auch ... geflucht ... Ich weiß es! Und meine Söhne werden weiterkommen und die deinen sollen zugrunde gehen ... Ich verfluche sie, habe sie auch schon lange verflucht ..."

Benigna wandte sich ab und ging.

Draußen vor der Tür stieß sie mit Hans Thurzo zusammen.

Er stutzte sehr, dann behauptete er, daß er dieses merkwürdige Zusammentreffen gestern vorgeahnt habe. Seit einiger Zeit gäbe er etwas auf Ahnungen. Im übrigen hätte er nur zur Ginstrum gewollt, um eine Haube seiner Wirtschafterin, der dicken Bartheln, abzuholen, zöge es jetzt aber vor, den Rückzug anzutreten.

„Ich nehme an, daß sie nicht in sehr liebenswürdiger Laune sein wird." Er sah sie an. „Was sollte das? Was bezwecktest du? Dachtest du —?" Er schüttelte den Kopf. „Die läßt sich nicht versöhnen. Aus Pappe ist die nicht. Rasse hat sie, Blut hat sie in sich. Die wird dir noch fluchen, wenn sie dir in der Ewigkeit begegnet." Er lachte wieder. „Begegne ihr lieber nicht."

Er war sehr in Gedanken.

Dadurch schrak sie aus ihrer Erschütterung auf. Was hatte ihn zu Marianne getrieben? Nur diese sogenannte Bestellung seiner Geliebten? Hatte er nicht vorzeiten eine gewisse Neigung zu Marianne gehabt?

Sie mußte an das denken, was ihr die Mechthild über seine verschiedenen Passionen angedeutet hatte. Es war undenkbar, daß da noch etwas anderes — — —

Nein, es war undenkbar. Der Major sprach es jetzt aus, daß ihn nur das väterliche Interesse für die phänomenale Begabung des jungen Alexanders wieder auf Marianne gebracht habe. Von allenthalben hörte man des Leutnants Lob. Er lerne russisch, italienisch und werde bald auf Kriegsschule kommen. Sei ernsthaft und viel fester als der Vater. Man prophezeite ihm eine große Karriere.

„Und der jüngere Sohn?" fragte sie.

„Der Fritz? In dem schlägt, wie es scheint, etwas Treschiner Blut durch. Ist ein rechter Schlingel, so jung er ist. Wird sich wohl noch lange als Fähnrich vergnügen können."

„Wo steht er?" fragte sie.

„Bei der Infanterie in Schlesien," sagte der Bruder, während er leicht, elegant und wieder beruhigt neben ihr schritt. „Während der Cholera hat das Regiment im Grünbergschen kantonniert. Jetzt ist es wieder nach Oberschlesien zurück. Nach —"

Und er nannte ihr den Ort, an dem Thilo jetzt weilte.

❧ ❧ ❧

Der Dienst fiel Thilo Andrä nicht schwer. Als Reitersohn war er mit Reiten und Pferden wohlvertraut. Und auch alles andere, was sich als regelmäßige Folge

Digitized by Google

preußischen Dienstes ergab, war ihm wie schon längst erlebt. Der Ton war freilich anders als in Schwaben und am Rhein. Am Rhein war man auch grob, aber hier spürte man in aller Derbschlächtigkeit schon etwas von Rußland. Wie ein Schatten fiel es über die nahe Grenze, es kam herüber wie der Wudki und wie die Cholera herübergekommen waren. Sein Wachtmeister bevorzugte ihn mit einer gewissen Aufmerksamkeit, die freilich noch nicht allen Vorbehalt verloren hatte; ein Kamerad, der mit ihm zusammen eingetreten war, ein Amtmannssohn aus Birnbäumel, mit Namen Hellwege, beneidete ihn schon kräftig. Als er von der hochadligen Verwandtschaft Thilos erfahren hatte, fand er alle Gunst erklärlich. Er nannte ihn „Treschin" und erzählte ihm allerhand vom Volk verdrehte Historien dieses Geschlechts. Ein dritter Junker, von Thedau, hielt sich von den beiden etwas zurück. Es war auch noch ein anderer vorhanden, über den viel gewitzelt wurde, ein gewisser Martin, der Sohn eines verarmten Gutsbesitzers, der sich schon seit sieben Jahren vergeblich um das Offiziersexamen bemühte.

Die Unterhaltung in der Garnison drehte sich in der ersten Zeit immer noch um die Cholera, und die unglaublichsten und merkwürdigsten Geschichten wurden nun, da die Gefahr im allgemeinen vorüber war, belacht. In Thilos Eskadron stand ein Premierleutnant Ulrich von Clermont, den man nur den Choleraleutnant nannte. Es war ein langer, sehr dunkler und gelber Mensch, der aussah wie eine Wettertanne aus den oberschlesischen Wäldern, rauh und verheert. Der hatte sich, als die Gefahr nahte, verzweifelt an den schlesischen Choleralikör gehalten, den ein Gescheiter erfunden hatte, und war, als er sich doch angesteckt fühlte, auf seinem Blauschimmel wie ein Toller stundenlang die Oder entlang gerast. Schließlich hatte man ihn besinnungslos in der Nähe des großen Flutwehres gefunden und im Lazarett abgeliefert. Der Blauschimmel war krepiert, der Premierleutnant aber gesund geworden und hielt sich noch immer an den Likör. Ein anderer Offizier war gestorben, ebenso einige Ulanen.

Die Stadt war früher Festung gewesen. Jetzt waren die Wälle geschleift. Außer den Ulanen befand sich noch ein ganzes Regiment Infanterie darin.

Die Reiter lagen in einem alten Karmeliterkloster in der ‚polnischen Vorstadt', die Infanterie im sogenannten ‚Hasselort', einer besseren Gegend, die Füsiliere wurden danach von den Reitern die Hasselmänner genannt, und die riefen den Kameraden den alten Spottnamen aus den Freiheitskriegen nach: „Heurich! Die Heuriche!"

Die Offiziere verkehrten verträglich im „Schwarzen Adler" am Ringe, dem einzigen besseren Gasthof der Stadt. Der Verkehr in der Umgegend war nicht allzu ergiebig.

Einer der Ulanenoffiziere, ein Major von Jeschke, schien Thilo auch ein besonderes Interesse zuzuwenden. Dessen Phantasie ging natürlich gleich hoch: vielleicht war der Major mit der Mutter verwandt!

Im allgemeinen achtete sonst keiner weiter auf ihn. Selbst mit Oskar kam er nun, da sie in verschiedenen Eskadronen standen, selten zusammen, und der Oberst, ein vornehmer, reservierter Herr, hatte ihn nur gleichgültig und kühl gemustert. Er hatte dem rheinischen Vetter den Gefallen getan, damit gut. Im übrigen ging er, soeben verwitwet, schon wieder auf Freiersfüßen, und zwar hatte er sein Augenmerk auf die Tochter eines der größten schlesischen Magnaten gerichtet, und die Offiziere schlossen Wetten untereinander ab, ob er die Komtesse wirklich bekommen werde.

Der Oberst des Infanterieregiments, von Bernadel, war Junggeselle. Er ging auch nicht auf Freiersfüßen, sondern war in den festen Händen seiner Wirtschafterin, Tine genannt. Man sagte, daß ein Leutnant, der Urlaub haben wollte, ihn unbedingt erreichte, wenn Tine von dessen Notwendigkeit überzeugt war. Und sie war eine wohlwollende Mutter des Regiments. Von Bernadel war schon vierzig Jahre im Dienst und stand über dreißig Jahre in der Stadt. Er kannte jeden Menschen und führte von seiner Wohnung, die am Ring an der Ecke beim ‚Heiligen Florian' belegen war, eine genaue Kontrolle über die Bewohner, indem er Abend für Abend mit der Pfeife im Mund aus dem Fenster sah.

Digitized by Google

Stilleben
Gemälde von Ludwig Muhrmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Die halb polnische Bürgerschaft zeigte den Soldaten das Wohlwollen, das sich im Laufe der Zeit doch eingebürgert hatte, und es gab schon viele junge Polen, in deren Familien es sich bereits vererbte, in diesem oder jenem Regiment zu dienen.

Der Dienst war freilich, wenigstens für die Offiziere, nicht anstrengend. Es waren genug davon da. Die älteren taten den Dienst, die jüngeren sahen zu. Viele hatten allerhand Nebenpassionen. Neben dem Choleraleutnant gab es in Thilos Eskadron noch den Bücherleutnant, Herrn von Holtmann, der sich in freien Zeiten der schönen Literatur widmete, und von Raschewitz, den Blumenleutnant. Er hatte im ehemaligen Wallgebiet einen hübschen bunten Garten gepachtet, und dort konnte man ihn oft ganz unmilitärisch mit Gießkanne und Schere hantieren sehen.

Jung war keiner von diesen Offizieren. Was Leutnant hieß, klirrte nicht immer feurig durch die Stadt, sondern ging bedächtig, wie reife Männer schreiten, und war mit den Hoffnungen seines Lebens fertig. Da waren noch zwei Hundecks im Regiment. Nicht etwa Brüder oder Vettern, sondern Vater und Sohn. Der Sohn war seit einem halben Jahre Leutnant, und der Vater war es noch immer. Seit dem Krieg. Die Alten gingen nicht ab, und die Jungen rückten nach. So war inmitten eine große Stagnation.

Major von Jeschke wohnte ebenfalls am Ringe im Hause des Fleischers Robowski. Er war unvermögend und hätte seine Braut, ein armes adliges Fräulein, nicht heimführen können, wenn sich damals der polnische Fleischermeister nicht seiner erbarmt und ihm die Kaution ohne unbilligen Zins gegeben hätte. Jeschke hatte eine Zeitlang bei der Artillerie in Neiße gestanden, war aber auf seinen Wunsch wieder zu den heimatlichen Ulanen zurückversetzt worden.

Im Regiment Bernadel trug sich in diesem Frühjahr eine romantische Geschichte zu. Ein Kapitän, jung verheiratet, hatte sich beim Versuch, einen sehr unbändigen Rappen zu bändigen, das Genick gebrochen. Am Begräbnistage hatte sich der Fähnrich von Ginstrum den Gaul ausgebeten und war mit ihm auf die Oderwiesen hinausgeritten. Als alles am offenen Grabe stand, war er auf dem Tier fern am Waldrand erschienen und hatte es dann während der Trauerrede des Pfarrers, langsam und vollkommen gebändigt, am Kirchhofszaun auf und nieder geritten. Jetzt war die Stadt voll von dem Abenteuer.

Thilo war am Abend mit seinem Kameraden Hellwege in den „Schwarzen Adler" gegangen.

Hinter der Wirtschaft lag das Grab eines alten fritzischen Generals, der lange in der Stadt gelebt hatte und mit des Königs Erlaubnis in seinem Garten begraben worden war. Haus und Garten waren lange verschwunden, das Grab war geblieben, und die Kegelbahn des Adlerwirtes führte bis dicht daran. Abend für Abend donnerten dem Alten, dem viele Kugeln um die Ohren geflogen waren, die Kegelkugeln der Offiziere ans Grab.

So war es auch an diesem Abend.

Nach und nach kamen die Kegler aber ins Haus, und eben trat auch der Fähnrich von Ginstrum mit einigen Freunden zur Tür herein. War sofort umdrängt, und zwischen allen Komplimenten hörte man die lässige und etwas triumphierende Stimme des Junkers. Die Herren sammelten sich um einen Tisch in der Ecke, und man bestellte ungarischen Champagner, der augenblicklich besonders in Mode war, und von dem die Bouteille einen Taler und zehn Silbergroschen kostete.

Man sprach über das Verhalten der nach Preußen übergetretenen polnischen Aufständischen und über die Deputation aus dem Königreich Polen, die dem Zaren für die allergnädigste Verzeihung gedankt hatte, und kam schließlich wieder auf die Cholera, obgleich von damals her noch ein vergilbtes Plakat an der Wand hing, das einer der Majore geschrieben hatte: „On ne parlera pas de Cholera!" Im ‚Grünen Polacken' am Stadtgraben hatte man heute die in der Seuchenzeit gebrauchten Utensilien, Laken, Strohpolster, Hemden und Pantoffeln durch den Auktionator Görlich meistbietend versteigert.

Beim Exerzierhause fand morgen noch eine andere Versteigerung statt. Einige Herren ließen ihre während der kritischen Zeit, da der Krieg nahe schien, angeschafften Sachen, wie Sättel, Packzeuge, verauktionieren . . .

Digitized by Google

Des jungen Ginstrum Blick flirrte öfters zu Thilo hinüber. Er hatte ihn immer vollkommen übersehen, und doch verlor Thilo auch bei ihm nicht das Bewußtsein: ‚Dieser weiß etwas von dir, du bist ihm nicht fremd . . .‘

Den Namen Ginstrum hatte er ja von der Mutter gehört. Hatte auch ein Bild gesehen. Was war doch mit dem . . .?

Einmal hatte er durch Oskar Gohlau eine Erkundigung versucht. Der schien aber vollkommen vergessen zu haben.

Nach einer Weile bemerkte Clermont die beiden Junker in der anderen Ecke und winkte sie heran. Gnädig und unter einigen Witzen wurden sie placiert, Thilo fing dabei wieder einen schrägen Blick von Ginstrum auf.

Der sprach plötzlich in auffälligem Tone von Neiße. Major von Jeschke schwieg dazu, blickte Thilo aber an, als ob er ihn warnen wollte. Als das Gespräch aber an Neiße hängen blieb, konnte sich Thilo nicht bezwingen, sondern fragte in einer Gesprächspause, während er die eigentümlich erregten Gedanken seines Gegenübers deutlich spürte: „Sollten unsere Familien nicht verwandt sein, Herr Kamerad?“

Ginstrum sah ihn nur aus achatdunklen Augen groß an.

Jeschke wandte sich mit einer Frage an Thilo und hielt ihn fest. Es ging wieder um Pferde. Fritz Ginstrums Gesicht glühte noch mehr auf, Flammen zuckten darüber hin, und aus allem was er sagte, klang der Wunsch, Reiter zu sein, Pferde zu haben, nicht bei dieser elenden Infanterie zu versauern!

Jeschke stand schließlich auf und gab den beiden Fähnrichen einen deutlichen Wink, sich auch zu empfehlen. „Der Dienst fängt morgen zeitig an! Und dieser Champagner macht den Kopf recht trübe!“

Thilo und Hellwege sprangen pflichtgemäß auf, ebenso einige andere Offiziere. Es gab ein kleines Durcheinander.

In dem Augenblick drängte sich Fritz von Ginstrum an Thilo heran.

Kurz und heiser sagte er: „Wollen Verwandtschaft wissen, Junker? Ist eine da, ja, . . . ja. Ihr Vater erschoß den meinen im Duell. Das ist Verwandtschaft, haha . . .“

Thilo schrieb noch in derselben Nacht an die Mutter und bat um Aufklärung.

Benigna empfing den Brief in einer Stimmung, die ihn gleichsam vorher geahnt hatte. Die Sorgen stürzten doppelt auf sie ein, denn der Brief enthielt auch die ihr nun schon geläufige Bitte um Geld. Sie hatte Thilo des Onkels Geschenk gesandt. Ihr eigenes Vermögen ging dem Ende zu.

Madame Findeklee verstand Rechnungen zu machen. Jeder Dienst und jeder Handgriff mußten besonders bezahlt werden, und nun war auch die Rechnung des Arztes da, den Benigna für ihr Herzleiden hatte befragen müssen. Er hatte ihr dringend das Fortgehen von Berlin angeraten.

Eine Weile war es ja besser gegangen. Aber jetzt . . . wie das Blut durch die Adern sauste und wie der Puls stieß und aussetzte —

— Nun war es geschehen. Das Schicksal ist nicht blind. Nein, es führt saubere Rechnung. Es schiebt, wenn es schieben will, bringt die Menschen zusammen, wenn es zerschmettern will ... Nein, nichts verrinnt, nichts wird in der Stille gebüßt, alles verlangt seine laute Begleichung, der Tag kommt, mit ihm das Gericht.

In der Nacht bekam sie einen Herzanfall, wie er noch nie gewesen war. Am Morgen schickte sie nach Onkel Ämilius. Er kam bald und hatte plötzlich die Überlegenheit eines vollkommen gesunden Alten gegenüber der Gebrechlichkeit jüngerer Jahre. Brachte sie auf den Gedanken, daß Thilo, wenn er Leutnant war, eine Versetzung nach Berlin versuchen sollte. Was er an Verbindungen besaß ... wollte er dafür in Anspruch nehmen. Dann war Thilo hier, bei ihr . . .

Ihr Herz beruhigte sich etwas, sie klammerte sich an die Aussicht: oh, wenn Thilo hier war, dann war alles gut ... niemand würde zwischen sie treten . . .!

Sie schrieb dem Sohn davon.

„Wenn wir uns wiedersehen, wird nichts zwischen uns kommen können. Halte Dich gut, daß dieses Ziel bald erreicht wird. Ich lebe ja nur noch darauf hin. Wenn ich hier einen Ulanen sehe, klopft mein Herz, und ich beneide die Lüfte, die frei und fessellos jener Gegend zueilen können, in der Du weilst. Dann wird meine Sehn-

sucht nach Dir immer stärker und das volkreiche Berlin immer einsamer . . ."

Auf seine Frage sagte sie kein Wort.

Onkel Ämilius war jetzt sehr hoffnungsvoll. Mit der Katze stand es wirklich schlecht. —

An einem Juliabend saß Benigna noch auf, im Grübeln über Thilo, der auf den Brief noch nicht geantwortet hatte. Da kam ein Schritt die Straße entlang und verlor sich im Hause. Onkel Ämilius war heute früh schon dagewesen. Was wollte er jetzt? Sie horchte atemlos. Ihr Herz begann zu schlagen.

Rasch kam er herein. Seine Augen funkelten ihr entgegen, ein altes, ein Jugendfeuer war es. Wie eine Last war es von ihm abgefallen, er war viel größer, viel geschmeidiger . . . war er wirklich fast achtzig Jahre? Sein versäumtes Leben holte ihn ein: da war es. Er hatte es.

Jede Maske war von ihm gefallen.

„Benigna, der Professor hat mir vorhin ..." etwas erschütterte ihn, „es kann nicht mehr lange dauern. Nur Tage noch . . . Tage . . . Die Gicht steigt zum Herzen. Es gibt keine Rettung mehr." Er atmete hastig. „Ich habe ihr noch Ärzte bestellt, aber was können die machen?" Er ging ans Fenster und starrte ins Abendrot.

„Sie wird sterben. Die Gicht steigt. Und ich . . . und ich — bin frei . . . Benigna, du weißt ja nicht, was ich ausgestanden habe, was für ein Leben das war: Immer gefangen. Immer gefangen. Nun fällt die Kette. — Benigna, dann mußt du mit mir ziehen, wir wohnen dann irgendwo ganz im Grünen, ich will dir dann endlich Vater sein . . . Und deine Söhne werden mich beerben. Ich bin noch gesund, ein paar Jahre werden es noch sein. Nur ein paar Jahre ... die will ich noch haben ..."

Sie faßte ihn am Arm.

„Du regst dich auf."

„Benigna," schluchzte er halb.

Dann griff er in die Tasche und zog ein paar Tazetten hervor, halb verwelkt, dunkelrote.

„Sie sind nicht mehr schön. Ich riß sie im letzten Augenblicke ab. Für dich . . ."

Es wurde still.

Er stand neben ihr, und, ihre Hand haltend, bog er sein Gesicht zu ihr.

„Ruhen ach, ruhen will ich, endlich einmal . . . Ich habe diese Frau nie geliebt. Das war die Strafe. Ein ganzes Leben lang war die Strafe. Fünfzig Jahre, Benigna."

Das Abendrot hinter den Dächern verging etwas. Irgendwo quakten Frösche.

Die Nacht nahte. Da ging er.

Beniga blieb lange am Fenster sitzen, die welken Tazetten in der Hand. Ihr Herz wurde langsam frei.

Sternbild an Sternbild zog am Himmel auf.

Sie schlief ganz ruhig und erwachte in der Frühe durch Trommeln und Pfeifen. Die Alexandergrenadiere marschierten vorbei.

Gegen elf Uhr klang eine heftige, laute Stimme draußen. Die Tür fuhr auf, und Benigna zuckte zurück: Marianne.

Ja, Marianne.

Sie hatte den Hut lässig aufgestülpt, ihr Gesicht war unheimlich in einem düsteren und wilden Triumph. ‚La bête' —

„Benigna!"

Der war die wahnsinnige Erinnerung an Thilos letzten Brief gekommen. Jetzt mußte ihr Sohn mit Ginstrum zusammengeraten sein — oder war er schon — barmherziger Gott! — war er schon tot —?

Sie stürzte auf Marianne los und schrie: „Töte mich nicht! Sage mir, was mit Thilo ist?"

Das böse Feuer in Mariannes Augen ließ nach, etwas wie Überraschung und betroffenes Erinnern erschien flüchtig darin. Dann kam von neuem der Triumph. Sie wandte sich rasch zu ihr und sagte: „Mit dem Onkel ist etwas. Mit deinem Onkel Ämilius. Ich wüßte es ja nicht, wenn nicht Leute aus unserem Hause ihn gefunden hätten, in der Nacht, beim Potsdamer Tor. Er war tot. Herzschlag. Soll sich zu sehr gefreut haben." Sie sah Benigna in die Augen. „Freude tötet auch ... er wird dir nicht mehr helfen, die Katz von Gandern — — "

Sie richtete sich hoch auf und schrie: „Die Katz von Gandern bekommen das ganze Geld! Du kannst betteln gehen! Und deine Söhne auch!"

Sie ging.

Benigna war doch ruhiger, als sie gedacht hatte. Kleidete sich zum Ausgehen an und suchte die Wohnung des Onkels.

Digitized by Google

Die Alexandergrenadiere begegneten ihr wieder mit Trommeln und Pfeifen.

Einmal dachte sie noch an einen Irrtum, aber in der Haustür kam ihr schon ein Pastor entgegen und grüßte mit Trauermiene.

Aus der Wohnstube mit der pompejanischen Tapete erscholl die quäkende Altweiberstimme der Tante, halb weinend, halb empört. Benigna sah sie in ihrem Rollstuhl wie seit fünfzig Jahren sitzen, mit Haube und Schal, den Almanachen und dem Schlüsselkorb und dem Stuhl neben sich. Nur Ämilius war nicht mehr da. Auf Benigna warf sie nur einen einzigen Blick, ohne ihren Gruß zu erwidern.

Benigna trat in das Hinterzimmer und sah den Toten auf seinem Bette liegen, in der Uniform, die er damals um ihretwillen ausgezogen hatte. Sein Gesicht hatte die fahle Farbe der vollkommenen Resignation und verriet nicht, was sein Empfinden gewesen war, als der Tod, den er so rasend herbeigewünscht hatte, aus einem Freund zum Feind geworden und die Sense an ihn selbst gelegt hatte.

Benigna saß ein paar Augenblicke still. In ihrem Herzen schien sich etwas Merkwürdiges zu vollziehen.

Es hatte kein Jagen mehr, sondern — Stille.

Erlösung war es nicht. Auch nicht Frieden. „Aber — Stille.

Mit eiskalten Gliedern trat sie in den vormittagswarmen Garten, brach einige der dunkelroten Tazetten und legte sie dem Onkel zwischen die welken Hände.

⌘ ⌘ ⌘

Benigna hatte Thilo den Tod des Onkels mitgeteilt, aber, um ihn zu beruhigen, hinzugefügt, daß damit noch nicht alle Hoffnungen aufhörten. Die Versetzung werde auch ohne Onkels Hilfe erreicht werden, und Hans Thurzo werde ihr beistehen. Was nun die Ginstrums anbeträfe, sie kam jetzt auf die Angelegenheit zurück, so sei da eine alte Feindschaft vorhanden, die Thilo um keinen Preis wieder aufrühren sollte. Er solle den Fähnrich meiden.

Diez kam aus dem Kadettenkorps auf Sommerferien. Er war nicht mehr der alte, offenherzige Junge, sondern hatte sichtlich Haltung und etwas kühle Verschlossenheit gewonnen, die auch der Mutter gegenüber nicht ganz nachließ. War sehr darauf gerichtet, mit der Verwandtschaft gute Fühlung zu haben, und einigermaßen enttäuscht, daß ihm kein anderes Ferienheim geboten werden konnte als die chambre garnie der Mutter bei der Findeklee. Vom Rhein und vom Vater sprach er fast gar nicht mehr, desto interessierter aber von oncle Hans Thurzo, der ihn doch einmal in der Gardeuniform besuchen solle, und von — Tante Mechthild. Wußte es durchzusetzen, daß Benigna mit ihm zu ihr ging; er hegte wohl die heimliche Hoffnung, daß sie ihn nach Smolltitz einladen werde.

Bevor sie in die Französische Straße einbogen, begegnete ihnen Alexander von Ginstrum. Er grüßte Benigna. Der Sohn Mariannens grüßte sie, wie sein Vater gegrüßt hatte, nicht fremd, nicht gleichgültig, nicht feindselig, sondern mit jener eigentümlichen Bewegung, die sein Vater dabei für sie gehabt hatte, wenn er sich auf gar nichts anderes einlassen konnte als auf einen herzlichen und warmen Gruß.

Alexander, der Sohn Mariannens ...?

Und Diez war freudig aufgeregt und erzählte ihr, daß Ginstrum in Potsdam gewesen sei. Es hatte fast den Anschein, als ob er sich nach ihm allein habe erkundigen wollen. Er hatte ihn losgebeten und war mit ihm nach Sanssouci gewandert. Ja, diesmal hatte der kleine Diez Sanssouci wirklich gesehen und das einsamste Hohenzollerntum an der Seite des jungen Offiziers gespürt! Immer mehr plapperte er: die anderen hätten geguckt, wie der Gardedragoner gekommen sei: man kannte Ginstrum auch hier.

Benigna hörte erst wie betäubt zu und begann dann zu forschen: wonach hätte der Leutnant denn gefragt? Nun, vor allem nach ihm, ob er Heimweh habe und wie er sich zurechtfände, und hatte von seiner eigenen Kadettenzeit erzählt. Er habe auch eine Freistelle gehabt. Dann hätte es sich aber auch nach Thilo erkundigt, von dem er schon zu wissen schien und einmal auch eine kurze Frage nach ihr gestellt.

Wie sonderbar war das?

Der eine Bruder so, der andere ...?

Konnte er denn wissen?

Nein. Unmöglich. Alles nicht. Aber etwas mußte ihn treiben, vielleicht etwas Unbewußtes, vielleicht ... barmherziger

Digitized by Google

Gott! ... vielleicht die Stimme, nach der sie so lange Jahre in Qualen vergeblich gelauscht hatte. Vielleicht klang die in ihm.

‚Alexander,‘ dachte sie.

Sie erinnerte sich nun noch, daß auch Onkel Ämilius den Namen des Leutnants einmal erwähnt hatte, auch bei ihm war er einmal gewesen.

Wie seltsam!

Die Muhme war kurz vor der Abreise. Die Koffer waren schon gepackt, der Reisewagen und die Schwester des Generals von Thiele zur Fahrt bereits gerüstet. In Smolltitz würden sie dann noch zwei Komtessen Sasterhausen besuchen.

Den kleinen Kadetten betrachtete sie gleichgültig. Aber ein Blick zuckte einmal zu Benigna hin: das war wieder Neid, Neid ...!

Benigna ging mit Diez.

Nun wollte sie Hans Thurzo aufsuchen.

Das Haus in der Dresdener Straße war alt, noch aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, und hatte über der Etage nur ein langes, geschwärztes Ziegeldach. Die Wirtin, die Bartheln, wollte sie nicht hineinlassen. Mit breit gestemmten Armen sagte sie in einem gemeinen Tone: „Nee, nee, is nich. Een vor allemal nich. Da kennte jede kommen.“

„Ich bin die Schwester des Herrn Majors.“

„Hat ville Schwestern.“

„Ich wünsche eingelassen zu werden!“

Benignas Stimme schnellte hoch auf und wurde Befehl. Sie spürte, wie ein pirschender Schritt näher kam. Die Dicke verschwand hinter der Tür, deren Flügel sie plötzlich geschickt zudrückte. Drinnen ging Flüstern hin und her.

„Hans Thurzo!“ rief Benigna.

Nach einigen Minuten öffnete sich die Tür, und der Major schaute sie unwillig an.

„Du, Benigna — —“

„Störe ich —?“

Er schwieg eine Sekunde. In seinem alten Schlafrock, dessen Schnüre kaum geschlossen waren, und den Pantoffeln bot er keinen respekteinflößenden Anblick für einen preußischen Kadetten.

Und die Bartheln stand ruhig noch im Hintergrunde der Entree, einen groben Rock über das Hemde geworfen, Hals und Arme nackt, das Haar zottelig.

„Verzeihe einen Augenblick!“

Beide verschwanden, und Benigna bereute von Herzen, Diez mitgenommen zu haben, dessen Stolz auf oncle Major bedeutend nachließ.

Endlich kam Hans Thurzo wieder, in einem seiner noblen Anzüge, und tadellos gebürstet. Er sagte selbst, daß das Frauenzimmer, die Bartheln, ihn mit der Zeit allen seinen Gewohnheiten entfremde ... Führte Benigna ins Zimmer. Die Bartheln wirtschaftete nebenan mit bedeutendem Poltern.

„Kannst du sie nicht entfernen?“ fragte Benigna.

Der Major lächelte in sich hinein. Dann stieß er mit dem Fuß an die Tür. „Raus!“

Drinnen wurde es allmählich still.

Er horchte flüchtig auf und sagte dann in resigniertem Tone: „Das Frauenzimmer werde ich ja nie mehr los!“

Dann blickte er die Schwester an.

„Darf ich fragen, was mir die Ehre verschafft?“ Er schien es übrigens zu ahnen. Fuhr sich beunruhigt in das dichte Haar. „Verzeihe, mein Kopf ist mir wie zerstampft.“

Er musterte Diez.

„Also das ist der junge neveu? Mir scheint,“ er blickte wieder zu Benigna, „mir scheint, ganz ... Andrä.“

Flüchtig hob er ein paar uneröffnete Briefe vom Tisch und warf sie wieder hin.

„Ist auch ein Schreiben von dir dabei, Benigna. Wenn du doch nicht erst das Postgeld an mich verschwenden wolltest. Wenn ich nicht komme, werde ich wohl meine Gründe haben.“

Sie schaute sich im Zimmer um. Die wirklich herrschaftlich und mit nicht üblem Geschmack gewählten Möbel waren vollkommen verschmutzt. Zwischen den Fenstern stand unter einem Spiegel ein geräumiger Toilettentisch, auf dem sich zahllose Flaschen mit Extrait double d'eau de Cologne, Rouge, Bartwachs und anderem befanden. Diez' Blicke wurden durch einige silberne Sporen, Steigbügel und Kandaren gefesselt, die an der Wand über der Chaiselongue befestigt waren. „Wenn man, wie ich, dem Familienleben absolut entfremdet worden ist,“ sagte der Major achselzuckend. Seine Wangen bebten in

Digitized by Google

nervöser Unruhe. „Also was führt dich zu mir?“ setzte er schroff hinzu.

„Du sprachst einmal von Tempelhof —“

Der Major streckte die Beine von sich.

„Ja, das wäre allerdings eine verzweifelt angenehme Vorstellung —“

„Wären denn noch Hindernisse vorhanden?“

Hans Thurzos Blick glitt halb unbewußt nach dem Nebenzimmer.

Sie schickte Diez zu den Sporen hin.

„Du mußt mit diesem Leben ein Ende machen,“ sagte sie eindringlich.

„Ja, ja ...“ er sann. Dann blickte er auf. „Das Abbrechen ist nur eben nicht so leicht, ma chère ... Und dann, das wollen wir uns doch nicht verhehlen, Benigna, du kommst zu mir, weil du keinen anderen mehr hast.“

„Du versprachst es mir doch schon längst, und aus freien Stücken.“

„Ja, ja, ganz recht, das tat ich. Gewiß ... es läge etwas darin, wenn wir zusammenhielten. Vielleicht ist es meinen Freunden dennoch beschert, mich als braven oncle im Familienkreise zu sehen, rechts und links je einen geliebten neveu ... Benigna, der Vater würde sich im Grabe herumdrehen, wenn das einträte!“

„Sprich nicht vom Vater!“ sagte sie, von Erinnerungen erfaßt.

Sie hob den Blick tiefernst zu ihm.

„Hans Thurzo, ich will dir die Wahrheit noch einmal deutlich machen: Ja, ich habe keinen anderen als dich. Und ohne dich steht mir der Untergang bevor. Das Verhungern, wie ich dir sagen will. Ohne dich und die mir versprochene Hilfe müßte ich im Elend vergehen und würden meine Söhne ihre Zukunft opfern müssen. Das sagt dir deine Schwester und fleht dich an, im Namen ihrer Kinder, die es dir dereinst danken würden, wenn du —“

Der Major machte eine abwehrende Handbewegung.

„Dank, Dank,“ sagte er spöttisch.

„Du brauchst nicht mehr zu zahlen, ja, kaum so viel, als du deiner jetzigen Wirtschafterin zahltest. Damit würde ich dir ein behagliches Leben schaffen und Thilo zugleich — — so gut es möglich ist, unterstützen. Du würdest ein gutes Werk tun —“

„Das tut man ja selten,“ sagte der Major.

Sie sah ihn mit flackernden Augen an. Er mußte an die Vergangenheit denken. Es durchschauerte ihn. ‚Fleur.‘

„Doch ich will es tun,“ sagte er mit kurzem Ruck. Und mit einer Miene: „Es bleibt mir ja nichts anderes übrig.“ Und dann mit einem gerührten Lächeln: „Einmal kommt man wohl immer so weit, dergleichen zu tun. Ja, ich will es. Ich gebe dir mein Wort. Ich werde meine Schwester doch nicht zugrunde gehen lassen.“

Er wollte sich vorbeugen und sie umarmen, schnellte aber im letzten Augenblick doch noch zurück und gab ihr nur die Hand.

„Ja, ich will es. Wir ziehen zusammen, Benigna. Mag es kommen, wie es will. Ich muß das Frauenzimmer loswerden. — — Aber sobald geht es nicht,“ fügte er dann hinzu, „bis Oktober habe ich leider Kontrakt mit beiden, mit der Bartheln und mit der Wohnung ... Aber dann geht es nach Tempelhof. In eine ländliche Idylle. Wir können uns ja jetzt schon umsehen, damit etwas Konvenables gefunden werde. In einem gemütlichen Bauernhause, denke ich mir, ein ganz jemütliches Quartier ...“ Er begann plötzlich zu summen und ging in der Stube auf und ab:

„En Spindken, en Stübken, en Stuhl,
Mehr braucht ma nich, um jlücklich zu sein.
Und das wird den Hals ja nicht kosten...“

Er lachte die Schwester an.

„Also jrüß den neveu dahinten in der Polackei und sage ihm: Det wird jemacht!“

⁂

Die Aussicht besserte Benignas Befinden wieder. Die Herzschwäche hob sich, das Blut strich wieder leichter durch den Körper, die entsetzlichen Ängste und Ohnmachtsanfälle verloren sich. Sie konnte wieder schlafen. Ach, wenn es doch im Leben, jenseits aller Leidenschaften und aller Schuld und allem heißen Blut doch noch ein geschütztes Fleckchen gäbe, das wäre Erlösung, wäre Paradies! Sie kannte Tempelhof noch nicht. Aber sie malte sich ein Leben im Grünen aus, vielleicht mit Wald im Hintergrund. Laubwald konnte es ja kaum sein, aber die Eulen mußten des Abends darin streichen, sie mußten auf dem Dache des Häuschens sitzen und ihre geheimnisvollen Schreie ins Dunkle senden, die Frösche mußten quaken wie vorzeiten in Smolltitz.

Digitized by Google

Benignas Seele rang sich gierig an die Hoffnung heran, ihr Wille wurde heiß. Dort konnte sie gesund werden. Sie spürte schon die langen, langen Atemzüge der Sommernacht, die Sterne blinkten, sie saß abends noch im Garten und dachte an Thilo, dem es weiter gut ging, der im Dienste voran kam und bald an die Versetzung denken konnte.

Die Wochen gingen hin, der Herbst nahte. Die Soldaten kehrten aus den Manövern zurück, sie traf Alexander von Ginstrum wieder, er erkannte sie von neuem und grüßte wie damals. Sie war nie wieder in die Schönhauser Straße gegangen, noch war Marianne zu ihr gekommen, aber sie verlor nicht das Gefühl, daß Marianne auf sie achte und sie nicht aus den Augen gelassen habe, daß sie irgendwie böse warte und zuschlagen werde, wenn sich ihr die Gelegenheit bot.

Thilo schrieb selten. Ihr war, als ob sein Ton nicht ganz frei sei. Der alte verstehende Rhythmus fand sich nicht mehr ein. Ihr Ton aber war heftig zusprechend und auf die Zukunft vertröstend, auf das Wiedersehen.

— Ihren Mittagstisch bei Madame Findeklee hatte sie aufgeben müssen. Erst hatte sie es noch mit halben Portionen versucht, hatte aber dermaßen schlechtes Essen bekommen, daß sie es überhaupt nicht zu essen vermochte. So ließ sie sich von einer Frau, die in der Mansarde des Hauses wohnte, Tag für Tag Grützsuppe kochen. Das war das Wohlfeilste.

Diez' Erkrankung an den Masern hatte einen großen Riß in die letzte Kasse gemacht. Sie hatte nach Potsdam fahren müssen. In dem Augenblick, in dem der Regimentsarzt sich entfernt hatte, zerbrach der Kleine seine bisherige Maske und schluchzte verstohlen auf: „Ach, Mutter, wenn ich bei dir sein könnte, würde ich Kartoffeln mit Salz essen ..."

Als sie sich aber verabschiedete, richtete er sich mühsam auf — neben ihm lagen der Gyburger und Graf Rauda — und gab ihr mit lauter Stimme allerhand Grüße mit: An oncle Major und die Tante Mechthild von Logisch und an die Sasterhausens ... Grüße, die sie zum Teil ja gar nicht ausrichten konnte. Und dann an Alexander Ginstrum — er solle doch wiederkommen. Er würde auch kommen, wenn er wüßte!

Von den Weidlichs, die ihn einmal besucht hatten, sagte er nichts.

... Benigna überzählte ihre Habe nachts im Schlaf. Ihr Körper geriet in ein beständiges Zittern. Sie hatte von ihren Sachen und dem Schmuck verkauft, was sich nur irgend zu Geld machen ließ; jetzt besaß sie noch den Schreibtisch, die Miniaturen und die ‚Variations Kandare'. Mit diesem letzten lief sie von Buchhändler zu Buchhändler. Aber jeder sagte: das sei seit den Tagen des Generals von Sohr schon hundertmal dagewesen.

Ihre Gedanken verwirrten sich manchmal. Sie waren wie Spinngewebe, die da und dorthin flogen, von jedem Luftzug erschüttert und abgelenkt wurden und in Fetzen zu Boden sanken. Immer wieder ein Aufschrecken, ein Zerreißen — — —

Die Sternbilder hatten sich gewandelt. Der erste Reif fiel.

Unerbittlich kam die herbe Luft in die Stube, ach, wie schauderte der kraftlose Körper und verweigerte jeden Dienst!

Sie war in Tempelhof gewesen und hatte ein geeignetes Häuschen gefunden. Sie hatte Hans Thurzo davon erzählt, und er hatte versprochen, es anzusehen und zu mieten. Dann hörte sie nichts mehr von ihm.

Eines Tages schleppte sie sich wieder nach seiner Wohnung, aber er war nicht da. Niemand war da. Auf ihr Klingeln tappte der Wirt, ein grober Zimmermeister, von einem mächtigen Hund begleitet, heran und gab ihr mürrisch Auskunft: Ja, der Herr Major hatte gekündigt. Und das Weibsbild war schon fort. Nach Prenzlau zum Theater.

... Also hatte er es doch getan.

Er hatte gekündigt. Und wenn er jetzt nicht kam und nichts von sich hören ließ, so waren die Ursachen jedenfalls Schwierigkeiten und Stimmungen, wie nur er sie hatte.

Er hatte also gekündigt. Und sie tat es auch. Ohnehin wäre es ihr nicht möglich gewesen, das Zimmer länger als bis Oktober zu halten. Und Madame Findeklee war ganz damit einverstanden und teilte ihr mit, daß ein Freund des Buchhändlers, ein Gehilfe aus dem Besserschen

Digitized by Google

Geschäft, schon mit Schmerzen auf das Logis warte.

Ja, es mußte nun alles in Gang kommen. Es war die höchste Zeit. Thilo schrieb wieder nach Geld, und sie sandte ihm den letzten Fünftalerschein. Noch vierzehn Tage bis zum ersten Oktober: wenn sie nur gewußt hätte ... w e n n sie nur gewußt hätte!

Dann aber sah sie in ihren fiebrischen Gedanken den Zimmermeister mit dem bissigen Hund vor sich und hörte ihn sprechen: ‚Der Herr Major haben das Quartier gekündigt ...‘

Er würde ja kommen.

⁂

Märtchen Körfgen hatte Thilo wieder einmal geschrieben. Ihr Lied war ein wenig schärfer als das, was sie nach Tübingen gesungen hatte. Gab deutlich zu verstehen, daß ein gewisser Gustav, früherer Zögling der Mission, sich nachdrücklich für sie interessiere, und daß auch der Vater ihn begünstige ... Ihr Herz hinge aber nur an einem gewissen Thilo, der in ihr Stammbuch geschrieben habe: ‚Dein Schatz ist ein Reiter —‘ und leider, leider auch ein Reiter geworden war.

Sie wußte genau, daß er ihr für immer verloren war, wenn er sein Ziel erreichte, und versuchte immer von neuem, ihn davon abwendig zu machen. Verlobt waren sie nicht. Sie hatte ihm eines der goldenen Herzringelein geschenkt, die sie auf den kleinen Fingern trug, und er ihr ein dünnes Goldkettchen. Unabläßig versuchte sie, ihn an den fröhlichen Rhein oder nach Süddeutschland zurückzuziehen, schilderte ihm das Hambacher Fest, bei dem Doktor Baldus die berühmte Adresse der Rheinpreußen überbracht hatte, darinnen stand, daß sie ‚das fröhliche Vöglein des Rheines gefangen seien im Käfig zu dem alten finsteren Uhu ...‘

Sie sandte ihm Zeitungsartikel, die sich mit preußischen Zuständen beschäftigten und mit jener Volksstimmung, die gutgesinnte Blätter neuerdings allenthalben bedauernd die ‚moralische Cholera‘ nannten. Thilo selbst hatte schon allerhand gesehen und gespürt. Merkte, daß auch in Preußen, dessen Ruhe unter dem Hinweis auf den Aufstand in allen konstitutionellen Ländern, von der Reaktion laut gerühmt wurde, daß es auch in Preußen nicht so ... ruhig war. Vielleicht war doch etwas von den Befürchtungen wahr geworden, die man oben gehegt hatte, bevor der große Krieg begann, das Zaudern, das Volk überhaupt zu rufen. Man hatte es gerufen. Es war gekommen und noch immer ... da. Aus der Erschlaffung nach den langen Kriegsjahren war es erwacht und wartete auf die Erfüllung aller damals gegebenen Versprechungen. Allerhand Broschüren erschienen, in denen Schulinspektoren und wohlgesinnte Pastoren der Regierung Ratschläge gaben, wie der drohenden Revolution vorzubeugen sei.

Eines Tages bekam Thilo einen Artikel der Stuttgarter Zeitung zugesandt, der den Boden erschütterte, auf dem er stand.

Er beschäftigte sich mit den Zuständen in der preußischen Armee und wies darauf hin, daß sich unter den soeben zu Generälen ernannten Stabsoffizieren 56 Edelleute und nur drei bürgerliche befanden, und daß die meisten bürgerlichen Fähnriche beim Offiziersexamen durchzufallen pflegten.

Er dachte an Martin, der das Examen Jahr für Jahr unermüdlich wiederholt hatte, und an anderes, das ihm allmählich aufgefallen war. Ja, unter den älteren Offizieren in seiner Garnison waren noch einige Bürgerliche, aber die jungen waren sämtlich von Adel.

Irgendeine Stimme in ihm, die Stimme seiner Vorfahren, die früher heftig genug in ihm geklungen hatte, sagte: Es ist recht. Ganz recht. Wer hat bisher immer für Preußen gekämpft? Wer liegt auf märkischen, polnischen, schlesischen Schlachtfeldern begraben? Wer zog mit dem Kurfürsten, mit dem König? Wer schuf Preußen aus seinem Blute mit: der Adel. Nun ist es recht, daß seine Söhne, die von den Erinnerungen ihres Blutes geleitet und getragen sind, den ersten Platz haben.

Allerdings kam jetzt manchmal noch etwas anderes in ihm auf. Das kam aus bisher verborgenen Quellen seines Blutes. Das schrie aus einer Tiefe auch nach Mitdabeisein ...

Es kam etwas wie Gereiztheit über ihn. Vielleicht war Oskar nur deshalb von ihm abgerückt, weil es sich für ihn nach dem herrschenden Tone als unmöglich ge-

Digitized by Google

Erbprinz Albrecht von Bayern auf seinem Berberhengst
Gemälde von Theodor Bohnenberger

Digitized by Google

Digitized by Google

zeigt hatte, mit einem bürgerlichen Kameraden zu verkehren. Die Ulanen waren ein sehr vornehmes Regiment.

Und warum war Ginstrum so zu ihm?

Waren da ... uralte Gegensätze, die sich wieder bemerkbar machten? Warum hatte die Mutter darüber geschwiegen ...?

Zufällig hatte er eines Tages vernommen, daß der Major von Jeschke den Vater gekannt hatte. Nicht die Mutter. Da hatte er denn bei einer Gelegenheit sich Mut gefaßt und den Herrn Oberst-Wachtmeister darnach zu fragen gewagt. Der Major hatte ihn eigentümlich angeblickt und gesagt: „Jawohl. Waren in der Kampagne zusammen. War ein vortrefflicher Kamerad. Tüchtiger Offizier. Mochte ihn sehr gern." Und fragte ihn dann: Wie kamen Sie dazu, Fähnrich, Offizierslaufbahn zu ergreifen?"

„Ich wollte es. Und meine Mutter —"

Da zog ein sonderbarer Schein in den Augen des Alten auf. „So. So."

Er brach plötzlich ab.

Was war da ..?

Bald darauf machte Thilo noch die Entdeckung, daß sein Wachtmeister in der Schwadron seines Vaters gedient hatte. Das kam bei Gelegenheit einer großen Grobheit heraus, die der Wachtmeister ihm versetzte: „So was hätte Ihr Vater sehen sollen, der hätte noch ganz anders gewettert!"

Nach dem Dienst stürzte Thilo dem verwunderten Alten mit der Frage nach seinem Vater nach. Der erzählte etwas von verschiedenen Bataillen, von einem Nachtritt. „Wie haben die Kerls da gesungen, der Herr Leutnant hat immer mitgesungen. Ging aber wie der Teufel vor, wenn es galt. Und die Kerls hingen an ihm, weil er so lustig war —"

Mein Gott, der Vater sollte ... lustig gewesen sein, das Singen geliebt haben ...!

Der Wachtmeister, dem Thilo ein paar Gläser im ‚Grünen Polacken' spendiert hatte, versank jetzt in allgemeine Erinnerungen. „Das war noch eine Zeit, als unser Blücher in seinem kleinen Wagen neben den Kolonnen herfuhr, die Pfeife im Munde, und jeder wußte, was es galt. Das waren noch Zeiten ..."

„Aber wie war es denn mit meinem Vater, Herr Wachtmeister? Wie endete es? Wie kam das ... Duell?"

Der zuckte die Achseln. „Man hat allerhand geredet. Ich war nicht dabei. Aber soviel weiß ich: das war eine Aufregung unter den Husaren, als der Herr Leutnant am anderen Morgen von ihnen Abschied nahm. Jeder von ihnen hätte, weiß Gott, den Schuft, den er erschoß, noch dreimal totgeschossen, wenn Herr Leutnant dadurch im Regiment geblieben wäre!"

Er ging ab.

Thilo hatte am Dienst keine rechte Freude mehr.

Pferde schonen, ist das erste Kavalleriegesetz. Aber der Oberst Baron von Spalck übertrieb das fanatisch. In seinem Regiment mußten alle Übungen vornehm geschehen. Wehe dem Reiter, der seinen ohnehin sparsam ernährten Gaul trotz aller Vorschriften überanstrengte, wehe dem Leutnant oder Rittmeister, die das behagliche Tempo der Übungen durchbrachen! Wenn Thilo von verwegener Kampagnereiterei, von einem Krieg im Frieden geträumt hatte, so war das ein trüber Irrtum gewesen.

Ja, hatte sein Vater in seiner kleinen Bahn, mit seinen beschränkten Mitteln, nicht den jungen Schülern eine ganz andere Art des Reitens und Voltigierens gelehrt, als es hier im königlichen Dienst geschah?

Und doch hatte er ... gehen ... müssen?

Was war da?

Eines Nachts faßte Thilo einen Entschluß und begab sich am anderen Morgen nach dem Dienst zum Major von Jeschke. Der Fleischermeister Robowski stand in der Ladentür, erwiderte gönnerisch seinen Gruß und sah ihm mit fast militärischer Prüfung nach. Dann rief er ihm zu, daß sich der Herr Oberst-Wachtmeister mit seiner werten Familie im Garten befände.

Der Garten gehörte auch zum ehemaligen Wallgelände und stieß an den des Blumenleutnants. Raschewitz saß mit in der Majorslaube und hatte eine Samenkollektion vor sich, die er eifrig und mit der Brille auf der Nase sortierte. Die beiden Jeschke-Fräulein, zehn- und elfjährig, halfen ihm dabei. Ullrich von Clermont starrte wehmütig auf den vor ihm stehenden Bunzeltopf voll dicker Milch. Frau von Jeschke saß behaglich zurückgelehnt im Hintergrunde der Laube und schnitt Obst zum Dörren.

Der Major mochte glauben, daß der

Fähnrich eine dienstliche Meldung brächte und winkte ihn heran. Als aber Thilo seine Bitte vortrug, zog er die Brauen hoch, sah flüchtig über die drei Leutnants und winkte Thilo dann abseits.

Er ging mit ihm in das einstige Festungsgelände heraus. Rechts lag der Wall, und links vom Wege breitete sich in der Tiefe der Garten des Leutnants von Raschewitz aus, jetzt purpurn in der Herbströte der Blätter und der reifen Früchte. Wie ein Märchen, ein rechtes Kleinstadtidyll lag er da und schickte alle reifen, süßen und schon ein wenig sterbenden Düfte zu den beiden hinauf. Frieden im Land!

„Sie erbitten eigentümliche Auskunft, Fähnrich! Werden zugeben, daß es eine immerhin seltsame Sache ist, einem Sohn Auskunft über seinen — Vater zu gewähren."

„Doch nur, wenn gegen den Vater etwas vorgelegen hätte," sagte Thilo.

„Und das glauben Sie ja nicht?"

„Nein, Herr Oberst-Wachtmeister," sagte Thilo plötzlich.

Der Major streckte ihm die Hand hin.

„Da haben Sie recht, Fähnrich! Der Leutnant Andrä war mein Freund und ein guter Kerl."

„Das höre ich jetzt von allen Seiten, Herr Oberst-Wachtmeister."

„Und — bisher hörten Sie es — niemals?"

„Nein," sprach Thilo gepreßt. „Und ich hatte selbst nicht viel Gelegenheit. Der Vater war späterhin so sonderbar verwandelt . . . Darf ich fragen, was eigentlich die Ursache . . .?"

Der Major lenkte plötzlich ab. „Familiendifferenzen, glaube ich."

Er verschwieg ihm, daß er selbst der Sekundant gewesen war. Nach aufmerksamer Beobachtung hatte er begriffen, daß es sich bei diesem jungen Menschen um eine feurige, aber doch schwierige Seele handelte. Ahnte, daß Besonderheiten in der Geburt, in der Blutmischung oder ungewöhnliche Schicksale der Vorfahren besonders geeignet sind, aus den Nachkommen mehr als oberflächliche und mit dem Gewöhnlichen zufriedene, aber auch kompliziertere und reizbarere Menschen zu machen. Er war gleich dem Wachtmeister der Meinung, daß in dem jungen Andrä ein guter Soldat steckte, und entschlossen, dieser jungen Seele, wenn es irgend anging, ein besseres Schicksal zu bereiten, als dem Vater bereitet worden war.

„Das sind Dinge, an die man besser nicht mehr rührt, Junker," sagte der Major. „Wie starb Ihr Vater? Hörte niemals mehr etwas von ihm."

Thilo wurde bleich.

„Er verunglückte in der Bahn."

„Wie? Ich verstehe nicht — beim Reiten also —?"

„Ja. Er hatte eine Reitbahn am Rhein."

Der Major stampfte mit dem Fuße auf. „Verflucht!"

Dann wandte er sich scharf zu Thilo.

„Eines muß ich Ihnen sagen, Fähnrich: ich verlange Ihr Wort, daß Sie sich mit dem Fähnrich von Ginstrum nicht einlassen. Wenigstens jede Gelegenheit vermeiden, die zu einem Streit führen könnte. Es wäre vollkommen sinnlos, wenn das Schicksal Ihres Vaters Sie auch mit in den Abgrund stieße. Ich verlange das. Denken Sie, Ihr Vater spräche aus mir —"

„Mein Vater," sagte Thilo seltsam.

Und dachte an einen Abend in einem Wirtshause am Rhein.

Dann fuhr er in festem Tone fort: „Das Wort kann ich dem Herrn Oberst-Wachtmeister nicht geben."

„Dann werden Sie eines Tages dem Ginstrum gegenüberstehen, wie Ihr Vater dem seinem stand."

„Verzeihen der Herr Oberst-Wachtmeister —"

„Zum Kuckuck, lassen Sie doch die alten Geschichten!" fuhr der Major auf. „Was geht Sie in Dreiteufelsnamen der Kram noch an?"

Thilo stand stramm und sagte kein Wort.

Der Major maß ihn.

„Hören Sie?"

„Mein — Vater — ich muß wissen!" stieß Thilo hervor. „Woher ich das Wissen nehme, ahne ich noch nicht. Aber ich muß es haben! Deshalb kann ich dem Herrn Oberst-Wachtmeister das Wort nicht geben."

„Mit Ihnen ist nicht zu reden," sagte der Major wütend und entließ ihn.

Digitized by Google

Thilo schritt allein an dem blühenden Wallgarten vorüber und verließ den Weg durch eine Seitenpforte, ohne wieder an der Laube vorüberzukommen. Der Fleischermeister Robowski sah ihm wieder nach.

Major von Jeschke ging nicht mehr an die dicke Milch, sondern in sein Schreibzimmer.

Mit dem Obersten von Bernadel hatte er Ginstrums wegen schon gesprochen. Aber er wußte, daß die Autorität des guten Herrn nicht viel ausrichten würde.

Den älteren Bruder des Ginstrum aber kannte er vom vorigen Jahre her, wo er schon einmal hier gewesen war, um dem Fritz eines Streiches wegen den Kopf zurechtzusetzen.

Er schrieb ihm.

⁂

Da der kommandierende General zur Besichtigung gekommen war, blieb keine Zeit, um anderen Gedanken nachzuhängen als solchen, die dem Dienst galten. Thilos Kamerad Hellwege war durch den hohen Besuch merklich aufgeregt und beschloß, um seiner militärischen Bildung endlich aufzuhelfen, sich an der Subskription der hinterlassenen Werke des Generals von Clausewitz zu beteiligen, der in Breslau an der Cholera gestorben war.

Endlich waren die aufregenden Tage zu Ende und Thilo konnte daran denken, seinen Plan auszuführen.

Es dauerte aber noch zwei Tage, bis er den Junker von Ginstrum endlich traf.

Der war wieder mit dem Pferde des verstorbenen Kapitäns ausgeritten, das er durch seine Dressur zu einem respektablen Wert gebracht hatte.

Seit zwei Stunden ging Thilo schon vor der Infanteriekaserne im Hasselort auf und ab. Immer wieder spähte er nach der Ecke hin, um die der Reiter kommen mußte. Der lange Zug der Cholerawaisen, die von einem Komitee verpflegt wurden, zog trübselig vorbei, und drüben im „Grünen Polacken", der vor kurzem noch Choleraspital gewesen war, putzte man den Boden für das sonntägliche Tanzvergnügen der Soldaten.

Endlich erschien Ginstrum. Der Soldat, der ihm das Pferd abnahm, meldete ihm, daß der Fähnrich Andrä schon lange auf den Herrn Fähnrich warte.

Ginstrum schnellte den Kopf flüchtig nach Thilo herum, wandte sich und ging, ohne seinen Gruß zu erwidern, in die Kaserne.

Thilo folgte ihm und pochte an die Tür der Fähnrichsstube.

Ginstrum öffnete selbst.

Thilo trat scharf auf ihn zu und sagte: „Ich erlaube mir, den Herrn Kameraden um die Erklärung zu bitten, die er mir nach seinem Benehmen mir gegenüber schuldig ist."

Eine Sekunde maß sich Blick um Blick.

„Sie wollen Offizier werden?" fragte Ginstrum dann lässig.

„Ich habe eine Frage an Sie gerichtet!" versetzte Thilo scharf.

„Ja," erwiderte der andere, während seine neusilbernen Sporen aufklirrten, und maß ihn wieder, ohne Furcht, das mußte man ihm lassen, „nun, die Auskunft gab ich doch schon einmal, wie mir scheint: Ihr Vater und der meinige hatten eine Differenz, die nicht ganz harmlos verlief. —"

„Und was war der Grund dieser Differenz?"

Ginstrum musterte ihn schräge.

„Das fragen Sie besser andere... Vielleicht Ihre ... Mutter."

Thilo zuckte. „Was soll das?"

„Nun . . . Ihr Vater rächte seine Ehre an dem meinen," sagte Ginstrum. „Das war es. Weiter nichts."

Thilo sah ihn starr an. Von oben bis unten. Sein Gesicht wurde fahl.

„Und welcher Zusammenhang besteht zwischen ... jenem und Ihrem Betragen mir gegenüber ...?"

„Ach," der Fähnrich verzog den Mund. „Wenn Ihr Vater nicht so gut gezielt hätte, dann brauchte ich nicht in diesem armseligen Regiment zu sitzen ..."

Thilo hätte fast aufgelacht.

„Eine sonderbare Logik, wie mir scheint. Ich danke Ihnen. Sie werden von mir hören."

Er grüßte und verließ die Stube.

Dann ging er durch die herbe Herbstluft, am ‚Polacken' vorüber, wo man noch immer scheuerte.

— — — — — — — — — — — —

Allerlei, das er früher wohl gehört hatte, reimte sich jetzt zusammen und — paßte.

Digitized by Google

Wie hatte er die Mutter immer bedauert, fast in Mitleiden vor ihr gekniet. Und sie hatte es ertragen müssen! Sie hatte froh sein müssen ... erschütternd stieg die Gestalt des Vaters plötzlich vor ihm auf: Er nahm sie wieder — — —

Er nahm sie wieder auf, trotzdem sie ihm alles zerschlug —

Er sah ihn in der Bahn. Jahraus, jahrein in der Bahn. Sah ihn im „Hähnche' inmitten gleichfalls verbitterter Freunde sitzen, sah seinen dunklen Blick auf sich ruhen, und sah ihn schweigen, jahraus, jahrein schweigen, trotz allem — —

Und dabei mußte er erleben, daß sich auch die Kinder von ihm abwendeten, daß der Sohn ihm das Furchtbarste sagte, und in seinem verwirrten Hochmut nicht einmal an sein Totenbett kam.

Oh, Vater — — —

Jetzt begriff er, warum die Mutter heimatlos war, warum sie nun bitter mit der Not, mit drohendem Verlassensein kämpfte, wie ihm ihre Briefe verrieten. Er dachte an sie. Kurz erschien ihr Bild vor ihm. Dann wandte er sich von ihr ab.

Oh, Vater — — —

Wie eine dunkle Welle schäumte es in ihm auf, das Blut des Vaters, das Blut der Andräs, die auch dabei gewesen waren ... Er begriff alles und übersah die Verhältnisse um sich, diese toten, stillen, lächerlichen und furchtbar erstarrten Verhältnisse. Darum würde er es niemals zu etwas bringen! Wie der Vater!

Nein, er ging wieder nach dem Westen. An den Rhein ging er. Hatte man ihm nicht alles vorhergesagt?

Plötzlich sah er Märtchen vor sich. Und ihr Stammbuch.

„Dein Schatz ist ein Reiter —"

Die Tränen rannen über sein Gesicht.

⁂

Benigna konnte die Tage bis zum ersten Oktober zählen. Aber an keinem erschien ihr Bruder. Sie schrieb ihm und erhielt keine Antwort. Sie ging nach der Dresdener Straße und fand ihn nicht zu Hause. Sie schrieb ihm von neuem und fragte verzweifelt, was aus dem Plan mit Tempelhof geworden sei. Benigna hatte den Treschiner Schreibtisch verkaufen müssen. Die Frau unterm Dach, die für sie kochte, hatte ihn für wenige Taler erworben.

Hans Thurzo kam nicht. Die Tage rollten ab. Er kam nicht. Das letzte Geld ging zu Ende.

Da wanderte sie voll Schwäche und nervöser Aufregung wieder nach der Dresdener Straße und erkannte, daß er ausgezogen war. Die Vorhänge waren von den Fenstern verschwunden, der Klingelzug abgenommen, zum Überfluß pochte und rüttelte sie, bis endlich der grobe Zimmermeister mit dem losgeketteten Hunde vom Bauhofe heraufkam und ihr mürrisch bedeutete, daß der Herr Major ausgezogen sei, zwei Tage vor dem Quartal. Wenn sie die Schwester sei, müsse sie doch das wissen. Er ließ einen eigentümlichen Blick über sie gleiten.

— — Sie wußte von nichts. Wo war er? Was sollte das bedeuten? Bereitete er eine Überraschung vor? War er schon in Tempelhof oder hatte er etwas anderes gefunden? Wollte er sie von allen Schwierigkeiten befreit wissen und sie nun endlich am Ersten holen? Morgen war der Erste, und wenn er dann nicht kam?

Wenn er nicht kam — —

Er war nicht umsonst Hans Thurzo.

Wenn er nicht kam — — —

Madame Findeklee trat um die Mittagsstunde am Ersten ein und überreichte eine kalligraphisch sauber geschriebene Rechnung über die letzten vier Wochen. Sie hatte zum Abschied besonders reichlich gerechnet und entdeckte eben zu ihrem größten Mißvergnügen, daß der schöne Schreibtisch, der auch in eine ihrer chambres gepaßt hätte, bereits fehlte. Was war denn noch da? Der Koffer? Die Bilder? Daran mochte nicht viel sein.

„Wenn mein Bruder kommt ..." Benigna suchte zitternd den Rest ihres Geldes zusammen und fragte dabei die Madame, ob der Herr Major nicht vielleicht während einer ihrer Abwesenheiten dagewesen und Nachricht hinterlassen hätte.

Madame Findeklee verneinte hinterhältig. Sie hatte aber den Herrn Major, oder vielmehr der Herr Meyer von nebenan hatte ihn — wann mochte es doch gewesen sein? — in der Alten Schönhauser Straße gesehen. Auch ihre Tochter hatte ihn dort in der Nähe erblickt.

Benigna schien es, als ob sie mehr wüßte als sie sagte.

Digitized by Google

Stimmung in Grün
Gemälde von Hans Borchardt †

Digitized by Google

Digitized by Google

Madame Findeklee überzählte mit erstaunter Miene das Geld. Die gnädige Frau wüßte wohl, daß das Logis allein fünf Taler koste, dies seien aber nur drei, und da sei das übrige noch nicht mit inbegriffen. Ja, wenn gnädige Frau nicht könnte — ihr Blick fuhr nach den Bildern und zum Koffer —, dann müßten die Sachen eben hier bleiben, bis der Herr Major käme, um sie auszulösen, und die gnädige Frau müßte zum Abend gehen.

Benigna ließ sich die Teilquittung geben.

Der Blick der Frau fuhr auf. „Wenn die Madame Andrä —" auf einmal war die ‚gnädige Frau' verschwunden, „doch mal nach der Schönhauser Straße gehen wollte, da würde sie den Herrn Major sicher treffen."

Benigna setzte die Kapotte auf, legte das dünne Flortuch, das noch vom Rhein stammte und für Sommerabende berechnet war um, und ging die Treppe hinunter. Der Lärm der Friedrichstadt umfing sie, aber sie merkte nichts davon. Seit gestern nichts gegessen. Die Frau oben hatte wohl Angst um ihr Geld, war von der Findeklee gewarnt worden — —

Benigna wanderte weiter und weiter und merkte kaum noch, daß es dunkel wurde. Schattenhaft zuckte es nur noch an ihr vorbei, daß sie Hans Thurzo so spät dort wohl nicht treffen würde — —

Mein Gott, hier war sie ja herumgelaufen, um — Marianne zu suchen.

Hier war sie geirrt und nun irrte sie mit verwirrtem Hirn und frierendem Blute wieder und suchte sie wieder, wie vor Ewigkeiten und wie sie in Ewigkeiten nach ihr suchen würde — —

Und dabei saß er vielleicht im warmen Zimmer im Restaurant von Jagor.

Ja, wo sollte er sein? Hier — —? Das war nicht möglich. Das war nicht denkbar — —

Und sie stieg die Treppe aufwärts, bis dahin, wo der Name stand. Der eine Name: von Ginstrum. Sie läutete.

Marianne öffnete. Nicht erstaunt.

Ließ sie ein. In der Stube war es warm und dunstig, ja, sehr warm. Ein Bügeleisen stand auf dem Tisch inmitten vieler bunter Sachen, die anscheinend für Maskenfeste bestimmt waren. Es roch auch nach Kaffee.

Frau von Ginstrum sah Benigna mit schillernden Augen an. „Wen suchst du?"

„Mir wurde gesagt, Hans Thurzo — —"

„Nahmst du mir nicht auch etwas, Benigna?"

„Was soll das?"

„Daß ich dir auch etwas nahm. Nichts Besonderes, ach, nein, nur den Herrn Major. Er ist bei mir Chambregarnist geworden und glaubt sich hier besser aufgehoben, als wenn er mit dir nach Tempelhof zöge. Er hat genug ausgestanden, hier sitzt er warm, und es gefällt ihm ausgezeichnet." Sie machte eine gleichmütige Bewegung. „Du kannst ihn ja selbst fragen. Er ist hier."

Sie öffnete eine Nebentür. Drinnen brannte eine Astrallampe. Ihr Licht erreichte gerade noch Hans Thurzos silberne Sporen und Kandaren an der Wand.

Er fuhr vom Sessel auf und trat heran, seine Blicke irrten ab und gewannen dann wieder die Festigkeit, die sie in solchen Lagen immer auszuzeichnen pflegten.

„Ja, sei mir nicht böse," sagte er, „ich habe es mir anders überlegt. Ich wollte schon immer kommen und es dir sagen, aber es traf sich nicht so. Ich war etwas erkältet ... Mit Tempelhof ist es nichts. Zumal jetzt im Winter. Was denkst du, soll ich mir Stein und Bein erfrieren?"

„Wir hätten ja auch in der Stadt —"

„Ich bin bei Frau von Ginstrum ganz vortrefflich aufgehoben," sagte er, nach ihr blickend. „Wirklich sehr gut. Sie versteht es, alles convenable zu machen."

Ein Blitz schoß zwischen den beiden hin und her.

Breit und stämmig stand Marianne da. Mit schwarzdunklen Augen.

„Und ich? Deine Schwester? Erinnerst du dich nicht mehr, was du mir versprachst — —?" Benigna sagte es matt und ohne jede Hoffnung.

„Ja, ja," erwiderte er. „Aber — ich konnte wirklich nicht anders. Es tut mir leid. Du mußt bedenken, ein Mensch wie ich, der so zeitig dem geordneten Familienleben entfremdet wurde —"

Marianne lachte.

Benigna sah sie an. Dann wandte sie sich und ging schweigend zur Tür hinaus.

Sie sah noch den Blick. Den Blick Mariannens, den Blick aus Urzeiten, aus Ur-

Digitized by Google

tiefen, das erbarmungslose: ‚Geh! Geh hin! Das ist meine Rache! Das ist mein Schlag! Geh nur hin! Verdirb!‘

Niemand kam ihr nach.

Es regnete. Die großen Lachen inmitten der Gassen schwollen über. Schnee fiel. Dann regnete es wieder.

Benigna kam in die Zimmerstraße zurück, hörte die Uhren schlagen und bedachte: Halb neun.

Wohin? Ich weiß es nicht.

Ich will zu keinem mehr.

Es ist überall gleich. Ich mag nicht mehr daran denken. Oh, ich wollte einen Winkel auf Erden, einen geschützten Winkel nach Leidenschaft, Schuld und heißem Blut — — Da ist er. Einzig das ist er: Das Verhungern. Der Tod.

Ich will zu keinem mehr.

Sie saß zusammengekauert auf der Treppe, bis die Alte aus der Mansarde, die den Schreibtisch gekauft hatte, sie zufällig entdeckte und mit nach oben nahm.

Dort fiel sie besinnungslos zusammen. In der Nacht kamen schwere Herzkrämpfe. Am anderen Morgen lief die Alte zum Herrn Major von Logisch.

Er kam nicht.

⁂ ⁂ ⁂

Aber gegen Abend erschien der Leutnant von Ginstrum.

Er war zufällig an dem Tage zur Mutter gekommen und hatte den neuen Chambregarnisten vorgefunden. Behandelte den Major recht kühl und stellte die Mutter hernach zur Rede.

„Arbeite ich nicht schon lange für euch?“ gab sie zurück. „Ist das Zimmervermieten an einen Major nicht nobler als das Hütegarnieren? Alles für euch! Ja, wenn euer Vater nicht die Dummheit —“

Er wandte ihr den Rücken.

Da kam die Wittib aus der Zimmerstraße 62 im Dachgeschoß und meldete die schwere Erkrankung der Schwester des Herrn Majors.

Alexander sah seine Mutter an und — wußte.

Der Major ließ sich nicht sprechen.

Alexander übersann rasch, wer da zu benachrichtigen war: das Fräulein von Logisch, ja so!

Er ging nach der Französischen Straße und kam gerade noch in einen Kaffee des gnädigen Fräuleins, an dem die Schwester des Generals von Thiele, das Fräulein von Faber und etliche andere Hofdamen teilnahmen.

Die Mechthild empfing den jungen Offizier mit einigem Erstaunen in einem Nebenzimmer. Das Geklirr der Kaffeetassen tönte herein. Sie blickte Ginstrum wohlwollend an, alte Erinnerungen kamen, und sie dachte: ‚Mein Gott, das ist er doch . . .! Ich hätte nie geglaubt, daß ein Sohn eine solche Ähnlichkeit mit seinem Vater haben könnte!‘

„Wir kennen uns vielleicht schon von Neiße her,“ sprach sie huldreich.

„Ja, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er, „ich habe die Erinnerung wenigstens im Blut. Mir scheint es, als ob ich schon als Kind in Ihnen eine besonders hilfreiche und liebenswürdige Dame sah. Mir schwebt so eine Erinnerung vor an einen Herbsttag in Smolltitz —“

„Um Gottes willen!“ rief sie. „Sie wissen nicht, was Sie damit aufrühren!“

„Das weiß ich und will ich,“ versetzte Alexander. „Und daher kommt auch meine Bitte. Ihre Kusine, Frau Leutnant Andrä, ist schwer erkrankt und in großer Not —“

„Mein Himmel!“ rief sie und sah ihn fassungslos an. „Wie können Sie das tun? Die Andrä —“

Er blickte mit einem leisen Lächeln nach dem Nebenzimmer. „Das gnädige Fräulein hat heute in Ihrem Hause eine Bibelvorlesung gehabt, wenn ich nicht irre — —“

„In Not,“ sprach sie verlegen, „in großer Not — —? Und der Bruder?“ Es schoß über ihre reife Haut. „Der Herr Major?“ Ihre Stimme wurde schrill.

„Der Herr Major hat nicht Zeit, sich um seine Schwester zu bekümmern,“ sagte der Leutnant scharf. „Gerade aus diesem Grunde kam ich. Würde das gnädige Fräulein mir gestatten, sie nach der Zimmerstraße zu geleiten?“

„Ich kann auch meine Jungfer mitnehmen,“ sagte sie verwirrt.

„Ein männlicher Schutz ist um diese Stunde nicht zu verachten,“ erwiderte er, „und meine Zeit ist verfügbar.“

Sie verabschiedete sich rasch von den Gästen, ohne ihnen aber genauen Aufschluß

Digitized by Google

zu geben. Der Leutnant wartete. Ein sonderbarer Leutnant.

„Wie kommen Sie nur darauf?" fragte sie unterwegs, während sie sich nach der Jungfer umsah, die mit einem großen Korbe voll Stärkungsmitteln folgte.

„Ich werde mir später erlauben, Ihnen genaue Auskunft darüber zu geben, gnädiges Fräulein," erwiderte er verbindlich.

Sie fanden den Arzt bei der Schwerkranken. Die Witwe Schindler hatte sich trotz ihrer Armut bewogen gefühlt, einen Arzt zu holen, was das Fräulein von Logisch mit einiger Beschämung erkannte.

Über Nacht mußte es so gehen, wie es ging. Morgen aber sollte die Kranke nach der Französischen Straße gebracht werden.

„Die Krankheit ist doch nicht ansteckend?" fragte Mechtildis draußen auf der Treppe noch den Arzt.

Er sah sie an.

„Nein. Nicht ansteckend und voraussichtlich sehr kurz."

Sie verstand.

In der Nacht noch ließ der Leutnant von Ginstrum einen Eilbrief an den Fähnrich Andrä abgehen.

⌘ ⌘ ⌘

Thilo erhielt den Brief und sofort Urlaub. Da sich gerade Reisegelegenheit fand, konnte er noch an demselben Tage abreisen und fuhr verstört durch das herbstlich verschneite Land, ungewiß, was er finden würde, ungewiß aller Dinge.

Sechs Tage später kam er, ohne Unfall gehabt zu haben, an, und eilte an demselben Vormittag nach der Französischen Straße, mit der Ahnung, daß er die Mutter vielleicht nicht mehr treffen würde. Da sah er Stroh vor dem Hause. Sie lebte also noch.

Und wie er in dem fremden Hause emporstürmte, da brach seine leidenschaftliche, vergötternde Liebe für die Mutter wieder vollkommen über ihn herein, uud er dachte nur an sie.

Im Vorzimmer trat ihm der Leutnant von Ginstrum entgegen.

„Wir kennen uns schon," sagte der junge Offizier mit einem sonderbaren Blick. „Ja, man hat mir gesagt, daß wir als Kinder zusammen in einem Wagen saßen und von einem Gute heimkehrten, das Ihrer Tante gehört —"

„Smolltitz," sagte Thilo. „Ich erinnere mich natürlich nicht —"

„Sie kennen auch meinen Bruder und haben mit ihm Differenzen gehabt, über die mir Major von Jeschke schrieb," fuhr der andere fort. „Ich habe sofort an meinen Bruder geschrieben, denn Sie werden mich vielleicht verstehen, daß mir daran liegt, alte Konflikte nicht wieder zwischen Andrä und Ginstrum auferstehen zu lassen."

„Aber ich verstehe nicht," stammelte Thilo mit einem unruhigen Blick nach dem Nebenzimmer. „Wie kommen Sie dazu —"

„Weil ich der Sohn meines Vaters bin," erwiderte Ginstrum, „und von allen Dingen mich selbst unterrichtet habe. Mein Bruder Fritz steht unter dem Einfluß der Mutter, ich suchte mir mein eigenes Bild von dem Geschehenen zu gewinnen. — Sie sind aufgeregt," setzte er hinzu, „Ihre Mutter schläft, Sie können sie jetzt noch nicht sehen. Es ist vielleicht ganz gut, wenn ich Ihnen erst etwas zeige."

Er ging zu einer Kommode des Fräuleins von Logisch und holte einen graugebundenen, schmalen Band hervor.

„Dieses Buch schrieb mein Vater. Es ist eine Geschichte seiner und der mit ihm verwandten Familien und der mit ihnen irgendwie verknüpften Sagen und Legenden. Er hat es nicht vollenden können. Aber er vermachte dieses Buch als letzten Gruß — — Ihrer Mutter. Es erreichte sie nicht. Meine Mutter legte die Hand darauf und verhinderte mit allen Kräften und in begreiflicher Aufregung, daß der Auftrag ausgeführt wurde. Ich bekam das Buch aber in die Hände, und als ich es gelesen hatte, erwachte in mir der Wunsch, es derjenigen, für die es bestimmt war, dennoch zuzuführen. Bisher bot sich keine Gelegenheit, und ich muß gestehen, daß ich vielleicht zu lange zögerte." Er sah zu Boden. „Nun hoffe ich, daß es mir noch gelingen wird. Zuvor aber wäre es gut, wenn Sie einen Blick in die Blätter werfen würden."

Inzwischen trat Mechthild herein, begrüßte Thilo und sagte, daß sie nach Potsdam Nachricht gegeben habe, und daß Diez seit gestern hier und auch bei der Mutter gewesen sei.

Auf seinen fragenden Blick nickte sie. „Sie schläft noch immer. Es ist keine Hoffnung mehr. Aber man glaubt, daß sie noch einmal erwachen wird. Die Schwäche ist ungeheuer groß.“ Sie senkte flüchtig die Augen. Man merkte ihre Beschämung.

Sie wandte sich an Diez, der eben eintrat, legte den Arm um seine Schulter und führte ihn dem Bruder zu.

„Er soll fortan in den Ferien immer zu mir kommen,“ sagte sie, „ich habe es ihm schon versprochen. Auch du, wenn du willst. Ich sorge von jetzt ab für euch —“

Er küßte ihr die Hand.

Sie maß ihn.

„Du bist doch ein . . . Andrä . . .“

„Ja,“ sagte er leise, „ein Andrä —“

Alexander verabschiedete sich und versprach in zwei Stunden wieder hier zu sein.

Diez ging mit der Tante Mechthild, Thilo blieb allein.

In dem geheimnisvoll herabgestimmten Licht des Spätherbsttages las er Seite um Seite, Märchen um Märchen. Seine Seele war zu aufgeregt, um die Dinge klar zu erfassen. Er suchte immerzu nach der Erklärung, die ihm Ginstrum verheißen hatte, und fand sie nicht. Nicht einmal den Namen der Mutter. Nichts als vergangene, längst vergangene Dinge, und einmal darunter eine Legende von den zweien, die reinen Herzens bleiben wollen und beim Sternenlicht das Ave regina zusammen beten. ‚Legende,‘ dachte Thilo und sah finster vor sich hin. ‚Frommer Heiligentraum . . .

Sie beteten — nicht — —

Dann brach die Geschichte ab. Doch, da war noch ein beschriebenes Blatt. Er las es. Las es noch einmal. Er wußte, wem es galt. Und die Gestalt des Vaters verblich vor ihm, die Kindesforderung an reines Haus und reines Herz der Eltern verging, und schauernd stand vor ihm etwas ganz anderes, etwas Rotblühendes. Schauernd erfaßte ihn die Ahnung von Dingen — — ja, der Vater und sein ganzes Schicksal verscholl, und blühend rot standen vor ihm nur Leidenschaft — Schicksal und Schuld . . .

Er seufzte tief auf.

Ein Wort war da: ‚Dir, Benigna, als letzten Gruß in der Stunde vor dem Sterben. Ich liebe dich! Alexander.‘

Draußen scholl Sporenklang. Ginstrum kam wieder.

Thilo blickte ihm anders in die Augen als vorher, er erkannte die geheimnisvolle Verwandtschaft zwischen ihm und jenem, der dieses Buch geschrieben hatte. Aber er vermochte kein Wort darüber zu sagen.

Lautlos ging Ginstrum in der Stube auf und ab, und Thilo saß am Fenster und starrte hinaus. Manchmal hörte man die Tante in einem anderen Zimmer gedämpft mit Diez sprechen.

Endlich brach Ginstrum das Schweigen.

Er fragte den Fähnrich nach seiner Garnison, und Thilo schilderte ihm mit halblauter Stimme seine Erfahrungen und schmählich getäuschten Hoffnungen.

Alexander fühlte, daß in den Worten ein vollkommener Niederbruch klang.

„Ich weiß davon,“ sagte er, „ebenso viele Kameraden. Und ist damit, daß verschiedene das alles schon erkennen, nicht schon Hoffnung gegeben, daß alles wieder anders wird? Mit Clausewitz starb nicht der letzte große preußische Soldat. Ich bin der Meinung, daß Männer wie er und andere wiederkommen, uns aus der Ebene herausbringen und führen, wenn es an der Zeit ist. Wir erleben das von Anno sechs nicht mehr. Unsere Armee ist trotz des scheinbaren Stillstandes in einer Umwandlung, die uns allen erst später klarwerden wird. Oder denen, die nach uns kommen.“ Er sah Thilo an. „Sollten Sie nicht auch in Ihrer Garnison freier denkende Offiziere kennen gelernt haben, Menschen mit einem warmen Herzen und starkem Wollen, nicht nur mit einem Stammbaum, mit Langeweile und Passionen?“

„Major von Jeschke,“ sagte Thilo.

„Den meine ich. Und wenn Sie dessen Gunst besitzen, dann scheint es mir töricht, verzeihen Sie, wenn Sie mutlos werden. Die alten verschollenen Dinge dürfen Sie nicht umwerfen. Auch — mein kleiner Bruder nicht. Ich habe übrigens dafür gesorgt, daß er sich entschuldigt. Auch seine Kameraden nicht. Wenn der Soldat und Offizier in Ihnen steckt, dann kommt er auch über solche Erfahrungen hinweg. Wenn der Mann in Ihnen steckt, dann dringt er auch durch — Gespenster

Digitized by Google

Der Dom zu Magdeburg. Gemälde von Prof. Richard Kaiser

Digitized by Google

Digitized by Google

— — und zwingt seine Widersacher zur Seite."

Er sah ihn fragend an.

Thilo gab ihm die Hand.

‚Kamerad,' dachte er, ‚Kamerad!'

Die Mechthild trat ein.

„Sie ist wach. Und weiß —"

Thilo und Alexander tauschten einen Blick. Thilo nahm das Buch mit. Der andere blieb draußen.

Thilo kam zu seiner Mutter. Sie lag abgezehrt mit einem Ausdruck da, der über die Dinge hinaus ist. Sie wollte nicht zurück. Man merkte, sie wollte nicht mehr. Aber in den Augen dämmerte eine fieberhafte, angstvolle Frage zu dem ältesten Sohne hin.

Er kniete vor ihr. „Wie ging es dir?" flüsterte sie. „Nun sehen wir uns viel eher, als bis zu deiner Versetzung —".

Er küßte ihre Hände.

„Mutter, mir geht es gut. Ich werde es schaffen. Ich halte aus. Ich bleibe."

Sie maß ihn noch immer. Ihre Augen sprachen.

Er fühlte, er konnte nichts anderes tun, als ihr das Buch reichen. Das eine stand vor ihr und in ihrer Meinung auch vor ihm.

„Sprachst du Alexander?" flüsterte sie noch.

„Er gab mir das Buch," sagte er.

Sie erkannte es plötzlich. Ihr Gesicht wurde sonderbar gespannt. Sie griff mit der Hand nach dem Herzen.

„Das gehört dir," sprach er, „und das Buch machte mich wieder frei . . . Mutter . . . das heißt, dich und . . . jenen . . . und alles zu verstehen —"

Er bog sich über sie. Ihr Gesicht war welk und weich. Es schien fast aufgelöst. Er begriff in dieser Stunde nicht mehr, wie dieser schwache Rest so Erschütterndes hatte erleben und tragen können.

„Ich verstehe dich. Und Diez wird einmal auch verstehen — durch mich."

Dann senkte sie ihre Blicke auf das Buch. Ihr Atem ging schnell, die Blätter schaukelten auf ihrer Brust.

‚Durfte ich es ihr geben?' fragte sich Thilo und erkannte dann: ‚Ich mußte es ihr geben.'

Und er begriff, daß die Mutter jetzt fern von ihm war.

Sie las die letzten Worte Alexanders, nach denen sie hundertmal in Jammer und Qual verdorben war. Jetzt hörte sie seine Stimme, jetzt war er neben ihr, jetzt sah sie ihn.

Sie hielt das Buch fest. Ihre Lider sanken.

Als aber sich Thilo über sie beugte, erkannte er, daß sie wach war. Sie sah ihn an.

„Ist Diez da?" fragte sie.

Er rief den Knaben.

Sie winkte ihn heran und sagte dann leise: „Es ist gut, daß du nicht weinst. Das hast du doch schon im — Korps gelernt."

Ihr Atem setzte aus.

Ihr Blick suchte Thilo.

„Alexander — möchte ich – noch sehen," sprach sie leise, „und — Mechthild."

Er ließ sie rufen.

Die Base weinte. Aber der Leutnant trat vor, drückte die Lippen auf ihre Hand und sah ihr in die Augen. Und sie verstand.

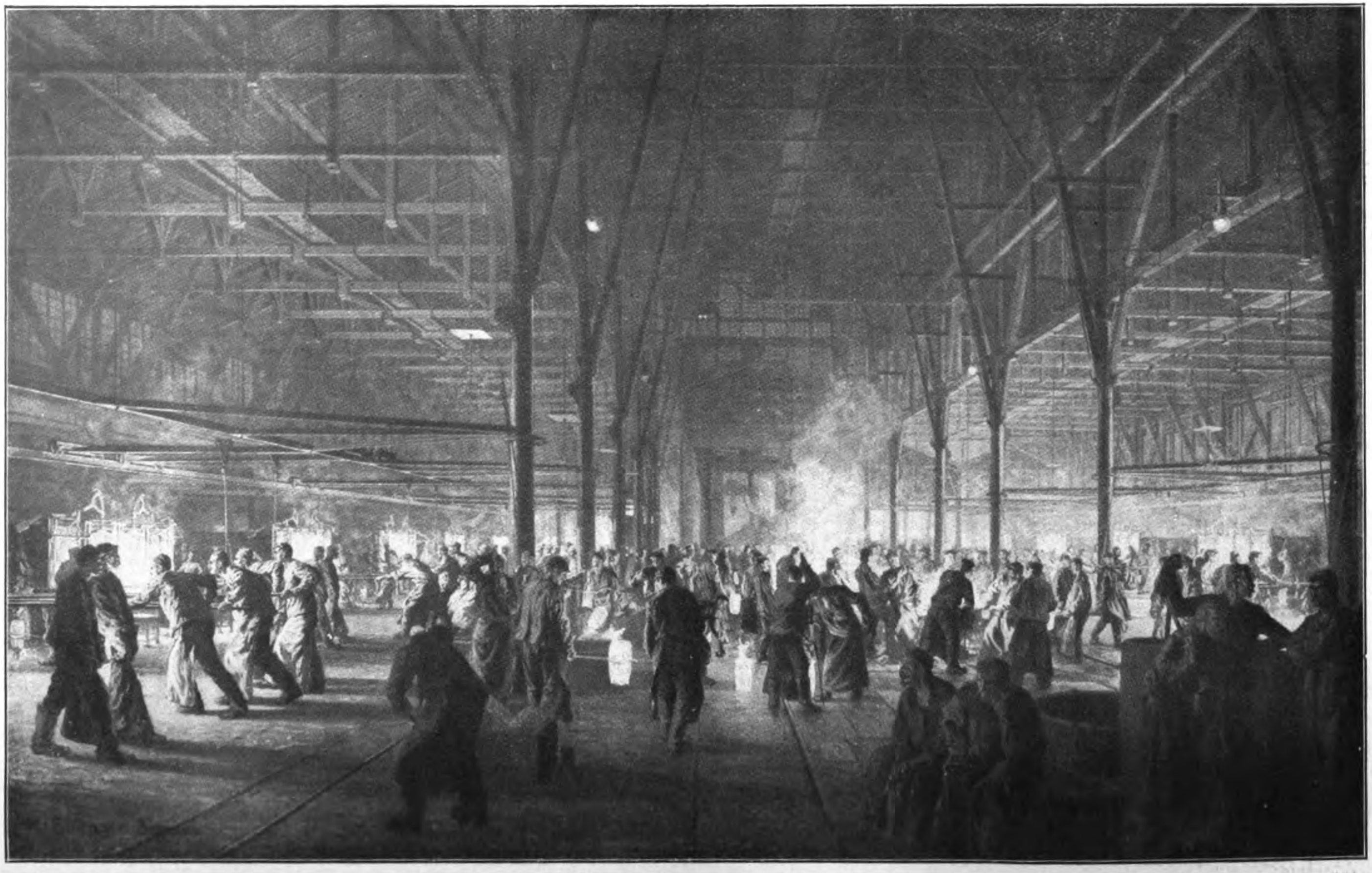
Der — verzieh. Der verstand.

Sie sah zu Thilo: „Wenn — ihr — Freunde würdet —"

„Wir sind es schon," erwiderte er.

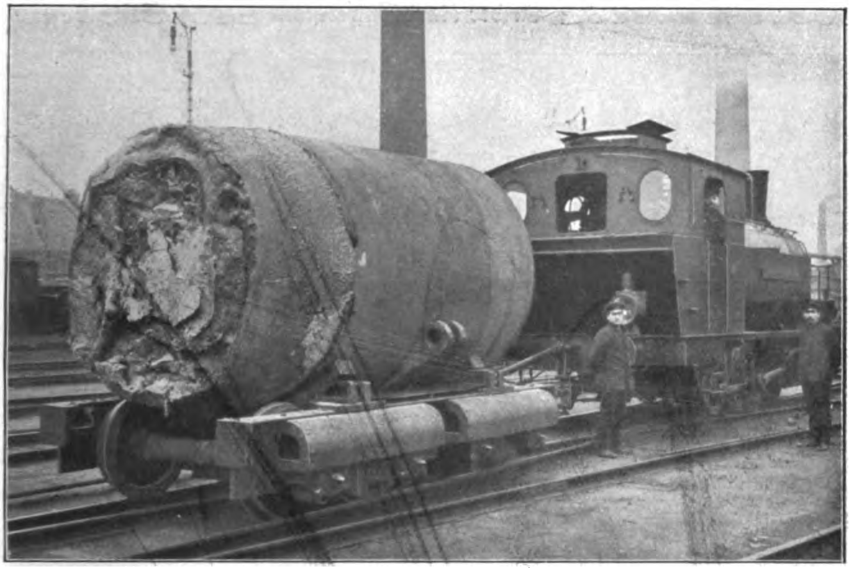
Die Angst verließ sie plötzlich. Sie spürte verwirrt in sich: es wurde ihr leicht. Gleich einer heißen Welle stürzte es über sie. Gleich einer Welle von Blut und Glück, von strahlend aufblühender Erinnerung. Und in der Sekunde verschwand alles Leiden, alles Erdulden, verächtlich beinahe stieß sie es zurück und drang in einen alten Rosengarten ein, sah blühende Zweige über sich gebreitet, Kränze zu ihren Füßen liegen, Rosen über Rosen um sich und dachte: ‚Wie bin ich geliebt worden, mein Gott, und wie habe ich geliebt — — —'

Digitized by Google



In den Kruppschen Werken: Gießen eines Rohstahlblockes aus vielen kleinen Tiegeln. Gemälde von Otto Bollenhagen

Digitized by Google



Ein Rohblock aus Tiegelstahl im Gewicht von 105000 kg. Für ein großes Geschützrohr bestimmt

In der Kanonenwerkstatt. Von ****

Mit dreizehn Bildern aus den Werkstätten für Geschützfabrikation und Munitionsherstellung in der Kruppschen Gußstahlfabrik zu Essen

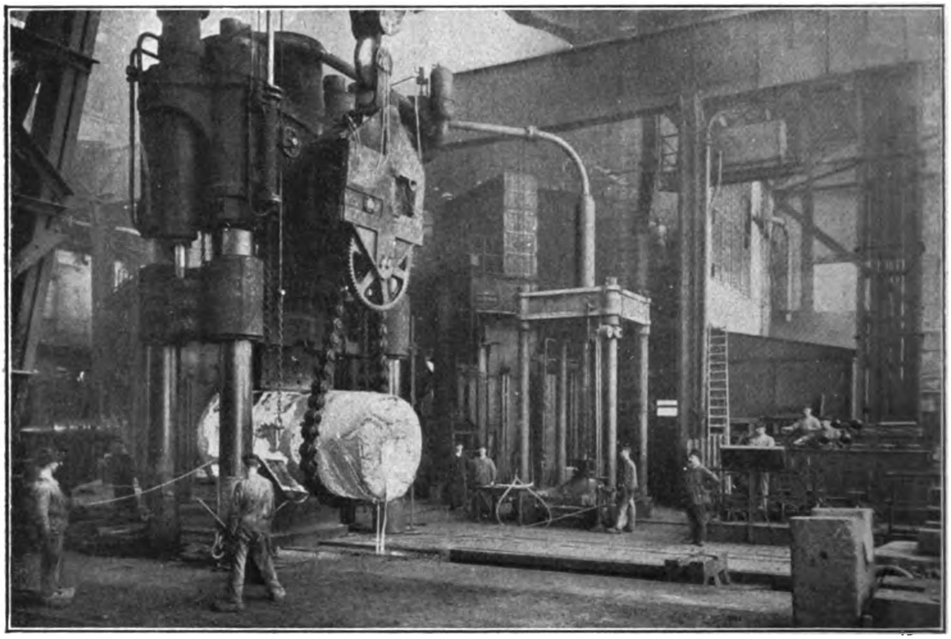
Von einer gewissen Reichsvertretung und deren fleißigen Ausschüssen haben neunmalneunkluge Männer sich recht mißliebig über das Kruppsche Geschäft ausgelassen: es wäre ungebührlich teuer, es liefere dem Ausland billiger als dem eigenen Vaterlande und man solle nur mal bei der amerikanischen Konkurrenz anfragen, wie sich deren Herstellungskosten stellten. Das war vor dem Kriege. Aber als dann die „dicke Berta" vor Lüttich ihr Riesenmaul aufgetan hatte, als sie dort und vor Namur und vor Antwerpen die schwersten Betonblöcke samt allen Panzerungen wie Butterklöße durchschlug und zerschmetterte, da gab man Krupp schleunigst den Ehrennamen zurück, den er ein halbes Jahrhundert geführt: Krupp war wieder der „Kanonenkönig". Schlechthin der unbestrittene Kanonenkönig!

Das Schlagwort kennzeichnet ja eigentlich nur einen Bruchteil der ungeheuren Ausdehnung der heutigen Kruppschen Werke, die für Friedensarbeiten ebenso umfassend ausgebaut sind wie für Kriegslieferungen, die Schiffe allerart ebenso bauen wie Lokomotiven, Eisenbahnradkränze so gut wie Panzerplatten, Eisenträger so gut wie Schienen, die eigene große Schießplätze besitzen, eigene Laboratorien, riesige Erz- und Kohlengruben dazu. Die am 1. Dezember 1916 eine Arbeiter-Belegschaft von 113 398 Arbeitern beschäftigten, nachdem über 2000 Beamte und an 30 000 Mann ins Feld gezogen waren, die schon im Jahre 1913/14 anderthalb Millionen Tonnen Stahl erzeugten und verarbeiteten, etwa den zehnten Teil der gesamten Stahlerzeugung im Deutschen Reich.

Ins Riesenhafte sind die Werke gewachsen, und in gewöhnlichen Zeiten wird der weitaus größte Teil der Stahlerzeugung auf das verschiedenartigste Friedensmaterial verarbeitet. Heut ist selbstverständlich die Tätigkeit überwiegend auf die Herstellung von Kriegsmaterial gerichtet, schmiedet Wehr und Waffen gegen unsere Feinde: zu Lande, zu Wasser, unter Wasser und in der Luft. So paßt der Ehrenname „Kanonenkönig" heut mehr als je auf Krupp.

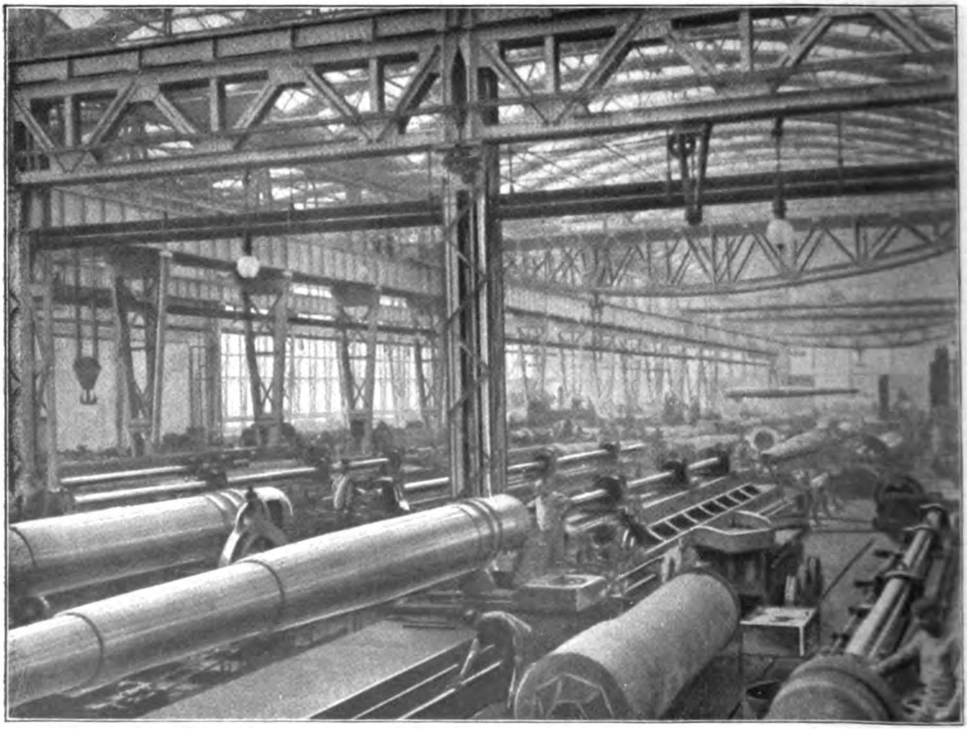
Dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Firma verdanken wir eine Anzahl trefflicher Abbildungen, die unseren Lesern eine deutliche Vorstellung geben sollen von der Geschützherstellung in jenem ältesten Teil der Werke, das als „Gußstahlfabrik Essen" in aller Welt bekannt ist und von unseren Gegnern gleich einer Hölle gefürchtet und

Digitized by Google



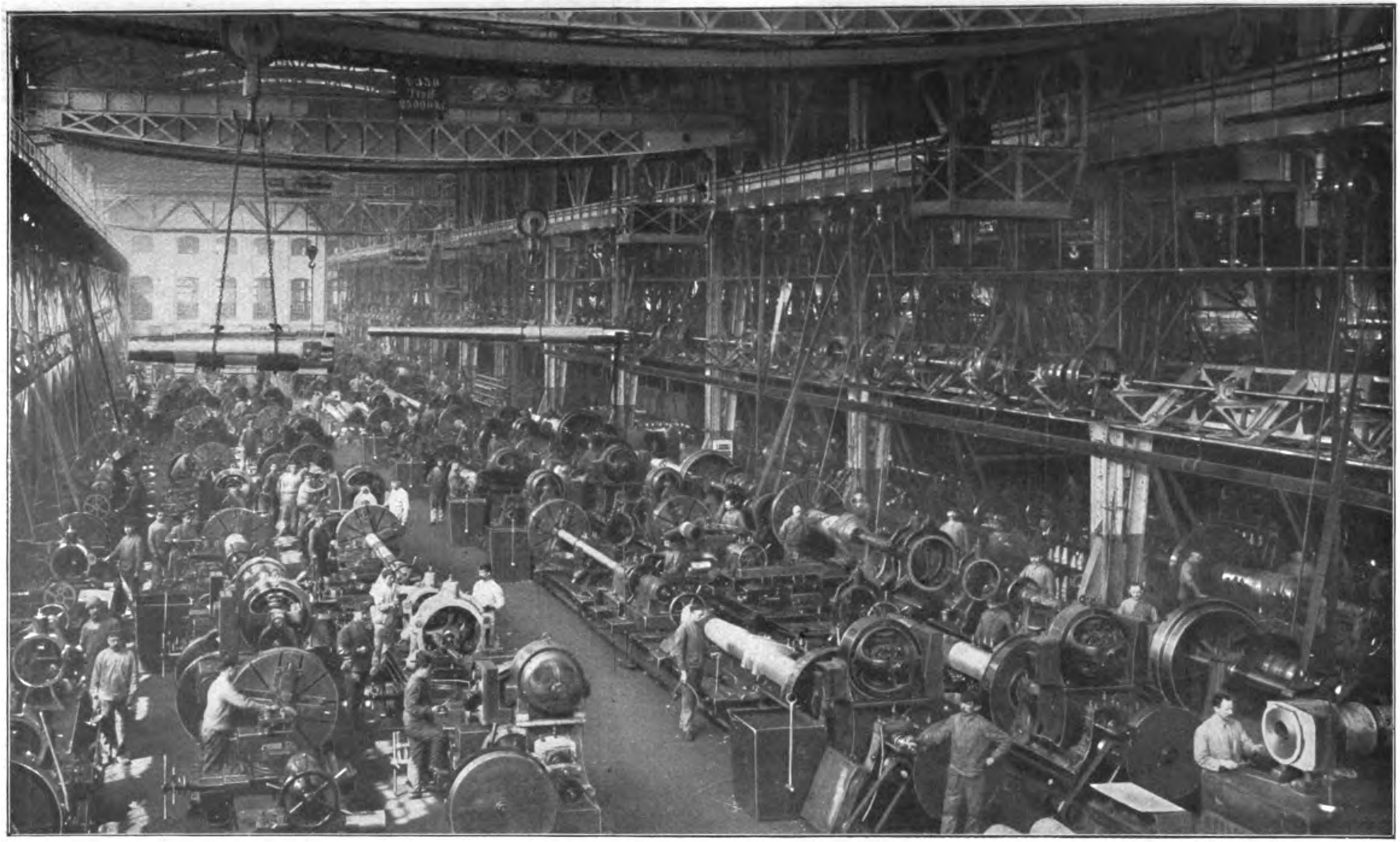
Schmieden eines 100 t-Stahlblocks unter der 4000 t-Schmiedepresse

gehaßt wird. Im Jahre 1811 von dem 24jährigen Friedrich Krupp als ein kleines Stahlschmelz- und Hammerwerk begründet, hatte es die schwersten Anfangsjahre zu



Das Bohren der Geschützrohre

Digitized by Google



In der Kanonenwerkstatt: Die Bearbeitung von Rohren mittleren Kalibers

Digitized by Google

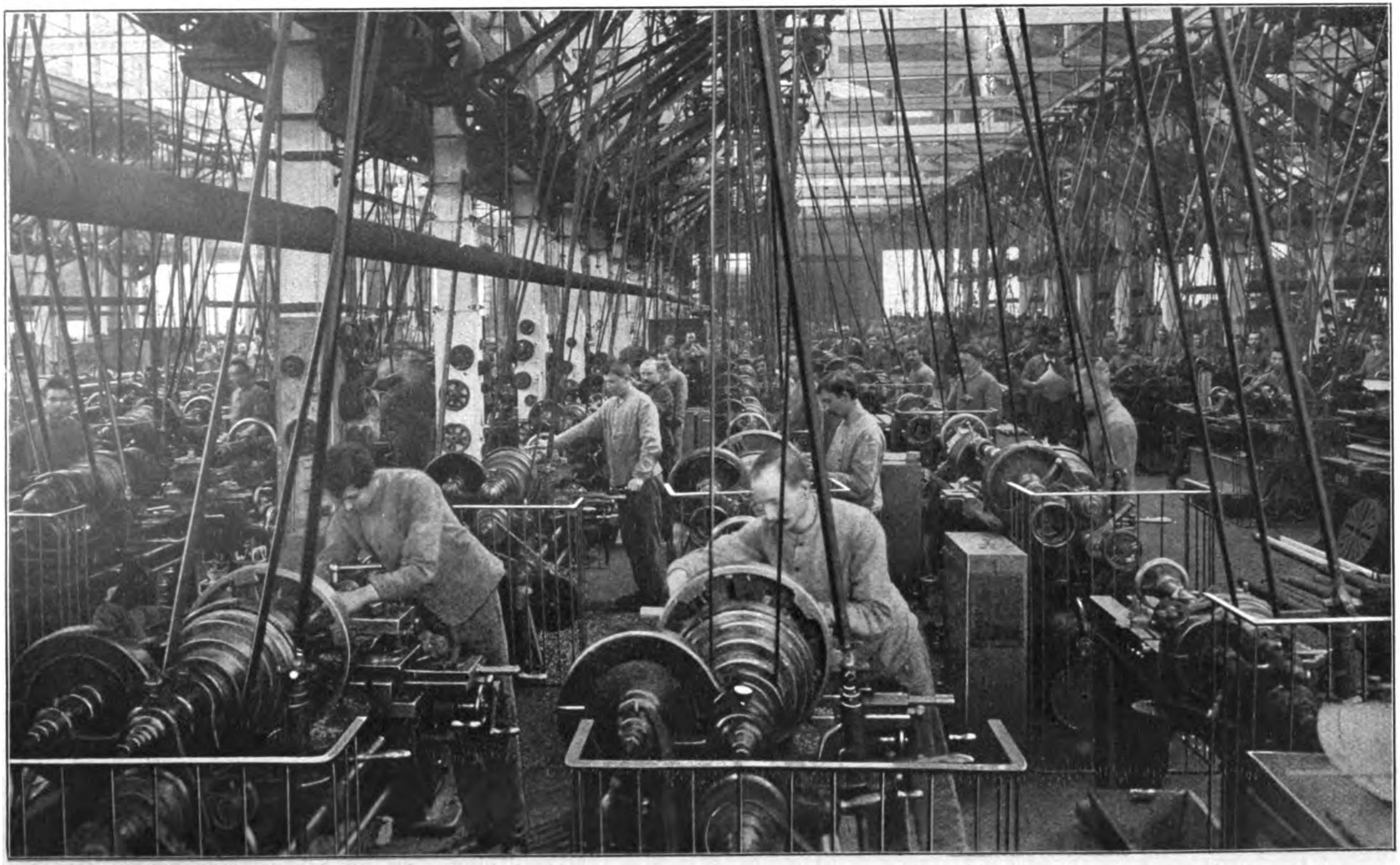


Bild aus einer Lafettenwerkstatt

Digitized by Google

überstehen. Ja, als der Begründer 1826, gebrochen an Leib und Seele, in demselben kleinen Häuschen die Augen schloß, das heute noch sorgsam erhalten inmitten der jetzigen Riesenbauten steht, hinterließ er ein schier hoffnungsloses Unternehmen. Seinem Sohn aber, dem großen Alfred Krupp, gelang es, freilich unter schweren Kämpfen, das Werk weiter und weiter zu entwickeln bis zu stolzester Höhe. Er war es, der seine ‚Gußstahlkanonen‘ durchsetzte, der 1859, gegenüber den mannigfachsten Widerständen, von Preußen, durch Kabinettsorder des Prinz-Regenten, unseres späteren Königs und Kaisers Wilhelm I., die erste große Bestellung auf 300 Rohre erhielt. Seitdem ist das Werk in fast ununterbrochenem Aufstieg geblieben.

Es ist von Anbeginn an der Tiegelgußstahl gewesen, der das technische Rückgrat der Werke bildete. Ein Erzeugnis von unübertrefflicher Güte, Gleichmäßigkeit und Zähigkeit. Wenn wir uns den Werdegang eines Geschützes vergegenwärtigen wollen, müssen wir uns zuerst mit der Herstellung dieses Tiegelgußstahls beschäftigen.

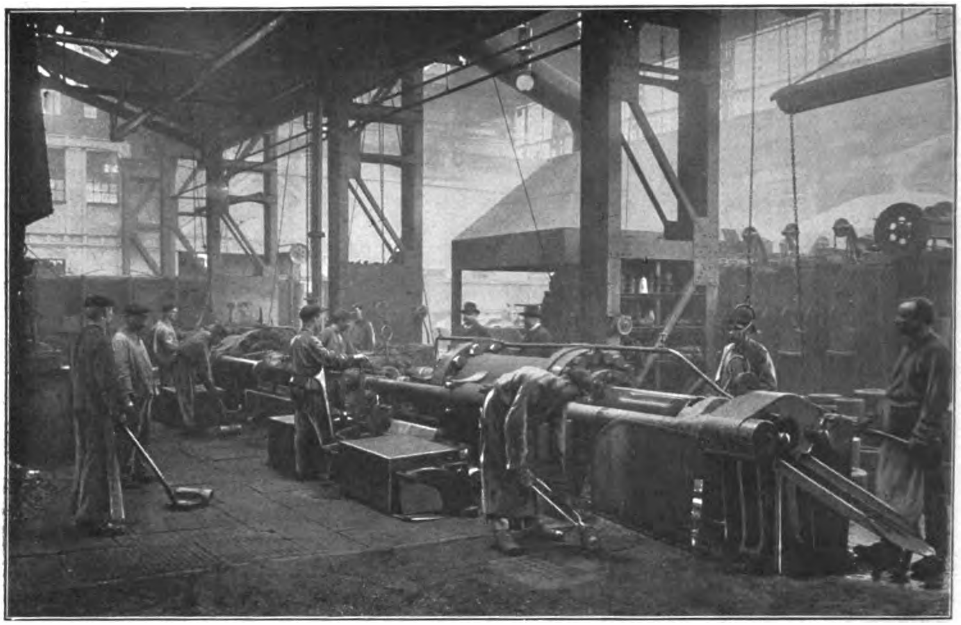
Im Jahre 1812 zeigte Friedrich Krupp seinem kleinen Kundenkreis an, daß er „vom Ende dieses Jahres an alle Sorten feinen Stahls, auch Gußstahl, liefere“ — heute noch wird der Kruppsche Stahl auf die fast gleiche Weise hergestellt wie damals. Nur ist alles ins Riesenhafte gewachsen.

In den Hochöfen wandelt sich das meist aus verschiedenen Sorten gemischte Erz in Eisen. Das Eisen gelangt in Essen in das „Puddelwerk“, schmilzt in kleinen Öfen, wird von den geübten Puddlern fleißig umgerührt; dabei bilden sich auf und in der Masse Stahlteile, welche die Puddler zusammenziehen, um schließlich die Klumpen, Luppen genannt, mittelst starker Zangen aus der Ofentür zu heben. Die Luppen werden, neu erhitzt, zwischen Walzen stark durchgeknetet, in lange Stangen ausgezogen, schließlich wieder in kleinere Stücke zerbrochen. Diese Stücke bilden den eigentlichen Grundstoff für den Tiegelguß.

Wir stehen nun im Schmelzwerk, einer gewaltigen langgestreckten Halle mit mächtigen gasgeheizten Öfen zu beiden Seiten. In diesen Öfen glühen stundenlang die mit dem Rohmaterial gefüllten und wieder verschlossenen, aus feuerfestem Ton und Graphit gefertigten, etwa kniehohen ‚Tiegel‘, je vielleicht hundert in einem Ofen, tausende im ganzen. Dann und wann hebt

In einer Werkstätte für Fahrzeugbau

Digitized by Google



Munitionsherstellung: In einer Geschoßpreßanlage (horizontal)

sich eine Ofentür, ein hellleuchtender Schein bricht heraus, noch heller zeichnen sich darin die Tiegel ab. Immer wieder wird geprüft, ob die Schmelzung weit genug vorgeschritten sei. In gespannter Aufmerksamkeit harren an den Ofen Hunderte von Arbeitern. Erwartungsvolle Stille herrscht im riesigen Raum. Endlich ein Befehlszeichen des Gießmeisters. Die Ofentüren öffnen sich wie durch Zauberspruch; augenblendende Helle durchströmt jäh die ganze Halle. Die Tiegel werden aus den Ofen gehoben, mit Zangen gefaßt, von je zwei Arbeitern nach der Gußform getragen, die in der Mitte des Raumes in den Boden gelagert ist; ein dritter Arbeiter säubert den Tiegel außen von anhaftender Asche. Alles geht in streng militärischer Ordnung und Ruhe vor sich: kommt es doch darauf an, sämtliche Tiegel möglichst schnell, möglichst gleichmäßig in die Gußform zu entleeren. Flüssig wie Wasser, so strömt die glühende Masse in sie hinein; immer neue Träger schieben sich heran, ununterbrochen fließt der schimmernde Strom in die Tiefe: tausend, zweitausend Tiegel — werden doch Blöcke von 100 000 Tonnen Gewicht gegossen!

„Sprecht mir nicht mehr von der Poesielosigkeit der heutigen Industrie!" schrieb ich vor Jahren, als ich zum ersten Male einen großen Guß im Kruppschen Schmelzwerk mitangesehen hatte. „Überwältigend und malerisch ist der Anblick! Kein Laut ertönt, in tiefem Schweigen spielt sich das Ganze ab. Die weite Halle ist ziemlich dunkel. In mächtigen Bündeln nur strömt das Licht aus den geöffneten Ofen und leuchtet über die ernsten Gesichter der davor stehenden Arbeiter hin, die sich in rascher Folge ablösen. Aber so gewaltig die Glut der Ofen ist, sie erhellt doch nur die unmittelbare Umgebung; der tiefe Schatten, der die übrige Halle füllt, tritt nur noch schärfer hervor. Und in diesem schwankenden Dunkel huschen die Arbeiter mit den Tiegeln hin und her: man sieht die eilenden Männer eigentlich kaum, man sieht nur die gleich ungeheuren Leuchtkäfern glühenden Tiegel und die sich unaufhörlich erneuernden weißen Bäche des flüssigen Stahls über den Gußöffnungen, aus denen ohne Unterlaß kaskadenartig rotgolbige Funken emporsprühen." —

Kurze Zeit nur ruht nach dem Guß das Gußstück in der Form. Dann schiebt sich, unter dem Dach auf Schienen laufend, ein massiger Kran über die Gußformen, packt und faßt den rotglühenden Block mit Zangen und Ketten, hebt ihn empor wie ein Spiel-

Digitized by Google

zeug, wandert weiter und lagert ihn auf den bereitstehenden Riesenwagen, der ihn nach dem Preßwerk führt.

Ehedem kam das Gußstück unter gewaltige Dampfhämmer. Der große Hammer ‚Fritz', dessen Fallblock tausend Zentner wog, war eine europäische Berühmtheit und verdiente diese. Er arbeitete mit unbedingter Zuverlässigkeit. Es wurde erzählt, daß der alte Kaiser Wilhelm bewundernd vor ihm gestanden, daß er auf Bitten des Hammermeisters seine Uhr auf den Amboß gelegt, daß der erfahrene Mann, der seinen ‚Fritz' kannte und liebte wie sein Kind, den „Bär", den Fallblock, hätte herabsausen lassen: gerade so, daß dieser haarscharf über dem Uhrglas stehen geblieben wäre.

Heute ist der gewaltige ‚Fritz' außer Dienst gesetzt und abgebrochen. Die Technik ist über ihn hinweggeschritten. Riesenpressen sind an seine Stelle getreten.

Neben einem hohen, hohen eisernen Aufbau, zwischen dessen Pfeilern unten der Amboß ruht, über dem ein ungeheuerer ‚Stempel' sich hebt und senkt, steht ein Vorwärmeofen, in dem der Gußblock zunächst angewärmt wird. Er liegt auf einem Wagen, und wenn der Ofen sich öffnet, kriecht dieser Wagen heraus; gleich fassen den Block wieder mächtige Kettenschlingen und schieben ihn auf den Amboß. Und schon schiebt sich der Stempel ruhig und gelassen herab. Mit fünf Millionen Kilogramm Druck wirkt solche hydraulische Presse auf die Stahlmasse, knetet sie gleichsam durch bis auf den innersten Kern, bis sie sich endlich in den rohen Block für ein Geschützrohr gewandelt hat, an dem nicht Fehl noch Tadel ist.

Es ist aber nur der Kern des Rohrs, den wir bisher werden sahen. Bei den meisten unserer heutigen Geschütze lagern sich um diesen Kern verstärkende Ringe, die in ähnlicher Weise, wie wir schilderten, gegossen und geschmiedet und aufgehärtet werden.

Der nächste Weg führt in die eigentliche Kanonenwerkstatt. Wieder treffen wir auf Werkzeugmaschinen von ganz gewaltigen Abmessungen. Da sind Drehbänke, auf denen Rohrblöcke und Ringe mit scharfen Meißeln abgedreht werden, Span auf Span; wobei sich die Vortrefflichkeit des Tiegelstahls dadurch beweist, daß die Schälspäne, selbst wenn sie dünn werden

Werkstätte mit vertikalen Geschoßpressen

Digitized by Google

In einer Geschoßdreherei

Digitized by Google

In der Zünderwerkstatt

Digitized by Google

Lager von Rohgeschossen

wie Papier, fest zusammenhalten. Da sind die großen Bohrmaschinen, welche in die Rohrblöcke die — um es ganz allgemeinverständlich auszudrücken — die innere Höhlung, die ‚Seele‘, ausbohren, zunächst im Groben, dann später in Feinem. Die ‚Züge‘ der Seele, die später dem Geschoß die Führung im Rohr geben, werden eingeschnitten, die ‚Ringe‘ unter stärkstem Druck aufgezogen; endlich die ‚Schildzapfen‘ fertiggestellt, mit denen das Rohr in der Lafette sich lagert.

Das schreibt sich leicht und schnell hin. In Wirklichkeit aber setzt sich jeder einzelne Abschnitt des Werdegangs aus vielen, vielen Einzelarbeiten zusammen. Immer wieder werden Meß- und Reißproben vorgenommen; die Geschützteile machen besondere Vergütungsverfahren durch, indem sie aufs neue zum Glühen gebracht in riesenhafte Ölbehälter getaucht werden; die Ringe und ‚Mäntel‘ werden durch Erhitzung erweitert, ehe man sie auf den Kern schiebt, damit sie dann diese auf das schärfste umschließen, auf ihn einen gewissen Druck ausüben. Es geht schier ins unendliche — bis schließlich nun das Rohr fertig ist.

Das Rohr ist aber noch lange nicht das Geschütz. Die Visiereinrichtung muß hinzukommen und der Verschluß mit seinen verschiedenen Teilen, die auf das genaueste, haarscharf ineinanderzupassen sind; die Vorrichtungen für das Auffangen des ‚Rückstoßes‘ nach jedem Schuß sind anzufertigen und einzufügen. Immer aufs neue wandert das Werkstück aus einer Arbeitsstätte in die andere, immer wieder fassen, heben und senken die Laufkrane die Riesenlasten, immer neue Hände, immer neue Maschinen sind an ihnen tätig. In den mechanischen Werkstätten, der Lafettenwerkstätte im besonderen, entsteht inzwischen die Lafette. Einst war das ein einfacher Wagen, kurz und kräftig; schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts hatte man ja auch das schwere Geschütz fahrbar zu machen versucht, so 1492 das „Ketterlin“, wie die Ulmer ihr größtes „Räderwerk“ nannten. Heute ist die Lafette ein Wunderwerk der Technik, die kleine fast ebenso wie die große. Aus Hunderten von Teilen fügen sie sich zusammen. Die Schmieden liefern Achsen, die Martinswerke und Gießereien Tonnen von Martinsstahl, die Walzwerke Bleche der verschiedensten Formen und

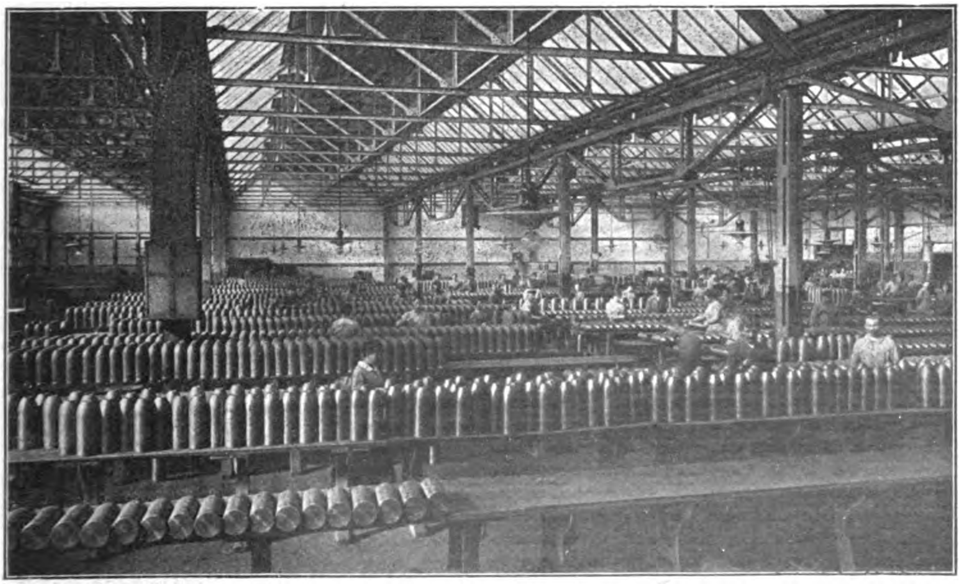
Digitized by Google

Stärken; Zylinder und Kolbenstangen, Schrauben und Schräubchen, Federn, Wellen und Spindeln kommen hinzu, stählerne Schutzschilde, hydraulische und elektrische Apparate, Automobilmotoren und unendlich viel anderes je nach Art und Zweck. Bis dann etwa ein Rohrungeheuer, wie das der berühmten „dicken Berta" oder des „langen Max" oder eines der eingetürmten Schiffsgeschütze in seine Lafette eingebaut werden kann, bis es, dem leisesten Fingerdruck gehorsam, sich hebt und senkt, sich haarscharf zum Ziel einstellen läßt, einem Ziel, das das Menschenauge nicht sieht, das nur durch Berechnung festgelegt ist.

Und wie verschiedenartig sind diese Geschütze, vom leichten kleinen, fast zierlichen Gebirgsgeschütz an, von der Ballonabwehrkanone (schon 1870 sandte Krupp einige Ballonkanonen ins Feld, die vor Paris auf die französischen Freiballons Jagd machen sollten), vom Feldgeschütz mit den Munitionswagen bis zu den schwersten und allerschwersten Haubitzen und Mörsern! Zu jeder Geschützart aber gehören Geschosse, und meist wieder je verschiedener Arten. Auch sie fertigt Krupp selbst in eigenen Werkstätten, die Geschosse samt den wiederum ganz verschiedenen Zündern; für letztere bestehen z. B. besondere Drehereien mit vielen automatisch arbeitenden Maschinen, bestehen Montier-, Revisions, Pulversatz-Werkstätten, Messing- und Aluminiumgießereien. Es ist schier unmöglich, die fast endlose Mannigfaltigkeit der Arbeit, die geleistet werden muß, bis ein Geschütz mit allem Zubehör fertiggestellt und zur Erprobung auf den Schießplätzen bereit ist, auf beschränktem Raum auch nur im flüchtigen Überblick zu schildern.

Lange, lange Jahrzehnte hindurch besaß Krupp ein, man darf wohl sagen, durch die eigene Tüchtigkeit, durch die unübertroffene Güte seiner Leistungen selbst errungenes Monopol für die Geschütze der preußischen, der deutschen Armee. Die Kriege 1864, 1866, 1870 half Krupp uns gewinnen. Ganz allmählich nur wuchs aus kleinen Anfängen der Wettbewerb anderer Unternehmungen heran, die nun auch infolge des Riesenbedarfs, den der Weltkrieg gezeitigt, im vollen Aufblühen begriffen sind. An die Ausdehnung der Kruppschen Werke aber reicht keines von ihnen auch nur annähernd heran, und ebensowenig die großen und größten Werke unserer Feinde — und der gewinngierigen Neutralen.

Krupp war, ist und bleibt der „Kanonenkönig": Dem Reiche zum Schutz — dem Feinde zum Trutz!



Nachprüfen der Geschoßhülsen in der Geschoßdreherei

Rasputin und russisch-höfische Mystik

Von Dr. Freiherrn von Mackay in München

Vor Jahrzehnten lebte in Pokrowskoje, einem weltabgelegenen, armen Marktflecken im Tobolsker Gebiet, ein heruntergekommener, wegen Diebstahl und recht schmutziger, anderer Vergehen wiederholt vor Gericht abgestrafter Bauer, Grigorij Jefimowitsch. Einmal war er wieder auf der Fahrt nach der Kreisstadt, um sich höheren Orts über ihm zur Last fallenden Verdacht des Rückfalls in alte Sündhaftigkeit zu verantworten, als er in der rumpligen Postkutsche mit einem ‚Protojerejen‘ ins Gespräch kam. Um sich Mut für die Auseinandersetzung mit Seiner Gnaden dem Herrn Richter zu machen, hatte er der Wodkaflasche reichlich zugesprochen; in der Halbnarkose mildernder Umstände beichtete er dem hohen geistlichen Herrn sein lasterhaftes Leben. Der empfahl ihm, als wohlwollender und nicht kleinlich denkender Menschenfreund, zur Buße Geld für eine Kirche, die er bauen wollte, zu sammeln, und dieser Rat brachte tatsächlich reichen Segen in des Sünders Haus. Er wurde von Tag zu Tag nicht nur wohlhabender, sondern auch frömmer — freilich in seiner Art. Er mochte einmal etwas von einer Kirchenlehre haben läuten hören, daß man schuldig werden muß, um in die Gotteserkenntnis hineinzuwachsen, und machte sie sich auf eigentümliche Weise zunutze. Sein Haus wurde der Tempel von seltsamen aphroditischen ‚Weihefesten‘. Offene Feuer brannten nächtlicherweile im Hof, und darüber und darum her sprangen und tanzten, betend und heilige Lieder singend, Grigorijs Freundinnen, um sich nachher bei verschwiegenen Gastgelagen von der anstrengenden Frömmigkeitsübung zu erholen. Schließlich wurde der Metropolit auf das Treiben aufmerksam und sandte eine der berühmten russischen ‚Revisionen‘ nach Pokrowskoje. Viktor Hehn erzählt in seinen noch heute lesenswerten Tagebuchblättern De moribus Ruthenorum von einem Polizeihauptmann, der auf eine Anforderung des Petersburger Statistischen Amts zur Feststellung des Verhältnisses zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht umgehend und ehrerbietig zurückvermeldet habe, dieses Verhältnis sei ein ganz angenehmes. Ähnlicher Art scheint die Antwort gewesen zu sein, die der erzbischöfliche Abgesandte heimbrachte: Grigorij hatte eben bereits eine zahlreiche Gönnerschaft unter Damen wie unter Geistlichen, die Mitgenießer seiner Kirchengeldersammlung waren, um sich geschart und so dafür gesorgt, daß am Mantel christlicher Liebe, der sein Sündenwachstum zudeckte, keine Elle gespart wurde. Die Bahn für neue Taten auf dem Arbeitsfeld russischer Seelenrettung war also frei. Sie verlief zunächst nach verschiedenen Nonnenklöstern, deren herzenskranke Insassen der Hilfe des bäuerlich-geistlichen Wundarztes bedurften, dann aber geradeswegs nach Petersburg. An der Newa bestand ein Kreis gelangweilter Hofdamen, deren ‚metaphysischen Bedürfnissen‘ es nicht mehr genügte, sich bei Kartenschlägerinnen Rats über ihr Schicksal zu holen oder von Pariser Scharlatanen Geister des vierten Raums sich vorführen zu lassen, deren erschlaffter Gaumen nach derberer Kost begehrte. Die Führerin dieses schöngeistigen Klubs, die Gräfin Ignatieff, hörte von dem sibirischen Muschik, aus dem Frau Fama einen ländlichen Adonis machte, und ließ ihn auf Empfehlung und durch Vermittlung des Bischofs Warnawa schleunigst nach der Hauptstadt kommen. Die Enttäuschung war zunächst nicht gering. Denn der Ankömmling zeichnete sich allerdings durch bäuerliche Kraft und Derbheit, aber auch durch Unmanierlichkeit und jeden erdenklichen Mangel an Kinderstube aus. Indessen, als er, Messer und Gabel verachtend, mit den Händen aus dem Teller essend, von den erschrockenen Gönnerinnen verlangte, daß sie ihm die fettgewordenen Finger sauber küßten, was als Zeichen der Demut und Sinnbild der Herzensreinigung eine erste Bedingung des Erlösungswerkes sei, hatte er gewonnenes Spiel. Solcher Kaviar für Hofdamen hatte jedenfalls den Reiz der Neuartigkeit und ließ außerordentliche Er-

Digitized by Google

wartungen für die Zukunft erhoffen. Der Wundermann wurde also durch eine andere Klubkoryphäe, eine geborene Neidhardt, Frau des Ministers des Auswärtigen und Schwägerin des Ministerpräsidenten, an diesen empfohlen; jetzt war sein Glück vollends gemacht. Von den Sphären aus, die um die Sonne des Kaiserpalastes schweben, öffneten sich ihm die Pforten zum höfischen Allerheiligsten. Das gesellschaftliche Leben, das er hier vorfand, war der denkbar beste Fruchtboden für seine Strebsamkeit und seine Schwindelkünste. Zar und Zarin, Großfürst und Großfürstin bildeten gleichsam ein Geheimkabinett für hochherrschaftlichen Aberglauben und ließen sich von allen möglichen, teils eingesessenen, teils von der Seine und Themse her zugewanderten Betrügern durch magnetopathisch-hypnotische Gaukeleien und Geisterzitationen am Narrenseil führen. Selbstverständlich durfte die religiöse Weihe diesem Theater nicht fehlen: dafür sorgten zwei Bischöfe, Hermogen und Iliodor. Sei es nun, daß sie fürchteten, ihr Einfluß könne durch Monsieur Philippe, den Häuptling der weltlichen Gaunergenossenschaft, matt gesetzt werden, sei es, daß sie besondere politische Zwecke damit verfolgten, sie selbst riefen Grigorij herbei: der kam, sah und siegte. Er trug zwar noch das Bauernkleid, den langen Kaftan und die hohen Juchtenstiefel, aber er hatte soviel von städtischer Kultur angenommen, daß er mit gesalbtem, sorgfältig gescheiteltem Haupthaar, gepflegtem wallendem Bart und balsamduftendem Linnen unter dem Rock erschien. Dazu eine hochgewachsene Gestalt und schwärmerisch-seelenvolle, sanft wie ein stiller Teich unter Erlengebüsch blickende Augen — welches Weiberherz hätte da widerstehen können? Er war alsbald Hahn im Korb, schlug alle seine Gönner aus dem Feld, galt als persona gratissima beim Herrscher aller Reußen selbst, folgte dem Hof überall hin und hatte stets, wie ein echter, rechter Beichtvater, seine petites entrées, zu denen sich hohe und niedere Offiziere und Beamte drängten. Die ‚graue Eminenz' konnte zwar kaum schreiben; aber ein Zettel mit den ungelenk geschriebenen Worten: Ich, Grigorij Jefimowitsch, genehmige es! genügte, um jedem Begehren Erfüllung zu sichern. Nach seinem Wink wurden Erzbischöfe abgesetzt und ernannt, erfolgte manch er Wechsel in den Ministerien; er war der Mitregent linker Hand an den Stufen des Zarenthrones.

Beim Lesen des Lebenslaufs dieses Mannes bis hierhin wird man meinen, es entweder mit einem Hintertreppenroman oder mit halb mythisch gewordenen Geschichten aus dem russischen Hofleben vergangener Jahrhunderte zu tun zu haben. Weit gefehlt! Jener Ministerpräsident ist niemand anders als Stolypin, das begönnernde Herrscherpaar Nikolaus II. und die Zarin-Mutter Alexandra Feodorowna, Grigorij der weltberühmt gewordene ‚Starez' mit dem vorbedeutungsvollen Namen Rasputin, das nichts anderes heißt als Schwindler. Rußland und sein Herrscher fühlen sich heute berufen, im Bund mit den Ententegenossen als Kulturbringer Europas aufzutreten; nichts kann ein so glänzendes Befähigungszeugnis für solche Sendung sein als diese Rasputin-Tragikomödie. Und doch sind ihre Irrungen und Wirrungen im Grunde aus der Geschichte des russischen Herrscherhauses und Hofes leicht zu verstehen, ja sie erscheinen als natürlich gekeimte und gereifte Giftblüten am kranken Baum.

Die kaiserliche Familie leitet bekanntlich ihren Ursprung von dem Bojarengeschlecht der Romanoffs ab; tatsächlich ist sie so stark mit deutschen Fürstengeschlechtern vermischt, daß es zweifelhaft erschiene, ob auch nur ein Tropfen reinen russischen Bluts in ihren Adern fließt, fiele nicht im Ahnensaal auf den ersten Blick eine Erbähnlichkeit aller gekrönten Häupter mit Soltikoff, dem Günstling aller Günstlinge Katharinas, ins Auge. Wie dem sei, jedenfalls stand schon Paul I., der Stammvater des Hauses Gottorp-Holstein, unter dem Druck von Dämmerzuständen und unterhielt regen Verkehr mit den Geistern des Malteserordens, dessen Großprior er war. Überaus kennzeichnend für seine überspannte Art ist die Tatsache, daß er allen Ernstes in der Zeit der französischen Revolutionskriege, als er sich durch Englands und Österreichs Selbstsucht und darüber, daß ihm die Briten Malta nicht ausliefern wollten, gekränkt fühlte, die einzelnen Herrscher Europas und deren Minister zum Zweikampf herausforderte. Der Charakter Nikolaus I., dem die Maßstäbe eines wirklich großen Herrschers nicht abgesprochen werden können, schwebt zwischen den Polen von roher Grausamkeit und der wahnsinnahen Frömmigkeit eines Torquemada. Im selben Augenblick, indem er dem Papst durch seinen Sohn einen Brief überreichen ließ, der den römischen Katholiken Schutz und Gewissensfreiheit zusicherte, ließ er 13000 Priester zwingen, der lateinischen ‚Pest' abzuschwören; die sich nicht fügten, wurden zu Tode geknutet oder nach Sibirien vertrieben oder in schismatische Klöster verbracht, wo sie in feuchten, kalten Kellern bei Wasser und Brot langsam, in furchtbaren Qualen dahinsiechten. Als die Cholera von Indien her im Reich sich ausbreitete und unter ihren Schrecken Soldaten und Pöbel in wilder Raserei durch die Petersburger Straßen stürmten, ritt er furchtlos unter die Massen und rief, wie ein Abgesandter des Himmels sich fühlend: „Kniet nieder im Staub und beschwört durch Gebete den Zorn des Allmächtigen, der diese Heimsuchung ob euerer Sünden geschickt hat, und reizt seinen Zorn nicht durch neue Verbrechen!" Schließlich ging sein Herrscherstolz, wie ein französischer ungenannter Biograph (La vérité sur l'empereur Nicolas, Paris 1854) meint, in einen Wahn über, bei dem er, der Herrscher

Digitized by Google

schlechthin, sich als ein unerhörtes, fabelhaftes, alle menschlichen Empfindungen und Neigungen in sich vereinendes Wesen fühlte, dessen Gottart über die sagenhaften Könige von Babylon und Ninive, über einen Nebukadnezar und Belsazar, hinauswuchs. Alexander I., der angeblich fortschrittlich gesinnte, geriet mit den Jahren gänzlich in den Bann der Frau von Krüdener, die, nachdem sie die Liebe aus allen Kelchen genossen, in überspannten Andachtsübungen ihre Sünden bereute und als weißgewaschener, runzeliger und hysterischer Engel mit dem Jenseits in fahrplanmäßigen Verkehr trat. Alexander III wiederum hatte einen Beichtvater Sergejeff, einen Priester dunkler Herkunft, der sich nach kurzer Zeit der geistlichen Beratung des Herrschers solchen Einfluß zu verschaffen wußte, daß seine Stimme mehr galt als die irgendeines Ministers. Er bezog eine fürstliche Wohnung, in der alsbald, gleichfalls aus verschleierten Landen kommend, die ‚Gottesgebärerin' Lukeria auftrat, deren übernatürlicher Sohn Sergejeff zu sein vorgab, um nunmehr als ‚Erlöser' sich feiern zu lassen. Als dritter im Bund erstand noch auf nicht minder mystische Weise ein ‚Erzengel Michael', scheinbar zu dem Zweck, mit flammendem Schwert die beiden zu schützen. Das Gemunkel über ein nichts weniger als heiliges Leben des Kleeblatts nahm von Tag zu Tag zu, konnte ihm aber nichts anhaben. Im Gegenteil! Sergejeff ward als ‚Väterchen Johann von Kronstadt' eine im ganzen Reich des Doppeladlers von den gläubigen Massen gefeierte, ja angebetete Persönlichkeit, welche fast die Sonne des Zaren selbst in Schatten stellte. Dann kam das Unglück in Form eines Preßgesetzes, das den Sprachorganen der Öffentlichkeit Redefreiheit gewährte. Die Petersburger Blätter stürzten sich mit Feuereifer auf das Sergejeff-Problem, brachten Enthüllungen über Enthüllungen und zwangen so die Gerichte zum Eingreifen. Im Prozeßverfahren wurden die schlimmsten Dinge, die kaum von der Sittenverderbnis des alternden sinkenden Rom übertroffen werden können, und zugleich eigentümliche politische Beziehungen der Zirkel dieser sonderbaren Heiligen festgestellt. Das härteste Urteil schien gerechtfertigt. In Wirklichkeit lautete es nur auf Verbannung des entlarvten Schwindlers in seine Heimat Archangelsk, von wo er nach einigen Jahren eines otium cum dignitate zum Hof zurückkehren durfte, um in allen Ehren als Berater des Zaren aufgenommen und nach plötzlichem Tod in fürstlicher Weise, mit dem Geleit einer Ehrenkompagnie und vieler tausend Verehrer und namentlich Verehrerinnen zu Grabe getragen zu werden!! Den gegenwärtigen Zaren schickte als 22jährigen der Vater in Begleitung des Prinzen Georg von Griechenland und des Fürsten Uchtomski auf eine orientalische Weltreise: nach dem Peloponnes, Ägypten, Indien, dem malaiischen Archipel, China, dem Reich der zehntausend Inseln, wo er bei der Durchfahrt durch Otsu meuchlings von einem japanischen Polizisten durch einen Säbelschlag über den Schädel verwundet wurde. Seitdem wiederholen sich bei ihm Dämmerzustände immer wieder. Seinem Charakter eignet gemeinsam der nikolaitisch-mystische wie der alexandrisch-grausame Zug der Romanoffs in der Blässe des Bluts und der Schwäche des Temperaments, die sein Wesen bestimmt. Er beobachtet streng alle kirchlichen Gebräuche und wallfahrtet zum Grab des Seraphim von Sarof, den er selbst kanonisierte, weil durch dessen Vermittlung das langersehnte Glück der Geburt eines Thronfolgers ihm zuteil wurde. Der Geisterseher Philipp, der Wetter- und Kalendermacher Damtschinsky, die politischen Auguren Schlopoff und Basobrasoff gingen nacheinander als Günstlinge in seinen Gemächern ein und aus und beeinflußten seine Regierungshandlungen, bis eben der sibirische Starez Rasputin das Schwindlertum aller seiner Vorgänger ausstach. Er hat aber, wie man sieht, mehr als einen Vorgänger gehabt, ja man trifft sonderbare Heil'ge seiner Art in der Geschichte fast aller zarischen Herrscher und kann daher deren Politik und die Entwicklung des Reichs nicht verstehen, ohne den bald offen, bald in verdeckten Minengängen sich bezeugenden Einflüssen solcher dunkler Ehrenmänner nachzuspüren, in deren Fallen immer wieder die großmächtigen Herren aller Reußen und Theokraten auf dem Thron der orthodoxen Zäsaropapie sich nach der geschichtlichen Erfahrung verfingen, daß jede absolutistische Macht auf ihrer olympischen Höhe am Gängelband sie bloßstellender niedrigster Gewalten geht. Es gibt kaum ein verwickelteres und undurchsichtigeres politisches Spinnennetz als das Gewebe des russischen Hofes, in dem der Zar wie der erste Gefangene sitzt, umkreist von einer Schar dem Schein nach dienstbarer, in Wirklichkeit ihn gängelnder, feudaler, militärischer und bürokratischer Ränkeschmiede, Streber, Tschinoffniks und umschwärmt von allen möglichen, aus unbestimmbaren Tiefen emporsteigenden planetarischen Trabanten, die periodisch in seine Sonnennähe sich drängen und ebenso schnell und schleierhaft in die Eklipse hinabtauchen; nur abgefeimte geistliche oder weltliche Schwindler vom Typ Rasputins haben sich in diesem Durcheinander oft siegreich und am längsten behauptet.

Schief wäre gewiß die Auffassung, als seien all diese seltsamen Erscheinungen nur Krankheiten und Entartungsformen der höfischen Gesellschaft; sie sind vielmehr gleichsam nur Nebelflecken auf dem dunklen Himmelsgrund der Volksseele, und ihr Wesen kann allein in deren Spektrum verstanden werden. Der Geist der rechtgläubigen Staatskirche ist seit Jahrhunderten in äußerlichen Formen erstarrt. Das schlimme Erbe der Politik gerade des ‚freiheitlichen' Zaren Peter des Großen, der das Patriarchiat zerstörte und,

Digitized by Google

indem er dem Heiligen Synod, einer rein weltlichen Behörde, alle kirchliche Gewalt übertrug, auch das geistliche Leben unter das Joch des zarischen Absolutismus drückte, war die Scheidung der russischen Nation in zwei zusammenhanglose Hälften: auf der einen Seite die ‚Aufgeklärten‘, die der Kirche sich völlig entfremdet haben und eine oberflächliche Aufklärung mit echter Geistes- und Herzensbildung verwechseln; auf der anderen Seite die Masse des Volks, das wohl einen Schatz echter, tiefer Gläubigkeit nach wie vor betreut, aber keine sein Vertrauen genießenden Führer hat. Wie vor hundert und tausend Jahren, so wallfahrtet es noch jetzt in unabsehbaren Pilgerzügen zu den geweihten Stätten, um an den Gräbern der Heiligen Erbauung zu suchen und Trost in den Prüfungen seines ärmlichen Daseins zu finden: ein engbegrenztes, aber doch tiefgründiges Innenleben altväterlicher Frömmigkeit ist ihm immer wieder der Stahlquell, der ihm Kraft zum Ertragen aller Nöte seines Kalvariengangs verleiht. Aber solche Kirchlichkeit und Religiosität hat doch wieder einen Beigeschmack und Einschlag, der auch in dieser Richtung zeigt, wie abweichend von westeuropäischen Kulturvölkern das seelische Instrument des Russentums gestimmt ist und wie fremd uns seine Saiten erklingen. Derselbe Russe, der in flammende und leidenschaftliche Empörung gegen jeden gerät, der irgendwie sein Heiligenbild oder seine Kirche als solche anzutasten wagt, bleibt ganz ruhig, wenn seine Popen oder Mönche beschimpft, lächerlich gemacht werden, ja, nimmt, je nach Laune, selbst an solcher Verspottung der geistlichen Hirten teil. Er hat vor dem heruntergekommenen Popentum keine Achtung und sucht Seelenheil und Erbauung auf allen möglichen anderen Wegen mehr, als auf dem ihm behördlich vorgeschriebenen. Wenn schon der geistvolle J. S. Aksakoff das Russentum mit einem Lastwagen verglich, von dem sich die scheugewordenen Pferde losgerissen haben, um ohne Führer ziellos weiterzustürmen und den Wagen hinter sich im Schmutz zu lassen, so ist die Wahrheit dieses Bildes nur zu unbestreitbar und jedermann deutlich, der einmal kirchlichen Festen, wie sie sich vor berühmten geweihten Plätzen von dem Ruf des Dreieinigkeitsklosters in Sergjeff-Tosad oder des Höhlenklosters von Kiew abspielen, zugeschaut hat. Gorki läßt einen Vertreter des in verschraubter Selbstentsteigerung sich verlierenden Barfüßertums ausrufen: „Bruder, wir zerplatzen noch alle, bei Gott! Und warum? Weil unser ganzer Inhalt überflüssig ist und unser ganzes Leben nutzlos. Wozu bin ich nütze? Unnütz bin ich, schlagt mich tot, daß ich sterbe!“ Das ist der Standpunkt äußerster Verneinung aller Wirklichkeiten des menschlichen Lebens, den der gewöhnliche arbeitende und daher weniger grübelnde Mann des Volkes nicht teilt, dem er aber doch nicht fernsteht. Mangel an persönlichem Willen, an Selbstzucht, an geistiger wie sittlicher Aufrichtigkeit, stumpfe Schicksalsergebenheit, ein Glaube, dem jedes Pathos fehlt und jedes Gewissensfeingefühl, dabei doch wieder große Reizbarkeit, Neigung zu lärmendem, gewalttätigem, marktschreierischem Widerstand ohne positive Ziele: „Wir sind alle geborne Anarchisten, aber passive,“ so sucht Gorki wiederum diese Art seiner Landsleute in einem Schlagworte zu verdeutlichen. Man sagt, das russische Slawentum sei mit Mystizismus erblich belastet; jedenfalls wachsen am Schlehdorn seiner seltsamen, uns so wesensfremden Geistigkeit heute, in der Sturmzeit des Kriegs, erst recht die merkwürdigsten Früchte. Es hat sich — vielleicht als Vorzeichen einer kommenden neuen Umwälzung — eine Gesellschaft von umstürzlerischen Mystikern gebildet, die sich als ‚Aktivisten‘ bezeichnen und in deren Namen einer der Führer Nikolai Berdjajeff jüngst folgendes auseinandersetzte. Der Deutsche vergewaltige das Leben mit seiner ethischen Grübelei und seinem kategorischen Imperativ, der nichts anderes bedeute als die Anmaßung: ‚die Welt, das Chaos muß durch mich, nach einem festgelegten Plan, in Ordnung gebracht werden.‘ Er erstarre förmlich in der Nacktheit seiner Gedanken, in seiner trostlosen Vernünftelei, in der Unfähigkeit, das scheinbar wirre und doch gedankentiefe Spiel der Natur zu verstehen, die Untergründe des Unbewußten und des ‚göttlichen Wahnsinns‘ zu erahnen. Für diese letzten menschlichen Daseinsrätsel habe nur der Russe Empfindungskraft: darum müsse er die Welt erobern, damit sie den Weg zum heiligen Chaos zurückfinde. Die treffende Antwort darauf, welches Heil die Welt von irgendwelchem Triumph dieses neurussischen Mystikertums zu erwarten haben würde, hat Gorki in der Zeitschrift Ljetopsi mit den Worten gegeben: „Vom Tag an, da man uns den Schnaps nahm, betranken wir uns mit Worten. Der allerorts bei uns beliebte Raub auf Wechselseitigkeit, schamlosester Diebstahl, Schlemmerei, Zuchtlosigkeit — es ist nicht notwendig, erst die Beweise für Fäulnis und Verfall unserer Gesellschaft anzuführen. Es hat sich unzweifelhaft herausgestellt, daß wir Russen während dieses Weltunglücks die geringsten bürgerlichen Tugenden bewiesen haben.“

Verfolgt man all diese Irrgänge, Kreuz- und Quersprünge des russischen Seelenlebens, blickt man in seine Tiefen, aus denen eigentümliche blasenwerfende und gärende Strudel aufzischen, so erklärt sich einigermaßen das scheinbar unlösliche Rätsel, daß ein Mann von der Art Rasputins, der Laie, der nicht die geringste theologische Vorbildung hat und dessen Schulwissen kaum über das ABC hinausgeht, der eigentliche Machthaber im allerheiligsten Synod war und zugleich in der weltlichen Regierung oftmals einen größeren Einfluß als der Ministerpräsident selbst ausgeübt hat. Ein Volk, das sittlich wie politisch keinen festen Stand-

Digitized by Google

grund unter seinen Füßen hat, dessen Weltanschauung in derselben Raum- und Formlosigkeit und Unendlichkeit verläuft, die dem landschaftlichen Bild des heimatlichen Bodens, auf dem es wohnt, das Gepräge gibt, verrennt sich natürlich bei der Stillung des Triebes, über die Inhaltsleere seines Daseins sich hinwegzutäuschen, auf den seltsamsten Irrwegen, findet schließlich aber auch nichts Absonderliches dabei, daß die über ihm stehenden, die Herrschenden und Regierenden auf denselben Nebelwegen nachtwandeln. Jener Iliodor, der ‚Hieromonach', mit dem sich Rasputins Laufbahn so seltsam gekreuzt hat und dessen weltlicher Name Sergej Michailowitsch Trufanoff lautet, hatte offenbar in Gemeinschaft mit seinem Freund und Gönner Hermogen kein anderes Endziel im Auge als das, unbedingte Herrschaft über den Heiligen Synod zu gewinnen und mit den Mitteln solcher Macht die Reform der Kirche durchzudrücken, zu der seit des großen Peters Tagen hunderterlei, stets am Granit der Zarengewalt gescheiterte Ansätze gemacht worden sind. Man darf annehmen, daß Rasputins Stern nicht zum wenigsten deshalb so schnell zum Zenit aufstieg, weil die höfischen Kreise in ihm eine handgerechte Waffe zur Abwehr solcher Gefahren sahen. Er ist dann, wie es bei solchem Ränkespiel zu gehen pflegt, seinen Helfershelfern über den Kopf gewachsen: wie und auf Grund welcher Kräfte, hat einmal kein Geringerer als Graf Witte sehr zutreffend erklärt. Grigorij, auf den die gewöhnlichen Begriffe nicht paßten, sei ein Wunder in seiner Art. Mit seinem Einfluß auf verwöhnte Frauen bilde er zwar eine problematische Größe, aber auch seine Feinde könnten nicht leugnen, daß er einen zähen Willen und einen Verstand habe, um den ihn mancher Gebildete beneiden könne. Shakespeare spottet über gewisse Diplomaten und Bürokraten, die wenig wissen und nichts leisten, aber dafür desto besser es verstehen,

> . . . sich in einen Schein zu kleiden
> Von Weisheit, Würdigkeit und tiefem Sinn,
> Als wenn sie sprächen: Ich bin Herr Orakel,
> Tu ich den Mund auf, rührt sich keine Maus.

An solchen Neunmalweisen mangelt es am Petersburger Hof gewiß nicht, und ein frischer Wind, wie ihn der Bauer Rasputin von seiner sibirischen Heimat mit einfachem, unbefangenem Verstand in derartige Schranzenstuben bringt, muß tatsächlich heilsame Wirkung haben. Vom Zaren selbst ist das einmal anerkannt worden, wenn er meinte, Rasputin sei ihm immerhin weit lieber als noch so vornehme Hysterie. In dem Wort wird zugleich die Schiefheit landläufiger Auffassungen deutlich, als ob der Starez es verstanden habe, den Herrscher einzuwickeln, etwa so, wie der Abbate Alberoni den eitlen Herzog Vendôme. Nikolaus II. ist weder, wie oft behauptet wird, eine Null auf dem Thron, noch ein entschlossener Reiter, sondern geht, den Trensenzügel in der Hand, neben dem Gaul seiner Herrschermacht her, vorab bedacht, nicht unter dessen Hufe zu geraten. Für seines Volkes Wohlfahrt nach großzügigem Plan aufopfernd zu arbeiten, dafür fehlt es diesem Herrscher ebensosehr an heldischer Kraft wie an Gesinnungsgröße, dafür ist er zu ichsüchtig, engherzig. Aber die Erhaltung seiner Herrenwürde und damit der Macht des Hauses Romanoff: das sind Zwecke und Ziele, die er triebhaft mit der Zähigkeit und Klugheit des Bauern verfolgt, der den Besitz seiner Scholle und seines Hofes in Mißernte-Unglücksjahren verteidigt. Und in dieser seiner Art klingen eben die Saiten seines und Rasputins Charakters wahlverwandt aneinander zu einer jener Freundschaften, ‚die Torheit leicht auflösen kann, weil sie Weisheit nicht geschlossen'. Das Vertrauensverhältnis der beiden war auf dem Höhepunkt im März 1913, da es als Pflock gegen den Block der Großfürstenpartei den Ausbruch des schon damals drohenden Weltkriegs verhinderte, wurde bei der Entladung des Gewitters 1914 zeitweilig sehr kühl, erlangte dann aber die alte Nestwärme wieder, nachdem es die eigenartige Feuerprobe jenes echten, nur in Rußland möglichen Sensationsstückes, ‚Das Attentat auf Rasputin', in dem Minister wie Chwostoff, Polizeimeister wie Rschewski und die ‚hochgestellte Dame' — nämlich die Zarin-Mutter — Paraderollen spielten, bestanden hatte. Jetzt soll dieser Wundermann einer neuerlichen Verschwörung zum Opfer gefallen sein, und wenn sich die in allen Einzelheiten ausgeschmückten Darstellungen seiner Ermordung bestätigen, wie es scheint, so ist leicht zu finden, welche politische Strömung ihn in den Abgrund gerissen hat. Der tyomni narod, das ‚dunkle Volk' der Bauern, ist heute in Rußland die eigentliche Friedenspartei. Es ist in den Kampf gezogen, ohne recht zu wissen warum, es hat die Hauptbürden der Kriegslasten zu tragen, und es sieht allen seinen wirtschaftlichen Fortschritt durch den Krieg bedroht. Rasputin, der sibirische Bauer, gab mit seiner Friedfertigkeitspolitik nur die Stimmung seines Standes an; so galt es, als die Gegengruppe unter Führung Englands gesiegt hatte, ihn zu beseitigen, um der Partei der Kriegsmüden dauernd eine stärkste Stütze zu rauben. Ist das Ziel wirklich erreicht? Genug der Vorläufer Rasputins sind schon in aller Form ermordet und begraben worden und doch plötzlich, in höchster Steigerung ihres Heiligenruhms, wieder auferstanden. So bleibt auch heute noch die Möglichkeit offen, daß, umgekehrt, statt des vorzeitigen Endes Grigorijs, der Zar einstmals, wie sein Ahnherr Alexander III. in den Armen Johanns von Kronstadt, seinen Geist aushaucht in den Händen der ‚grauen Eminenz', des einstigen Sträflings und treuesten Freundes.

Digitized by Google

In der Heimat der Winde

Ein griechisches Märchen von Theodor Birt

Es war Sommer. Das Inselmeer zwischen den griechischen Küsten lag still, als ob es aus Glas wäre, und spiegelte den Himmel ruhevoll und wiegte das Licht in seinen blauen Wellen. Es ist das Meer, über das einst Ikarus aus Kreta flog, um darin zu versinken, das Meer, über das auch Theseus seine Ariadne aus Kreta entführte, um sie treulos zu verlassen. Unter den vielen Inseln war eine, bergig und schluchtenreich, nach der der Seefahrer mit Scheu ausspähte und die der Steuermann bei Sturm in weitem Bogen umging. Mitunter lag sie klar und in scharf gezacktem Umriß auf dem Wasserspiegel wie eine Drohung; bisweilen verschwand sie bei hellstem Licht, und kein Mensch konnte sie sehen, wie eine Fata Morgana, die der Wüstenreiter der Sahara sieht und die doch nie da ist, wenn man ihr nahe zu kommen glaubt.

Alle Schiffer wußten genau: auf der Insel, da wohnten nicht Menschen; da hauste der Windgott unheimlich mit seinen acht Söhnen, das felsige Inselkastell der Stürme mitten im Meer.

Der große Weltenschmiedegott Vulkan hatte in Urzeiten diese Insel gebaut; sie ruhte als runde Erdscheibe wie eine Tischplatte auf einem schmalen Fuß aus Korallen, der fest auf dem Meeresgrund stand und, den Wellen trotzend, die Insel trug.

Im Sommer, da schlafen dort Vater und Söhne, schnarchen in den Berglöchern und falten ihre Flügel ein, um bequem auf Seegras und Ziegenfellen zu liegen. Von ihrem brausenden Atem hallt es da wirbelnd in den engen Grotten: jede Grotte ein Windfang, und die Winde atmen da also sich selber ein. Vor allem die Söhne, der Ostwind und Westwind, der Süd und Nord und die anderen schlafen traumlos tief; denn die Jugend hat immer den tieferen Schlaf. Äolus, der Vater, dagegen (die Äolsharfe heißt nach ihm; aber damals wußte er noch von der Harfe nichts) wacht mitunter in Sorgen auf; dann fliegt er neugierig um seine Insel.

Die braunen Flügel des Seeadlers sind ihm riesengroß aus den Schultern gewachsen mit gewaltigen Schwungfedern; seine Arme stecken eingewachsen im Fittich wie in einem Ärmel. Wenn der Gott mit eingezogenen Flügeln daherschießt, sieht man von seinen Füßen nichts; sie sind vom Gefieder zugedeckt: ein grausiger Vogel Greif, aber mit einem Götterkopf von menschlicher Bildung. Der graue Bart weht im Flug wie Herdrauch unter ihm her; der Mund ist groß und aufgerissen; die faltige Stirn eingewachsen in die zottigen Brauen und das wirre Stirngelock.

So fliegt er bisweilen auch im Sommer um seine Insel wachthaltend und späht nordwärts nach dem Winter aus, ob nicht bald der Winter mit dem grimmen Frost aus dem Nordland kommt, damit er, der Äolus, wieder fröhlich tosen und schreien und sich tummeln kann, seine Peitsche schwingen und seine Kräfte üben. Im Sommer gehört den Menschen das Meer, im Winter gehört es den Stürmen.

Eines Tages tauchte ein Segel auf. Äolus sah es: ein Schiff mit rotbemalten Wangen; ein schlaffes Segel am Mastbaum. Zwanzig Ruderer fuhren es kühn heran. Im Schiff stand Odysseus, der Griechenheld, der abenteuernd von Troja heimfuhr. Er fürchtete sich nicht vor der Insel der Winde. Oder sah er sie nicht?

Odysseus, der Dulder, irrte, vom Zorn Poseidons gehetzt, schon seit langem über das Meer. Nach Ithaka, zu seiner Penelope strebte er; aber der Meeresgott Poseidon haßte ihn und wollte seinen Untergang. Jetzt aber setzte sich Äolus als Vogel auf den Schiffsrand und sprach: „Du bist Odysseus. Sei mein Gast. Willst du nicht bei mir landen? Ich schütze dich."

Odysseus erschrak nicht vor dem Gott, dem seltsamen Vogel in Greifengestalt; er lachte hell auf. Er hatte auf seiner Irrfahrt ja schon zu viel Wunderbares gesehen: die menschenfressenden Lästrygonen und Zyklopen, die Riesen und Giganten; ja, auch die Schrecken der Unterwelt, als er den bleichen Schatten Achills beschwor. Der große Vogel saß auf dem Schiffsrand; aber das Schiff neigte sich nicht unter seiner Last; denn es war eben der Wind, und der Wind hat kein Gewicht, wenn er ausruht.

„Sei mein Gast," hieß es noch einmal.

Digitized by Google

Odysseus dankte: „Göttlicher Vogel, laß mich fahren, an deinem Eiland vorüber. Ich muß weiter, zu ihr, die meiner harrt, zu meinem Sohn Telemach und zu meinen Bauern, daß ich sie mit meinem Speer schützen kann, als ein Pfleger des Volkes."

Da kam ein Windstoß. Der Vogel war verschwunden. Der Windstoß riß das Schiff an den Strand. Odysseus war gefangen und kam nicht weiter.

In der Bucht zog er ingrimmig sein Schiff ans Land. Da war eine Kluft. „Berget hier die Ruder, trocknet die Seile und Segel," sagte er zu seinen zwanzig Gefährten, „und bleibet hier, bis ihr von mir hört" — und schritt mit finsterem Mut durch Waldbusch und Wiesen ins steile Innere, als sein eigener Kundschafter.

Er hörte ein sägendes Geräusch aus den Bergen schallen; das waren die Söhne des Äolus, die in ihren Höhlen schnarchten. Durch die Wiesen hüpften Ziegenherden und Lämmer und mitten dazwischen die gehörnten Faune und Satyrn, die munteren Strolche, die überall in der Märcheneinsamkeit gedeihen und die Herden lieben, als wären sie ihresgleichen.

Er rief sie an; aber die Burschen meckerten nur und wiesen mit dem Finger den Wasserfall hinauf nach oben. Da stand eine turmartige Burg aus Haustein, wie ein Gefängnis, mit acht Türen zum Einschlupf für die acht Winde, und aus dem Haupttor trat schon Äolus ihm entgegen, im blauen Schurz, der mit grobem Knoten um seine Hüften hing; im übrigen war er in seine Flügel wie in einen weichen Peplos gehüllt. Sein Auge leuchtete freundlich, als er seinen rechten Fittich emporhob und die rauhe Hand aus ihm herausstreckte, deren Finger mit dickem Flaum bewachsen waren. So nahm er die Hand des Helden und sagte: „Tritt ein. Ich bin Äolus. Ich langweile mich. Es gibt jetzt nichts zu blasen. Du sollst mir Gesellschaft leisten. Endlich einmal ein natürlicher Mensch ohne Götterzauber, ohne Flügel, ein Mensch, der sich quälen muß, und gar ein Held, der Taten tut und von Troja kommt! Du sollst mir erzählen. Weltkundig bist du und listenreich. Ich aber habe im Alter den gesunden Schlaf verloren, und leer und untätig sitz' ich daher nun schon Tag für Tag."

Er hielt inne und lauschte: „Hörst du das Singen? Hinten im Frauenhaus, da singen mein Weib, die alte Anemone, und die acht Weiber meiner Söhne mit ihr im Chor. Die machen Fischernetze. Sie singen seit Äonen täglich dasselbe Lied; es ist nicht auszuhalten."

Er gähnte. Da kam aus seinem Mund ein Windstoß, daß der Gast sich an dem Pfosten hielt, um nicht umzufallen.

Odysseus blickte verhärmt und bitter. „Ein Gefangener bin ich, unfrei und unfroh, und soll dir erzählen?" Man badete ihn, wusch ihm das Meeressalz aus Haar und Angesicht; man speiste ihn; die Weine flossen; er aber redete nichts, und Äolus war schwer enttäuscht. Er war enttäuscht und blieb es. Odysseus spähte durch den Spalt zu den acht Frauen, wenn sie, den Krug auf dem Haupt, im Hof aus dem Springquell Wasser holten. Wie weiße Gänse trippelten sie hintereinander her im Gänsemarsch.

Das waren üble Tage: Odysseus traurig, Äolus verärgert. Täglich hörte Odysseus den Gesang der Frauen, ein seltsames Schnattern und Girren: aber es dauerte immer nur eine halbe Stunde lang, wie ein Uhrwerk, das maschinenhaft nur für eine kurze Zeit ertönt und dann abgelaufen ist. Es waren alles regelrechte Baumnymphen, diese Frauen, die hier aus den dunklen Wäldern stammten, von völlig stiller, regloser Natur; und das war gut und eine Ausgleichung der Temperamente, weil doch die Stürme ihre Gatten waren.

Da griff Äolus zur List; er gebot seiner Tochter Polymêle: „Geh hinaus auf die Wiesen. Wir wollen den Bock am Spieß braten, den jungen Bock. Hol' ihn mir aus der Herde. Daß aber die frechen Satyrn im Busch dich nicht überfallen, nimm auch Korax, den bösen Hund, mit."

Äolus wußte, daß Odysseus gern über die Waldwiese ging, um nach seinen Schiffsleuten, den Gefährten am Strand, zu sehen. Vielleicht gelang es dem schönen Mädchen, ihn heiterer zu stimmen.

Polymêle war nicht wie ihre Mutter; sie war voll warmen Lebens, eine Mischung aus Sturm und Windstille; auch nicht beflügelt wie ihr Vater und ihre Brüder; nur über ihren Augen standen die schwarzen Augenbrauen wie Schwalbenflügel.

Digitized by Google

Sie fand den Bock; aber, um länger die Freiheit zu genießen, trieb sie ihn vor sich her den Bergen zu, ohne die tollen Satyrn zu fürchten, die nach ihr äugten, hinter den Waldbäumen hervortraten und unverschämt grinsten, Purzelbäume schlugen und mit Bocksprüngen ihr dreist nahe kamen. Sie hetzte den Hund, und der jagte sie davon. Aber den jungen Bock hatten die Kerle sich gefangen und riefen: „Komm her! Hol' ihn dir! Wir halten ihn fest. Nur wenn du mit uns tanzest, geben wir ihn heraus."

Polymêle aber warf sich sorgenlos lachend in die Wiese und holte ihre Hirtenflöte aus dem Kleide. Odysseus stand im Pappelgehölz verborgen; da sah er voll Überraschung die Schlanke, Lilienarmige, wie sie vorgebückt im Rasen unter den Blumen saß, das Haar aufgelöst wie ein weiter Mantel um sie her. Ihre Finger spielten am Rohr, und eine Schlange hatte sie aus dem Erdloch gelockt; die hob das grüne Köpfchen und wiegte sich bezaubert in Ringeln vor ihr, als ob sie tanzte, und lauschte dem süßen Pfeifen, das aus der Flöte kam. Ja, sie griff sich die Schlange und hing sie sich um den blanken Arm. Dann sprang sie auf und sah plötzlich den Helden, der aus dem Gehölze trat.

„Flieh nicht, bei der Göttin der Liebe, schönes Kind," begann er. „Ich bin Odysseus, deines Vaters Gastfreund."

„Mein Vater setzte dich hier gefangen, und du bist traurig?"

„Nicht, wenn ich dich sehe. So wie du die Schlange bezähmest, so kannst du wohl auch die Herzen der Jünglinge bändigen, wenn du willst; wahrlich, auch meines, obschon ich so alt bin."

„Und du bist kein Satyr und kein Pan und bist schöngestaltet und herrlich," sagte sie. „Heldenhaft bist du, wie ich die Männer mir träumte, die hier n i c h t leben und die uns die Dichter rühmen; und ich hab' noch keinen gesehen wie dich."

„Und du hier so auf der Wiese allein?"

„Die Satyrn, die dummen, griffen den Bock. Da oben! Ich sollte ihn holen."

Da flohen schon die gehörnten Waldmenschen, als Odysseus auf sie eindrang. Er nahm den Bock auf seine Schultern und geleitete Polymêlen nach Haus. Nicht wortlos mehr, nein! Seine Zunge löste sich endlich; er erzählte ihr von Ithaka und von Telemach, seinem Sohne, der ein Kind war, als er, Odysseus, um in den großen trojanischen Krieg zu ziehen, Ithaka verließ. Und von den Sirenen erzählte er, die am Ufer saßen und sangen, als er vorüberfuhr, und das Herz erfüllten mit allmächtiger Liebessehnsucht. „Man möchte sterben vor Verlangen, wenn die Sirene singt. Aber mein Herz ist gefeit. Denn mein stolzes Weib Penelope harrt auf mich, und ich will zu ihr."

„Du erzählst so schön," sagte sie. „Warum erzählst du nicht auch meinem Vater so? Er wünscht es sich."

„Ich will es tun, wenn du dabeisitzest und spinnst und ab und zu auf deinem Rohre flötest."

Seitdem flossen dem Äolus die Tage angenehm dahin. Odysseus erzählte ihm, wenn das Mahl beendet war und der süße Inselwein die Zunge löste, Erlebnisse und Heldenmärchen, die er selbst erlebt; der Kluge ersann auch manches dazu, wie es dem guten Erzähler frommt. Polymêle aber war zugegen, und ihr junges Herz ward bezwungen von der Geistesgröße des Gastes, und ihr Auge verschlang ihn.

„Poseidon," so plauderte Odysseus, „Poseidon, der Wasserstampfer, der schaumfrohe Meeresgott mit dem Dreizack, der zürnt mir maßlos, der jagt mich mit seinem Zorn. Warum? Troja, die Burg, hab' ich mit List zerstört; er aber hatte einst Trojas Mauern aufgebaut und gegründet. Und Poseidons Sohn, der garstige Zyklop in der Höhle, der sonst nur schlecht und recht von Milch und Käse lebt, fraß meine Genossen, ein schändlicher Menschenschlächter. Zur Rache machte ich ihn trunken mit Wein und beraubte ihn des Augenlichts. Er hatte nur ein Auge mitten über der Nase; das war groß wie ein Ruderloch; ich bohrte ihm den Spieß hinein. Seitdem haßt Poseidon mich doppelt."

„Ich schütze dich," sagte Äolus vergnügt. „Du bleibst hier. Poseidon braucht mich, er braucht die Winde, und ich stehe mich immer noch leidlich mit ihm. Einen Palast bau' ich dir. Den Wald legen wir für dich nieder, und du sollst Felder bestell'n und Herden weiden und fischen und auf See fahren nach Herzenslust. Willst du noch mehr? Willst du auch Polymêle, meine Tochter? Sie sei dein Weib. Ich seh' es

Digitized by Google

gern. Die albernen Satyrn möchten sie sich haschen; aber sie ist zu gut dafür."

„Ich will keinen Palast, ich will kein Weib," versetzte Odysseus finster. „Der Herbst naht. Mein Weib wohnt im Westmeer, dort, wo die Sonne in den Okeanos sinkt. Dahin will ich, dahin auch meine Gefährten. Meine Gefährten schelten mich; sie sehnen sich auch nach ihren Heimathäusern."

Da flog Äolus des Nachts zum Westmeer über Arkadien hin nach Ithaka, um Penelope selbst zu sehen. So schnell wie ein Mensch sein Auge aufschlägt und wieder schließt, so schnell war er dort; das ganze Mittelmeer spritzte unter ihm Schaum bei seinem Fluge, und die Leute in Ithaka fuhren aus ihrem Schlaf, weil die Brandung auf einmal so tosend ging.

Er fand Penelope einsam auf ihrem Lager; sie seufzte um ihren Gatten. Er sah Telemach, den jungen, ratlos hinausspähend in die öde Salzflut; er sah im Saal Eurylochus, Antinous und die anderen frechen Freier, die sich täglich ins Haus warfen und dort das Gut des fernen Odysseus verpraßten, um die Ehe der Penelope zu erzwingen. Sie sollte sich den neuen Freier wählen, als wäre Odysseus verschollen und tot. Sie war die hehrste der griechischen Frauen und ihre Schönheit unverloren; aber wie eine schwarze Wolke stand Penelope im Licht des Saales, wenn sie zürnend und wehrlos im Trauergewand unter die Freier trat und sie warnte vor des Odysseus blutiger Rache.

Am folgenden Tage erzählte Äolus dem Odysseus: „Sie ist dir ungetreu. Glaube mir. Ich sah es. Ich war dort."

„Du lügst. Alle Winde sind unzuverlässig. Ich glaube dir nicht."

Äolus aber fing die Stimme der Penelope in seinen Schwingen und trug sie von Ithaka herüber, und Odysseus hörte da mit Staunen vernehmlich aus der weiten Ferne die Stimme seines ersehnten Weibes, und sie sprach: „Ich wähle den Eurylochus, bei allen Göttern."

Er erbleichte. Was bedeutete das Wort? Es war kein Zweifel. Die Freier stellten sie vor die Wahl, und sie hatte sich entschieden: „Ich wähle den Eurylochus."

Da versank Odysseus in Schwermut und Erbitterung, in Groll und dunklen Zorn. Der Listige war überlistet.

Der Herbst kam. Die Söhne des Äolus wachten auf und krochen aus ihren Höhlen, suchten erst ihre lieben Weiber und küßten sie; dann versammelten sie sich im Saal der Felsenburg, wo Äolus sie über ihre Winterpflichten belehrte, und schossen endlich aus den acht Toren des Kastells wie die Reiher im Flug über das Meer in alle Richtungen. Der böse, barbarische Boreas, der wilde, schrie am lautesten. Ein Wirbel von Orkanen ergriff die Windinsel, und Odysseus warf sich platt zu Boden, auf Polymêlens Rat; denn es war, als drehte sich das Land im Kreise wie ein Rosenblatt, das man in den Strudel geworfen hatte.

Äolus selbst, der große Flieger, zog, hoch auffahrend, weithin, jenseits des Inselmeers über die Berge des Balkan und wehte über Afrika und ganz Asien und beaufsichtigte und hetzte seine Söhne.

Um Odysseus und Polymêle aber war alles still. Kein Schnarchen mehr auf der Insel und kein Schnauben. Nur der liebe Zephyr war geblieben; er wartete auf den Frühling, umfächelte die Blumen im Wiesengrund, setzte sich dann in die hohe Baumkrone und schlief da weiter.

So sah sich Odysseus mit dem Mädchen allein in der Einsamkeit. Sie hatte Befehl vom Vater, den einsamen Wintergast zu trösten. Und sie tröstete ihn. Es fiel ihr nicht schwer. Denn was ist das Leben ohne Geschäftigkeit? Die Satyrn holten sie sich aus den Wäldern herbei zum Traubenkeltern. Wie die in den Kufen possierlich hopsten und sprangen! Ein wieherndes Gelächter! Der junge Most schäumte. Süße Trunkenheit! Dann mußten die losen Gesellen auch noch ein Stück Wald roden, und Odysseus setzte den Pflug an und zog die Furchen für die Frühlingssaat. Äolus hatte ihm einen Palast verheißen. Wozu aber ein Palast? Odysseus zimmerte sich ein Blockhaus aus Fichtenstämmen; einen Garten zäunte er sich ein, darin Polymêle Nelken und Narzissen pflanzte und Rosmarin und Amaranth, Lavendel und Thymian. Und er nahm sie in sein Haus.

Hin- und hergeworfen zwischen Tier und Gott, war Polymêle jetzt aus halbem Tierleben vollreif zum Menschen erwachsen: Nicht Circe, nicht Kalypso, nicht Sirene, nein, ein Weib, voll Kraft und Liebreiz, wie es sein **soll**, ein Gefäß,

Digitized by Google

das überfloß von den schönsten Gaben und dankbar war, wenn es geben konnte.

Odysseus war bisher nur ihr zweiter Vater, war ihr nur ein kluger Lehrer und Freund gewesen; jetzt war sie sein Weib.

Seine Genossen hüteten noch immer am Strand das Schiff; sie murrten laut; aber ihr Murren war vergeblich. Polymêle hielt Odysseus fest, daß er nicht zu ihnen an den Strand ging. Auch sollte er nicht hinausstarren auf die wogende See; denn der Blick auf das Meer ist gefährlich; es weckt immer die Sehnsucht nach dem, was in der Ferne ist, als blühte das wahre Glück nur an den jenseitigen Gestaden.

Kein Menschenschiff zeigte sich mehr am Horizont. Wohl aber fuhr der Gott Poseidon, der Meeresherr, sprühend vor Zorn, draußen durch die spritzenden Wellen. Wehe dem, der ihm begegnete! Im Sommer, da fuhr er sanft schaukelnd im Perlenmutter schimmernden Muschelwagen mit seinen Delphinen; im Winter hatte er den Hai im Geschirr, raste mit triefendem Bart daher – das Wasser lief ihm aus Augen und Ohren — und schwang den kolossalen Dreizack, der die Wellen aufwühlte und die Erde erschütterte und so groß war wie ein Schiffsmast und wie die hundertjährigen Fichten des Berges.

Äolus schoß eben durch die Wolken; da hielt Poseidon sein Haifischgespann an und schrie: „Höre auf mich, du Brausekopf. Bin ich nicht mehr dein Herr? Weißt du nicht, daß ihr Winde meine Diener seid? Bei dir steckt Odysseus, den ich fassen will. Du weißt, daß er mich freventlich beleidigt hat, und, bei meinem Barte, ich ruhe nicht, bis ich ihn unter meinem Dreizack habe und er im tiefsten Abgrund des Meeres ertrinkt."

Äolus konnte indes seinen Flug nicht gut hemmen; daher schwirrte er in großen Schleifen um den Gott her, als er antwortete: „Ich schulde ihm Dank; er ist mein Gastfreund, und ich liebe ihn. Zeus lebt noch, und der große Donnerer im Olymp ist mehr als du, Poseidon. Zeus ist der Schützer des Gastrechts. Damit gib dich zufrieden. Meine Insel soll dem Helden eine Heimat sein. Wagt er sich aber jemals wieder aufs Meer, da soll kein böser Sturm ihn schädigen. Meine Söhne wissen es. Nur Zephyr ist bei ihm. Ich gebe ihm nur günstige Winde zur Fahrt."

„Ich werde mich rächen! Ich verlange Gehorsam!" brüllte Poseidon fürchterlich und hob drohend die gezackte Waffe, als wollte er damit Berge versetzen.

„Du rufst es in den Wind!" Äolus segelte davon. Er war zehnmal schneller als sein Herr, der vergebens nach ihm stieß und Wasserberge aufwühlte, um seine Schwingen zu übergießen.

Zeus, der allmächtige im Olymp, war freilich der Hort des Gastrechts; aber irrte sich Äolus nicht? Hatte er seinen Gast nicht betrogen und überlistet? Vertraute er mit Recht auf Zeus?

Indes hatte Odysseus allen Trübsinn aus seinem Herzen verloren. Er, der Held, der dem Hektor widerstanden, der den Troïlos tötete, der in das stürzende Troja die Fackel warf und dessen Ruhm wettstritt mit dem Ruhm des Diomedes und des Achill: hier gab es für ihn nichts zu kämpfen, nichts zu herrschen, nichts zu wagen. Aber Polymêles Seele war edel und gut und stimmte ihn friedlich, und ihre harmlos frische Jugend verjüngte ihm das alternde Herz. Er hatte hier eine Heimat gefunden. Was wollte er mehr? Er lebte als Bauer mit seiner Bäuerin, und es verdroß ihn nicht. Er streute Dünger aufs Feld, fuhr die getrocknete Wäsche heim a f dem Ochsenwagen und schritt dabei geißelschwingend neben den gehörnten weißen Stieren her. Wenn Polymêle die Ziegen melkte, trug er die Eimer voll schäumender Milch selbst ins Haus. Sie formten die Käse mit ihren Händen um die Wette und lachten sich dabei an: wer macht es besser? Kam er im Winterregen von der Jagd mit dem erlegten Hirsch, war das warme Bad bereit; der Kessel siedete, der Herdschein fiel vergoldend durch den Raum, und ein wohliger Trunk, den sie ihm im Stierhorn kredenzte, labte ihn. Die lustigen Satyrn strömten oft hinterdrein aus dem Wald und lugten hungrig grinsend durch die schmalen Fenster. Den Hylas, den meckernden, muntren Burschen, ließen sie gern zu sich als Gast herein; Polymêle fütterte ihn mit Rüben. Der machte seine tollsten Bocksprünge im Hof und kletterte wie ein Affe in den nächsten Baum, wenn

Digitized by Google

Korax, der böse Hund, ihn kläffend anfiel.

Von Hylas, dem Satyrn, hatte Polymêle das feine Spiel auf der Schalmei gelernt; er lehrte sie auch jetzt täglich neue, lachend zärtliche Weisen. Die spielte sie dem Odysseus, und ihr schönes Auge, das tief und groß und schwärmerisch unter den Schwalbenflügeln der Augenbrauen stand, heftete sich dabei magisch auf ihn, als wäre er die Schlange, die sie aus dem Erdloch lockte, bis sie in Ringeln tanzend sich wiegte vor Wohlbehagen. Ein süßer Veilchenduft kam aus ihrem Angesicht und schmeichelte seinen Sinnen und stimmte ihn bei jedem Wort, bei jedem Anhauch, bei jedem Kuß friedselig und träumerisch; denn Polymêle war ja die Tochter der Anemone, der Nymphe, und sie liebte es vom Veilchenkraut zu essen, das überall üppig im Walde wuchs und seinen Duft verschwendete.

So kam es, daß, wenn Odysseus einmal mit geballten Fäusten auf das Dach des Blockhauses sprang, um hinauszuspähen, ob es denn hier weit und breit keinen Feind gebe, gegen den es sich verlohnte, das Schwert zu heben und im Gefecht zu stehen, ihr Flötenspiel wie sommerlicher Zikadensang und Nachtigallenschlag ihn gleich heimlockte. Sein Wagemut entschlummerte im Duft ihres Wesens.

Welch trauliches Leben! Nicht selten freilich führte Polymêle den Mann auch zu ihrer Mutter Anemone, und da sah Odysseus die Gattin des Äolus und die acht jungen Schwägerinnen der Polymêle endlich deutlich von Angesicht zu Angesicht. Die sprangen gleich von ihren Stühlen und jauchzten ihn neugierig an, wenn sie ihn sahen, und kicherten im Chor; aber sie sagten nichts als „Chaire, Chaire“ (das heißt ‚Heil, Heil!‘) und „wie süß, wie süß!“ und „ja ja, ja ja! Endlich ein Mann, der keinen Sturm macht.“ Das war alles. Es war, als hätte der viele Wind, in dem die Frauen mit ihren Gatten zu leben pflegten, ihnen das liebe Hirn leergeblasen wie ein ausgeblasenes Straußenei.

Sie hatten alle dasselbe niedlich glatte und wasserhelle Nymphengesicht, denselben Puppenmund, denselben gedrehten Zopf, dieselben kleinen Kinderhändchen und denselben schwankenden Watschelgang. Nur die Familienmutter gebot, ihrer Würde entsprechend, über einige Zornfalten und Sorgenfurchen, die ihr das Alter gerissen hatte, und ein kleiner Ziegenbart war ihr am Kinn gewachsen, an dem sie ängstlich zupfte, wenn sie nachdachte. Aber das kam selten vor.

Eines Tages aber schrie die ganze Frauenschar aufgeregt: „Sie kommen! Sie kommen!“, reckten ihre Hälse wie die Wasservögel, streckten die Nase in die Luft, warfen sich dann in ihre besten Kleider und steckten sich wilde Blumen ins Haar. Der Winter ging zu Ende; das spürten sie, und die Stürme, ihre Männer, würden nun wieder heimkehren vom Meer. „Sie kommen!“

Eben jetzt wachte Zephyr in seiner Baumkrone auf, rieb sich die hellen Augen und begann zu flattern und leise zu säuseln, und auch Polymêle sprach zu Odysseus: „Spürst du die liebliche Wärme nicht? Mein Vater, meine Brüder sind endlich draußen des Rasens müde und denken an ihren seligen Sommerschlaf, und die wilden Wellen im Meer legen sich nieder.“

Odysseus spürte die Wärme wirklich, und plötzlich wandte sich ihm das Herz. Er entriß sich ihren Armen und stürzte jählings drangvoll hinab ans Felsgestade: „Meerfahrt, Meerfahrt! Frühling! Freie Bahn! Ja Freiheit, Freiheit! Was zaudre ich?“ Nach Ithaka, der Heimat, packte ihn aufs neue die alte, unbändige, unbezwingliche Sehnsucht. Was war ihm jetzt Polymêle, die gute? Er schlug sich die Stirn: „Ich Vergeßlicher!“ Penelope, sein rechtes Weib! Telemachus, sein Knabe! Sie lebten noch, sie lebten noch, wie auch immer: er wollte zu ihnen. Er mußte. Es hielt ihn nicht. Es zerriß sein Herz. Die großen Tränen rannen ihm in den Bart. Penelope ungetreu? Was hatte Penelope gesprochen? „Ich wähle den Eurylochus, bei allen Göttern,“ das war das böse Wort Penelopes, das Äolus ihm zugetragen. Es war ihre eigne Stimme gewesen, die er hörte. Kein Zweifel. Was aber bedeutete das Wort? Daß sie das Weib eines andern war? Nein, nein! Er konnte, er konnte es nicht glauben. Der alte Frühling blühte wieder auf den Wiesen, die alte Liebe blühte wieder in seinem Herzen.

Digitized by Google

Die Quelle
Bildwerk von Prof. Hans Harry Liebmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Äolus trat eben keuchend ans Land. Sein Atem stürmte noch in krampfhaften Stößen, und Odysseus trat vorsichtig hinter ihn, damit sein Wort ihn nicht umblies. Todmüde war der Gott, seine Fittiche schleiften am Boden. Etliche Schwungfedern hingen geknickt heraus; er hatte sie in seinem blinden Ungestüm am starrenden Felsengrat zerschlagen.

„Lebst du noch?" keuchte der Gott.

„Laß mich fahren," rief Odysseus. „Ich will heim."

Der Widerspruch wollte sich in Äolus heftig regen; aber er hatte keine Kraft und lallte nur: „Nicht fahren, Mensch! Du sollst bleiben. Mein Wille ist's."

„Ich fahre heim," rief der Held nur noch inbrünstiger. „Aber nur mit deinem Willen. Glaube mir, ich kehre wieder von Ithaka . . ."

„Willst du Eurylochus, Penelopes neuen Gatten, erschlagen?"

„Ich morde sie alle, die frechen Freier in meinem Palast. Denn mein Pfeil trifft gut. Aber das ist es nicht. Penelope strafen! Das gelob' ich dir! Dann kehre ich zu dir heim, wenn ich Penelope, die ungetreue, gestraft habe. Dann will ich kommen und deine Tochter holen."

„Penelope, die ungetreue . . ?"

Äolus war in seiner eigenen List und Lüge gefangen. Er konnte nicht sagen, daß sein Bericht erlogen war. Er konnte es wohl — aber sein Wille, seine Zunge versagten. Anemone, die Gattin, war schon da und die Frauen alle aus dem Frauenhaus; da flogen auch die acht Äolussöhne heran, und die Frauen holten die Schwermüden heim in das Haus, um sie zu pflegen. Schon entschliefen sie alle.

Die Stürme hatten sich auf der Insel des Äolus zur Ruhe gelegt, und der Frühling war draußen auf dem Meer. Da spannte Zephyr, der linde, der einzige, der wach geblieben, seine regenbogenfarbigen Taubenschwingen, um Odysseus und seine zwanzig Gefährten, die das Schiff bestiegen und hoffnungsvoll das Segel spannten, weit hinaus zu geleiten, der Heimat zu.

Polymêle fühlte mit zitterndem Herzen, wie flüchtig, wie kühl des geliebten Helden Abschiedsgruß war. „Ich kehre wieder," sagte er das? Aber wann, ach, wann?

Das Jahr wuchs. Auf den Frühling folgte der Sommer. Polymêle wich nicht vom Strande und spähte mit aufgerissenen Augen täglich hinaus auf die leere Wasserfläche. Die stillen Wellen glühten in Blau und Purpur, so gleißend schön. Aber jede der unzähligen lispelte und rauschte den Strand entlang: ‚Er kommt nicht.' Sie gebar ihm einen Knaben. Würde er ihn jemals sehen, den Heldensohn, den ihm Polymêle geboren hatte?

Äolus, ihr Vater, schlief fester als je. Aber Poseidon war wach, und Poseidon sann jetzt auf Strafe und Vergeltung. Wie fernes Donnern und Wetterleuchten meldete sich sein Zorn.

Odysseus war ihm entronnen; er gelangte glücklich nach Ithaka, zu seinem Ziel, weil der Meeresgott nicht achtgab und am Tag der Flucht just im fernen Ägypten weilte! Denn Poseidon war ein hungriger Gott. Das Meer gab ihm nur Fische; die frommen Leute im ägyptischen Theben, der hunderttorigen Stadt, dagegen hatten ihm jetzt hundert fette Stiere, die prächtigste Hekatombe, geopfert; der Braten roch herrlich, und er eilte lüstern dorthin, um sich des seltenen Mahles zu freuen. Indes kam Odysseus ungefährdet zu den freundlichen Phäaken und mit ihrer Hilfe weiter zu seiner Heimatinsel.

Und auf Ithaka war eitel Triumph und Freude. Penelope war ihm treu. Die Freier traf er mit seinem sichren Pfeil, wie er gedroht hatte, und sie fielen kläglich in ihr Blut. Sein Herz lachte in Wonne und Heimatseligkeit. So war es wirklich. Nur ein Rätsel blieb.

„Wie war es mit deinem Wort? Du sprachst: Ich wähle den Eurylochus?" fragte Odysseus sein Weib.

Penelope sah ihm siegreich und voll Güte ins Auge, und sie erklärte ihm des Wortes Sinn. Telemach, der Knabe, sollte den Speerwurf lernen; die Männer auf Ithaka stritten, wer ihm im Speerwurf den Unterricht erteilen sollte; da trat Penelope, die Mutter, mitten unter sie, erhob ihre Stimme und entschied: „Ich wähle den Eurylochus."

Odysseus lachte: „Dies war die Meinung? O du Selige! So möge denn Telemach zeigen, was er von Eurylochus im Speerwurf gelernt." Und Telemach, der

junge, war's, der auf des Vaters Geheiß den Eurylochus, den Argen, mit der Lanze traf, ihn, der sich vermaß, des Odysseus Hab' und Gut und Ehre zu plündern.

Poseidon war inzwischen aus Ägypten heimgekehrt. Er gewahrte alles, was geschehen war, und in gräßlicher Wut hob er seinen Dreizack und nahte dem Eiland.

Polymêle irrte eben über das Feld. Es litt sie nicht im leeren Hause. Verlassen in ihrem großen Kummer, verlassen und unverstanden allein, wo sollte sie hin? Aus dem Busch sprangen die losen Faune und kicherten hinter ihr her: „Das hast du von deinem Stolz. Uns hast du allezeit verschmäht, die wir nach dir jagten. Komm jetzt noch her, wie du bist. Wir sind immer lustig, und im Wald ist es kühl. Am Quell wollen wir tanzen, und im tiefen Gras liegt es sich süß."

Hylas selbst, der liebe Junge, kam ihr nach, blies seine allerschönsten Hirtenweisen und flehte: „Stört dich mein Gehörn? Ich stoß' es mir ab, wie der Hirsch es tut. Ich will artig sein wie das Lamm, das an der Mutter hängt, und wie die zahme, junge Taube, die dir aus der Hand die Körner pickt. Das will ich, wenn du mir gut bist, Polymêle!"

Sie streichelte den Lieben mit schmerzlichem Lächeln und stammelte: „Ihr Waldteufel, ihr gedankenlosen, versteht mich nicht. Nur der Mensch versteht den Menschen. Ich w a r glücklich, was will ich mehr? Denn ich habe den Menschen in seiner Herrlichkeit erlebt. Glücklich sein oder sterben: das ist Menschenlos."

Schon stand sie einsam, hoch oben auf dem Uferfelsen; die glitzernde Salzflut gähnte unter ihr. Ihren kleinen Sohn hielt sie im Arm, ihr Herz zersprang, und ihr Wehklagen scholl so bitterlich in die Nähe und Ferne, daß ihre Brüder aus dem tiefen Schlaf erwachten, aus ihren Schluchten kamen und unwirsch fragten: „Was lärmst du so?"

Sie hob den Fuß und war im Begriff sich vom hohen Felsen ins Meer, das tötliche, das ihr den Geliebten entführt, hinabzustürzen. Da stand sie vor Schreck versteint: sie sah leibhaft den gräßlichen Gott Poseidon im Meeresschwall — ihr Auge war hellsehend in ihrer Angst. Der Gott kam nahe und hob schon im Jähzorn brüllend den Dreizack, den Erderschütterer, und faßte damit machtvoll den Fuß des Eilands, daß der Grund schütterte und die Felsen bebten. Denn Vulkan hatte die Insel auf schmalem Fuß ins Meer gestellt, und sie lag wie eine große schwimmende Scheibe auf dem Wasser.

Zweimal, dreimal riß der Gott am Fuß der Insel, die Scheibe begann zu wanken und neigte sich rasch und versank im tiefsten Flutenabgrund. Der Wasserschlund spaltete sich gähnend und schlug krachend darüber zusammen. Der Schaum zischte zum Himmel. Versunken, um nie wieder aufzutauchen: kein Auge sah die Insel jemals wieder, kein Auge bis auf den heutigen Tag.

Seitdem sind die fliegenden Winde ewig heimatlos und haben nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen. Sie hausen flüchtig bald im schluchtenreichen Hochgebirge des Kaukasus und der Alpen, bald in der Sandwüste der Sahara und reiten unstet auf den endlosen Wellen des Ozeans. Nirgends, nirgends ist für sie Rast. Wenn aber die See still liegt im jungen Frühling, da hört das Volk, das am Ufer steht, wohl ein Seufzen im sanften Windeshauch. Es ist das Seufzen der Polymêle. Denn ihre Seele rang sich los aus dem Tod und flattert nun wie ein huschender Schatten, den die wandernde Wolke aufs Wasser wirft, ewig ziellos und ewig suchend durch die Natur.

Dies Seufzen habe auch ich gehört, da ich jung und traurig war und am Ufer stand: die Wehmut der verlassenen Liebe, den Schmerz der Tochter des Äolus, der freundlichen, die einst der strahlende Griechenheld aus U n t r e u e geliebt und aus T r e u e verlassen hatte.

Aber auch die Äolsharfe redet von ihr. Wer an altersgrau verfallenen Stätten in die hohlen Risse der Efeuwand Saiten spannt, der warte still auf den Abendhauch; dann hört er die Saiten weich erklingen. Äolus, der Vater, trauert um seine Tochter und legt sich zärtlich müde in die Harfe, daß sie zittert ohn' Ende, und du stehst und lauschest, und das Herz schwillt dir vor Schwermut, bis die Nacht kommt und der Schlummer winkt und dein Auge zufällt und der klagende Gott sich zur Ruhe legt.

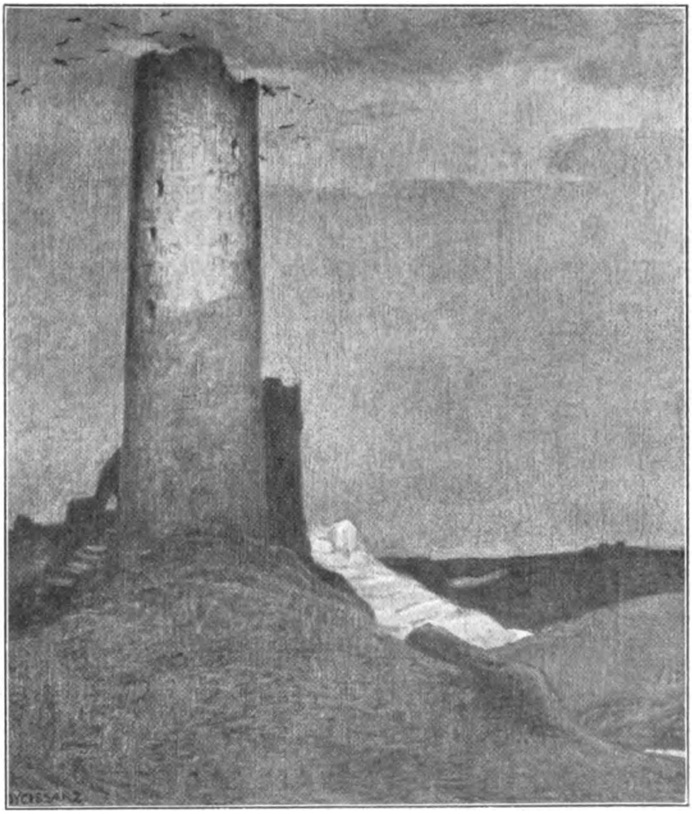
Digitized by Google

Johann Vincenz Cissarz. Von Carl Meißner

Die Druckschrift dieses Aufsatzes ist von dem Künstler entworfen und von der Schriftgießerei Ludwig & Mayer in Frankfurt a/M. ausgeführt worden

Mars regiert nicht nur die Stunde. Unser Leben auf Jahrzehnte hinaus wird von den Wirkungen der Kriegsjahre bestimmt sein. Und schon heute spüren wir bis ins scheinbar Fernliegende hinein, wie dieser Krieg unsere Betrachtungsweise und damit unweigerlich auch unsere Wertungen verändert hat.

Dieser Weltkrieg ist ein so ungeheurer Zeiteinschnitt, daß er uns die Zeiten vorher viel rascher als Vergangenheit sehen, sie historisch zusammenfassend als Kulturperiode beschauen läßt. Schätzten wir zum Beispiel vorher die stark Bewegten und keck Bewegung anregenden unter den Künstlern etwas zu hoch – nur aus der Hoffnung heraus, daß ihre eigene noch problematische Leistung in Zukunft einmal sich klären oder in anderen gute Folgen zeitigen werde – so gilt uns nun die gereifte Leistung, das wirklich Geschaffte und Dauergültige höher. Jedes, auch das feinste Spiel ist in unserer Schätzung gesunken, ein alles durchdringender Ernst gewaltig im Werte gestiegen.

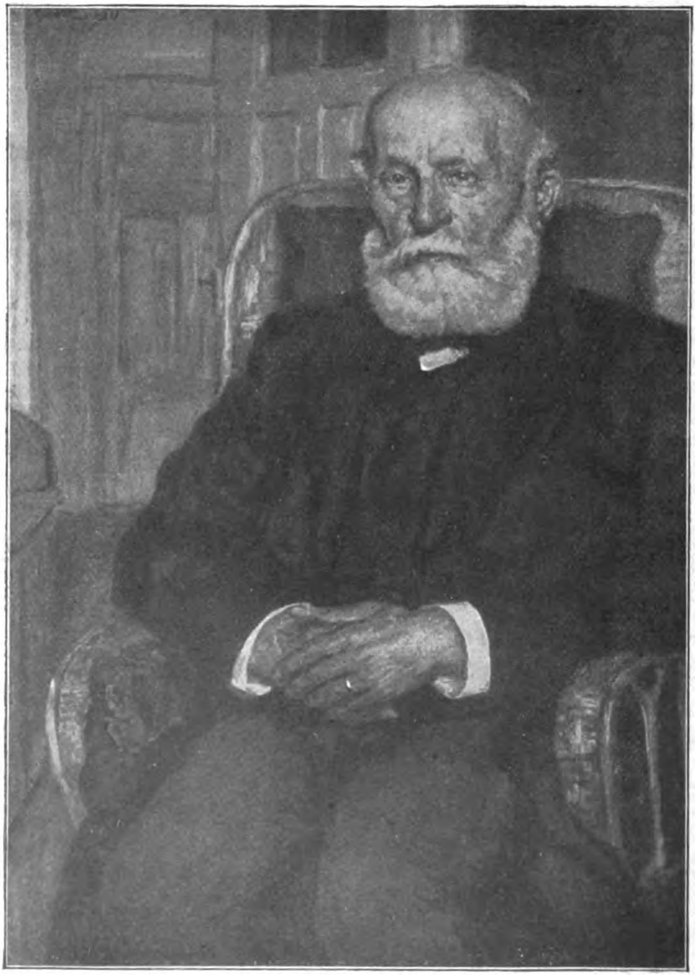


Aus grauer Vorzeit. Zeichnung für Ferdinand Avenarius' Balladenbuch (Verlag von G. D. W. Callwey in München)

Digitized by Google

Diese Wandlung kommt dem noch immer jungen Meister zugute, dessen vielartiges reiches Schaffen zweier selbständiger Lebensjahrzehnte ich hier zu schildern und zu charakterisieren habe. Denn ein hoher sittlicher Ernst steht auf der wunschbewegten, zielreichen Lebensfahrt dieses Künstlers im letzten unbeirrt am Steuer. Wenn widrige Lebenswinde zu Umwegen zwangen, so wurden auch diese Fahrtstrecken mit unverdrossener Kraft und mit offenem Blick für das zurückgelegt, was dabei Wertvolles die Seele an Bord nehmen konnte. Ja auch wenn Zeitströmungen einmal verlockten – nie auf lange! – so lenkte mit zähem Willen und stillem Wissen um sein eigenstes Wesen die Hand dieses Steuermanns wieder um nach seinem stärksten Sehnsuchtsziel: in großer freier Malerei sein Schauen der Natur – vor anderm des Meereslebens – und die Schönheit des beseelten Menschenleibes – vor anderm des Weibes – zu künden! –

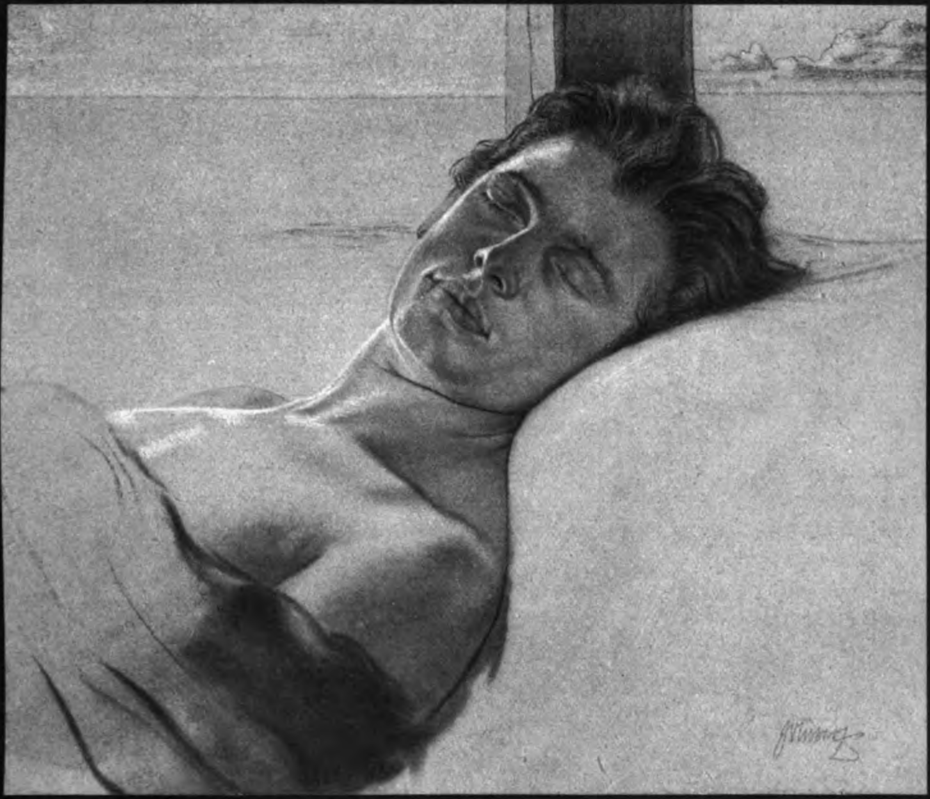
Diese Kraft und dieser Ernst, der das große Ziel nie vergißt, und scheine es noch so fernabgerückt, strahlt wie eine seltsame Heiligung über jedes, auch das kleinste Blatt, das aus seiner Hand geht. Denn die schönste Ergänzung dieses Trachtens nach seinem großen Werke, das nie zur Starrheit wird, ist die freieste Beweglichkeit des Geistes und Talentes in Cissarz, der in jeder Aufgabe, die das Leben zu ihm bringt, die Möglichkeit eines Teilzieles sieht. Und der gleiche Ernst, der im ganzen zum Hohen und Großen treibt, setzt sich nun als schlicht bürgerliche Gewissenhaftigkeit auch hinter die künstlerische Kulturpflicht solch kleinerer und kleinster Aufgaben und – strebt nach Vollendung!



Bildnis des Vaters des Künstlers. Gemälde

Ich glaube, man könnte nachweisen, daß bei allen glücklich gemischten Künstlernaturen – und das ist Cissarz trotz aller Mühsal des Weges und aller Werdeschmerzen eben doch – die Goethische Mischung von den Eltern her ungefähr vorhanden sein müsse. Hier trifft es. Vom Vater her, der Beamter war – sein Bildnis zeigt nebenstehende Abbildung –, ein tiefes, den ganzen Menschen durchdringendes Verantwortlichkeitsgefühl, das sich bei dem ernsten Manne selbst im Praktischen als preußisches Pflichtgefühl und im Seelischen als eine tiefe Religiösität, eine starke, ja strenge, kirchlich ka-

Digitized by Google

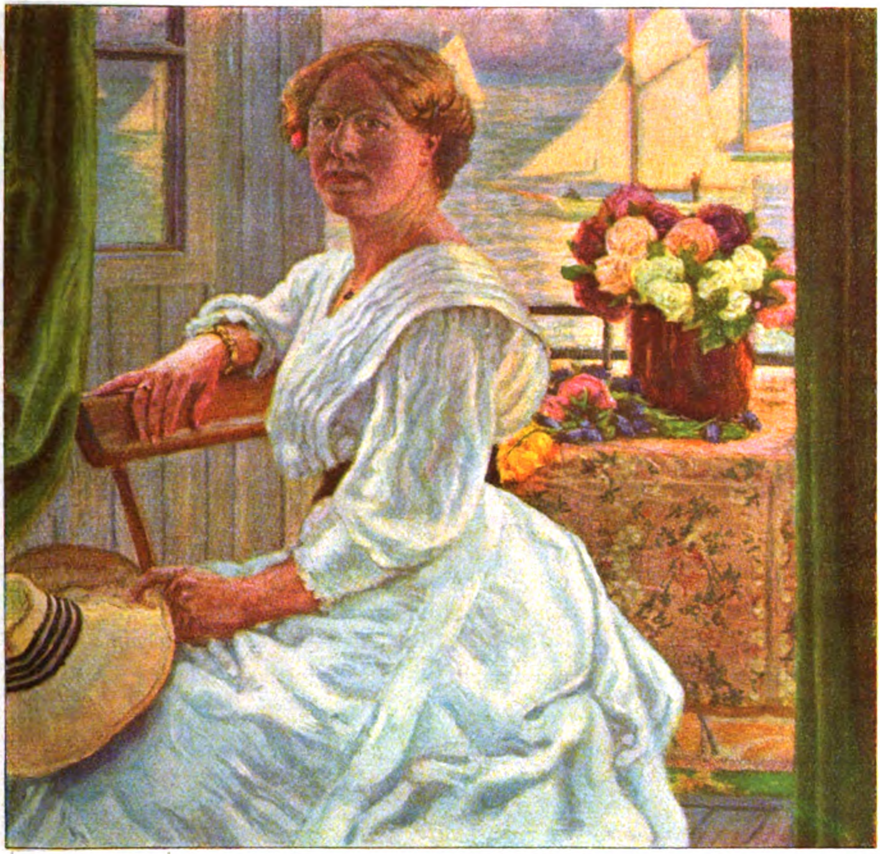


Schlafende

Zeichnung von Prof. Joh. V. [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google



Sommertag. Gemälde

tholiſche Gläubigkeit ausprägte. Faſt mehr als nur „des Lebens ernſtes Führen“ kam alſo vom Vater! Von der Mutter aber, deren gütiger Frauenart bei aller Gutbürgerlichkeit nichts ferner liegt als Philiſterium, kam das Künſtlertemperament, kam dieſe allen Eindrücken weit offene warmherzige Seele und von ihr auch – trotz des väterlichen Namens – wunderlicherweiſe eher ein Einſchlag von Slawenblut, der vielleicht die Urſache dafür iſt, daß in der „Ciſſarz-Stimmung“ öfter, unlösbar verbunden mit deutſcher Kraft, ein Klang elegiſcher Weichheit, ſchwärmeriſcher Schwermut mitklingt.

Der „Lebensweg“, auf dem der aus ſolchem Stoffe Geformte nun an ſich ſelbſt bildet, heranwachſend ſelbſt „ſeine Schritte lenkt“, iſt hier nicht gleichgültig. Er bietet eine ſeltſame Verquickung von Hilfe und Hindernis. Was praktiſch Förderung ſcheint, ja, was dem Namen zu Ruf und Ruhm hilft, ergibt mehrmals einen Umweg zum eigentlichen Ziel. Ciſſarz iſt aus altpreußiſchem Blut am 22. Januar 1873 in Danzig geboren. Seine reiferen Knaben- und Gymnaſiaſtenzeiten verlebte er aber in Mitteldeutſchland, in Zeitz und in Heiligenſtadt. So hatte er erſt die Heimatlandſchaft, die ihm im Blute lag – und das iſt die Landſchaft am nordiſchen Meer –, ſpäter als Wahlheimat zu entdecken. Oſtſee wie Nordſee, Rügen, Sylt, Föhr vor anderen hatten jene ſalzluft- und ſalzflutumſpülten Küſtenwälder, in denen ſeine Seele gerne Wurzel ſchlug, die ihm ſeine Sehnſucht nach ſtiller Größe in arbeitsreicher Sommerfeier erfüllte.

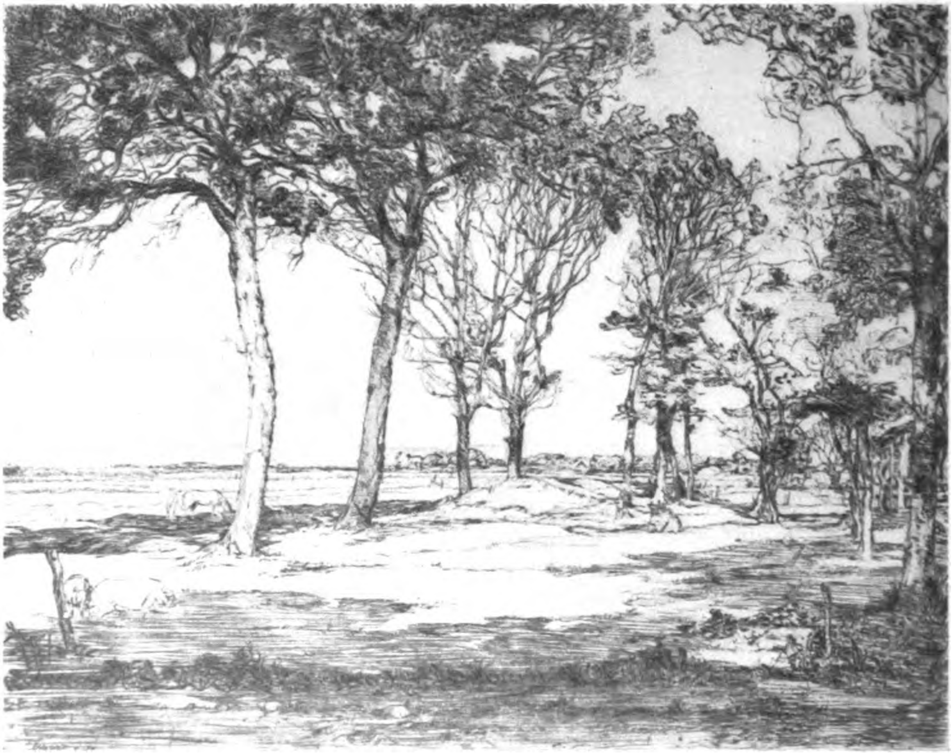
Aber der Alltagsarbeitsweg der Jahre ging durchs Binnenland. Die Dresdner Akademie ſchult durch Pohle und Freye die mit

Digitized by Google

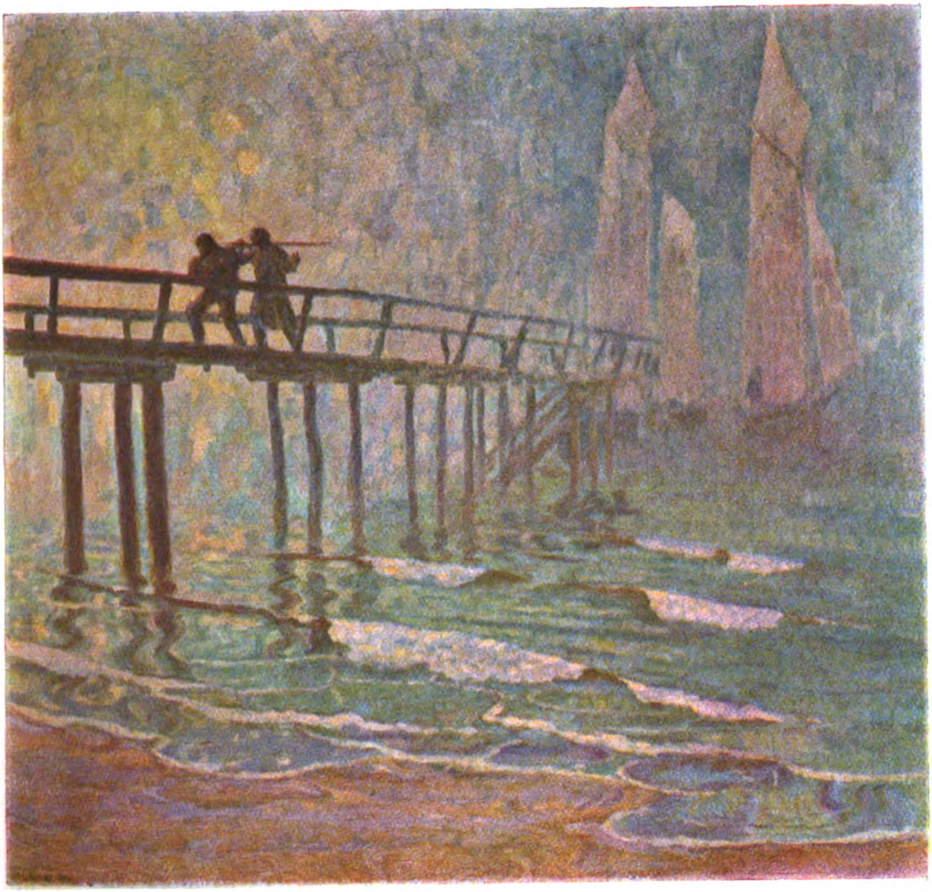
heißem Ernst gebrauchten Kräfte, und der Meisterschüler bei Paumels, der eine große Szene aus der französischen Revolution und ein Altarbild für eine Kirche auf dem jugendheimatlichen Eichsfeld malt, scheint auf dem Wege, dem halbverschütteten Wege älterer Tage ein Historien- und Kirchenmaler, aber doch ganz und gar ein Maler zu werden.

Da beginnt Ende des vergangenen Jahrhunderts, noch durch viele Irrtümer tastend, jene große Bewegung, die mit dem Worte „Kunstgewerbe" so unvollkommen wie möglich bezeichnet wird, die vielmehr, weiter und weiter greifend, die arg verwahrlosten sichtbaren Formen unseres Kulturlebens würdig neugebildet hat. – Die Fanfare des Neuen wurde das Plakat, das ja selbst eine Fanfare sein soll. Ganz so, als einen kecken, lockenden, prickelnden Schrei, hatten wenigstens die Franzosen die ‚Affiche' aufgefaßt. Cissarz' frühester Ruhm kam von ein paar Plakaten für Th. Beyers Kunstanstalt, für den damals jungen Verlag von Eugen Diederichs, für die Neue Gemeinschaft in Friedrichshagen und für anderes. Und sogleich zeigt sich in diesen Frühwerken – Selbständigkeit. Nichts von Nachahmung französischer Art, der Cissarz, wenn er auch genießend ihren Reiz begreift, als Selbstschaffender völlig fremd gegenübersteht. Seine Plakate sind kein kecker Schrei, kein Skizzenwitz, dem Cissarz, so sehr er ihn im Leben schätzt, als Künstler fernblieb. Sie sind ein starker, aber ruhiger Anruf von vollem Klang. Ernst und Würde und eine gewisse Höhe der Stimmung sind ihr einheitliches Merkmal. Der Begriff „deutsches Plakat" kann wohl nicht reiner verkörpert werden als durch Cissarz' Plakate für Bad Nauheim und für die Ausstellung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein zu Köln 1904. Nehmen vielleicht einzelne von ihnen zuviel Bedacht darauf, daß auch der Nahbetrachtung reizvolle Einzelheit zu entdecken bleibe, so ist Cissarz' letztes Plakat für die Kriegsausstellung Stuttgart 1914 wieder ganz großzügig einfach und klar in der Sprache des Symbols. Der Adler auf dem Schwert in umflammter Welt.

Das Plakat, das ja immer noch durch die



Bäume an der Föhrer Marsch. Radierung



Landungsbrücke im Nebel. Gemälde

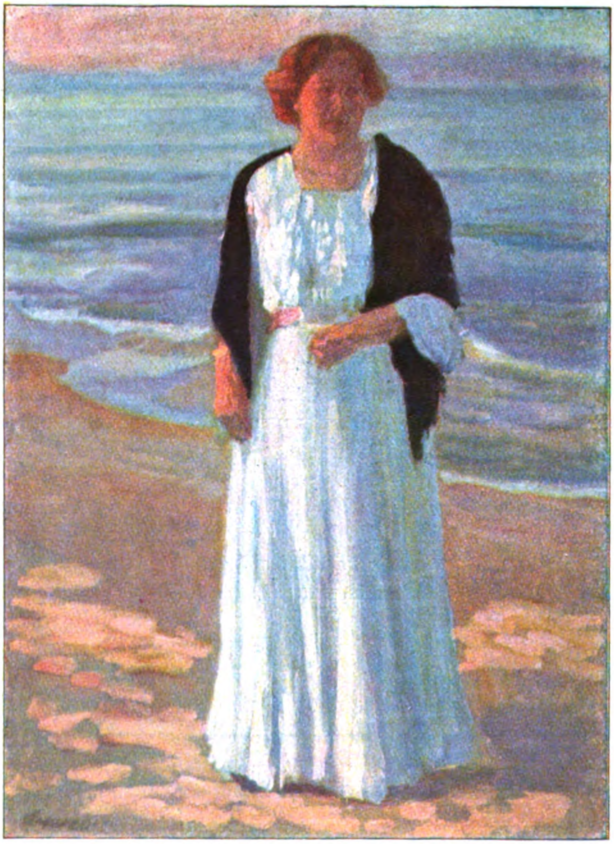
Gemeinsamkeit der Farbe der Malerei verwandt blieb, war damals die Brücke für Cissarz hinüber zum Buchgewerbe und zur angewandten Graphik. Seine geistige Beweglichkeit, die den Reiz der naheliegenden Aufgabe sofort erfaßt, und sein kulturelles Pflichtgefühl, mitzuarbeiten an dem, was der Zeit zunächst nottat, an der Durchdringung des Alltags mit ehrlichem künstlerischem Ausdruck deutscher Art, beides führte ihn diesen Weg. Und so wurde er, der bei aller Weite des Talents am unmittelbarsten durch die Farbe spricht, so wurde eine der stärksten Malerbegabungen, die wir haben, zunächst als Zeichner, Ornamentiker, Buchgewerbler, Flächenkünstler berühmt.

Wäre es wie bei dem Musiker Brauch, dem künstlerischen Werke die Opusziffer beizufügen: was Cissarz als Kunstgewerbler im Arbeitsalltag dieser zwei Jahrzehnte geschaffen, gäbe wohl schon eine vierstellige Zahl. Quellender Reichtum ist das Merkmal dieses großen Talents, das nun zunächst vorwiegend die Zeichenfeder handhabt. Seine Ornamentik, die weniger naturalistische Kinderkrankheiten durchzumachen hat als die der meisten Mitstrebenden, klärt sich mit den Jahren aus warmem, jugendlich bewegtem zu vornehm ruhigem Rhythmus und baut nun fast ausschließlich auf geometrischen Grundformen auf. Dieser Klärungsprozeß vollzieht sich vorwiegend in Darmstadt, wo Cissarz seit 1903 als Mitglied der Künstlerkolonie reiche Schaffensjahre lebt. Das Buch ist der Mittelpunkt seines Wirkens. Die Reihe edel durchgebildeter Bücher, die wir Cissarz verdanken, ist so groß und so gleichwertig, daß ich nichts einzelnes hervorheben mag. Wer kennt nicht des Künstlers Namen aus einem schönen Buche, das stets erquickte, wenn man es betrachtete, handhabte? Immer ist Vornehmheit, Haltung, Würde da. Die Fülle der Einfälle wird

Digitized by Google

gebändigt von erlesenem Geschmack, der sich ebenso weit von Überladenheit wie von trockenem, nüchternem Nützlichkeitsstil hält, der eben das Maß, das schöne Maß findet. Etwas Schönheitsfreies, ein Renaissancegefühl, das immer ein wenig „die Vertraulichkeit entfernt", aber nie erkältet, weht durch alles dies. Höchst bezeichnend für die ernste Selbstkritik des Meisters ist, daß ihm selber heute voll nur einige Schöpfungen der Stuttgarter Jahre, die 1906 mit der Berufung an die dortigen Lehr- und Versuchswerkstätten beginnen, genug tun. Unter anderen das Ehrenbuch für das königliche Landesgewerbe-Museum dort, die Glückwunschadressen der Stadt zur Silberhochzeit des Königspaares und der Beamtenschaft für den scheidenden Staatsminister von Pischek, der Monumentaleinband für das Hans von Marées-Werk, vor allem aber „Das Eiserne Buch" im Verlage für vaterländische Kunst in Stuttgart, dessen Außengestalt und dessen Vorsatzpapier auf der Schlußseite dieses Aufsatzes gezeigt werden. Dieser mächtige Band aus edelstem Stoff ist dazu bestimmt, als Zentenarbuch auf den zunächst leeren Seiten seiner Abteilungen in handschriftlicher Eintragung die besonderen Kriegserlebnisse vieler deutscher Städte und Gemeinden, ihre Totenliste, Nachrichten über ihre Kriegspflegearbeit usw. für die Jahrhunderte zu bewahren. Gerade daß hier nichts patriotisch donnert, sondern alles nur ruhig Zeugnis gibt von der erreichten Höhe unseres Geschmacks, macht dies Buchwerk zur Augenfeier.

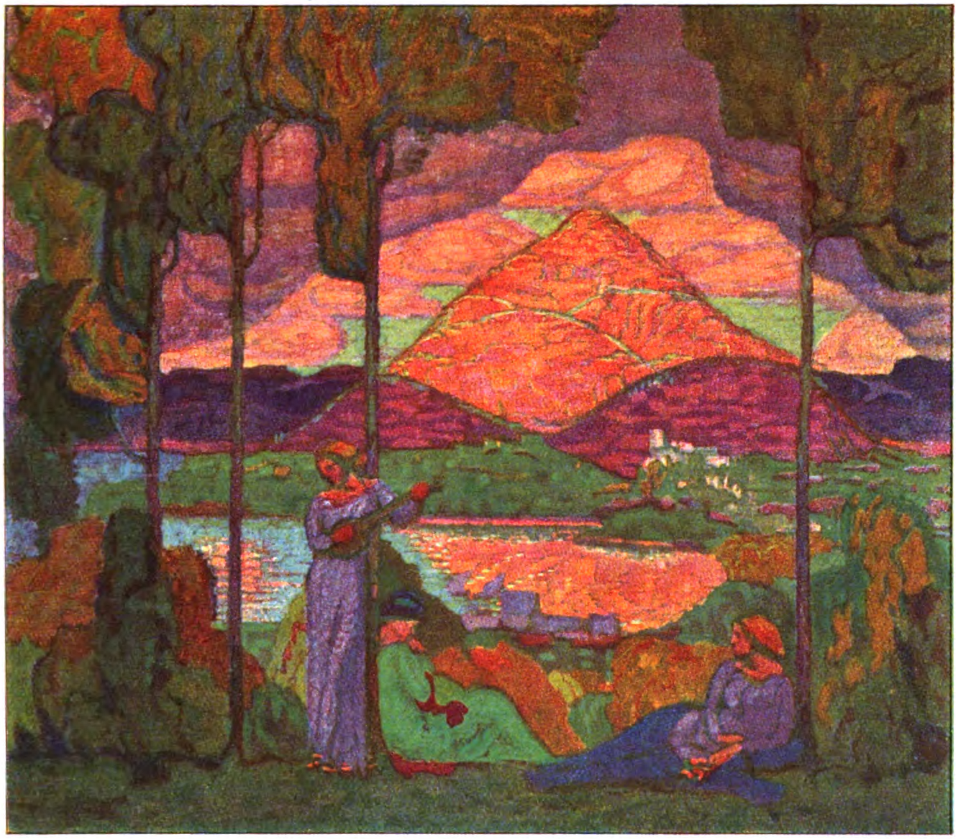
Die Berufung nach Stuttgart war zu einem Teil eine Berufung als Lehrer. Neue Kräfte seines Wesens wurden beansprucht, und sie ergaben sich in Fülle. Als die Lehr- und Versuchswerkstätten mit der königlichen Kunstgewerbeschule verschmolzen wurden, hatte der Meister zugleich schöpferische Organisationsarbeit zu leisten. Er schuf die Abteilung für graphische Künste und Buchgewerbe und damit eine gegliederte Klasse, die von vornherein „Klasse" hatte. Denn zu der schönen menschlichen Wärme seines Wesens, die rasch und gerne die anderen begreift, ihre Grenzen und Möglichkeiten sieht – und dieser Menschenblick ist wohl ein Haupterfordernis des Lehrenden – gesellte sich hier eine selbst erarbeitete theoretische Klarheit, die allerdings höchst förderlich das Tasten junger Begabungen zum sicheren Schreiten, wenn auch zunächst an der Hand des Meisters, umgestalten konnte. „Am Anfang war der Rhythmus!" heißt der Leitsatz seiner Lehre, und für das Buch im besonderen: „Am Anfang war die Schrift." Cissarz, der selber ein „Cissarz-Latein", das Formreiz und Klarheit miteinander verbindet, und das für die Drucklegung dieses Aufsatzes Verwendung gefunden, aus langjähriger



Am Strande. Ölstudie

Dekoratives Gemälde
für den Festsaal eines Gutshofes bei Darmstadt
Von Professor Joh. V. Cissarz

Digitized by Google



Dekorative Landschaft. Gemälde

Erfahrung geschaffen hat, läßt auch die Schüler vor allem mit dem Quellstift schreiben und von der Schrift aus, die für den Stil und die Gliederung der Fläche herrschend bleibt, das Ziergebilde, die Schmuckform entwickeln. – Die hohe „Verständigkeit" aller Zweckarbeit von Professor Cissarz – denn das wurde er nun in Bezeichnung seines Berufes –, die doch nie zur minderen Modetrieben angepaßten bequemen Verständlichkeit wird – so hat er nie die Biedermeierei mitgemacht –, ging adelnd auf das über, was seine Schule bildete. Die Nachwirkungen insbesondere für Württemberg werden lange segensreich spürbar sein, und seine wohldurchgebildeten Schüler werden – für den Meister nicht immer angenehm – sein graphisches Erbe auch an Aufträgen dort anzutreten befähigt sein.

J. V. Cissarz selber aber, während er Graphik und Buchgewerbe lehrte, beschränkte sich als kunstgewerblich Schaffender durchaus nicht auf diese Gebiete. Nicht nur ein jedes Gebiet der Flächenkunst, Tapeten, Wirkwaren, Glasfenster, Intarsien, Linoleumornamente usw., auch räumliche Gebilde fast jeder Art, Schmuck und Gerät, Kronleuchter usw., Möbel aller Gattungen, vollständige Inneneinrichtungen, ja Gartenanlagen hat er gestaltet. Das eigentliche Bauen hat er, weiser als andere, dem Architekten überlassen. Aber in allem, was er bildet, baut er von Grund auf. Erst das Material, seine Eigenschaften und Möglichkeiten gründlich kennen, dann den Zweck liebevoll und nachgiebig bedenken, und erst dann jenes Höhere suchen, das entsteht, wenn der „Gebrauchssinn" eines Gegenstandes frei von der Form und der Farbe gedeutet werden soll. Ganz besonders lieb sind mir Cissarz' Pianinos und Flügel. Ihre Form klingt so edel wie ihre besten Töne.

Es war eben hinter dieser für den Zweck schaffenden Hand so viel mehr als „erforderlich" war! Eine Seele, die das Hohe suchte,

Digitized by Google

ein Mensch, der alles Leben durch Schönheit steigern wollte und konnte! Wie beglückt er, wenn der Zweck es irgend erlaubt, diese Gelegenheiten nützt, zeigen seine feinfühlig-festlichen Ex-Libris und belegen uns noch zwei unserer Abbildungen. Ein älteres Blatt, „Aus grauer Vorzeit", aus Ferdinand Avenarius' Balladenbuch genommen, das uns gleichzeitig die dunklen Töne seiner frühen Entwürfe und Zeichnungen nahebringt, zeigt uns Cissarz' Naturschauen. Die Ehrenurkunde der Ausstellung für Gesundheitspflege Stuttgart 1914 beweist uns in ihrer modellfreien Niederschrift seine ausdruckssichere Beherrschung des Menschenleibes und gleichzeitig eine Fähigkeit, trotz stärkster Bewegung im Motiv die Fläche ruhig zu halten, die Meisterschaft ist.

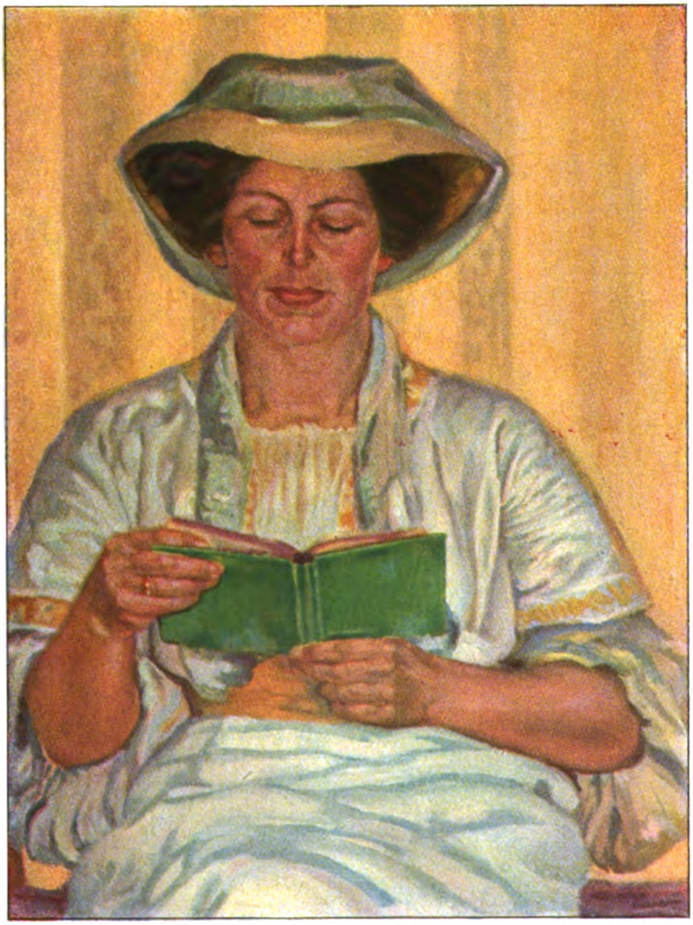
Unermüdlich steuerte die Hand des Meisters im letzten Jahrzehnt heraus aus seinem reichen, für unsere deutsche Geschmacksentwicklung so wichtigen kunstgewerblichen Schaffen, heraus aus der tausendfältigen Kleinarbeit hinüber zur großen, zur freien Kunst, zurück zur Malerei! Die ersten Ausstellungen von Tafelbildern, seine große Lithographie bei Voigtländer, die eine Mondnacht am Meer auf Sylt darstellt und eigentlich Cissarz' Ruhm als freischaffenden Meister der Farbe begründet hat, seine ersten großdekorativen Wandgemälde: „Aus einer Beethoven-Symphonie" für die Weltausstellung in St. Louis, „Die Quelle" für die Villa Frank in Köln, ein raumbezwingendes Christusbild für die Friedenskirche in Offenbach, sie alle hatten die Wirkung, daß schon die Berufung nach Stuttgart zum andern Teil ein Ruf an den Maler war. Der Verein der württembergischen Kunstfreunde gewährleistete, wie einigen anderen Künstlern, auch ihm für eine Anzahl Jahre eine gewisse Kaufsumme, und später schloß sich ein Auftrag für vier Wandgemälde im Rathaus zu Stuttgart an. Ganz zurück, auch als Lehrender zurück zur Malerei kehrte Cissarz aber erst, seit er Oktober 1916 die Leitung der Abteilung für dekorative Malerei an der Kunstgewerbeschule in Frankfurt am Main übernahm.

Damit ist die „Lebensfahrt" zunächst an einem erwünschten Ziel, und unser Blick wird frei für eine rückschauende und zusammenfassende Betrachtung des freischaffenden Künstlers, des Malers. – Vor mir liegen kritische Ausbrüche des Erstaunens, welche die ersten Kollektivausstellungen unseres Meisters vor nun gut zehn Jahren begleiteten. Ich setze ein paar gute Worte Wilhelm Schäfers aus den Rheinlanden hierher: „Was einige wußten, das wird nun vielen offenbar: daß Cissarz eins der stärksten Maltalente in Deutschland ist, zugleich von einem so eigentümlich reifen Ausdrucksmittel, daß ihm schlechterdings niemand gleichgestellt werden kann." Nicht die ablenkende Be-

Stilleben. Gemälde

Digitized by Google

schäftigung im Kunstgewerbe, das Ringen um dies „reife Ausdrucksmittel" ist die Ursache, daß Cissarz ein Dreißiger wurde, ehe er als Maler im größerem Umfange auszustellen begann. Seinem Können, seiner Naturkenntnis nach hätte er es viel früher gedurft. Ich kenne wenige so unablässige „Naturstudenten" unter den Malern wie Cissarz. Und das, was er geistig erfaßt hatte, was er seelisch zu sagen hatte, drängte geradezu zu einer Fülle von „Jugendwerken", von denen manch kühner Entwurf im Atelier blieb. Aber auch hier wirkten die Gewissenhaftigkeit und das hohe Wollen – und wirkten zunächst hemmend. Klarheit über das, was ihm zunächst selbstkritisch zur Zurückhaltung nötigte, geben uns vielleicht ein paar allgemein gesprochene Sätze aus Adolf Hildebrands „Problem der Form". „Kompositorische Weiterentwicklung der Naturstudie" umschreibt im älteren Wortgebrauch etwa das, was Hildebrand „architektonische Weiterentwicklung des Imitativen" nennt. Hildebrand, nachdem er ausgeführt, daß ein bloß die Natur nachahmender Naturalismus keine Kunst sei, sagt: „Es ist bezeichnend, daß mit der Unfähigkeit für die architektonische Weiterbildung des Imitativen sich das dunkle Gefühl einer künstlerischen Unzulänglichkeit einstellt und dann dieser Mangel durch tiefsinnige Bedeutung usw. ersetzt werden soll. Diese soll das Werk in eine höhere poetische Region erheben. Es ist jedoch klar, daß die bildende Kunst die Poesie nicht anderswo borgt, oder sozusagen nur illustriert. Ihre wahre poetische Wirkung entsteht aus der Art zu schauen, aus der Erscheinung als solcher. Die Tätigkeit der bildenden Kunst bemächtigt sich des Gegenstandes als eines erst durch die Darstellungsweise zu verklärenden, nicht als eines schon an sich poetisch oder ethisch wirkenden oder bedeutsamen." Der landläufigen Anschauung, der entweder der bloße Naturspiegel oder eine vom nur Stofflichen ausgehende poetische Stimmung genügte, läuft das stark zuwider! Dem naturberufenen Künstler erklärt es sein Zagen und klärt seine Ziele.



Im Strandzelt. Gemälde

Und so sehen wir denn auch Cissarz, schon reich an Hand und Seele, noch um ihm neue „Darstellungsweisen" ringen. Er, der die Form so sicher kannte, daß er eine Studie wie die „Schlafende am Meer" von 1902

so einfach und groß aufbauen konnte, dem die Farbe mühelos sich zu harmonischen Klängen ordnete wie bei der „Dame im Strandzelt“ von 1905, sehen wir in diesem und den Folgejahren in einem neuen Luft- und Lichtstudium fast aufgehen, so daß er in der „Landungsbrücke im Nebel“ von 1908, die im Original noch mehr Duft hat als in der Wiedergabe, zu einer fast rein impressionistischen Malweise gelangt. Unter der Wirkung dieses Licht- und Luftstudiums stehen auch die Schöpfungen freier Graphik, eine Anzahl Kaltnadelradierungen dieser Jahre, von denen wir die „Bäume an der Föhrer Marsch“ zeigen. Nicht die umgrenzte Form: der Licht- und Luftraum ist hier mit einer überlegen kühlen Meisterschaft dargestellt. Auch die Verteilung von Flächen und Flecken und die Art des Striches sind ganz und gar Graphik, Radierung. Die „Frau am Strande“ wiederum, die so einfach auf Vertikale und Horizontale mit der einen, Tiefe gebenden Schräglinie des Ufers aufgebaut ist, gibt sogleich soviel mehr als nur ein Existenzbild. Vor allem doch mit dem sinnlichen Mittel der Farbe ist hier jenes volle Mehr an Stimmung gegeben, das vom bloßen Stoffe zwar nicht gefordert, aber doch von ihm getragen, fast möchte ich sagen: ertragen wird.

Mensch und Meer, diese beiden Lieblingsthemen unseres Meisters, sie finden sich in dem dekorativen Wandbild für einen Musikraum „Frauen am Meer“ in einem edel bacchantischen Klang. Das schöne freie Leben in der weiten Sommerwelt am Meeresgestade, gelöstes Freiheitsglück, das Klang und Schönheit wird – das wären Stimmungsworte, die das Thema etwa fühlsamer umschreiben könnten. Das leise Unwirkliche dieser Welt kommt aus vollbewußtem Künstlerwillen. Nein, „wirkliche“ Bäume „sind“ so nicht! Aber ihr „Wirkungsbild“ ist doch genügend glaubhaft. Ihre vertikalen Stämme im Gegensatz zu der einen Wagerechten des Meereshorizonts helfen den auf den Kreis komponierten Lichtraum gründen und festigen. Die Darstellungsweise greift hier kühn hinaus über den wirklichkeitsmöglichen Einzelfall und bildet, verdichtet eine Stimmung, die unsere Wirklichkeit immer nur in Einzelzügen enthält, zum freien, vollen Schönheitstraumgebilde.

Studie in Kohle

„Unsere wundervolle Wirklichkeit!“ Cissarz ist ihr ganz nahe und liebt sie! Aus ihr schöpft er, aber er ist ihr nicht sklavisch untertan. Noch symphonisch freier schaltet er in der „dekorativen Landschaft mit dem Berg“ mit ihren Elementen. Traumlicht und Paradiesfarben in reichstem, holdestem Glühen! Kein Bild für werktagsmüde, nüchterne Augen! Nur seelische Feierstunde findet in diesen Gefilden ihre Heimat. –

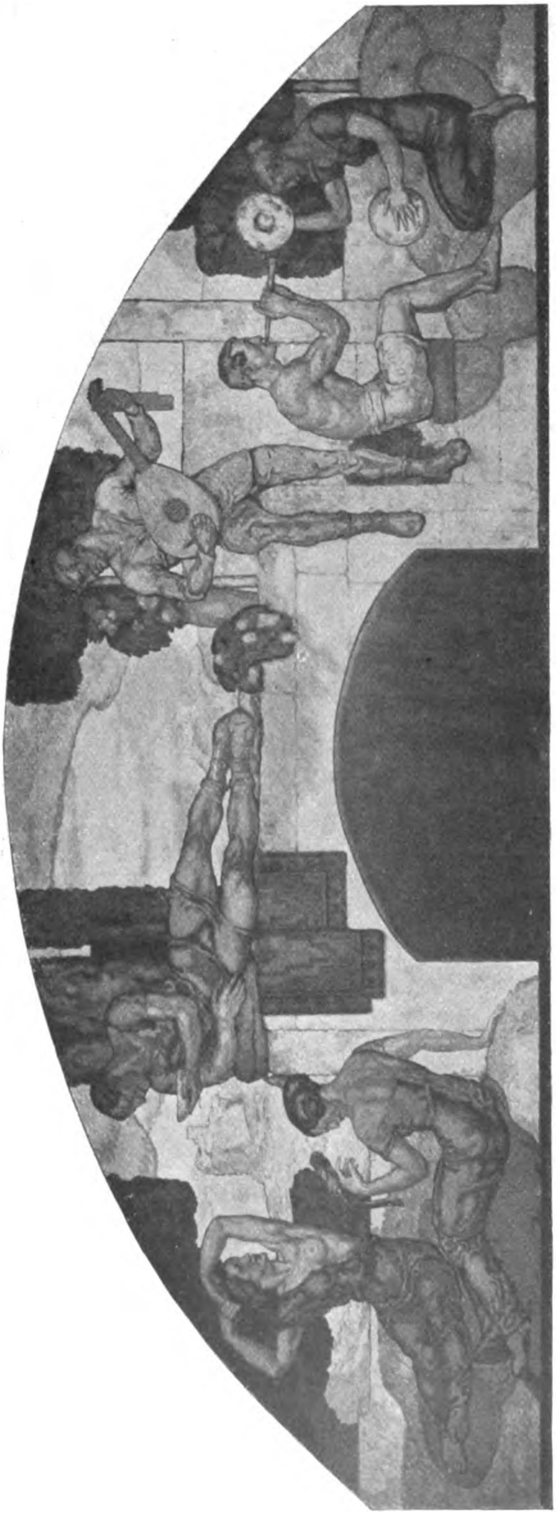
Damit sind Kunstprobleme berührt, deren verstandesmäßig klare und zugleich einfache Darlegung eine unlösbar schwierige Aufgabe ist, namentlich in Zeiten, denen der unklare Begriff „Naturwahrheit“ noch immer als ein höchstes Kunstziel gilt und die das Wort „Komposition“ als eine ein wenig komisch altmodische Sache beiseitelächeln. Und dabei haben die Maler selbst in den

Hochzeitsmahl. Teilstück eines Wandgemäldes in der Ratsherren-Trinkstube des Stuttgarter Ratskellers
Von Professor Johann Vincenz Cissarz

Digitized by Google

Zeiten, die dieſe naturaliſtiſche Anſchauung herrſchend machten, zwar nicht im alten Sinne auf Kreis und Dreieck uſw. komponiert, aber doch auch die Natur „ausgewählt“, das heißt in ihrer impreſſioniſtiſchen Freilicht-Darſtellungsweiſe Teilerſcheinungen der Wirklichkeit, eben Licht- und Luftwirkungen hervorhebend bevorzugt. Auch der Impreſſionismus gab kein abgemaltes Naturbruchſtück, hatte nicht das Ideal vollkommener möglichſt naturnaher „Treue“. - Ein Bild iſt eben ein Gebilde, das in ſich beſtehen, ſtehen muß, die vier Linien, die es einſchließen, ſind nicht Schnitte durch die Wirklichkeit, ſondern Grenzen eines Organismus, der in ſich leben ſoll. Und dies Leben hat ſeine andere, ſeine eigene „Natürlichkeit“, die ebenſo wie jedes Naturgebilde neben aller Mannigfaltigkeit des Zufalls von Regeln, von Geſetzmäßigem beherrſcht wird. Ganz beſonders das Wandgemälde, das in der Architektur, alſo im Rahmen jener Kunſt mitwirken ſoll, die am freieſten von Naturnachahmung iſt, braucht ſolchen Halt zur Haltung, zur inneren Feſtigkeit. Ein Wandbild ſelbſt muß in ſich gebaut ſein.

Die größte bis heute vollendete Schöpfung von Profeſſor J. V. Ciſſarz ſind ſeine vier Monumentalgemälde für die Ratsherren-Trinkſtube und deren Vorraum im Rathaus zu Stuttgart, von denen wir zwei: die Muſizierenden und die Tanzenden ganz und die Tafelnden in einem großen Teilſtück wiedergeben. Mit leichter, raſcher Hand ſind ſolche Aufgaben ſchon öfter angenehm und ſicher gelöſt worden. Man gönnt ihnen dann wohl gerne einen Blick und geht erfreut weiter. Ciſſarz' Schöp-



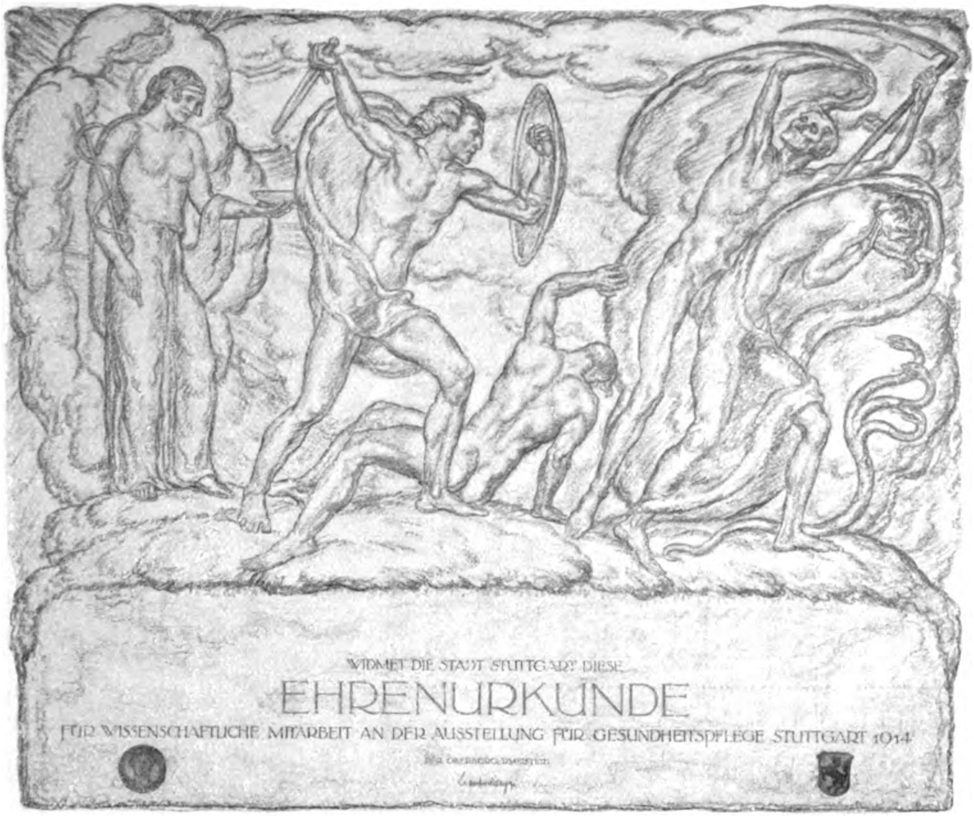
Muſizierende und Ruhende. Wandgemälde in der Ratsherren-Trinkſtube des Stuttgarter Ratskellers

Tanz. Wandgemälde in der Ratsherren-Trinkstube des Stuttgarter Ratskellers

fung aber zwingt zum Verweilen, denn hier ging ein starker Künstler in zielklarem Ringen mit tiefstem Ernst an die heitere Aufgabe und schöpfte ihre feinsten und letzten Möglichkeiten aus. Der Ernst der künstlerischen Gestaltung, der hinter dem festfröhlichen Stoffe steht, strahlt von diesen Flächen als eine eigentümlich edle, feierliche Feststimmung, die die bloße „Lustigkeit“ zu einem schön beseelten, frei vertieften Genießen des Daseins dämpft und doch steigert. Das Widmungsschild über der Tür „Der Freude!“ bezeichnet die Wirkung recht und treu.

Aber was diese Freude weckt, ist nicht so sehr die reich ausgestreute Einzelschönheit, sind nicht so sehr Kraft und schöne Jugend der naturvoll-rassigen Gestalten, deren Gewänder, die keiner Zeit gehören, die Körper frei in jeder Bewegung leben lassen. Es ist nicht das Erinnern dieser Gestalten an antike Bewegungsmotive, nicht das Anklingen dieser Farbharmonien an den satten, tiefen Vollklang venetianischer Meister, kurz nichts aus der Natur oder der vorhandenen Kunst Übernommenes und Nachgeahmtes. Nein, was diese Freude weckt und dauern macht, ist, daß hier ein selbständiger Meister im vollen Besitz seiner Darstellungsmittel einen neuen künstlerischen Organismus schuf. In dieser „schimmernden Halle“ ist nichts Übergewagtes, das nur durch Keckheit des Versuchs erregt. Hier ballt sich keine Form zu gewollter Wucht, und keine Farbe wird einzeln überlaut. So geht es nicht her, wo eine lange innerliche Mühe sich zu schöner Reife vollendet. Da ist jene neue, gewordene Natürlichkeit, für die die Natur und die frühere Kunst nur Material sind, zu finden, die zwar ganz und gar

Digitized by Google



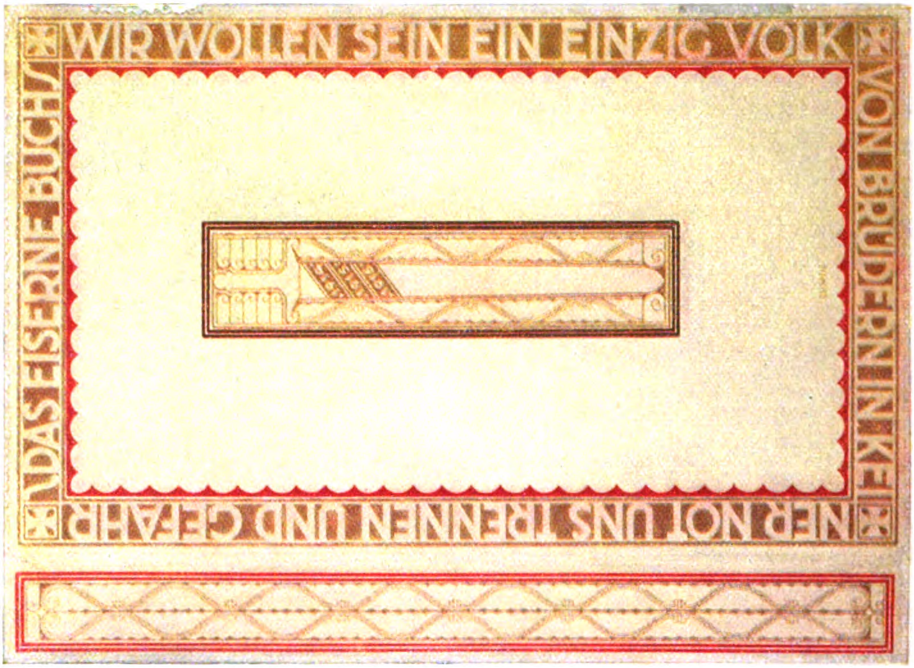
Ehrenurkunde. Steinzeichnung

Ausdruck eines höchst persönlichen Ichs wurde und doch Maße und Farben zeigt, die der Künstler nach gefühlten Gesetzen gewählt hat. Jede Gestalt, nach dem Gefühl der ästhetischen Statik gebildet, ruht auch bei stärkster Bewegtheit doch fest in sich und steht außer der stofflichen Beziehung zum Ganzen im wohlabgewogenen Gleichgewicht der Massen, hat ihre Aufgabe in der raumvertieften Fläche, die selber wiederum genügend Fläche bleibt und keine gewaltsamen perspektivischen „Löcher in die Wand" schlägt.

Die Entwicklungsreihe, an deren Neubeginn in unseren Zeiten Hans von Marées' Suchen und Ringen steht, die in Ferdinand Hodler laut heftig, kalt und willenshart wurde, der so mancher sich einzugliedern bemühte, in sie tritt nun reif und vollbürtig unser Meister.

Überschaut man das Schaffen von Johann Vincenz Cissarz bis heute, so entsteht ein Bild von fast verwirrend vielartigem Reichtum. Aber die Einheit ruht hier im Künstlermenschen. Ein Immerwirkender, der nicht trotzig abseits träumt, sondern jeder Aufgabe ihren Kultursinn gibt, dessen fleißige Hand leise und ohne Übersteigerung dem geringsten Dinge Grazie und zumeist stillen, ernsten Schönheitsadel verleiht. Ein leichtbeweglicher Geist, der nichts schroff abweist, er habe es denn geprüft und leer befunden, der, jeder Anregung offen, nach innerem Gewinn sucht – streng im Urteil vor allem gegen sich selbst. Ein Meister im Können der Hand, der doch unabläßig von neuem um den Vollbesitz der Naturwirklichkeit wirbt. Ein Schauender, dem es nicht genügt, den glatten Spiegel der Dinge geschmackvoll abzustimmen, der ihr Symbol sucht, „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?" Eine von Herz und Hirn her reich kultivierte Seele, die zwar Grenzen und Gesetze ihrer Kunst kennt und fühlt, aber gerade aus dieser Kraft zum Maßhalten die Kraft zur Größe empfängt. Ein Gereifter und ein nach neuen Vollendungen Sehnsüchtiger, so steht unser Meister da – mitten im Schaffen und, den inneren Möglichkeiten nach, wenn das Schicksal will, noch größeres Werk vor sich als im Rücken.

Digitized by Google



Einbanddecke für „Das Eiſerne Buch. Krieger-Ehrenbuch und Gemeindechronik des Großen Krieges“, herausgegeben vom Verlag für vaterländiſche Kunſt in Stuttgart. Entworfen von Prof. Joh. Vincenz Ciſſarz

Vorſatzpapier für „Das Eiſerne Buch“. Entworfen von Prof. Joh. Vincenz Ciſſarz

Digitized by Google

Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit in der Politik

Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Das Thema, das hier behandelt werden soll, hat, begrifflich gesehen, zwei Möglichkeiten des Eintritts. Wir können ihm auf dem Wege allgemeiner moralischer Betrachtung näher kommen, indem wir nach der sittlichen Zulässigkeit unaufrichtigen Handelns überhaupt fragen, oder auf dem Wege rein intellektuellen Vorgehens, indem wir unter dem Gesichtspunkt der für die Politik geltenden besonderen Gesetze über die Zweckdienlichkeit aufrichtigen und unaufrichtigen Handelns nachdenken. Es kann für uns kein Zweifel sein, daß wir nur den zweiten Weg einschlagen dürfen, um zu dem Problem den rechten Standpunkt zu gewinnen. Denn es ist eine gesicherte Erkenntnis, daß staatliches Handeln nicht nach dem Maßstab des allgemeinen menschlichen Sittengesetzes zu messen ist. Staatliche Moral und Privatmoral sind durchaus verschiedene Größen, und es geht nicht an, die Grundsätze der einen auf die andere anzuwenden. Nicht als ob der Staat als solcher jenseits des Sittengesetzes stände. Heinrich von Treitschke, der mit seinem eindringenden Verständnis in das Wesen des Staates und mit seiner großartigen Darstellungskraft der politische Lehrmeister der heute handelnden Generation geworden ist, hat mit wahrhaft sittlicher Gesinnung dargelegt, daß auch der Staat dem Sittengesetz unterliegt.

Aber das Charakteristische des politischen Ethos ist ihm die stete Berücksichtigung des Staatszweckes, der Erhaltung, Sicherung und Stärkung der auf die Volkskräfte gestützten Macht.

Diesen Standpunkt müssen wir einnehmen, wenn wir dem Problem beikommen wollen. Damit rückt die Frage nach der Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit in der Politik indessen von vornherein in eine ganz bestimmte Beleuchtung. Die Verdrehung, die Lüge, die Täuschung, die Heuchelei, die Treulosigkeit können, politisch angesehen, nicht deshalb verurteilt werden, weil sie böse sind und weil sie von der persönlichen Moral verdammt werden. Sie können nur deshalb verwerflich sein, weil sie unzweckmäßig sind und weil sie innerhalb des Bereiches der besonderen Staatsmoral den staatlichen Zweck schädigen.

Jedoch so befriedigend wie die begriffliche Abgrenzung läßt sich die tatsächliche, die von der geschichtlichen Wirklichkeit ausgeht, nicht durchführen. Denn das staatliche Leben ist keine Abstraktion, sondern gründet sich auf handelnden Persönlichkeiten. Im einzelnen Menschen aber fließen Staatsmoral und Privatmoral vielfach ineinander über, erzeugen in ihrer Ungleichartigkeit und Gegensätzlichkeit Reibungen und Spannungen und schaffen Konflikte, die in das private Dasein auf der einen Seite, in das staatliche Interessengebiet auf der anderen störend und hemmend eingreifen. Die Verbindung dieses persönlichen Moments mit dem sachlichen macht das Problem besonders anziehend und kompliziert und stellt es mitten hinein in das Auf und Ab geschichtlicher Entwicklung. In der einzelnen Persönlichkeit sucht sich das feindliche Verhältnis von allgemeiner Moral und Politik irgendwie auszugleichen und dieses Ringen, mag es zu einem glücklichen oder tragischen Ausgang führen, spiegelt nicht nur die individuelle Eigenart des kämpfenden Menschen wider, sondern ist zugleich Ausdruck des allgemeinen geschichtlichen Prozesses. Erst wenn wir uns diesen Umstand klarmachen, hebt sich uns das politische Verfahren mit seinen besonderen Methoden und Mitteln in seiner geschichtlichen Bedingtheit deutlich heraus. Erst auf dieser Grundlage tritt uns der Doppelbegriff Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit in seinem geschichtlichen Wesensinhalt klar entgegen.

Aber wenn dem so ist, wird uns noch etwas anderes im voraus zur Gewißheit. Das Gebiet der Politik erstreckt sich nach zwei Richtungen: auf das innere staatliche Leben und auf das Leben der Staaten untereinander im außerpolitischen Sinne. Wir haben uns hier nicht mit dem wichtigen Problem zu beschäftigen, wie weit das eine Gebiet vor dem andern zurückgestanden hat, wie nach dem Zusammenbruch der antiken Welt allmählich erst, mit dem Ausbau der Staaten zu wirklichen Volksstaaten, die innerpolitische Arbeit zur Anerkennung der Gleichwertigkeit mit der außerpolitischen gelangt ist; auch in dieser Wandlung spiegelt sich ein gut Stück geschichtlicher Entwicklung. Genug, das Verhältnis von Moral und Politik muß in der handelnden Persönlichkeit ganz anders zum Ausdruck kommen, wenn es sich um auswärtige Politik oder wenn es sich um innere handelt. Die Beziehungen der Staaten untereinander werden doch vorwiegend durch gegensätzliche Interessen bestimmt, die es gilt zu versöhnen. Die auswärtige Politik ist also auf Nebenbuhlerschaft und Bekämpfung gestellt, die die Privatmoral wie von selbst der Staatsmoral annähert. Das innerstaatliche Leben aber erfordert fast nur Handlungen auf dem Boden der eigenen Volksgemeinschaft. Das wird die Äußerungen privater Ehrenhaftigkeit und idealer Gesinnung viel entschiedener in den Vordergrund rücken. Schon Treitschke hat demgemäß die Forderung aufgestellt, daß im Innern des Staates die Moral unendlich viel reiner und reizbarer sein müsse als in den Beziehungen der Staaten untereinander,

Digitized by Google

denn die Ordnungen des eigenen Staates seien zumal heilig.

Aber auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik besitzt das auf gegenseitigem Vertrauen gegründete Verhältnis eine natürliche Überlegenheit, denn es schenkt den Staaten und Völkern eine bei weitem höhere Sicherheit des Daseins als sie auf Mißtrauen fußende Beziehungen gewähren. Deshalb ist Treitschkes Wort nicht unberechtigt: „Die Macht der Wahrheit und Offenheit in der Politik ist viel größer als man gewöhnlich annimmt.“ Aber wenn der große Historiker weiter urteilt, daß die wahrhaft großen Staatsmänner sich immer durch eine mächtige Offenheit ausgezeichnet hätten, so trifft das nur für seltene Ausnahmen besonderer Art zu. Im ganzen spricht aus den handelnden Menschen der Politik das Gegenteil, und durch die Geschichte hindurch spielen Unaufrichtigkeit und Unwahrheit eine sehr viel größere Rolle als Aufrichtigkeit und Wahrheit. Wie erklärt sich diese Tatsache, was lehrt sie und was ergibt sich für uns Deutsche daraus?

⁂

Politik treiben heißt: unter dem Gesichtswinkel des Möglichen und Erreichbaren das staatliche Interesse wahrnehmen. Die politische Handlung beruht auf einem Willensakt, wie denn der Wille sicherlich die wertvollste Eigenschaft des Staatsmannes bleibt. Aber ihr Verlauf schlägt sich in schriftlichen und mündlichen Äußerungen nieder; die schriftliche und mündliche Unterhandlung bildet die Handhabe für die Wahrnehmung des staatlichen Interesses. Gerade aber weil Schrift und Wort mehr als die Gesinnung von vornherein der Gefahr des Mißbrauchs unterliegen, und weil zudem die Verhandlungen meist von Gegensätzlichkeiten bestimmt werden, die es auszugleichen gilt, entstand von der ersten Stunde an, wo politische Interessen verschiedener Lager in Berührung kamen, eine Atmosphäre des Mißtrauens. Bei allen Völkern sehen wir die gleiche Erscheinung, sie ist die selbstverständliche Äußerung menschlichen Zusammenlebens. Diese Atmosphäre des Mißtrauens wurde insbesondere die Luft der Diplomatie.

Mit dieser Tatsache hängt es zusammen, wenn der diplomatische Verkehr sich neben den übrigen Kulturerrungenschaften nur überaus langsam ausgebildet hat. Sowohl in den Zeiten der altorientalischen Völker wie im Altertum wie schließlich in den früheren Jahrhunderten europäischen Völkerlebens tritt uns dieses Sträuben gegen den diplomatischen Austausch und den staatlichen Verkehr überhaupt entgegen. Der Staat, der sich von dem priesterlichen Einfluß losgemacht hatte und aller religiösen Einwirkung entrückt schien, war keine Einrichtung des Vertrauens. Der fremde Gesandte, mochte er noch so wichtige Verhandlungen zu führen haben, stand vor allem doch im Verdacht ein Spion zu sein, und Rom richtete sich eine eigene Behörde ein, die neben der ehrenden Behandlung der fremden Diplomaten deren Überwachung zur Aufgabe hatte. Um die wichtigste politische Verbindung, den Staatsvertrag, zu sanktionieren, wurde er an den religiösen Kultus angelehnt. Nur so glaubte man sich in jenen Jahrhunderten vor den Täuschungen einer skrupellosen Staatskunst gesichert.

Etwas anderes ging daneben her. Von frühester Zeit an spielte in der Erledigung der politischen Geschäfte eine große Rolle die Hochschätzung, die die Rede im rhetorischen Sinne genoß. Weniger in Rom als im alten Hellas feierte das Rhetorentum seine Triumphe. Es ergriff zumal von der inneren Politik Besitz, die mit den weiteren Volkskreisen in Verbindung steht und zum lohnenden Arbeitsfelde des Schönredners und Advokaten gemacht wurde. Die hohe Geltung der Phrase, die wir Menschen der Gegenwart vor Augen haben, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der hohen Bewertung, die sie bei den antiken Völkern hatte. Und das kam dem System der Unaufrichtigkeit zugute, das in den staatlichen Beziehungen der alten Völker die Herrschaft gewann. Überall wo man zu überreden versucht, besteht auch die Neigung zu täuschen und in die Irre zu führen, doppelt da, wo das Bestreben vorwiegt, schöne Worte zu machen.

Diese ganze Atmosphäre des Mißtrauens und der Unaufrichtigkeit verdichtete sich noch in der Zeit des Abstiegs staatlicher Macht. Als Erbe der antiken Welt handhabte Byzanz in den Jahrhunderten der Völkerwanderung und der nachfolgenden staatlichen Umwälzungen diese Politik der Täuschung mit wahrer Meisterschaft. Die Technik betrügerischer und hinterlistiger Diplomatie wurde im Sinne einer schrankenlosen Staatsmoral auf eine Höhe gebracht, die man wohl als großartig bezeichnen muß. Aus dem byzantinischen Geiste ist auch die volle Grundsatzlosigkeit geboren, die nur in dem Staatsinteresse noch eine Richtschnur besitzt und keinen andern sittlichen Einfluß kennt. Arglist und Perfidie waren die meistgebrauchten Mittel Byzanz' im Verkehr mit den Germanen, Bulgaren und Türken, und mit ihren großen Leistungen wurde die byzantinische Diplomatie die Lehrmeisterin der westeuropäischen Staatskunst.

In den mittelalterlichen Jahrhunderten, da die christliche Anschauung herrschte, trat eine gewisse Rückentwicklung ein. Das Mißtrauen zwischen den Staaten blieb auch jetzt bestehen, aber nicht ohne Erfolg suchte man ihm entgegenzuwirken. So lehnte sich die Staatskunst wieder an die kirchlichen Einrichtungen an. Man zog gern Geistliche in den diplomatischen Dienst, nicht nur weil sie in jener Zeit die hervorragendsten Träger der Bildung waren, sondern weil man ihnen ein größeres Vertrauen entgegenbrachte als den Männern des Laienstandes. Man umkleidete die Ver-

Digitized by Google

tragsunterzeichnung mit feierlichem christlichem Zeremoniell und wählte zu ihren Schauplätzen besonders gern Kirchen und Kapellen. Aber die Zersetzung der mittelalterlichen Weltanschauung, und die Ausgestaltung einer rein weltlichen Kultur räumten mit diesen Erscheinungen auf und gaben der Durchsetzung einer wieder ganz vom staatlichen Interesse ausgehenden Staatskunst und Diplomatie den Weg frei.

In der Kleinwelt der italienischen Stadtstaaten der Renaissance nahm, von der Antike und Byzanz befruchtet, dies Neue Gestalt an, und wieder trat es auf in der Verbindung von wahrhaft staatlichem Handeln und berechnender Täuschung. Was im Altertum die Rhetoren gewesen waren, wurden jetzt die Humanisten. Wieder gingen, dem Wesen des Humanismus entsprechend, Form und Sache ständig ineinander über, und aus dem geschäftigen politischen Reden und Handeln dieser Vertreter kleinstaatlicher und kommunaler Interessen entwickelte sich jene umfassende Reihe diplomatischer Äußerungen, die uns heute vor Augen steht: neben ehrlicher Auseinandersetzung augenfällige Höflichkeit, berechnende Zurückhaltung und irreführendes Entgegenkommen. In all dem diplomatischen Apparat aber gewannen die Täuschung und Heuchelei unbedingt die Oberhand, und auch daran hatte die Eigenart des Humanismus einen bedeutenden Mitanteil. Schon der florentiner Staatskanzler Coluccio Salutati, der den Ausgang dieser Staatskunst bildete, vollzog den entscheidenden Schritt. Mit aller Bewußtheit erhob er die Unaufrichtigkeit zu einer berechtigten Geltung. In einem seiner vielgelesenen Briefe schreibt er: „Was ist wirksamer, um zu täuschen, als eine wohlgesetzte und ausgeschmückte Süßigkeit?“

So wurde das System der Täuschung und Unaufrichtigkeit zur vornehmsten Praxis der Diplomatie. Immer wieder wurde es ausgesprochen, daß nichts den diplomatischen Erfolg besser sichere als die Lüge. Lügen und Betrügen nach innen wie nach außen wurde zum beherrschenden Grundsatz der Staatskunst. „Wer nicht zu heucheln versteht, versteht nicht zu regieren“: so lehrte König Ludwig XI. von Frankreich seinen Sohn. Alle sittlichen Gesichtspunkte warf diese Staatskunst über Bord. Treulosigkeit, Verrat, Meuchelmord waren ganz erlaubte, ja rühmliche Mittel. Am rücksichtslosesten hat Machiavelli in seinem Buch vom Fürsten dieser Praxis das Wort geredet. „Ein Fürst,“ so schreibt er, „soll sich und seinen Staat behaupten. Die Mittel dazu sind gleichgültig. Die Masse sieht nur auf den Erfolg. Hat der Fürst Erfolg, so wird sein Handeln stets lobenswert und gerecht genannt werden, denn es gibt ja doch nur Pöbel in der Welt. Ein Fürst unserer Zeit, den ich nicht nennen will (gemeint ist König Ferdinand von Aragonien), predigt nie etwas anderes als Frieden und Treue, aber er haßt das eine noch mehr als das andere. Wenn er nur eins von beiden je gehalten hätte, so wären ihm Staat und Ehre verloren gegangen.“ Machiavelli hat diese Staatskunst mit gewollter Einseitigkeit und mit ausgeklügelter Folgerichtigkeit in gesetzliche Lehrformeln gebracht. Aber was er vortrug, war nur die schon bestehende Praxis seiner Zeit. Männer wie Ludwig XI. von Frankreich und Ferdinand von Aragonien im großstaatlichen Bereiche, wie Cesare Borgia im kleinstaatlichen Leben Italiens waren seine Vorbilder. Die folgenden Generationen wurden seine gelehrigen Schüler, und die handelnde Diplomatie war ganz beherrscht von den Grundsätzen seiner klassischen Schrift.

Seit der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts war die Renaissancestaatskunst eine für Europa schlechthin geltende Erscheinung geworden. Überall begegnet uns die gleiche Übertreibung des staatlichen Prinzips, überall die gleiche Politik des Lugs und Trugs. Charakteristisch für die herrschende Praxis der Unaufrichtigkeit ist der Ausspruch Sir Henry Wottons, des Gesandten König Jakobs I. von England, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Tätigkeit des Diplomaten dahin bestimmte: „Ein Gesandter ist ein geschickter Mann, der ausgesandt wird, um für sein Land zu lügen.“ Kein anderer als der Kardinal Richelieu, der größte Staatsmann, den Frankreich hervorgebracht hat, schrieb in der gleichen Zeit Betrachtungen über die Theorie der Verstellungskunst nieder. Er scheidet da zwischen stillschweigendem und lautem Dissimulieren. Das „dissimuler par silence“ sei immer erlaubt, das „dissimuler par les paroles“ führe leicht in das Dilemma zwischen dem „Tadel der Lüge“ und der „Gefahr der Wahrheit“. Bei einer solchen verlogenen Staatskunst schienen Verträge beinahe wertlos, und so war die sarkastische Folgerung des Thomas Morus in seiner „Utopia“ nicht unbegründet, man solle überhaupt keine Verträge abschließen, weil sie doch gebrochen würden.

Wenn wir jedoch die Völker ins Auge fassen, die Begründer und Träger dieser Renaissancestaatskunst waren, so werden wir uns der bedeutungsvollen Tatsache bewußt, daß sie lediglich der romanischen Völkerfamilie angehören. Die germanischen Nationen hatten an der Ausgestaltung der Diplomatie der Heuchelei keinen Anteil. Es ist von Wert festzustellen, daß insbesondere die Deutschen sich lange Zeit gegen die Aufnahme der überlegenen politischen Theorie und Praxis der Romanen gewehrt haben. Machiavelli hat in Deutschland niemals festen Fuß gefaßt, ja sein „Principe“ war durch das ganze 16. Jahrhundert bezeichnenderweise als die welsche Bibel verschrien. Statt dessen hielt man sich, belehrungsbedürftig wie man in politischer Hinsicht war, an die Memoiren des burgundisch-französischen Staatsmannes Philipp von Commines, die

Digitized by Google

zwar auch die Lehre von der staatlichen Selbstsucht und dem fürstlichen Machtstreben verkündeten, aber, mehr noch dem Mittelalter zugehörig, zugleich von christlich-religiösen Anschauungen erfüllt waren. Mit besonderem Nachdruck ist auf die hohe Bedeutung dieser Tatsache hinzuweisen. Sie zeigt, daß die deutsche Art dieser Politik der Unaufrichtigkeit nicht kongenial war, und wir können sagen, daß sie ihr bis auf den heutigen Tag nicht kongenial geworden ist, wenn sich das deutsche Volk auch ihrer internationalen Handhabung hat anschließen müssen. Es ist ein Verhängnis für die allgemeine wie für die deutsche Entwicklung zumal, daß die europäische Diplomatie sich in der Zeit zu einer internationalen Organisation gestaltete, als der besondere Charakter italienisch-romanischer Staatskunst im Sinne der Unehrlichkeit und Treulosigkeit in Blüte stand.

Daß dem tatsächlich so ist, bestätigt die Entwicklung der letzten Jahrhunderte.

Unverändert blieben Verstellung und Lüge das wesentliche Requisit der Staatskunst und Diplomatie, wenn sie sich auch im Sinne jüngerer Zeitanschauungen, zumal unter der Einwirkung des Völkerrechts und seiner Glorifizierung, zu der Feinspinnerei abmilderten, die für das sogenannte ‚Ancien Regime' bezeichnend ist. Auch für diese feinere Täuschungskunst behielten die Romanen die Führung, und dank ihrer beherrschenden Stellung in Europa nötigten die Franzosen als Meister der Technik höfischer Intrige die übrigen Völker in die gleichen Bahnen. Die Engländer aber, die mehr und mehr sich in der Richtung des überheblichen Inselvolkes entwickelten und über die Meere hin ihren uneuropäischen Zielen nachgingen, bedienten sich gern der geltenden diplomatischen Methoden und gestalteten diese ihrer berechnenden Art entsprechend weiter aus. Auch auf deutschem Boden fand die politische Feinspinnerei willige Aufnahme. Namentlich die österreichische Regierung ging, etwa vom Fürsten Kaunitz repräsentiert, darauf ein, und nicht minder suchten die kleinstaatlichen Kreise in der Verfolgung der gebräuchlichen Schleichwege eine Förderung ihrer Interessen. Auch im Hinblick auf die hier behandelten Zusammenhänge offenbart sich uns, wie sehr sich deutsches Wesen damals fremder Art unterworfen hat. Und doch läßt eine so selbständige staatsmännische Erscheinung wie Friedrich der Große erkennen, daß in all dem gleichmacherischen diplomatischen Treiben ursprüngliche nationale Kräfte lebendig blieben. Gewiß handelte er als König im Sinne staatlich-fürstlicher Machtselbstsucht als Schüler Macchiavellis. Aber daß er zuvor den Antimacchiavell geschrieben hat, ist doch von hoher Bedeutung. Es spricht daraus die aus dem Boden des aufsteigenden Preußentums wie der eigenen sittlichen Persönlichkeit erwachsene Auflehnung gegen den im ‚principe' lebenden Geist der Unmoral. Gewiß empfahl er immer wieder Verschwiegenheit und Diskretion, aber die Täuschung und Heuchelei wollte er nur gegenüber dem Täuscher und Heuchler angewandt wissen, und bei aller Feinspinnerei, die auch seiner Politik eigen war, überraschte er nicht selten durch eine für die Zeit ungewöhnliche Offenheit.

In der Epoche der werdenden Volksstaaten gelangte die Verschiedenheit romanischer und deutscher Anlage zu gesteigertem Ausdruck. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Umwälzung der französischen Revolution in dem politischen Verfahren Frankreichs keinerlei Veränderung erzeugt hat, und es ist nicht minder bezeichnend, daß Napoleon unter der vollen Zustimmung des französischen Volkes eine Politik führen konnte, die sich trotz ihres umfassenden sachlichen Inhalts auf der Phrase, und damit auf der Unaufrichtigkeit, Heuchelei und Perfidie aufbaute. Man darf es aussprechen, daß ein staatsmännisches Genie wie Bonaparte, das sich in der gleichen Unbedingtheit mit der schrankenlosen Staatsmoral gleichzusetzen vermochte, wie das Luther mit dem Sittengesetz tat, niemals aus Deutschland hätte hervorgehen können. Auch ein Napoleon III., ein Thiers und sonstige französische Staatsmänner der republikanischen Zeit sind nicht anders zu verstehen. Ebenso offenbart der Begründer des italienischen Einheitsstaates Cavour mit seiner Diplomatie der Geheimkunst und Täuschung den macchiavellistisch gearteten Geist des modernen Italienertums. Und in derselben Weise verkörpern die großen englischen Staatsmänner seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, ein Pitt, Canning, Peel, Gladstone und Beaconsfield den unveränderlich gewordenen Grundcharakter der vom cant beherrschten englischen Staatskunst, die die Anwendung der politischen Heuchelei zu einem folgerichtigen System ausbaute und sie in der neuen Welt der Volksstaaten mit besonderem Erfolg gegenüber den Instinkten der Masse spielen ließ. Wie völlig anders erscheint demgegenüber das Geschlecht jener Männer, die die deutsche Nation aus der Taufe hoben: ein Freiherr vom Stein, ein Schön, ein Humboldt: die Schüler des deutschen Idealismus, die von unbestechlicher Sittlichkeit erfüllt, geradezu als Fanatiker der Wahrheit handelten, von denen sich ein Hardenberg als eine dem internationalen politischen Getriebe sich anpassende Erscheinung bemerkenswert abhebt. Nur ein Metternich blieb im österreichischen Bereiche von dieser elementaren Äußerung nationalen Lebens unberührt, ganz der Mann des vom romanischen Geist beherrschten alten Systems. Vollends seitdem blieb Deutschland das Land, wo der Staatsmann, im Konflikt zwischen geltender Staatsmoral und unter dem nationalen Antrieb sich stärker regender Privatmoral, mit sich rang, wo die persönliche Gesinnung sich

Digitized by Google

kämpfend abfinden mußte mit der bestehenden Praxis.

Das gilt auch für Bismarck, das deutsche politische Genie. Sicherlich herrschte in seiner Politik, wenn es nötig war, auch Verschlagenheit und List. Er stand ganz auf dem Boden des Machtkampfes, der ihn dazu führte, sich auch der Mittel seiner Gegner zu bedienen, und seine Elastizität kam dem entgegen Aber der Grundzug seines Wesens ging nicht in dieser Richtung. Durch sein ganzes Leben hindurch war er immer ein abgesagter Feind alles Scheinwesens, aller Phrase, aller Ränke und Intrige.

Wie oft ist der Reichskanzler gegen die Heuchelei zu Felde gezogen, die sich, von den sozialen Gegensätzen genährt, auch in der innern Politik breit machte und die politische Arbeit verbitterte. Es ist charakteristisch, daß er so in mehrmaliger Wiederholung die innere Unwahrheit zurückwies, wenn man bei den Beratungen über die Besteuerung des Volkes mit stark aufgetragenem Mitgefühl von der Steuer auf die Pfeife und das Licht des armen Mannes sprach, der doch ganz andere Lasten ruhig ertragen müsse. Es ist aber auch höchst bezeichnend, daß Bismarck, als er 1872 im Reichstag wieder mit scharfen Worten jene anstößigen Argumente bekämpfte und damit den Unwillen der Volksvertretung erregte, mit der Bemerkung einlenkte: solche Manöver gehörten in den Bereich der Heuchelei, „die man auf politischem Gebiete für erlaubt hält und sich und andern konzediert.“ Und mit taktischer Berechnung fügte er dieser Einräumung das weitere vielsagende Zugeständnis hinzu: „Sie sehen, meine Herren, ich nehme mich nicht aus. Ich mache unter Umständen auch davon Gebrauch“. Diese Äußerung des Kanzlers ist deswegen von großem Interesse, weil sie erkennen läßt, daß Bismarck rein menschlich geneigt war, alles Demagogentum zu verwerfen, daß er aber, zum politischen Bewußtsein gebracht, sich doch dazu verstand, es als im politischen Leben erlaubt anzuerkennen. Schon hier enthüllt sich die besondere Art Bismarckscher Sittlichkeit. Man darf die Frage aufwerfen, ob diese Stellungnahme in innerpolitischer Hinsicht nicht durch seine an der auswärtigen Politik erprobten Erfahrungssätze bestimmt war. Nicht ohne Grund wird Bismarck vorgeworfen, daß er die innere Politik manchmal mit den Mitteln der auswärtigen geführt habe, und man denkt dabei namentlich an den Kulturkampf. Trotzdem war ihm sicherlich im ganzen die reine und reizbare Moral eigen, die Treitschke für die innere Politik fordert.

Auch auf außerpolitischem Gebiet stand er zu der sonst herrschenden Praxis in starkem Gegensatz. Er sprach mit Abscheu von der heuchelnden Politik der Engländer, mit Verachtung von der Advokatendiplomatie der Franzosen. Er verurteilte die bisherige Feinspinnerei und empfahl die offene und ehrliche Politik als mehr erfolgversprechend. Mit besonderer Schärfe bekämpfte er den alten diplomatischen Grundsatz, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen: „Soll die Lüge, die jeden Stand schändet, einen der vornehmsten Stände schmücken und dessen Glieder zu Schuften erniedrigen?“ Und er erklärte einen jeden zu hassen, der ihn zur Lüge zwinge. Daß dieser Geist der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit nicht nur Bismarck eigen war, sondern in der ganzen deutschen Diplomatie waltete, das lehrt eine Rede, die Fürst Chlodwig Hohenlohe 1871 auf den ausgezeichneten Roggenbach hielt. Er feierte in diesem „den Diplomaten im wahren und guten Sinne des Wortes, der in dem Labyrinth der diplomatischen Intrigen nie den Faden verliere, und der es dadurch möglich gemacht habe, ein ehrlicher, ehrenhafter Mann zu bleiben und doch ein guter Diplomat zu sein“.

Das ist der Ausdruck deutscher Staatskunst, die im Geiste des Idealismus noch gefestigt worden war. Die hohe Auffassung von der Politik offenbart zugleich das Gesunde im deutschen Staatswesen, es spiegelt den Charakter des neuen Volksstaates wider. An seiner Spitze stehen wahrhaft sittliche Führer, die sich ihrer Verantwortung vor dem Volksganzen bewußt sind. Es spricht aus ihnen die ihrer Stellung in der Welt bewußte Großmacht, die es verschmäht, sich der kleinlichen und bedenklichen Mittel zu bedienen, mit denen der kleine, ausbreitungslüsterne Staat arbeitet, die andere große Völker sich nicht scheuen, in sittlicher Überheblichkeit oder in nationaler Hingabe an die Phrase anzuwenden; die Großmacht, deren Dasein in den sittlichen Anschauungen der alten Kulturwelt wurzelt und die noch nicht durch ein skrupelloses Herrendasein in kolonialen Gebieten bei unkultivierten Völkern verdorben ist.

Weder in dem überalterten Frankreich mit seinem auf die Phrase der Revanche aufgebauten Advokatenregiment, noch in dem ganz mit asiatischen Machtgelüsten sich erfüllenden England fand diese Staatskunst Nachfolge, geschweige denn in dem halbbarbarischen Rußland. Unaufrichtigkeit blieb das unentbehrliche Gebrauchsmittel der offiziellen und nichtoffiziellen Regierungen. Sie wurde zum hohlen Grundpfeiler einer unverantwortlichen Presse, die sich anmaßte Ausdruck der Volksmeinung zu sein.

Nur ein nichtdeutscher Staatsmann hat sich bewußt die hohe Auffassung der deutschen Staatskunst zu eigen gemacht. Francesco Crispi, der langjährige italienische Ministerpräsident und Träger einer ehrlichen Dreibundpolitik, hat einmal eine Rede mit den programmatischen Worten begonnen: „Ich werde gemäß den Regeln der modernen Diplomatie, welche die alten Künste der Täuschung und der Lüge verachtet, klar und aufrichtig sprechen.“ Demgemäß handelte er. Der sich zu dieser Politik der Wahrhaftig-

Digitized by Google

keit bekannte, war nicht der Italiener, sondern der gelehrige Schüler Bismarcks. Es bedarf nicht des Hinweises auf die politische Praxis Italiens in den Jahrzehnten des Dreibundes, nicht der Erinnerung an den schmählichen Treubruch, den Italien sich im Frühjahr 1915 zuschulden kommen ließ, um zu beweisen, daß jene Worte Crispis nicht dem italienischen Bereich entstammen. Kein anderer als Salandra, der als Ministerpräsident Italiens Abfall vollzog, hat das vor aller Welt dargetan. Als er auf die im österreichisch-ungarischen Rotbuch enthaltene Mitteilung des Botschafters Baron Macchio aufmerksam gemacht wurde, Sonnino, der auswärtige Minister, habe den König und Ministerrat über die laufenden Verhandlungen mit der Donaumonarchie falsch unterrichtet, gab er die bezeichnende Erklärung: „Er kenne Macchio genau und sei überzeugt, daß dieser niemals dergleichen gedacht haben könne. Seine Mentalität sei einer so feinen Perfidie nicht fähig. Sicher sei es ein Italiener gewesen, der ihm böswillig diese Erfindung in den Kopf gesetzt habe." Eine wertvolle Offenbarung. So urteilt der Italiener, der noch ganz in den politischen Anschauungen der Renaissance wurzelt, der im staatlichen Leben jedes Mittel für erlaubt hält und mit dem frivolen Schlagwort des sacro egoismo sich über die wahrhaft sittlichen Grundlagen staatlichen Daseins hinwegsetzt.

Von dieser geschichtlichen Betrachtung her gewinnen wir nun auch den rechten Standpunkt zu der politischen Handlung, die heute im Vordergrunde des Streites steht: zur Rede des Reichskanzlers vom 4. August 1914. Bethmann Hollweg hatte damals die Aufgabe, den Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien zu rechtfertigen. Er tat das, indem er aus der noch ungeklärten Situation heraus einräumte, daß Deutschland damit einen Bruch des Völkerrechts begehe, doch Not kenne kein Gebot. Der Schritt selbst ist, zumal im Hinblick auf die Belgien gleichzeitig gemachten Zusicherungen, über jede Erörterung erhaben. Wie aber verhält es sich mit seiner Begründung? Unter dem politischen Gesichtswinkel muß das schwerwiegende Wort sicherlich verurteilt werden, denn es hat unseren Gegnern Waffen in die Hand gegeben, die uns großen Schaden zugefügt haben und noch zufügen werden. Der Kanzler konnte die Worte anders wählen, ohne eigentlich unaufrichtig zu sein, und die böse politische Wirkung wäre umgangen. Bismarck, dessen Moralität elastischer war, hätte einen der politischen Lage entsprechenderen Ausweg gefunden. Im Gegensatz zu der aus der internationalen Politik erwachsenen Staatskunst des Reichsgründers läßt Bethmann Hollwegs Staatskunst erkennen, daß sie dem Boden der inneren Politik mit der „reizbaren" Moral entstammt und allzusehr auf die Mittel der vom Machtkampf ausgehenden Diplomatie verzichtet. Gerade deshalb aber muß man vom Standpunkt des Gelehrten und Forschers dem Verhalten des Kanzlers große Sympathie entgegenbringen. Es ist nicht nur eine Äußerung der Bethmann Hollwegschen Individualität, sondern auch eine solche des deutschen Nationalcharakters. Es offenbart die Schwäche unseres Vorzugs: in einem Augenblick, wo es um das sachlich Höchste geht, ganz wahr und aufrichtig zu sein. Mögen die Worte jener unvergeßlichen Reichstagssitzung in den bestehenden Verhältnissen wenig am Platze gewesen sein; in der späteren Betrachtung werden sie eine große und durchaus keine schlechte Rolle spielen, zumal auf dem Hintergrunde jenes Lugs und Trugs, der in der gleichen Zeit Deutschland umbrandete. Sie werden einstmals als der Ausdruck einer neuen, edleren Art von Politik angesehen werden, der wir sichtlich näher kommen, so langsam das gehen wird. Mit dem Siege, den uns das große Völkerringen bescheren wird, soll auch der Geist der Wahrhaftigkeit in der auswärtigen Politik zur Herrschaft gelangen und dem internationalen Zusammenleben das Gepräge eines größeren Vertrauens geben als es heute besteht. Es wäre unpolitisch, von uns aus einseitig diesen Weg zu erzwingen. Wir müssen mit dem Bestehenden rechnen und uns ihm anpassen. Aber zugleich wollen wir dahin wirken, daß sich die Umwelt uns anpaßt. Nur so nützen wir dem Fortschritt, ohne uns selbst zu schädigen.

In dem Bereiche aber, wo wir unter uns sind, wo wir nur Deutsche gegen Deutsche Stellung nehmen, können wir wohl schneller und bewußter die Fesseln einer uns von außen zugetragenen politischen Praxis abstreifen. Auch in unserm innerpolitischen Leben steht die Phrase, die der Unaufrichtigkeit und Heuchelei den Boden bereitet, hoch im Kurs. Viel beruht das darauf, daß Persönlichkeiten an ihm Anteil haben, die sich der Verantwortung ihrer Stellung nicht bewußt sind, weil sie nicht das Stahlbad langjähriger uneigennütziger Arbeit für den Staat durchgemacht haben, das unserem Beamtentum die große Überlegenheit sichert; weil sie, meist von sozialen Klasseninteressen beherrscht, die Meinung vertreten, daß der von ihnen verfolgte Zweck jedes Mittel heilige. Zumal in den Politikern, die auf dem Boden des modernen Parteikampfes erwachsen sind, lebt als ein äußerlich und künstlich gezüchtetes Produkt politischer Lehrmeierei die Anschauung, daß in der Politik alles erlaubt sei. Es würde eine wertvolle Frucht der Erkenntnis des Wesens aufrichtiger und unaufrichtiger Politik sein, wenn der innerpolitische Kampf sich mehr auf das gründete, dem er doch seinerseits dienen will: auf deutsche Art. Und diese steht der Wahrheit und Aufrichtigkeit sehr viel näher als der Unwahrheit und Unaufrichtigkeit.

Digitized by Google

Mitau im Jahre 1711. Im Vordergrunde das herzogliche Schloß

Das herzogliche Kurland

Von Dr. Valerian Tornius

Als im Jahre 1562 der livländische Ordensstaat aufgelöst wurde, da trennte sich das Schicksal Kurlands von dem seiner beiden Schwesterprovinzen und blieb über zwei Jahrhunderte lang getrennt. Kurland wurde ein Herzogtum unter polnischer Oberhoheit, das der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler zum Lehen erhielt. Der neuerrichtete Staat hatte jedoch von Anbeginn seines Bestehens sowohl mit äußeren wie mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen.

Für die äußeren war das Vasallenverhältnis Kurlands zu Polen die unmittelbare Voraussetzung. Alle politischen Streitigkeiten, die das polnische Königreich mit seinen Nachbarn ausfocht, zogen auch das Herzogtum in Mitleidenschaft. Mochte es noch so sehr von jeder Einmischung fernbleiben und einen neutralen Standpunkt behaupten wollen: es half nichts, die Gegner nahmen keine Rücksicht darauf. Dadurch geriet es oft in harte Bedrängnis, besonders in den schwedisch-polnischen Kriegen, die der Streit um den Besitz Livlands zwischen den beiden Mächten entfachte.

Doch mehr hatte das Herzogtum unter dem inneren Zwiespalt zu leiden. Von vornherein gab es hier einen schroffen Gegensatz zwischen dem Adel und der Krone, einen Gegensatz, der einerseits in dem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein der kurländischen Barone und andrerseits auf dem Mangel der notwendigen Achtung gegenüber der fürstlichen Autorität wurzelte. Niemals während des zweihundertfünfunddreißigjährigen Seins des kurländischen Herzogtums haben sich die adligen Gutsherren in völligem Einvernehmen mit der regierenden Gewalt befunden. Wie sie die Kriminalgerichtsbarkeit der Herzöge bestritten und in jeder eigenmächtigen Handlung derselben, zum Beispiel der Aufbietung des Roßdienstes ohne Zustimmung des Landtags, eine Verletzung ihrer Rechte erblickten, so weigerten sie sich, selbst von ihren Landsherren kniend die Lehen zu empfangen. Sie faßten dies als eine Herabwürdigung auf, gegen die ihre adelsstolze Gesinnung sich auflehnte. So ist das herzogliche Kurland immer eine Adelsoligarchie mit fürstlicher Spitze gewesen.

Das Stadthaus in Mitau

Man begreift, wenn man die Eigenart Kurlands berücksichtigt, daß die Herzöge es schwer hatten, die Ordnung in ihrem Reiche aufrechtzuerhalten. Das Gebiet besteht ja noch heute aus einem Mosaik von Edelhöfen, unter denen manche an Größe einem deutschen Fürstentum gleichen. In alter Zeit, da mit solchem umfangreichen Grundbesitz noch die Zugehörigkeit einer Schar von Leibeigenen verbunden war, mochte der glückliche Eigentümer sich leicht die Rolle eines Machthabers anmaßen, hatte er doch sogar die Be-

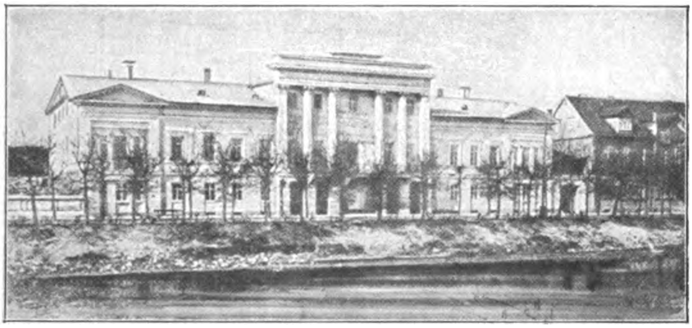
Blick auf das herzogliche Schloß in Mitau

fugnis, über Leben und Tod seiner Bauern zu entscheiden. Kein Wunder, wenn der Komtur von Doblen, Thies von der Recke, bei Errichtung des Herzogtums hartnäckig auf seiner Sonderstellung beharrte, diese mit Waffengewalt gegen die Ansprüche seiner Landesherren verteidigte und schließlich mit Unterstützung Polens durchsetzte, daß er nicht als Untertan des Herzogs, sondern als freier polnischer Lehensmann auf seinen Gütern wohnen bleiben durfte. Recke war zwar der einzige, der sich eines solchen Vorrechts öffentlich erfreute, aber außer ihm lebte noch eine ganze Anzahl kleiner eigenmächtiger Herrscher auf ihren Schlössern, die nur notgedrungen die Lehnslast trugen und in jedem Augenblick bereit schienen, sie von sich zu werfen.

Die sklavische Abhängigkeit, in welcher die Unfreien von den Landsassen lebten, verstärkte wesentlich das Herrenbewußtsein der adligen Gebieter. Es war das Verhältnis der Eroberer zu den Besiegten. Der lettische Bauer wußte, daß sein Wohl und Wehe von der Laune seines Brotherrn abhing. Als Wahrzeichen der unbeschränkten Gewalt, die er ausüben konnte, stand ja auf jedem Gutshof der Galgen. Doch täte man dem damaligen Geschlecht bitter unrecht, wenn man daraus schließen wollte, es hätte seine Machtbefugnis in grausamer Willkür mißbraucht. Die Todesstrafe wurde nur im äußersten Falle, und zwar für Verbrechen wie Mord und Zauberei angewandt. Bei leichteren Vergehen genügte die körperliche Züchtigung. Diese war dafür um so häufiger in Gebrauch. Aus welchem geringfügigen Anlaß sie zuweilen erfolgte — nicht nur im sechzehnten Jahrhundert, sondern in noch viel späterer Zeit — ersieht man aus den Aufzeichnungen der Elisa von der Recke. Sie erzählt, daß ihre Wärterin sie einmal beim

Der Hof des Schlosses in Mitau

Digitized by Google

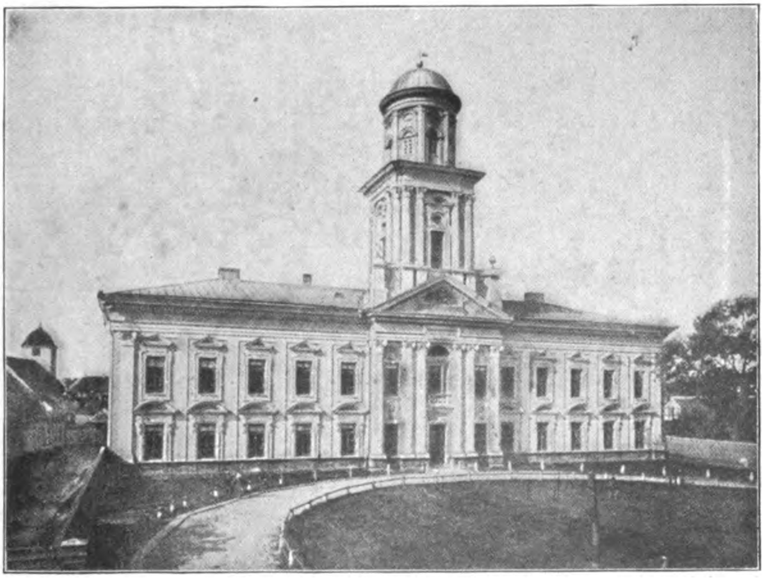


Das Ritterhaus in Mitau

Frisieren mit der Haarnadel verletzt hatte; für diese Unvorsichtigkeit erhielt die Schuldige zwanzig Rutenhiebe, welche die alte Starostin Korff, Elisas Großmutter, eigenhändig austeilte. Gewiß war das Los der in der Leibeigenschaft schmachtenden Bauern unendlich traurig. Aber wir dürfen nicht mit dem Maßstabe unserer Anschauung jene Verhältnisse messen. Die Bauern waren versorgt und brauchten für ihre Existenz nicht zu sorgen; ja, einige hatten es sogar nach den Berichten zeitgenössischer Chronisten zu einem ‚gewissen Wohlstand‚ gebracht. Freilich stand dieser Wohlstand Reichtum und Üppigkeit, die Balthasar Russow den Bauern andichtet und über die er sich sogar ereifert, nach unseren Begriffen wohl noch sehr fern. Hätten die Bauern es wirklich so schlimm gehabt, so würden sie nicht durch eine Abordnung den König Stephan Bathory, als er 1582 in Riga weilte und ernstliche Pläne zur Verbesserung ihres Loses erwog, kniefällig gebeten haben, er möge alles beim alten lassen. „Dessen der König lachen mußte, daß sie über ihren barbarischen bösen Gebräuchen steifer hielten, als die Rigischen über ihren wohlhergebrachten Freiheiten, und hat die bei ihren alten Diensten und Strafen, weil sie darum gebeten, bleiben lassen."

Das Leben der kurländischen Edelleute auf ihren Gütern hatte in der ersten herzoglichen Zeit ein völlig patriarchalisches Gepräge. Seinen Wohnsitz verließ man nur, um zum Landtag nach Mitau zu reisen oder einen Nachbarn zu besuchen. Dann nutzte man aber auch die Gelegenheit weidlich aus, blieb tagelang zusammen und genoß seinen Aufenthalt in ausgiebigster Weise. Gastlichkeit war von jeher ein Grundzug baltischen Wesens. Nicht nur der Einheimische, auch der Fremde konnte sie in reichem Maße an sich erfahren. Kam ein Wanderer aus Deutschland und wußte er gar Kunde über wichtige Weltereignisse zu geben und durch allerlei übermütige Schnurren und Schwänke am Kaminfeuer die langen Abendstunden zu kürzen, so durfte er sicher sein, daß er die beste Aufnahme fand und daß der Hausherr ihn nicht so bald weiterziehen ließ. Aber ehe der Fremdling Abschied nahm, mußte er sich noch einen guten Rausch antrinken. Der Gastgeber würde es ihm übel genommen haben, wenn er es nicht getan hätte. Ein fröhliches Gelage gehörte nun einmal zu den Erfordernissen der alten kurländischen Geselligkeit, war doch schon während der Ordenszeit die Zechlust so verbreitet gewesen, daß sie Anlaß zu manchem Spottgedicht gegeben hatte. So heißt es in einem von ihnen:

„Und wer wohl saufen und fluchen kann,
Den thun sie höchlich preisen;



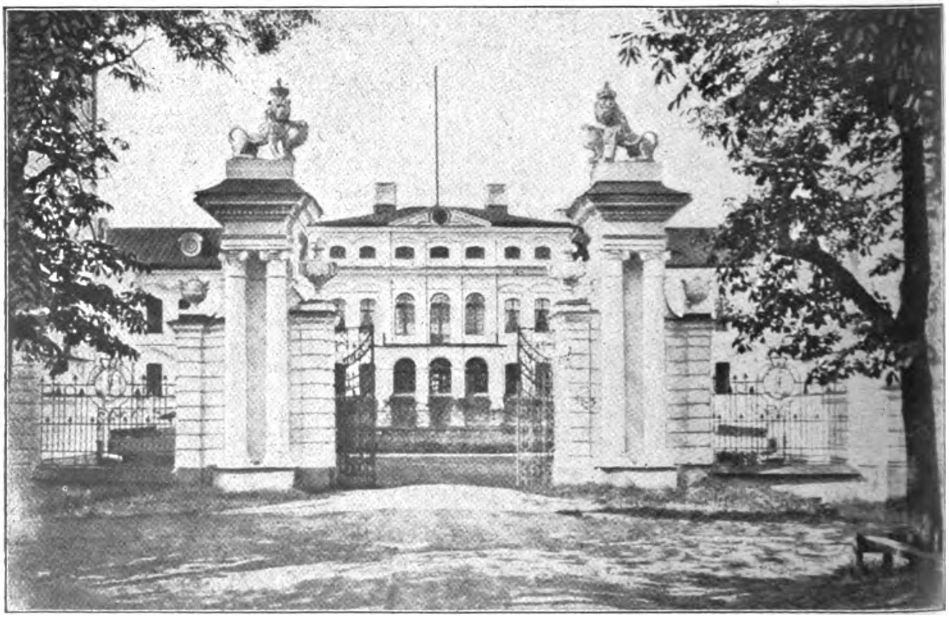
Das Gymnasium Illustre in Mitau

Herzog Jakob von Kurland (1642—1682)

Luise Charlotte, Gemahlin des Herzogs Jakob von Kurland, Schwester des Großen Kurfürsten

Ihres Ordens Oberster muß er sein, Sie halten ihn für ein Meister."

Will man ein anschauliches Bild von der Geselligkeit des damaligen kurländischen Adels gewinnen, so braucht man ihn nur bei irgendeiner Familienfestlichkeit, zum Beispiel einer Hochzeit, zu belauschen. Ein solches Ereignis pflegte stets mit großem Aufwand gefeiert zu werden. Wochenlang währten allein die Vorbereitungen, ganz abgesehen von der Zeit, welche die Anfertigung der Aussteuer beanspruchte, die ein vorsorgliches Elternpaar natürlich recht reichhaltig bemaß. Da wurden das Wohnhaus und die Stallungen instand gesetzt, die Räumlichkeiten für die zahlreichen Gäste hergerichtet, die Vorräte der Brauerei durchgemustert, das Backhaus mit den nötigen Mehlgattungen versehen und die erforderlichen Speisewaren zu einer „ehrlichen Köstung" beschafft. Freund und Nachbar mußten dabei behilflich sein. Der eine stellte seinen Maurer, damit er die Schäden in Küche und Keller ausbessere, ein anderer veranstaltete eine Jagd und versorgte die Tafel mit Wildbret, ein dritter lieh Armleuchter und Trinkbecher, ein vierter schickte die goldene Krone, die der Braut aufs Haupt gesetzt werden sollte. Und auch nach Riga wurde ein Vertrauensmann gesandt, der in dem Warenhaus von Laurenz Timmermann Leinwand, Samt, ein Tönnchen gesalzene Walnüsse, Ingwer, Zucker, Kaneel, Rotwein und dergleichen einkaufte. War nun der schwierigste Teil der Vorbereitungen



Schloß Ruhenthal, von Herzog Ernst Johann Biron erbaut

Digitized by Google

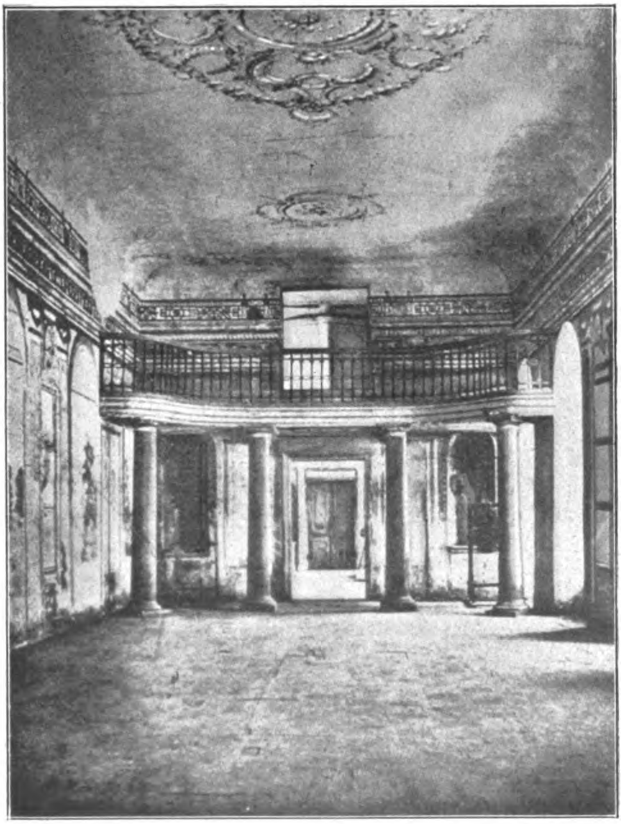
Herzog Ernst Johann Biron
(1737—1769)

Benigna geb. von Trotha, Gemahlin des Herzogs Ernst Johann Biron

daß er die Neutralität erklärte. Aber die Parteien wußten seine Haltung nicht zu schätzen. „Die Pohlen sagen", schrieb seine Gattin Luise Charlotte an ihren Bruder, den Großen Kurfürsten, „wir sein zu Schwedisch, diese, wir sein gantz polnisch und wir sein nur für Uns selbst. Aber Undank ist bei der Neutralité das Ende." Schließlich — es war im Jahre 1658 — brachen die Schweden die Neutralität. Der schwedische Feldherr Duglas bemächtigte sich durch Hinterlist der kurländischen Residenz Mitau und nahm den Herzog und seine Familie gefangen.

Nie ist Kurland so verwüstet worden wie damals, da die Schweden das Herzogtum an sich zu reißen trachteten. Handel und Industrie hörten auf, die Flotte verfiel, und die überseeischen Kolonien gingen verloren. In jener Zeit geschah es zum erstenmal, daß brandenburgische Truppen in Kurland einrückten. Es waren die Regimenter Schöneich und Polentz. Siegreich drangen sie vor, nahmen den Schweden, die mittlerweile ganz Kurland besetzt hatten, eine Stadt nach der andern ab, bis sie am 1. November 1659 gemeinsam mit den Polen Mitau zurückeroberten. Herzog Jakob schmachtete während dieser Ereignisse samt seiner Familie als Gefangener anfangs in Riga, dann in der Festung Iwangorod. Erst der Friede zu Oliva im nächstfolgenden Jahre setzte ihn wieder in Besitz seines Landes, das er verwüstet und verödet vorfand. Die Schlösser lagen alle in Trümmern; wo die Mauern noch ragten, da fehlten Türen, Fenster und Möbel, und alle Kostbarkeiten waren geraubt. Die herzogliche Familie hatte kaum das Notwendigste zu ihrer Existenz. „Wir haben silber Wollen versetzen," schreibt die Herzogin, „kauffen Wil es jeder aber keiner Wil gelt drauf geben."

Stadt und Land litten unsäglich. Was die Schweden verschont hatten, wurde von den Polen und Litauen zerstört oder geraubt. Plündernde Banden zogen im Lande umher und brandschatzten die Güter. Zu allem



Der Hauptsaal des Schlosses Würzau

Ungemach gesellte sich noch die Pest, die mehr als ein Drittel der Bevölkerung vernichtete. Ein Bild trostlosen Jammers, so stellt sich uns das damalige Kurland dar.

Im Jahre 1737, nach dem Ableben Ferdinands, des letzten Herzogs aus dem Hause Kettler, bestieg Ernst Johann von Bühren (Biron) durch Fürsprache der Zarin Anna den kurländischen Thron. Er konnte sich jedoch nur kurze Zeit seiner Herrscherwürde freuen; denn aus seiner Stellung als Regent des russischen Reiches nach dem Tode seiner Beschützerin durch deren Nachfolgerin Elisabeth im Jahre 1740 verdrängt, mußte er mit seiner Familie in die Verbannung gehen. Erst zweiundzwanzig Jahre später unter Katharina II. erfolgte seine Wiedereinsetzung. Da aber sein Vorgänger Karl, ein Sohn August III., sich während seiner etwa vierjährigen Regierung eine nicht unbeträchtliche Anhängerschaft erworben hatte, so stieß Ernst Johann in seinem Lande auf ernste Schwierigkeiten, die er schließlich dadurch zu überwinden hoffte, daß er zugunsten seines Sohnes Peter abdankte. Auch der neue Herzog lebte keineswegs in Frieden mit der Ritterschaft und verschärfte durch seine übertriebene Halsstarrigkeit gegenüber den Ständen noch den Gegensatz zwischen sich und den Unzufriedenen. Es war darum kaum verwunderlich, daß sich der Adel bei der letzten im Jahre 1795 vorgenommenen Teilung Polens über den Kopf des Herzogs hinweg für einen Anschluß an Rußland entschied. Peter blieb nichts anderes übrig, als die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen und seinen Wohnsitz nach dem von ihm bereits früher erworbenen Herzogtum Sagan in Schlesien zu verlegen.

Das ehemalige herzogliche Schloß Swethof bei Mitau

Das 18. Jahrhundert zeigt uns die kulturellen Zustände Kurlands in einem ganz andern Lichte. Der Adel spielt freilich auch jetzt die maßgebende Rolle, aber er steht nicht mehr im Banne des Patriarchalischen, sondern folgt in seiner Lebensweise ganz dem europäischen Zeitgeschmack. Es gibt wohl noch einzelne, die in der älteren Anschauung befangen sind und ein derbes Zechgelage allen galanten Unterhaltungen vorziehen. Im allgemeinen herrscht jedoch ein weltmännischer Ton. Während die jungen kurländischen Edelleute bisher kaum über die Grenzen ihrer Heimat hinausgekommen waren, reisten sie jetzt häufig ins Ausland, besuchten Universitäten, gingen durch die Schule der großen Welt und kehrten als vollendete Kavaliere wieder heim. Natürlich mußte sich unter solchen Umständen das gesellschaftliche Leben in Kurland von Grund aus ändern. Fast jeder Edelhof pflegte eine großzügige Geselligkeit. Man hielt sich bis zu einem Dutzend Lakaien, Sängerchöre, ein kleines Orchester, einen Haushofmeister, veranstaltete im Schloß Theateraufführungen, zu denen man die ganze Nachbarschaft aus näherer und weiterer Umgebung einlud, und umrankte sein ganzes Dasein mit einem bunten Kranz gesellschaftlicher Vergnügungen. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn

Digitized by Google

Die letzte Herzogin von Kurland
Dorothea geb. Reichsgräfin von Medem

Herzog Peter, Kurlands letzter Herzog
(1769—1795)

Elisa von der Recke in ihren Aufzeichnungen sagt, daß ihr ganzes Leben nur eine Kette gesellschaftlicher Freuden gewesen sei und daß die Wissenschaft, zu der man sie erzogen hätte, darin bestanden habe, die Anwesenden mit Bescheidenheit zu unterhalten.

Was die Edelhöfe im kleinen boten, fand man in Mitau im großen Maßstab. Kurlands Hauptstadt trug während der Regierungszeit der Bührens ganz das Gepräge einer fürstlichen Residenz. Vor allem lebte man auf großem Fuß während der Wintermonate. Dann pflegte der Adel längere Zeit hier zu verweilen und an den geselligen Freuden des Hofes Anteil zu nehmen. Elisa von der Recke mußte sogar ihrem Gatten im Auftrage ihrer Eltern, bevor sie ihm versprochen wurde, die Versicherung abnehmen, daß er alle Winter mit ihr in Mitau leben und haushalten werde. Die einzelnen Häuser wetteiferten in Mitau miteinander, Sammelplätze interessanter Menschen zu sein. So sehr der kurländische Adel auf seine Vorrechte und Freiheiten hielt, so ehrte er doch den Literatenstand, das heißt die Studierten und alle Personen von Talent und Geist, und gab ihnen im geselligen Verkehr den Vorzug. Das Programm der geselligen Freuden wechselte ab zwischen Schlittenfahrten und Bällen; Musik und Spiele ergötzten die Jugend, während die Mütter am L'Hombretisch saßen, und die Väter über Landesangelegenheiten beratschlagten.

Geräuschvoller und aufwandreicher waren die Feste bei Hofe in den weitläufigen Räumen des von dem Grafen Bartolomeo Rastrelli erbauten Schlosses. Beide Bührens, Vater und Sohn, waren ganz in der Geschmacksrichtung des Rokoko befangen und suchten an eleganter und prunkhafter Ausgestaltung ihrer Residenz anderen Fürsten nicht nachzustehen. Lebensfreude und arkadische Heiterkeit wohnten auch in den kleinen Lustschlössern, die in jenen Jahren in Mitaus Umgebung entstanden und unter denen Ruhenthal, Swethof und das Petersschloß zu Würzau wohl die schönsten sind. Im Petersschloß pflegte Anna Dorothea, die letzte Herzogin von Kurland, besonders gern zu weilen. Leider haben diese Bauwerke am meisten in der Folgezeit gelitten. Von der Pracht der inneren Räume vermag man sich heute schwer eine Vorstellung zu machen. Die Melancholie des sterbenden Rokoko liegt über diesen Baulichkeiten mit ihren verwilderten Laubengängen. Sie sind das einzige Vermächtnis, welches das herzogliche Kurland der Nachwelt hinterlassen hat.

Elisa von der Recke,
die Schwester der Herzogin Dorothea

Der Gefreite. Von Friedrich Freksa

Der Gefreite stand Posten.

Einer tiefen, weißlichen Wundnarbe gleich schnitt das Grabenstück seiner Kompagnie, der dritten des Regiments, in die graugrüne Erde der Waldblöße ein.

Draußen rührte sich nichts.

Den Feind, der hundertfünfzig Meter gegenüber im Waldgestrüpp lag, sah er durch den Schlitz seiner Stahlblende nur als einen langhingestreckten bräunlichen Schutthaufen.

Wie graue, seltsam verschlungene Gewächse zogen sich die Stacheldrähte des Verhaus zwischen knorrigen Astpfählen nach kreuz und quer und störten den klaren Ausblick. Ein paar Tuchfetzen, die der Wind als Lumpenfähnchen wehen ließ, verengerten noch das Gesichtsfeld, wenn sie sich nach oben richteten.

Aber der Gefreite, der seit acht Monaten mit seiner Kompagnie in seinem Graben lag, kannte all diese kleinen Anzeichen der vor ihm liegenden Fläche genau. So leicht konnte ihm nichts entgehen. Da in den Drähten vor ihm die drei länglichen, weißen, borkenähnlichen Stümpfe waren die Körper der französischen Handgranatenwerfer, die eines Tages in der Dämmerung auf fünfzehn Meter herangeschlichen waren. Drüben an dem entlaubten Eichenbusch im französischen Draht war ein grauer Haufen sichtbar. Wer genauer hinsah, konnte zur Not ein Paar braune Ledergamaschen erkennen. Da lag nun seit zwei Monaten die Leiche des Leutnants Reuter, des besten Patrouillengängers seines Regiments. Er war der Zugführer des Gefreiten gewesen und hatte den in sich gekehrten Mann mit besonderer Güte behandelt. Noch immer konnte dieser nicht begreifen, daß das da drüben alles sein sollte, was von dem Leutnant, an dessen Einsicht und Mut er blind geglaubt hatte, übriggeblieben war.

In dem knochigen, hageren Gesicht des Gefreiten mit den weit offenen, wässerigen Augen und den fahlroten, strähnigen Haaren über dem gewölbten Kopfe hätte kein Mensch die Spur einer Nachdenklichkeit oder einer Erregung erblicken können. Es war, wie wenn die allzu straff gespannten Muskeln und die fest zusammengepreßten Lippen keine Gedanken zulassen wollten.

Dennoch hörte er jedes Wort, das zwischen zwei Soldaten gewechselt wurde, die unweit von ihm mit Hammer und Meißel einen schiefen Gang in den Boden trieben, ein Fuchsloch, in das sich die Leute zu zweien oder auch zu dreien bergen sollten, wenn feindliches Feuer sich auf die Verschanzung legte.

„... Fritze wird wohl nicht davonkommen," hat der Sanitätsunteroffizier gesagt." ...

„... So!" ...

„... Sie haben ihn gar nicht mehr vom Verbandplatz wegtransportiert! Aber heute morgen lebte er noch." ...

... „So!" ...

„Der dicke Stabsarzt hat gesagt, er hat einen Bauchschuß und noch einen Splitter im Kopf."

„So!"

Jetzt hörte der Gefreite, wie etwas den Gang entlang kam. Es mußten mehrere Leute sein. Er vernahm eine tiefe, freundliche Stimme, die sagte: „Guten Morgen, Leute!"

Die beiden Soldaten hinter ihm antworteten: „Guten Morgen, Herr Major!"

„Was gibt der Boden her?"

Die hellere Soldatenstimme sagte: „Wenn der Kalkstein naß ist, Herr Major, dann geht's besser, aber dann sind wir im Dreck. Und wenn er trocken ist, dann geht's überhaupt nicht."

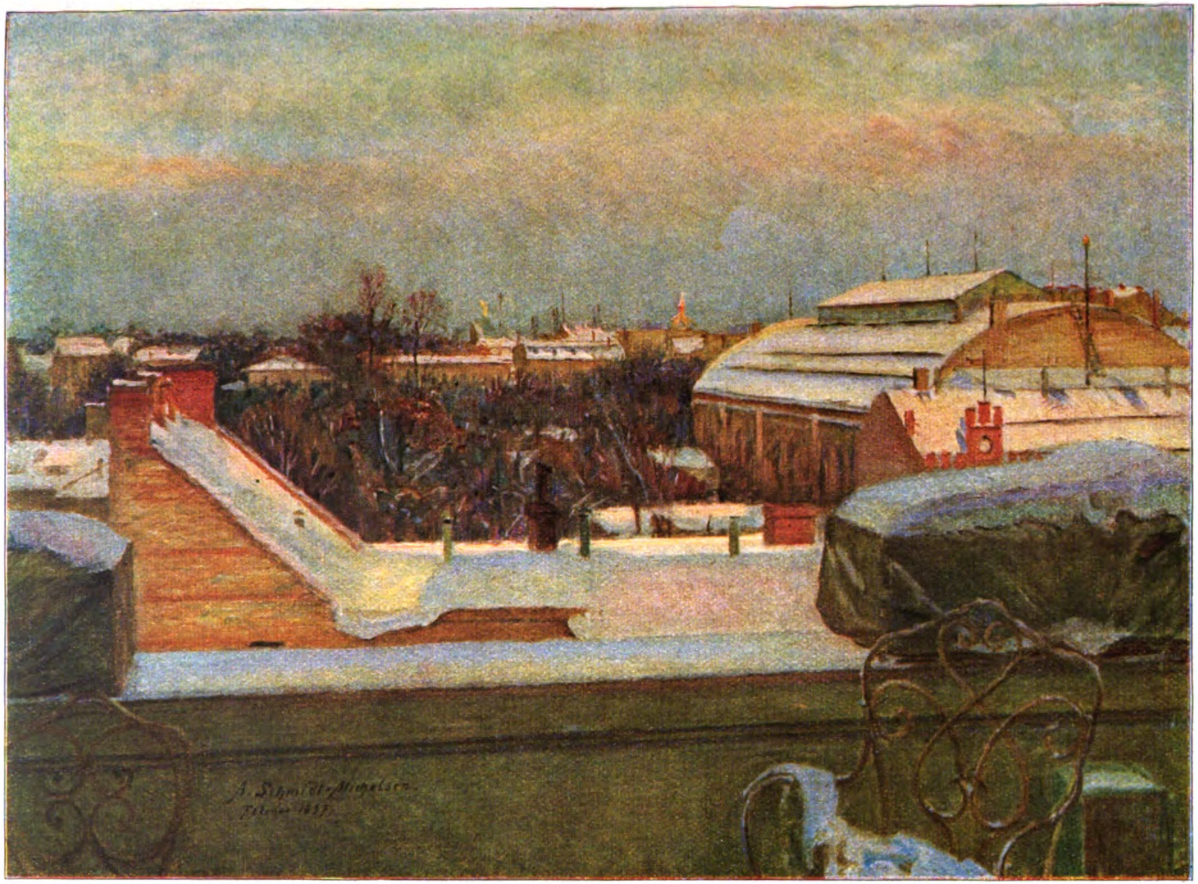
„Nur rüstig, rüstig," ermunterte die Stimme des Majors. „Es ist ja um euer selbst willen, ihr wißt ja, wenn ihr tief ins Fuchsloch schliefen könnt, so seid ihr ziemlich sicher."

„Zu Befehl, Herr Major," antworteten die beiden Soldaten.

„Das Essen habt ihr gestern wohl erst ziemlich spät fassen können?"

„Zu Befehl, Herr Major, um neun Uhr abends."

Digitized by Google



Ausblick aus dem Atelier. Gemälde von Alex. Schmidt-Michelsen
Im Besitz des Kaiser Friedrich-Museums zu Magdeburg

Digitized by Google

Digitized by Google

„Aber Ihr hattet doch etwas bei euch?"

„Zu Befehl, Herr Major, Wurst und Brot und kalten Kaffee."

„Hm," sagte der Major, „Herr Oberleutnant, wir müssen unbedingt Sorge tragen, daß auch bei einem Sperrfeuer die Mannschaft immer Gelegenheit hat, wenigstens den Kaffee zu wärmen. Es sind bei den Wärmeöfen Versuche zu machen, ob nicht kleinere Kessel heiß zu halten sind . . . Guten Morgen, Kameraden!"

„Guten Morgen, Herr Major!"

Jetzt kamen die Schritte ganz nahe an den Gefreiten heran. Eine Hand klopfte ihm auf die Schulter, und die freundliche Stimme fragte: „Nichts Neues, Posten?"

„Nichts Neues, Herr Major," antwortete der Gefreite.

Eine breite Gestalt drängte sich zu ihm heran, schob ihn zurück und ein grauhaariger Kopf lugte durch den Sehschlitz.

„Mein Gott," sagte der Major, „da liegt ja noch immer der Leutnant draußen. Ist denn da nichts geschehen, Gefreiter?"

„Zu Befehl, Herr Major, es sind mehrere Versuche gemacht worden, ihn zurückzuholen."

„Wenn ein tüchtiger Kerl sich hinschliche, ihn auf eine Zeltbahn zusammenpackte und einen langen Strick daranbände, dann müßte es doch wohl möglich sein ihn langsam herüberzuziehen . . . Was?"

„Herr Major, ich selbst habe es dreimal versucht, es geht nicht."

„Ihre Meinung, Herr Oberleutnant?" fragte der Major.

„Der Mann hat recht, es geht nicht, Herr Major. Wenn man über die Erdnarbe da drüben herauskommt, erhält man Feuer. Ein Granattrichter, in dem man Deckung suchen könnte, ist nicht vorhanden. Mir ist es gerade darum zu tun gewesen, diese Leiche zu bergen, denn ich habe nun schon zwei Briefe von der Witwe bekommen, in denen sie mich bittet, ihr wenigstens eine Photographie von dem Grabe ihres Gatten zu schicken."

„Gehen wir weiter," sagte der Major. Und er grüßte den Gefreiten.

Die Schritte verloren sich im Graben.

Der Gefreite dachte an die Frau des Leutnants. Sie war die Tochter des Schuldirektors der kleinen märkischen Stadt, aus der auch er stammte. Seine Mutter hatte die Gartenarbeiten bei dem Direktor versehen, und als er ein neunjähriger Junge war, hatte er ihr dabei geholfen. Das junge, blonde Fräulein war manchmal in einem weißen Kleid durch den Garten gegangen und hatte einen blauen Sonnenschirm getragen. Zweimal hatte sie ihm Äpfel geschenkt, und als sie den jungen Oberlehrer heiratete, hatte er sie zur Kirche gehen sehen. Bald danach war seine Mutter gestorben, und er war ins Waisenhaus gekommen. Die Erinnerung an diesen alten Obstgarten hinter dem rosenumsponnenen, kleinen Direktorhaus war ihm geblieben. Er sah in diesem Garten nur zwei Gestalten, die knochige, hagere seiner Mutter mit den spärlichen, gescheitelten Haaren über dem vergrämten Gesicht und die leichte weiße des blonden Mädchens mit dem blauen Schirm. Und es duftete nach Äpfeln, Thymian, Petersilie und allen guten Würzen. Sonne lag über den grünen Flächen des Gartens, glänzend und heiß. Von der grauen Steinwand des Hauses her klang aus der Dachtraufe das Gurren der Tauben.

Aber wie bald danach hatte dann für ihn das Gefängnis begonnen. Zuerst das Gefängnis im Waisenhaus und danach das Gefängnis des Lebens. Er war zu einem bösartigen Schreinermeister in die Lehre gekommen, der nach außenhin Demut bezeigte, um zu billigen Arbeitskräften zu gelangen. Schonungslos aber nützte er die jungen Burschen aus, die ihm der Waisenrat überwies. Nur dumpf war er sich dessen bewußt geworden.

Bei den anderen Gesellen galt er als Duckmäuser und wurde daher von ihnen mißhandelt und getreten. Aber er besaß ein stilles Herz, das vieles zu ertragen vermochte. So war er selbst gemach zu einem tüchtigen Gesellen herangewachsen.

Da brach der Krieg aus. Er wurde eingezogen und nach dreimonatiger Ausbildung mit einem neuen Regiment ins Feld hinausgeschickt. Seine Eigenschaften befähigten ihn zu einem guten Soldaten. Eher als mancher ältere Mann wurde er zum Gefreiten befördert. Zum erstenmal in seinem Leben gewann er sich Zuneigung, denn es gab keinen in dem ganzen Zuge,

Digitized by Google

der dem stillen, verläßlichen Menschen nicht sein Vertrauen geschenkt hatte. Darum wurde er mit einer Liebe behandelt, die ihn immer wieder in Erstaunen setzte, da sie ihm ungewohnt war.

Während für die anderen der Krieg Entsagung bedeutete, lieh er ihm eine Fülle des Guten und Neuen.

Weil er die Kompagnie liebte, empfand er stärker als die anderen den Schmerz über das, was verloren ging. Mann für Mann von den Kameraden, die ihm ans Herz gewachsen waren, wurden hinweggerafft. Er kannte beinahe das Leben jedes einzelnen bis ins Kleinste, denn geduldig hatte er zugehört, wenn sie ihm von ihren Eltern, von ihren Frauen, von ihren Bräuten, von ihren Kindern und Geschäften erzählten. Durch sie erst hatte er erfahren, daß das Leben viel Schönes für den Menschen bergen kann. Nun aber waren so viele schon gefallen oder verwundet. Neue Gesichter hatten die alten ersetzt. Aber auch diese schwanden wieder dahin in den verrinnenden Monaten.

Keiner in der ganzen Kompagnie fühlte so tief das Ungeheure dieses Krieges wie dieses Waisenkind, das kein Band an die Heimat fesselte.

Der Gefreite fuhr leicht zusammen. Eine Detonation ließ ihn auflauschen ... Er sah in der Luft ein schwarzes Etwas wie eine wippende Wurst ... und schon schrie er mit aller Gewalt seiner Stimme: „Achtung, Mine! Mine!“

„Mine! Mine!“ flog es warnend im Graben von Mund zu Mund. Werkzeuge wurden fortgeworfen, und außer dem Posten versuchten alle mit dachsartiger Geschwindigkeit in den schiefen, in den Boden getriebenen Gang zu rutschen oder sich in der Höhlung der Felsblöcke zu bergen. Und dann begann es zu krachen mit so übermenschlicher Gewalt, daß der Ton vom Ohre des einzelnen nicht mehr vernommen wurde. Jeder schien von plötzlicher Taubheit befallen. Und die Luft ward dunkel vom Staub, Steine knirschten und zersplitterten ... Das Fleisch der Erde zuckte, als wäre sie von einer riesigen Geißel getroffen. Große Massen schoben sich ineinander, brechender Stahl schrie gepeinigt auf, und durch die Luft summte es heran, als wären Hornissen in böser Erregung.

Tschim bum, tschim bum, klang es danach drei-, viermal von nahe gestelltem Geschütz, denn der Franzose suchte die im Gange noch Flüchtenden zu vernichten.

Mehrere Minuten lang lag der Gang wie erstorben da. Dann schob sich ein Kopf nach dem andern vorsichtig spähend aus den Erdlöchern. Blaß waren alle diese Menschen und hatten überwache Augen und zuckende Hände.

„Wo war sie hingegangen, die Mine? ... Was hatte sie gefressen?“

Der Grabenoffizier kam im Laufschritt dahergestürmt. An der vorspringenden Ecke sah er den Gang dort, wo der Gefreite gestanden hatte, verschüttet. Er rief laut: „Posten, Posten!“

Keine Antwort.

Sofort bestimmte er einen Mann, der die Wache zu übernehmen hatte. Dann begann er die Wirkung der Mine zu untersuchen. Erde in der Mächtigkeit von zwei großen Zimmern war verschoben, der Gang auf zehn Meter verschüttet. Zerschlagene Gewehrläufe lagen am Boden, eiserne Spatenblätter waren zerrissen wie Papier. Betonbekleidung lag zu Mehlstaub zermahlen da.

„Hat es Fetzen gegeben?“ fragte der Offizier.

Einer der Leute wies stumm in eine flache Höhlung, wo ein Stiefel lag.

„Posten suchen!“ rief er hart und laut über das verschüttete Stück hin in das andere Grabenende hinüber, und er lief selbst eilig durch den Laufgraben, um auf diesem Umweg schnell zur anderen Seite zu kommen.

Die Brustwehr, an der der Gefreite gestanden hatte, war eingedrückt. Nur die Stahlblende hatte standgehalten. Der Offizier musterte den Trümmerhaufen mit dem sicheren, scharfen Blick des Vielerfahrenen und deutete auf eine Stelle, die durch Büschel grünen Grases gekennzeichnet war. Da packten die nächststehenden Infanteristen zu. Mit den Händen, mit den Kochgeschirren, mit jedem harten Gegenstande, der ihnen erreichbar war, begannen sie die Erde aufzuwühlen. Bald kam ein Stück Rock zum Vorschein. Sie griffen nun weiter nach oben, wo ihrer Berechnung nach der Kopf des Verschütteten liegen mußte und in kürzester

Frist hatten sie den Körper des Mannes bloßgelegt. Nicht menschlich erschien er, sondern eher als eine aus Staub und Schmutz geformte plumpe Puppe. Einer der Soldaten warf sich über ihn und horchte am Herzen. Er schüttelte den Kopf.

„Zeltbahnen!" schrie der Offizier.

Das braune Zeug, das von Hand zu Hand geworfen wurde, konnte in einer knappen halben Minute am Boden ausgebreitet werden. Sie betteten den Körper darauf, schlugen ihn ein und trugen ihn zur Verbandstelle.

⌘ ⌘ ⌘

Der kleine, kurzsichtige Assistenzarzt betastete den Körper des Gefreiten bei dem Schein einer Petroleumlampe im Unterstand. „Gebrochen ist nichts," sagte er. Ein Sanitätsunteroffizier reinigte Nase und Mund des lang hingestreckten Mannes von eingedrungenem Staub.

„Künstliche Atmung!" befahl der Arzt.

Zwei Sanitätssoldaten traten an. Der Schlauch eines Sauerstoffapparates wurde durch den Unteroffizier in den Mund des Mannes eingeführt, und die rhythmischen Bewegungen begannen. Der Arzt legte noch eine Kaltwasserkompresse auf den Kopf des Patienten und beobachtete. Fast dreiviertel Stunden arbeiteten die Soldaten angestrengt. Dann konnte man Herztöne wahrnehmen. Die natürliche Atmung setzte ein. Endlich öffneten sich auch die Augen, aber sie rollten leer und stumpf im Kreise herum und schlossen sich wieder. Tee und Zucker ward dem Manne eingeflößt, dann erhielt er noch einen kleinen Schluck Kognak. Der Körper wurde hierauf in eine Kamelhaardecke eingepackt und von zwei Mann durch einen langen Laufgraben zum Krankenautomobilplatz fortgetragen.

Der Chauffeur drehte an. Der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr vorsichtig durch den zähen Schlick des Weges talab . . .

In einem friedsamen Grunde unter dem rötlichen Herbstlaub eines Eichenwaldes lagen die sauberen Baracken der Sanitätskompagnie. Der runde, behagliche, schwarzbärtige Stabsarzt nahm den Körper des Gefreiten in Empfang und stellte nach genauester Untersuchung fest, daß der Mann nur unter den Nachwirkungen der gewaltigen Erschütterung leide.

Der Gefreite wußte nicht, was mit ihm vorgenommen wurde. Im Halbschlaf befiel seinen Körper ein dumpfes Wohlgefühl, als er im lauen Bade gewaschen wurde. Dann wurde er in eine saubere, eiserne Bettstatt gelegt und sank in einen tiefen Schlaf. Erst am folgenden Tage, als der Stabsarzt schon seinen Besuch in der Baracke machte, wachte er auf.

„Gut geschlafen, Söhnchen!" sagte der behagliche Herr anerkennend in tiefstem Baßton, während er den Puls fühlte. „Nun, diesmal ist es ja noch gnädig mit uns abgelaufen! Aber nun sage einmal, hast du Kopfschmerzen? Ist dir übel?"

„Nein, Herr Stabsarzt," antwortete der Gefreite und versuchte im Bett militärische Haltung anzunehmen.

„Na, dann sei nur recht brav. Schlafe tüchtig, das ist jetzt dein dienstlicher Auftrag. Und dann wollen wir dich erst einmal tüchtig herausfuttern, denn viel Speck habt ihr da oben nicht ansetzen können."

Erst jetzt kam dem Gefreiten zum Bewußtsein, daß sich in demselben Raum noch andere Menschen befanden, Menschen, die litten oder schliefen . . . Aber schon überfiel ihn wieder bleierne Müdigkeit. Im Halbschlaf hörte er noch, wie der eine leise jammerte. Auch vernahm er noch etwas von Knochensplitter, Oberschenkelbruch, Operation . . .

Es war Nacht, als er von einem Gerassel heiserer Worte erwachte, die neben ihm aus dem Dunkel abschnarrten, als ob eine Maschine redete. Diese Worte erfüllten ihn mit unbestimmter Angst. Er wußte nicht, wo er sich befand. Mit seinen Gedanken und Instinkten war er noch draußen in den feuchten Erdlöchern an der Front. Es verwirrte ihn, als er die weiche Decke über sich und die Leintücher betastete. Aber dann wurde er ganz wach und sah nun oben in der Wand vor sich vier schmale blasse Scheiben, hell erleuchtet durch ein schwaches Mondlicht, in dem die schwarzen Flecke der Schatten auf- und niederschwingender Blätter und Zweige schwammen. Da richtete er sich im Bett auf und suchte den Raum zur Rechten und zur Linken zu durchdringen. Links schliefen scheinbar zwei Menschen tief und fest.

Zur Rechten aber drangen vom Nachbarbett unaufhörlich heisere Worte, deren Bedeutung er jetzt erst erfaßte: „Was soll ich denn nur anfangen ohne meine Hand? Was kann man ohne die rechte Hand tun? Glaubt ihr, daß ich Arbeit finde? Ich brauche aber Arbeit. Ich bin ein ordentlicher Mann. Was soll aus meiner Frau, aus meinen Kindern werden? Meine Kinder sollen etwas Ordentliches lernen... Was soll ich mit dem Stumpen anfangen? Was soll aus meiner Frau werden? Was glaubt ihr, werde ich für die Hand bekommen? Was kann ein Graveur ohne rechte Hand denn anfangen? Nie mehr werde ich gravieren können!" ...

Eine tiefe Stimme zur Linken fragte grollend: „Was ist denn das wieder für ein Krach?"

„Kamerad, halt doch Ruhe!" sagte die tiefe Stimme. Aufgeregt aber rief ein anderer: „Wo steckt denn der Wärter, der schläft wohl schon wieder?"

Im Nebenraum wurde es lebendig. Stimmen wurden laut. Eine hohe Eunuchenstimme suchte zu beruhigen. Dann tat sich die Tür auf und ein langer, schwerfälliger Mann kam hereingetappt mit einer Taschenlaterne in der Hand. Noch immer ergoß sich der erregte Wortschwall des Verstümmelten in den Raum. Das Licht, das sich nun auf ihn richtete, brachte ihn einen Augenblick zum Schweigen. Wie ein Raubtier kniff er die Augen zusammen.

Und er versuchte sich im Bett aufzurichten und herauszuspringen. Der Wärter kam ihm zuvor. Er warf sich quer über ihn und hielt ihn fest. Der Kranke, schon wieder halb in Fieberwahn und Hitze, wand sich. Er keuchte und schnappte. Endlich brach er in lautes Weinen aus.

Der Gefreite stand auf. Er ging, in den Knien schwankend, zu dem Wärter hinüber und sagte zu ihm: „Gehen Sie hinaus und holen Sie den Arzt, ich bleibe solange hier und halte den Mann fest." Der Wärter ging hinaus und nahm das Licht mit. Der Amputierte weinte jetzt nur noch leise vor sich hin.

Nach einer Weile tat sich die Tür wieder auf und herein trat im weißen Lichte einer großen Azetylenlampe ein junger Mann in blauer Litewka. Im Widerschein der Lampe erschienen die Gläser seines Kneifers wie undurchsichtige Metallspiegel. Er strich sich mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung der Linken über den bürstenartig verschnittenen Schnurrbart und beugte sich über den Kranken, den der Gefreite noch immer fest hielt. Dann stach er mit der Nadel einer Spritze in den gesunden Unterarm des Mannes und drückte zu. Der Wärter nahm nun die Stelle des Gefreiten ein und der Doktor sagte zu diesem: „Ich danke Ihnen. Nun machen Sie aber schnell, daß Sie wieder in Ihr Bett kommen!"

Nach einer Weile wiederholte der Arzt die Einspritzung und begann, da der Kranke ruhiger wurde, den Verband zu untersuchen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Schicken Sie sofort zwei Mann und holen Sie den Stabsarzt. Der Verband muß noch in der Nacht erneuert werden." Stille herrschte wieder im Raum. Den Gefreiten, der wieder in sein Bett zurückgewankt war, befiel wiederum eine große Müdigkeit.

Wie Schatten sah er noch zwei Soldaten kommen, die den Kranken drüben auf eine Bahre legten. Er hörte noch die Stimme des Stabsarztes: „Vorsichtig, vorsichtig, stoßt mir das arme Männchen nicht!", hörte auch noch, wie der Assistenzarzt sagte: „Der Verschüttete von Bett Nr. 5 hat sich prächtig benommen." Dagegen klang die Stimme des Stabsarztes: „Braves Söhnchen, braves Söhnchen!"

Danach versank alles im Dunkel. Aber im Schlaf ward der Gefreite gequält von dumpfen Traumbildern, — Dingen des Schreckens, die er im Felde erlebt hatte, wachten zu einer neuen, blutigeren Wirklichkeit auf.

Am nächsten Morgen erwachte er mit Herzklopfen und Zittern. Im Traum hatte er noch einmal den Augenblick durchlebt, da die Mine wie eine Wurst in der Luft wippte, hatte gespürt, wie ihn ein Schlag von einer gewaltigen flachen Hand vor die Stirn und die Augen traf und er irgendwohin gewirbelt wurde ins Graue hinein.. Er schaute auf zu den niedrigen, schmalen Fenstern unter der Decke, durch die die Sonne eines schönen, blauen Herbsttages fiel. Und eine Frage quoll in ihm auf und zerrte an seinem Herzen: „Warum bin ich von der Mine verschont worden, warum hat sie mich nicht getroffen?"

Digitized by Google

Der Stabsarzt machte seinen Morgenbesuch. Freundlich reichte er dem Gefreiten die Hand und fragte wieder wie das erstemal: „Nun, gut geschlafen, Söhnchen?"

„Jawohl, Herr Stabsarzt," antwortete der Gefreite.

„Nun, und . . ." sagte der dicke Herr ermunternd, „haben wir etwa noch besondere Wünsche?"

Da sah ihn der Gefreite an. „Darf ich gehorsamst fragen, Herr Stabsarzt, wann ich wieder hinaus kann?"

„Haha, du Teufelskerlchen," lachte der dicke Herr, „nicht so bald, nicht so bald! Du glaubst wohl, es ist nur so ein Theaterspaß, verschüttet zu werden? Nein, hinaus kommen wir nicht. Wir werden noch ein paar Tage im Bettchen bleiben und dann werden wir Heimaturlaub nehmen. Denn den haben wir uns redlich verdient. So. Und jetzt wird erst einmal fest gegessen und getrunken, damit wir wieder auf die Beinchen kommen."

Der Gefreite legte sich wieder zurück und dachte nach. Das war nun etwas, woran er noch gar nicht gedacht hatte. Heimaturlaub! Was sollte ihm der! Er besaß ja niemanden in der Heimat, wußte nicht einmal, bei wem er wohnen könnte. Besuchen, ja besuchen könnte er einige Leute. Die junge Frau des Leutnants zum Beispiel, und auch die Frau vom Fritz und anderen Kameraden. Und Briefe konnte er vielleicht auch mitnehmen für die anderen. Aber was half das ihm! Er sollte in die Heimat und nicht wieder zu seiner Truppe hinauskommen und hatte doch, ohne es sich ganz klar zu machen, das Gefühl, daß er zu seiner Kompagnie gehörte.

Als der Wärter sein Mittag brachte, eine gute Suppe und gebratenes Schweinefleisch, da fragte er ihn fast zitternd vor innerer Erregung und Spannung, ob er denn nicht nach seinem Urlaub wieder zu seiner Kompagnie zurückkäme?

Der Wärter kniff verschmitzt die Augen zusammen und sagte: „Nur keene Angst nich! Erst wirst auskuriert und denn kommste zum Ersatztruppenteil. Denn weißte, mit die Nerven, da is das man so 'ne Sache. Davor haben sie alle Bange!"

„Aber ich will zu meiner Kompagnie zurück. Ich will nicht zum Ersatztruppenteil," sagte der Gefreite.

„Mach' doch keene Zicken, erwiderte der Wärter. „Das beste ist, du tust, was sie dir sagen. Mehr braucht ein ordentlicher Mensch nich zu tun."

„Ich will zu meiner Kompagnie", murmelte der Gefreite.

„Na, wenn du durchaus willst," meinte der Wärter, „denn kann ich das ja schon für dich machen, denn spreche ich mit dem jungen Doktor und der sagt's dem Ollen... Aber vorläufig biste aus deiner Kompagnie 'raus, das steht fest. Überleg' dir's man auch mal. Das is jetzt so die erste Rage. Nachher denkste auch anders."

Da lag nun der Gefreite wieder und grübelte.

Aber immer zäher wurde sein Wille und immer fester sein Entschluß. Koste es, was es wolle, er mußte zur Kompagnie zurück. In ihm wirkte die Angst, die ihm seit dem Tode der Mutter immer beherrscht hatte, die Angst vor fremden Menschen, neuen Verhältnissen. Er besaß das durch Erfahrung gesteigerte Mißtrauen des Heimatlosen, dem der andere stets als fremd, als Knechtender erscheint. Für ihn bedeutete die Kompagnie Geborgensein und Ruhe. Dafür nahm er die Lebensgefahr, das Frieren in den Erdlöchern, die ewig nassen Füße, gern in den Kauf. Doch waren diese Regungen nur gewissermaßen die Baßtöne in der unklaren Harmonie seiner Empfindungen. Stärker noch als sie wirkte in ihm das Gefühl des Stolzes. In der Kompagnie war er etwas wert. Da galt er. In seinem ganzen Leben vorher war es ihm noch nicht geschehen, daß seine Leistung anerkannt wurde. Der Tag, an dem der Regimentskommandeur ihm eigenhändig das schwarz-weiße Band mit d m Kreuz angeheftet hatte, war für den stillen Burschen von stärkster Bedeutung gewesen. Der Handschlag des Kommandeurs, die herzlichen Glückwünsche der Offiziere und besonders seines Hauptmannes, hatten dabei vielleicht noch mehr Eindruck auf ihn gemacht als das kleine Symbol selbst.

An diesem Tage, als die Kameraden ihn bei einem bescheidenen Glühwein feierten, war die Kompagnie ihm Verwandtschaft, Heimat, Vaterhaus geworden. Der Gedanke, von diesen Kameraden fortzukommen, bedrohte ihn. Ihm war

Digitized by Google

zumute wie dem Bauern, der sein seit Jahrhunderten angestammtes Stückchen Erde verkaufen soll. Das Herz in der Brust wurde ihm schwer.

Der junge Assistenzarzt, der nach dem Mittagessen an seinem Bett vorbei kam, meinte gutmütig: „Aber Sie sehen schlecht aus. Die letzte Nacht war doch nichts für Sie.“

Und der Stein in der Brust ward von Stunde zu Stunde schwerer. Unter Qualen schlief er hinüber in unruhige Träume. Oft wachte er in der Nacht auf. Dann mußte er auf das einförmige Rauschen des Windes in den Bäumen lauschen. Ihm fehlte die Unruhe in den Lüften, er entbehrte das Gebrumm nahen Artilleriefeuers. Erst gegen Morgen, als schwere Geschütze, die nicht allzu fern standen, dumpf zu grollen begannen, schlief er fest und tief ein.

Der Wärter weckte ihn, als die Sonne schon hell durch die Fenster der Baracke schien. „He! Gefreiter!“ rief er. „Es ist Besuch da. Der Tag ist warm und die Luft ist ruhig, wir werden ein bißchen auslüften.“

Er wurde in Decken gehüllt und hinausgetragen unter eine aus Ästen gezimmerte offene Liegehalle.

Schwerfällig, mit den Pfeifen im Munde, standen seine beiden alten Kameraden aus dem Graben da, die letzten von der alten Kompagnie, mit der er ausgerückt war.

„Guten Tag auch,“ sagte der Blondbärtige, reichte ihm die Hand und drückte sie fest.

„Wie geht dir's denn?“ fragte der Braunbärtige und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Ich bin ganz gesund,“ sagte der Gefreite. „Nur der Stabsarzt, der macht's gefährlich, der will durchaus, daß ich krank bin.“

Eine kleine Pause entstand.

„Seid ihr jetzt in der Unterkunft?“ fragte der Gefreite dann lebhaft. „Wie lange seid ihr denn hierher 'raufgelaufen?“

„Bloß drei Stunden,“ sagte der Blondbärtige.

„Der Hauptmann läßt dich schön grüßen und der Leutnant auch,“ sagte der Braune.

„Schade, daß du gestern nicht mit dabei warst,“ bedauerte der Blonde, „gutes Dortmunder Bier haben wir bekommen, jeder Mann einen Liter extra!“

„Und Liebesgaben,“ fiel der Braunbart ein. „Und gar nicht schlecht! Tabak, Zigarren und lauter praktisches Zeug. Wir haben dir deinen Teil mitgebracht.“

Und er legte dem Kranken ein kleines Päckchen auf die Decke.

Dem Gefreiten traten plötzlich die Tränen in die Augen. Er brachte mit unterdrücktem Schluchzen einen stammelnden Dank hervor.

Die beiden Soldaten sahen einander erstaunt an. Dann legte ihm der Braune die große harte Hand mit täppischer Hilflosigkeit auf die Schulter und brummte in tiefstem Baß: „Na, Willem, es ist ja alles nich so schlimm.“

Der Gefreite richtete sich hastig auf, ergriff die Hand und sagte: „Wenn ich nur nicht von der Kompagnie fort müßte. Ich soll nach Hause und weiß nicht warum, denn ich bin ganz gesund. Und dann wollen sie mich am End' in einen Ersatztruppenteil tun. Wenn ich aber nicht in die Kompagnie zurück kann, dann freut mich das ganze Leben nicht mehr. Lieber wär' ich gleich tot!“

Die beiden Soldaten wichen vor diesem heißen, unerwarteten Ausbruch ein paar Schritte zurück und schüttelten bedenklich die Köpfe. „Ja, aber Willem,“ meinte der Braunbart, „wenn sie dich nach Hause schicken, dann muß es doch wohl schlimm mit dir stehen. Umsonst schicken sie doch keinen nach Hause.“

„Nein!“ rief der Gefreite, „das ist es ja eben. Bloß der Stabsarzt will, daß ich krank bin. Seht mich doch an — ich hab' nirgends ein Loch — und Appetit habe ich auch. Also wo bin ich krank?“

Er riß sich die Decke ab, starrte die beiden hilflos an und seufzte: „Ich weiß gar nicht, was ich daheim machen soll!“

Der Braunbart senkte den Kopf und rauchte heftig, so daß er in eine dicke Wolke gehüllt war. Endlich sagte er bedächtig: „Ja, Willem, du mußt Meldung machen an den Herrn Hauptmann.“

„Da hast du aber auch recht,“ lobte der Blonde, „das muß er machen! Eine richtige Meldung muß er schreiben, dann wird der Hauptmann schon sagen, was er tun soll.“

Digitized by Google

„Wo nehm' ich aber eine richtige Meldekarte her?" rief der Gefreite.

„Na, ein einfaches Papier tut's auch," sagte der Braunbart. „So ist ja unser Hauptmann gar nicht."

Aber der Gefreite blieb hartnäckig. Nein, es mußte ein ordentliches Meldeblatt sein, anders täte er's nicht. Das gehörte sich so. Sonst müßte er sich vor seinem Hauptmann schämen.

Da ging der Blonde in die Baracke und kam nach einer Weile mit einem Meldeblock und einem Bleistift wieder. In der Tür der Baracke aber wurde der Wärter sichtbar, der sich schmunzelnd eine Zigarre anzündete.

Der Gefreite setzte sich aufrecht hin, biß in den Daumen und dachte angestrengt nach. Die beiden anderen rauchten heftig. Endlich fing er an zu schreiben: „Melde dem Herrn Hauptmann gehorsamst . . ." schon stockte er. „Daß," sagte der Braunbart, der ihm über die Schulter guckte, „daß . . ."

„Daß," schrieb der Gefreite. Wieder stockte er und schrieb endlich: „daß ich ganz gesund und wohl bin. Und möchte den Herrn Hauptmann gehorsamst bitten" . . . „daß," sagte der Braunbart, „daß" schrieb der Gefreite und fuhr fort: „daß der Herr Hauptmann mich bald wieder in die Kompagnie läßt und nicht in einen Ersatztruppenteil tut."

Angestrengt und mit lauter Stimme las er die Worte vor.

„Stimmt alles," sagte der Braunbart anerkennend.

„Wird schon ziehen," sagte der Blonde.

„Meint ihr, daß ich auch nichts vergessen habe?" fragte der Gefreite.

„Wieso denn, steht doch alles drin," brummte der Braune.

„Fehlt gar nichts," bestätigte der Blonde. „Du schreibst, du bist gesund und willst wieder zur Kompagnie und nicht zum Ersatztruppenteil. Das ist doch alles klar."

„Ja, das ist es," sagte der Gefreite und setzte umständlich seinen Namen unter das Meldeblatt.

Der Blonde nahm es in Empfang, kniff es sorgfältig zusammen und steckte es in die Tasche. Dann meinte der Braune: „Nun ist es aber Zeit, Willem, nun müssen wir wieder gehen."

Und sie drückten ihm die Hand und gingen in dem langen rhythmischen Marschschritt, der dem Soldaten zur anderen Natur wird, über das Gras zu dem schmalen Waldpfad, auf dem sie bald den Blicken des Nachschauenden entschwanden.

Dieser Besuch und die Hoffnung auf seinen Hauptmann, der schon alles ordnen würde, machten den Gefreiten ruhiger. Er wurde auch nicht enttäuscht. Nach drei Tagen sagte der Stabsarzt in gutmütig unwirschem Tone zu ihm: „Hör' mal, Söhnchen, wenn du also mit Gewalt zu deiner Kompagnie zurückwillst, dann will ich dir nicht zuwider sein. Übermorgen bekommst du vierzehn Tage Erholungsurlaub in die Heimat, und dann gehst du zu deinem Truppenteil zurück. Aber beklag' dich nachher nicht. Wir haben es gut mit dir gemeint."

„Ich danke Herrn Stabsarzt gehorsamst," antwortete der Gefreite.

Auf den Urlaub in die Heimat hätte er so gerne verzichtet, aber das getraute er sich nun nicht mehr zu sagen.

Am dritten Tage wurde er mit einem leergehenden Sanitätsautomobil zu der Feldeisenbahnstation befördert. Dort erreichte er den Anschluß an eine Urlauberabteilung seines Regimentes, und des anderen Morgens stand er mutterseelenallein in aller Herrgottsfrüh auf dem Bahnhof seiner kleinen Heimatstadt.

Der Bahnbeamte gähnte ihn an. Er erkannte den hageren, gebräunten Feldsoldaten in der verwitterten, erdig gewordenen Felduniform nicht.

Langsam schritt der Gefreite durch die stillen, vom blassen Morgenlicht matt schimmernden niederen Gassen in die kleine Stadt hinein. Seine Tritte hallten laut und fremd von den Fliesen des schmalen Bürgersteiges. Geradeaus ging er, ohne zu wissen wohin. Wo sollte er seine Unterkunft nehmen? Zuletzt hatte er im Hause seines Meisters geschlafen. Der Gedanke aber, wieder in das Haus zu gehen, das voller nichtsnutziger Kinder war, und in dem den ganzen Tag die gellende Stimme der Meisterin keifte, bedrückte ihn.

Weiter trugen ihn seine Füße, durch die ihm bekannten Straßen, deren stumme Häuser an ihm vorbeiwandelten wie ein Traum.

Digitized by Google

Nun stand er auf dem altertümlichen Marktplatz vor der Treppe des hochgiebeligen Rathauses. Die beiden Gasthäuser der Stadt, die am Markte gelegen waren, „der schwarze Adler" und „Zinkers Gasthof", waren noch geschlossen.

Er schritt zu dem schmucklosen Brunnen vor dem Rathause, setzte den Schwengel mit der dicken Eisenkugel in Bewegung und wusch sich Hände und Gesicht. Dann ging er weiter. Als sich aber immer noch keine Seele blicken ließ, ließ er sich endlich auf der grüngestrichenen Bank vor „Zinkers Gasthof" nieder.

Was sollte er nun anfangen? Und vierzehn Tage lang! Wenn er nur ein Quartier hätte! Sein einziger Wunsch war zu schlafen, fest und lang zu schlafen...

Ja und mittags könnte er dann mal die Frauen von den Kameraden aufsuchen und die Frau seines gefallenen Zugführers. Der wollte er berichten, wie gut ihr Mann gewesen sei und wie tapfer! Aber unmöglich konnte er ihr doch sagen, daß der Körper noch immer da drüben vor dem französischen Verhau lag! Nein, weiß Gott, das ging nicht! ... Er überlegte, was da zu machen sei ... und er nahm sich vor zu erzählen, wie der Leutnant begraben worden sei ... mit allen militärischen Ehren. Diese Worte, die ihm irgendwo haften geblieben waren, wiederholte er sich mehrere Male.

Ja, so wollte er sagen, das würde sie trösten und beruhigen. Denn es war wirklich unmöglich die Wahrheit zu sprechen. Was wußten denn die Leute hier, wie es da draußen zuging. Auf der Bahn hatte er gerade schon genug törichtes Zeug hören müssen, von den Reisenden, die über den Krieg sprachen. Wie einfach sie sich das vorstellten!

Eine kühle Herbstsonne kroch hinter dem Rathaus hervor. Das Licht, das ihn voll traf, machte ihn unsäglich müde. Und plötzlich sank ihm der Kopf auf die Seite und er nickte ein.

Indessen wurde es in „Zinkers Gasthof" lebendig. Ein kräftiges, blondes Mädchen in einer rotgestrickten Bluse stieß die Fenster mit ihrem nackten Unterarm nach außen hin auf. Dabei beugte sie sich vor und ward des schlafenden Soldaten gewahr.

„Herrjeh!" rief sie verdutzt und eilte ins Haus, „Herr Zinker, Herr Zinker!" schrie sie nach hinten, „nu kommen Sie aber doch bloß mal her, auf unserer Bank schläft ein Soldat!"

Herr Zinker, ein breiter Mann, der trotz seiner Beleibtheit hastig und schnell in seinen Bewegungen war, schoß in Hose, Wollhemd und Weste auf grünen Pantoffeln ins Gastzimmer und streckte seinen grauhaarigen Kopf mit dem glattrasierten Gesicht zum Fenster hinaus. „Der hat ja sogar das Eiserne!" sagte er. „Wer kann denn das bloß sein? Hol' mir mal meinen Rock!"

Das Mädchen kam mit dem Rock, Herr Zinker fuhr hinein, schloß hastig die Haustüre auf und trat hinaus, um den Schläfer genauer in Augenschein zu nehmen. Er steckte die Glieder seiner Figur ineinander und rieb sich die Knöchel, während er aufmerksam die abgeschabte Montur des Schlafenden musterte. Die Magd in der roten Bluse hatte schon ein paarmal verstohlen aus der Tür geschaut, jetzt kam sie heraus, stellte sich neben ihn und fragte: „Wer ist denn das aber bloß?"

Der Wirt zog die Mundwinkel herab, krauste die Stirn und warf der Magd aus den kleinen graugrünen Augen einen Seitenblick zu. Dann zuckte er die Achseln und fragte scharf: „Hast du denn deine Stube schon fertig?"

Das blonde Mädchen zog mit den vollen Lippen eine Schippe, warf den Kopf zurück und ging wieder ins Haus, wo sie geräuschvoll mit Eimer und Besen hantierte. Dieser Lärm, den sie machte, ließ den Gefreiten einmal aufschrecken. Aber gleich sank der Kopf wieder auf die andere Seite, und er schlief friedlich weiter.

Der Wirt hatte sich, in der Erwartung, daß der unbekannte Schläfer erwachen würde, vorsichtig zwei Schritte zurückgezogen. Nun schüttelte er mißbilligend den Kopf, zog eine Pfeife mit Porzellankopf, der das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug, aus der Tasche, stopfte sie bedachtsam und setzte sie in Brand. Dann ging er vor seinem Hause hin und wieder und versuchte, die Windrichtung so zu bekommen, daß der aromatische Duft des Tabaks dem Schläfer in die Nase getrieben wurde.

Digitized by Google

Zwergbulldoggen
Gemälde von Emil W. Herz

Digitized by Google

Nun war auch das Leben im „Schwarzen Adler" drüben erwacht. Auch hier stieß eine Magd die Fenster auf. Und bald erschien auch die Gestalt des Adlerwirtes. Er setzte sich mit seiner Morgenzigarre im Mund auf die weiße Bank vor seinem Hause, putzte mit Sorgfalt seine Brille und nahm dann den schlafenden Soldaten auf der grünen Bank gegenüber in Augenschein.

Von der Hauptstraße her drang das Gepolter eines heranrollenden Wagens. Um die Biegung der Straße schwankte ein alter steifer Gaul. Er schleppte einen leichten Landwagen hinter sich her, auf dessen Bock eine hagere Bäuerin in schwarzem Kopftuch saß. Bei „Zinkers Gasthof" fuhr sie vor. Der Wirt schob seine Pfeife in den Mundwinkel und grüßte die Frau mit herablassendem Kopfnicken. Sie aber sagte mit lauter Stimme: „Guten Morgen auch, Herr Zinker." Dann kletterte sie mit Umständlichkeit vom Bock herunter. Die blonde Magd kam heraus und nahm ein paar Töpfe von der Bäuerin in Empfang. Danach stellte die Frau Kiepen mit Gemüse und Körbe mit Eiern auf die Straße, und die Magd stieß das Holztor neben dem Hause auf. Die Bäuerin brachte das Pferd in den Stall. Währenddem kam ein zweiter Wagen angerattert, den ein alter Mann im Blaukittel lenkte. Auch er machte vor „Zinkers Gasthof" halt und sprang steifbeinig ab. Die Bäuerin kam vom Hof zurück. Der Bauer wies mit der Peitsche auf den schlafenden Soldaten und sagte verschmitzt: „Haha, ihr habt das Haus voll, daß ihr die Leute auf der Straße schlafen lassen müßt!" Die Bäuerin, die ihre Hände unter der schwarzen Schürze wärmte, trat ganz nahe an den Gefreiten heran und sah ihm ins Gesicht. Sie schüttelte den Kopf. Herr Zinker sagte: „Ich kenne ihn gar nicht." Darauf knallte der Bauer mit der Peitsche in kunstvollen, lauten Schwingungen. Aber er erzielte keine Wirkung damit. „Na," sagte er anerkennend, „das kann man wohl einen gesunden Schlaf nennen."

Dann band er seine Körbe vom Wagen. Auch er lieferte verschiedenes für Zinkers Wirtschaft.

Die Bäuerin begann schon ihren Marktstand aufzubauen. Sie nahm ein kleines Bänkchen aus ihrem Wagen, spannte einen großen, dunkelgrünen Regenschirm darüber und stellte Körbe und Kiepen schön ordentlich und einladend um sich herum.

Der Bauer stieg wieder auf und sagte: „Ich komme bald wieder, inzwischen wird er ja wohl aufwachen." Und polternd fuhr er die Ratsgasse hinauf zur Bürgermeisterei.

Lauter und lauter wurde es auf dem Markte. Fenster wurden geöffnet, verschlafene Frauengesichter, Männer in Hemdsärmeln zeigten sich. Der alte Uhrmacher an der Ecke legte sich im abgeschabten Schlafrock und schön gestickter Kappe weit zu seinem Fenster heraus und beschaute sich gemächlich das morgendliche Treiben. Dienstmädchen kamen in weißen und bunten Schürzen, langen und kurzen Ärmeln, bauschigen und engen Röcken und begannen einzukaufen. Daumen wurden nach rückwärts gebogen über die Schulter fort in der Richtung nach „Zinkers Gasthof." Zeigefinger reckten sich in derselben Richtung, und immer wieder sprang es von Mund zu Mund und belehrte Neuhinzugekommene: Auf Zinkers Bank schläft ein Soldat.

Schulkinder kamen. Sie sammelten sich in großem Bogen um die Bank und schauten andachtsvoll den Schläfer an. „Sieh mal, er hat das Eiserne Kreuz," sagte ein kleiner Junge und stieß seinen Nachbar kräftig dabei.

„Wer ist es denn?" fragte eine dralle Küchenmagd. Aber niemand konnte ihr antworten. Sie ging davon und durch die ganze Stadt lief es bald von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse: „Vor Zinkers Haus schläft ein Soldat, den niemand kennt. Und er hat das Eiserne Kreuz."

Der weißhaarige Landrat kam in einem breiten Landauer, der von zwei gut gehaltenen alten Rappen gezogen wurde, auf den Markt gefahren. Der würdige Johann mit grauem Backenbart parierte das Gespann vor dem „Schwarzen Adler."

Der Adlerwirt purzelte diensteifrig hervor, aber schon hatte Johann den Schlag geöffnet, und der Landrat stieg aus. Er wandte das rote, blühende Gesicht mit dem weißen, militärisch gestutzten Schnurrbart zu „Zinkers Gasthof" hinüber und fragte: „Was ist denn da drüben los?"

Digitized by Google

„Ach," erwiderte der Adlerwirt, „da schläft bloß ein Soldat."

„Was," sagte der Landrat und faßte sich ans Kinn, „schläft ein Soldat? Johann, geh mal' rüber und sieh nach, von welchem Regiment der Mann ist." Und fast unwillig ging er in die Gaststube, um ein Glas Portwein zu trinken.

Johann, in altfränkischer Livree dritter Garnitur, ging hocherhobenen Hauptes durch die Menge, die ihm wie einer Respektsperson Platz machte. Er trat dicht an den Soldaten heran, besah die Achselstücke und das Band vom Eisernen Kreuz und sagte: „Das Eiserne hat er. Er ist von unserm Regiment!" Dann stützte er die Rechte in die Hüfte und fragte Herrn Zinker von oben herab: „Wer ist es denn?" Herr Zinker zuckte nur die Achseln. Von dieser Antwort war Johann sehr wenig befriedigt. Er sah den Wirt scharf an und fragte, während seine Stimme den kurzen Ton seines Herrn annahm: „Na, wie kommt er denn hierher?" — „Weiß nicht," sagte Herr Zinker, „heut morgen saß er schon da."

„Na, das ist doch aber keine Art! Der Herr Landrat will wissen, wer der Mann ist."

„Ja, dann müssen Sie ihn schon selber fragen," sagte Herr Zinker. Die Kinder drängten sich unruhig dicht an Johann heran, in Erwartung des kommenden Augenblicks. Johann schien nicht übel Lust zu haben, die Worte des Wirtes zu befolgen. Er streckte schon seine Hand aus, um den Schläfer aufzurütteln.

„Ach Jott nee!" rief da eine dicke Marktfrau und hielt ihn energisch am Arm zurück, „lassen Sie den Mann doch schlafen, der wird schon von allein aufwachen, wenn er ausgeschlafen hat."

Ein beifälliges Murmeln folgte ihren Worten. Nur die Kinder, die in die Schule mußten, sahen nicht ganz zufrieden aus. Johann merkte, daß er sich nicht beliebt machen würde, wenn er den Soldaten weckte. Großartig entschied er: „Na, denn lassen wir ihn also schlafen!"

Und ebenso stolz wie er gekommen, ging er in den „Schwarzen Adler" zurück.

Noch nie war an einem einfachen Wochentage „Zinkers Gasthof" so besucht gewesen. Die Leute drängten sich in der kleinen Gaststube dicht aneinander, saßen rauchend und trinkend da und steckten die Köpfe zusammen.

„Dann müssen doch auch noch andere Urlauber kommen," sagte einer, „die kriegen doch immer zusammen Urlaub."

„Ja, da wird schon etwas im Gange sein," bemerkte ein strategischer Kopf, dem diese Redensart seit Ausbruch des Krieges geläufig geworden war.

„Das ist immer so ein gewisses Anzeichen," meint ein Dritter, „die erste Schwalbe, die sich blicken läßt."

„Wer kann es denn aber bloß sein?" fragte ein Vierter.

„Jedenfalls ist es ein tapferer Soldat," sagte Herr Zinker im Brustton der Überzeugung, denn er hatte den Schläfer schon lange in sein Wirtsherz geschlossen. „Umsonst kriegt kein Gemeiner das Eiserne."

„Gemeiner?" krittelte der alte Bauer, der inzwischen zurückgekommen war. „Er hat doch die Knöppe."

„Wir werden schon alles erfahren," tröstete Herr Zinker feierlich. Und mit jeder Minute, die neue Gäste brachte, stieg sein Wohlwollen für das feldgraue Aushängeschild vor seiner Tür.

„Was meint ihr," fragte er endlich, „wollen wir ihm nicht ein Frühstück spendieren, wenn er aufwacht? Das ist man doch eigentlich dem Vaterlande schuldig!"

„Ich zahl' eine Mark," sagte der Ackerbürger Mathiesen, der ein weiches Gemüt und ein neugieriges Herz hatte. Der alte Bauer, der nicht hinter dem Ackerbürger zurückstehen wollte, der ein alter Prozeßgegner von ihm war, zahlte denselben Betrag, Fünfziger und Nickel fanden sich dazu, und bald war ein hübsches Sümmchen beisammen. Herr Zinker überschlug. Er beschloß, dem Soldaten ein extragroßes Beaffsteak mit Zwiebeln und Kartoffeln, einen feinen Kräuterschnaps, Butter und Käse und eine ordentliche Flasche Rotwein vorzusetzen.

Immer höher stieg die Spannung in der kleinen Stube. Wann wohl würde der Fremde erwachen? Was alles würde man zu hören bekommen? . . .

Da geschah es, daß die schwere Tür, die von der Gaststube in die Küche führte, mit donnerndem Krach zuflog . . .

Der Gefreite ahnte von alledem, was

Digitized by Google

um ihn her vorging, von all diesen Leuten, die er in Atem hielt, nichts. Zwei ganze Stunden, die ersten, die er in der Heimat zubrachte, hatte er verschlafen. Jetzt drang plötzlich ein wohlbekannter Laut in seine Ohren, der ihm die Wachheit des stets bereiten Soldaten zurückgab: ein Handgranatenschlag, meldete das Ohr dem Hirn, und zwar ganz in der Nähe! . . .

Sein Hals straffte sich. Er schlug die Augen auf und lauschte mit offenem Munde.

„Er ist wach, er ist wach!" jubelte eine helle Knabenstimme.

„Er ist wach," wiederholten schüchterne Mädchen- und ernste Männerstimmen. Und „er ist wach" klang es fort von Mund zu Mund, von Marktstand zu Marktstand, von Treppenstufe zu Treppenstufe bis in Zinkers Gaststube hinein.

Der Gefreite raffte sich zusammen. Er richtete sich auf und sah mit Erstaunen den belebten sonnigen Markt, die Mädchen, die ihn alle so merkwürdig anschauten, als ob er etwas ganz Besonderes war, die Kinder, die um ihn herumjauchzten und sich an ihn drängten.

Er reckte die steif gewordenen Glieder und wollte sich in Bewegung setzen, weil es ihn innerlich verschüchterte, von all diesen Leuten beobachtet zu werden, weil er sich schämte, auf offenem Markte geschlafen zu haben.

Da fühlte er eine wohlwollende Hand auf seiner Schulter. Eine schmalzige Stimme sagte: „Na, guten Morgen! Endlich ausgeschlafen? Nun haben wir aber wohl ordentlichen Hunger, was? Na, da drinnen ist schon ein Platz für uns."

Und Herr Zinker schob den Verblüfften durch die Tür ins Haus, ins Gastzimmer, aus dem ihm Stimmengewirr entgegenschlug.

„Endlich . . . er ist wach . . . hurra . . .!" rief es durcheinander.

„Nun soll er aber erzählen!"

Der alte Bauer drängte die gar zu Neugierigen mit kräftigen Ellenbogen zurück. „Erst laßt ihn mal essen," grollte er, „dann ist Zeit genug zum Erzählen!"

Ein Kind, das in einem Märchen aufwacht, kann nicht erstaunter dreinschauen, als der Gefreite. Willenlos ließ er sich auf den Stuhl nieder, als ihm die Sitzkannte an die Kniekehlen geschoben wurde. Die Mauer von fremden Köpfen, die ihn umgab, war ihm unheimlich. Er senkte den Kopf auf den Teller, der vor ihm stand, um sich klarzumachen, wo er eigentlich sei. Da aber erschien wie auf Zauberspruch ein duftendes Beafsteak darauf mit Bratkartoffeln und Zwiebeln, und wie von selbst spazierte ihm der erste Bissen in den Mund. Eine Hand reichte ihm ein Glas roten Weines, und er trank. Da aber wurden die gierigen Geister seines Magens wach. Er griff tüchtig zu. Von allen Seiten drang behagliches und unterdrücktes Lachen an sein Ohr. Wohlwollende Stimmen redeten zu ihm und wünschten ihm guten Appetit. Als er endlich den sauber abgestippten Teller von sich schob und aufblickte, sah er in lauter zufriedene Gesichter, alle schmunzelten, als hätten sie selbst an dem leckeren Mahle teilgenommen.

„Prosit!" sagte der Wirt zu ihm und stieß mit ihm an. „Prosit!" sagte der Ackerbürger Mathiesen, und „Prosit!" sagte der alte Bauer.

„Nun soll er aber erzählen, woher er kommt," ließ sich eine Frauenstimme vernehmen. „Und warum er hier auf dem Marktplatz geschlafen hat!" rief der alte Bauer und sah ihn erwartungsvoll an. Und aller Augen richteten sich auf ihn voller Spannung und Neugier. Der Gefreite sah schüchtern von einem zum andern. Er wischte sich umständlich den Mund und hub an: „Unser Regiment liegt seit acht Monaten im Walde von Yvonne . . ."

„Das stimmt," bestätigte ein alter Mann im Hintergrunde, „da ist mein Enkel auch."

„Ich bin nämlich auf Erholungsurlaub hier," fuhr der Gefreite fort und holte hastig seinen Urlaubsschein aus der Tasche, um die Wahrheit seiner Worte sofort zu erweisen.

„Sind Sie denn verwundet?" fragte der Wirt.

Der Gefreite wurde rot, als wäre ihm ein persönlicher Vorwurf gemacht worden. „Nein," sagte er langsam, „verwundet bin ich nicht. Aber sie haben mich in die Heimat geschickt, weil ich von einer Mine verschüttet worden bin."

„Was ist er? Von einer Mine ist er verschüttet worden?" summte es in der kleinen Gaststube.

Digitized by Google

Der alte Bauer hatte den Urlaubsschein genommen und ihn — weit von sich gestreckt — gelesen. Er gab den Paß, nachdem sich viele Hände ausstreckten, weiter an den Wirt. Ein jeder schien es als eine Ehrenpflicht zu empfinden, das kleine Stück Papier in die Hände zu bekommen.

„Sie waren also früher hier am Ort?“ forschte der Wirt.

„Ja, „sagte der Gefreite,“ beim Tischler Siebenschrot habe ich gearbeitet.“

„So, so, beim Siebenschrot! Der ist vor drei Monaten in Polen gefallen. Gott hab' ihn selig,“ meinte Herr Zinker und trank einen Schluck Rotwein.

Eine grauhaarige, breithüftige Frau in schwarzgestrickter Wollweste schob sich bis zu dem Gefreiten und fragte: „Kennen Sie meinen Tochtermann? Der steht bei den Jägern. Der hat uns auch was von Minen geschrieben.“

Der Gefreite schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er, „Jäger stehen in unserem Abschnitt nicht.“

Die Frau aber fragte unbekümmert weiter: „Wie ist denn das aber mit den Minen? Ich hab' schon mal unseren Herrn Lehrer gefragt, der sagt, da wären Gänge in die Erde gemacht, und dann wird Pulver hineingetan und angezündet und dann fliegt alles in die Luft.“

Der Gefreite sah versonnen vor sich hin. Ihm wurden lebendig die zerschossenen, wüsten Wälder, die Gräben mit ihrem eigentümlichen, dumpfen Geruch und darüber ein Streifen trostlosen, grauen Regenhimmels. „Ja, Frau,“ sagte er dann, „solche Minengänge gibt's auch — aber bei uns war's anders. Da haben sie die Minen durch die Luft in die Gräben 'reingeworfen.“

Alle drängten näher herzu und horchten auf die unbeholfenen Worte. Hinten aber sagte plötzlich eine schnoddrige Stimme: „Na, der kann aber mal aufschneiden! Da ist ja unser Förster nichts dagegen.“ Ein sehniger, starkknochiger Mann, mit einer Stahlbrille auf der großen Nase, mit schlaffen Lippen und unrasierten schwärzlichen Backen schob sich nach vorn, stützte sich auf beide Fäuste und fragte in inquisitorischem Tone: „Also Minen, die durch die Luft geworfen werden? Davon haben wir ja hier noch nie etwas gehört! Erzählen Sie doch mal, wie so'n Ding aussieht.“

Der Gefreite war durch die Frage betroffen und verblüfft. Er suchte nach Worten. „Das sind Röhren, hohle Röhren,“ sagte er und formte mit den Händen in der Luft, „hohle Röhren, ich kann es nicht anders sagen. Sie sind so hoch wie der Tisch und wohl noch höher. Und sie sind ganz voll Dynamit und wiegen oft über einen Zentner schwer. Wenn sie groß sind, haben sie hinten Flügel wie ein Propeller bei einer Flugmaschine. Sie werden mit einem Minenwerfer geschossen. Wir haben auch welche. Unsere schweren, die fliegen vierhundert Meter, die leichteren achthundert Meter, die ganz leichten zwölfhundert Meter.“

Mit großen Augen und offenen Mäulern hatten alle zugehört. Der Mann mit der Stahlbrille lächelte hämisch und überlegen und sagte: „Minenwerfer? Das scheint also so 'ne Art neumodischer Kanone zu sein.“

„Nein,“ sagte der Gefreite bestimmt, „die Minenwerfer gehören zu den Pionieren, und die Kanonen gehören zur Artillerie. Das ist der Unterschied. Eine Kanone schießt viel weiter. Wenn eine Granate kommt, so klingt es auch ganz anders. Ein Artilleriegeschoß kann man nicht sehen, eine Mine aber fliegt durch die Luft wie ... wie eine große Wurst, die kann man sehen, das ist ein großer Unterschied.“

„Na, hören Sie mal,“ sagte der Mann mit der Brille, „wie eine große Wurst — das hört sich aber denn doch sehr komisch an.“

Herr Zinker, den das Inquisitorium seines geschätzten Gastes schon längst geärgert hatte, schlug sich ins Mittel: „Herr Sekretär, der Mann kommt doch von da draußen, da muß er es wohl wissen. Wir hier im Lande können doch unmöglich alle militärischen Geheimnisse kennen.“

Der alte Bauer legte dem Gefreiten die Hand auf die Schulter und fragte: „Na, und wie sind Sie denn nun eigentlich verschüttet worden?“

Der Gefreite wurde wieder rot und erzählte stockend: „Ich stand Posten — am Sehschlitz — da sah ich gerade noch — die große Wurst — in — der Luft — da schrie ich: Achtung! Mine! Und dann war's 'rum.“

Digitized by Google

„Was war 'rum?" klang es aus der atemlos lauschenden Menge.

„Als ich erwachte," fuhr der Gefreite fort, „lag ich schon im Lazarett. Und darum hat mich der Doktor hergeschickt, daß ich mich erholen soll."

„Aber wie war denn das, wie es 'rum war?" fragte der alte Bauer hartnäckig.

„Das weiß ich nicht," sagte der Gefreite. „Ich habe eben in der Erde drin gesteckt und die anderen haben mich 'rausgebuddelt. Das war schon manchmal so, daß Leute verschüttet wurden, aber die waren dann immer tot, wenn wir sie ausgruben."

„In der Erde?" fragte der Sekretär und kniff das eine rechte Auge mißtrauisch zusammen.

„Ja," sagte der Gefreite. „Wenn die Mine in den Graben fällt, so reißt sie die Erde voneinander und verschiebt sie in eine Masse, doppelt so groß wie das Zimmer, und was denn da drinsteckt, das wird zerdrückt."

„Ja, aber warum sind Sie denn nicht zerdrückt worden?" forschte der Sekretär, der seinen langen Kopf über die erste Reihe der Zuhörer vorgestreckt hatte.

„Darüber haben sich auch alle gewundert," sagte der Gefreite. „Ich bin eben davon gekommen und andere haben dran glauben müssen. Das ist mal so im Krieg."

Er hatte diese Antwort mechanisch gegeben. Aber nun, nachdem er die Worte gesprochen hatte, überkam ihn die Tatsache, daß er hier unter den Leuten saß und erzählte, von dem erzählte, was da draußen geschehen war, mit einer ungeheuren Gewalt. Ja — warum war er davongekommen, und warum mußten andere sterben? Er dachte zurück an die vergangenen Feldzugsmonate. Die Gesichter der Kameraden wurden lebendig, mit denen er gegessen, getrunken und geschlafen hatte. Er mußte an Stunden denken, wo sie in der Dunkelheit zusammen in ihren Erdlöchern gesessen hatten, dicht aneinander geschmiegt, um sich zu wärmen. Er glaubte ernste, bekümmerte Stimmen wieder zu hören, die mit zögernden Worten vom letzten Briefe aus der Heimat erzählten, von Frau und Kind, vom verfallenen Geschäft, von Elend und unverschuldeter Not . . .

„Na, Prosit!" sagte Herr Zinker und schenkte dem Gefreiten wieder ein. „Stoßen wir drauf an, daß Sie auch den weiteren Feldzug gut überstehen!"

Der Gefreite schaute auf und sah Herrn Zinker vor sich stehen, mit der linken Hand in der Westentasche. Da fiel ihm etwas ein. Wenige Wochen, bevor er zum Militär gekommen war, hatte er ihn auch so vor sich stehen sehen, damals, als er den Wäscheschrank bei ihm abgeliefert hatte. Und er fragte zaghaft: „Herr Zinker, kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr? Ich habe Ihnen doch damals im Juni den Schrank gebracht?

„Aber natürlich," antwortete Herr Zinker und sah seinen Gast aufmerksam an — doch merkte man am Ton, daß er das mehr aus Höflichkeit sagte, „nur meine ich, haben Sie damals anders ausgesehen."

Der Gefreite fuhr sich übers Kinn: „Damals hatte ich den Bart noch nicht."

„Nun weiß ich Bescheid," rief Herr Zinker. „Dann sind Sie der Willem von der Hanne! Na, das freut mich aber wirklich. Da gratulier' ich noch besonders zum Gefreiten und zum Eisernen. Herrjeh, wenn das die Hanne noch erlebt hätte, die wär' nicht wenig stolz gewesen!"

Mit einem Male streckten sich viele Hände aus. Jeder wollte dem tapferen Soldaten, dessen Mutter in vielen Häusern der Stadt gearbeitet hatte, die Hand schütteln. Der Gefreite drückte alle diese Hände männlich und fest. Aber seine Gedanken waren in einem alten, großen Obstgarten, in dem hager und gebückt die Mutter stand und den Boden umgrub. Trotz der lärmenden Anerkennung um ihn herum fühlte er sich fremd in diesem Kreis. Diese Menschen da, die ihn umstanden, bedrängten und bedrückten ihn. Er mußte ihnen aber wohl standhalten, denn sie meinten es gut und waren so freundlich.

Schon stand wieder ein Teller vor ihm, auf dem ein großes, lachendes Stück Käse lag, und das Weinglas war zum drittenmal gefüllt.

„Wo haben Sie sich denn das da geholt?" fragte der Ackerbürger Mathiesen und tippte mit dem Zeigefinger auf das schwarz-weiße Band an der Brust des Gefreiten.

„Wir liefen eine Offizierspatrouille," berichtete der Gefreite, „das war noch im

Digitized by Google

Bewegungskrieg im September. Es war im Wald, und wir rannten den Franzosen gerade in die Gewehre hinein. Zwei von unseren Leuten fielen, und unser Leutnant kriegte einen Schuß durch beide Beine. Da hab' ich ihn aufgehuckt und fortgetragen."

Die Gesichter der Leute verrieten eine gewisse Enttäuschung. Sie sahen sich an als ob sie sagen wollten: ‚Na, das war eigentlich eine einfache Sache.'

Das aber mißfiel wiederum Herrn Zinker, der darauf bedacht war, das Ansehen seines Gastes möglichst zu heben. Er fragte mit lauter Stimme: „Nun sagen Sie aber mal, haben denn die Franzosen das so stillschweigend gelitten, daß Sie den Leutnant wegtrugen?"

Der Gefreite lächelte. „Sie haben natürlich ordentlich zu mir 'rübergepfiffen," gestand er. „Ich hab' aber nur an den Leutnant gedacht und daß der unbedingt wieder zurückmußte. Er war ein sehr guter Herr. Als er merkte, daß er mir schwer wurde, da wollte er durchaus, ich sollte ihn hinter einen Baum legen und dann erst Hilfe holen. Das hab' ich aber nicht getan, denn ich hab' gewußt, daß wir ihn doch nicht hätten holen können. Da hab' ich ihn lieber gleich mitgenommen. Erst hab' ich ihn aus dem Feuer getragen, dann haben wir uns ein bißchen ausgeruht, und dann hab' ich ihn noch eine Stunde weit getragen, in mehreren Absätzen natürlich — und dann haben wir endlich eine Feldwache gefunden."

„Und die anderen von der Patrouille?" fragte Herr Zinker.

„Die anderen?" wiederholte der Gefreite. „Die waren entweder tot oder verwundet. Einige sind gleich wieder sprungweise zurück und haben geschossen. Die drüben waren eben zu viele! Da war nichts zu machen."

Fast traurig senkte er den Kopf.

Er sah wieder den Wald vor sich mit dem dichten Unterholz, aus dem das Feuer plötzlich auf sie eingeprasselt war; sogar von den Wipfeln der Bäume herab fielen zum Teil die Schüsse.

Die Wirtsstube war immer voller geworden. Alle suchten möglichst in die Nähe des Soldaten zu gelangen, um kein Wort zu verlieren, das er sprach.

Bier und Schnaps wurde getrunken, laut wurde über Krieg und Politik geredet. Herr Zinker schritt rüstig hin und wieder und freute sich des unverhofften Geschäftes.

Der Gefreite war zutraulicher geworden. Sie hatten ihn nach dem und jenen Kameraden gefragt, der aus dem Städtchen und seiner Umgebung stammte. Da konnte er besser antworten als auf Fragen nach Minen, nach 42cm-Kanonen, nach Zeppelinen, nach dem Ende des Krieges, nach der nächsten Schlacht.

Ein blasser, schmächtiger Mensch mit geröteten Augen, der Gehilfe des Apothekers, klopfte ihm mit dem Zeigefinger auf die Hand und fragte mit heiserer, erregter Stimme: „Sind Sie auch mal in so einer richtigen, blutigen Geschichte drin gewesen, in so einem wilden Bajonettkampf oder so in einem Handgemenge, wo Sie richtig auf die Franzosen losgegangen sind?"

Es ward totenstill in dem niederen Raum, als diese Frage, die dem allgemeinen Verlangen nach blutrünstigen Erlebnissen Ausdruck zu geben schien, hervorsprang.

Der Gefreite krauste die Stirn und wehrte ab: „Es erlebt einer schon alles mögliche. Ins Handgemenge sind wir auch gekommen, und zwar öfter, als wir es vorher gedacht haben."

„Na — und..." fragte der junge Mensch, dem die Erregung hektisch rote Flecken auf die schmalen Backen malte, „wie war Ihnen denn da zumute, wenn Sie so einem das Bajonett in den Bauch rannten?"

Der Gefreite wandte den Kopf gequält zurück und sagte: „Es heißt eben vorwärts und man geht vorwärts! Wenn man aber das Eisen aus einem Körper herauszieht und der will es nicht loslassen, das ist ..." Er vollendete nicht, denn ihm fehlte das Wort.

„Wie ist das?" forschte der Apothekergehilfe gierig. Der Gefreite zuckte die Achseln und wiederholte: „Daran darf einer nicht denken" — und er hatte dasselbe Gefühl in den Fingern wie damals, als das Bajonett nur widerwillig den Körper eines Getroffenen verlassen wollte.

Unwillkürlich ballten sich ihm die Fäuste.

Digitized by Google

Einen Augenblick, als die Leute ihn in Ruhe ließen, benutzte er, um zu Herrn Zinker zu gehen und ihn zu fragen, ob er vielleicht eine Kammer für ihn habe.

Herr Zinker schlug ihm wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Na, aber freilich! Wir werden doch wohl einen so tapferen Vaterlandsverteidiger noch unterbringen."

„Und was soll das kosten?" fragte der Gefreite.

„Darüber lassen Sie sich nur keine graue Haare wachsen," antwortete der Wirt, „Sie können sich dafür ja ein bißchen bei mir nützlich machen."

Und er überlegte, daß er durch das Angebot des Soldaten den fehlenden Hausknecht in diesen Wochen ersetzen und kostenlos Tischlerreparaturen haben würde. Dazu behielt er den trefflichen Lockvogel für die Gäste im Hause.

Also ward der Gefreite der Knecht des Herrn Zinker. Des Vormittags war er tätig im Stall, im Keller, im Speicher. Kamen Gäste, so mußte er den Waffenrock anziehen und sich in die Wirtsstube setzen. Da fragten ihn die Leute aus, und er mußte Rede und Antwort stehen. Gemach gewöhnte er sich einige Erzählungen an, von denen er wußte, daß man sie gerne hörte. Des Nachmittags sägte und leimte er an alten Schränken und Kommoden und richtete Tischfüße und Stuhlbeine. Diese altgewohnte Handwerkerarbeit tat ihm wohl. Denn da blieb er ungestört und konnte seinen Gedanken nachgehen, die sich dann immer mit den Kameraden draußen beschäftigten. Dann konnte ihn Unruhe ergreifen, so daß er mit gesenktem Kopfe hin und her schritt und rechnete, wie viele Tage schon verflossen waren und wie viele noch blieben, bis er wieder hinaus konnte.

Er hatte so etwas wie ein schlechtes Gewissen, und es war ihm nicht unlieb, wenn ihm abends von dankbaren Zuhörern ein paar Schnäpse gezahlt wurden, so daß er in seiner armseligen Bodenkammer mit schwerem Kopf aufs Bett fiel und bald einschlief.

Überall aber drängte sich die blonde Magd an ihn. Stieg er in den Keller, so prallte er im Dunkel mit ihr zusammen, stand er über ein paar Bretter gebückt, die er zusammenpaßte, so kam sie neugierig dazu und stellte sich ihm so nahe, daß er die Wärme ihres Körpers spüren mußte. Einmal kam Herr Zinker dazu, wie sie so dicht an ihm lehnte. Sie ging mit rotem Kopf davon. Herr Zinker aber sah ihr nach, blinzelte dem Gefreiten zu und sagte: „Ja, das wäre eine Frau! Sie hat sich schon bei mir ein paar hundert Mark erspart, ich habe das Sparkassenbuch in Verwahrung. Jetzt hat's ihr die Montur angetan, das sieht man. Wer da schnell zugreifen würde, der hätte etwas Gutes!"

Allein der Gefreite war blöde. Er griff nicht zu, er getraute sich nicht das Mädchen, das schon am frühen Morgen in seine Nähe zu kommen suchte, in die Arme zu nehmen.

Jeden Abend, wenn er zur Ruhe in seine Kammer taumelte, bot sie ihm extra noch einmal „Gute Nacht".

Er griff aber nicht zu . . .

Die erste Woche seines Aufenthaltes in der Heimat war bereits vorüber.

Es war in der Nacht vom Samstag zum Sonntag. Ungewöhnlich viel Gäste waren gekommen. Das große Wort führte Johann, der Kutscher des Landrates. Zwei Runden Gilka hatte er schon für seinen Tisch, an dem auch der Gefreite saß, bezahlt. Dafür mußte der aber auch immer wieder erzählen, wie es einem zumute ist, der das Bajonett aus einem toten Franzosen herauszieht.

Herr Zinker, der den Wochenabschluß gemacht hatte, schien an diesem Abend Spendierhosen anzuhaben. Er braute eigenhändig einen Punsch, von dem er die erste Terrine gratis abgab. Das Getränk war so verlockend, daß der Wachtmeister von der Gendarmerie, der Gasinspektor und zu guter Letzt noch der Uhrmacher, jeder eine Terrine nachbestellte für einen halben Taler.

Die blondhaarige Magd hatte eine blaue Sammetbluse angezogen und eine weiße Schürze umgebunden, die hinten zwei große weiße Schleifen hatte. Sie schenkte den Punsch ein und trank den Gästen zu. Am häufigsten aber stieß sie mit dem Gefreiten an, dem das Blut allmählich in den Kopf stieg. Sie warf ihm lange Blicke zu, ließ es aber trotzdem geschehen, daß der weißhaarige, asthmatische Uhrmacher

Digitized by Google

seinen Arm um ihre Taille schlang und daß der schnauzbärtige Gendarmeriewachtmeister sie in die Wange kniff. Sie lachte und knurrte dazu wohlgefällig wie die graue Katze, die auf den dürren Schenkeln des Gasinspektors lag, der das Tier hätschelte und streichelte.

Lieder wurden gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles" und „Es ziehen, ziehen ja ins Feld des Königs Grenadiere", „Heil dir im Siegerkranz" und „Der gute Kamerad mit den Vöglein im Walde".

Das Mädchen setzte sich bei dem Gesang zwischen den Gefreiten und Herrn Zinker, die auf der Eckbank am Ofen saßen.

Vor ihr stand die Punschterrine, aus der sie fleißig einschenkte. Sie sang laut mit in schrillem Diskant und zeigte dabei ihre weißen Zähne, die zwischen den roten, feuchten Lippen hervorlugten. Bei der Strophe „in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn", schmiegte sie sich an den Gefreiten an und legte ihm den vollen Arm auf die Schulter. Als der Schluß des Liedes kam, lag ihre Wange dicht an der seinen. Den Arm hatte er um ihre Hüfte gelegt und preßte sie fest an sich.

Der Gasinspektor hatte sich in das Spiel mit der Katze vertieft und nicht mitgesungen. Der Wachtmeister wischte sich den Schnurrbart ab und sagte, als sich alle die trocken gesungenen Kehlen mit dem Punsch feuchteten, indem er das Glas hart auf den Tisch stieß: „Da seht nur den Inspektor an, den alten Junggesellen. Der amüsiert sich mit der Mieze. Was aber ein richtiger Mann und Feldsoldat ist, der nimmt was Ordentliches, Warmes in den Arm."

Der Wachtmeister warf einen Blick auf die Katze, einen anderen auf das Mädchen. Dann legte er sich hintenüber, faltete die Hände über dem Bauch und brach in ein nicht endenwollendes Gelächter aus. Das Mädchen lief hinaus. Herr Zinker schenkte geräuschvoll ein und der Gefreite blickte dumm von einem zum anderen. Aber da hoben schon wieder alle ihre Gläser und ließen ihn hoch leben.

„Prosit!" erscholl es nun von allen Seiten. Alle stießen mit dem Mädchen an. Das heiße, schwere Getränk begann die Leute zu beherrschen. Jeder redete für sich. Der Gendarmeriewachtmeister verzapfte die schon oft erzählte Geschichte, wie er zu Beginn des Krieges ein sehr gefährliches Spionenauto aufgehalten hätte. Der Uhrmacher berichtete zu gleicher Zeit von seinen Erlebnissen als junger Mann in Amerika im Jahre 70. Der Gasinspektor aber sang leise vor sich hin: „Lott' ist tot, Lott' ist tot." Und dabei zwickte er die dicke Katze sanft in die Ohren.

Der Gefreite schaute in sein Glas. Der Tabakrauch umflorte seine Augen, die Stimmen im Zimmer verschmolzen sich zu einem surrenden Geräusch. Nur den heißen Körper des Mädchens, das sich an ihn schmiegte, fühlte er deutlich. Ihr Kopf legte sich auf seine Schulter, er wandte ihr das Gesicht zu. Da küßte sie ihn.

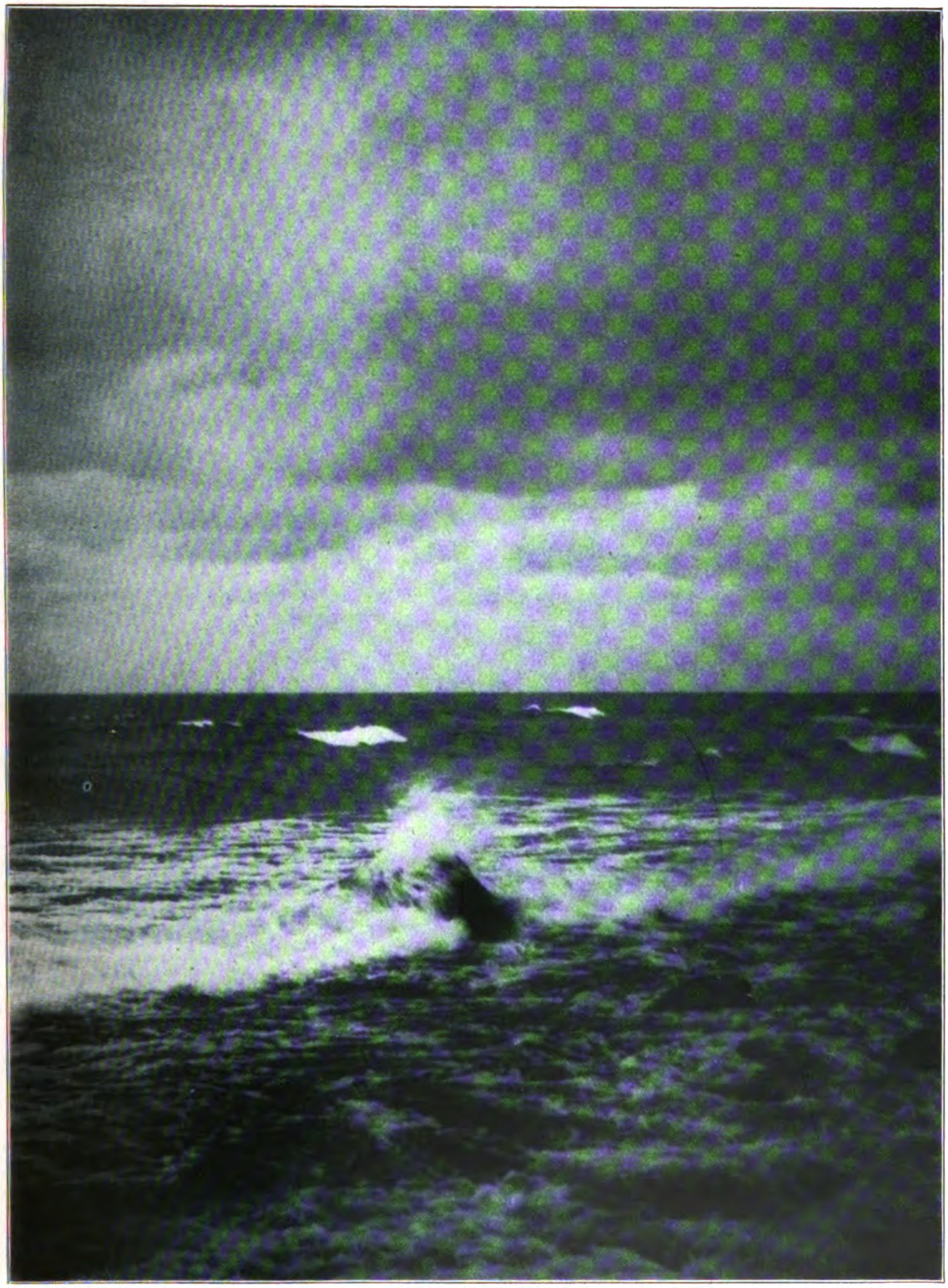
Im selben Augenblick erhob Herr Zinker sein Glas und rief: „Das lass' ich mir gefallen. Die jungen Kriegsverlobten, sie leben hoch!"

Und alle anderen sprangen auf, stießen miteinander an und sangen: „Hoch soll'n sie leben!" Der Gasinspektor brummte: „So ist's recht. Es soll nur bald die Kriegstrauung folgen, denn der Kaiser braucht Rekruten."

Herr Zinker brachte noch zwei Flaschen Kupferberg Gold und ließ die Pfropfen lustig knallen. Dazu mußte das Grammophon spielen: „Schatz, mein Schatz, ach weine nicht" und „Hochzeit machen, das ist wunderschön, eia, ist das schön!"

Der Gefreite stand aufrecht in dem Tumult, der sich erhoben hatte und suchte zur Besinnung zu kommen. Von der Straße her waren ein paar Herren hereingetreten, die vorher im „Schwarzen Adler" am Honoratiorentische gesessen hatten. Sie tranken noch ein Schnäpschen und gratulierten nun auch, als sie vernahmen, daß Herrn Zinkers Gefreiter sich verlobt habe. Der also zum Bräutigam Gewordene begriff nicht recht, wie alles geschehen war. Aber er ließ es zu, daß das Mädchen sich an seinen Hals schmiegte und ihn küßte. Er wehrte sich auch nicht gegen das Glas Sekt, das ihm in die Hand gesteckt wurde. Er trank es vielmehr in einem Zuge aus, erwiderte alle die Händedrücke derjenigen, die ihm Glück wünschten und taumelte endlich, als die Stube anfing sich zu leeren,

Digitized by Google



An der Ostsee bei Neukuhren

Aufnahme aus der Werkstätte für photographische Arbeiten
von Sabine Stolle und Irma de la Chaux in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

zu der schmalen Stiege im Flur, die er mühsam erklomm.

Es war heller Tag, als er mit einem Aufschrei in seinem zerwühlten Bett erwachte. Er hörte sich selbst noch schreien: „Achtung, Mine!"

Draußen läuteten die Kirchenglocken.

Das Entsetzen des Traumes war so stark in ihm, daß er sich mit beiden Händen die Brust hielt, in der das Herz stark arbeitete. Die Welt ringsum schien ihm zu bersten, und er selbst wirbelte irgendwo draußen im endlosen Grau. Langsam erst kam er völlig zu sich. Sein Kopf schmerzte, und seine Augen brannten. Erschöpft streckte er sich aus und ruhte noch ein Weilchen, um zu vergessen, was ihm der Angsttraum vorgetäuscht hatte.

Wieder wurden in ihm die Gedanken an die Kameraden lebendig. Er sah sie draußen in ihren Gräben und Waldlagern. Schwer fiel es ihm auf die Seele, daß er noch immer nicht die Familien seiner beiden ältesten Kameraden aufgesucht hatte, durch deren Vermittlung damals das Meldeblatt aus dem Lazarett an seinen Hauptmann gelangt war.

Diese Gedanken wurden so mächtig in ihm, daß er aufsprang, Kopf, Hals und Oberkörper mit kaltem Wasser bearbeitete, die Montur ausputzte und sich zum Ausgang fertigmachte. Er wollte gleich hinaus ins Freie.

Aber die Magd hatte ihm aufgelauert. In einer weißen Bluse mit grünen Bändern und einem schwarzen Rock kam sie ihm entgegen. Vorwurfsvoll sah sie ihn an und sagte: „Nun haben wir die Zeit zum Kirchgang versäumt." Dann zog sie ihn ins Gastzimmer und setzte ihm ein Frühstück vor, das sie in einer Ecke verwahrt hatte, Schinkenbrote und einen heißen Kaffee.

Während er aß, begann sie schmeichelnd: „Du, Herr Zinker meint, du kannst getrost wegen der Heirat Nachurlaub nehmen, den bekommst du sicher."

„Heirat," sagte der Gefreite nachdenklich.

„Ach, das ist schnell gemacht, da ist gar nichts dabei," eiferte das Mädchen, „wir gehn zum Bürgermeister und zum Pastor und lassen uns kriegstrauen. Das kostet keinen Pfennig. Dann bekomme ich doch die Staatsunterstützung, denk' doch mal an! Und wenn dir was passiert, dann krieg' ich auch was. Wenn man schon einmal zusammen ist, dann muß man auch alles mitnehmen. Dann kann man sich doch nach dem Kriege rühren. Denn wenn du wieder zurückkommst, so fällt es mir nicht ein, auch nur eine Stunde länger bei Zinker zu bleiben. Denn du kannst dir gar nicht denken, wie froh ich bin, wenn ich erst aus diesem Dreck heraus bin." Und dankbar drückte sie sich an ihn.

Der Gefreite empfand so etwas wie Stolz darüber, daß das Mädchen solches Vertrauen zu ihm hatte. Er gab ihr die Hand und sagte, er wolle sich das mit der Trauung überlegen. Eine gewisse Lebenserfahrung hatte ihn doch gelehrt, nicht überall gleich ja zu sagen. Trotzdem war er beinah entschlossen, den Wunsch des Mädchens zu erfüllen. Er schnallte sein Seitengewehr um, setzte seine Mütze auf und ging hinaus, nachdem er noch einen Kuß mit auf den Weg bekommen hatte.

Durch die menschenleere Hauptstraße ging er. Als er über den Jakobsplatz schritt, brauste die Orgel in der Kirche auf. Die langgezogenen Töne des Schlußchorales hallten ihm nach, als er in der engen, winkeligen Körnerstraße die Hausnummern absuchte, bis er die 15 fand. Die schmale Pforte war angelehnt, er trat ein und tastete sich den niederen, dunklen Flur entlang.

„Die erste Tür rechts ist es," hatte ihm der blondbärtige Kamerad gesagt. Seine Hand glitt die kalkige, staubige Mauer entlang und fühlte nun das Holz des Türrahmens. Er klopfte mit dem Knöchel an. Von innen schrillte eine Frauenstimme: „Wer ist denn da? Die Kinder sind in der Kirche und ich liege krank im Bett."

„Ich bin ein Kamerad Ihres Mannes," sagte der Gefreite gegen die Tür, „ich soll Ihnen Grüße bringen, Frau."

„Von Karl?" klang es erstaunt zurück. „Ach, da kommen Sie man 'rein, aber gleich in die zweite Tür!" Ein heftiger Hustenanfall folgte.

Der Gefreite trat in ein kleines, dumpfes Schlafzimmer. Im Bett lag ein abgehärmtes Weib, das in ein gestricktes Tuch gehüllt war. Sie hustete noch immer und wischte sich den Mund nach jedem An-

Digitized by Google

fall mit dem Ärmel ab. Endlich sagte sie mühsam: „Ach, setzen Sie sich doch. Ich bin ganz allein hier, die Kinder müssen aber gleich kommen. Und erzählen Sie von Karl! Wie geht es ihm denn immer? Ist er wirklich noch ganz gesund, wie er schreibt? Sie sehen, mir geht's nicht besonders."

Der Gefreite saß bolzengerade auf dem wackeligen Holzstuhl vor dem Bett und bestätigte ihr, daß der Mann ganz gesund sei.

„Ich hab' ihm nichts davon geschrieben, daß ich krank bin," sagte die Frau. „Helfen kann's ja doch nicht, solange dieser Krieg dauert. Und dann hab' ich ja auch die Kinder. Die helfen mir schon, so gut sie können. Der Junge geht ins Sechzehnte und ist groß und stark für sein Alter. Bei dem Knechtemangel bekommt er oft was extra zu verdienen. Und das Mädchen lernt das Feinflicken. Da geht es schon. Wir können uns nicht beklagen. Andere haben's noch viel schlechter. Wenn nur der Husten nicht wäre! Ich würd' wohl eher gesund werden, wenn Karl da wäre. Wissen Sie, es fing gerade an, uns ein bißchen besser zu gehen, da kam der Krieg. Aber das muß nun wohl so sein."

Der Gefreite begann nun auf Befragen zu erzählen, wie sie zu essen und zu trinken gehabt hätten, und wie jeder Gruß aus der Heimat mit und ohne Gabe willkommen sei. Die Kinder kamen zurück, der Sohn im zu kurz gewordenen Konfirmandenanzug, das Mädchen in einem gefälligen schwarzen Kleidchen. Der Sohn mußte aus der Tischschublade eine Zigarre holen und ein Glas Schnaps bringen. Die Zigarre schob der Gefreite zwischen den dritten und vierten Knopf der Uniform, den Schnaps trank er auf das Wohl der Frau. Und er erzählte weiter von ihrem Leben da draußen in den Waldlagern und Erdlöchern.

Die Frau hörte aufmerksam zu. Sie schien ganz befriedigt zu sein von dem, was sie erfuhr. „Schlecht hat er's dann ja nicht," sagte sie glücklich. Der Gefreite merkte, daß es um sie selbst recht böse stand. Die Kinder sahen sich bei jedem Hustenanfall mit verhaltener Angst an. Ihm wurde das Herz schwer und er nahm bedrückt Abschied. Die Frau reichte ihm dankbar die Hand: „Nun grüßen Sie den Karl nur schön. Und Gott gebe, daß der Krieg bald zu einem guten Ende komme!"

Der Gefreite trat aus dem dumpfen Hause und atmete erleichtert auf. Er schritt bis zur Hauptstraße hinunter, zum Honoratiorenviertel. Dort hatte der andere Kamerad eine Konditorei. Schon von weitem konnte er den Namen auf dem Schild glänzen sehen. Er trat in den Laden. Ein hübsches Mädchen von zwölf Jahren fragte nach seinem Begehren. Er sagte, er wolle die Mutter sprechen, er hätte Grüße vom Vater zu überbringen. Das Mädchen musterte ihn neugierig, wurde rot: „Mutter hat grad Besuch ... ich weiß nicht ... aber ich will mal sehen." Und sie rief etwas durch die Tür, die aus dem Laden nach hinten führte.

„Er soll nur 'reinkommen!" rief eine tiefe Frauenstimme.

Der Gefreite trat in die gute Stube hinter dem Laden, deren Möbel mit gepreßtem grünen Sammet bezogen waren. Eine große, stattlich aufgeputzte Frau erhob sich vom Sofa. Auf dem runden Tisch vor ihr stand eine Flasche Wein mit zwei gefüllten Gläsern. Eine halbe Schokoladentorte lag auf einer Tortenschüssel. Am Fenster lehnte ein breiter Mann mit grauen Haaren im feinen, langen, schwarzen Rock. Er lehnte die Stirn gegen die Fensterscheiben, so daß der Gefreite sein Gesicht nicht zu erkennen vermochte.

„Also Gustav hat Ihnen Grüße an mich aufgetragen," sagte die Frau in einem merkwürdig bestimmten Tone, „wie geht es ihm denn?"

„Soweit ganz gut," erwiderte der Gefreite und sah sich befremdet um. „Er hat nur solange keine Nachrichten mehr von Ihnen bekommen, darum hat er mich hergeschickt."

„So," sagte die Frau gedehnt, „darum hat er Sie hergeschickt. Na, dann sagen Sie ihm man, daß es uns auch nicht schlecht geht. Er kann ganz ruhig sein."

Die weißgestrichene Tür neben dem Sofa wurde aufgeklinkt, und ein Junge von ungefähr acht Jahren schob ein altkluges, blasses Gesicht vorsichtig ins Zimmer.

Die Frau sah es und schrie ihn an: „Du Nichtsnutz, hab' ich nicht verboten, daß du

Digitized by Google

hier 'reinkommen sollst! Was fällt dir denn wieder ein?"

„Ich will ja gar nicht 'reinkommen," sagte der Kleine in gekränktem Tone, „ich will ja bloß den Soldaten sehen, der vom Vater gekommen ist."

„Marsch, 'raus!" Die Frau wurde krebsrot im Gesicht. „Es ist schrecklich," sagte sie dann, sich selbst bedauernd, „was man für 'ne Last mit den Kindern hat, wenn kein Mann im Haus ist. Na, also, grüßen Sie Gustav, und ich werd' ihm bald mal 'nen langen Brief schreiben."

Der Gefreite ging und war froh, als er wieder draußen war. Als er von dannen ging, hörte er hastige, trippelnde Schritte hinter sich her kommen. Der kleine Junge kam hinter ihm hergelaufen, gab ihm eine Tafel Schokolade: „Da, die hab' ich für dich stibitzt. Du mußt Vater aber auch recht schön von mir grüßen. Er soll nur viel Franzosen totschlagen und dann schnell wiederkommen. Ich krieg' nämlich zuviel Haue, wenn er nicht da ist."

Der Gefreite gab ihm ernsthaft die Hand und sagte: „Warte, ich will dir auch etwas schenken." Er griff in die Tasche und holte eine französische Patrone heraus. „Da, die haben wir aus einem französischen Graben geholt, da war dein Vater mit dabei, die bewahr' dir schön auf."

Der Kleine ergriff die Patrone fast ehrfürchtig und sagte mit feierlicher Stimme: „Das tu' ich aber auch, die darf mir niemand anfassen, die verstecke ich mir!" Und sie schüttelten sich die Hände wie zwei alte Kameraden.

Der Gefreite ging weiter. Er dachte nach über diese Frau, die da bei Wein und Torte mit einem anderen Manne zusammensaß, während sein Kamerad draußen unter feindlichem Feuer Posten stand. Dann dachte er an die andere Familie, an die Frau, die sich mit dem entsetzlichen Husten quälte. Und er fühlte, wie sehr es not täte, daß diese beiden Kameraden einmal heimkämen, um Ordnung zu schaffen.

Ja, wer in der Heimat etwas besaß, der war an die Heimat gebunden. Er spürte das doppelt, seit er das blonde Mädchen kannte. Und doch ahnte er, daß auch diese ihm ohne die Gefreitenknöpfe und das schwarz-weiße Band im Knopfloch wohl nicht so nachgegangen wäre. Aus sich selbst heraus aber würde er sich nie getraut haben, sich mit Mädchen einzulassen. Wozu auch ...

Er nahm Haltung an, da sonntäglich geputzte Menschen ihm begegneten.

Alle sahen ihm nach, viele grüßten ihn, und die Mädchen stießen sich an, wenn sie an ihm vorbeischwenkten. Ein Ärger stieg in ihm auf gegen alle die zudringlichen, neugierigen Menschen. Was wußten sie von dem Kriege, der doch alle bedrohte? Nur wer einen Gefallenen betrauerte, empfand etwas von der großen Schwere. Es fiel ihm aufs Herz, daß er seinen dritten Besuch machen mußte. Er schämte sich, daß er es solange aufgeschoben hatte, zu der Frau seines gefallenen Zugführers zu gehen, der da draußen lag am feindlichen Drahtverhau. Sie wohnte bei ihrem Vater, dem Herrn Schuldirektor. Und das Bild erstand wieder vor ihm, wie er diese Frau als weiße, zarte Braut im Kirchenportal gesehen hatte. Das Herz wurde ihm mit jedem Schritt schwerer. Als er vor dem efeuumsponnenen, altertümlichen Hause, das nur aus zwei Geschossen bestand, angelangt war, zupfte er noch einmal Uniform und Mütze zurecht. Dann zog er an dem Porzellangriff der Glocke, die einen alten, dünnen Messingklang hatte, der weich durch das ganze Haus schwang. Ein ältliches Mädchen öffnete. Der Gefreite stand stramm und fragte nach der Frau Oberlehrer. Das Mädchen sah ihn unschlüssig an. „Ich weiß nicht," sagte sie, „ob Sie jetzt zu ihr dürfen. Ich muß erst mal den Herrn Direktor fragen. Kommen Sie mal mit, aber gehen Sie schön leise."

Beklommen folgte ihr der Gefreite durch den gewölbten Hausgang, dessen Wände sauber geweißt waren. Das Mädchen schob ihn in die Küche und hieß ihn auf einem Holzstuhl Platz nehmen. Sie war klein und behäbig, hatte aber ein mageres Gesicht, lebhafte graue Augen, fest gescheiteltes Haar und einen leichten Anflug von Schnurrbart auf der Oberlippe. „Sie sind doch der Sohn von der Hanne," sagte sie plötzlich mit so scharfer Betonung, daß der Gefreite antworten wollte: ‚Zu Befehl!' Mitten im Wort verbesserte er sich und sagte: „Jawohl, der bin ich." Da nickte sie nur bedachtsam vor sich hin. Sie ergriff einen Suppenlöffel und schöpfte be-

Digitized by Google

hutsam das Fett aus einem Kessel ab, hing den Löffel wieder an den Haken, stemmte die beiden Hände in die Hüften und wandte sich ruhig an den Soldaten: „Wissen Sie, die Frau Doktor ist nämlich noch sehr herunter. Wir haben viel Angst und Sorge mit ihr gehabt. Sie war ganz von Sinnen, wie die Trauernachricht kam. Das läßt sich ja denken. Aber man möchte doch wissen, wie alles gewesen ist. Bleiben Sie mal hier, ich hole den Herrn Direktor."

Da saß nun der Gefreite auf dem Holzstuhl in der halbdunklen Küche. Von den Wänden schimmerten Zinngeschirr und spärliches Kupfer. Auf dem großen Herde kochte der Suppenkessel. Kartoffelscheiben lagen in einer großen Schüssel auf dem weißgescheuerten Küchentisch. Durch das Fenster schaute er in die Gartenecke, in der sich eine Schaukel befand. Da hatte er heimlich manchmal geschaukelt, bis es die Mutter ihm verbot. Da war auch das Beet mit den Suppenkräutern. Da die Bank, auf dem das Fräulein mit dem blauen Sonnenschirm saß und las.

Und hier auf diesem selben Stuhle hatte er oft in der Küche gesessen mit dem tiefen, blauen Porzellanhumpen voller Suppe und Gemüse. Ihm war es, als wäre er wieder ein Junge, und die Mutter müßte gleich eintreten, um ihn abzuholen.

Die Tür tat sich auf und vor ihm stand der Herr Direktor. Er hatte einen schwarzen Rock an und hielt einen Federhalter in der Hand. Er kam sehr nahe an ihn heran, musterte ihn durch die goldumränderte Brille, fuhr sich mit der Linken durch die weiße Mähne und sagte: „Sie sind also der Willem, der Sohn von unserer alten Hanne! Willkommen in der Heimat!"

Der Gefreite stand stramm und sagte hölzern: „Jawohl, Herr Direktor!"

Des alten Herrn Blicke irrten hilflos von der Küchentür hinüber zu seiner Köchin. Er fragte: „Was meinst du denn, Tine, lassen wir ihn zu ihr hinein oder nicht?"

Das alte Mädchen sah den Gefreiten fest an und gab ihre Meinung kund: „Herr Direktor, viel Worte machen darf er nicht. Ich denk' aber, es ist doch besser, wenn sie jemanden sieht und spricht, der mit dabei war. Briefe und Nachrichten sind nicht das Richtige für so eine junge Frau."

„Also dann kommen Sie," sagte der Direktor. Er schritt durch die Tür hinaus in den Gang zu der breiten, rötlichen Treppe, die in das obere Stockwerk führte. Vorsichtig öffnete er eine Tür, bedeutete den Gefreiten zu warten und trat in ein Zimmer.

Drinnen tat es einen tiefen Seufzer.

Die Tür wurde aufgerissen, vor dem Gefreiten stand eine Frau, deren Haare gegen das Licht golden schimmerten. Vom Gesicht, das im Schatten lag, vermochte er nichts zu erkennen. Weiße, dünne Finger umklammerten sein Handgelenk und zogen ihn ins Zimmer hinein. Da erkannte er das Gesicht wieder, das er damals unter dem blauen Schirm im Garten gesehen hatte. Aber es war bleich und schmal, die Lippen waren schlaff geworden und die Augen gerötet, und unter dem losen schwarzen Gewande wölbte sich ein gesegneter Leib.

„Sie haben ihn gesehen!" rief die junge Frau mit erregter, hoher Stimme und starrte ihm ins Gesicht. „Sagen Sie — hat — — hat er — sehr leiden müssen?"

Und Tränen entstürzten ihren Augen.

Der Gefreite suchte nach Worten. Er sah in das besorgte Gesicht des alten Direktors, der die Tochter im Rücken stützte, und antwortete: „Der Herr Leutnant ist gestorben wie ein Held. Er ging gegen den Feind vor. Er erhielt eine Kugel in den Kopf und eine in die Brust. Da hat er nicht mehr leiden müssen ..."

„Mein Gott, mein Gott," schluchzte die junge Frau fassungslos. „Und Sie waren in seiner Nähe, Sie haben — — es mit angesehen — — sagen Sie — —"

„Ich habe es ganz deutlich gesehen," sagte der Gefreite wahrheitsgetreu. Aber dann stockte ihm der Herzschlag in der Brust. Er wußte, nun kam die Frage nach dem Grabe. Er rief sich die auswendig gelernten Worte von den militärischen Ehren wieder ins Gedächtnis zurück. Seine Blicke schlichen sich an den Wänden entlang, an denen lauter alte, gemütliche Bilder hingen; sie drückten sich vorbei an dem Tisch mit den runden, bequemen Polstermöbeln, sie wanderten hinaus zu den Fenstern, die mit zierlichen, blütenweißen Gardinen verhängt waren, und sie schauten weit hinein nach Frankreich, wo zwischen Drahtverhauen in einem Dorngestrüpp der unbe-

Digitized by Google

erdigte, verwitterte Körper des Mannes lag, nach dem sein mütterliches Weib jetzt fragen würde.

„Haben Sie mir kein Bild mitgebracht von seinem Grabe?" fragte die junge Frau in verzweifeltem Tone.

Der Gefreite antwortete hölzern: „Wir haben den Herrn Leutnant mit allen militärischen Ehren begraben."

Das junge Weib schluchzte wild auf. „Warum schickt man mir kein Bild von seinem Grabe?" wimmerte sie. „Ich will ein Bild von seinem Grabe haben."

„Aber Kind," sagte der alte Direktor, „da draußen im Feuer wird es nicht leicht sein zu photographieren. Denk' doch —"

„Ich will selbst hinfahren und ihn mir heimholen ... ich will ihn hier haben, damit ich zu ihm gehen kann," weinte sie hartnäckig.

Der Gefreite sah wieder die beiden Drahtverhaue, zwischen denen in freier Luft der Leib des Mannes lag —— und ein dumpfer Schmerz betäubte ihn. Zugleich kam er sich hier so überflüssig vor. Die Lüge, die er ausgesprochen hatte, begann an ihm zu nagen. Warum war er auch hierher gegangen?! Ja, das wußte er selbst nicht zu sagen. Es war ein Zwang gewesen. Er hatte gehen müssen. Nun empfand er das ganze Unglück neu und schlimmer denn zuvor.

„Warum konnte er nicht gerettet werden, wie das erstemal!" jammerte die Frau. „Hätte ich ihn doch damals nicht wieder hinausgelassen, als er geheilt war! Warum haben Sie ihn nicht gerettet?"

Der Gefreite dachte daran zurück, wie er den Leutnant im Waldgefecht auf seinen Schultern davongetragen hatte. Damals hatte er den Lebenden retten können, den toten Körper aber vermochte heute kein Mensch zu bergen. Wie eine Anklage gegen ihn selbst dünkte ihn der Jammer der Frau.

Der alte Herr hatte die Tochter in einen der großen Lehnstühle gebettet und war um sie bemüht. Sie aber schluchzte und wimmerte fieberhaft.

Der Gefreite, der starr in der Mitte des Zimmers stand und nicht wußte, wohin er sich am liebsten verkrochen hätte, fühlte, wie ihn eine Hand von hinten packte und fortzog. Draußen sagte die alte Magd zu ihm: „Da haben Sie nun gesehen, wie es um sie steht. Nun kommen Sie!"

In der Küche mußte er sich wieder auf den Holzstuhl setzen. Schweigend hantierte die Alte eine Zeitlang am Herde. Dann brachte sie auf einem Teller Wurst und Brot und holte eine Flasche Bier mit einem Glase. Sie schenkte ein, und der Gefreite langte aus Höflichkeit zu, trotzdem ihm die Kehle wie zugeschnürt war.

Die Alte aber lief in der Küche von einer Ecke zur anderen und sah ihn alle Augenblicke nachdenklich von der Seite an. Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie setzte sich auf einen Schemel ihm gegenüber, legte ihm die Hand auf den Unterarm und sagte: „Du, Willem... hör' mal ... ich muß was mit dir reden, du weißt, daß ich immer gut mit deiner Mutter war, und du weißt auch noch, wie oft du bei mir deine Suppe bekommen hast."

„Ja, das weiß ich," sagte der Gefreite beklommen.

Das ist jetzt schon lange her," fuhr sie fort, „und du bist nun ein Mann geworden und hast sogar das Eiserne." Sie wischte sich mit dem blauen Schürzenzipfel über die Augen, und der Gefreite sah sie verlegen an. Ihn wollte das dumpfe Gefühl, das ihn heut seit seinem Erwachen beherrschte, nicht verlassen. Der Gedanke, daß irgend etwas Böses auf ihn eindringen wollte, lähmte ihn von neuem. Und in seinen Ohren begann es zu brausen, als die alte Köchin von neuem begann: „Nu sag' mal, ist es denn wahr, was die Leute in der Kirche gesagt haben, daß du dich mit dem Mädchen vom Zinker versprochen hast?"

„Ja, das muß wohl wahr sein," antwortete er mühsam, denn nun merkte er wohl, worauf sie los wollte. Sie sah ihn mit langem Blicke sonderbar an. Dann stand sie auf, schenkte ihm wieder ein, ging ein paarmal durch die Küche und sagte: „Willem, du hast keine Mutter mehr, da muß ich es dir schon sagen: Das ist keine Person für dich!"

Er fuhr mit finsterem Blick herum, sie aber begegnete seinen Augen fest und ruhig: „Sieh sie dir doch mal genau von der Seite an, Willem, da stimmt was nicht! Aber ihr Mannsleute seid ja blind, besonders wenn ihr noch ledig seid."

Digitized by Google

Der Gefreite wollte etwas sagen. Da erstand die Erinnerung an den gestrigen Abend in ihm stark wie ein Bild. Er sah den Wachtmeister lachen, und da verstand er. Er stieß sein Glas Bier weit von sich und saß starr da. Wieder war ihm zumute, wie in dem Augenblick, als die Mine niedergeprasselt war. Ringsum ward alles grau. Kaum hörte er noch, wie die Alte sagte: „Du bist ein viel zu guter Mensch, Willem, solche Leute werden immer übers Ohr gehauen, weil es eben mehr Schlechte und Schlaue als Gute gibt. Du mußt es mir nicht übelnehmen, daß ich dir ein Licht aufgesteckt habe. Lieber jetzt als später! Ich hab' es gut mit dir gemeint. Ich hab's nicht mit ansehen können, daß du dem Mensch in die Hände fällst, das ein Luderleben geführt hat, seit sie bei Zinker ist. Freilich, dem Zinker könnt's passen, wenn sie versorgt würde. Aber du, Willem, bist zu schade dafür."

Dem Gefreiten schlug der Puls hart und laut bis in den Hals und klang in seinen Ohren im Rhythmus des Angriffssignales: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp."

Er war sehend geworden, und der Schleier von seinen Augen genommen. Das also war die Heimat! Strohmann für ein schlechtes Mensch sollte er werden. Und er war so dumm gewesen und darauf hereingefallen, nur, weil er auch sein bißchen Wärme und Freude von der Heimat haben wollte. Aber das war wohl die Strafe, daß er seine Kameraden so ganz vergessen hatte. Nein, er gehörte nicht hierher! Und er stand auf, zog die Koppel fest an und wollte gehen.

„Willem!" sagte das alte Mädchen, „du willst doch nun am Ende nichts Böses tun?"

Er schüttelte kurz den Kopf.

„Was willst du denn machen?" forschte sie.

„Weiß nicht, werd' schon sehen." Er sah fahl aus im Gesicht, und die Augen schienen unbeweglich wie graue Kugeln, als er grüßte.

„Willem" rief die Alte und eilte ihm nach. Sie erreichte ihn, als er die Pforte öffnete. Wieder schwang der dünne, alte Messingklang der Glocke weich durchs Haus. „Willem!" rief sie bittend und streckte beide Hände nach ihm aus. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, du findest andere Mädchen genug."

„Ist schon recht," sagte er. Dann aber sah er ihr gutes, altes, bekümmertes Gesicht. Und er reichte ihr noch einmal die Hand, machte kehrt und ging mit harten Schritten davon. Als er in die Hauptstraße einbog, begegnete ihm der Wachtmeister. Der lächelte ihm schon von weitem zu.

Er grüßte und ging auf die andere Seite. Als er zum Markt kam, sah er den alten Uhrmacher im Fenster liegen. Der rief ihm zu: „Nun, gut bekommen, junger Bräutigam?"

Er wurde rot und grüßte kurz. Und plötzlich stand die eherne Gewißheit in ihm: Du mußt fort, fort von diesen Menschen, wieder dahin zurück, wohin du gehörst, zu den Kameraden, — heim ins Feld!

In Zinkers Gaststube war es wieder voll. Er gelangte, ohne daß jemand ihn gewahrte, durch den Tabaksqualm im Vorflur zu der Stiege in seine Kammer.

Da schloß er sich ein und packte seinen Tornister. Als er schwer und hart die Treppe wieder hinunter stieg, erschien unten einen Augenblick der blonde Kopf des Mädchens. Sie rief ihm flüchtig zu: „Komm doch schnell, sie warten schon alle auf dich."

Er ging aber weiter und war voller Trotz. An der Haustür trat ihm Herr Zinker entgegen: „Menschenskind," rief er, „was haben Sie denn? Wie sehen Sie denn aus? Wo wollen Sie hin?"

„Heim ins Feld," sagte der Gefreite laut, sah ihn an, schob ihn mit eckiger Armbewegung zur Seite und marschierte auf die Straße hinaus. Und hinter ihm kam heftig atmend das Mädchen gelaufen und rief: „Aber Willem, was hast du denn bloß?" Er aber wandte sich nicht um, sondern schritt weiter. Da faßte sie ihn am Ärmel und bat: „Willem, Willem, tu mir das nich an, geh nich fort."

Er blieb stehen und maß sie mit einem langen Blick. Da faßte sie Mut und sagte: „Wir sind verlobt und Brautleute, Willem, das kannste nich abstreiten!"

Da gab er ihr ruhig zur Antwort: „Gestern war ich dumm. Heute weiß ich Bescheid! Genug hab' ich von euch. Ich geh' wieder heim ins Feld!" Und schritt

davon, ohne das Mädchen eines weiteren Blickes zu würdigen, das totenblaß und starr stehen blieb.

Stramm und ohne zu grüßen ging er an dem Uhrmacher vorbei, der ihm verwundert nachschaute. Ebenso wuchtete er, ohne nach links oder rechts zu blicken, an dem erstaunten Gendarmeriewachtmeister vorüber. Endlich stand er am Bahnhof.

Am Schalter fragte er nach seiner Anschlußstation. Der weißhaarige Schalterbeamte schüttelte den Kopf. „Wir haben zwischen zwölf und sechs Uhr keinen Zug in der Richtung," sagte er. „Wenn Sie nach M. laufen, da haben Sie um drei Uhr einen Zug . . . aber da müssen Sie laufen wie ein Bürstenbinder, wenn Sie aber fort müssen, dann können Sie noch zurechtkommen wollen, denn es sind über zehn Kilometer."

Der Gefreite sah nach der Uhr und sagte: „Das schaff' ich gut." Da beugte sich der alte Beamte vor und sagte: „Ich dachte, Sie hätten längeren Urlaub? Die Leute sagten doch, Sie wollten sich mit Zinkers Mädchen kriegstrauen lassen?"

„Da hat man Ihnen aber einen schönen Bären aufgebunden," sagte der Gefreite grimmig. „Schönen Dank für den guten Rat und Gott befohlen!"

Und damit setzte er sich in Marsch und lief die feuchte Landstraße entlang, die sich, von Apfelbäumen umgrenzt, quer durch die leeren Äcker bis zur nächsten Station hinzog.

Der Wind, den er im Rücken hatte, schien ihm fröhlich vorwärtszuschieben und über ihn triumphierten ganze Schwärme von Saatkrähen.

Er erreichte den Zug rechtzeitig und gewann zu seiner Freude sogar einen Eckplatz, den ihm ein Mann freiwillig einräumte.

Die warme Luft in dem kleinen Raum machte ihn nach all den Erregungen schnell müde. Sein Kopf lehnte sich gegen die braune Fensterwand, und er begann einzuschlafen. Das Geratter des stoßenden Zuges aber erweckte in ihm noch im Halbschlaf den Rhythmus des Angriffssignales der Infanterie: Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp — Kar — toffel — supp! —

Der Gefreite stand vor seinem Kompagnieführer und meldete: „Zur Stelle."

Der Hauptmann saß in seiner Waldhütte am Schreibtisch, der aus einem Kistendeckel gezimmert und mit graublauem Tuch aus einem französischen Uniformmantel benagelt war. Er trug ein graues Wams aus Hasenwolle. Der Waffenrock hing an einer Winkelleiste über dem kleinen, gußeisernen Ofen, zu dem er sehnsüchtig die nassen Ärmel herabstreckte. Aus ihnen rann das Wasser in schmutzigen Tränen herab, die zischend auf die Ofenplatte auffielen und verdampften. In dem engen Raume, der mit seinem rohen Gerät an die Waldzelle eines Einsiedlers gemahnte, herrschte ein heimeliges Gefühl.

Der Hauptmann erhob sich, legte die Hände auf den Rücken und hielt den Soldaten mit seinen Blicken fest, so daß er erstarrte.

Der Hauptmann erschien jung, denn er trug die Haare nur einen halben Millimeter lang geschnitten, war glattrasiert, und die Haut leuchtete in den frischen Farben, wie sie die freie Luft verleiht. Seine weit geöffneten Augen erinnerten in der Wölbung und Klarheit der goldbraunen Iris an einen Sperber. Das wurde noch verstärkt durch die große, leicht gebogene Nase. Er fragte den Soldaten kurz: „Warum kommen Sie vor Urlaubsablauf zurück?"

Der Gefreite errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Ist Ihnen irgend etwas passiert? Sprechen Sie sich mir gegenüber ruhig aus. Das ist das beste für Sie," ermunterte der Hauptmann den Mann, wie ein guter Schullehrer einen verstockten Buben.

Der Gefreite stotterte: „Nichts ist passiert, Herr Hauptmann; sie haben es mir im Lande zu dumm gemacht, und drum sah ich zu, daß ich wieder heim ins Feld käme."

„Sie haben doch nichts mit der Polizei gehabt?"

„Nein, Herr Hauptmann!" rief der Gefreite mit starker Stimme, als stünde er auf dem Exerzierplatz.

Das Gesicht des Offiziers ward mild und gütig wie Züge eines Vaters, der sich freut. „Ich glaube Ihnen," sagte er. „Ich werde veranlassen, daß Sie fürs erste noch geschont werden."

Digitized by Google

Wieder verfärbte sich das Gesicht des Gefreiten. Er stammelte: „Bitte gehorsamst, Herr Hauptmann, ich möchte keine Schonung, ich" — und er schwieg, da er die Worte nicht fand vor Angst und Scham gegen die Kameraden ... Möglichst schnell wollte er wieder in das Frontleben hinein, um zu vergessen, was hinter ihm lag wie ein ausdörrender Durstmarsch im Sommer.

„Nur nicht zu forsch!" sagte der Hauptmann und klopfte ihm auf die Schulter. „Es ist keine Kleinigkeit, aus einer Minenexplosion davonzukommen."

Der Gefreite trat ab. Von der Höhe des Berghanges, an dem das Blockhaus des Hauptmanns gelegen war, schaute er hinab auf das Waldtal, an dessen Rande, verborgen unter den Zweigen der Bäume, sich die Mannschaftsbaracken schmiegten.

In ihm klang der Satz seines Hauptmanns nach: ‚Es ist keine Kleinigkeit, aus einer Minenexplosion davonzukommen.' Der Arzt, der Krankenwärter, die Kameraden, die Vorgesetzten, alle hatten ihn seit jenem Tage so anders behandelt.

Warum mochten sie das wohl tun?

Dunkel fühlte er, daß er nicht mehr derselbe war wie vor dem Tage, da ihn die Erde fast verschlungen hätte. Aber er empfand dieses Wunder, von dem die anderen staunend sprachen, nur schmerzlich. Die Mine hatte ihm, trotz seiner Rettung, das Leben zerrissen. Von den Kameraden, an denen er hing, hatte er fortgemußt. Daß sie ihn alle als krank behandelten, machte ihn schwach und elend. Die Erinnerung an die Heimat, die nicht seine Heimat war, erfüllte ihn mit Ekel.

Wie Bilder eines wirren Traumes stellten sich die Ereignisse der letzten Wochen im Nebel der Erinnerung vor ihn hin. Er sah wieder in der dunklen Gaststube die Mauer von Gesichtern, die auf ihn eindrängte. Als wäre er außerhalb seiner eigenen Haut, hörte er sich wieder erzählen, wo doch ein jedes Wort ihm eine Qual war. Er sah Herrn Zinkers pfiffiges Gesicht, das lachende des Gendarmeriewachtmeisters und das hämische des Gasinspektors. Er fühlte wieder, wie sich das Mädchen an ihn drängte.

Und dann dachte er an die Frauen seiner beiden Freunde, an die Enge und an das Elend in der Stube des Braunbartes und an das leichtfertige Weib des Konditors.

Er fürchtete sich, die beiden Kameraden zu treffen und ihnen Rede und Antwort zu stehen. Mit gesenktem Kopf wie ein scheuer Hund drückte er sich in die Wohnbaracke. Da sah er die Leute eifrig beschäftigt, Kleider und Stiefel zu putzen. Er merkte sofort, daß etwas Besonderes im Gange sei, und fragte, was denn los sei.

Er erfuhr, in der vorletzten Nacht hätte der Franzose angegriffen, fünfzehn Mann wären geblieben.

Aus der Baracke rief ihm einer zu: „Der Karl und der Konditor sind auch drunter."

Er schnappte wie ein Fisch nach Luft. Also auch die hatte es gefaßt. Nun war er fast der letzte von der alten Kompagnie. Und er dachte wieder an die beiden Frauen. Jetzt brauchte er nichts mehr zu erzählen!

Aber warum mußten alle die anderen daran glauben, warum hatte es ihn verschont?

„Mensch!" rief ihn der Unteroffizier an. „Warum starrst du denn so vor dich hin? Da, nimm 'nen Schnaps und mach' dich fertig!"

Er suchte sich seine Ausrüstung zusammen und putzte seine Sachen, bis er proper dastand, wie sich's für einen guten Soldaten gebührt. Dann kam der Befehl an die Kompagnie: „Antreten!" Er drängte sich ins Glied, aber wie er zur Seite schaute, fehlten die beiden bekannten Gesichter.

Er fühlte seine Knie und Hände zittern, als er mit den Kameraden auf der Waldstraße hinaufmarschierte zur Granatschlucht, in der der Soldatenfriedhof lag. Nun zogen sie durch das breite Tor, das aus berindeten Baumstämmen gebildet war. Die Musik erklang über den Hügeln mit Kreuzen. Rötlich schimmerte das Licht des Abendhimmels durch die schwärzlich erscheinenden Wipfel.

Breit aber klaffte das große Grab wie ein Maul der Erde, in dem die in braune Zeltplanen gehüllten Körper der Toten aufgereiht ruhten. Die Musik spielte, die Trauerkompagnie salutierte die Gewehre, und der Kommandeur der Division trat aus dem Halbkreis der Offiziere und sprach von der Tapferkeit der Gefallenen und ihrer Treue gegen Kaiser und Reich bis in den Tod. Er schloß mit den Worten:

Digitized by Google

Gedenkblatt für die gefallenen
Helden der Bayrischen Armee
Entworfen von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Digitized by Google

„Da euch andere Auszeichnungen nicht mehr erteilt werden können, Kameraden, nehmt als letzte Ehrung das ehrliche Soldatenbegräbnis, das wir euch im feindlichen Feuer, in der feindlichen Erde schaffen, wie sich's geziemt."

Der Hauptmann trat vor und sprach. Der Geistliche folgte ihm, aber der Gefreite vernahm nichts mehr von dem, was um ihn vorging. Alles war verdrängt von den großen schmerzlichen Augen der Frau seines Leutnants.

Wie Feuer brannte die Lüge in ihm, daß er ihr gesagt hatte: sein Leutnant hätte ein ehrliches Grab gefunden. Ein Gefühl der Schande überkam ihn, daß er, der letzte der Kompagnie, das getan hatte. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Scham drückte ihn nieder.

Auf seinem Lager in der Baracke konnte er keine Ruhe gewinnen, er konnte den großen Augen, die ihn festhielten, nicht entrinnen.

Er fühlte im Dunkel eine heiße, fiebernde Hand sich auf seine Faust legen und ihn fortführen, während die Augen in einer gewissen Ferne ihm immer folgten. Schattenhaft begegneten ihm der Braunbart und der Blondbart. Der Konditor sagte: ‚Wilhelm, da hinten ist deine Mutter, sie wartet auf dich!' Und wirklich, hinter einem schwarzen Abgrund stand seine Mutter unter einem schönen, grünen Apfelbaum, der gerade blühen wollte; wie weiße Flaumfederchen spreizten sich die ersten Blütenblätter auf den Zweigen. Die Mutter hatte einen schwarzen Kapotthut auf mit breiten Bändern, die in einer Schleife unter dem Kinn gebunden waren. Im Arm aber hielt sie das dicke, goldumränderte Gesangbuch mit dem großen goldenen Kreuz auf dem schwarzledernen Rücken.

Sie streckte die magere Hand aus über den Abgrund, in dem die Dunkelheit rauschte wie ein großer Gießbach. Und sie sagte: ‚Gib mir deinen Konfirmationszettel.' Plötzlich hatte er das starke Blatt in der Hand, auf dem in blau und rot und gold die blondlockigen Engel glänzten. Und die Mutter befahl ihm mit einer klaren, übermächtigen Stimme, wie er sie nie an ihr gehört hatte: ‚Lies!'

Er aber las seinen Konfirmationsspruch: ‚Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.'

Und plötzlich lag er zu Füßen der Mutter. Sie saß unter dem Apfelbaum, der ganz weiß war von Blüten, und sie streichelte ihm die Backe, wie sie es einst getan hatte, und sagte mit derselben übermächtigen, tönenden Stimme den Spruch: ‚Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.'

Als er aufschaute zu ihr, leuchtete ihr Gesicht, und über ihr weitete sich der tiefblaue Maihimmel. Ringsum waren die Wiesen bestanden mit blauen und weißen Blumen. Sie aber erhob sich, strich mit der Hand leise über seine Stirn und schritt hinaus über die Wiese, ohne daß ihre Füße die Blüten knickten. Voraus aber wanderte ihr Schatten groß und dunkel.

Eine Lerche stieg jubelnd auf. Klingen und Singen war in den Lüften. Noch einmal, mitten in der Wiese, winkte die Mutter zurück. Aber als sie sich umwandte, hatte sie das Gesicht von der Frau seines gefallenen Leutnants. Sie wies mit der Hand in die Ferne. Da verdorrte rings alles Land, und ihm war, als schaue er hinaus über den Drahtverhau und sähe hinter der Mulde den unbeerdigten Körper seines Leutnants.

Der Gefreite erwachte. Rings um ihn wurde es in der Baracke lebendig. Kerzen wurden in Laternen gesteckt, die Leute, die in langen Reihen auf den mit Stroh belegten, zweistöckigen Pritschen ruhten, erhoben sich.

Der Gefreite fuhr in die Stiefel; er zog den Waffenrock über die gestrickte Wollweste und mischte sich in das Gewimmel der sich rüstenden Kameraden, die den Tornister überwarfen, das Seitengewehr umschnallten, den Helm aufstülpten, die Gewehre ergriffen und nach Patronen riefen.

Ohne daß ihn die Erinnerung an den Traum losließ, hatte er sich fertiggemacht und stand nun draußen vor dem Eingang der Baracke. Von allen Seiten strömte es zum Sammelplatz. Hie und da leuchtete eine elektrische Taschenlaterne an einem Brustknopf. Halblaute Stimmen brummten im Dunkeln, neue, ihm unbekannte Gesichter wurden unter den Helmen sichtbar. Einen unerschöpflichen Vorrat von Männern schienen die Bretterhütten zu bergen.

Die Baracken waren geleert. Die Kerzen

Digitized by Google

erloschen. Hell und ruhig funkelten am Himmel die Sterne.

Des Hauptmanns Stimme erklang: „Vorwärts, ihr Leute, mit Gott!"

Diese Worte, die erfüllt waren vom Ernste der Stunde, blieben fest über ihnen stehen wie eine feurige Überschrift über dem Tor des Geheimnisses.

Oft hatte sie der Gefreite gehört. Heute erschütterten sie ihn stärker als ein Gebet. Er hörte das Stampfen der Schritte, das sich im Walde verlor, er schaute hinauf zum westlichen Bergsaum, der sich schwarz und scharf vom nächtlichen Himmel abhob. Das Firmament glänzte wie bläulich durchleuchtetes Glas.

Die Marschtritte tönten. Die Kompagnie zog hinaus, schweigsam, wie sie seit Wochen, seit Monaten tat. Entgegen schritten sie dem Tode und kamen zurück auf dem gleichen Wege, um auszuruhen für einen neuen Kampf. Die Heimat wartete auf sie, und diese Männer warteten auf die Heimat. Aber der Krieg stand zwischen ihnen und ihrer Sehnsucht.

Sie aber zogen geduldig hinaus wie Holzhauer, die zur Arbeit in den Wald gehen. Die Notwendigkeit war ihr Glaube, der sie alles ertragen ließ.

Hundertmal war der Gefreite diesen Weg gegangen, aber heute erst empfand er dunkel seinen Sinn.

Je näher sie an die Stellung kamen, desto mehr Zeichen der Zerstörung wurden sichtbar. Auf dieser Hochebene hatten uralte Bäume ihre strotzende Kraft aus dem fruchtbaren Boden gesogen. Zwischen ihnen konnten noch üppig wachsende, junge Stämme und dichtes Gestrüpp zu ihrem Lebensrechte gelangen. Wenige enge Pfade durchquerten diese grüne Welt. Blößen hatte die Natur nur an Orten gelassen, wo durch Herbst- und Frühlingsregen die Erde von den steinernen Rippen des Berges geschliffen war. Der Wald überdauerte Jahrhunderte und Geschlechter und stellte in sich ruhend und mit dem Kreislauf der Gestirne sich stets erneuernd, ein Gleichnis dar von der Ewigkeit und Unerschöpflichkeit des Lebens. Da aber geschah es, daß der große Krieg auf dieser Hochebene Menschenwogen gegeneinander prallen ließ. Die uralten Bäume, die in Hunderten von Sommern schweren Gewittern widerstanden hatten, zerbarsten durch die Einschläge der Granaten. Kupferne und bleierne Infanteriegeschosse sägten die jungen Bäume und widerstrebenden Äste ab. Flüssige Feuer zerbrannten das Gestrüpp. Nur noch Baumstumpen, zähe Dornen, niedrige Büsche und Bodenpflanzen bezeugten neben zermürbtem und verkohltem Holz, daß hier einmal ein Hochwald gestanden hatte.

Doch noch immer fieberte in dieser Wüstenei das Leben. Wie weißgraue Wundränder schnitten die beiden feindlichen Grabenreihen in das gequälte Fleisch der Erde. Zwischen ihnen zogen sich die zinkgrauen Stacheldrähte der Verhaue. In schrägen, wirren Linien krochen sie an dürren Pfählen hinauf und hinab und gemahnten an seltsam verschlungene tropische Gewächse. Hie und da flatterten im Winde in den Drähten kleine Tuchfetzen. Wie Wesen mit eigenem Leben regten sie sich im Zuge der Luft. Nichts anderes schien sich in diesem Gebiete des Todes für das sehende Auge zu bewegen.

Nun vernahm das Ohr das heller und heller werdende Gebrumm der Granaten, hörte das an ein Raketenfeuerwerk erinnernde Platzen der Schrapnells, das Zwitschern der Infanteriegeschosse, das Gackern eines fernen Maschinengewehres. —

Wieder stand der Gefreite Posten. Angespannt lugte er hinaus durch die Stahlblende.

Nichts hatte sich in dem Bild, das er vor sich sah, geändert. Die drei länglichen, borkenähnlichen Stumpen hart links vor dem Drahtgewirr waren die Körper der französischen Handgranatenwerfer, die seit Januar dort ruhten. Hundert Meter hinter dem Verhau war die Rille, die das Tauwasser in den Boden geschnitten hatte. Bis dahin gelangten in der Nacht oder in der Dämmerung noch Patrouillen. Dahinter aber lag das unbedingte Herrschaftsgebiet des Feindes. Aus der vorspringenden Waldecke rechts gackerte mit unheimlicher Treffsicherheit die große Gans herein, das französische Maschinengewehr, das jeder Annäherung Halt gebietet.

Dieser Waffe war auch der Leutnant Reuter zum Opfer gefallen, da drüben am Eichenbusch im französischen Draht.

Der Gefreite wagte nicht dorthin zu sehen. Er schämte sich vor diesem kümmer-

Digitized by Google

lichen grauen Haufen dort vorne. Wieder sah er die Frau vor sich, die nach dem Grabe ihres Mannes fragte.

Aber wenn er auch nicht hinaussehen mochte, dennoch drängte es ihn dazu. Er konnte, wenn er mit den Augen das Gelände absuchte, an dieser einen Stelle nicht vorbeischlüpfen. Immer wieder wurden Blicke und Gedanken auf den Mann da draußen gelenkt, der nun schon drei Monate fast in Regen und Sonne lag.

Er fand sich in seinen Gedanken nicht mehr zurecht. Wie kam es doch, daß er noch hier lebendig stand, und sein Leutnant hatte nicht einmal ein ehrliches Soldatengrab?

Er dachte an den Augenblick des Schreckens, da er in der Luft die Mine erkannte und den Warnungsruf ausstieß. Ein krampfhaftes Zittern durchlief seinen Körper. Er schlotterte, von der Gewalt der Erinnerung geschüttelt, zusammen.

Hinter sich hörte er die unbekannte Stimme eines der neuen Kameraden: „Schau mal den da, der bibbert ja ordentlich vor Angst.“

Alle Muskeln seines Körpers straffte er und überwand den Anfall körperlicher Schwäche. Er war voller Grimm. Er wollte es diesem Rekruten schon zeigen, was ein alter Mann leistet! Sein Entschluß war gefaßt: Dem Körper seines Leutnants mußte ein ehrliches Begräbnis werden, und wenn es ihm selbst das Leben kostete. Denn da noch länger hinauszustarren und neben dem grauen Haufen noch das Schattenbild der Frau zu sehen, das war schlimmer als der Tod.

Sobald seine Wache beendet war, meldete er sich freiwillig für die Nacht zur Schleichpatrouille.

⌘ ⌘ ⌘

Der Hauptmann und ein Unteroffizier lugten aus dem Graben und horchten in die Nacht hinein, denn draußen regte sich's. Sie versuchten zu unterscheiden, was es wäre. „Etwas rechts hinter der Rille muß es sein, Herr Hauptmann,“ sagte der Unteroffizier. „Es ist sicher im französischen Bereich. Von uns kommt keiner ungestraft bis dahin.“

„Leuchtpistole fertig!“ kommandierte der Hauptmann. „Wir leuchten, wenn es deutlicher wird.“

Da stieg von drüben zischend wie eine Rakete ein Streifen auf, und in der Luft hing weißglühend eine Kugel, die mit einem grellen Lichte das Gelände beschien. Schwarz zeichneten sich alle Schatten der Steine, der Vertiefungen in dem hellen Grau des Bodens ab.

„Da! Was ist das?“ fragte der Hauptmann hastig und riß das Glas vor die Augen.

„Mein Gott, er holt den Leutnant Reuter!“

Gack — gack gack — gack, gack, gack, gack fing drüben in der Waldecke das französische Maschinengewehr an. Die Gewehrkugeln zwitscherten. Die beiden schwarzen Klumpen hinter der Rille kamen merklich näher.

Die Leute sprangen an die Blenden.

„Er schafft's!“ rief der eine.

„Er schafft's nicht!“ der andere.

„Schau, er kommt näher!“

„Jetzt hat er die Rille gleich!“

„Jetzt kriegt er Deckung!“

„Er schleift ihn in der Zeltbahn nach.“

Das Schießen von drüben ward heftiger.

„Da — Jetzt hat's ihn!“

Die Leuchtkugel verlosch. Eine zweite stieg auf. Die beiden schwarzen Klumpen lagen regungslos im Schatten einer Mulde.

„Ich sage dir, es hat ihn!“

„Nein, er stellt sich tot!“

Das Maschinengewehr gackerte weiter. Wieder erlosch die Kugel. Eine dritte kam emporgesaust. Die beiden Körper hatten sich näher an die deutsche Stellung herangeschoben, aber das Maschinengewehr eiferte ihnen nach.

Der eine Schatten draußen richtete sich auf und fiel zusammen.

„Paßt auf!“ schrie der Unteroffizier. „Wenn sie Ruhe geben, holen wir ihn! Sie sind sechzig Meter vor uns. Wer macht mit?“

„Ich — ich — ich —“ rief es.

„Vorsichtig, Leute!“ mahnte der Hauptmann.

Das Schießen hatte das Feuer auf der ganzen Linie entfacht. Eine halbe Stunde ging es hin und her.

Dann kroch der Unteroffizier hinaus mit zwei Mann.

Sie kamen zurück und brachten die Reste des Leutnants und den noch warmen Körper des Gefreiten zurück in den Graben.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Im österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier

Von Karl Graf Scapinelli, k. k. Kriegsberichterstatter

„Und eines sage ich Ihnen," rief der Hauptmann zum Abschied mir zu, „erst vier Marschtakte lang salutieren und dann die Meldung machen! Nicht daß Sie mich beim Armeeoberkommando blamieren!"

Ich hieb die Hacken zusammen, zog meinen vierzigjährigen Bauch ein und salutierte nochmals stramm vier Marschtakte lang. Dann stand ich vor der Regimentskanzlei auf dem langen Gang und atmete ein wenig auf.

Es war ganz plötzlich und rasch gekommen; gestern noch hatten wir die Kanonen selbst auf den Exerzierplatz gezogen, waren schwitzend, pfauchend nach der Tour zum Befehl angetreten, und da ward es unter anderen verlesen, daß der Kriegsfreiwillige, Titularvormeister Scapinelli laut Befehl des Kriegsministeriums zum A. O. K. (Armeeoberkommando) abzugehen habe als Hilfskraft ins Kriegspressequartier.

Noch war ich im Taumel der neuen Aussichten, die mich Festungsartilleristen auf einmal von den Geschossen und Geschützen, von Kosinus, Sinus und Tangente, die wir in der Offiziersaspirantenschule eben vornahmen, wieder zur Feder, wenn auch zur Kriegsfeder zurückbringen würden, als schon Ordonnanzen erschienen, die mich holten, die mich von einer Kanzlei zur anderen schleppten, die mich mit einer neuen, funkelnadelneuen Montur ausstatteten, mit einem riesigen Revolver schmückten, mir eine Eßschale, eine Sterbekapsel, Fußlappen und weiß Gott noch was in die Hände drückten. Ich war wie ein wirklicher Krieger ausgerüstet, war plötzlich selbständig geworden und zog auf einmal aus dem Haufen heraus allein meiner Wege. Ich war für ein, zwei Tage mein eigener Vorgesetzter, meine Kompagnie, mein Zug, mein Menagemeister. Ein paar Nickelstücke hatte ich noch mitbekommen, um mich zu atzen, und ging nun los.

Als mein eigener Transportkommandant ging ich zur Bahn, zeigte meinen offenen Befehl und fuhr dem Hauptquartier zu.

Oft genug hatte ich gelesen „Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet", aber trotzdem ich doch Schriftsteller war, konnte ich mir von der ganzen Einrichtung keine Vorstellung machen. Gewiß da irgendwo saßen die Kriegsberichterstatter, gingen hinaus, schrieben, schickten Berichte und Telegramme, aber wie die Sache organisiert sei, das wußte kein Mensch.

Ich hatte meinen großen Militärrucksack mit, ein paar eigene Monturstücke, sonst nichts.

Ein stilles Städtchen war das Hauptquartier. Am Bahnhof einige Offiziere, ein paar Gendarmen mehr wie anderswo, ein paar Posten, auf der Straße öfter als sonst in solchen Städtchen die Uniform der Generalstäbler, sonst war hier tiefer Friede. Selbst meine Versuche, am Abend in einigen Lokalen mehr von Soldaten und Offizieren zu sehen, waren erfolglos. Irgendwo in einem großen Gebäude, wo noch die Lampen brannten, wurde noch gearbeitet.

‚Vier Marschtakte lang salutieren und dann die Meldung machen!' Ich hielt es mir im Vorzimmer noch einmal vor, damit ich einen möglichst guten Eindruck mache. Denn so ein Mensch, der vierzig Jahre Zivilist gewesen, der achtzig und neunzig Kilo wog, dem selbst eine zweimonatige Ausbildung, die wildesten Gelenksübungen, die ärgsten Märsche, die schwersten Kaliber nur zwei, drei Kilo entreißen konnten, hat mit den vier Marschtakten Strammheit schon seine Plage.

‚Eins zwei drei vier', oder „eins zwei" stumm dahergesagt, bei eins an den Mützenrand flugs hinauf, bei vier flugs hinunter!

Und schon: „Einjährigfreiwilliger Titularvormeister Scapinelli meldet gehorsamst sein Eintreffen beim Kommando des Kriegspressequartiers."

Es war heraus wie am Schnürel, und siehe da, eine wohlwollende Hauptmannsfaust streckte sich mir entgegen. Der Adjutant begrüßte mich, ich würde schon längst erwartet. Und wieder war ich plötzlich ein Einzelwesen.

Er nahm die Uhr aus der Tasche, überlegte einen Augenblick und meinte dann: „Sie haben noch Zeit, in einer halben Stunde geht der Zug nach dem Örtchen, wo das eigentliche Pressequartier haust! Feldwebel, schreiben Sie dem Herrn einen offenen Befehl dorthin!"

Der Herr General, der dem Pressequartier vorstand, war gerade auf einer Frontreise, und sein Adjutant fertigte mich in liebenswürdiger Weise ab. Ich erfuhr, daß sich hier im Sitze des Armeeoberkommandos, im eigentlichen Hauptquartier nur das Kommando des Kriegspressequartiers befand, daß aber die Berichterstatter, das Platzkommando des Quartiers und alles, was dazu gehörte, in einem kleinen Orte des nördlichen Ungarns sich befinde.

Ein wenig erschrak ich. Ich hatte mich schon mit dem hübschen Städtchen abgefunden, hatte geglaubt, hier vielleicht in einer Kanzlei beschäftigt zu werden, und war doch

Digitized by Google

wieder froh, meinem Berufe mit dieser Fahrt zum eigentlichen Quartier näher zu kommen. „Wir gedenken Ihre Feder in den Dienst der Sache zu stellen!" hieß es.

Mit militärischer Genauigkeit wurde mir gesagt, daß ich mich in dem ungarischen Ort beim Platzkommando zu melden hätte, und ich war entlassen, lud rasch meinen Rucksack auf die Schultern und eilte dem Bahnhof zu.

Immer wieder mußte ich meinen offenen Befehl ansehen, denn ich konnte mir den Ort mit dem schwierigen Namen nicht merken, hatte nie von seiner Existenz gehört, ihn nie in Reiseführern, nicht einmal in Fahrplänen gelesen!

Die Fahrt ins ungekannte Land begann wieder, aber sie war bequemer wie die von meinem früheren Standort, denn sie ging schon in der zweiten Klasse — und im Schnellzug!

Alle Augenblicke steckte ich den Kopf zum Fenster, man wird ordentlich naiv und neu aufnahmsfähig, wenn man die Neugeburt militärischer Erziehung erst mitgemacht hat. Ob man dreißig, vierzig oder älter ist, man erhält unwillkürlich die gute Meinung von sich, daß man bis zu dem Tage seines Eintrittes in die Kompagnie eigentlich noch nichts gewesen, erst jetzt zu gehen, zu denken, wenigstens militärisch zu denken beginne. Nur daraus war der Eifer zu erklären, mit dem sich in unserer Freiwilligen-Kompagnie die Alten, ergraute Universitätsprofessoren, Rechtsanwälte, verwöhnte hohe Ministerialbeamte mit solchem Eifer dem Exerzieren, dem Studium der Schießlehre, des Reglements ergaben. Vaterlandsbegeisterung gewiß! Aber in der strammen Zucht der Kaserne tritt jede Zukunft, jede Vergangenheit zurück, man strebt dies und jenes zu verstehen, den Sprung in die Doppelreihe zu erfassen, die Griffe bei Laden und Schießen im Einzeltempo sauber zu wissen und auszuführen.

Nach einiger Zeit Fahrt hieß es, wir näherten uns dem Orte. Ich sah angestrengt herum in der Landschaft, erwartete mindestens einige Türme, aber im welligen Hügelvorland, das hohe Berge im Umkreis umgaben, sah ich nichts, als irgendwo im Flußtal ein paar Häuschen. Mitten in der Landschaft von Feldern und Wiesen stand das Stationsgebäude. Eine Minute Aufenthalt. Rasch heraus! Doch ja, ich war richtig! Hier in der Idylle der Landschaft Ungarns sah ich einen Trupp großstädtisch gekleideter Zivilisten am Bahnhof, eine Schar strammer Offiziere, große Hornbrillen auf glattrasierten Gesichtern; Monokel blickten erstaunt den alten Freiwilligen an, der hier, ausgerechnet hier im Standort des Pressequartiers, dem Zuge entstieg.

Irgendeine Gruppe der Berichterstatter mit dem General an der Spitze verließ den Standort, um an die Front zu gehen. Ich eilte, daß ich hinauskam, ich hatte mich doch am Platzkommando zu melden. Vor dem Dorfbahnhof standen ein paar alte Kaleschen, „k. u. k. P. Qu." stand drauf, und mir wurde um vieles leichter. Langsam kamen die Zaungäste des Zuges nach. Ein Korporal beschrieb mir den Platzkommandanten. Ich stürze hin! Vier Marschtakte, Meldung machen! Er schaut mich lächelnd an. So was war hier im Kreise der Zivilisten nicht alltäglich. „Steigen Sie nur gleich dort zum Quartiermeister ein! Abends acht ist gemeinsame Menage! Früher brauchen Sie sich nicht zu melden".

Mir ging das alles nach zwei Monaten Strammheit und Hab Acht nicht ganz ein. Aber immerhin, ich fuhr in den Ort. Ebenerdige Bauernhäuser, ein Schlößchen in der Mitte, ein echt ungarisches Kaffeehaus, ein Marktplatz, wo sich das ganze Leben abspielt, wo Apotheke, Kaufläden liegen, wo ein paar Schnapsschenken sind, und wieder drei, vier ebenerdige Straßenzüge. Damit war der Ort übersehen.

Nein, noch eines war wichtig am Marktplatz, da war ein großes Tor, und davor standen die Offiziere und Berichterstatter schon wieder. Alles harrte auf die Feldpost, die hier ihren Sitz hatte und die bald die mit meinem Zug eingetroffenen Postsachen ausgeben würde.

Bei irgendeiner Kaminkehrersgattin, die dicke schöne Gänse im Hofe in Haufen züchtete, bekam ich ein freundliches Zimmer, das mir im Anfang mehr imponierte, als wie ich es ausgekostet hatte ... Und ich begann meine Monturen auszupacken, vor allem die Riesenlast des Armeerevolvers abzuschnallen.

Am Abend vor acht amtierte der Herr Major, der Platzkommandant, in einer kleinen Stube neben dem großen bäuerlichen Eßsaal. Das Telephon ging dort fleißig, es gab allerhand zu tun. Vor allem hieß es, daß man mich in der Montur hier nicht brauchen könne, und daß es gut wäre, mir gleich einmal — Zivil zu verschaffen, denn nun ja — es gab ja noch höhere Grade in der Armee und gab sogar Kriegsberichterstatter mit noch höheren Chargen. Zum Zwecke der Gleichheit, zum Zwecke des gleichmäßigen Eindruckes bei Kommandanten, bei Besuchen an der Front, mußte ich auf meine Montur verzichten.

So war ich plötzlich, wenigstens was das Äußere anlangte, Zivilist, nur das Äußere allerdings, denn jeder Kriegsberichterstatter gehört zur Armee im Felde, untersteht der Militärgerichtsbarkeit und hat militärischen Gehorsam zu leisten. Urlaube werden nur gegen Urlaubsscheine vergeben, die Länge des Urlaubs wird vom Kommandanten bewilligt. Kurz, man ist Militär; nur sorgt die Liebenswürdigkeit der Kommandanten und Begleitoffiziere dafür, daß man es nicht so strenge fühlt.

Nach und nach erst drang ich in die Geheimnisse der Instruktion und der ganzen Einrichtung ein. Empirisch sozusagen erfuhr ich, daß

es dort auch einen Regimentsarzt gab, der als erster eine Amtshandlung an mir vornehmen wollte, nämlich er bestellte mich für den nächsten Tag zum Impfen. Cholera, Typhus, Blattern! Die Auswahl ist reich und wird abwechselnd in Zeiträumen wiederholt. Doch ich hatte zwei dieser Impfungen kurz erst beim Regiment empfangen und kam mit einer davon.

Nach und nach begriff ich. Ein General, oder ein höherer Offizier, ist der oberste Kommandant des Kriegspressequartiers. Zwei Ministerialbeamte, ein österreichischer und ein ungarischer, sind die eigentlichen Zensoren; auch sie sitzen im Standort der Armeeleitung oder sonst im Aufenthaltsort hoher militärischer Behörden. Ein kleiner Stab von notwendigen Hilfsarbeitern für Adjutantur, Post, Telegraph, Verrechnung sind dem Kommando beigegeben.

Das Quartier selbst, also das Platzkommando mit Anhang, mit den wenigen Gruppenführern usw. ist mit den Berichterstattern eine recht bewegliche Formation. Der Standort wechselte in diesem Weltkriege schon mehrmals, er war in den kleinsten Dörfern, er kam in mittlere Städte und befindet sich zurzeit auch wieder in einem kleinen, als Sommerfrische bekannten Ort.

Das Quartier ist für die Berichterstatter der ruhige, sichere Ort, ihre wechselnde Garnisonstadt sozusagen. Von dort schwärmen sie aus an die verschiedensten Fronten, von dort flattern meist ihre größeren Berichte hinaus in die Welt, hier verrichten sie ihre Heimarbeit, die größeren Beiträge, die nicht auf die Minute geboren werden müssen, wie die raschen Frontberichte. Hier sind auch früher nach den Informationen des Hauptquartiers die die Tageslagen erörternden täglichen Telegramme entstanden, die, oft in ein paar Minuten hingeschrieben, mit Kurier ins Hauptquartier abgingen und dort noch am Abend weiter telegraphiert wurden, um am nächsten Morgen in den Blättern zu stehen.

Nie ist die Zahl der Berichterstatter, die sich im Standort befinden, groß. Von den etwa dreißig ständig zugelassenen Kriegsberichterstattern weilen immer nur ganz wenige dort. Die anderen sind auf Exkursionen, das sind kürzere Frontausflüge von etwa vierzehn Tagen, oder auf ‚Expositur', worunter man wieder längeren Aufenthalt an einem bestimmten größeren Frontabschnitt versteht.

Gemütlich und meist sehr kameradschaftlich lebt man im Quartier zusammen. Unwillkürlich bildet die Kriegs- und die Tageslage immer wieder den Mittelpunkt der Unterhaltung. Wer eben von ‚draußen' kommt, erzählt, und alle horchen. Aber recht lustig geht es auch oft zu, wenn die Abende zu lang sind. Wo Menschen der Feder, Schriftsteller und Journalisten, zusammen sind, da flammen immer Witz, Satire und Fopperei auf.

Auch Gegensätzlichkeit gibt es, die Verschiedenheit der Aufgabe, der starke Wettbewerb der Blätter, die Mahnungen der Zeitungen, die immer wieder vergleichen, ob das andere Blatt früher eine Nachricht hat, die oft gar nicht von dem auf einem anderen Kriegsschauplatz eben weilenden Korrespondenten auch gebracht werden konnte, erzeugten manche augenblickliche Verstimmung. Längst sind diese Zeiten aber vorüber. Man hat zusammen zu viel erlebt, ist wirklich in einer großen Zeit ein großes Stück zusammen gegangen, hat in denselben elenden Hütten und Ställen geschlafen, hat oft erschöpft die letzte Konserve geteilt, hat klein beigegeben und kennt sich.

Dichter von Ruf, Schriftsteller von Namen, junge hoffnungsvolle Journalisten und neutrale Größen der Presse des Auslandes sind hier zusammen. Es ist auch eine Guttat des Weltkrieges, einen Gutteil der für die Öffentlichkeit mit der Feder Tätigen hier gemeinsam zu einem Zug, zu einer streitbaren Kompagnie des Geistes vereint zu haben. Nicht nur, daß sie voneinander lernen, daß im mündlichen Verkehr sich manches aussprechen läßt, sondern vor allem weil Leute, die vor dem Schreibtisch zu arbeiten gewohnt sind, nun das Leben in seiner stärksten, rauhesten und größten Form, im Kampf und Sieg gemeinsam genießen können.

Für die Zukunft unseres Pressewesens kann eine solche gemeinsame Schule nur von großem Wert sein; persönliche Fühlung zwischen politischen Gegnern, Schätzenlernen der Arbeit der Kollegen, schließlich auch Einblick in die Arbeitsweise der Neutralen, die andere Zeitungsarten meist vertreten, sind von großem Nutzen. Denn aus der kleinen Schar der Kriegsberichterstatter werden ein Gutteil doch nach dem Kriege einflußreiche Journalisten und Schriftsteller sein.

Natürlich will immer ein jeder hinaus und immer dorthin, wo am meisten los ist: das ist er nicht nur seinem Blatte schuldig, es entwickelt sich vielmehr in jedem Kriegsberichterstatter ein solches Einswerden mit dem Krieg, mit den Fronten, daß er, wenn er nur ein paar Tage auf Urlaub weilt und erst wieder zu einer Zeitung gegriffen hat, unruhig wird — und gleich wieder hinaus will.

Wenigen ist es in diesem Weltkrieg vergönnt worden, den Krieg von verschiedenen Fronten, bei verschiedenen Armeen und Korps, bei Hunderten von Regimentern zu sehen. Das weiß ein jeder von uns, und darum nimmt er immer wieder, trotzdem er im Standort ein gutes Bett, ein nettes Zimmer, reichliche und gute Kost, anregende Gesellschaft hat, mit Freuden von dort Reißaus. Geht einer nur um einen Tag früher aus dem Quartier an die Front ab, so wird er schon beneidet. Man ist ja im Standort freilich nie müßig, die Fronteindrücke sind in der Hauptsache erst dort zu verwerten, erst dort kann man wirklich ruhig schreiben.

Digitized by Google

Mittags nach der Bekanntgabe der Tageslage oder abends, wenn der Kurier vom Hauptquartier eintrifft, wird dann bekanntgegeben, wer morgen weggeht. „Gruppenführer Hauptmann so und so, Berichterstatter so und so“ und so weiter. Dann spricht man den ganzen Abend von nichts anderm.

Größere Gruppen gehen mit einem Begleitoffizier ab. Andere reisen wieder übermorgen allein zu einem Korps, von dem sie eingeladen sind, ab. Draußen wird sie dann der Adjutant von Exzellenz schon weiter beschirmen!

Rucksäcke werden gepackt, Konserven, Wurst, Schnaps, Mineralwasser eingekauft. Der große Wagen steht schon vor der Türe, um das Gepäck, das auf das Notwendigste beschränkt sein soll, aufzunehmen. Dann fahren sie los. Der ganze Ort weiß es, die und die Berichterstatter gehen an die Front ab. Denn auch in größeren Orten, wo wir länger Standquartier hatten, in ganz ansehnlichen Provinzstädten kennt man die Herren bald. Ihre Namen hat man ja so und so oft gelesen, und da ist das Interesse schon da. Manch solide Tarockpartie kommt mit Bürgern zusammen, um den Abend zu kürzen, und so ist der Zusammenhang bald hergestellt. Ganz traut man diesen halben Globetrottern nicht, und die lieben Mädchen haben auch recht, wenn sie es nicht tun. Denn ehe sie sich's versehen, ist er weiß Gott an welchem Ende der Monarchie oder gar in Montenegro, in der Türkei, in Konstantinopel!

Die erste Strecke Eisenbahnfahrt ist immer die beste. Gleich haben sich da verwandte Seelen unter den Kriegsberichterstattern gefunden, denn meist muß sich die Gruppe zu zweit finden, zu zweit ein Begleitmann, zu zweit häufig in kultivierten Gegenden die Zimmer, zu zweit den Proviant teilen; zu zweit auch manche Partie draußen antreten. Natürlich finden sich immer die Gegensätze, das heißt jene, von denen der eine für Süd, der andere für Nord schreibt.

Rechts liegt einer auf der Bank im Kupee, links rekelt sich der neue Begleiter, die Nacht soll verschlafen werden, denn es heißt auch morgen noch den ganzen Tag fahren. Wird der Zweite schnarchen? Macht man selbst auf diese angenehme Gewohnheit Anspruch, dann wähle man sich gleich einen anderen Schlafbrummer als Partner!

Endlich, endlich ist man am Ende der langen Eisenbahnfahrt. Man kommt an im äußeren Etappengebiet. Je nachdem, ob der Berichterstatter schon einmal hier geweilt, zeigt er hier Interesse oder nicht. Fährt einer zum erstenmal an die Front, so notiert er schon die Wachtposten am Schienenstrang, die Strohlager, die arbeitenden Gefangenen, die Soldatenzüge, das fremde Mädel, das er am Zaun schäkern sah ... Je länger er dabei ist, desto größer ist das Interesse für die rein militärischen Ereignisse: wo stehen wir, wie sind wir vorgegangen.

Mit besonderem Stolz kennt er alle Divisionskommandanten dem Namen nach auswendig, er weiß, wo die Truppenteile in diesem Kriege schon gefochten, kennt unsere erste und jetzige Linie, kennt fast bei jedem Korps auch eine Anzahl Offiziere.

Doch wir stehen vor irgendeinem Kommando, und da heißt es warten ... Die schöne große Soldatentugend Geduld muß sich auch der Kriegsberichterstatter aneignen. Warten! Am Bahnhofkommando bei der Anmeldung, bei der Quartieranweisung, warten, warten, wenn der Begleitoffizier sich beim Adjutanten eines Divisionärs oder Brigadiers melden muß ... Die Aufgabe, die unserem Gruppenführer zufällt, ist nicht immer eine leichte. Zivilisten an die Front bringen, sie, denen man das Mißtrauen entgegenbringt, das man jedem Nicht-Soldaten dort unwillkürlich entgegenbringen muß, schon weil man an solchen Anblick gar nicht mehr gewöhnt ist, gehört nicht immer zum Einfachsten. Nicht jeder tüchtige Abschnittskommandant draußen weiß, was er mit diesen Neugierigen machen soll, wo er sie hinschickt, ohne daß sie stören und doch etwas sehen. Jeder unserer Begleitoffiziere hat sich da wohl im stillen sein eigenes System zurechtgelegt, und jeder hat damit Erfolg. Der eine kommt mehr mit dem Befehl vom Armeeoberkommando gewissermaßen, der andere erzählt von der Notwendigkeit, gerade über diesen Abschnitt zu schreiben, der dritte weiß die Herren und ihre Schriften besonders zu rühmen: kurz, bald heißt es, der General läßt bitten. Wir werden vorgestellt. Immer empfindet der Truppenführer Stolz und Freude, daß er uns seine tapferen Truppen in ihren Kampfstellungen zeigen kann. Immer ist der Empfang ein echt österreichisch-herzlicher. Manche Exzellenz setzt sich mit den Herren zusammen und erklärt ihnen selbst die Lage und erzählt selbst von den Fronten. Ein Vortrag eines Generalstabsoffiziers wird immer von uns erbeten, schon damit man eine Grundlage hat, wenn man morgen die Stellungen, das Schlachtfeld besucht.

Schon die Einladung zur Offiziersmesse verschafft uns am Abend sicher manchen Stoff, den uns die freundlichen Nachbaren erzählen.

So gut es geht, wird für die Unterkunft gesorgt. Nicht immer ist es möglich, daß wir eine gute finden. Es macht sich auch keiner etwas daraus, ein paar Nächte auf dem Boden, auf Stroh zu schlafen, wenn nur der Tag ihn dafür durch interessante Märsche und Frontbesuche entschädigt. Wo haben in diesem Krieg nicht schon Kriegsberichterstatter geschlafen! In Fürstenzimmern, in Frauenklöstern, bei reichen Bürgern, bei armen Bauern, in Ställen, in Scheunen, auf Wagen, in Lastautos und im Freien auf blanken Boden. Immer haben sie es mit Humor getragen im Bewußtsein, daß

Digitized by Google

das Abenteuer für sie kurz ist und daß die Truppen oft das alles nicht, nicht mal den Nicker im Gras, haben können.

Auch in der Auswahl der Beförderungsmittel zur Front darf man nicht heikel sein. Heute ist's ein prächtiges Personenauto, morgen schon ist es eine elende Landesfuhre, übermorgen muß man den ganzen Tag laufen! Aber was ist das gegen die Märsche der Truppen. Ich bin jüngst in Südtirol den Weg über die Berge gegangen, den unsere Truppen im Angriff vormußten. Erst seit damals weiß ich, was kämpfen, was Strapazen heißt.

Vorne bei den Bataillonsstäben, bei den Kompagnien gar, ist der Empfang immer ein freudig-herzlicher. Da kommt endlich das Hinterland zur Front, heißt es meist. Und wir müssen erzählen von hinten und bekommen erzählt. Beim Hauptmann müssen wir in die Bude, in den Verschlag, der oft seit Monaten sein Zimmer ist, und wenn er nur eine halbe Flasche Schnaps dort stehen hat: ehe man es hindern kann, hat er sie schon in Gläser geschenkt und wartet auf. Das wenige, was er hat, gibt er mit Freuden.

Von besonders starkem Eindruck für uns sind immer Nachtausflüge. In manchen Abschnitten ist ein Vorgehen nur in der Nacht geraten. Dann gibt die Natur dem Krieg erst seine Größe. Erst in der Nacht bekommt er Farbe: da ist ein Abschuß, eine Rakete, ein Einschlag, ein Feuer, da steigen die Leuchtraketen auf, Licht, unheimliches Licht! Und wenn wo gar die Gewehre knattern, dann fühlt man doppelt, daß hier, während im Hinterland alles schlummert, alles wacht und seinen Mann stellt.

Überall, wo man hinkommt, ist man gerne bereit uns alles zu zeigen, denn längst hat die Heeresverwaltung die Devise ausgegeben, daß es keine Geheimnisse außer den militärischen und notwendig gehüteten an der Front gibt. Auch die Leitung des Kriegspressequartiers sorgt dafür, daß die Kommandanten angewiesen werden, den Vertretern der Öffentlichkeit nichts zu verbergen. Und die Berichterstatter selbst drängen zur Front. Oft und oft entschließt sich ein Unterführer nur bangen Herzens, die Herren weiter vorzulassen, denn ohne eine gewisse Gefahr kann das nicht immer sein. Aber der Kriegsberichterstatter weiß das, er nimmt die Gefahr auf sich. Seine schöne Pflicht, dem Hinterlande vom Mute und der Tapferkeit der Soldaten, von den Schwierigkeiten an der Front zu erzählen, treibt ihn dazu. Manch einer kam dabei in den Kugelregen, manch einer glaubte, nicht mehr lebend zurückzukommen, aber die starken Eindrücke, die er mitgenommen, haben ihn die Stunden der Gefahr bald vergessen lassen.

Nur wer alles zu sehen wünscht, wer in alle Falten der Erde dringt, die vom Kriegsgrauen beschattet, die Mannschaften aufnehmen, nur wer Stürme gesehen, wer Trommelfeuer erlebt, kann dies schildern, kann den Tapferen da vorne gerecht werden.

Die Freuden des Sieges, die schweren Stunden und Sorgen des Krieges: man hat sie draußen mitgemacht, schwere Fliegerangriffe hat man erlebt und von Höhen große Schlachten übersehen. Und wenn man davon auch nichts berichten würde, wenn man nur sich als Zeitungsmann den Truppen draußen dabei gezeigt hätte, so wäre auch damit eine kleine Dankespflicht erfüllt.

Mit unendlicher Liebe hängen die draußen nämlich am gedruckten Wort, es ist ihnen nicht nur ein Gruß aus der Heimat, es ist ihnen auch ein Beweis, daß die Heimat sie nicht vergißt. Doppelt dankbar aber ist der Mann im Schützengraben, wenn sein tiefstes Erleben, sein schweres Ringen beschrieben wird.

Die Berichterstatter der Heimat, Österreicher wie Ungarn, aber auch die der Verbündeten und die Neutralen lassen sich diese Schilderungen angelegen sein. Oft vertritt einer den andern an der Front.

Denn natürlich weilen die Herren nicht immer alle gemeinsam an einem Abschnitt. Feste Regeln lassen sich, wie bei allem, was von der augenblicklichen Lage am Kriegsschauplatz abhängt, nicht geben.

Die Fülle der Eindrücke, die man von solch einem mehrtägigen Aufenthalt im engeren Kriegsgebiet heimbringt, ist meist groß. Nicht alles, was persönlich zu einem gesprochen, läßt sich immer so verwerten, daß es noch bei der langen Kriegsdauer bei den tausenden und tausenden Beiträgen, die geschrieben wurden, für weite Kreise noch Interesse hat. Immer wird das persönliche Erlebnis, die Tage für einen selbst das Wertvolle sein. Bestimmend für die eigentliche Arbeit des Kriegsberichterstatters werden vor allem die tatsächlichen Kriegsereignisse sein, die sich in der letzten Zeit auf dem eben besuchten Abschnitt abgespielt haben ... Sie müssen für die nüchterne Berichterstattung den Kern bilden und den Tagesbericht der obersten Heeresleitung gewissermaßen ergänzen ... Dennoch ist das sicher nicht allein die Aufgabe des Berichterstatters, der ja auch meist Schriftsteller ist.

Was in früheren Jahrhunderten Sagen und Legenden festgehalten, das holt er heute aus den Erzählungen der Soldaten, kleine Ereignisse, aber typische Vorgänge, dann erst gibt er das, was ihm selbst die Front, die eine Nacht bedeutet; und je künstlerischer er sieht, desto besser wird es ihm gelingen, im Mikrokosmus diesen Riesenkrieg fassen zu können, bei der kleinen Begebenheit das Große ahnen zu lassen.

Sein Telegramm an die Zeitung wird etwas anderes enthalten, als sein Feuilleton. — Und das beste vielleicht bleibt in seinem Notizbuch vergraben — bis Friede ist. Denn gerade beim Minutiösen muß er frei schaffen können. Er wird, wenn er das tut, ja keine Geheimnisse verraten, ein Weltkrieg, der ein Volkskrieg ist, birgt heute keine solchen mehr.

Aus unserer Kriegsmappe:

Ein Flurschildermaler in seinem „Atelier"

Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann

Aber manch Trauriges, manch Großes, manch Psychologisches wird sich jetzt nicht sagen lassen, weil die Zeit dazu, wo der Kampf noch tobt, nicht die richtige dafür ist. — —

Die Arbeit des Kriegsberichterstatters ist fertig, sie wandert zur Zensur, oft zu den Zensuren, denn auch die Armeen draußen an der Front, die Armeen haben ein Interesse, die Berichte über ihre Fronten nachzuprüfen. Manches Wörtlein wird da verschwinden, manchmal wird der Berichterstatter darüber sich ärgern, aber auch er muß sich dem großen Ziel unterstellen, muß dankbar sein, daß er, wenn er nicht immer alles schreiben darf, was er will, doch Großes gesehen, für sein Leben Eindrücke empfangen hat, ohne die er nie einen innigen Zusammenhang mit der großen Zeit hätte, in der er lebt.

Das Schönste aber an der Kriegsberichterstattung ist, daß der Kriegsjournalist den Zusammenhang dieses gewaltigen Weltkrieges erfassen kann. Nicht die Geschichte des Krieges schreibt er und wird er einst schreiben, aber die Psyche dieses Krieges, auf die der Geschichtsschreiber nicht Rücksicht nehmen kann, offenbart sich ihm am besten... Er kann vom österreichisch-ungarischen Pressequartier alle Fronten besuchen. Er hat auf Tirols höchsten Bergen in den Gräben gestanden, in den Adlernestern im ewigen Schnee bei den Beobachtern gesessen, er war im steinigen Montenegro und Albanien, in Serbien, hat die weite Adria mit einem Schlachtschiff durchkreuzt, er stapfte durch die Sümpfe Wolhyniens, er fuhr auf Prügelwegen durch den Morast der galizischen Wälder, im Geröll des Karstes schlich er sich in den männermordenden Isonzoschlachten vor und sah den Titanenkampf auf Kärntens Bergen. Er stieg im Flugzeug über die Massive der Alpen, und er war im Bauch des U-Bootes. Durch Steppensand drang er bis zu den Gräben in Litauen vor und weilte in den Städten Russisch-Polens. Er saß im Kaffeehaus in Görz und Czernowitz, wohin die Gewehrkugeln kamen, und schlief in beschossenen Städten oft Nächte lang. Die Not langer Wochen an der äußersten Front ahnte er, er fühlte die Leiden derer in den Lazaretten und sah den Heldenmut, Heldenkraft, hörte Heldenlachen.

Er bekam weite Aussichten auf das Weltringen, und darum wird er auch die Zeit nach dem Kriege erfassen, verstehen und gerecht beurteilen können. Auch dies wird für die Männer der Feder ein gar wichtiger Gewinn sein.

Polen. Drei Gedichte von Heinz Streitgraf

Rast

Wir lagen auf dunkler Heide
An tief zerfahrenem Weg,
Wir sangen in Last und Leide
Die Sehnsucht vom Herzen hinweg.

Es hat so traut geklungen
Das Lied vom Weihnachtstraum;
Wir hatten am Tag gerungen,
Am Lied verspürt's man's kaum.

Und Schnee und eisige Winde
Durchwärmte das deutsche Lied,
Durchglüht noch die Kiefernrinde,
Als still das Feuer verschied.

Eisgang

Auf dunklen Wassern wirbelt ein scharfer Ton;
Aus nasser Tiefe leuchtet wie blasser Mohn
Das treibende, eilende Eis.
Wer weiß,
Wie bald mein Sinnen verschwimmt,
Das Feuer des Herzens im Eis verglimmt?

Rohaczyn

Verträumte Stunde am Bergeshang,
Wie sonnig warst du und heimatsbang
Im fernsten Österreich.

Vereinzelt nur den Wald durchdrang
Der Deutschen Jägerbüchsen Klang,
Dem Hasenschießen gleich.

Und sehnsuchtsvoll mit heißem Dank
Meine Sinn in sel'ge Zeit versank
In süßer Liebe Reich.

Theaterbrief aus Wien

Von Ludwig Hirschfeld

Wenn man jetzt in eine Pariser Zeitung blickt, dann sieht man erstaunt, wie dürftig das Unterhaltungsprogramm der großen Vergnügungsstadt geworden ist. Es gibt keine Neuheiten und Sensationen, keine jener großen Generalproben und Uraufführungen, bei denen Weltanschauungen und Moden gemacht wurden, lauter Klassiker, alte Opern und Komödien von vorgestern. Die erfolgreichen Pariser „Dichter" bringen nichts Neues, die Theater gehen erbärmlich, viele sind längst gesperrt. Da sieht der Wiener Vergnügungsanzeiger schon ganz anders aus. Das Theater ist ja so ziemlich das einzige Gebiet des bürgerlichen Lebens geblieben, dem der Krieg nicht viel anhaben konnte. Nur das erste Kriegsjahr war etwas matt, das zweite war schon glänzend, und das dritte, auf dessen erste Hälfte man jetzt zurückblicken kann, ist auch nicht schlecht geraten. Verfasser und Vertoner waren um die Wette fleißig, neue Sterne locken ins Theater, und die vielbewährten Lieblinge überbieten sich gegenseitig an Unwiderstehlichkeit, Anmut und — Gehaltsforderungen. Die G. m. b. H. unserer Feinde wird natürlich behaupten, diese Wiener Theaterfreudigkeit sei nichts als eine andere Form der Verzweiflung, und tatsächlich kann man an den Tageskassen und in den Kartengeschäften Leute sehen, die sich ganz verzweifelt gebärden, weil sie ihren gewohnten Sitz für eine Neuaufführung in der ersten Reihe nicht bekommen …

Diese Theaterfreudigkeit hat übrigens einen ganz ernsten Grund: ein Abend im Theater, das ist schließlich noch die einzige Möglichkeit, der sorgenvollen Wirklichkeit zwei, drei Stunden lang den Rücken zu kehren und das Leben für eine kurze Weile so leicht zu nehmen, wie es früher einmal gewesen ist. Es sitzt jetzt auch ein ganz anderes, ein sehr empfängliches, unkritisches und vor allem lachwilliges Publikum im Theater: Urlauber aus dem Felde, Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten, die sich in Wien häuslich niedergelassen haben, und auf den teuren Plätzen sieht man das neue Geld, die neuen Millionen. Lauter neu aufgetauchte Menschen, die sich ihren Platz in der Gesellschaft sichern wollen, und dazu ist das Theater immer ein ganz guter Anfang. Das Theater ist jetzt in den meisten Fällen eine

Elsa von Wohlgemuth als Elisabeth in „Könige" von Hans Müller bei der Aufführung des K. K. Hofburgtheaters zu Wien (Phot. Setzer)

Digitized by Google

ziemlich oberflächliche Unterhaltungsanstalt, das literarische und künstlerische Niveau ist ein recht bescheidenes geworden. Und man könnte beinahe sagen: die Wiener Theater gehen jetzt so glänzend, daß sie einige Zeit brauchen werden, um sich davon zu erholen.

Am eifrigsten drängt sich das Publikum in die Hoftheater, und die Belohnung für diesen Eifer hat auch nicht auf sich warten lassen: kürzlich sind wieder die Friedenspreise gültig geworden. Soll man darüber murren? Bewahre, man ist doch für jedes Friedensanzeichen dankbar, selbst wenn es nur höhere Sitzpreise sind. Also, wie gesagt, das Publikum drängt sich in die Hoftheater. Im Burgtheater sind allerdings die Anlässe, sich zu drängen, nicht gar so dringend. Das orientalische Märchenspiel „Basem der Grobschmied“ hat vor der Aufführung dadurch interessiert, daß sein Autor sich in dichteste Anonymität hüllte. Als man dann die mehr lyrisch-epische als dramatische Harun al Raschid-Geschichte sah, wurde die Anteilnahme für den Dichter wesentlich geringer. Man riet auf einen vornehmen Dilettanten, bis sich schließlich Otto Stößl, ein begabter Wiener Erzähler, als Verfasser bekannte. Das Märchenspiel hatte noch ein kleines Plagiatsnachspiel: dem Verfasser wurde der Vorwurf gemacht, er habe seinen Stoff unverändert den Schriften des Kapitäns Marryat entnommen. Um das genau feststellen zu können, müßte man die fünfzig oder sechzig Bände Marryat durchlesen und dann nochmals den „Basem“ sehen usw. — das ist zu viel verlangt.

Der stärkste Burgtheater-Erfolg dieses Jahres ist bisher Hans Müllers Schauspiel „Könige“. In Berlin hat das Werk ja einen noch größeren Erfolg gehabt und jetzt hat es schon die Wanderung über alle deutschen Bühnen angetreten. Der Inhalt braucht also nicht nacherzählt zu werden, und ist übrigens auch jedem geläufig, der als Gymnasiast in der Geschichtsstunde halbwegs aufmerksam war. Den edlen Streit zwischen den Gegenkönigen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen von Österreich haben wir alle einmal auswendig lernen und in Schularbeiten behandeln müssen. Auch soundsoviele größere und kleinere Dichter, von Uhland bis Heyse, haben sich mit der Angelegenheit dramatisch befaßt. Und nun muß sich das nächste Gymnasiastengeschlecht zu den vielen neuen Daten noch eines merken: im Jahre 1916 wurde der Stoff abermals von dem Wiener Hans Müller dramatisch verwertet ... Man hat nämlich die ganzen drei Akte hindurch den Eindruck, daß den Verfasser vor allem die zeitgemäßen Bruchteile des Stoffes gereizt haben. Er wollte sozusagen ein zeitgemäßes historisches Stück schreiben, und darin ist auch die Hälfte der großen Bühnenwirksamkeit seines Schauspiels begründet. Es ist ein echtes Publikumsstück und wird im Burgtheater szenisch und darstellerisch glänzend zur beabsichtigten Wirkung gebracht. Am besten von Herrn Marr, der den einfachen Baiernkönig Ludwig auch menschlich einfach und warm spielt, während Harry Walden sehr fein den schwärmerisch liebenswürdigen und seelisch komplizierten Friedrich zeichnet. Die klassische Schönheit des Fräulein von Wohlgemuth kommt in der Rolle der Elisabeth von Aragonien zu wundervoller bildhafter Wirkung.

Was sich sonst noch im Burgtheater ereignet hat? Zwei Monate im Jahr gastiert jetzt Dr. Ludwig Wüllner, der wohl ein Ersatz für Sonnenthal sein soll, während minder wohlwollende ihn nur als Surrogat gelten lassen. Die Kritik verhält sich gegen die schauspielerischen Leistungen des berühmten Rezitators ziemlich spröde: gegen seinen Lear wie gegen seinen Nathan, Shylock und Othello. Das Rhetorische und Geistige überwiegt immer, den Atem der Ursprünglichkeit und des Temperaments spürt man nie. Aber die Wirkung auf die Zuhörer, namentlich auf die jugendlichen, ist jedesmal sehr stark, und jedenfalls verdankt man Wüllner das Wiedererscheinen mancher mit Sonnenthal verschwundener klassischer Werke. Es sei noch ein sanfter Mißerfolg verzeichnet: das Schauspiel „Die treue Magd“ des jungen Schwaben Bruno Frank, eine verwickelte Familiengeschichte älteren Stils, die ohne besondere Aufregung abgelehnt wurde.

Hans Gregor, der Direktor der Hofoper, muß für die Kritiker und Theaterberichterstatter ein geheimes Wohlwollen hegen: er gibt ihnen nämlich sehr wenig zu tun. Es ist nur über einen Hofopernabend zu berichten. Der war aber ein ganz großes Ereignis mit allen äußeren und gesellschaftlichen Merkmalen: der Richard Strauß-Abend, der die Neubearbeitung der „Ariadne auf Naxos“ brachte. Richard Strauß hat die Bearbeitung eigens für Wien vorgenommen. Gegen die erste Fassung, in der das Werk in Stuttgart herauskam, hatte sich Gregor aus verschiedenen Gründen ablehnend verhalten und, wie sich nun erwies, mit Recht. Der Versuch, den Molièreschen „Bürger als Edelmann“ der Oper vorangehen zu lassen, war kein glücklicher gewesen. Diese gesprochene Komödie wurde also in der neuen Fassung weggelassen, und statt dessen hat der Textdichter Hugo von Hofmannsthal ein neues Vorspiel geschrieben, das nicht mehr im Hause des Herrn Jourdain spielt, sondern beim „reichsten Mann X von Wien“, einem überspannten Mäzen, der aber nicht auftritt. Man sieht nur die Theaterleute, die Schauspieler, Sängerinnen und den jugendlichen Komponisten der zur Aufführung gelangenden Ariadneoper, die aber dann auf Befehl des wunderlichen Hausherrn gleichzeitig mit dem Maskenspiel von Zerbinetta und Harlekin dargestellt werden soll. Diese Kreuzung von antiker Tragik und wunderlichen Zwischenspielen, das Durcheinander von lyrisch-dramatischen und

Maria Mayen am K. K. Hofburgtheater in Wien als Mechthildis in dem Schauspiel „Könige“ von Hans Müller
(Aufnahme aus dem Atelier Setzer in Wien)

Digitized by Google

satirisch-witzigen Momenten ist natürlich auch wieder nur ein Versuch, aber gerade das hat wohl den großen Könner Richard Strauß gereizt. Er will diesmal nicht ausgerechnet modern sein, sondern nähert sich auffällig den Formen der alten Gesangsoper. Auch Erinnerungen an den „Rosenkavalier" werden lebendig. Und vor allem ist es die melodiöseste und heiterste Musik, die Richard Strauß bisher geschrieben hat. Er geht hier nicht auf gewaltige Wirkungen aus, sondern auf zartere und feinere, deshalb begnügt er sich auch mit einem kleinen Orchester von sechsunddreißig Musikern. Unter den neu vertonten Stücken gibt es manches Schöne und Prächtige: die musikalische Einleitung zum Vorspiel, das anmutige Duett zwischen dem Komponisten und Zerbinetta, dann die klangschöne eigentliche Ariadne-Ouvertüre. Die Hofoper hatte sich der Bearbeitung mit sehr viel Liebe angenommen. Zum ersten Male wurde in diesem Hause nach dem Muster Max Reinhardts inszeniert, indem die Figuren des Zwischenspiels über Treppen aus dem Orchesterraum auf die Bühne steigen. Die schönsten Stimmen wurden aufgeboten: Frau Jeritza, deren Ariadne wieder eine gewaltige Leistung ihres großen dramatischen Talentes ist, Frau Selma Kurz, die die technisch schwierige Partie der Zerbinetta glänzend singt, und ein neues junges Talent, Fräulein Lotte Lehmann, die als Komponist an diesem Abend berühmt wurde.

Ludwig Wüllner als „Lear"
K. K. Hofburgtheater in Wien
(Phot. Setzer)

Hans Marr als Ludwig der Baier in „Könige" von Hans Müller. K. K. Hofburgtheater in Wien (Phot. Setzer)

Die Volksoper war heuer vor allem der Schauplatz von Streitigkeiten und Krisen. Ihr Begründer, Rainer Simons, einer unserer hervorragendsten Theatermänner, tritt nun nach einer heftigen Entzweiung mit dem Theaterausschusse endgültig zurück, und sein Nachfolger wird Raoul Mader, der ehemalige Direktor der Budapester Oper; Rainer Simons trägt sich dafür mit dem Plane eines Theaters der Fünftausend, das nach jeder Richtung hin großzügig und volkstümlich sein soll. Den Befähigungsnachweis für eine solche Aufgabe hat er in der Volksoper jedenfalls erbracht, vor allem mit den Aufführungen der Werke Wagners. Mit den Neuheiten hatte er weniger Glück. Die letzte war das neue Werk Wilhelm Kienzls. Der Grazer Komponist, der vor zwanzig Jahren mit dem „Evangelimann" berühmt geworden ist, versucht es wieder mit dem Volkstümlichen. Seine

Digitized by Google

musikalische Komödie „Das Testament“ ist stofflich und musikalisch nach Steiermark, der Heimat Kienzls, zuständig. Das Werk ist Peter Rosegger gewidmet, in dessen Schriften wahrscheinlich auch der derbe Bauernspaß enthalten ist, der hier abgehandelt wird. Es ist eigentlich ein urewiger dramatischer Stoff: ein Totgeglaubter, der zur unangenehmsten Überraschung der Trauergäste plötzlich in ihrer Mitte erscheint. Der Bürgermeister des Dorfes Fopphausen, von dem die Rede geht, daß er das Dorf und jeden einzelnen in seinem Testament bedacht habe, will die Sympathien seiner Mitmenschen auf die Probe stellen. Er stößt das Testament um, heuchelt einen Selbstmord und wohnt in einem Versteck der Testamentseröffnung bei. Er hört die Entrüstung der Bauern darüber, daß das ganze Erbe dem Staat zufallen soll, ihre schmähenden Reden, tritt schließlich sehr lebendig und grob hervor und jagt die ganze Trauergesellschaft hinaus. Zur Universalerbin setzt er sein Mündel, ein junges Mädchen, ein, in das er zwar selbst sehr verliebt war, dem er aber jetzt, in dieser Stunde der Erkenntnis, das Liebesglück mit einem jungen Mann gönnt. Diese Geschichte ist vom Komponisten, der wieder sein eigener Textdichter ist, ziemlich simpel und naiv durchgeführt worden. Die Bauern sprechen steirisch und singen bekannte steirische Volkslieder. Um so mehr stört es, wenn in den gehobensten Augenblicken plötzlich das schönste Hochdeutsch gesprochen wird, ein Zwiespalt, der durch die ganze Musik geht. Sie bringt Gstanzeln, Jodler, Walzer, gehabt sich aber im übrigen doch ganz wagnerianisch. Dadurch wird der volkstümliche Eindruck des Werkes, dem es auch an wirklichem musikalischem Humor fehlt, sehr beeinträchtigt. Es ist auch ziemlich rasch verschwunden, und der stürmische Premièrenbeifall hat wohl mehr der Person Kienzls gegolten und seinem sechzigsten Geburtstage, den er kürzlich beging.

Auch das Deutsche Volkstheater hat einen Wendepunkt hinter sich: ob glücklich, wird sich erst zeigen. Der langjährige Direktor Adolf Weiße wurde von einer nicht ganz lauteren Schauspieleropposition hinausgeekelt und an seine Stelle trat Carl Wallner, der von der Operette kommt. Als Leiter des Deutschen Volkstheaters, das mit seinen reichen Mitteln und seinem treuen bürgerlichen Publikum unsere erste Privatbühne ist, hat er bisher keine besonders geschickte Hand bewiesen. Die meisten Neuheiten waren Versager. Das Lustspiel „Ein Tag“ fesselte um seines Verfassers Sil-Vara willen, den man als

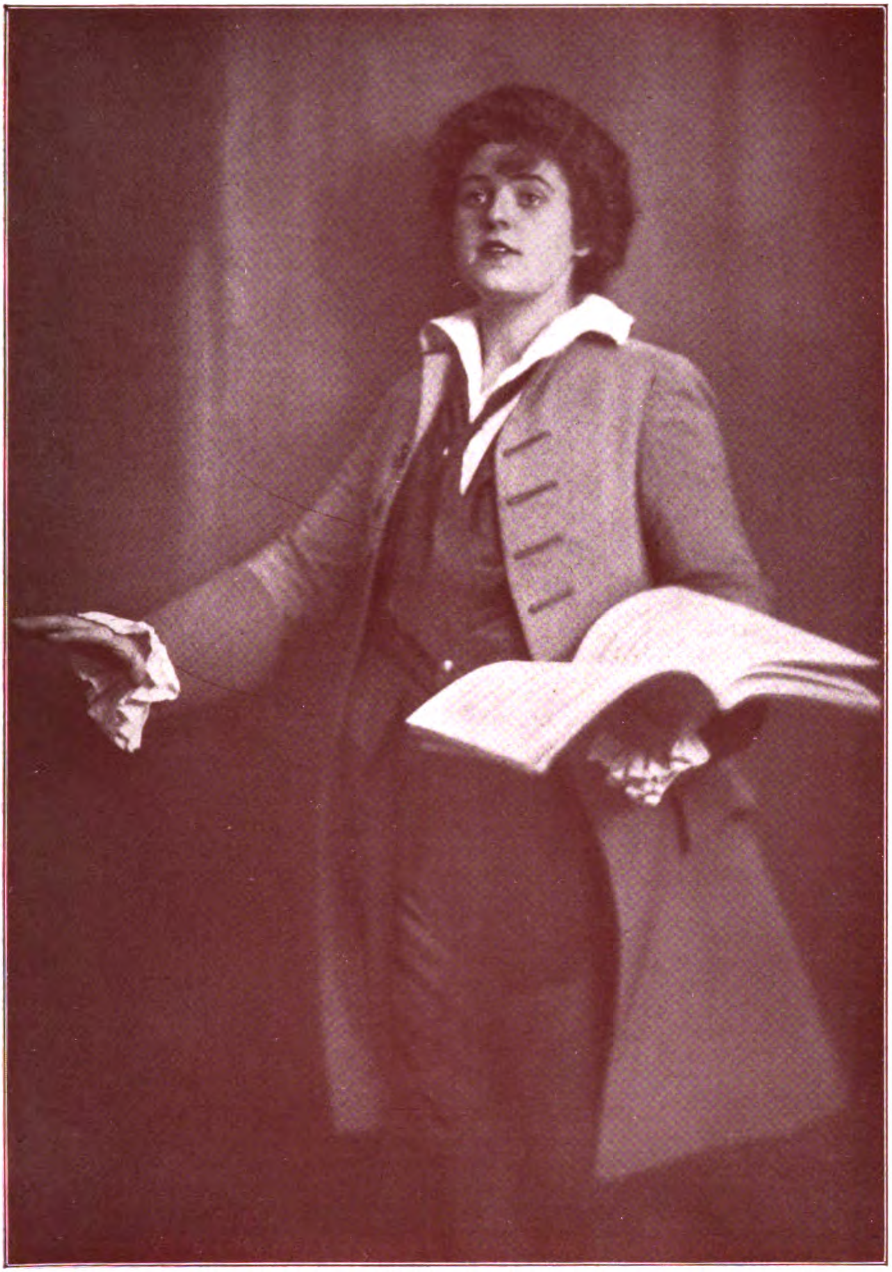
Marie Jeritza als Ariadne in der Neubearbeitung von Richard Strauß' „Ariadne auf Naxos.“ K. K. Hofoper in Wien (Phot. Setzer)

gediegenen Essayisten und Feuilletonisten schätzt. Sein Lustspiel ist ein Versuch auf dramatischem Gebiete, ein geistreicher und witziger Versuch, der die Mechanik des Familien- und Ehelebens bloßlegen will. Die verrückten Gestalten dieses Stückes sprechen oft die gescheitesten Dinge, aber sie sprechen ein bißchen zu viel. Wie wäre es, wenn Sil-Vara, der gründliche Kenner Englands, einmal eine englische Komödie schriebe?

Ein literarisches Werk brachte dem Volkstheater dann merkwürdigerweise den Publikumserfolg: die Tragödie „Liebe" von Anton Wildgans. Von den jüngsten Österreichern hat er sich am raschesten durchgesetzt, sowohl mit seiner kraftvollen Lyrik, wie mit seinen ersten dramatischen Arbeiten. Für sein Drama „Armut" wurde er sogar mit zwei Preisen bedacht, und der junge Dichter hat heute schon seine Gemeinde, die Großes von ihm erwartet: Erwartungen, die diesmal noch durch das Eingreifen der Zensur gesteigert wurden, die das neue Werk verbot und erst freigab, nachdem der Verfasser einen besonders verfänglichen Akt gemildert hatte. Dieser Akt spielt nämlich in einem verrufenen Hause, in das Martin, der seltsame Held der Tragödie, gerade an seinem neunten Hochzeitstag gerät. Voraus geht eine sehr aufrichtige Auseinandersetzung mit seiner Gattin Anna, der er erklärt, daß sie auf ihn nicht mehr wirke, eine Wandlung, die in allen Ehen unvermeidlich sei. Aber Martin ist nur ein Theoretiker der Liebes-Freiheit, und beim ersten Kuß entflieht er aus jenem Hause. Auch seine Frau hat mittlerweile ein theoretisches Abenteuer gehabt, mit einem aus fernen Ländern heimgekehrten seltsamen Geiger, der auf den Namen Vitus Werdegast hört. Er besitzt ebenfalls mehr Verstand als Leidenschaft und wird Frauen nur mit Worten gefährlich, und so finden sich die beiden Gatten seelisch und geistig wieder in einem nächtlichen Schlafzimmergespräch, in dem sie erkennen, daß nicht Erfüllung, sondern Sehnsucht Liebe sei. Diese lyrisch-philosophische Tragödie ist alles eher als dramatisch, und gerade dort, wo sie es werden könnte, versagt die unsichere Art des Dichters. Auch „Armut" war kein technisches Meisterwerk, aber dieses Stück hatte seinen eigenen Ton und Stil. Die Tragödie „Liebe" aber schwankt zwischen allen möglichen Stilarten, vom überwundensten Naturalismus bis zur Wedekindschen Exzentrizität, und dazwischen blüht unverhohlen holde Marlittromantik. Auch die Art Wildgans', aus der Prosa plötzlich in den Vers überzugehen, ist diesmal schon ein wenig zur Manier geworden. Er will damit die großen Augenblicke ausdrücken, in denen gewöhnliche Menschen aus sich selbst herausgehen und das aussprechen, was sie am tiefsten bewegt. Manches davon wirkt dichterisch, vieles eigentlich nur unangenehm, denn diesen mit Fragen und Erörterungen überladenen fünf Akten fehlt doch jene geistreiche Kühnheit, die sich alles erlauben darf. Trotz dieser Schwächen hatte das Werk einen starken Publikumserfolg, obwohl es gar nicht in ein gediegenes bürgerliches Familientheater paßt — oder vielleicht hatte es gerade deshalb den Erfolg.

Die Weihnachtsneuheit des Deutschen Volkstheaters wurde aus Ungarn bezogen: „Walzer", ein Lustspiel von Georg

Selma Kurz als Zerbinetta in der Neubearbeitung von Richard Strauß' „Ariadne auf Naxos." K. K. Hofoper in Wien (Phot. Setzer)



Lotte Lehmann an der K. K. Hofoper in Wien
als Komponist in „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß
(Aufnahme aus dem Atelier Setzer in Wien)

Digitized by Google

Rutkay, einem sehr jungen Dichter. Er hat aber schon beinahe soviel Geschick wie seine älteren und berühmten dramatischen Landsleute, die alle diesen Erstling merklich beeinflußt haben. Am hübschesten ist die Einkleidung des Lustspiels: Ein junger Komponist, der in seiner leidenschaftlichen Liebe zu einer koketten Weltdame enttäuscht worden ist, komponiert aus diesem Schmerz heraus seinen schönsten Walzer. Die drei Akte sind die Vorgeschichte des Walzers, den Franz Lehar komponierte und der überzeugender klingt, als das in seinem Bau und seinem Witz etwas gesuchte Lustspiel.

Und wie geht's denn der ernsten Literatur? Ich danke der Nachfrage, ganz leidlich, aber es könnte ihr noch geholfen werden. Vor allem müßte sie sich wohl selbst helfen und mit stärkeren Leistungen auftreten. Literarische Mißerfolge haben nämlich immer eine zweifache schädliche Nachwirkung. Sie schrecken nicht nur das Publikum ab, sondern auch die Direktoren, denen man ohnedies nicht viel Mut nachsagen kann. Am meisten scheint noch Direktor Geyer von der Neuen Wiener Bühne zu besitzen. Nach einigen hochliterarischen, aber nicht sehr kurzweiligen Russen brachte er die Komödie „Wölfe in der Nacht" von Thaddäus Rittner. Er ist keiner von den erfolgreichen und beliebten Österreichern, aber gewiß einer der interessantesten und eigenartigsten. Er geht gern seine eigenen, oft wunderlichen Wege, die ihn abseits von der wirklichen Welt und vom wirklichen Theater führen. Auch die „Wölfe in der Nacht" haben diesen weltfremden, fast wunderlichen Familienzug. Mit dem Titelgleichnis sind überspannte Ideale und Gefühle gemeint, die wild und heftig in die bürgerliche Ruhe und Sitte einfallen. Hans Elmann ist ein solcher wolfsmäßig wilder und konfuser Idealist, der gegen diese Welt der Kompromisse und Lügen nicht aufkommt. Um einer Frau seine Liebe zu beweisen, schießt er sich eine Kugel in den Fuß; um sie glücklich zu machen, verzichtet er auf sie und verheiratet sie mit einem reichen, alten Herrn, den er unbedenklich umbringt, als er sich nicht bewährt. Und selbst auf der Anklagebank kümmert sich Hans Elmann nicht um solche nichtige Dinge wie Schuld und Strafe, sondern sieht nur zwei gütige blaue Frauenaugen, die wie hypnotisiert auf ihn gerichtet sind. Es ist die Gattin des Staatsanwaltes, und in ihre Hand legt der junge Schwärmer sein Schicksal, ihr vertraut er das Geständnis seiner Schuld an, die ihm niemand nachweisen konnte. Aber auch dieses Frauenideal erweist sich als unverläßlich, sie verrät das Geheimnis ihrem Mann, dem Staatsanwalt, der jedoch keinen amtlichen Gebrauch davon machen kann, denn die Frau des Ermordeten, die einst seine Geliebte war, droht ihm mit Enthüllungen ... Wie man sieht, eine recht sonderbare und wirre Geschichte, die in ihrer Tragik wie in ihrem grimmigen Humor gleich überspitzt und wunderlich wirkt. Es ist auch viel dichterisch Schönes und Feines in den drei Akten, aber das kommt auf der Bühne nicht zur Geltung. Schade, daß gerade unsere vornehmsten und wertvollsten Talente die schwächsten Theaterstücke schreiben.

Darauf versteht sich eben die leistungsfähige ungarische Konkurrenz. Sie hat gar keine dichterischen Absichten, keinen tieferen oder höheren Ehrgeiz, aber sie versteht die Mache und geht vorbehaltslos auf Wirkung und Verblüffung aus. Das merkt man sogar an den schwächeren Stücken, die aus Ungarn kommen, beispielsweise an Melchior Lengyels Komödie „Die Tänzerin", die seit Monaten im Stadttheater gespielt wird. Diese Geschichte von der großen weltberühmten Tänzerin, die sich aus der ihr unerträglich gewordenen seelenlosen Berühmtheit in ein Liebesidyll flüchtet, um dieser Liebe willen alles aufgeben will, bis sie von ihr enttäuscht wird und reuig in das Joch der Kunst zurückkehrt — diese Geschichte ist ja eigentlich nur eine sentimentale und schwächliche Abart der „Kameliendame". Auch besteht Lengyels Stück zumeist aus ziemlich nichtssagenden Füllszenen, aber in jedem Akt steht am Schluß eine große geschickt berechnete Szene, die zum Mitgehen nötigt. Und vor allem enthält das Stück die gewisse große Paraderolle, von der alle Gastierschauspielerinnen träumen. In Wien wurde die Rolle von Leopoldine Konstantin gespielt, und durch ihre Leistung wurde die schwache Komödie zum Stück, das man gesehen haben muß. Mancher hat die Art der Frau Konstantin vielleicht zu bizarr und stilisiert gefunden, aber niemand hat sich der Wirkung ihres großen technischen Könnens entziehen können, ihrer Fähigkeit, auf der Bühne eigenartig elegant und verblüffend zu sein. Frau Konstantin, die dem Stadttheater auch für das nächste Theaterjahr wieder als Gast verpflichtet wurde, ist ein Schauspielerinnentypus, der dem Wiener Theater schon lange fehlt: die interessante Frau.

Dies dürften so ziemlich die literarischen Ereignisse von Belang sein. Was sich sonst noch ereignet hat, waren Versuche, Ansätze, Einzelheiten. Die Volksbühne, die heuer in den Saal des ehemaligen Variétés Colosseum übergesiedelt ist, begann sehr ehrgeizig mit einer besser gemeinten als gelungenen Aufführung des „Sommernachtstraums", verstieg sich dann sogar zur „Antigone" des Sophokles, wofür ihr wenig Dank wurde. Folglich kehrte sie reuig zur Tagesliteratur zurück, spielte eine Ärztekomödie „Kollega Eisenhart", einen dramatischen Erstling des begabten Erzählers Victor Fleischer, der eine Provinzsatire beabsichtigte und sich schließlich mit einem Verwechslungsschwank begnügte. Augenblicklich behauptet hier ein richtig gehendes anspruchsloses Unterhaltungsstück erfolgreich den Platz, das stark schwankmäßige Lustspiel „Das schwarze Schaf" von Leopold Lipschütz, worin Frau Claire Wal-

Digitized by Google

Leopoldine Konstantin als Tänzerin in Melchior Lengyels gleichnamiger Komödie
(Wiener Stadttheater — Aufnahme aus dem Atelier d'Ora in Wien)

Digitized by Google

lentin eine überspannte Gräfin und Schwiegermutter gibt, die ihren bürgerlichen Schwiegersohn durch eine angedrohte Verlobung mit einem Zigeunerprimas zur Verzweiflung und das Publikum zum Lachen bringt. Die unterirdische Residenzbühne fing auch sehr ehrgeizig an, hatte einige sehr schlechte Monate durchzumachen, bis sie endlich durch den Erfolg des spannenden und zeitgemäßen Schauspiels „Die Warschauer Zitadelle“ von Gabryele Zapolska aller literarischen und geldlichen Sorgen enthoben wurde. Dieses Stück ist übrigens vorher von den meisten Wiener Bühnen abgelehnt worden. Aus dem Theater in der Josefstadt ist der Hauskomiker Maran verschwunden und mit ihm die ganze unbedenklich pikante Schwankheiterkeit. In diesem ehemaligen Lebewelttheater werden jetzt die zahmsten, harmlosesten und ehrbarsten Stücke gespielt. Zuletzt ein sehr nettes und anmutiges Altwiener Lustspiel, „Die Werber“, von Julius Wilhelm und Paul Frank, eine durch zwei Geschlechter geführte empfindsame Liebesgeschichte, durch die sich der bekannte Lannerwalzer „Die Werber“ als Leitmotiv zieht. Noch einige Walzer, Lieder und Polkas, und es wäre eine sehr hübsche Operette daraus geworden.

Ida Rußka in Edmund Eyslers Operette „Der berühmte Gabriel“
(Wiener Bürgertheater — Aufnahme aus dem Residenz-Atelier)

Jetzt bin ich richtig doch wieder bei der Wiener Operette angelangt. Ich wollte ihr mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit diesmal ausweichen, aber es geht beim besten Willen nicht, man begegnet ihr bei jedem Schritt. Und es wäre sonst auch ein unvollständiger Theaterbrief aus einer Stadt, in der es bisher schon fünf Operettentheater gegeben hat und jetzt nicht weniger als acht gibt. Der jüngste Operettendirektor ist Oskar Straus, der seit heuer die Ronacherbühne leitet und hier neidlos dem melodiösen Singspiel „Liebe im Schnee“ des sehr begabten jungen Komponisten Ralph Benatzky zum Erfolg verhalf. Die musikalisch wertvollste Operette brachte das Theater an der Wien zur Uraufführung: „Die Rose von Stambul“ von Leo Fall. Das türkische Milieu ist so lang veraltet gewesen, bis es jetzt, durch die Zeitereignisse, wieder das Neueste geworden ist, was man dem verehrten Publikum bieten kann. Es ist also eine jungtürkische Operette, die das Erwachen der türkischen Frau zu abendländischen Begriffen und Gefühlen schildern will. Aber leider wird diese jungtürkische Angelegenheit mit den bewährten abendländischen Operettenmitteln durchgeführt, und der hübscheste Einfall des Abends stammt sogar aus einer französischen Komödie „Der Kampf um die Festung“. Die Librettisten stehen offenbar auf dem Standpunkt, daß man feindliche Schriftsteller jetzt unbedenklich plündern darf. Wenn man bei diesem schablonenhaften und humorschwachen Buch dennoch mitgeht und aufhorcht, so ist dies nur ein Verdienst Leo Falls, der hier wieder gediegene künstlerische Arbeit geleistet hat. Mit dem Geschmack und der Anmut, die ihn kennzeichnen, hat er eine reizvolle wienerisch-türkische Musik geschrieben, die auch in den dramatischen Augenblicken alle falschen Opernallüren vermeidet. Die Operette ist an melodiösen Einfällen bedeutend reicher als die letzten Werke Leo Falls, und der große Tanzwalzer des zweiten Aktes hat, zusammen mit der hervorragenden Aufführung, den Erfolg entschieden.

Es ist höchste Zeit, daß ich diesen Brief schließe, denn ich muß gleich in den Smoking schlüpfen, weil ich heute noch einen Operettenabend vor mir habe. Nur einige Auf-

Digitized by Google

führungsziffern seien noch registriert: das „Dreimäderlhaus" hat die ersten 300 Aufführungen hinter sich, die „Czardasfürstin" nähert sich unaufhaltsam der Zahl 500. Das sind keine künstlich gemachten, sondern ganz echte Publikumserfolge, und mir selbst sind vollkommen zurechnungsfähige Menschen bekannt, die sich jede der beiden Operetten ein halbes Dutzendmal angehört haben, die abends mit dem Schubertrefrain „Gibt's denn was Schöneres als ein Wiener Lied" einschlafen und morgens mit dem Kalmanschlager „Ganz ohne Weiber geht die Chose nicht" erwachen... Was sie beim Gabelfrühstück und beim Mittagessen summen, ist mir nicht bekannt. Es sind jedenfalls die haltbarsten Wiener Operetten, die seit langem geschrieben wurden, und sie scheinen es an Ausdauer mit dem Weltkrieg aufnehmen zu wollen.

Jetzt bin ich aber doch fertig — nein, noch immer nicht. Beinahe hätte ich ganz vergessen, daß im Bürgertheater eine Operette „Der berühmte Gabriel" gespielt wird. Die Musik ist von Edmund Eysler, den man wegen seiner Vorliebe für den Zweivierteltatt den Wiener Polkakönig nennen könnte, und das Polkaduett „Aber meine Gnädigste" gefällt auch jeden Abend am besten. Das Buch dieser Operette ist nicht gar so schlecht, wie die guten Freunde der Verfasser behaupten. Es zeigt, wie der bescheidene armselige Statist Vinzenz Nodl durch den Irrtum eines einfältigen Provinzdirektors für den berühmten großen Schauspieler Gabriel gehalten, wie er vom Glück überfallen und zur Berühmtheit und Beliebtheit empor getragen wird und wie er in wenigen Tagen alles das genießt, was ihm das Leben schuldig blieb. Bis er schließlich aus der falschen Berühmtheit Hand in Hand mit einer wiedergefundenen Jugendliebe aufs Land hinaus flüchtet. Das Ganze ist eigentlich mehr Volksstück als regelrechte Operette, man merkt, daß zwei neue Leute es geschrieben haben, denen es noch an der nötigen bedenkenlosen Handhabung fehlt ... Übrigens, was soll das Hin- und Herreden, ich leugne nicht länger und mache das Geständnis: jawohl, ich bin auch unter die Librettisten geraten und habe mit R. G. Eger, einem Bruder des Darmstädter Intendanten, den „Berühmten Gabriel" geschrieben. Gott sei Dank, daß ich es gestanden habe. Es ist einmal das Schicksal der Wiener Schriftsteller: die einen fangen vielversprechend und hochliterarisch an, bekommen den Grillparzer- oder Bauernfeldpreis, worauf sie verstummen und überhaupt nichts mehr schreiben. Und die anderen, die keine Preise bekommen, die hören überhaupt nicht zu schreiben auf, bis sie eines Tages aus lauter Verzweiflung Librettisten werden. Aber es ist durchaus kein Vergnügen. Jetzt gleich, sobald ich den Schlußpunkt zu diesem Brief gemacht habe, muß ich mich in den Smoking stürzen, ins Bürgertheater eilen, zum Jubiläum der fünfzigsten Aufführung, muß mich auf der Bühne mit anderen Smokings in eine Reihe stellen und mich berufsmäßig glückstrahlend verneigen... es ist einfach gräßlich. Ach, wäre ich doch bei der Literatur geblieben! Das Tragen des Bauernfeldpreises ist bestimmt viel weniger anstrengend, als alle vier Wochen zu jubilieren.

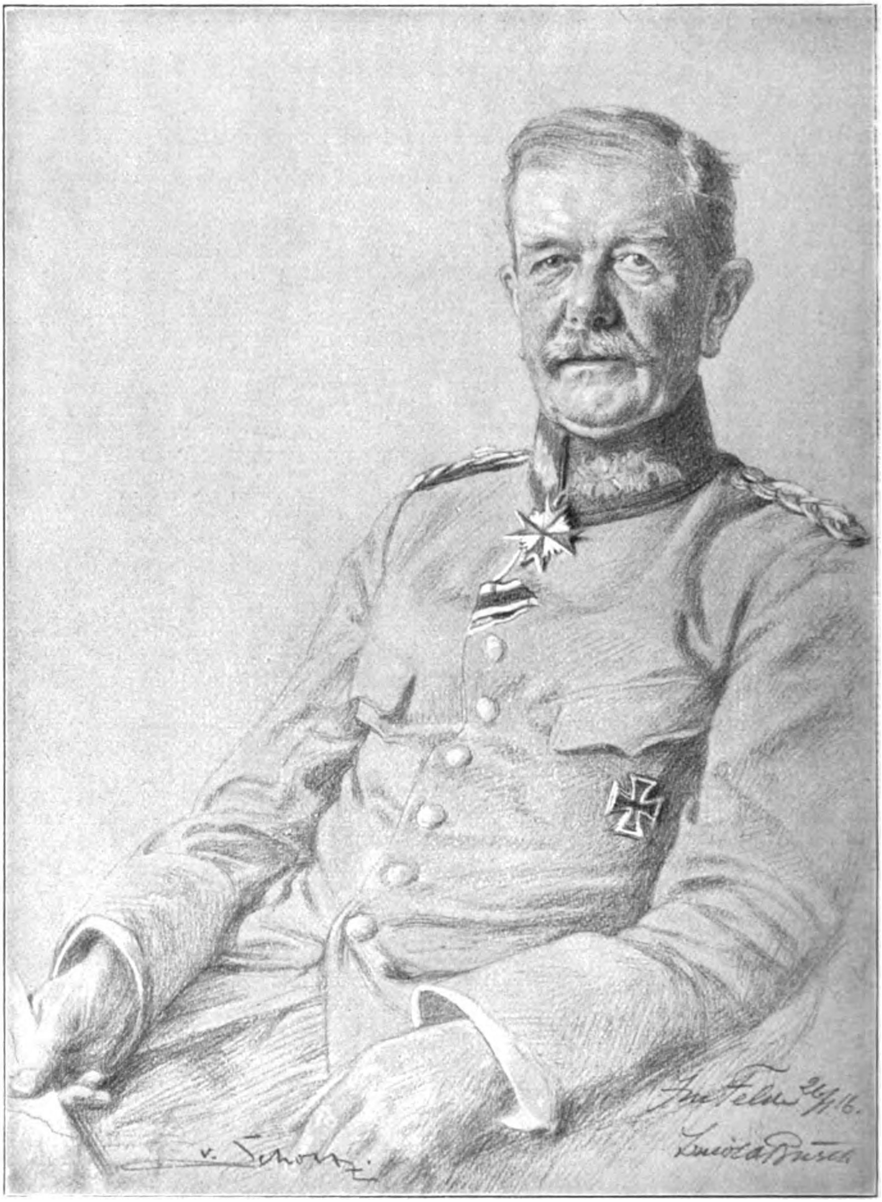
Gespräch zweier Kantoren

(Aus dem Zyklus: Johann Sebastian Bach)

Von Ernst Lissauer

Es tuscheln zwei wackere Leipziger cantores,
An Pauli und Johannis bestallt,
Es sei nicht nur wegen des Singechores
Und seinen insonderheit schlimmen mores,
Vorzeitig werde er schwach und alt.
Nicht dies nur sei es, was ihnen mißfiele,
Der künstliche Zierat beim Orgelspiele,
Die überflutende Gewalt,
Das schmisse die Leute ja vom Gestühle,
Das sei sozusagen ein Orgelgeschrei, —
Es seien beim Kollegen Bachen
Noch andre sonderbare Sachen,
Man munkele schon lange so mancherlei.
Um seinen Brustkorb tummle ein singendes Rauschen,
Leise ein immerwährender Fluß,
Man höre es deutlich, doch müsse man lauschen,
Der Teufel sei ja jetzt aus der Mode,
Doch mancher bezahle nach seinem Tode, —
Das hat doch sonst kein Musikus.

Digitized by Google



General der Artillerie von Scholtz

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Gustav Meyrink, Das grüne Gesicht (Leipzig, Kurt Wolff) — Albert Steffen, Der rechte Liebhaber des Schicksals (Berlin, S. Fischer) — Hans Grimm, Der Gang durch den Sand (München, Albert Langen) — Adolf Paul, Exzellenz Unterrock (Ebenda) — Hermann Horn, Der arme Buchbinder (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Anna Schieber, Das Kind (Heilbronn, Eugen Salzer) — Gustav Manz, Hundert Jahre Berliner Humor (Berlin, Eysler & Co.) — Artur Fürst und Alexander Moszkowski, Das Buch der 1000 Wunder (München, Albert Langen)

Aus den unbekannten Wäldern eines neuen Gedankenreiches hat ein Edelwild wiederum den Zaun des Alltags durchbrochen und im Garten von Gustav Meyrink gegrast. Hocherfreut fing der Gartenbesitzer, dem natürlich auch der Ruhm des vorstehend gebrauchten Bildes gebührt, den Fremdling aus geheimnisvollen Fernen ein und hat ihn nun in seinem Vexiersalon zur Schau gestellt.

Es ist diesmal kein Golem, aber es ist jedenfalls ein Gespenst. Ein Ahasvergespenst, zu dem wieder Zehntausende pilgern werden, um den wollüstigen Schauer in den Nerven zu spüren, um sich an dem raffinierten Mischmasch von perverser Verkommenheit und „sublimster Geistigkeit“, von Untermenschlichem und Übermenschlichem, von Verbrecherkneipe und Mystizismus zu erlaben. O, welch ein großer Mann ist dieser Gustav Meyrink! Er weiß genau, welch Tränklein dem von düstrem Wahn geschüttelten, im Fieber rasenden, in Sterbe- und Geburtswehen zuckenden Europa willkommen ist! Er ist ebensowenig aus dem Fäulnis- und Zersetzungsprozeß der Zeit fortzudenken wie etwa Frank Wedekind oder, um weiter zu schweifen, die wahrsagende Madame de Thèbe in Paris oder der geisterbeschwörende Herr Rasputin in Petersburg. Er ist eine der schillerndsten Blasen im brodelnden Hexenkessel der Gegenwart, und in seinen Werken findet eine entwurzelte, nach sinnlich-übersinnlichen Reizungen gierende Menschenschicht vielleicht ihre letzte Grimasse vor dem Untergang. Auch durch die Riesenreklame hätte sich der Golem-Erfolg allein nicht erzwingen lassen — das Buch hatte an sich eine symptomatische Bedeutung, entsprach dem Bedürfnis gewisser Kreise, bezeugte das Vorhandensein einer geistigen Epidemie. Deshalb nützte es wenig, dagegen zu kämpfen. Epidemien müssen sich austoben. Auch Gespenster haben ihre Stunde.

Die Stunde, in der Gespenster zur Herrschaft gelangen, wird von Meyrink in seinem neuen Roman „**Das grüne Gesicht**“ nicht ungeschickt vorbereitet und ausgewählt. Der Krieg ist vorüber, aber in den von schweren innerpolitischen Kämpfen heimgesuchten Großstaaten werden die Zustände nur noch unerträglicher. Deshalb strömen die Menschen scharenweise in den etwas besser gestellten holländischen Städten zusammen: die einen, um sich dem Druck der heimischen Steuerschraube zu entziehen; die andern, weil sie zu Hause keine Lebensmöglichkeit mehr haben; die dritten, weil sie es müde sind, den wahnwitzigen Zirkel mitzumachen: erst Frieden, um Kriege vorzubereiten, dann Krieg, um den Frieden wiederzugewinnen, und so fort in holder Abwechslung.

Über all den zusammenströmenden Fremden liegt nun jene Stimmung, die einst die Pestorgien des Mittelalters gebar, liegt eine verzweifelte Unruhe, die Ahnung des nahen Zusammenbruchs, die aufpeitschende Angst vor kommenden Schrecknissen. In Torschlußpanik sucht man sich zu betäuben — über Nacht wird Amsterdam zum „internationalen Tummelplatz hirnverwirrender wilder Instinkte“. Diese Stadt wird zum Abbild der Welt, der Fäulnishauch einer verwesenden Scheinkultur schwebt über ihr, ungeheuerliche Schamlosigkeiten drängen sich vor, kurz, Sodom und Gomorrha sausen wieder einmal unaufhaltsam dem Gericht entgegen.

Und da, in solcher Weltuntergangsstimmung, erscheint wenigen Auserwählten, die durch höhere Sehnsucht dafür reif sind und gerettet werden sollen, das Gespenst mit dem grünen Gesicht: Chidher. Wir kennen ihn als den ewig jungen aus Versen von Friedrich Rückert; nach der mohammedanischen Sage hütet er im Lande der Finsternis die Lebensquelle, aus der er sich selbst Unsterblichkeit trank. Er ist aber gleichzeitig auch der Schuster Ahaschwerosch aus Jerusalem, der ewige Wandrer. Er ist der Prophet Elias der frommen jüdischen Sekte der Chassidim. Er ist die große Gift-Vidu-Schlange, der grüne Schlangengott afrikanischer Stämme. Er ist der „Urmensch, der den Tod nicht schmeckt“. Immer aber, wie er auch heiße, hat er das erzgrüne, olivbronzene Gesicht mit der schwarzen Stirnbinde — mit der Binde, die das Mal des ewigen Lebens, das flammende Kreuz oder sonst ein heiliges Fetischzeichen verhüllt. Und während der hereinbrechende Orkan als eine Art neuer Sintflut ganz Amsterdam, ja ganz Europa in eine Trümmerstätte verwandelt, während eine morsch gewordene Kultur in stiebenden Kehricht aufgeht, führt Chidher

Digitized by Google

die Seinen sicher aus dem Vergehenden und Vergänglichen in ein neues Reich. Denn er ist, wie er predigt, nicht auf der Welt geblieben, um zu *nehmen*, er ist geblieben, um zu *geben* — jedem das, wonach er sich sehnt. „Ich bin nicht nur das Phantom mit dem grünen Gesicht — ich bin auch Chidher, der Ewig Grünende Baum.“

Die besondere Fabel nachzuerzählen, die aus dem Werke einen Roman macht oder wenigstens machen soll, ist ein fast unmögliches Unterfangen. „Wenn ich das Hirnverbrannteste begänne, das sich ausdenken läßt,“ sagt der Held einmal, „so wäre es immer noch gescheiter, als zurückzufallen in den Trott des Althergebrachten.“ Und eine andere Person deklamiert: „Das Gegenteil von dem, was der große Haufe tut, ist an sich schon richtig.“ Danach ist ja Meyrinks gesamtes Schaffen angelegt: er will den „Spießer“ verblüffen. So arbeitet er mit den tollsten Fratzen und Verzerrungen, die doch oft etwas Gewolltes und Ausgeklügeltes behalten. Im „Grünen Gesicht“ schleppt er uns u. a. in Vexiersalons, Verbrecherkneipen und unzweideutige Tingeltangel, die er mit „hexenhaften Ausgeburten des Fieberreichs“ bevölkert. Grotesk-wüste Gestalten wie der zaubernde Zulukaffer Usibepu und der Preßburger Bauernfänger Zitter Arpad sollen unsere Nerven zum Schwingen bringen, und wem das nicht genügt, der kann sich an dem religiösen Wahnsinn des Schusters Klinkherbogk aufregen — des Schusters, der, eine Krone von Goldpapier auf dem Haupt, die „zweite Geburt“ erwartet und in Nachahmung der Opferung Isaaks mit der Ahle sein Enkelkind ermordet. Es gibt da weiter Salomos, Simons und Sulamiths; es gibt russische Talarjuden, Chassidim, die mit Elias verkehren; edle Juden portugiesischer Abstammung, sogenannte Spaniolen von hoher Gelehrsamkeit, die zuletzt in Brasilien einen jüdischen Staat gründen, und einige Weltleute mit Anhang, die ausnahmsweise nicht semitischen Ursprungs sind.

Vom Judentum nämlich kommt Meyrink, wie allmählich auch der Blindeste bemerken muß, in seinen Büchern nicht los. Gleich im zweiten Kapitel des „Grünen Gesichts“ examiniert ein Freund den andern, was er von den Juden hält und ob er Antisemit sei; die erschütternde Geistreichigkeit wird dabei verzapft, daß „in Glaubenssachen die Juden zu viel Talmud, die Christen zu sehr Talmi“ seien; das Amsterdamer Ghetto schlägt seine Pforten auf wie einst im „Golem“ das Prager; und ganz abgesehen davon, daß die beiden Menschen, die Meyrink vor allen anderen mit Respekt oder Sympathie zeichnet, Juden sind, der Doktor Sephardi und Lazarus Eidotter, — auch der Geisterreigen ist alttestamentlich. Aus allen, selbst den entlegensten Sagenkreisen sind die Verwandten des Juden Chidher Grün herangeschafft; um so bezeichnender ist es, daß die Zusammenhänge, die Chidher mit einer Gestalt der christlichen Legende, mit dem Ritter St. Georg verbinden, unbenützt blieben. Die jüdischen Gespenster liegen Meyrink offenbar mehr. Das diesmalige sagt sogar: „Nebbich.“

Natürlich hat dementsprechend auch der „Mystizismus“ unseres Erzählers mehr orientalischen als germanischen Charakter. Er scheint weniger einem Seelenbedürfnis zu entspringen als einer nach ungewöhnlichen Reizungen suchenden Phantasie. Er ist kombiniert aus allen möglichen Geheimlehren. Selbst der ägyptische Totenrichter wird im „Grünen Gesicht“ bemüht, und buddhistische, philosophische, theosophische Ideen verquicken sich darin mit besonders reich vertretenen kabbalistischen Elementen. Man schmeckt an dem so entstandenen Tiefsinn herum und erfreut sich wohl an einem guten Einfall, einer geistreichen Verknüpfung. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß, wie Meyrink es ausdrückt, „die Lichter umgestellt“ werden, mit anderen Worten: daß kraft dieser Mystik ein tieferer Grund erwischt wird, um die Dinge auf dem Kopf stehen zu lassen. Etwa nach dem Schema: Schwarz ist eigentlich Weiß und Weiß ist Schwarz; die Gespenster sind eigentlich die wahren Menschen und die Menschen sind die Gespenster, usw.

Es gelingt auch nicht, wie Meyrinks Publikum schmerzlich empfinden dürfte, diesen Mystizismus in Bild und Gestalt zu bannen. Seitenlang muß Chidher Grün in Fettdruck deklamieren, und die Golem-Freunde werden deshalb nicht völlig auf die Kosten kommen. Immerhin, das, was Meyrink kann, zeigt sich auch hier: er kann eine phantastische Szene, eine verblüffende Kombination, ein farbiges Bild, eine eindringliche Fratze geben, er kann durch das geschickte Ineinanderspielen ordinärster und geistigster Triebe überraschen und an den Nerven widerstandsloser Leser zupfen. Man darf jedoch die künstlerischen Fähigkeiten, die ihm dies erlauben, nicht überschätzen. Nur wo er grotesk und gespenstisch sein kann, zeigt er stärkere Begabung. In der reinen Menschengestaltung aber, durch die sich doch ein Erzähler in erster Linie ausweisen muß, bleibt er auf ziemlich niedriger Stufe. Beweis: das die Hauptrolle spielende Liebespaar, der Ingenieur Hauberisser und seine Eva. Es wirkt schattenhaft und papieren; es hat keine eigene Blutwärme. Striche man die Ereignisse, in die es verwickelt wird, so würde es keinen Menschen interessieren. *Seelische* Teilnahme wird eigentlich überhaupt nur ein einziges Mal erreicht: in der Gefängnisszene, in der Lazarus Eidotter zu Doktor Sephardi spricht . . .

Aber schließen wir die Akten. Nur Dunkelmänner und Philister, hat ein Kritiker gesagt, können das starke Buch Meyrinks anfeinden. Ich bin auf ähnliche Titulaturen gefaßt und mache mir weiter keine Kopfschmerzen darüber. Doch Kopfschmerzen macht mir die eine Frage, die ich nicht los-

Digitized by Google

Der rote Reiter
Bildwerk von Ludwig Vierthaler

Digitized by Google

Digitized by Google

werde: wie wird ein späterer Historiker es einst beurteilen und erklären, daß zur Zeit des furchtbarsten Existenzkampfes, in dem Deutschland seine letzte und höchste Kraft hergeben mußte, der „Golem“ und das „Grüne Gesicht“ die meistgelesenen deutschen Romane waren —? Es ist nicht so einfach, mit dieser Frage zu Rande zu kommen.

Unter der gleichen Flagge des Leipziger Verlages Kurt Wolff sind auch verschiedene Werke andrer moderner Schriftsteller erschienen — ältere Werke, die sich früher nicht durchsetzen konnten und nun unter Trompetengeschmetter als Meister- und Musterstücke des „neuen“ Romans ausgerufen werden. Man findet da ohnmächtige Schöpfungsversuche von Karl Hauptmann neben den kalten, unsympathischen Artistenleistungen von Heinrich Mann, der es zu Flaubert und d'Annunzio wirklich näher hat als zu jedem Deutschen. Wenn dies der „neue“ Roman sein soll, so danke ich. Es scheint mir Pflicht, vor dieser durch kräftige Reklame unterstützten Literatur zu warnen. Der neue Roman wird ja gewiß kommen, aber er wird — das hoffe ich zuversichtlich — anders aussehen. Ich vermute, daß er vor allem größere Sachlichkeit üben und im Gegensatz zu den artistischen Blendereien, den psychologischen Spitzfindigkeiten, den Ausgeburten einer verrenkten Phantasie wieder nationaltypisch werden, das heißt Kampf und Arbeit des Volkes spiegeln wird.

Bis jetzt ist davon noch wenig zu sehen; die romantische Krankheit hält noch alles in Bann. Auch ein neuer Schweizer, an den ich mit allerhand Hoffnungen herantrat, hat mich enttäuscht. Er heißt Albert Steffen, ward schon viel gerühmt und hat letzthin den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung erhalten. Also man mußte ihm einmal zu Leibe gehn. Und da die Schweizer durch ihre bürgerliche Verständigkeit und bodenwüchsige Art gegen romantische Ausschweifungen und nutzlose Seelenzerfaserungen ziemlich gefeit sind, so schlug ich den Roman „Der rechte Liebhaber des Schicksals“ (Berlin, S. Fischer) mit den besten Erwartungen auf. Aber, wie gesagt, selbst auf die gelassenen Eidgenossen kann man heute nicht immer bauen. Auf jeder zweiten Seite wird der Steffensche Held von „unerklärlichen Traurigkeiten“ und fürchterlichen Bangigkeiten befallen, auf jeder dritten kommt er sich verächtlich vor, auf jeder vierten hat er Träume und Vorahnungen, auf jeder fünften zappelt er im Gewebe psychischer Spitzfindigkeiten — und eigentlich begreift man gar nicht warum. Der junge Mann hat es durchaus nicht nötig. Aber er ist eben ein Selbstquäler, der sein Inneres zerfasern, sich selbst und andre zerstören muß und niemals harmlos sein kann. Oft war ich nahe daran, den Roman ärgerlich in die Ecke zu feuern, denn was, zum Henker, gehn mich die täglich dreimal wechselnden Seelenzustände des Herrn Artur an! Aber man fühlt dann immer wieder einen Ernst hinter dem Buche, ja, auch einen Dichter, und so quält man sich aus Respekt davor durch dreihundert Seiten und eine ganze Schar komplizierter Gewissenskrittler hindurch. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Zum Schluß wird es lichter. Da geben die Hauptpersonen die Erklärung ab, daß sie nicht nur mehr ihr eigenes Lied singen wollen, sondern das der ganzen Menschheit. Und obwohl die „Menschheit“ wiederum ein bißchen zu viel ist, wie Herr Artur zu wenig war, so wollen wir doch den Hoffnungsfaden nicht reißen lassen. Es ist schon viel gewonnen, wenn junge Dichter nicht mehr ihre eigenen Gefühlchen hätscheln.

Der folgende Mann, Hans Grimm, ist handfester. Man atmet bei ihm auf, kommt in größere Weite und erfährt stärkere Schicksale. Er hat uns schon vor einigen Jahren ein sehr beachtenswertes Buch „südafrikanischer Novellen“ beschert; er bleibt auch diesmal dem alten Stoffgebiet treu. „Der Gang durch den Sand“ (München, Albert Langen) enthält acht „Geschichten aus südafrikanischer Not“, Geschichten aus dem Buren- und dem Weltkrieg, alle sehr überlegt geschrieben, alle fast ängstlich darauf achtend, daß der stoffliche Reiz nie stärker wird als die künstlerische Arbeit. Aus allerlei sprachlichen Eigentümlichkeiten läßt sich schließen, daß Hans Grimm, der fünfzehn Jahre in Südafrika gelebt hat, ein Holsteiner ist. Er hat die etwas „hochmütige“, sehr zurückhaltende Art, die wir kürzlich auch bei der Voigt-Diederichs anmerkten, und er würde vermutlich dieser Schriftstellerin noch näher stehn, wenn ihm die Fremde nicht weitere Horizonte und bedeutendere Schicksale gezeigt hätte. Aber ebensowenig wie sie es vermochte, ihm mundartliche Ausdrücke der Heimat abzugewöhnen, ebensowenig hat sie ihm das stille, schwere, niemals laute Holsteiner Wesen verändert. Man erkennt es sofort daran, wie er seine exotischen Stoffe anfaßt. Nur kein Theater! scheint er sich fortwährend zu sagen; in der Furcht davor nützt er selbst Wirkungen, die sich natürlich darbieten, nicht recht aus. Und wie bei seiner Landsmännin dürfte das doch Schwäche sein: ein Mangel an Leichtigkeit, offenem Gefühl, Leidenschaft — man kann es mit vielen Namen nennen. Deshalb behält er leicht etwas Skizzenhaftes; selten wird die letzte Abrundung erreicht. Unwillkürlich fiel mir vor seinen Erzählungen ein anderes afrikanisches Geschichtenbuch ein: Lene Haases „Meine schwarzen Brüder“. Wie Tag und Nacht stehen sich die beiden gegenüber. Von der Flottheit, dem sprühenden Temperament, der frischen Unbekümmertheit, der lachenden Vergnügtheit der Frau hat Hans Grimm gar nichts. Er besitzt nicht halb soviel elektrisierende Ursprünglichkeit, aber wesentlich mehr künstlerischen Ernst. Er ist langsamer und schwerfälliger. Er würde auch niemals sagen: „Meine schwarzen Brüder.“ Sein

Digitized by Google

Rassegefühl ist viel zu stark dazu; er hat gleich seinen Helden für die Farbigen nicht viel mehr als Verachtung übrig. Der schwerverwundete Bertie Scholz, der sich mühselig durch den Sand schleppt, ist viel zu stolz, den ihm wie ein Schakal folgenden Nigger um Hilfe zu bitten. „Ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Samen und ihrem Samen", steht als Motto über der Skizze. Sie ist auch sonst sehr bezeichnend. Eigentlich besteht sie nur aus der einen Szene, aus dem „Gang durch den Sand": hier der sich mühsam aufrecht erhaltende Weiße, der die Lippen zusammenpreßt und kein Wort spricht; dort, in gesicherter Entfernung, der bettelnde, höhnende, fortwährend redende Schwarze. Schon sein lautes Wesen macht ihn verächtlich; die Leute, die Hans Grimm schätzt, sind „still von Munden". Sie nehmen ihr Schicksal auf sich; sie brechen vielleicht darunter zusammen, doch sie jammern nicht. Sie verlieren sich höchstens und schalten sich selbst aus der allgemeinen Achtung aus, indem sie ihr Rasse- und Herrengefühl nicht mehr hochhalten und mit einer Farbigen zusammenleben. Fast alle diese „Geschichten aus südafrikanischer Not" enden tragisch; man ist ordentlich verwundert, eine heitre Kleinigkeit wie den „singenden Wecker" dazwischen zu finden. Am bedeutendsten angelegt ist „Die Olewagen-Saga", aber gerade hier bekommt der Stil häufig etwas Preziöses und Gesuchtes. In Summa: ein tüchtiger Mann und ein tüchtiges Buch, das bei der schwachen Ernte dieses Jahres willkommen ist.

Mit „Exzellenz Unterrock", dem neuen, bei Albert Langen, München, erschienenen Roman von Adolf Paul braucht man sich nur im Vorübergehn zu beschäftigen. Voriges Jahr hat der Deutschschwede mit der „Tänzerin Barberina" einen schönen Erfolg gehabt — den ersten in einem gewiß mühseligen Arbeitsleben. Der Ernste und Schwerfällige war in dem Rokokobuch plötzlich leicht, graziös und farbig geworden. Man darf es glauben, daß ihm der Erfolg süß geschmeckt hat und daß er nicht gern wieder in den Schatten zurückmöchte. Da hat er sich sofort — es ist immer das alte törichte Spiel — an ein neues Buch aus der gleichen Zeit gemacht. Es sollte wieder amüsant, witzig, pikant sein auf ernsthaftem historischem Hintergrund, es sollte dabei durch Beziehungen zur Gegenwart auch die nötige Aktualität haben, es sollte — ach, was sollte es nicht alles! Gab es einen interessanteren Helden, als den Chevalier d'Eon, jenen diplomatischen Agenten Ludwigs XV., der bald als Mann, bald als Weib erschien, so daß die Zweifel über sein Geschlecht nicht zur Ruhe kamen und zu wilden Wetten führten? Ließ sich die „hohe Diplomatie", gegen die man heute auf der ganzen Welt geladen ist, besser ironisieren als in ihm und in dem diplomatischen Ränkespiel, das da zwischen London und Paris hin- und herging? War es nicht eine tolle Verkleidungskomödie, in der auch der sattsam bekannte Beaumarchais als Drahtzieher mitwirkte, und zeigte sie nicht die grotesken Kapriolen eines „Göttergesindels", das auch heute noch mächtig genug ist, die armen Völker an die Schlachtbank zu führen? Wenn da noch ein pikant-anreißerischer Titel gefunden ward — und er stellte sich mühelos ein —, wenn das Vorwort mit Jagdhieben gegen die französische Kultur den Sinn des Buches ins rechte Licht stellte, dann mußte es doch einen Bombenerfolg geben!

Ja, so hat schon mancher gedacht und hat sich verrechnet! Man muß niemals zu gerissen sein wollen. Adolf Paul dürfte seine Felle fortschwimmen sehen und sich betrübt fragen, warum er eigentlich Schaum schlug, wenn das Publikum ausbleibt. Die wenig schätzbaren Leser, die den Roman auf den Titel hin kaufen, werden ebenso enttäuscht sein wie die andern, die sich von Adolf Paul mehr versprachen. Er ist diesen letzteren Revanche schuldig.

Ein neuer Autor, Hermann Horn, gibt in einem Roman „Der arme Buchbinder" seine literarische Visitenkarte ab (Berlin, E. Fleischel & Co.). Die Geschichte kleiner Leute. Der Held ein uneheliches Kind, das nichts von Liebe zu fühlen bekommt, ein armer Buchbinder, der mit seinem heimlichen Ehrgeiz, „Dichter" zu werden, gescheitert ist und nun nicht recht weiß, was er mit sich anfangen soll. Da kommt die große Liebe über ihn, und mit einem Male hat er ein Ziel, lebt er auf, schmiedet er Pläne. Ja, als die Wirklichkeit ihm einen Strich durch die Rechnung seiner Träume zu machen droht, begeht er selbst einen großen Diebstahl, um sich die Zukunft und den Besitz der geliebten Frau zu sichern. Natürlich wird er gefaßt...

So weit folgt man gern. Denn zwar ist der „arme junge gereizte Mensch", wie der Erzähler seinen Helden selber nennt, nicht gerade sehr ergiebig aber man begreift ihn und sein Handeln, man läßt sich willig von der flüssigen Darstellung tragen, man findet die Kleinwelt ringsum gut und knapp charakterisiert, man hofft, daß im Ab und Auf sich das Schicksal eines gut angelegten, nur schief orientierten Menschen überzeugend erfüllen wird. Doch unsre Teilnahme fängt zu ermatten an, als der überführte Buchbinder mit einer uns sinnlos erscheinenden Hartnäckigkeit seine Tat zu leugnen beginnt. Von hier ab baut Hermann Horn in die Luft, und erst am Ende seines Romans, als es zu spät ist und Zufälle und Überreiztheiten den überspannten Helden zum Mörder gemacht haben, erkennt besagter Held, daß er „schrecklich dumme Sachen" getan hat. Da zuckt man bestenfalls mitleidig die Achseln: „Der arme Narr." Eine besondre Vorliebe wird sich niemand für ihn anquälen wollen.

Das richtige Augenmaß, das dem kleinen Buchbinder mangelt, fehlt hin und wieder

wohl auch seinem Schöpfer. Bleibt eine Talentprobe, vor der man die ewig wiederkehrende Frage stellt: Warum sind die Helden fast aller deutschen Romane in den letzten zwanzig Jahren solche unverkennbaren Schwächlinge, die keiner Wirklichkeit gewachsen sind? Wie oft hat das Ausland psychologische Schlüsse zu ziehen versucht aus dem merkwürdigen Gegensatz der gewaltigen Militärmacht und der erstaunlichen Schwächlichkeit der deutschen Literaturhelden! Hier liegt ein Problem, an dem noch mancher zu kauen haben wird. Der arme Buchbinder findet unzählige Wesensgenossen in deutschen Büchern. Er wird auch schwerlich einen weiten Weg vor sich haben, aber vielleicht wächst Hermann Horn noch zu solchem Weg heran. Man muß abwarten.

Für die Stillen ist eine Erzählung von Anna Schieber wie geschaffen: „Das Kind" (Heilbronn, Eugen Salzer) — warmherzig und ruhevoll vorgetragen, fast anmutend wie eine frühe Novelle von Storm. Ein Mädchen, schlummernd im goldenen Ginster, ein Kind wie von Glanz umwoben und dann tief erschreckend unter den Schatten, die vom Leben der Mutter in die junge Seele fallen. Dorfstille ringsum und altmodische Menschentypen: die regierende Hirschenwirtin, der Schäfer mit Sympathiekuren. Der Konflikt nur angedeutet, nicht ausgetragen. Das Kind verschwindet. Ist es mit dem Schäfer in die Welt gegangen? Hat es das Leben wie ein schlechtes Gewand fortgeworfen? Wir erfahren es nicht. Es taucht mit seiner Welt aus der Dämmerung auf und sinkt in die Dämmerung zurück. „Es grüßt mich," sagt der Lehrer, der von ihm erzählt, „mit tiefen Augen, als wäre es meine entschwundene Jugend." Wer Storm und Stifter liebt, wird die kleine, in der Umrahmung etwas konventionelle und wohl auch ein wenig weichliche Geschichte, die keine Geschichte ist, schätzen.

Zwei hübsche Sammelwerke, zu portionenweisem Genuß geschaffen, verdienen noch Erwähnung.

Gustav Manz gibt in seinem Buche „Hundert Jahre Berliner Humor" (Berlin, Eysler & Co.) ein heiteres Stück Kulturgeschichte. Das alte Berlin — wie gemütlich erscheint es uns heut! — erwacht noch einmal zum Leben. Originale aus Vormärz und Biedermeier wandeln im Licht. Der Droschkenkutscher von anno dazumal, der Schusterjunge, der Eckensteher Nante, bekannte Straßenfiguren präsentieren sich. Heine, Gutzkow, Börne, Holtei, Glaßbrenner u. a. erzählen von ihnen. Dann wandelt sich das Bild; es weht der Wind des tollen Jahres; die selige Bürgerwehr erscheint; Spreeathen wird politisch, aber bleibt (wenigstens hier im Buche) bei Laune. Der alte Siechen, der geistreiche König, der olle Wrangel und vielerlei Geister sorgen für Lachen oder Lächeln. Die Reichshauptstadt, die werdende Weltstadt beherrscht den letzten Abschnitt, der naturgemäß einen weniger fest ausgeprägten Charakter zeigt. Das Ganze ist nicht nur geschickt redigiert, sondern es ist besonders schätzenswert, daß der Herausgeber die in Betracht kommende Memoirenliteratur ausgeschöpft hat. Dadurch und durch die geschichtliche Anordnung wird die Sammlung auch bei denen Teilnahme erwecken, die sonst für die bloßen „Schatzkästlein des Humors" nicht zu haben sind. Es wäre übrigens interessant festzustellen, wie viel „Berliner" sich unter den Trägern des Berliner Humors befinden. Ich glaube, mit Spreewasser sind die allerwenigsten getauft.

Viel Vergnügen und Belehrung hat mir auch „Das Buch der 1000 Wunder" von Artur Fürst und Alexander Moszkowski (München, Albert Langen) verschafft. Zwei Sammler haben darin Unbegreifliches, Überraschendes, Seltsames aus Erscheinungs- und Gedankenwelt zusammengetragen; sie haben das Wunderbare gesucht, Alles, was aus der Regel herausfällt, und es dem Leser mundgerecht gemacht. Bauwunder und Wunder des Menschnelebens, Wunder der Tierwelt und Wunder des Wahns, mystische Wunder und Zahlenwunder, Wunder der Physik und Chemie und Wunder der Technik, Wunder der Erde und des Himmels, der Sprache und der Schönheit werden uns vorgesetzt und beschäftigen unsre Phantasie. Ich schlug das Buch auf und fand den Satz: „Weiße männliche Katzen mit blauen Augen sind stets taub, Katzen mit gelb, weiß und schwarz geflecktem Fell sind stets weiblich. Warum? Man weiß es nicht." Nach diesen Worten war ich entschlossen, weiter zu lesen, und wochenlang habe ich allnächtlich vor dem Einschlafen in dem Werke geschmökert. Vielleicht macht es auch anderen Leuten Spaß. Wie sehr es sich in die Stimmung eines romantischen Geschlechts fügt, das mit Ibsens Nora noch immer das Wunderbare erwartet und in erster Linie von der Phantasie aus zugänglich ist braucht ja nicht gesagt zu werden.

Digitized by Google

Deutscher Gesang
auf die Einschließung Englands

Von Erich Wentscher

Gott läßt das Land nicht sterben,
Das wir so feurig lieben,
Ein Volk kann nicht verderben,
Das fromm und treu geblieben.
Und ob die Feinde wehren
Uns Leben, Brot und Frieden:
Das Meer blitzt auf von Speeren
Aus tausend neuen Schmieden.

Ihr blauen Kameraden
Dürft Englands Weizen wittern,
Ihr seid zum Fest geladen,
Die Insel zu umgittern.
Schlagt sie mit unsern Sorgen,
Laßt sie für uns erschlaffen,
Uns hat der große Morgen
Erneuert Mut und Waffen.

Das freie Meer wird rauschen,
Ihr Erz und Korn zu trinken,
Die Völker stehn und lauschen,
Wie ihre Ketten sinken.
Jahrtausendaltes Rauben
Auf Erden geht zu Ende,
Sie sollen zitternd glauben
An unsre harten Hände.

Es brennt in meinen Ohren
Viel junger Lippen Klagen,
Wir haben uns verschworen,
Den Mörder zu erschlagen.
Der Schwur wird nicht gebrochen,
Bis Englands Fahnen sanken,
Und nun wird deutsch gesprochen,
Bis unsre Glocken danken.

Digitized by Google

Die wirtschaftlichen Grundlagen des U-Bootkrieges

Von Prof. Dr. W. Wygodzinski in Bonn

Mit der Erklärung des unbeschränkten U-Bootkrieges hebt der voraussichtlich letzte Akt des großen Weltendramas „Krieg" an. Lange hat die Regierung gezaudert, zu dieser letzten und schärfsten Waffe zu greifen; zu lange für die Empfindungen zahlreicher Volksgenossen. Es ist selbstverständlich, daß eine sachliche Stellungnahme dazu nur den wenigen möglich war, die vollen Einblick in die militärischen wie die politischen Verhältnisse hatten; wir dürfen der Regierung vertrauen, wenn sie jetzt, nicht früher und nicht später, den Zeitpunkt für gekommen erachtete. Auch die feindseligen Maßnahmen der Vereinigten Staaten oder richtiger des Präsidenten Wilsons können an den Entschließungen der Leiter unseres Heer- und Staatswesens nichts mehr ändern; ebensowenig wie Einsprüche der Neutralen, denen wir entgegengekommen sind und entgegenkommen werden, so weit es sich mit unseren Zielen verträgt. Unsere Regierung ist sicher, daß wir stark genug sind, auch gegen solche Einsprüche unsere Absichten durchzuführen. Ihnen gegenüber sind zwei Tatsachen von so durchschlagender Bedeutung, daß sie in jedem, auch dem ungünstigsten Falle, ein volles Gegengewicht bieten. Das ist zuerst einmal die Ablehnung des deutschen Friedensangebots. Mehr noch als die bloße Tatsache der Ablehnung aber rechtfertigt jeden Schritt der Verteidigung die Form der Ablehnung. Dabei denken wir nicht an die romanische Phrasenschwulst und die Geschichtsklitterung der historischen Betrachtungen der Ententenote, als vielmehr an den ungeheuerlichen Eroberungsplan des Zehnverbands. Das einzige, was in dessen Note fehlte, aber für jeden Kundigen zwischen den Zeilen zu lesen war, hat inzwischen der englische Kolonialminister Walter Long nachgeholt, nämlich die Erklärung, daß England die gesamten deutschen Kolonien zu behalten beabsichtige. Die Beantwortung unseres Friedensangebotes war eine neue Kriegserklärung mit dem offen erklärten Ziele einer völligen Vernichtung der Vierverbandsstaaten. Oder sagen wir es noch deutlicher, es war die Forderung des Räubers, der Geld und Leben verlangt. In der Notwehr gegen den Räuber aber ist die schärfste Waffe die beste.

Die zweite Tatsache ist die von England erklärte Sperre der Nordsee, die nicht nur Deutschland, sondern auch Teilen von Dänemark und Holland gegenüber gelten soll. Ein offener Rechtsbruch mehr, der in dieser Form aber uns jede Verantwortung für eine Seesperre nimmt, die nicht den Neutralen, sondern allein den feindlichen Ländern gilt. Der Tauchbootkrieg hatte schon eine genügende Begründung; er ist Mittel gegen die Absicht Englands, uns auszuhungern. Mit der Ablehnung unseres Friedensangebots und der Verkündigung der Nordseesperre durch England ist er uns aufgezwungen; wir können gar nicht mehr anders handeln. Freilich muß der Erfolg auch unseren Erwartungen entsprechen, muß, wie der Reichskanzler sagte, der uneingeschränkte U-Bootkrieg uns dem siegreichen Frieden näher bringen. Dieser Augenblick ist jetzt, wie der Reichskanzler am 31. Januar im Hauptausschuß des Reichstages ausführte, gekommen, wo wir mit größter Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können. Vom 1. Februar ab wird um Großbritannien, Frankreich und Italien herum, sowie im östlichen Mittelmeer jedem Seeverkehr ohne weiteres entgegengetreten werden. Neutrale Schiffe, die die Sperrgebiete befahren, tun dies auf eigene Gefahr; nur ein beschränkter Personenverkehr wird unter ganz genau bestimmten Bedingungen zugelassen. Damit ist unseren U-Booten, unseren Hilfskreuzern, unseren Minenlegern freie Bahn gegeben. Der Flaggenschwindel, die tückischen völkerrechtswidrigen Angriffe der Handelsschiffe sind damit im Wesen wirkungslos gemacht; der für ein paar Dollar gemietete „amerikanische freie Bürger" oder der sensationslustige amerikanische Sportsman sollen nicht mehr als Schutzengel für Munitionsschiffe dienen können.

Daß wir jetzt und gerade jetzt diesen Schritt tun konnten, war nur möglich durch das Zusammentreffen einer Reihe von Umständen. Der Reichskanzler selbst hat wiederum die Punkte erörtert, die die entscheidenden sind. Das Wichtigste ist zunächst, daß die Zahl und die Leistungsfähigkeit unserer U-Boote sich sehr wesentlich erhöht hat; das ist die erste Voraussetzung überhaupt. Mit dieser geschärften Waffe können wir aber jetzt unvergleichlich mehr erreichen als zu irgendeiner Zeit vorher, und zwar infolge der schlechten Weltgetreideernte und der Zunahme der feindlichen Frachtraumnot. Das sind die Gründe, auf denen nach Mitteilung des Reichskanzlers die Überzeugung des Admiralstabs und der Hochseeflotte beruht, daß England durch die U-Bootwaffe zum Frieden gebracht werden wird.

Die militärische Seite der Angelegenheit entzieht sich natürlich der öffentlichen Beurteilung. Dagegen kann sehr wohl der Versuch gemacht werden, die wirtschaftlichen Grundlagen des U-Bootkriegs einer näheren Beleuchtung zu unterziehen.

Weltmißernte und Frachtraumnot! Beide stehen in enger Beziehung zueinander, und

Digitized by Google

zwar deshalb, weil unsere Gegner aus eigener Kraft sich zu versorgen nicht imstande, vielmehr auf die Zufuhr aus Übersee angewiesen sind. Wie steht's aber mit uns? Es ist eine Fügung gänzlich unerwarteter Art, daß die Drohung des Hungerkrieges jetzt genau die umgekehrte Wendung genommen hat wie zu Kriegsbeginn. England, das in altgewohnter Weise den Krieg zunächst nur mit Geldunterstützungen für seine „Kontinentaldegen" führen wollte, rechnete darauf, daß seine überlegene Flotte den Mittelmächten bald alle Zufuhr von außen abschneiden würde und diese durch den Hunger aufs Knie gezwungen würden. Während es sich selbst die Zufuhren der überseeischen wie der kontinentalen Neutralen selbstverständlich offen hielt, zwang es die Nachbarn Deutschlands ebenso wie Griechenland mit den bekannten Mitteln des „Schutzes der kleinen Mächte", sich an der Blockade zu beteiligen. Wir wissen alle, wie uns das Durchhalten wahrhaftig nicht leicht wurde und auch jetzt nicht leicht ist. Aber wir halten durch und können es, trotz des Ausfalls in der Kartoffelernte. In der Sitzung des Beirats beim Kriegsernährungsamt am 19./20. Januar hat Präsident von Batocki erklärt, daß dieses Durchhalten bei entsprechenden Maßnahmen auch möglich ist, ohne irgendwie auf Einfuhr aus neutralen Ländern und ohne auf Rumänien rechnen zu müssen. Hier aber liegt in allen Fällen eine Reserve, die bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen, der Beanspruchung der Eisenbahn durch militärische Transporte, zwar schwer zugänglich, aber doch vorhanden ist. Der Abfall Rumäniens war vielleicht wirklich die entscheidende Wendung im Kriege, nur umgekehrt wie Bratianu es erhoffte. Waren wir vorher gezwungen, den Rumänen für ihre knappen, durch unzählige Schikanen behinderten Getreidelieferungen Phantasiepreise zu zahlen, so verfügen wir nunmehr über dieses reiche Land völlig zu unseren Gunsten. Deutsche Gründlichkeit wird aus dem Boden viel mehr herausholen, als seine recht primitiv wirtschaftenden Bauern dies bisher allein vermochten. Gewiß können und werden wir in bezug auf unsere Ernährung uns weiter Einschränkungen gefallen lassen müssen, die stellenweise recht unbequem sind; aber zu essen werden wir haben.

Während wir nun eine vorzügliche Getreideernte in diesem Jahre hatten, ist umgekehrt in der ganzen übrigen Welt eine Mißernte schlimmer Art zu verzeichnen. Die Gründe dieser Mißernte sind nicht ganz aufgeklärt. Stellenweise, wie in Argentinien, war die große Trockenheit daran schuld. Durchweg ist, wie auch in Deutschland, der Stickstoff für Düngungszwecke knapp, da er für die Herstellung von Munition beansprucht wird; wir aber haben wenigstens, was der ganzen übrigen Welt fehlt, Kali. Der Kalimangel stellt der Ernte der Länder außerhalb des Vierbunds auch für das nächste Jahr wieder ein recht ungünstiges Prognostikon. Endlich darf nicht vergessen werden, daß in den gegnerischen Ländern der Anbau während des Krieges ganz außerordentlich zurückgegangen ist und noch weiter zurückgeht. So hat Frankreich nicht nur für die Heranziehung bisher unbestellten Landes eine Prämie in Aussicht gestellt, sondern zahlt sogar nach einem Beschluß der Deputiertenkammer vom 28. Oktober 1916 für jeden überhaupt geernteten Doppelzentner Getreide eine Prämie von drei Franken. Durch letzteren Beschluß hoffte man allerdings eine beträchtliche Ersparnis zu erzielen, weil der Staat den Weizen im Ausland bereits zu 56 Franken kaufen und zu 33 Franken an die Müller abgeben mußte; der Produzent freilich hätte einen unmittelbaren Vorteil. Und die Wirkung? Nach den neuesten Mitteilungen ist die Anbaufläche in Frankreich für Weizen (die Hauptbrotfrucht) um 757 520 ha, für Roggen, der nur ungefähr den fünften Teil der Weizenfläche einimmt, um 93 135 ha zurückgegangen. Auch der Anbau von Futtergetreide ist weiter zurückgegangen.

Frankreich hat immerhin eine ausgedehnte und unter sehr günstigen natürlichen Bedingungen arbeitende Landwirtschaft, wenn der Betrieb auch im ganzen gegenüber dem deutschen weit zurücksteht. Es ist aber jedenfalls nicht ganz auf fremde Einfuhr angewiesen, wenn die Einfuhrziffern auch hoch genug sind. Schlimmer steht es mit Italien und namentlich mit England, die in Friedenszeiten ihre Landwirtschaft ganz vernachlässigt hatten.

Die geradezu jammervollen sozialen Verhältnisse in der italienischen Landwirtschaft, die ihr Seitenstück nur bei der „lateinischen Schwester" Rumänien finden, zusammen mit der technischen Rückständigkeit haben den italienischen Konsumenten schon längst fremden Getreideländern tributpflichtig gemacht, so daß man in der alten Kornkammer Italiens, Sizilien, Makkaroni aus russischem Getreide ißt. Noch ärger steht es in England selbst, das seine Landwirtschaft der Industrie und dem Jagdsport opferte. Nach der Berechnung eines ausgezeichneten Kenners, des früheren deutschen landwirtschaftlichen Sachverständigen in London Professor Skalweit, betrug vor dem Kriege die Einfuhr von Weizen 80 Prozent, von Butter 70 Prozent, von Käse 82 Prozent, von Eiern 67 Prozent, von Zucker 100 Prozent des Gesamtverbrauchs. Auch von Fleisch wurden 49 Prozent eingeführt; wobei zu berücksichtigen ist, daß das einheimische Vieh wiederum zum großen Teile mit ausländischen Zufuhren ernährt werden muß. Rußland endlich hat zwar im Frieden einen beträchtlichen Ausfuhrüberschuß, wenn auch auf Kosten der unterernährten Bevölkerung. Dieser Überschuß wird jetzt sehr gesunken sein, da der Anbau naturgemäß ebenfalls zurückging; aber in jedem Falle ist er für die anderen Ententeländer nicht vorhanden, da die Dardanellen gesperrt sind. Übrigens würde selbst eine Öffnung

Digitized by Google

der Dardanellen zunächst nicht imstande sein, größere Getreidemassen aus Rußland herauszuziehen, da durch die miserablen Eisenbahnverhältnisse das Getreide unbeweglich geblieben ist und jetzt in großen Teilen Rußlands selbst Hungersnot herrscht. Es würde Monate dauern, bis einigermaßen in Betracht kommende Mengen in die Hafenstädte Südrußlands gelangen könnten.

Die beiden europäischen Überschußländer, Rußland und Rumänien, scheiden also für die Versorgung der Entente aus. Wie die Welternte im übrigen aussieht, darüber lauten die Mitteilungen geradezu trostlos; vielleicht ist die beste Kennzeichnung für die Lage Englands die Tatsache, daß es die sonst üblichen Nachrichten über die Getreideversorgung (Zufuhren, Lagerbestände usw.) seit einigen Wochen völlig unterdrückt hat. Man wird den offiziellen Angaben unserer Gegner mit dem größten Mißtrauen begegnen müssen, da sie aus leicht erklärlichen Gründen, um nicht die Stimmung im eigenen Lande allzu ungünstig zu beeinflussen, stark gefärbt sind. Das gilt besonders auch für die kommende Zeit des verschärften U-Bootkrieges; England wird alles aufbieten, um die Erfolge der Tauchboote so gering wie möglich erscheinen zu lassen. Aber wir wissen genug, um die wahre Lage überschauen zu können.

Das Internationale Landwirtschaftsinstitut in Rom, das nicht als „prodeutsch" angesehen werden kann, schätzt in seinem letzten Bericht von Ende Januar die Welternte in Weizen außerhalb des Vierbundes auf nur 74,7 Prozent derjenigen des Vorjahres, also ein Ausfall von nicht weniger als ein Viertel. Dabei fehlt allerdings Australien, dafür sind aber die beiden Überschußländer Rußland und Rumänien mitgerechnet, die für die Entente ausfallen. Auch Argentinien, sonst ein Hauptlieferant auf dem Weltmarkt, fehlt in dieser Statistik; sie würde dadurch noch weit mehr heruntergedrückt werden. Das argentinische Landwirtschaftsministerium schätzt die Weizenernte 1916/17 auf etwas über 2 Millionen Tonnen, gegen rund 4¾ in den beiden Vorjahren. Das ist nun gerade der Betrag des Eigenkonsums. Wenn aus den Vorjahren noch Restbestände für den Transport bleiben, so werden diese jedenfalls zunächst den anderen südamerikanischen Staaten zugeführt, deren Lieferant Argentinien ist. Diese traurige Weltmarktlage findet ihren deutlichsten Ausdruck in den Preisen. Nach einer Zusammenstellung des Deutschen Landwirtschaftsrats belaufen sich die Weizenpreise für die Tonne (umgerechnet nach dem Friedenskurs) in der letzten Januarwoche:

		Mark
New York:	Hardwinter Nr. 2, neuer	296,65
	Northern I Duluth	325,95
Chikago:	Lieferungsware Mai	270,80
Buenos Aires		255,45
London:	Manitoba Nr. 1	398,20
	Englischer Weizen	339,65
Paris:	Ankaufspreis für ausländ. Weizen . . . . etwa	500,00
	Höchstpreis für inländischen Weizen	267,30
Rom:	Ankaufspreis für ausländ. Weizen . . . . etwa	500,00
	Höchstpreis für inländischen Weizen	291,60
Berlin:	Höchstpreis für inländischen Weizen	260,00

Diese Preise lassen es begreiflich erscheinen, daß man in den überseeischen Ländern nun auch schon Angst um die eigene Versorgung bekommt. In den Vereinigten Staaten sind Ausfuhrverbote — nicht etwa aus Zuneigung zu uns, sondern wegen des eigenen Magens — früher schon mehrfach gefordert worden; in Argentinien hat man eine Ausfuhrsteuer von vorläufig 40 Centavos auf 100 kg (gleich 7,10 M. pro Tonne nach dem Friedenskurs) festgesetzt. Aber bei Beurteilung der Preise ist vor allem zu berücksichtigen, daß England und seine Verbündeten die Riesenpreise jenseits des Meeres zu zahlen haben. Was sie außer ihren Vorräten im Lande, über die wir natürlich keine richtigen Nachrichten erhalten, die aber sicher nicht mehr allzu groß sind, noch hereinhaben wollen, das muß übers Weltmeer. Und das kostet — von unserem U-Bootkrieg zunächst noch abgesehen — sehr viel Geld, weil der Mangel an Schiffsraum zu ganz phantastischen Steigerungen der Frachten geführt hat. Dabei ist nun weiter zu berücksichtigen, wo das Getreide herkommt. Die Ernten in den verschiedenen Ländern der Erde fallen nicht in die gleiche Zeit. Die Ernte Nordamerikas fällt ungefähr mit der europäischen zusammen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die verfügbaren Überschüsse aus diesem über See nächst liegenden Lande wohl schon soweit abtransportiert worden sind als es irgend möglich war. Dagegen liefert die Ernte Australiens größere Mengen erst von Mitte Januar bis Juni, die Argentiniens von Februar bis Mai, die Indiens von Mai bis August. Argentinien fällt, wie wir gesehen haben, fast ganz fort; es bleiben also nur noch Australien und Indien als Hoffnungen der Entente. Wie die Ernten dort ausgefallen sind, läßt sich aus den mehrfach angegebenen Gründen nicht mit Sicherheit sagen; sie scheinen auch recht mäßig zu sein. Jedenfalls aber haben sie einen weiten Weg zu machen, was sehr viel Geld und Zeit kostet. Zeit aber bedeutet Frachtraum; ein Schiff holt aus Amerika in der gleichen Zeit das Mehrfache wie aus Indien oder Australien. Es ist in diesem Zusammenhange zu beachten, daß in das von der deutschen Regierung angegebene Sperrgebiet auch das östliche Mittelmeer mit dem Suezkanal fällt; ist die Sperre erfolgreich, so müssen zum mindesten die aus

Indien kommenden Schiffe den Zeit und Kohlen kostenden Umweg um das Kap machen. (Für die Schiffe aus Australien bedeutet diese Fahrt keine wesentliche Verzögerung.)

Wie stellen sich nun die Frachten? Nach einer Zusammenstellung der Deutschen Bank, die ihre Angaben englischen Fachzeitschriften entnahm, betrugen die letzten bekannt gewordenen Abschlüsse in Schilling für die englische Gewichtstonne:

	vor Kriegsausbruch 1914	im 2. Halbjahr 1916
Von Australien nach England für Weizen	18/6	120
Von Birma (Rangoon) nach England für Reis	16/3	215
Von Bombay nach Marseille für Reis	81/3	250

Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Frachten jetzt, durch Regierungsmaßnahmen beeinflußt, stellenweise sogar Höchstfrachten sind. So konnte es kommen, daß, nachdem eine Zeitlang die Preise für Schiffe mit Rücksicht auf die in Aussicht stehenden Gewinne eine gleichfalls schwindelnde Höhe erreicht hatten, vor einigen Tagen ein paar gute Schiffe in England zu leidlichen Preisen keine Käufer fanden, weil man Beschlagnahme durch die Regierung fürchtete.

Damit ist aber die Frachtraumnot nur teilweise berücksichtigt; denn wenn Lebensmittel die erste Vorbedingung der Existenz überhaupt sind, so brauchen gerade die Westmächte noch eine gewaltige Zufuhr von allen möglichen Dingen. Diese kommen teils aus anderen Ländern, teils handelt es sich um Verschiffungen zwischen den feindlichen Ländern selbst. Die Frachtmengen sind ganz kolossal; so gibt die amtliche französische Statistik den Wert der Einfuhr nach Frankreich im Jahre 1916 auf rund 20 Milliarden Franks an. Das wird der Menge nach nicht mehr, vielleicht sogar weniger sein als die Friedenseinfuhr, die zuletzt einen Wert von etwas über 12 Milliarden Franks hatte; die Preise sind eben so überaus gestiegen. Frankreich würde aber diese kolossale Summe, der nur eine Ausfuhr von etwa 8 Milliarden Franks Wert gegenübersteht, nicht zahlen, wenn es nicht die Einfuhrgüter unbedingt brauchte. Der Reichskanzler hat in seiner Rede darauf hingewiesen; es handelt sich dabei um die Zufuhr von Munition und sonstigem Kriegsmaterial nach allen Ententeländern, um die Kohlenzufuhr nach Frankreich und Italien, für England namentlich um die Zufuhr von Erz für seine eigene Munitionsherstellung und von Grubenholz für den Kohlenbergbau. Die Lage ist für alle diese Dinge jetzt schon im höchsten Grade kritisch. In Frankreich hat der neue Minister Herriot, der die Transportkrise als starker Mann beheben soll, erklärt, daß Frankreich einen Jahresverbrauch von 60 Millionen Tonnen Kohlen habe. Davon habe es vor dem Kriege 40 Millionen selbst erzeugt; jetzt könne es, da die Deutschen einen Teil der Kohlenbecken besetzt hielten, nur noch 20 erzeugen, benötige also eine Zufuhr von 40 Millionen. England habe sich verpflichtet, 2 Millionen Tonnen monatlich zu liefern; diese Lieferung sei aber infolge Schiffsmangel und Torpedierung von Kohlenbooten auf $1^1/_2$ gesunken. Noch trostloser schaut es in Italien aus. Daß die Kohlenfrachten von Wales nach Neapel sich seit Kriegsausbruch verzehnfacht haben (70 Schilling die Tonne statt 7) ist für sie noch nicht das Schlimmste, sondern daß sie selbst zu diesen Sätzen überhaupt nur noch verschwindende Mengen erhalten. Für jeden, der dieses verblendete Land einst liebte, klingt es tragisch und erschütternd, daß die Ölbäume und Maulbeerbäume abgesägt werden, um Holz zur Heizung zu erlangen; damit wird also die ganze Unterlage für die künftige Produktion zerstört. Es ist wie ein Symbol: der Ölzweig des Friedens wird das Opfer der englischen Habgier.

Der U-Bootkrieg trifft unsere Gegner also, wie vermutlich militärisch, so auch wirtschaftlich an der Wurzel. Wir müssen natürlich damit rechnen, daß sich England und seine Verbündeten mit allen Mitteln wehren werden; auf der anderen Seite wissen wir nicht, welche Kräfte unsere Marine einzusetzen imstande ist. Ein Blick auf die bisherigen Erfolge des Tauchbootskrieges wird immerhin zu einem gewissen Anhalt über künftige Möglichkeiten führen können. Der deutsche Admiralstab hat am 30. Januar Angaben gemacht, die als unbedingt sicher zu gelten haben. Danach sind seit Kriegsbeginn und unter Hinzurechnung der im Laufe des Jahres nachträglich bekannt gewordenen Kriegsverluste durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte bis zum 31. Dezember 1916 4021590 Brutto-Registertonnen feindlichen Handelsschiffraums verloren gegangen. Davon sind 3039000 Brutto-Registertonnen englisch; dies sind fast 15 Prozent der englischen Gesamttonnage zu Anfang des Krieges. Im selben Zeitraum sind von den Seestreitkräften der Mittelmächte 401 neutrale Schiffe mit 537500 Brutto-Registertonnen versenkt oder als Prisen verurteilt worden. Von den bei Kriegsausbruch in den Häfen der Mittelmächte beschlagnahmten feindlichen Fahrzeugen mit 189000 Brutto-Registertonnen soll hier abgesehen werden. Es wurden also in 29 Kriegsmonaten 4569090 Tonnen feindlichen oder neutralen Schiffraums dem Feinde entzogen, das sind monatlich rund 157000. Nun sind aber nach der gleichen Mitteilung des Admiralstabs allein im letzten Dezember 415000 Tonnen versenkt worden. Für die Zukunft dürfen wir also nicht den Durchschnitt, sondern die heutige Leistungsfähigkeit unserer U-Boote zugrunde legen, die nach dieser Berechnung fast dreimal so groß ist wie zu Anfang. Der ungehemmte U-Bootkrieg aber wird diese Leistungsfähigkeit noch außerordentlich stei-

Digitized by Google

gern. Sollten die neutralen Schiffe das Gebiet der Seesperre ganz oder doch in größerer Zahl meiden, so bedeutete das eine weitere Steigerung der Wirkungsmöglichkeit, weil einmal ihr Tonnenraum fortfiele und außerdem die U-Boote ihre Aufmerksamkeit auf die feindlichen Schiffe konzentrieren könnten. In englische Häfen sind in den letzten Monaten Schiffe mit einem ungefähren Gehalt von zweieinhalb Millionen Tonnen monatlich eingefahren; nach den oben angegebenen Zahlen ist es nicht zu kühn, zu hoffen, daß unser U-Bootkrieg, besonders wenn die Neutralen sich endlich der Bannwarefahrt enthalten, imstande ist, einen so großen Teil des gesamten Schiffahrtsverkehrs Englands lahmzulegen, daß dieses die Waffen strecken muß. Es ist dabei gleichgültig, ob dies in den englischen Meeren selbst oder in irgendeinem anderen Meere geschieht, da doch die Mehrzahl aller Schiffe irgendwie einmal England berührt und deshalb in obiger Ziffer mit enthalten ist. Kein Land aber empfindet den Seekrieg schwerer als eben England, weil es Insel ist und nicht die Möglichkeit besitzt, den abgesperrten Seeverkehr über irgendeine Landgrenze zu leiten. Damit aber dürfen wir hoffen, indem wir so den eigentlichen Treiber und Führer zur Strecke bringen, dem fürchterlichen Kriege ein Ende zu machen.

Mütter

Von Tim Klein

Über ungeheure Weiten
Herrscht ein Kriegsmann, der heißt Tod.
Jede Nacht sieht man ihn reiten
Bis zum ersten Morgenrot.
Und er zählt die bleichen Heere,
Stolze Saat der Männerehre,
Leben, heldenhaft verloren,
Seelen, höchstem Heil erkoren.

Unsichtbare Geisterflüge
Rauschen durch die Winternacht,
Still, wie dunkle Wolkenzüge
Mit des Schnees reiner Fracht.
Mütter sind es, Huldgestalten,
Die in Händen Kronen halten:
Liebeskronen, Ruhmeszeichen
Wollen sie den Kindern reichen.

Und sie suchen und sie finden,
Jede, den sie einst gebar,
Streichen mit den engelslinden
Händen das betaute Haar.
Die erloschnen Augen leben
Und die kalten Lippen beben:
Gönnet uns den ew'gen Frieden,
Ruh sei euerm Gram beschieden!

Lange, tiefe Blicke haften,
Heilung wird der Doppelqual,
Und wo tiefe Wunden klafften,
Leuchtet jetzt ein heil'ges Mal.
Donner heben an zu grollen,
Fahnentücher sich entrollen,
Und sie ziehen ohne Schmerzen,
Liebe in den sel'gen Herzen.

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 6. Februar 1917

Nach den gewaltigen militärischen Ereignissen, die wir im letzten Rückblick schilderten, ist eine Pause eingetreten. Zwar ist heftig an der kurländischen Aa gekämpft worden und auch an anderen Stellen der östlichen Front, zwar sind an der Ancre und Somme Schüsse gewechselt worden und auch auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze hat es nicht an Gefechten gefehlt. Aber im Rahmen des großen Ganzen besagen diese einzelnen Kämpfe nicht allzuviel. Seitdem die Niederwerfung Rumäniens beendet und zunächst die Serethlinie erreicht ist, haben wir große Entscheidungen nicht erlebt.

Die Gründe für diese Pause liegen auf der Hand. Überall rüstet man sich auf die sogenannte Frühjahrsoffensive, auf die letzten großen Kämpfe, die, sei es auf diesem, sei es auf jenem Kriegsschauplatz, die Entscheidung des Weltkriegs bringen sollen. Hinzu trat dann in den letzten Januar- und ersten Februartagen eine ungewöhnlich große Kälte, die die Operationen im großen Stil noch besonders erschwerte. Ist daher diesmal vom Fortgang der militärischen Ereignisse nichts zu vermelden und bleiben die Linien und Fronten unverändert, so wie sie das letztemal gezeichnet worden sind, so sind die Vorgänge in der Politik um so zahlreicher, bedeutungsvoller und entscheidender geworden.

⌘ ⌘ ⌘

Das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember hat über einen Monat die große Politik beschäftigt. Die politische Aktion, die unser Vierbund damit begonnen hatte, wurde mit den Armeebefehlen unseres Kaisers und der ihm verbündeten Souveräne abgeschlossen, und scharf und klar sagte das Wort unseres Kaisers darin, wie die Lage ist: „Die Feinde haben unsere Hand zurückgewiesen. Der Krieg nimmt seinen Fortgang.“

Die Neutralen haben unser Vorgehen nicht unterstützt, konnten es auch gar nicht. Dafür haben die nordischen Staaten und die Schweiz die Note des amerikanischen Präsidenten vom 18. Dezember ihrerseits zur Beachtung empfohlen. Die Niederlande haben die Absicht dazu, die sie hatten, nicht ausgeführt, Spanien hat die Beteiligung direkt abgelehnt. Auf die Schweizer Note antwortete Deutschland am 27. Dezember, indem es lediglich auf seine Antwort an den Präsidenten Wilson verwies. Dieser hatte die Mitteilung der Friedensbedingungen verlangt, damit gewissermaßen eine Grundlage zur Verhandlung vor aller Welt gegeben sei. Unser Vierbund war der Ansicht, daß seine Bedingungen eine geeignete Grundlage geboten hätten, aber er konnte sie nicht veröffentlichen, wenn überhaupt das diplomatische Geschäft, das ein Friedensschluß nun einmal ist, gemacht werden sollte.

Wilson hatte mit seiner Note noch eine zweite Anregung verbunden, indem er die Begründung eines Weltfriedensbundes anregte. Das ist ja ein Lieblingsziel des amerikanischen Präsidenten. Er ist ein überzeugter Pazifist, das heißt ein Mann, der die Kriege grundsätzlich aus der Entwicklung der Menschheit beseitigt wissen will. Und er glaubt, daß das beste Mittel dazu sei, wenn die Staaten der Welt sich zu einer Liga der Nationen, zu einem Bunde zusammentun, der den Weltfrieden garantiere. Praktisch hieße das also, daß, wenn trotzdem Verletzungen vorkommen würden, der Bund als solcher gegen den Störenfried mit bewaffneter Hand eingreifen müßte. Schon wenn man sich diese praktische Folgerung klarmacht, treten die großen tatsächlichen Schwierigkeiten hervor, die die Verwirklichung dieses Planes hat. Aber wie dem auch sei, es liegt auf der Hand, daß in einer Zeit, da die Welt in einem derartigen Kriege ist, die Gelegenheit so ungünstig wie möglich ist, einen solchen Friedensbund zu begründen. Das hat auch die deutsche Note an den Präsidenten Wilson gesagt. Da kein innerer Zusammenhang zwischen der Beendigung dieses Krieges und jenem Weltfriedensbunde besteht, so wird diese Anregung am besten auf die Zeit nach dem Kriege zurückgeschoben.

Ehe Wilson von der Entente eine offizielle Antwort bekam, konnte er schon aus ihren Zeitungen lesen, wie sie dazu stand. Die englische und russische Presse lehnte seine Anregung einstimmig ab. Nur selten fand man ein paar höfliche Worte für die menschenfreundliche Absicht des amerikanischen Präsidenten. Fast alle Zeitungen in England und Rußland waren dagegen sehr empfindlich davon berührt, daß Wilson die beiden kriegführenden Parteien auf eine Stufe stelle und gleichmäßig behandele. Und auf den Satz, daß im Grunde die Standpunkte der beiden Parteien gar nicht so weit voneinander entfernt seien, erhielt er die Antwort, daß die Friedensbedingungen, die heute die Entente stellen könnte, ebenso unannehmbar für uns seien, wie es die unserigen für die Entente sein würden.

Digitized by Google

Zu der ganzen Frage nahm darauf der amerikanische Senat Stellung, der nach der amerikanischen Verfassung einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der großen Politik dieses Landes hat. Er billigte mit 48 gegen 17 Stimmen Wilsons Bemühungen, die Friedensbedingungen zu erfahren, aber die Note selbst billigte er nicht. Das mußte als ein Sieg der englandfreundlichen Richtung gedeutet werden. Auch im eigenen Lande wird der Standpunkt vertreten, daß die beiden kriegführenden Parteien eben nicht gleichmäßig und auf einer Stufe zu behandeln seien. Man nimmt, wie fast alle maßgebenden Zeitungen zeigen, in der Friedensfrage den Standpunkt der Entente ein. So war Wilsons Lage nach der Ablehnung, die er von den Kriegführenden zu erwarten hatte, und durch die Aufnahme seiner Aktion im eigenen Lande nicht glücklich und leicht. Aber sie schien schwieriger, als sie war. Denn mit seinem Standpunkt, eine Beendigung des Krieges herbeizuführen sprach er Millionen von Amerikanern aus dem Herzen, die ihn gerade deshalb wiedergewählt haben. Und auch die Amerikaner, die sich von pazifistischen Bestrebungen nichts versprachen, sahen mit Befriedigung, daß die Wilsonsche Note die amerikanischen Interessen gegen Deutschland entschieden wahrzunehmen sich vorbehielt.

Darauf folgte in diesem Kriege der Noten am 11. Januar die deutsche Note an die Neutralen und die offizielle Antwort der Entente an Wilson vom 10. Januar, die am 12. veröffentlicht wurde. Die deutsche Note faßte noch einmal kurz und entschieden unsere Kriegsgründe und Kriegsziele zusammen. Dagegen stellte die der Entente in einem unwürdigen und schmähenden Ton ein Eroberungsprogramm von unerhörtem Umfang auf. Klug und maßvoll, aber bestimmt und kraftvoll war unsere Note gehalten; die Antwort der Entente dagegen ersetzte das Bewußtsein des Rechtes durch Poltern und Schimpfen. Unsere Kriegsgründe waren die Einkreisungspolitik Englands, die Revanchepolitik Frankreichs, das Streben Rußlands nach Konstantinopel, die Aufwiegelung Serbiens und die Mobilmachung Rußlands. Die Entente dagegen arbeitet mit einzelnen Vorwürfen und Fällen, die selbst, wenn sie begründet wären, in den ungeheuren Gegensätzen dieses Krieges nichts bedeuten. Unsere Kriegsziele sind: Ehre, Dasein und Entwicklungsfreiheit, die der Entente, wie gesagt, ein Eroberungsprogramm von riesigem Umfang.

Sie äußerte in der Frage des Weltfriedensbundes Entgegenkommen an Wilson, sprach aber über den Zusammenhang zwischen seiner Note vom 18. Dezember und unserem Friedensangebot, sowie über seine Gleichstellung der beiden kriegführenden Parteien mit einer Anmaßung und mit einem Hohn, die den amerikanischen Präsidenten, unserer Anschauung nach, tief hätten verletzen müssen. Nach dem Kriegszielprogramm der Entente soll Deutschland die besetzten Gebiete räumen, Entschädigungen zahlen und im Osten und Westen Stücke seines Gebietes verlieren. Aber im Kern ihrer Existenz würden dadurch Österreich-Ungarn und vor allem die Türkei bedroht. Denn die Note proklamierte als Kriegsziel des gesamten feindlichen Bundes amtlich für die ganze Welt, daß es ihm auf die Auflösung Österreich-Ungarns und die völlige Zerstörung der Türkei ankommt. Es sah zunächst so aus, als wenn England darin dem Wunsch seiner Bundesgenossen Frankreich und Rußland nachgegeben hätte, die es sonst vielleicht bei seinem Bund nicht mehr festhalten konnte. Denn von besonderen englischen Kriegszielen ist in dieser Note nicht direkt die Rede. Aber las man sie durch, so stellte sie auch recht erhebliche Kriegsziele für England auf. Mit der Befreiung der Bevölkerungen, die türkischer Tyrannei unterworfen seien, sprach es ein eigenes Kriegsziel aus, denn danach fielen Arabien und Mesopotamien an England. Von den Kolonien sagte die Note überhaupt nichts. Man konnte daraus schließen, daß sich England diese ganz vorbehalten wollte, zumal sonst auch die Entschädigung Japans und Portugals ausgefallen wäre. Später hat der englische Kolonialminister Walter Long das noch deutlicher ausgedrückt, indem er erklärte, und zwar amtlich im Namen des britischen Kabinetts, daß Deutschland nach dem Kriege keine seiner Kolonien zurückerhalten werde, und Lloyd George hat das noch durch die Erklärung ergänzt, es sei selbstverständlich, daß über die deutschen Kolonien eine Einigung zwischen England und seinen Selbstverwaltungskolonien getroffen werden müsse. Daraus sehen wir, daß England die deutschen Kolonien bereits als sein Eigentum betrachtet, und sehen, daß die Richtung in Deutschland sich doch sehr täuscht, die annimmt, England würde einen Frieden mit Deutschland zu schließen bereit sein, wenn nur Deutschland auf Belgien verzichte und sich dafür mit Kolonien, einem großen Kolonialreich in Mittelafrika, begnüge. Davon ist keine Rede, England will ganz bestimmt unsere Kolonien behalten, sie zum Teil seinen eigenen Kolonien zuschlagen und zum Teil seinen Dominions, die es dadurch noch enger an sich fesselt. Darüber hinaus wurde in der Note das eigentliche englische Kriegsziel indirekt in dem Satze ausgesprochen, daß der Angriffswille Deutschlands und Österreich-Ungarns diesen die Vorherrschaft in Europa und die wirtschaftliche Herrschaft in der Welt sichern solle. Die wirtschaftliche Herrschaft in der Welt — das ist es eben, worum der Kampf für England geht, diese will es sich durch diesen Krieg sichern. In seiner Rede in der Guildhall hat Lloyd George das noch schärfer formuliert. Er bekannte sich darin zu dem Worte, das seit zwanzig Jahren

Digitized by Google

zwischen Deutschland und England stand, das Wort, daß morgen jeder Engländer reicher sein würde, wenn heute die deutsche Wirtschaftskraft zertrümmert würde. Also an Klarheit über seine Kriegsziele hat es auch England nicht fehlen lassen. Das Eigenartige war vielmehr, daß sich England auch die russisch-französischen Gebietsforderungen zu eigen machte, und zwar bis zum offenbaren Unsinn, indem die Rückgabe von Gebieten gefordert wird, die früher durch Gewalt oder gegen den Willen ihrer Bevölkerung entrissen seien. Wieviel vom Boden Rußlands, Belgiens, Frankreichs könnten wir in Anspruch nehmen, wenn wir uns diesen Standpunkt zu eigen machen wollten!

Auch gegen Amerika zog die Note einen entschiedenen Strich. Nach ihr mochte Präsident Wilson zunächst nicht recht wissen, wie er weiter vermitteln sollte. Für uns aber bedeutete dieses Kriegszielprogramm, daß es, wenn es nötig gewesen wäre, unseren Bund noch fester zusammenschloß, als bisher. Denn auch unsere Bundesgenossen haben nach diesem Programm keine Wahl mehr, es zwingt unseren Bund zum äußersten und letzten Kampfe. So wirkte es auch in Deutschland. Der Kaiser wandte sich in einem erneuten Aufruf an das Volk und seine Feststellung der Lage fand begeisterte und entschlossene Zustimmung aus allen Kreisen und Berufsständen. Kaum einmal seit Beginn des Krieges hat ein so lebhafter und reger Meinungsaustausch zwischen Kaiser und Volk stattgefunden wie diesmal.

❀ ❀ ❀

Präsident Wilson hat aber nicht Ruhe gelassen. Er verlas am 22. Januar vor dem Senat eine Botschaft abermals über das Thema, wie der Frieden der Welt herbeizuführen sei. Das war eine rein amerikanische Angelegenheit, ein Staatsakt, mit der sich der Präsident an die Körperschaft wendete, an die er für internationale Entscheidungen gebunden ist. Der Senat hatte ja der ersten Note des Präsidenten Wilson nicht einmütig zugestimmt, und wenn Wilson jetzt seine Friedensaktion weiter führen will, so mußte ihm daran liegen, sich die Zustimmung des Senats von vornherein zu sichern. Auffällig war dagegen, daß der Präsident dieses rein amerikanische Dokument sofort den kriegführenden Staaten amtlich mitzuteilen für nötig hielt, und zwar so schnell, daß eine Aussprache im Senat vorher gar nicht stattfinden konnte. Darin sollte eben liegen, daß die Botschaft mehr als eine Mitteilung an den Senat war, daß sie zugleich ein Akt der internationalen Politik sein sollte.

Die Denkweise dieses merkwürdigen Schriftstückes erschien bei uns als weltfremd. Aber sie ist mehr unserer Denkweise fremd, als daß sie der Welt fremd sei. Es ist die alte Anschauung der Puritaner, die aus Wilsons Munde spricht und die der ganzen angelsächsischen Welt gemeinsam ist. Sie erscheint uns idealistisch, verstiegen, oft unwahr und heuchlerisch, aber wir müssen sie in dieser merkwürdigen Zusammensetzung verstehen, in der sie keineswegs unbedingt unwahr und lügnerisch ist. Präsident Wilson glaubt ehrlich an die Sätze, die er in dieser Botschaft ausspricht, die uns manchmal wie eine Sonntagspredigt anmuten und uns daher für die weltlichen Geschäfte des Kriegs und Friedens nicht recht zu passen scheinen. Was er aber praktisch wollte, war trotzdem klar genug. Er will sich in den Abschluß des Friedens nicht einmischen, aber er läßt keinen Zweifel daran, daß die Vereinigten Staaten bei diesem Friedensschluß beteiligt sein wollen und daß sie für ihn die Bürgschaft zu übernehmen wünschen. Wenn aber ein Staat die Bürgschaft für einen Frieden übernehmen will, so wird er auch Einfluß auf die Bedingungen nehmen wollen. Daher stellte Wilson diese im Widerspruch gegen die erste Hälfte seiner Botschaft auch auf. Er proklamierte: „Frieden ohne Sieg", Gleichheit der Völker und ihrer Rechte, Beseitigung des Gleichgewichts der Mächte, Freiheit zur See, Rüstungsbeschränkungen, schließlich den Friedensbund der Nationen. Bestimmtere Formeln gab er nur in bezug auf Polen und den Zugang zum Meer.

Die Berechtigung zu seinem Schritt nahm er von der berühmten Botschaft seines Vorgängers, des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823. Dem Sinn nach handelt er aber unbedingt gegen diese Botschaft. Denn diese hieß ja einfach: Amerika den Amerikanern, dafür aber Europa den Europäern! Sie suchte Amerika und Europa voneinander zu trennen, suchte festzuhalten, daß der Ozean die beiden Weltteile scheide und es möglich sei, daß jeder sein eigenes Leben ungestört vom anderen dahin lebe. Wilson vertritt genau das Gegenteil, indem er den Entschluß ankündigte, an den europäischen Dingen teilzunehmen. Denn stärker an ihnen teilnehmen kann er doch nicht, als wenn er die feste Absicht ausspricht, die Bürgschaft des Friedens in diesem bisher europäischen Kriege zu übernehmen. Sein Land ist eben so tief in die wirtschaftlichen und politischen Fragen der Alten Welt einbezogen, daß, was in dieser vorgeht, auch Amerika berührt. Und mit aller Offenheit und Entschlossenheit zog er daraus die entsprechende Folgerung, was bei einem Präsidenten der demokratischen Partei doppelt bemerkenswert und wichtig war. Die Vereinigten Staaten wollen nach dieser Botschaft an dem Friedenskongreß teilnehmen und maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des Friedens haben, — das war in einem Satz der Sinn dieser Botschaft. Und dafür drohte der Präsident schon, um ein Wort Theodor Roosevelts zu gebrauchen, mit dem „dicken Stock", mit dem früher die Vereinigten Staaten den Republiken des amerikanischen Südens drohten. Nun war für uns das Bedeutungsvolle an

Digitized by Google

dieser Botschaft, daß sich ihre Drohung weit mehr an uns richtete als an unsere Gegner. Gewiß betrifft die Beseitigung des Gleichgewichts der Mächte und Freiheit der Meere in erster Linie England, aber das sind derartig allgemeine Phrasen, daß man sie nicht ernsthaft fassen kann. Die Freiheit der Meere sollte weiter nichts sein als die Revision des Völkerrechts, die England zugestehen kann mit dem Willen, sie bei kommender Gelegenheit zu brechen. Der Frieden ohne Sieg würde für uns aber den Verzicht auf alle Entschädigungen für die ungeheuren Opfer dieses Krieges bedeuten. Mit der Forderung, ein unabhängiges Polen aus allen seinen Teilen aufzurichten, wendete sich Präsident Wilson zudem direkt gegen die Unverletzlichkeit unseres Staatsgebietes. Vielleicht hat er auch mit dem Hinweis auf den Zugang zum Meer, außer den Dardanellen, was nahe liegt, einen Hafen für Polen, also Danzig, gemeint. Wer die Botschaft genau durchlas, konnte nur sagen, daß der Geist der Entente aus ihr sprach und daß Wilson halb bewußt und halb unbewußt mit seiner Friedensaktion die Geschäfte unserer Gegner besorgte. Ein so maßvolles und kluges Blatt wie die „Westminster Gazette" hat das offen ausgesprochen: „Die Ideale Wilsons sind so weit vom preußischen Militarismus entfernt, daß ihre Verwirklichung die Beseitigung der deutschen Tyrannei mit sich führt. Seine Forderungen sind die unseren, und seine Ideale sind unsere Ideale."

Durch die Note Balfours vom 16. Januar an Amerika wurde das noch einleuchtender. Auf sie war Wilsons Botschaft geradezu eine Antwort, und beide Schriftstücke paßten gut zueinander. Die Friedensbedingungen sind in beiden Noten nicht so weit von der Wilsonschen Formel entfernt, beide gehen in gleicher Gedankenrichtung und England und Amerika spielen sich dabei in die Hände. Die Geistes- und Sprachgemeinschaft zwischen England und den Vereinigten Staaten, die sich von Kriegsbeginn an als so wichtig erwies, ist durch die wirtschaftlichen und finanziellen Beziehungen während des Krieges noch gesteigert worden. Wir mußten uns sagen, daß all dies die Vereinigten Staaten jetzt und auch künftig fest mit dem Schicksal der Entente mächtig verbindet. Es wäre eine Torheit gewesen, diese große weltpolitische Tatsache nicht mit aller Klarheit sehen und aussprechen zu wollen.

Sehr rasch hat die Entwicklung der darauffolgenden Tage uns gelehrt, wie richtig diese Auffassung war. An sich war eine Antwort auf die Wilsonsche Botschaft nicht notwendig. Die deutsche Regierung benutzte sie aber, um in ihrer Antwort darauf ihm ihren Entschluß kundzutun, daß vom 1. Februar diesen Jahres an der U-Bootkrieg uneingeschränkt geführt werden würde.

Wir hatten alle das Gefühl, daß damit eine Entscheidung von gewaltiger Tragweite fiel, eine Entscheidung, die Millionen in unserem Volke längst herbeigewünscht hatten. Wir erinnern daran, daß der Gedanke, der heute durchgeführt werden soll, schon am 21. Dezember 1914 in einer Unterredung ausgesprochen worden ist, die der Admiral von Tirpitz, der damalige Staatssekretär des Reichsmarineamtes, dem amerikanischen Korrespondenten Karl von Wiegand gewährte. England hatte am 3. November die ganze Nordsee als Kriegsgebiet erklärt. Dem setzte zunächst in dieser halb privaten Äußerung der deutsche Admiral die gleiche Erklärung Deutschlands entgegen. Sie besagte, daß damit die ganze feindliche Schiffahrt selbstverständlich Ziel der Angriffe für jedes Mittel des Seekrieges sein würde, daß aber auch die neutrale Schiffahrt dadurch mittelbar getroffen würde, weil Deutschland ein neues Mittel des Seekrieges anwenden wollte. England führt ja den Krieg zur See so, daß es seinen Feinden den Seeverkehr einfach sperrt und sich im übrigen damit begnügt, die neutrale Schiffahrt ganz nach seinem Gutdünken in bezug auf die Beförderung von Ware zu behandeln. Mit U-Booten führt England den Krieg nicht; wir haben auch während der ganzen zweieinhalb Jahre von englischen U-Booten nicht viel gehört. Deutschland aber, in dem Bewußtsein, mit der Hochseeflotte der feindlichen unterlegen zu sein, mußte dieses neue Mittel des Seekrieges auf alle Weise anwenden, und das war nur denkbar, wenn nach dem Wesen dieser Waffe die neutrale Schiffahrt aufgefordert wurde, ein bestimmtes Kriegsgebiet zu meiden, weil es völlig unmöglich ist, die Wirkung dieser Waffe mit allen Rücksichten zu vereinen, die auf die neutrale Schiffahrt genommen werden müssen.

Wir können in Kürze sagen, daß die ganze Erörterung des U-Bootkrieges sich seitdem um diese Unmöglichkeit gedreht hat. Man wollte über zwei Jahre lang tatsächlich aus dem Kreis ein Viereck machen, indem man versuchte, zwar einerseits die Kriegführung durch U-Boote zu ihrer vollen Wirkung kommen zu lassen, anderseits aber die Neutralen in ihrer Schiffahrt so zu schonen, daß Menschenleben- und Warenverluste nicht eintraten. Die Sachverständigen der Marine haben den Standpunkt vertreten, daß das nach der Art dieser Waffe und nach der geographischen Lage der in Frage kommenden Wasserverkehrsstraßen eine Unmöglichkeit ist. Nach über zwei Jahren hat auch die politische Leitung des Deutschen Reiches anerkennen müssen, daß dieser Standpunkt absolut richtig ist. Man kann das U-Boot nur unbeschränkt anwenden oder man beraubt sich der wesentlichsten Wirkungen, die es haben kann. Wenn man auf diese Weise aber eine neue Methode der Kriegführung einführte, so mußte für diese eben ein neues Völkerrecht geschaffen werden. Und das größte Interesse

Digitized by Google

für England war, daß das bisherige Völkerrecht, obwohl es darauf nicht paßte, auch auf die deutschen U-Boote angewendet wurde. Den ungeheuren Dienst, das bis zum 1. Februar 1917 erreicht zu haben, haben die Vereinigten Staaten England geleistet.

Am 4. Februar 1915 wurde amtlich ausgesprochen, was der Admiral von Tirpitz im November erklärt hatte. Vom 18. Februar 1915 an sollte die Nordsee Kriegsgebiet sein, Deutschland tat denselben Schritt, wie ihn England schon getan hatte, aber mit Warnung an die Neutralen, sich aus diesem Kriegsgebiet fernzuhalten. Konnte es etwas Logischeres und Humaneres als diese Warnung geben? Mit Recht ist sie mit dem Hinweis verglichen worden, daß niemand das Recht habe, zwischen den beiden Schützengräben der feindlichen Parteien spazieren zu gehen, oder wenn er es täte, es auf eigene Gefahr tue. Die Vereinigten Staaten haben im Gegenteil den Widersinn vertreten, daß ein Amerikaner das Recht habe, sowohl zu Lande zwischen den Schützengräben spazieren zu gehen wie auf dem Kriegsgebiet ruhig nach Europa zu fahren. Verletzungen, die eintreten würden, betrachteten sie als Beleidigung des Staats und verlangten dafür Sühne.

Der Widersinn dieses Anspruchs wurde noch klarer, weil er nicht nur besagte, daß die Amerikaner ihre Reisen nach Europa sicher und ungestört wie im Frieden machen könnten, sondern weil er zugleich im Namen der Nichtneutralität erhoben wurde. Bekanntlich haben die Vereinigten Staaten von Anbeginn des Krieges in ungeheuren Mengen Kriegsmaterial geliefert. Der Hinweis, daß sie auch uns zu liefern bereit seien, mußten wir als Hohn auffassen, da die Möglichkeit der Ausführung nicht vorlag. Im höheren Sinne des Wortes haben die Vereinigten Staaten gegen die Neutralität gehandelt, sie haben der einen Partei Waffen und Munition in riesigem Umfang geliefert, die es bis weit in das Jahr 1916 hinein der Entente überhaupt allein ermöglichte, den Krieg solange hinzuziehen. Sie fügten dieser Verletzung der Neutralität dann eine weitere hinzu, indem sie die Entente finanziell unterstützten. Sehr bald kam diese in die Lage, finanziell des Krieges nicht mehr ganz Herr werden zu können. Da haben die Vereinigten Staaten mit Vorschüssen und Anleihen in den verschiedensten Formen eingegriffen. Sie haben dabei sehr reichlich verdient und sie haben dabei zum zweiten Male gegen die Neutralität und gegen unsere Interessen gehandelt. Hier wäre es möglich gewesen, auch uns zu Hilfe zu kommen, da der finanziellen Unterstützung unseres Bundes durch die Vereinigten Staaten nichts im Wege stand. Bei der heutigen Entwicklung der Funkentelegraphie ist es möglich, derartige Geschäfte aus Übersee abzuschließen, selbst wenn, wie es jetzt der Fall ist, der direkte Verkehr zwischen Neutralen und Kriegführenden bis in die Briefe und Telegramme durch England kontrolliert ist. Geschehen in der Art ist aber nichts, während umgekehrt das amerikanische Kapital sogar französischen Stadtgemeinden mit Geld unter die Arme griff, was ebenfalls eine mittelbare Hilfe in der Kriegführung war.

Die Ankündigung vom 4. Februar 1915 wurde durchgeführt, bis am 7. Mai der englische Passagierdampfer Lusitania torpediert wurde. Nachgewiesenermaßen war er voll von Kriegsmaterial und verfiel als solcher der Torpedierung. Bekanntlich sind zahlreiche Amerikaner bei diesem Angriffe mit untergegangen. Das gab den Vereinigten Staaten Anlaß zum direkten Vorgehen. Am 9. Juni wurde eine Note Wilsons in dieser Angelegenheit überreicht und im wesentlichen gab Deutschland in der Antwortnote am 8. Juli 1915 auch nach. Es schränkte seinen U-Bootkrieg zugunsten der Amerikaner ein. Wir wissen, welche Verluste unseren U-Bootkrieg dadurch getroffen haben. Ziemlich genau auf den Tag, an dem sich die Torpedierung der Lusitania zum ersten Male jährte, kam man dann in diesen Auseinandersetzungen zu einem gewissen Halt. Deutschland entschloß sich am 4. Mai 1916 zu einem äußersten Zugeständnis: für den U-Bootkrieg sollten die völkerrechtlichen Grundsätze auch innerhalb der Seekriegszone gelten. Das war eine Nachgiebigkeit, die damals in Deutschland große Bedenken erregt hat. Man sagte sich, daß sich Deutschland der Wirkung einer Waffe begebe, die es für seinen Kampf gegen England braucht. Deutschland knüpfte daran aber eine „Erwartung", daß nämlich diese Nachgiebigkeit Nordamerika veranlassen würde, auch England zur Beobachtung des Völkerrechts anzuhalten. Sollten diese Schritte Amerikas nicht zum Erfolge führen, so behielt sich, woran heute erinnert werden muß, Deutschland volle Freiheit der Entschließung in einer neuen Sachlage vor. Die amerikanische Antwort, die am 10. Mai überreicht wurde, nahm das deutsche Zugeständnis an, lehnte aber die deutsche „Erwartung" mit ausführlicher Begründung ab. Schon damals war der Ton seitens der Vereinigten Staaten schärfer und unhöflicher als sich mit freundlichen Beziehungen noch vertrug. Durch die deutsche Nachgiebigkeit wurde der Ausbruch eines Konfliktes vorläufig noch vermieden. Aber auch nach diesem Schriftwechsel hingen die weiteren Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika von jedem Konfliktsfalle ab, der von der anderen Seite zu jeder Zeit vorgebracht werden konnte. Und wir hatten die Hände nicht mehr frei, da wir die wesentlichsten Trümpfe aus der Hand gegeben hatten. Gleich damals ist in Deutschland ausgesprochen worden, daß Amerika der deutschen Erwartung auf eine Einwirkung gegenüber England nicht entsprechen werde, und daß es die Lage Deutschlands nicht erleichtere, wenn es sich dann die Freiheit der Entschließung zurücknehmen wollte.

Seitdem sind die Beziehungen leidlich ge-

Digitized by Google

blieben. Aber die Besorgnis stieg in Deutschland von Woche zu Woche mehr, daß Deutschland ein Kampfmittel nicht voll ausnutzen könnte, weil es gegen Amerika gebunden war, ein Kampfmittel, das große und starke Erfolge gegen England versprach, während doch andererseits die Freundschaft der Vereinigten Staaten damit auch nicht gewonnen wurde. Heute möchte man beinah meinen, daß gerade die Friedenstätigkeit Wilsons in den letzten Wochen die deutsche Regierung mit veranlaßt hat, nun diese allmählich unerträglich und unmöglich werdende Lage entscheidend zu beenden. Trotz aller offiziellen Beteuerungen, Festreden usw. war gar kein Zweifel, daß die Vereinigten Staaten mit ihren Sympathien und materiellen Unterstützungen auf der feindlichen Seite standen und daß sie, wenn sie einen Frieden zustande bringen würden, dieser ganz gewiß nicht im Sinne der deutschen Interessen sein würde. Weite Kreise haben deshalb mit großer Besorgnis das deutsche Friedensangebot betrachtet, weil die Gefahr nahe lag, daß die Vermittlung der Vereinigten Staaten sich eindrängen werde oder nicht abzuweisen sei, und weil wir allgemein das Vertrauen verloren hatten, Wilsons Absichten würden irgendwie auf unsere Interessen Rücksicht nehmen.

Wie der Reichskanzler in der Ausschußsitzung des Reichstages am 31. Januar mitgeteilt hat, steht die oberste Heeresleitung heute auf dem Standpunkte, daß die militärische Gesamtlage es zulasse, alle Folgen auf uns zu nehmen, die ein uneingeschränkter U-Bootkrieg nach sich ziehen könnte. Und weil ein solcher Krieg unter allen Umständen ein Mittel ist, unsere Feinde auf das schwerste zu schädigen, mußte er begonnen werden. Die Stellungnahme der obersten Heeresleitung, von der ja in den Meinungskämpfen der letzten Monate ausdrücklich die letzte Entscheidung abhängig gemacht worden war, hat nun den Ausschlag gegeben. Zuletzt war es doch eine Überraschung, daß Deutschland mit solcher Entschlossenheit am 1. Februar erklären ließ, daß von diesem Tage an in genau bezeichneten Sperrgebieten um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werde. Fast auf den Tag zwei Jahre nachdem diese Erklärung schon einmal amtlich ausgesprochen war, wurde nun das ausgeführt, was der Admiral v. Tirpitz mit weitschauender Voraussicht gleich zu Anfang des Krieges als notwendig gesehen hatte. Es geht nicht anders, als daß die See um unsere Gegner herum für jeglichen Verkehr abgesperrt wird und daß die neutralen Schiffe dieses Gebiet meiden müssen oder Gefahr laufen, gleichfalls torpediert zu werden.

In einer Note an die Vereinigten Staaten vom 31. Januar wurde diesen von dem deutschen Entschlusse Kunde gegeben. Sie setzte entschieden und höflich den Vereinigten Staaten wie auch den anderen Neutralen auseinander, warum Deutschland sich jetzt entschließe, diesen Schritt zu tun. Die Ablehnung des Friedensangebots schaffe eine neue Sachlage, die auch Deutschland zu neuem Entschluß zwinge und die es zwinge, dem englischen Aushungerungskrieg den gleichen entgegenzusetzen. Dabei wurden weitgehende Rücksichten auf die Neutralen ausgesprochen, insonderheit auf den amerikanischen Verkehr, der für die Passagierdampfer unbehelligt weiter gehen sollte, unter bestimmten, festgelegten Bedingungen. Wer sich die veröffentlichten Karten der Sperrgebiete ansah, sah aus ihnen auch, daß Deutschland aufs äußerste bemüht ist, Rücksicht auf die Neutralen zu nehmen. Der gefahrlose Verkehr, sagen wir zwischen Holland, Dänemark, Norwegen einerseits und den Vereinigten Staaten ist auch danach durchaus möglich, etwas umständlicher als im Frieden, aber jedenfalls möglich. In weitestgehendem Maße hat Deutschland die Rücksicht genommen, die die Menschlichkeit von ihm gegen die Neutralen verlangt, und die Erwartung konnte als berechtigt gelten, daß die Vereinigten Staaten zum mindesten die Notwendigkeit des deutschen Entschlusses anerkennen und sich dem fügen würden.

⌘ ⌘ ⌘

Natürlich war der Eindruck dieser gewaltigen Entscheidung auf die europäischen Neutralen sehr groß. Sie leiden unter dem Kriege außerordentlich. Die hohen Gewinne ihrer Schiffahrt und ihres Handels sind kein Ausgleich dafür, daß überall Nahrungsmittelnot, Kohlenmangel, Transportschwierigkeiten usw. herrschen, und sie alle, vielleicht mit Ausnahme Spaniens, berechtigten Grund haben, davor zu zittern, daß sie, so wenig sie es wollen, auch in den furchtbaren Krieg hereingezogen werden.

Oft genug haben sie während des Krieges nach den Vereinigten Staaten ausgeschaut. Denn es war klar, daß jede berechtigte Wahrung neutraler Interessen nur Nachdruck erhalten konnte, wenn die Vereinigten Staaten sich anschlossen. Sie haben das nicht getan, sie haben der Erwartung Deutschlands in jener Note vom 4. Mai 1916 nicht entsprochen. Die Art, wie sie England seine Verletzung des Völkerrechts vorhielten, wird heute geradezu als Hohn empfunden werden. Denn immer spürte man darin den Wunsch, nur England nicht zu verletzen und in seiner Kriegführung zu behindern. So haben die europäischen Neutralen von Monat zu Monat die Schwierigkeiten des Krieges steigen sehen und irgendwelche Unterstützung von den Vereinigten Staaten für ihre Konferenzen nicht gefunden. Während sie noch zögernd dastehen und suchen, wie sie am besten aus dieser schwierigen Lage herauskommen, haben die Vereinigten Staaten nach einigen Tagen des Stillschweigens gehandelt. D. h. gehandelt hat der Präsident Wilson, indem

Digitized by Google

er am 3. Februar die diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Reich abbrach. Er lehnte kurzerhand jedes Eingehen und Verstehen des deutschen Schrittes ab. Er stellte, um seine Haltung zu begründen, sogar die Dinge falsch dar. Denn es ist keine Rede davon, daß Deutschland seine Zusagen in jener Note jetzt zurückgenommen habe. Ausdrücklich hatte sich Deutschland die Freiheit der Entschließung vorbehalten, wenn die Vereinigten Staaten nicht auf England einwirken würden. Sie haben das nicht getan, also war es ganz von der Entschließung Deutschlands abhängig, wann es zu seinem Standpunkt vom 4. Februar 1915 zurückkehre. Aber Präsident Wilson wollte und will nicht die Möglichkeit einer Verständigung, er wollte und will den Sieg der angelsächsischen Mächte, also der englischen Seeherrschaft. So hat er seinen Entschluß gefaßt, den er nach der amerikanischen Verfassung allein fassen kann.

Weiter kann er nicht gehen, da er für die Erklärung des Krieges an die Zustimmung des Kongresses gebunden ist. Bei der schlechten Nachrichtenvermittlung aus Amerika, die über englische Quellen läuft, haben wir kein genaues Bild, wie die Stimmung des Kongresses ist. Im März 1916 jedenfalls, als die Spannung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sehr stark geworden war, ist im Kongreß entschieden der Standpunkt vertreten worden, daß eine Kriegsgefahr nicht gelaufen werden dürfe und daß die Amerikaner gewarnt werden müßten, sich in Gefahr zu begeben. Wilson suchte daher innerhalb seiner Kompetenzen weiter zu handeln, indem er seinen Schritt durch Anschluß der anderen Neutralen zu ergänzen strebte. Jetzt fand er den Weg zu ihnen mit dem Ansinnen, die europäischen Neutralen möchten sich seinem Schritte anschließen und die Beziehungen zum Vierbund abbrechen, um auf diese Weise einen Druck, vielleicht nur einen moralischen Druck auf Deutschland auszuüben. Denn daran war nie ein Zweifel, daß Wilson, ein überzeugter Pazifist, eine kriegerische Verwicklung zu vermeiden suchen würde.

Bis zu diesen Wendepunkt führen wir heute den Rückblick. Wenn das Heft in die Hände der Leser kommt, werden die Ereignisse schon in vollsten Fluß gekommen sein. Alles andere, die inneren Kämpfe in Rußland und die Vorbereitungen in England, die Not in Frankreich und Italien usw., tritt davor zurück, daß mit Anfang Februar eine neue und nunmehr die letzte und entscheidende Phase des Weltkrieges begonnen hat. Auch diesmal hat Deutschland den Entschluß gefaßt, sie herbeizuführen. Nach langer und sorgfältiger Überlegung und Prüfung aller Ansichten und Bedenken wurde der Entschluß vom 1. Februar 1917 gefaßt. Er beendete eine Lage, die durch die immer klarer werdende Stellung der Vereinigten Staaten auf die Dauer für uns unheilvoll, ja tödlich werden mußte. Er durchhieb einen Knoten, der mit aller juristischen und diplomatischen Kunst nicht aufzulösen war. Wie der Erfolg sein wird, kann niemand voraussehen. Daß alle nötigen Vorbereitungen getroffen sind, wissen wir, und zu der Bedachtsamkeit wie Kühnheit, die die Entschlüsse der obersten Heeresleitung beseelt, hat das deutsche Volk ein unbedingtes, schrankenloses Vertrauen. Der Atem welthistorischer Entscheidungen weht eigentlich erst jetzt recht um uns. Das oft gebrauchte Wort, Deutschland kämpfe um sein Dasein, gewinnt erst jetzt seine vollste und tiefste Bedeutung. Es kämpft nicht nur um sein Dasein, sondern mindestens ebensosehr um das seiner Bundesgenossen, vor allem Österreich-Ungarns und der Türkei. Scheinbar stehen sie zu dieser neuen Verwicklung, die mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Nordamerika eingetreten ist, anders als wir. Denn es ist ja nur ein Teil der Operationen, der Nordamerika wenig stört, wenn Österreich-Ungarn die Absperrung des östlichen Mittelmeeres übernommen hat. Die Türkei und Bulgarien aber kommen für diese Kriegführung überhaupt nicht in Frage. Mithin existieren Reibungen darin zwischen ihnen und den Vereinigten Staaten nicht. Aber bei uns, wie bei ihnen weiß jedermann, daß das nur Schein ist. Wir sind auf Leben und Tod miteinander verbunden, unsere Bundesgenossen wissen, daß die Niederlage Deutschlands gegen England zugleich auch ihr Ende ist. Amtlicher als es in der Note der Entente an Wilson geschah, konnte das nicht bezeichnet werden. Darin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Dokumentes: England hat sich offen zu dem Vernichtungsgedanken gegen Österreich und die Türkei bekannt. Darauf ruht ja auch allein sein Bund. England will Deutschland vernichten und Rußland Österreich und die Türkei, Frankreich will Deutschland vernichten, eine solche Allianz kann sich nur halten, wenn einer dem anderen alles zugesteht. Wie dann im Falle des Sieges die Teilung der Beute erfolgen soll, das mögen die Götter wissen. Daß man dann in der Entente gegeneinander auf das stärkste in Schwierigkeiten kommt, wissen die beteiligten Kabinette durchaus. Aber sie starren alle zusammen auf das eine große Ziel, das sie sich gestellt haben. Indem sie das alles aussprachen und indem sie dazu die Unterstützung der Vereinigten Staaten gewannen, hat das unserem Bund völlig vor die Augen geführt, worum es geht: um das nationale Dasein und die nationale Zukunft der vier Mächte, die sich in diesem Kriege durchsetzen müssen, um ihre Lebenssicherheit zu behaupten und um dadurch, daß sie Mitteleuropa zusammenschließen, ganz Europa einen dauernden Frieden zu geben.

Digitized by Google

Kleid „Bajadere". Aus weißem „Radium" unzerschnitten auf weißseidenem Prinzeßunterkleid in Falten und Raffungen gelegt. Um die Mitte mit einem Brokatband in Gold und zarten Farben gegürtet. Arbeit aus der Fachklasse für Frauenkleidung an der Kunstgewerbeschule in Magdeburg

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

„Kleider" aus der Fachklasse für Frauenkleidung an der Kunstgewerbeschule in Magdeburg — Töpferei-Arbeiten von Bildhauer Ludwig Vierthaler in Hannover — Das Herrenhaus zu Auermühle von Architekt Karl Siebrecht in Hannover — Zu unsern Bildern

Um ganz offen zu sein: es ging mir zunächst ‚wider den Strich', die Abbildungen der Kleider an dieser Stelle zu veröffentlichen, die von der Kunstgewerbeschule in Magdeburg gefertigt worden sind ... als ‚Vorbilder'. Nicht etwa, daß ich sie unschön oder geschmacklos fand; vielleicht im Gegenteil. Aber mir klebte gleichsam die bitterliche Frage auf der Zunge: ‚Mit oder ohne — Bezugsschein?' Und diese Frage gestaltete sich zu der andern, sehr ernsten aus: Ist jetzt die Zeit dazu, Modetändeleien zu berücksichtigen? Ich bin wirklich nicht kleinlich, hoffe nicht spießig zu sein; ich habe mich immer gefreut, wenn Frau und Tochter hübsch angezogen gehen, auch noch jetzt im Kriege. Ich weiß auch, daß die feldgrauen Ehemänner sich freuen, wenn ihnen als Urlaubern ihre Frauen hübsch angezogen entgegenkommen. Aber es bleibt da ein Rest —

Kleid „Schwalbe" für junge Mädchen. Schottisch gemusterte Seide. Den spitzen Ausschnitt umgibt ein schmales Halstuch aus hellgrauem Florkrepp. Arbeit aus der Fachklasse für Frauenkleidung an der Kunstgewerbeschule in Magdeburg

Vielleicht muß man in Berlin oder in anderen Großstädten sein, um zu verstehen, daß auch ein vorurteilsfreier Mann über diesen Rest nicht so leicht hinfortkommen kann. Man muß die fast unaufhörlichen ‚Modellschauen' der Warenhäuser und der auswärtigen, etwa der Wiener Geschäfte gesehen haben mit ihren koketten lebendigen Puppen, man muß Berlin W in den überfüllten Theatern oder am Sonntagmittag in der Tauentzienstraße gesehen haben, um begreifen zu können, daß leider gewisse Kreise nichts aus der Zeit gelernt haben.

Also, wie gesagt, es sträubte sich in mir zuerst etwas gegen diese Abbildungen, und ich war nahe daran, sie beiseite zu schieben. Dann las ich aber die Sätze, mit denen der sehr verdienstvolle Direktor Rudolf Bosselt der Magdeburger Kunstgewerbeschule seine Fachklasse für Frauenkleidung einführte, und sie gaben mir doch zu denken, stimmten mich sogar um. Es ist ihm, scheint mir nach seinen Worten, nicht viel anders zumute gewesen wie mir; auch er suchte nach einer Erklärung für das „scheinbar Widerspruchsvolle oder auch Taktlose einer Beschäftigung mit Putz, Tand und schönen Kleidern in einer Zeit, der nur das ernsteste Gewand geziemt". Und er fand diese Erklärung nicht in der Gegenwart, sondern im Ausblick auf die Zukunft. Er will auch sein Teil dazu beitragen, die Macht, die ehedem Paris auf die Mode ausübte, zu brechen, und er hält den Augenblick dafür für gegeben. Erkämpfen will er „Unabhängigkeit von Frankreich, Selbständigkeit, das heißt nicht nur neben Frankreich hergehen, sondern ihm die Vorherrschaft allmählich aus der Hand winden und selbst überneh-

Digitized by Google

Kleid „Wiener Wald“. Aus weißem Taft, durch gelbe und blaue Linien in kleine Vierecke geteilt

Mantel „Fledermaus“. Aus schwerem Seidencheviot von grünlichschillerndem Schwarz mit Rotlila gemustert

Kleid „Pfauenauge“ In blaugrünem Taft und Spiegelsamt. Über den Halsausschnitt ein breiter Tüllkragen

Arbeiten aus der Fachklasse für Frauenkleidung an der Kunstgewerbeschule in Magdeburg

Digitized by Google

men ... die internationale Mode bestimmen wollen. Was wir leisten können werden, wir wissen es noch nicht. Wir müssen und wollen den Versuch machen, jetzt, während des Krieges, wo uns die Absperrung und die nationale Abneigung gegen Erzeugnisse feindlichen Ursprungs begünstigen. Warten hieße Vorteile aus der Hand geben ... Um zum Ziele zu gelangen, gibt es nur ein Mittel: die Auffindung und Mobilmachung aller Kräfte, die geeignet sind, für die Mode zu arbeiten. Ist das erstere, die vorhandenen Kräfte aufzufinden, Aufgabe der Firmen, so sind für das letztere, die Ausbildung der Kräfte, die Kunstgewerbeschulen der gegebene Ort." Aus diesen Erwägungen heraus ist also die im Winter 1915/16 gebildete Klasse an der Magdeburger Kunstgewerbeschule entstanden, die unter der Leitung des Malers Kurt Tuch und von Fräulein Else Raydt steht. „Wollten wir nur die Schneiderin ein wenig höher heben, durch Unterricht im Zuschneiden und in der Anfertigung einfacher Kleider, so würden wir ihr damit immerhin dienen, auch dem Beruf, noch nicht aber der deutschen Modebewegung. Der können wir nur dienen, wenn wir die Klasse auffassen

Kleid „Wilhelmintje". In weißer Seide, durch blaue Streifen in Vierecke gemustert. Die Jacke in goldbraun und schwarz schillernder Seide. Arbeit aus der Fachklasse für Frauenkleidung an der Kunstgewerbeschule in Magdeburg

Kleid „Morgenstunde". Rosa und silbergrau gestreifter Taft; Überwurf aus silbergrauem seidenen Schleierstoff. Arbeit aus der Fachklasse der Kunstgewerbeschule in Magdeburg

wie ein Modellhaus, das zweimal im Jahre zu bestimmter Zeit seine Neuheiten herauszubringen hat. Dabei werden die wirklich Begabten viel lernen uud rasch vorwärts kommen, und auf diese Begabten kommt es an. Die gerade wollen wir herausfinden und ausbilden ..."

Über die Kleider selbst möchte ich nicht urteilen, dies Urteil vielmehr — und auch das Urteil, ob und inwieweit sie dem angestrebten Zweck nahekommen — Berufeneren, vor allem unseren Leserinnen, überlassen. — —

Aus der Werkstatt des Bildhauers Ludwig Vierthalers, eines Müncheners (geb. 1875), der aber seit Jahr und Tag als Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Hannover wirkt, bringen wir einige eigenartige keramische Arbeiten, die eine lebhafte Phantasie und besondere Wege einschlagende Gestaltungskraft zeigen. Auch eines unserer farbigen Blätter: ein flotter Reitersmann im roten Rock (eingeschaltet zw. S. 424 u. S. 425) ist ein neueres Werk des Künstlers, der übrigens nicht nur der Edeltöpferei huldigt, sondern auch vielerlei andere Künste, besonders Metallkunst, betreibt. —

In der Lüneburger Heide, der von unseren Künstlern neuentdeckten, wirtschaftlich in vollem Aufblühen begriffenen, liegt in einer der fruchtbaren Talmulden eine kleine uralte Mühle: die Auermühle genannt. Das Anwesen erfuhr, in

Digitized by Google

Töpferarbeit von L. Vierthaler

kündet, frei aber von jedem Protzentum. — — Nehmen Sie's nicht für ungut, gnädigste Frau, daß wir in dieser schweren Zeit für alle Hausfrauen unser Heft mit dem Bildnis einer Küchenfee eröffnen. Sie stammt ja dafür aus dem gelobten Lande Bayern, wo es — wenigstens nach der Ansicht vieler Norddeutschen — noch wenige Kochherd- und Speisekammer-Sorgen gibt, und sie sieht jedenfalls nicht danach aus, als ob sie schon viel „Stehen" und „Polonaisen" nach Brot und Butter und Kartoffeln und anderen guten Dingen hinter sich hätte. Frisch und munter schaut sie mit blanken Augen in die Welt hinaus. Ich möchte dafür bürgen, daß sie zu den Gutartigen gehört. Man muß sie sogar lieb gewinnen, wie sie Meister Eichler mit fröhlichem Pinsel auf die Leinwand gebracht hat. Und da wir einmal bei der Küche sind (es wird ja außer über den Heeresbericht und den U-Bootkrieg kaum noch etwas anderes gesprochen, als über sie), so sei gleich ein farbiges Stilleben

Dose
Töpferarbeit von L. Vierthaler

großzügiger Weise, eine völlige Umgestaltung, und der unsern Lesern nicht unbekannte Architekt Karl Siebrecht in Hannover, der u. a. das in seiner Art mustergültige Verwaltungsgebäude der Hannöverschen Keksfabrik H. Bahlsen schuf, erbaute dazu ein neues Herrenhaus, über das unsere Abbildungen a. d. S. 438—440 unterrichten. Ein geräumiges behagliches Heim sollte es werden und ist es geworden; trefflich hineingepaßt in die Landschaft, liebevoll bis ins einzelne durchgeführt. Auch die Entwürfe für die Inneneinrichtung stammen von dem Baumeister, und auch in ihr spricht sich das starke Bestreben nach Behaglichkeit und wirklicher Brauchbarkeit stark aus, gepaart mit der schönen Breite, die soliden Wohlstand

Keksdose. Töpferarbeit von Ludwig Vierthaler

Herrenhaus Auermühle: Wohnzimmer. Architekt Karl Siebrecht in Hannover

verdankte er nicht zuletzt den weiblichen Bildnissen, in denen er eine Einzelgestalt in einen fein abgestimmten Innenraum zu setzen liebte: Die Dame in Weiß, die Dame im Changeantkleid, die Dame im Spitzenkleid, die Dame mit den drei Rosen — das waren einige seiner Gemälde, die viel Beachtung fanden. — Auf seinem Berberhengst führt uns Theodor Bohnenberger den dereinstigen Erben der Krone Bayerns vor, den am 3. Mai 1905 geborenen Prinzen Albrecht (farbiges Blatt zw. S. 312 u. S. 313).

von Ludwig Muhrmann beigefügt, mi einer Torte, die augenscheinlich nicht „aus der Tüte" gefertigt wurde. Zwischen S. 304 u. S. 305 ist das Bild (leider nicht die Torte) eingeschaltet. — Von dem vor kurzer Zeit verstorbenen Maler Hans Borchardt, einem Schüler Uhdes, bringen wir, nach Seite 316, ein Damenbildnis, das er ‚Stimmung in Grün' benannte. Ein für seine Kunst höchst charakteristisches Stück, denn seinen Ruf

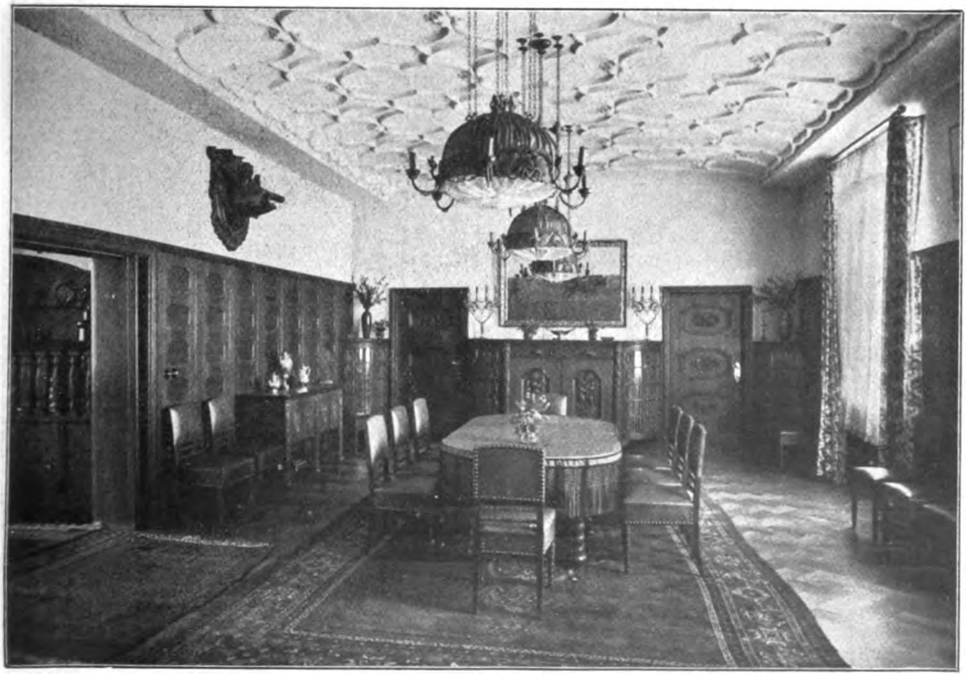
Wehmütiges Erinnern steigt bei dem Anblick auf: der Vater, unser trefflicher Heerführer Kronprinz Rupprecht, verlor zwei Jahre vor dem Kriege die Gattin, und in den schwersten ersten Monaten des Feldzugs den ältesten Sohn! Möge dem frischen, blühenden Erbprinzen gute Gesundheit und reiches Glück beschieden sein. — Von Prof. Richard Kaiser, dem geborenen Magdeburger, aber seit Jahren in Mün-

Herrenhaus Auermühle: Das Schlafzimmer der Dame des Hauses
Architekt: Karl Siebrecht, Ausführung der beiden auf dieser Seite abgebildeten Zimmer: L. Fuge in Hannover

Digitized by Google

Herrenhaus Auermühle. Diele im Erdgeschoß. Architekt: Karl Siebrecht

chen erfolgreich tätigen Künstler, stammt das reife, schöne Gemälde „Der Dom zu Magdeburg“ (nach Seite 320 als farbiges Kunstblatt eingeschaltet). Das Gemälde hatte seine Schicksale: unseres Wissens hat es Kaiser zweimal gemalt; das eine Stück schenkte seine Vaterstadt dem Kreuzer ‚Magdeburg‘ für die Offiziersmesse — es dürfte auf dem Grunde des Meeres ruhen! — Ein Bildwerk von Prof. Hans Harry Liebmann mag sich, nach Seite 344, anreihen: Die Quelle. Die anmutige Schöpfung ist für mich wieder einmal ein Beweis, wie keusch der enthüllte menschliche Körper wirken kann; nur wenn verzerrende, überspannte Kunst oder Künstelei ihn behandelt, erscheint ein Werk lüstern. — Ein echt Berliner Bild von einem Leipziger Künstler: ein freier, weiter ‚Blick aus dem Atelierfenster‘ von Alex. Schmidt-Michelsen (geb. 1859, gest. 1908). Wer Berlin kennt, wird sich leicht zurechtfinden, wenn er weiß, daß die künstlerische Werkstätte in der Königin Augusta-Straße lag, dort, wo sich jetzt das Reichsmarineamt befindet. — Den zahlreichen Hundefreunden unter unseren Lesern wird das kleine farbige Blatt von Emil Herz Freude machen (nach Seite 384): die beiden prachtvollen Zwergbulldoggen sind köstlich wiedergegeben. Und wie erstaunlich geschickt hat der Künstler sie just auf den blau und grau gekachelten Fußboden und vor die goldgelbe Tapete gesetzt. — Auch die Künstleraufnahme ‚An der Ostsee‘ (nach Seite 392) aus der Werkstätte von Sabine

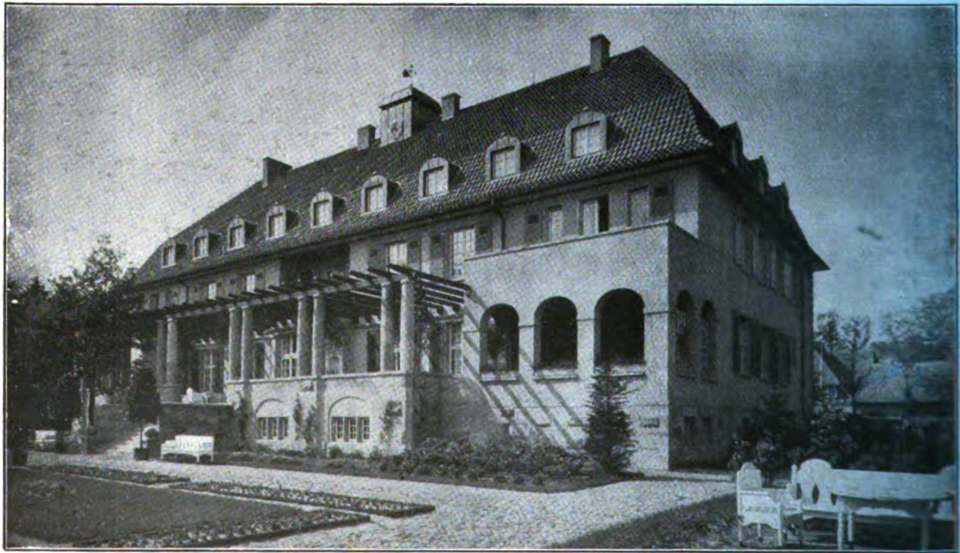


Herrenhaus Auermühle. Speisezimmer, eingerichtet nach dem Entwurfe von Karl Siebrecht in Hannover

Digitized by Google

Gutsanlage Auermühle. Blick vom kleinen Garten zum Herrenhaus

Stolle und Irma de la Chaux in Berlin wird allgemein gefallen. Wer da weiß, wie schwierig gerade derartige Aufnahmen sind, weiß solch schönes Bild zu schätzen. — Und nun zuletzt, zwischen S. 400 u. S. 401: Den gefallenen Helden des bayrischen Heeres zum ‚Andenken, den Späteren ein Beispiel und Vorbild' gilt das wundervolle, schlichte und so stimmungsreiche Erinnerungsblatt, das Prof. Fritz Erler im Königlichen Auftrag entworfen hat. Jedes Wort des Lobes erscheint überflüssig: so klar und wuchtig spricht das Blatt für sich. — Wir haben endlich noch eine kleine Berichtigung anzuschließen, einen Fehler gutzumachen, der uns im Januarheft mit untergelaufen ist: er hat uns zahlreiche Zuschriften eingetragen. Es handelt sich um das Bild des Schweizer Meisters Welti, ‚Der Franzosensee'. Wir glaubten aus guten Gründen die Landschaft in die Schweizer Vorberge verlegen zu sollen. Jetzt aber stellt sich heraus, daß das Motiv aus — Ostpreußen stammt; unweit Döhlau liegt der ‚Franzosensee', so genannt nach einem Gefecht aus dem Jahre 1807. Meister Welti weilte seinerzeit als hochwillkommener Gast bei dem dortigen Gutsbesitzer Herrn Rose, seinem Gönner, und hat auch für diesen das Bild gemalt. H. v. S.



Gartenansicht des Herrenhauses zu Auermühle. Erbaut von Architekt Karl Siebrecht in Hannover

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75 (einschließlich Kriegszuschlag).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Aprilheftes:

Seite

Im stillen Winkel. Erzählung von Eduard Graf Keyserling . . . 449

Schlacht. Gedicht von Lu-Lun. Übersetzt von Irmgard Heinrich 474

Der große Schwindel. Von Klaus von Rheden 476

Zwischen Maas und Mosel. Siebzehn Kriegs-Bilder von Carl Felber in Faksimile-Wiedergabe. Text von Walter von Rummel 481

Graf Zeppelins Heimfahrt. Gedicht von Rudolf Herzog gegenüber 497

Goldene Jugend. Kindheitserinnerungen von Hans Reisiger 497

Drei Gedichte: Vor Winter. Von Karl Jünger — Ich bin erwacht aus toter Winterruh! Von Ernst Lissauer — Frühling in Locarno. Von Hermann Hesse 507

Die Schweiz im Weltkrieg. Von Otto Röse, z. Zt. in Bern . . 509

Carl Ludwig Jessen, ein friesischer Heimatsmaler. Von Jarno Jessen. Mit einer Kunstbeil. und fünf Textbildern in Faksimiledruck 516

Sankt Georg der Mähder. Gedicht von Emil Lucka 524

Die Reise nach Eichstätt. Novelle aus der deutschen Zeit des Eugène Beauharnais. Von Sophie Hoechstetter 525

Der neutrale Herr Wilson. Von Fritz Bley 547

Schwertspruch. Von Werner Bergengruen. 552

Aus den Berliner Theatern. Von Karl Strecker. Mit zwölf Bildern nach photographischen Aufnahmen 553

Komm nicht —. Gedicht von C. A. Pfeffer 564

Der stille Lauscher. Ballade von Karl von Berlepsch 566

Max von Schenkendorf. Von Dr. C. A. Pfeffer. Mit einem Bildnis und einer Handschrift-Wiedergabe . . . . [illegible]

Neues vom Büchertisch. Von [illegible]

Digitized by Google

Seite

Nun bist du krank... Gedicht von Ulrich v. Uechtritz-Steinkirch 579
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin 580
Illustrierte Rundschau: Die Sammlung Czartoryski zur Zeit in der Dresdener Galerie — Neue Arbeiten von Josef Wilm d. J. in Berlin — Zu unsern Bildern. 585

Kunstbeilagen:

Stilleben: „Diebische Elster". Gemälde von Hans Hammer. Faksimiledruck. . . . . . Titelbild
Bildnis von Frau Dora von Stedmann. Pastellgemälde von Max Schüler. Faksimiledruck 456—457
Morgensonne. Gemälde von Prof. Max Thedy. Faksimiledruck 472—473
Im Hamburger Hafen. Pastellstudie von Prof. Ludwig von Hofmann. Faksimiledruck 480—481
In der Kirche. Gemälde von Prof. Christian Landenberger. Faksimiledruck . . . . . . 504—505
Sonntagmorgen. Gemälde von Carl Ludwig Jessen. Faksimiledruck . . . . 524—525
Mühle im Schwarzwald. Gemälde von Prof. Gustav Schönleber. Faksimiledruck . . 536—537
Neckarwehr. Ein Bild aus Besigheim. Gemälde von Prof. Gustav Schönleber. Faksimiledruck . . . . 544—545
Ostergottesdienst 1915 in den Höhlen von Soissons. Gemälde von Prof. Arthur Kampf. Faksimiledruck. . . . . . 580—581

Einschaltbilder:

Schachspieler. Gemälde von H. Seufferheld. Tondruck 464—465
Graf Zeppelin. Bildniszeichnung von Prof. Arnold Busch. Tondruck. . . . . . . gegenüber 496
Kauernde. Marmorbildwerk von Prof. Peter Pöppelmann. Tondruck . . . . 528—529
Reiterkampf. Gemälde von Prof. Ch. Speyer. Tondruck . 548—549
...und nun wird deutsch gesprochen... Zeichnung von Prof. H. Bohrdt. Tondruck 576—577

Selbständige Textbilder:

Einer unserer „blauen Jungens". Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann. 475
Ein Bild aus Berlin: Blick in die Belle-Alliancestraße. Radierung von Paul Paeschke 508
Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern. Bildniszeichnung von Prof. Arnold Busch 568

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . . . . . 1—16
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate. 4
Unterrichtsanstalten. 4
Heilanstalten . . . . 4—5
Hotels. 5
Wintersport und Winterkur . 5—6
Anzeigenteil am Schluß . . . . . 1—4

Digitized by Google

Digitized by Google

Stilleben: „Diebische Elster"
Gemälde von Hans Hammer

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 Heft 8. April 1917

Im stillen Winkel

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

Die Familie von der Ost ging, wie sie es gewohnt war, auf das Land hinaus. Sie wollte wieder die alte Villa beziehen, die drüben im Gebirge am Ende der Dorfstraße stand. Bruno von der Ost verließ für einen Tag die Bank, deren Direktor er war, um den Umzug der Familie zu leiten. Er war ein großes organisatorisches Talent und liebte es, diese Eigenschaft auch in den kleinen Angelegenheiten des Hauses und der Familie zu zeigen. Es machte ihm Vergnügen in der Bahnhofshalle mitten unter Kisten und Körben zu stehen und den Trägern kurze Befehle zu erteilen. „Alles," pflegte er zu sagen, „auch das geringste, muß vernunftgemäß durchgeführt werden." Später auf dem Bahnsteig ordnete er die Unterbringung des zahlreichen Handgepäcks an, dann mußte die Familie ihre Plätze einnehmen: Frau von der Ost, Tante Dina, der kleine Paul und die alte Marie, Pauls frühere Wärterin. Paul ließ seinen Vater nicht aus den Augen, es verursachte ihm ein seltsam aufregendes Wohlgefühl, die hohe, breitschultrige Gestalt zu betrachten, die graublauen Augen hinter den blanken Brillengläsern, der blonde Schnurrbart, der sachte im Winde flatterte, dazu die schnarrende, befehlende Stimme — all das war prachtvoll und erregend.

Nun war alles geordnet, Herr von der Ost stieg in den Wagen und die Türe ward zugeschlagen. Durch das niedergelassene Fenster wurde noch ein Rosenstrauß hereingereicht und ein lachendes Gesicht erschien: Hugo von Wirden war es, der Volontär der Bank, der Herrn von Ost zu besonderer Aufsicht empfohlen war. Der junge Mann war leichtsinnig gewesen und sollte in der Bank wieder ein ordentlicher Mensch werden. Paul lächelte, er mußte immer lächeln, wenn er dieses hübsche Gesicht mit den lustigen, braunen Augen und dem breiten, roten Munde sah. Paul liebte es, wenn Herr von Wirden zu ihnen kam, es wurde dann gleich so heiter, Mama lachte so viel, Herr von Wirden neckte Tante Dina, Paul, und selbst die alte Marie. „Er ist hübsch," sagte einmal Paul zur alten Marie, „er hat ein hübsches, unartiges Gesicht."

„Wie schön die Familie hier verfrachtet ist," rief Herr von Wirden in den Wagen hinein. „Glückliche Reise! Ich komme bald nach." Frau von der Ost nahm die Rosen in Empfang und beugte sich nahe auf sie nieder. „Wie sie duften!" sagte sie.

„Noch gibt es keinen Urlaub," meinte Herr von der Ost.

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete Wirden; „daß Sie auch immer an die Ketten erinnern müssen, lieber Direktor! Gleich=

Digitized by Google

viel, ich komme doch. Adieu.“ Damit verschwand er.

„Ein Windhund,“ bemerkte Herr von der Ost. Die alte Marie lachte. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Paul drückte sich in seine Ecke. So war es gut. Sie saßen hier alle beisammen, und er fühlte sich geschützt und geborgen. Dieser Knabe hatte ein seltsam starkes Gefühl für die Unsicherheit unseres Daseins, er wußte nicht, was es war, aber er ahnte überall in der Welt dunkle Mächte, die ihm und denen, die er liebte, auflauerten. Wenn die Lebenslage einmal sicher und behaglich war, dann empfand er ein starkes Wohlgefühl. Er selbst war klein und schwächlich, er wurde ‚der kleine Paul‘ genannt, obgleich er schon über elf Jahre zählte, sein bleiches Gesicht hatte runde, kindliche Züge, die grauen Augen konnten in der Erregung hell werden wie Silber, das dichte, krause Blondhaar ließ seinen Kopf seltsam groß erscheinen.

Paul begann in seiner nachdenklichen Art die Gesichter seiner Angehörigen zu studieren. Zuerst das schmale, schöne Gesicht seiner Mutter; unter dem großen, gelben Sommerhut stahlen sich blonde Löckchen über die Stirn, die Lippen waren geschlossen, feine, sehr rote Striche, die sich an den Enden ein wenig hinaufbogen. Die grauen Augen waren ganz blank, und die sonst blassen Wangen leicht gerötet. Es ergriff Paul stets, wenn seine Mutter erregte, blanke Augen und gerötete Wangen hatte, sie sah dann so jung und leicht verwundbar aus, und er fürchtete, jemand könnte ihr etwas zuleide tun. Das Gesicht der Tante Dina war für Paul stets ein interessanter Gegenstand der Beobachtung gewesen, es ging auf ihm soviel vor; all die Falten und Fältchen, die wunderliche Muster auf der Stirn und den Schläfen bildeten, die tiefen Augenhöhlen, der weiche, bewegliche Mund, die Härchen am Kinn, all das war merkwürdig genug. Das braune Gesicht der alten Marie mit den kleinen, wie mit dem Messer hineingeritzten Falten, den trübblauen, schläfrigen Augen war Paul bekannt und vertraut wie seine Kinderstube. Endlich galt es, den Vater anzusehen, und das war gefährlich, denn wie leicht konnten die stahlblauen Augen sich auch auf Paul richten, mit dem strengen, ein wenig unzufriedenen Blick. Paul wußte, er gefiel seinem Vater nicht, er gefiel ihm nicht, weil er klein und schwach war. Dennoch verursachte es Paul einen aufregenden Genuß, die hohe Stirn mit den zwei aufrechten Fältchen zu betrachten, die gerade Nase, das mächtige Kinn, die Haare an den Schläfen, die schon ein wenig grau wurden — alles das schüchterte Paul ein und gefiel ihm dennoch. Immerhin mußte es nicht gemütlich sein, Tag und Nacht mit solch einem Gesicht einherzugehen. Jetzt aber richteten sich wirklich die Augen hinter den Brillengläsern auf Paul, dieser wandte schnell den Kopf ab und schaute zum Fenster hinaus. Draußen regnete es, das Land war von einem Schleier kleiner, schräger Striche verhangen, die Telegraphenstangen rannten vorüber — eilig, eilig — das machte schläfrig. Paul bog den Kopf zurück und schloß die Augen, er konnte ja schlafen, hier war er in Sicherheit, nichts Bedrohliches stand in Aussicht, er freute sich auf die Villa, auf den Garten, die Schule war weit. Ja, die Schule, die war auch solch ein Ort der Gefahren. Nicht das Lernen machte Paul Mühe, nicht die Lehrer fürchtete er, sondern die Kameraden. Anfangs hatten sie ihn geneckt und gequält, jetzt beachteten sie ihn kaum mehr. Wenn in der Erholungspause alle in den Hof gingen, dann schlich auch Paul sich hinunter, er lehnte sich gegen eine Mauer und schaute zu, wie die andern Jungen miteinander kämpften. Seine Augen wurden dann groß und blaß wie Silber und seine Hände kalt. Besonders dem langen Müller schaute er gern zu, er war der Stärkste. Wie mühelos er die andern zu Boden schleuderte, wie er auf ihnen kniete und mit den Fäusten auf ihnen trommelte! Paul haßte ihn und bewunderte ihn. Zu Hause dann in seiner Kinderstube spielte er „stark sein“, ein Stuhl war der lange Müller und er kämpfte mit ihm bis zur Ermattung. Nun, an diese Dinge brauchte er jetzt lange Zeit nicht mehr zu denken, er konnte ruhig schlafen.

Von dem Stoß des haltenden Zuges erwachte Paul, schlaftrunken blickte er auf. Um ihn her war es unruhig. Die Wagentür wurde geöffnet, Handgepäck wurde hinausgereicht, endlich stiegen alle aus.

Digitized by Google

Auch Paul mußte hinaus. Auf dem Bahnsteig schien es ihm, als liefen viele Menschen erregt umher und schrien, auch die Stimme seines Vaters war vernehmbar, er ärgerte sich wohl, denn er sprach sehr laut. Ein Wagen stand bereit, Paul mußte hineinsteigen und sich zwischen Tante Dina und seine Mutter setzen, sein Vater und Marie saßen auf dem Rücksitz. So fuhren sie in das dämmrige Land hinaus. Der Direktor schalt noch ärgerlich auf die Kofferträger: „Auch in die einfachste Hantierung versteht dieses Volk keine Spur von Methode zu legen."

„Sie haben soviel zu tun," wandte Tante Dina ein, die stets verteidigte, wenn jemand getadelt wurde. Der Direktor jedoch winkte mit der Hand ab. „Da gibt es nichts zu verteidigen, diese Leute sind dumm und faul."

Der Regen hatte aufgehört, die Luft war kalt und feucht, es duftete stark nach Heu, die Berge, groß und schwarz, schienen ganz nah, und weiße Wolken rannen an ihnen nieder. Dunkel standen die kleinen Häuschen am Rande der Wiesen, und struppige Hunde kläfften dem vorüberrollenden Wagen giftig nach. Das sonst so vertraute Tal erschien Paul heute fremd und unheimlich.

Endlich hielt der Wagen vor der Villa. Auch diese stand seltsam schwarz zwischen den schwarzen, nassen Bäumen. Die alte Bäuerin, welche im Winter die Villa hütete, und die beiden Mägde, Babette und Käti, erwarteten die Herrschaften vor der Haustür, sie lächelten alle drei zum Willkomm, als der Direktor jedoch rief: „Was, alles dunkel! Kein Feuer, kein Licht? Das ist ein schöner Empfang!", da machten sie erschrockene Gesichter. Dann stieg man aus. Im großen, finsteren Flur war es auch kalt und feucht und roch nach Heu. Eine Treppe führte zu den Zimmern hinauf, erregt rannten die Mägde hin und her. Paul stand mitten in dem großen, ein wenig niedrigen Wohnzimmer, durch die offenen Türen fegte eine scharfe Zugluft herein, polternd wurden im Flur die Koffer abgeladen, und gereizte Stimmen riefen einander zu. Paul stand regungslos da und verzog sein Gesicht, als wollte er weinen. Erst als es um ihn stiller wurde, als die Türen geschlossen waren, und Käti die Hängelampe angezündet hatte, begann er langsam mit von der Fahrt ein wenig steifen Beinen im Zimmer umherzugehen, er besah sich nachdenklich die Möbel, strich mit der Hand über sie hin. ‚So geht es immer,' dachte er, ‚fährt man am Ende des Sommers fort, dann sind die Möbel gute alte Kameraden geworden, von denen zu scheiden es einem weh tut, und kommt man das nächste Jahr wieder, dann stehn sie wieder steif und tot da, als habe man sie nie gekannt.' Er ging zu dem Tisch und öffnete das Schubfach: wirklich, da lag ein kleiner Papiersoldat, der vorigen Sommer wohl hier vergessen worden war. Er trug rote Hosen und einen blauen Rock und hatte ein ganz rosa Gesicht. ‚Der Arme,' dachte Paul, den ganzen Winter hat er hier in Kälte und Dunkelheit ganz allein gelegen. Ein großes Erbarmen mit dem kleinen Soldaten ergriff ihn, er nahm ihn und steckte ihn hinter seine Weste, dort sollte er warm werden.

Als Paul sich umwandte, sah er seine Mutter auf dem Sofa sitzen, sie hüllte sich in einen Schal und drückte sich fröstelnd in die Sofaecke. Ihr Gesicht war bleich und sie schaute sinnend vor sich hin. „Komm, mein Junge," sagte sie und zog Paul zu sich heran. Sie hüllte ihn in ihren Schal: „Du frierst?" meinte sie; „du denkst wohl, hier ist es unbehaglich und vielleicht etwas traurig, weil es hier kalt ist und weil alle so unruhig hin- und herlaufen, weil der Regen wieder an die Fensterscheiben klopft, die Berge so schwarz zu den Fenstern hereinschauen, und unten im dunklen Dorf die fremden Hunde bellen. Aber es braucht nicht unbehaglich und traurig zu sein, wenn wir nicht wollen, wir können sagen: wir frösteln ein wenig, aber wir freuen uns auf die Wärme, die das Ofenfeuer gleich geben wird; der Regen singt gemütlich vor den Fenstern, die Berge stehn um uns her wie eine schützende Mauer, Tante Dina geht ab und zu und raschelt mit Papier, und unten im Dorf sitzen gute Hunde, sie bellen ein wenig, sie wollen miteinander sprechen, denn sie sind untereinander gut bekannt — nein, wenn wir nicht wollen, ist es nicht unbehaglich und traurig."

Paul schaute lächelnd zu seiner Mutter auf. Wirklich, ihre Worte machten, daß

Digitized by Google

alles gleich besser wurde. Die feuchten Scheite im Ofen begannen zu prasseln, Käti schloß die Fensterläden und deckte den Tisch für das Abendessen, und von der Küche nebenan klang die bekannte Stimme der alten Marie herüber, sie erzählte der Köchin etwas, nun lachten sie sogar miteinander.

Jetzt trat auch der Vater in das Zimmer. Er schien gar nicht mehr ärgerlich zu sein, er streckte sich in einem Sessel aus, rieb sich die Hände und sagte: „Hier sieht es ja wieder menschlich aus. Ich habe den Rotwein auspacken lassen, an dem wollen wir uns erwärmen. Ich spüre einen tüchtigen Hunger — aha, ich höre schon, wie nebenan in der Küche die Koteletts in der Pfanne miteinander zanken.“ Dabei lächelte er und schaute Paul an, das war ermutigend. Dann erzählte er Neuigkeiten aus dem Dorf, die er vom Hausknecht erfahren hatte: Major Welker war hier mit Familie, ein neues Wirtshaus wurde gebaut, ein Mann im Steinbruch war verunglückt. Tante Dina hielt in ihren Gängen durch die Zimmer inne, hörte gespannt zu und sagte: „Ach Gott, was nicht alles geschieht!“

Endlich kam das Essen, Paul aß mit Appetit. ‚Seltsam,‘ dachte er, ‚das Essen schmeckt hier anders, als in der Stadt. In den Koteletts ist etwas von der scharfen Luft der Berge, von dem Duft der Wiesen drin.‘ Das halbe Glas Rotwein, das er bekam, erwärmte ihn, er gab nicht acht darauf, was die Erwachsenen sprachen, es tat ihm jedoch wohl, daß ihre Stimmen friedlich und beruhigt klangen.

Als das Abendessen beendet war, setzten Paul und seine Mutter sich wieder in ihre Sofaecke, der Direktor zündete eine Zigarre an, und Tante Dina nahm ihr Strickzeug zur Hand. Sie sprachen von dem Wetter in früheren Sommern, von früheren Sommergästen und endlich von den Preisen der Lebensmittel. Es war nicht zu leugnen, daß die Preise mit jedem Jahre in die Höhe gingen. „Das ist nicht zu ändern,“ meinte der Direktor, „doch habe ich diesen Umstand, wie immer, auch dieses Jahr in meinem Voranschlag für den Sommeraufenthalt berücksichtigt. Daher hoffe ich, daß es dieses Jahr stimmen wird.“ Dabei sah er seine Frau durch die Brillengläser scharf an.

Diese jedoch antwortete leichthin: „Ach, es wird gewiß nicht stimmen.“

„Warum wird es nicht stimmen?“ fragte der Direktor mit einer unterstrichenen Ruhe, die zeigte, daß er eine Gereiztheit unterdrückte.

„Weil es nie stimmt,“ antwortete seine Frau.

„Wenn es bisher nicht gestimmt hat,“ versetzte der Direktor, und er sprach die Worte langsam und scharf aus, „dann lag das offenbar nicht am Voranschlage.“

„Nein, nein,“ meinte Frau von der Ost, „es lag natürlich an mir.“

„Also,“ fuhr der Direktor fort, „und ich wünsche, daß sich das ändert. Wenn man Jahre hindurch an denselben Ort zurückkehrt, so lehrt die Erfahrung doch, wieviel man an diesem Ort nötig hat, um zu leben. Oder setze ich vielleicht zu wenig an?“

„Ach nein,“ erwiderte Frau von der Ost, „es ist gewiß genug. Aber wenn ich alles anschreiben muß, dann stimmt es eben nicht. Ich könnte vielleicht mit weniger auskommen, wenn ich nicht anschreiben müßte. So aber würde es auch nicht stimmen, wenn ich eine Million hätte.“

„Irene,“ rief der Direktor und schlug mit den Fingerspitzen hart auf den Tisch, „du solltest dich schämen, etwas so Widersinniges zu sagen!“

Seine Frau jedoch lachte. Paul schaute zu seiner Mutter auf. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen blank und feucht, und das Lachen gab ihrem Gesicht einen gequälten Ausdruck. „So bin ich nun einmal,“ sagte sie. „Es ist schade, daß, als wir uns verlobten, ich nicht bei dir ein Examen im Rechnen abgelegt habe.“

„Irene,“ rief wieder der Direktor, „ich bitte dich, über ernste Dinge auch ernst zu sprechen. Dein Widerwille gegen Zahlen, also gegen Ordnung und Klarheit, ist mir unbegreiflich, denn Zahlen sind Ordnung und Klarheit. Sie sind unser geistiges Gewissen, unsere geistige Reinlichkeit. Wenn ich meine Verhältnisse zahlenmäßig überblicken kann, dann habe ich einen Boden unter den Füßen.“

„Und ich finde,“ meinte Frau von der Ost, „Zahlen sind wie zu enge Schuhe, sie verderben uns das Leben. Mir kommt es vor, als ob jede Zahl, die ich in das An-

Digitized by Google

schreibebuch hineinschreibe, mir ein gutes Stück Geld wegfrißt."

Der Direktor erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. „Unglaublich," seufzte er. „Aber das ist es, nur nicht klar sehn! Lieber im Dunkel tappen, aus Furcht, einer unangenehmen Wahrheit zu begegnen! Über alles wegschlüpfen, wegtänzeln, wegträllern, alles vertuschen — so wird aber auch aller Ernst, alle Wahrheit aus dem Leben weggetänzelt und weggeträllert!"

Der Direktor hatte sehr laut gesprochen. Tante Dina beugte ihren Kopf tief auf das Strickzeug nieder, Paul saß da, die Hände kalt vor Erregung.

„Du wußtest ja, wie ich bin," begann Irene von der Ost wieder, und ihre Stimme zitterte. „Du wußtest ja, daß ich keine Rechenmaschine bin."

„Jetzt noch Tränen, natürlich! Das ist dann der letzte Beweis . . ." Doch plötzlich hielt er inne, sah Paul scharf an und sagte: „Warum bist du nicht im Bett? Was sitzt du hier? Längst solltest du im Bette sein."

Erschrocken erhob sich Paul, ging von einem zum andern, um eine gute Nacht zu wünschen, als seine Mutter ihn küßte, spürte er, daß ihr Gesicht feucht von Tränen war. Dann schlich er in sein Zimmer, seine Beine zitterten, sein Herz klopfte stark, und er hatte das Gefühl, daß etwas Furchtbares sich ereignete.

Während er sich langsam entkleidete, dachte er immer wieder: ‚Was wird er ihr tun? Sie weint. Wie soll ich sie schützen? Fliehen müssen wir, sie und ich!' Aber es wurde ihm unerträglich, in dem ihm fremd gewordenen Zimmer allein zu sein mit seinem Kummer. Er öffnete die Tür und rief Marie, sie sollte ein wenig bei ihm sitzen. Marie kam und saß mit ihrem Strickstrumpf bei der Lampe. Es freute die Alte stets, wenn Paul in die Gewohnheiten seiner früheren Jugend verfiel. Er aber kroch ein wenig beruhigt in sein Bett, er war sehr müde, dennoch dachte er immer wieder: ‚Fliehen müssen wir, fliehen vor ihm —' bis der Gedanke zum Traum wurde, bis er die lange, gelbe Landstraße sah, seine Mutter und er liefen auf ihr hin, sie liefen und liefen, bis sie in den Nebeln des Traumes verschwanden. Paul schlief jetzt ruhig und traumlos. Auf seiner Brust aber lag der kleine Papiersoldat und wärmte sich.

✠ ✠ ✠

Als Paul am nächsten Morgen erwachte, fiel ein breiter, gelber Sonnenstreifen in sein Zimmer. Paul betrachtete ihn blinzelnd, und ihm ward wohlig dabei zumute. Da kam aber die Erinnerung an den vergangenen Abend, und sie tat weh wie ein körperlicher Schmerz. Deutlich sah er wieder das zornige Gesicht des Vaters, das gequälte, tränenfeuchte Gesicht der Mutter, und mutlos sank er in die Kissen zurück. Im Zimmer nebenan hörte er leichte Schritte hin- und hergehn, es war seine Mutter; nun begann sie zu singen, wie sie es zu tun liebte, wenn sie ordnend durch das Haus ging. Paul horchte auf, das klang nicht traurig, das war ein helles, leichtherziges Geträller. Dann war also das Schreckliche von gestern abend vorüber, dann war es nichts gewesen. Paul verstand nicht. Diese erwachsenen Leute wurden ihm immer unbegreiflicher. Allein diese fröhliche Stimme nebenan erweckte auch wieder seine Lebensungeduld. Er sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Er ging in den Garten hinunter, der Himmel war tiefblau, die Sonne brannte heiß auf die Kieswege. Vor dem Hause, mitten im Sonnenschein, lag ein großes Blumenbeet voller Sommerblumen, wohlriechende Erbsen blühten da, kleine, weinrote Skabiosen, Studentennelken, rotes Löwenmaul und Reseden. Ein ganz süßer Duft stieg aus diesem Beete auf, und das Summen der Bienen und Insekten erfüllte die Blumen mit einem gleichmäßig ruhevollen Klingen. Hier liebte es Paul, zu stehn, ganz regungslos, die Augen weit offen, die Lippen halb geöffnet — er nannte das: ‚sich betrinken.' Und wirklich, der warme, süße Duft, der schläfrige Singsang der Insekten, sie machten ihm die Glieder schwach, gaben ihm einen leichten Schwindel, einen Rausch von Duft und Sonnenschein.

Als die Sonne ihm dann doch zu heiß auf den Rücken schien, ging er zum unteren Teil des Gartens hinab. Da dieser tiefer lag, war er ein wenig feucht, ein flacher Graben durchquerte ihn, in dem vom gestrigen Regen ein wenig trübes Wasser stand. Das Gras war hier dunkler, einige

Digitized by Google

blanke, fette Blätter wuchsen hier, und bleiche Storchschnabel blühten auf dünnen Stengeln. Jenseits des Grabens war ein Gebüsch giftiger Sträucher, Tollkirschen und Salomonsiegel und einige hochaufgeschossene Stauden des blauen Sturmhutes. Am Lattenzaun aber, der den Garten von der Dorfstraße trennte, erhob sich ein Wald von Nesseln. Paul liebte diesen Ort mit seinem feuchten, säuerlichen Geruch, und er begann sofort zu spielen. Er spielte seine und seiner Mutter Flucht. Ein Klettenblatt war seine Mutter, eine Sturmhutblüte war er, und sie flohen durch das hohe Gras, durch die gefährliche Wasser des Grabens, unter den giftigen Büschen hin, mitten in den Nesselwald hinein. Er spielte so eifrig, daß er rote Wangen bekam und ganz heiß wurde. Die alte Marie kam nach ihm sehen, sie setzte sich auf eine Bank in den Sonnenschein und schlummerte ein wenig. Da ergriff auch Paul eine plötzliche Müdigkeit, er warf alles fort, setzte sich zu Marie und starrte durch die Latten des Zaunes auf die Dorfstraße hinaus.

Um diese Zeit war die Dorfstraße still und leer. Nur hier und da ging ein Hund träge über sie hin und suchte sich einen sonnigen Fleck, auf dem er sich ausstrecken konnte. Da tauchten in der Ferne zwei Figürchen auf, die Paul erregten. Er sprang von der Bank herab und lief zum Zaun. Er hatte sie gleich erkannt, ja, er hatte sie erwartet. Es war Major Welkers Lulu und seine unzertrennliche Gefährtin, des Kirchbauern Nandl. Lulu war Pauls Altersgenosse, aber er war ihm weit überlegen, das gestand sich Paul wohl ein. Lulu und Nandl waren Pauls Feinde, sie höhnten ihn, wo sie ihn sahen, Lulu sagte ihm spöttische, kränkende Dinge, und Nandl lachte dazu ihr schrilles, herzliches Lachen. Dennoch bewunderte Paul sie mit einer schmerzhaften Bewunderung. Schon die Art, wie Lulu ging, war herausfordernd. Er bog den Kopf zurück, steckte die Hände in die Hosentaschen und trat zuerst mit den Fußspitzen auf, so daß sein ganzer Körper ein wenig in die Höhe wippte. Lulu trug keinen Hut, sein kurzes, rotes Haar glänzte ordentlich in der Sonne. Jetzt unterschied Paul deutlich das runde Gesicht mit den vielen Sommersprossen, die kurze, ein wenig hinaufgebogene Nase und die grellbraunen Augen. Nandl trippelte auf ihren nackten braunen Füßchen neben ihm her, ihr Rock war sehr kurz, und ihr schwarzes Haar hing wirr über die Stirn bis auf die dunkeln Augen nieder. Zuweilen blieben sie stehn, Lulu hob einen Stein vom Boden auf und warf damit nach einem Hunde. So näherten sie sich langsam dem Zaune, vor Paul blieben sie stehn.

„Ah, das Würmchen ist auch da! Seit wann denn?“ bemerkte Lulu.

„Gestern sind wir gekommen,“ erwiderte Paul und machte ein feindseliges Gesicht.

„So, so,“ fuhr Lulu fort. „Da sitzt ja auch die alte Kinderwärterin, die achtgeben muß, daß du nicht fällst, oder daß du nicht aus dem Garten hinausgehst.“

„Wenn ich will, falle ich,“ erwiderte Paul trotzig, „und wenn ich will, gehe ich auch zum Garten hinaus.“

Lulu verzog seinen Mund schief. „Wie stolz das Würmchen ist!“

Paul wunderte sich, daß Nandl nicht lachte, er sah zu ihr hin und bemerkte, daß sie geweint hatte. Ihre Wangen waren noch feucht, und an den Wimpern hingen Tränen.

„Warum weint sie denn?“ fragte Paul.

„Sie weint,“ berichtete Lulu bedächtig, „weil die Kuh diese Nacht bei ihr zu Hause zu früh gekalbt hat, nun ist das Kalb tot, und die Kuh ist krank und wird wohl auch eingehen.“

Nandls Augen füllten sich aufs neue mit Tränen. Paul wußte nicht, was er darauf sagen sollte. „Du Würmchen,“ begann Lulu wieder, „ich glaube, du weißt noch gar nicht, daß Kühe Kälber kriegen?“

„Das weiß ich wohl,“ erwiderte Paul.

„Aber woher sie sie kriegen?“ fragte Lulu weiter. „Das weißt du nicht.“

„Das ist mir auch gleich,“ meinte Paul und versuchte sein hochmütiges Gesicht zu machen.

Jetzt lachte Nandl, lachte ihr schrilles Lachen. Paul war gekränkt, und dennoch gefiel ihm dieses lachende Mädchengesicht, der Mund öffnete sich und zeigte eine Reihe kleiner, spitzer Zähne, und in den Augen erwachte eine strahlende Ausgelassenheit.

Digitized by Google

„Nein, Würmchen,“ sagte Lulu, „du bist noch sehr dumm. Komm, Nandl, gehn wir, mit dem ist doch nichts los!“ Er machte kehrt, Nandl folgte ihm, und so wanderten sie wieder die Dorfstraße hinunter. Paul schaute ihnen lange nach; ja, so ging es ihm immer, sie höhnten und kränkten ihn, und wenn sie gingen, wurde ihm das Herz schwer, und es schnürte ihm etwas die Kehle zusammen, als müßte er weinen. Langsam schlich er wieder zu seiner Bank zurück, setzte sich neben die schlummernde Marie und sann über seltsame, heldenhafte Taten nach, die er vollbringen könnte, damit Lulu und Nandl ihn bewunderten.

Am Nachmittag fuhr der Direktor in die Stadt zurück. Paul wurde in das Haus gerufen, um Abschied zu nehmen. Sein Vater hob ihn zu sich auf, küßte ihn und sagte freundlich: „Sorge für rote Backen, mein Junge.“ Als er ihn jedoch wieder auf den Boden niedersetzte, bemerkte er mißbilligend: „Leicht wie ein Spatz!“ Dann küßte er auch seine Frau, diese strich zärtlich mit der Hand über seinen Rockärmel und sagte: „Komm bald wieder zu uns heraus.“

„Ja,“ fügte Tante Dina hinzu, „es ist schade, daß du fort mußt, man war so gemütlich beisammen.“ Paul sah erstaunt zu seinen Eltern auf. ‚Also, jetzt muß man traurig sein, weil der Vater fortfährt, seltsam,‘ dachte er.

Nun kamen die langen, heißen Nachmittagsstunden, Paul trieb sich ein wenig müde auf den Kieswegen des Gartens umher, nichts war in Aussicht, auf das er sich freuen konnte. Er stand am Gartenzaun und schaute durch die Latten. Über dem Lande lag es wie eine rotgoldne, sachte zitternde Staubwolke, im Rasen wetzten die Feldgrillen, und von den Wiesen klang das Dengeln der Sensen herüber. Das machte schläfrig, allein Paul mochte nicht schlafen, er wollte keine Stunde dieser kostbaren Ferienzeit verlieren — tun wollte er etwas. So ging er denn aus dem Garten hinaus auf die Dorfstraße, er versprach sich nicht viel davon, aber vielleicht sahen ihn Lulu und Nandl und überzeugten sich davon, daß er allein den Garten verlassen durfte.

Aus den kleinen, sonnigen Dorfgärten stiegen heiße Gemüsedüfte auf, Sonnenblumen standen da wie schwarze Gesichter von goldgelben Krausen umgeben. In einem Stall blökte eine Kuh, schmerzvoll und leidenschaftlich. Paul hob einen Stein auf und warf ihn nach einem Hunde, wie Lulu es zu tun pflegte, der Hund jedoch begann grimmig zu bellen, und Paul fürchtete sich. Endlich bog er in den Spazierweg ein, der von jungen Tannen eingefaßt war, aber auch hier nur Staub und Hitze. Da schlugen leise Töne an sein Ohr, wie das Knallen einer Peitsche, dazwischen schrille Vogelrufe. Paul spähte durch die Tannen. In einiger Entfernung auf der Wiese sah er Lulu und Nandl, Lulu ließ Nandl über eine Schnur springen; das eine Ende der Schnur hatte er an einen Zaunpfosten gebunden, das andre schwang er mit der Hand, in der andern Hand hielt er eine kleine Peitsche, mit der er zuweilen knallte. Nandl aber sprang unermüdlich auf und ab, auf und ab. Die Sonne vergoldete ihre dünnen, braunen Beinchen, das schwarze Haar flog wild um ihr Gesicht, und ab und zu stieß sie kleine schrille Vogellaute aus. Paul schaute dem zu, und es schien ihm, daß dieses Schauspiel ein wunderbar erregendes war. Er stand da hinter der Tanne, bis die Kinder auf der Wiese ihres Spieles müde waren. Lulu rollte die Schnur zusammen und beide warfen sich nebeneinander in das Gras. Auch dann noch stand Paul eine Weile hinter der Tanne, das Herz war ihm so seltsam heiß und schwer, und eines verstand er jetzt wohl, daß die beiden dort nebeneinander im Grase glücklich waren und er unglücklich war. Als er endlich in seinen Garten zurückschlich, fühlte er sich sehr einsam.

Abends saßen Frau Irene und Tante Dina auf dem Balkon, Paul setzte sich zu ihnen. Über den Berggipfeln verglomm ein rot und goldner Sonnenuntergang, die Kühe wurden heimgetrieben, die Wege waren voller Menschen, die von der Arbeit nach Hause gingen; Sommergäste in hellen Kleidern gingen die Dorfstraße entlang, — das Tal war plötzlich ganz voller Leben und Farbe, bis die Dämmerung kam und alles wieder still wurde. Die Türen in den Häusern des Dorfes schlossen sich, gelbe Lichter erglommen in den Fenstern, und

Digitized by Google

von den tauigen Wiesen wehte es kühl herüber. Endlich war es ganz dunkel, einige zitternde Sterne standen am Himmel. Frau Irene und Tante Dina sprachen zuweilen abgerissene Sätze, dann schwiegen sie wieder lange. Paul saß da, im Herzen die seltsame Bangigkeit, die Kinder ergreift, wenn es still und dunkel wird, die Welt ihnen unendlich weit erscheint, und sie sich selbst als rätselhaften lebendigen Punkt, sehr klein in dem großen Schweigen, ahnen.

⌘ ⌘ ⌘

Am Sonntag kam Herr von Wirden. Paul hörte im Garten durch das geöffnete Fenster in der Wohnstube seine heitere Stimme und sein Lachen. Paul ging hinauf. Herr von Wirden saß Frau Irene gegenüber, er trug einen hellen Sommeranzug, sein Gesicht war heiß und rot, denn er hatte den Weg vom Bahnhof zum Dorf zu Fuß zurückgelegt. „Da ist ja mein kleiner Freund!" rief er Paul entgegen, zog ihn an sich, und fuhr ihm, wie er es zu tun liebte, mit der Hand in die blonden Locken. „Noch immer das bleiche Philosophengesicht! Nein," wandte er sich an Frau Irene, „der ist noch nicht richtig verbauert, auf den hat das Land noch nicht gewirkt."

„Also mich finden Sie schon verändert? Woran sehen Sie das?" nahm Frau Irene das unterbrochene Gespräch wieder auf. Sie lehnte sich in die Sofaecke zurück und verzog den Mund ein wenig schief, wie bereit zu einem Lächeln, ein Ausdruck, den Paul an ihr kannte, wenn sie sich gut unterhielt.

„O das sehe ich gleich!" rief Wirden. „Sie haben, wie soll ich sagen, so etwas langsam Verhallendes. Jede Ihrer Bewegungen zeigt, daß Sie Zeit haben, daß Sie nicht von den kleinen, spitzen Stadtgedanken gehetzt werden."

„Kommt das so bald?" fragte Irene.

„Das kann sehr bald kommen," erwiderte Wirden. „Schon auf dem Weg vom Bahnhof hierher fühlte ich, wie es von mir abfiel."

„Was fiel von Ihnen ab?"

„Nun, die Stadt, das Debet, Kredit, Saldo!"

Irene lächelte. „Das dürfen Sie meinem Manne nicht sagen."

„Ich weiß," erwiderte Wirden, „der Direktor liebt diese Dinge sehr. Ich wundere mich, daß Ihr Sohn nicht ‚Saldo' heißt."

„Saldo," wiederholte Irene; „nein, dann würde ich ihn nicht so lieben können."

„Ich will nicht ‚Saldo' heißen," versicherte Paul.

„Recht hast du," meinte Wirden. „Saldo ist das Kind von Debet und Kredit, und das ist nicht angenehm."

„Ist die Stadt jetzt wirklich so schlimm?" fragte Irene.

„Sehr schlimm," berichtete Wirden. „Alle erwarten den Krieg, und keiner glaubt an ihn, und ein jeder hat eine Ansicht. Alte Schreiber in der Bank, die das ganze Jahr kein Wort sprechen — jetzt haben sie eine Ansicht."

„Und Sie, haben Sie auch eine Ansicht?" fragte Irene weiter.

Wirden schlug sich mit der flachen Hand auf das Knie: „Das ist es eben — natürlich habe ich auch eine Ansicht, und deshalb kann ich meinen Urlaub kaum erwarten, damit draußen auf dem Lande auch diese Ansichten von mir abfallen. Dann will ich mich auf eine warme Wiese legen, einige wenige, einfache Gedanken immer wieder denken, und ein Mensch sein."

„Wenn wir das doch könnten!" meinte Frau Irene nachdenklich.

„O, das können wir!" versicherte Wirden eifrig. „Sehn Sie die Leute hier, wie oft sehen Sie einen Mann oder eine Frau lange, lange auf einem Flecke stehn und zu den Bergen aufschauen, und auf ihren Gesichtern steht es geschrieben, sie denken nur einen einzigen Gedanken. Auf dem Wege vom Bahnhof hierher sah ich einen Mann an seiner Wiese stehn, er sah sein Heu an, er hatte dort gewiß schon sehr lange gestanden und immer wieder gedacht: ‚Wird das Heu morgen trocken sein?' Das müssen wir einige Wochen können, wenn wir von der Krankheit des Stadtlebens gesund werden wollen. Unsere Gedanken müssen zu einer ruhigen, eintönigen Musik werden."

Frau Irene schwieg. Sie schaute gerade vor sich hin durch das Fenster hinaus, sie fühlte, daß Wirdens Augen auf ihr ruhten, und sie wollte ihn darin nicht stören.

„Ja freilich," begann Wirden wieder, und Paul dachte: ‚Warum klingt seine

Bildnis von Frau Dora von Stedmann
Pastellgemälde von Max Schüler

Digitized by Google

Digitized by Google

Stimme jetzt so anders?‘ „Ja freilich, leichter geht das alles, wenn wir ein wenig verliebt sind, denn dann werden wir ohnehin einfachere Menschen. Es ist seltsam, wie lange wir ein und denselben Gedanken denken können, wenn wir verliebt sind.“

Paul bemerkte mit Erstaunen, daß seine Mutter errötete. Ein zartes Rot breitete sich über ihr Gesicht bis hinauf in die blonden Stirnlöckchen, und sie sah wunderbar jung und hilflos aus. Wirden war ernst geworden. Paul schaute beide an, und es ergriff ihn ein seltsames Gefühl, erregt und feierlich zugleich. „Paul, mein Junge,“ sagte Frau Irene endlich, „geh, spiele unten im Garten.“ Paul gehorchte ungern, aber er wußte, wenn es anfing, interessant zu werden, dann wurde er fortgeschickt, und das Treiben der Erwachsenen blieb für ihn dadurch stets geheimnisvoll.

Unten im Garten dachte er über das Gehörte nach. Wie hatte Herr von Wirden gesagt: ‚Wir müssen uns auf eine Wiese legen und nur einen Gedanken denken.‘ Gut, das wollte Paul versuchen. Er streckte sich auf dem Rasen aus, lag regungslos da, die Arme eng an den Körper gedrückt, die Augen geschlossen, und er dachte an Nandl, wie sie über die Schnur springt, auf und ab, auf und ab — das Röckchen bauscht sich, das dunkle Haar flattert um das erhitzte Gesicht — auf und ab, auf und ab. Er dachte das so lange, bis er einschlief. —

„Meiner Seele, er schläft!“ Es war Wirdens Stimme, die Paul weckte. Er schlug die Augen auf. Sie standen alle um ihn her, seine Mutter, Tante Dina, Wirden, und lächelten auf ihn herab. „Ganz richtig,“ meinte Wirden, „im Grase liegen, schlafen, die Haare voller Grashupfer — so muß es gemacht werden.“ Er ergriff Paul und stellte ihn auf die Füße. „Jetzt der Spaziergang, das ist Lebenskunst!“

Sie gingen die Dorfstraße hinauf und bogen in die Tannenallee ein. Die Luft war schwül, über den Bergen standen große, dunkle Wolken, und überall auf den Wiesen wurde eifrig gearbeitet, um das Heu noch vor dem Regen zu bergen. Paul achtete nicht auf das Gespräch der Erwachsenen, es war von England und Rußland die Rede und von Krieg — das interessierte Paul wenig. Er beobachtete die Kühe, die am Wege standen und die Vorübergehenden großäugig anglotzten. Paul fürchtete sich ein wenig vor ihnen und versuchte es dennoch, ruhig und unbefangen nah an ihnen vorüber zu gehen. Fern auf der Wiese fuhr ein Wagen hoch mit Heu beladen schnell dem Dorfe zu, oben darauf aber saßen Lulu und Nandl und sangen aus voller Kehle. An einer Bank blieb Tante Dina zurück, sie war müde geworden. Die andern setzten ihren Weg fort. Frau Irene und Wirden schwiegen eine Weile. Aus Wirdens Gesicht war die Heiterkeit verschwunden, er schaute nachdenklich vor sich hin und nagte nervös an seiner Unterlippe. „Die Blicke dieser Kühe genieren mich,“ sagte er endlich.

„Warum?“ fragte Frau Irene, „sie sind doch so mütterlich.“

„Mütterlich?“ wiederholte Wirden. „Das finde ich nicht. Sie sehen uns an, als seien wir ganz absurde Ungeheuer, sie denken: ‚Unmöglich, diese Wesen, die da so aufrecht nebeneinander hergehen und sprechen und sprechen, statt zu fressen oder wiederzukäuen.‘

Frau Irene lächelte matt. „Ich weiß nicht,“ fuhr Wirden fort, „wie weit sich die Tiere verständigen, aber das ist gewiß, wenn sie sich etwas sagen, so ist es stets etwas, das ihnen am Herzen liegt. Sogenannte Konversation kennen sie nicht.“

Frau Irene zog die Augenbrauen in die Höhe, und es klang ein wenig gereizt, als sie sagte: „Ich würde nicht wünschen, daß dieses auch bei uns eingeführt werde, ich will nicht, daß jeder mir sagt, was er auf dem Herzen hat. Warum soll ein jeder seine Bürde auf mich abladen dürfen?“

„Nun ja,“ meinte Wirden, und aus seiner Stimme klang etwas wie Mutlosigkeit, „natürlich ist es besser so. Man spricht und spricht miteinander, und tut so, als gäbe es keine Bürden zu tragen.“ Dann lachte er kurz auf: „Wissen Sie, wie mir unsre Gesellschaft zuweilen vorkommt: wie eine Quadrille von Packträgern; jeder hat seinen Koffer auf der Schulter, aber sie tanzen und verbeugen sich und machen Chaine und tun so, als sähen sie gar nicht die schweren Koffer, die einem jeden von ihnen die Schultern zerdrücken.“

Frau Irene zuckte leicht mit den Schul-

Digitized by Google

tern. „Warum müssen wir auch immer auf das hinsehen, was traurig ist?" Dann schwiegen sie eine Weile. Wirden begann eifrig, die Samendolden des Löwenzahns zu köpfen, die wie kleine Tüllhauben am Wegrande standen. Frau Irene sah zu den Bergen hinauf, über denen es jetzt zu wetterleuchten begann.

Endlich begann Wirden wieder: „Also Sie wünschen nicht, daß ich davon spreche, was mir am Herzen liegt?"

„Nein," erwiderte Frau Irene, ohne ihren Blick vom Wetterleuchten dort oben abzuwenden. Eine Pause entstand. Dann sagte Frau Irene: „Paul, mein Junge, lauf ein wenig voraus, mache dir Bewegung!" Und gehorsam lief Paul die Landstraße entlang, und er fragte sich dabei, warum seine Mutter heute streng und unfreundlich gegen den guten Wirden war. Aber man wußte nie, wenn es aussah, als ob diese Erwachsenen sich recht lieb hatten, dann wurden sie plötzlich hart und grausam gegeneinander.

Von den Bergen klang dumpfer Donner herüber, es war Zeit, den Rückweg anzutreten. Vor der Villa stand der Direktor. Er war mit dem letzten Zuge gekommen, „um seine Familie zu überraschen," berichtete er. „Sie sind auch da, Wirden," sagte er und begrüßte den jungen Mann. „Das ist hübsch."

„O welche Freude!" rief Tante Dina ein wenig zu enthusiastisch, aber sie fürchtete, es könnte auffallen, daß Frau Irene nichts sagte. Als alle ins Haus gingen, blieb der Direktor noch draußen und schaute gen Himmel hinauf nach dem aufziehenden Gewitter. Paul war bei seinem Vater geblieben und schaute auch zum Himmel hinauf. Aus dem Hause, durch die geöffneten Fenster, klang Wirdens Stimme heraus und dann Frau Irenes helles Lachen. Da bemerkte Paul, daß das Gesicht seines Vaters sich wunderlich verzog, eine tiefe Falte stand zwischen den Augenbrauen, der Mund schloß sich so fest, daß die Lippen weiß wurden, und zuckte seltsam. ‚Ist er böse, oder fühlt er einen starken Schmerz?' fragte sich Paul, und unwillkürlich verzog auch er sein Gesicht, von dem Bedürfnis getrieben, die Zuckungen auf dem Gesicht seines Vaters nachzuahmen. Jetzt kam Herr von Wirden aus dem Hause, er mußte sich beeilen, um noch seinen Zug zu erreichen. „Lassen Sie sich bald wieder hier draußen sehn," sagte der Direktor und reichte ihm lächelnd die Hand.

Das Gewitter war jetzt heraufgezogen, große Tropfen prasselten nieder, und der Donner grollte unablässig. Im Wohnzimmer wurden die Läden geschlossen und die Lampe angesteckt. Paul war müde von dem heißen Tage, er lehnte in der Sofaecke und blinzelte in das Licht. Aber auch die andern schienen müde, der Vater sprach wenig, und wenn er sprach, klang es unangenehm scharf und knurrend. Die Mutter war bleich und schweigsam, nur Tante Dina war unermüdlich bemüht, die Unterhaltung aufrechtzuerhalten. Paul wurde bald zu Bett geschickt.

Paul glaubte lange geschlafen zu haben, und es mußte mitten in der Nacht sein, als er erwachte. Draußen tobte das Gewitter, durch die Spalten der Fensterläden drang das zuckende Licht der Blitze, ein mächtiger Donnerschlag ließ das Haus erzittern und hallte grollend in den Bergen nach, wie eine große, scheltende Stimme. Und dann — es war noch ein Ton, den Paul vernahm, noch eine Stimme. Paul horchte auf: ja, es war nebenan im Zimmer seiner Eltern, es war die Stimme seines Vaters. Er sprach laut und schnell, und zuweilen wurde die Stimme seltsam heiser und brachte die Töne mühsam heraus. Jetzt, da der Donner schwieg, konnte Paul sie deutlich hören: „Gut, gut, ich leugne es nicht, ich bin gekommen, weil ich wußte, daß er da sei. Du findest das lächerlich — vielleicht ist es lächerlich, aber wer ist daran schuld, daß ich etwas Lächerliches tue? Du, du ganz allein! Es ist widersinnig, daß ein Mann wie ich, eines solchen Windhundes wegen auch nur einen Augenblick leiden soll oder lächerlich sein soll."

Jetzt ließ sich Frau Irenes Stimme vernehmen, ruhig und klar: „Armer Mann!"

„Armer Mann!" brauste der Direktor auf. „Ich will kein armer Mann sein, ich habe das nicht nötig. Wenn ich eine Frau habe, hat sie sich so zu benehmen, daß mir solche lächerliche Qualen erspart bleiben. Sie hat sich so zu benehmen, daß ich nicht lächerlich bin, daß ich kein ‚armer Mann' bin. Ich wünsche nicht, daß man mich

Digitized by Google

bemitleidet. Dein Leichtsinn, sag' ich dir, deine Gefallsucht spielt hier ein sehr gefährliches Spiel ..."

Jetzt setzte der Donner wieder ein, er krachte und schmälte und übertönte die knarrende und schmälende Stimme des Vaters. Paul hüllte sich zitternd in seine Decke, die Welt erschien ihm wieder einmal sehr dunkel und gefahrvoll, und es überkam ihn diese hoffnungslose Resignation, wie sie nur ein Kind zuweilen zu empfinden vermag.

⁂

Den Vormittag über hatte es geregnet, gegen Abend hörte der Regen auf, hellgraue, tiefhängende Wolken bedeckten gleichmäßig den Himmel, die Berge trugen weiße Nebelkappen und die Luft war unbewegt und drückend. Paul stand müßig und mißmutig im Garten umher, er hatte versucht, zu spielen, wieder einmal seine und seiner Mutter Flucht vor dem Vater, bald jedoch warf er das Klettenblatt und die Sturmhutblüte fort und setzte sich auf die Bank, um vor sich hin zu starren und mit den Beinen zu baumeln. Ihn machte die unklare Wehmut elend, die Kinder zu ergreifen pflegt, wenn es alltäglich und grau um sie her ist. Warum hatte er sich denn so sehr auf das Land gefreut? Aber so ging es ihm stets: er freute sich zu stark auf das, was kommen sollte, und war es da, dann enttäuschte es ihn so bitter, daß er am liebsten hätte weinen mögen. Auf der Dorfstraße erschien jetzt ‚Fucka', der gelbe Metzgerhund, und nahm Pauls Aufmerksamkeit in Anspruch. Fucka ging langsam dahin, den Kopf ein wenig gesenkt, zuweilen steckte er die Nase hierhin und dorthin, wandte sich dann gelangweilt ab, reckte sich und ging langsam weiter. ‚Sind Hunde auch traurig?' fragte sich Paul, ‚sind Hunde auch enttäuscht?' Er liebte den Metzgerhund nicht, denn er fürchtete ihn, aber in diesem Augenblicke verband ihn eine Art Kameradschaft mit dem freudlosen Fucka. Durch das Fenster der Villa klang Frau Irenes Stimme herüber, sie sang: „Gang i ans Brünnele, trink' aber net; da seh' i mein Herztausigenschatz bei ein' andern stehn. Und bei ein' andern stehen sehn, ach, das tut weh ..." ‚Jetzt singt sie wieder,' dachte Paul — ja, wenn der Vater dagewesen war und es etwas gegeben hatte, dann sang sie immer besonders viel und hell. ‚Singt sie, weil sie traurig ist, oder singt sie, weil sie nicht mehr traurig ist?' Paul vermochte das nicht zu entscheiden, und dann ging es ihm durch den Sinn, was wollte wohl Herr von Wirden damals auf dem Spaziergang sagen und durfte es nicht? Erwachsene Herren weinen nicht, aber es sah damals aus, als hätte er weinen mögen. Paul hatte Herrn von Wirden gern, jedenfalls war es gemütlicher und sicherer, wenn Herr von Wirden da war, als wenn der Vater da war. Paul glaubte, die Mutter fühle das auch.

Nun kam Leben in die Dorfstraße. Ein Bursche lief an den Häusern entlang, Frauen traten in die Haustüren, Kinder schauten zu den Fenstern heraus, der Bursche rief ihnen etwas zu und lief weiter. Er lief bis an das Ende der Straße, dort am Rande der Wiese blieb er stehen, legte beide Hände als Schallrohr vor den Mund und schrie den Mähern auf der Wiese etwas zu. Sommergäste zeigten sich, Damen mit Strohhüten; eilig gingen sie zur Post hinüber, wenn sie einander begegneten, blieben sie stehen und redeten eifrig aufeinander ein. Die im weißen Kleide war Frau Major Welker, und da war auch Tante Dina, mit flatternden Hutbändern eilte sie von der Post der Villa zu. Und plötzlich waren auch Lulu und Nandl da, sie standen mitten auf der Straße, und Lulu begann einen wunderlichen Tanz, er sprang wild in die Höhe und schwenkte die Arme wie Windmühlenflügel. Dabei rief er beständig etwas. Nandl hatte ihm anfangs zugeschaut, dann aber wurde auch sie von dem Taumel ergriffen, hüpfte und drehte sich, und ihre hohe, heisere Stimme begann auch zu rufen. Sehr gespannt ging Paul an das Gartengitter, er verstand nicht. Lulu und Nandl näherten sich ihm in ihrem Tanz, jetzt standen sie vor ihm, erhitzt und atemlos. „Du, Würmchen," rief Lulu, „es gibt Krieg!"

„Krieg?" wiederholte Paul.

„Ja, Krieg, einen ganz verdammten Krieg, ein Krieg mit allen, mit Russen und Franzosen und Serben — na, und die andern kommen auch schon, das wird fein!"

Paul wurde nachdenklich. „Wo sind sie?" fragte er.

Lulu machte eine weite Bewegung. „Überall.“

„Sind sie dort hinten auch?“ und Paul wies mit dem Finger zu den Bergen hinüber.

„Ja, ja, dort auch,“ versicherte Lulu.

„Und kommen sie hierher?“ fragte Paul.

Lulu lachte. „Sie sollen nur kommen, dann weiß ich auch, was ich tun werde!“

„Ja, dann muß man etwas tun,“ sagte Paul sinnend, Lulu aber lachte höhnisch: „Du, Würmchen, was wirst du tun? Du wirst dich hinter deiner Kinderfrau verstecken, das ist es, was du tun wirst!“

Jetzt begann auch Nandl zu lachen, das helle Lachen, das Paul so weh tat.

„Ich werde etwas tun,“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Ja, in ein Mauseloch kriechen!“ spottete Lulu weiter.

Paul errötete, seine Augen wurden ganz silbrig vor Erregung, das Weinen war ihm nah. „Ich werde etwas tun!“ schrie er; „ihr sollt sehn! Du glaubst, weil ich nicht wie du auf der Straße tanz' und Steine nach den Hunden werf', so kann ich nichts tun. Tanzen und Steine werfen, kann jeder, aber ihr sollt Augen machen, beide, Nandl und du, ihr sollt Augen machen!“

Nandl hatte aufgehört zu lachen und sah Paul neugierig an. Lulu zuckte die Achseln: „Wie das Würmchen spricht! In die Leibkompagnie der alten Marie wirst du eingestellt. Komm,“ sagte er zu Nandl, wandte Paul den Rücken, und beide begannen wieder ihren seltsamen Tanz. Paul schaute ihnen nach, bis sie hinter dem Nachbarhause verschwanden, und dann noch blieb er stehn und dachte seine unklaren Kindergedanken. Aus dem kleinen Bauernhause neben dem Garten war die Stalldirne Resei getreten, sie schützte die Augen mit der Hand und schaute die Straße hinab. Einige Burschen kamen des Weges und sangen. Einer blieb vor Resei stehn, faßte ihren braunen Arm und lachte. Dann ging er seinen Gefährten nach, wiegte sich in den Hüften und sang vor sich hin. Resei aber schlug die blaue Schürze über den Kopf und begann zu weinen, so laut, daß Paul es hörte: Hu, hu, hu.

Der Nebel war von den Bergen in das Tal herabgestiegen und flüsterte jetzt als leichter Regen über das Land hin. Große schwarze Vögel flogen langsam und niedrig dem Walde zu. Das Dorf war ganz still geworden, nur die Stalldirne stand noch vor ihrer Haustür, die Schürze über dem Kopf und weinte: Hu, hu. Ein furchtbares Grauen ergriff Paul, er wandte sich um und lief in das Haus, lief so schnell, als würde er verfolgt.

In der dämmrigen Wohnstube saßen Frau Irene und Tante Dina beieinander, die Tante sprach mit klagender Stimme. „Komm zu uns, mein Sohn,“ sagte Frau Irene und strich Paul über das regenfeuchte Haar. „Du bist naß und kalt.“

„Krieg!“ flüsterte Paul.

„Ja, mein Sohn, es gibt Krieg.“

„Kommen sie auch hierher?“ fragte Paul.

„Ach nein, entgegnete Frau Irene, „unsere Männer, unsere tapferen Männer werden uns beschützen.“

„Der Vater auch?“

„Ja, der Vater auch.“

„Und Herr von Wirden auch?“

„Ja, alle,“ sagte Frau Irene. „Und wenn du älter wärst, würdest du auch gehn und kämpfen für unser Deutschland, unsre gemeinsame Mutter. Wenn einer deiner Mutter, wenn einer mir etwas zuleide täte, das würdest du doch dann nicht dulden.“

Pauls kalte Kinderhände umklammerten fest Frau Irenes Hand. „Gott wird uns schützen,“ sagte Tante Dina feierlich.

Der Abend verging schweigsam. Ein jeder sann vor sich hin und sagte nur zuweilen ein Wort aus seinen Gedanken heraus. Nach dem Abendessen kam auch die alte Marie mit ihrem Strickstrumpf und setzte sich in die Ofenecke. Die Türe zum Mädchenzimmer war halb geöffnet, man hörte die Mädchen drinnen flüstern, alle wollten sie heute beisammen sein, nah beisammen vor dem Ungeheuren und Furchtbaren, das in der Ferne drohte. Tante Dina legte zuweilen ihr Strickzeug beiseite, faltete die Hände und bewegte die Lippen, sie betete. Paul wurde heute nicht zu Bett geschickt, er legte seinen Kopf in den Schoß seiner Mutter und schlief dort ein. Und als es endlich doch Schlafenszeit war, mußte Marie ihn in sein Zimmer bringen und zu Bett legen.

Paul schlief unruhig und hatte einen

Digitized by Google

schweren Traum. Er sah das Dorf und die Berge in einem roten Schein, als sähe er sie durch ein purpurrotes Glas. Mitten aber auf der Dorfstraße saß auf einem Stuhl seine Mutter in einem weißen Kleide; die Hände lagen leicht gefaltet im Schoß, das Gesicht war bleich, die Augen geschlossen. Die Dorfstraße entlang ging ein Mann, ein furchtbarer Mann, Paul kannte ihn, es war der Handwerksbursche, der vor einigen Tagen am Gartenzaun vorübergegangen war. Er hatte ein großes, schmutziges Gesicht und wulstige Lippen, die sich nicht ganz schlossen und das blutrote Zahnfleisch sehen ließen. „Er will ihr etwas tun!“ wollte Paul in furchtbarer Angst rufen, vermochte es jedoch nicht. Schon stand der Mann vor der weißen Frau und griff mit seiner großen, bleichen Hand in das schöne, heilige Gesicht. Ein namenloser Schmerz ergriff Paul, es war ihm, als müsse das Herz ihm brechen — einer jener Schmerzen, wie wir sie zuweilen im Traume fühlen, vor denen es nur noch die Flucht in das Erwachen gibt. Stöhnend warf Paul sich im Bette herum, sein Herz klopfte, und sein Kissen war feucht von Tränen.

Der Direktor kam, um von seiner Familie Abschied zu nehmen, denn er mußte hinaus ins Feld. Er sah stattlich aus in der feldgrauen Uniform und war heiter, angeregt und ein wenig feierlich. Er legte liebevoll den Arm um die Taille seiner Frau und sprach von der großen deutschen Begeisterung und von der großen deutschen Einheit: „Es ist gut, daß es so gekommen ist, denn einmal mußten wir da hindurch, und wir kommen durch, ha, ha!“ Paul schaute zu seinem Vater empor, heute bewunderte er ihn.

Als jedoch am Nachmittag der Kaffee auf der Veranda eingenommen wurde, war es weniger gemütlich. Der Vater, meinte Paul, begann wieder so zu sprechen, als tadle er jemanden, wenn er auch seine Hand dabei auf die Hand der Mutter legte, die auf der Armlehne des Sessels lag. Paul beobachtete die kleine weiße Hand, wie sie regungslos unter der großen braunen Hand still hielt. „Deine Verhältnisse,“ begann der Direktor, „sind in jeder Weise geordnet. Ich glaube nicht, daß ich irgendeine Eventualität übersehen habe. Eine gewisse Sparsamkeit natürlich ist in solchen Zeiten stets angebracht, schon des Beispiels wegen, und auch sonst. Das ist ja das Schöne einer großen Zeit, daß sie Energien weckt, die in uns vielleicht ungeahnt schlummerten. Wir können plötzlich, was wir nie zu können glaubten. Wenn wir vielleicht dazu neigten, das Leben ein wenig leicht zu nehmen, alles Unbequeme von uns fort zu schieben und den Tatsachen nicht in das Auge zu sehn — jetzt erwacht ein Ernst in uns, den wir uns selbst nicht zugetraut hätten, nicht wahr?“

Wer war mit diesem ‚wir‘ gemeint, dachte Paul, und er schaute seine Mutter an. Diese hatte den Kopf zurückgebogen und sah zu den Wolken auf. Die kleine weiße Hand aber unter der großen braunen Hand wurde unruhig, sie entzog sich ihr leise, machte sich etwas an den Stirnlöckchen zu schaffen und kehrte nicht mehr zurück.

„Nun,“ fuhr der Direktor fort, „ich denke, ich kann mit ruhigem Herzen hinausgehn, um meine Pflicht zu tun, denn auch in meine Häuslichkeit wird der Ernst der großen Zeit einkehren, auch hier wird jeder auf seinem Posten stehn und seine Pflicht tun.“

„Wie schön und wahr!“ sagte Tante Dina.

Eine große graue Wolke hatte bisher die Sonne verdeckt, jetzt riß sie plötzlich, und riesige goldne Strahlenbündel schossen über den Himmel, standen da wie ein ungeheurer Heiligenschein.

„Seht, wie schön das ist!“ sagte Frau Irene und wies zur Sonne hinauf. Der Direktor schüttelte sachte den Kopf: „Die Frauen sind beneidenswert,“ sagte er. „Nichts kann so furchtbar ernst sein, daß sie nicht mit Leichtigkeit davon zu etwas Nebensächlichem übergehn können.“ Frau Irene zog die Augenbrauen empor und meinte ein wenig gereizt: „Für mich wird nichts so ernst und so furchtbar sein, daß ich nicht doch sehe, was schön ist.“

„Nun, lassen wir das,“ sagte der Direktor und zuckte die Achseln.

Am Abend fuhr der Direktor mit seiner Frau in die Stadt zurück. Er küßte Paul: „Bleibe gesund, mein Junge,“ sagte er, „werde stark, lerne brav! Du mußt klug und stark werden, denn du bist ein Deutscher, und das ist jetzt ein gefährlicher

Digitized by Google

Posten.“ Seine Stimme zitterte dabei und seine Augen wurden feucht. Das ergriff Paul, er begann zu weinen und freute sich doch, daß er es tat, denn er hatte gefürchtet, nicht weinen zu können, und wußte doch, daß es von ihm erwartet wurde.

⌘ ⌘ ⌘

Nun kamen stille Spätsommertage, in denen das Leben ereignislos dahinglitt unter dem Singsang der Feldgrillen und dem Dengeln der Sensen auf den Wiesen. Paul wunderte sich, daß nichts sich verändert hatte seit dem Kriege. Wie sonst wurden die Kühe auf die Weide getrieben, wie sonst gingen die Sommergäste mit Strohhüten und bunten Sonnenschirmen die Tannenallee entlang. Durch die geöffneten Fenster der Villa klang Frau Irenes helles Singen in den Garten hinab, oder sie saß mit Frau Major Welker in der Fliederlaube, sie aßen Kirschen aus einer Tüte miteinander und lachten so heiter, als gäbe es keinen Krieg. Ja, es schien zuweilen Paul, als sei der Krieg vergessen, doch zuweilen wurden Siege gemeldet, dann flatterten Fahnen an den Häusern und Kinder, unter der Führung von Lulu und Nandl, zogen die Dorfstraße hinunter und sangen mit hohen, heiseren Stimmen ‚die Wacht am Rhein‘ und ‚Deutschland, Deutschland über alles‘. Wenn Paul sie kommen sah, hatte er nur einen heißen Wunsch, mitgehen zu dürfen. Als es ihm jedoch gestattet wurde, und er sich dem Zuge anschloß, erklärte Lulu, Paul könne nicht marschieren, Paul könne nicht singen, er störe nur, „bleib bei deiner Kinderfrau, Würmchen,“ schloß er. Einige Kinder lachten, Paul trat aus dem Zuge, stand am Wegrande und ließ die andern weiterziehen. Er war sehr bleich geworden, weinte jedoch nicht. Als der Zug vorüber war, wandte er sich um und ging seinem Garten zu. Er richtete sich straff auf, wiegte die Arme hin und her, es sollte aussehn, als mache er sich nichts daraus, er fühlte es aber wohl: dieses war der größte Schmerz seines Lebens. Abends im Bette weinte er, er konnte nicht schlafen, fiebernd vor Zorn und Empörung starrte er mit weit offenen Augen in die Dunkelheit hinein und dachte an das Unerhörte, das er tun wollte, um Lulu und Nandl zur Bewunderung zu zwingen.

Seit jenem Tage nahm Paul sich vor, nicht an den Krieg zu denken. Lulu sollte seinen Krieg für sich behalten. Allein der Krieg ließ ihn nicht los. Abends bei der Lampe las Tante Dina die Zeitung vor, sie las langsam und mit Ausdruck. Paul, an seine Mutter gelehnt, saß auf dem Sofa, müde vom Tage; er kniff die Augenlider zusammen und beobachtete, wie dann goldne Fäden um die Flamme der Lampe zuckten, und die langen Kriegsberichte klangen in sein Ohr, unklar, eintönig: brennende Städte, Geschützdonner, Schützengräben und immer Gefallene, immer wieder Tote, in endloser Reihe zogen sie an ihm vorüber. Tante Dina las die Zahlen mit einer traurigen Feierlichkeit. Zuweilen fragte Paul: „Mutter, siegen wir?“ Und Frau Irene antwortete: „Ja, mein Kind, wir siegen.“ Und während des Zuhörens begann Paul deutlich ein Bild zu sehn, immer dasselbe: lange gelbe Schützengräben, gelb und tief wie die Kiesgrube vor dem Dorf, und Blut floß an ihren Wänden hinab, grellrotes Blut. Davor aber lagen die Toten, hell von der Sonne beschienen, so weit man sehen konnte, Tote. Paul hatte noch keinen Toten gesehn und dennoch, wie deutlich lagen sie da vor ihm, die kleinen, steifen Soldaten mit den roten Hosen, den bleichen Gesichtern und den glashellen Augen, die nicht sahen, Augen, wie sie Paul an dem Hasen in der Küche gesehn hatte, den der Vater von der Jagd heimbrachte. Dieses Bild stand beständig vor ihm und verfolgte ihn bis in seine Träume. Am Tage unten im Garten zog er sich kleine Schützengräben in den Kies, besetzte sie mit den Blüten des Löwenmaul, saß auf der Bank und warf mit kleinen Steinkugeln danach. Stunden konnte er damit hinbringen, und waren recht viel Löwenmaulblüten getroffen, dann lachte er triumphierend, und etwas wie eine grausame Lust fuhr ihm in die Glieder.

An einem Vormittage hatte Paul seine Schützengräben ganz nah der Fliederlaube gezogen. Seit dem Traum jener Nacht versuchte er es, möglichst viel um seine Mutter zu sein, es war ihm, als dürfte er sie nicht verlassen, und jetzt saß sie in der Fliederlaube und las. Durch die Zweige der Fliederbüsche konnte er ihr weißes Kleid sehen und den blonden Kopf, der sich

auf das Buch herabneigte. Die Sonne schien Paul warm auf den Rücken, für eine Weile hatte er seine Sorgen vergessen und fühlte sich ruhig und zufrieden. Ernst und eifrig schoß er seine Steinkugeln ab und mordete die Löwenmaulblüten hin.

Da hörte Paul den Kies unter einem leichten Schritte knirschen, gleich darauf ließ sich Frau Irenes Stimme vernehmen: „Wirden, Sie sind's! Warum kommen Sie? Ich schrieb Ihnen doch!"

„Ja, gnädige Frau," erwiderte Wirden und seine Stimme klang hell und heiter. „Sie schrieben mir und verboten mir zu kommen, weil er es nicht will. Aber jetzt, meine ich, gelten andre Gesetze."

„Nein, Wirden," sagte Frau Irene klagend, „das ist unrecht, das ist unehrlich. Er ist draußen im Felde."

„O ich gehe auch hinaus," meinte Wirden, „und da wäre es ein Unrecht gegen mich, mir zu verbieten, noch einmal hier bei Ihnen zu sein."

„Ja, Sie gehn hinaus, ich weiß." Frau Irenes Stimme klang matt und mutlos. „Ich wünsche Ihnen viel Gutes, Gott behüte Sie. Ich werde oft an Sie denken."

„Ach nein," rief Wirden, „nicht nur das zu hören, bin ich gekommen. Ich gehe hinaus — gut, ich freue mich darauf. Es wird jetzt eine Zeit kommen, in der ich zu etwas tauge. Bisher war ich so etwas wie ein Lump, ein leichtsinniger Vogel, ein Windhund, — nannte er mich nicht so? Nun ja, ich lebte ein Leben, das mir aufgedrängt worden war, in das ich hineinpaßte, wie die rechte Hand in den linken Handschuh, das kann anders werden. Aber bevor einer hinausgeht, ordnet er seine Angelegenheiten, er will mit einem leichten Herzen hinausziehen. Nun, ich habe eigentlich keine Angelegenheiten — nur eine, eine einzige. Und wenn ich die nicht erledige, dann — würde ich keine Ruhe drüben haben, auch nicht im Grabe. Und diese Angelegenheit ist, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, Sie liebe, Sie liebe — so, das tut gut." Er seufzte tief auf.

„Mußte das sein?" sagte Frau Irene leise.

„Das mußte sein!" erwiderte Wirden. „Sie wußten es vielleicht, natürlich wußten Sie es, aber es mußte sonnenklar vor Sie hingestellt werden, sonst verflüchtet es sich, zergeht in Nebel. Sie denken vielleicht zuweilen: der gute Wirden, er mag mich wohl geliebt haben. Nein, der gute Wirden liebt Sie wie ein Unsinniger, diese Liebe ist das einzig Gute in ihm, das einzige, was er an sich achtet, das einzige in ihm, wovor er den Hut abnimmt. So steht es."

„Ach, Wirden, Sie quälen mich," klagte Frau Irene.

„Ich quäle Sie nicht!" rief Wirden. „Er quält Sie! Er darf Sie quälen, denn Sie sind ja sein Eigentum, sein Besitz, sein Guthaben."

„Und meine Ruhe," wandte Irene ein, „mußten Sie die stören?"

„Ja, die mußte ich stören," sagte Wirden triumphierend, „denn wir leben nicht um der Ruhe willen. Wir haben kein Recht auf Ruhe. Wir haben ein Recht auf Lieben und Leiden, aber, mein Gott, diese sogenannte Ruhe ..."

Es wurde einige Augenblicke ganz still in der Laube. Draußen auf dem Rasen kauerte Paul regungslos, und auf seinem Gesichte lag ein seltsamer Ausdruck der Angst.

„Ach, mein Freund, was machen Sie aus mir?" begann Frau Irene wieder.

„Etwas Herrliches," entgegnete Wirden, „eine liebende Frau."

„Wie stolz war ich auf meine Unnahbarkeit," versetzte Frau Irene und ihre Stimme klang müde und weich, „wie stolz war ich — und jetzt: wie all die anderen, nichts wie eine verliebte Katze."

Wirden lachte leise. „Ich weiß," sagte er und in seine Stimme kam das atemlose Schwingen, das ein zu schnell schlagendes Herz in eine Stimme legt. „Ich weiß, ihr heiligen Frauen baut kleine, verlogene Festungen, die sind dann die Unnahbarkeit, das Gleichgewicht, sagt man nicht so? Alles muß stimmen. Abrechnungen stimmen zuweilen, aber das Leben stimmt nicht; wo es aufhört zu stimmen, da fängt das Leben an. Es ist gut, daß die kleinen, verlogenen Festungen fallen, dann wird das Wunder frei. Und ist es nicht ein Wunder, so viel Glück von sich ausgehen zu lassen, daß ich alter Zecher berauscht bin, wie ich es noch nie in meinem Leben war. Mein Gott! an dem Glück dieser Augenblicke werde ich da draußen lange zehren, werde mich an

Digitized by Google

ihnen wärmen, es wird meine Liebesgabe sein."

„Und ich?" sagte Frau Irene.

Wirden entgegnete etwas, aber so leise, daß Paul es nicht verstand.

Er wollte auch nichts weiter hören. Sachte erhob er sich und schlich dem Hause zu. Er steckte den Finger in den Mund. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck des Erstaunens und hilfloser Verwirrung. Was geschah dort? Was war das? Er begriff nicht; noch nie hatte er seine Mutter mit dieser Stimme sprechen gehört und sie, die ihm das Bekannteste und Vertrauteste im Leben war, sie schien ihm plötzlich seltsam fremd und er fühlte sich einsam. Er ging in das Haus und in die Küche. Dort mitten im gelben Sonnenschein saß die alte Marie auf einer Bank und strickte an einem Soldatenstrumpf.

„Ich will bei dir bleiben," sagte Paul und setzte sich zu ihr.

„Was ist mit dir, Kind?" fragte Marie und schaute ihn über die Brillengläser hinweg an.

„Oh, nichts," meinte Paul.

Schweigend betrachtete er eine Weile das alte braune Gesicht; hier war alles bekannt, alles verständlich und es tat ihm wohl.

„Marie," begann er endlich, „warst du in deinem Leben auch einmal eine verliebte Katze?"

Die Alte ließ den Strickstrumpf in den Schoß sinken und rief: „Allmächtiger Gott, was das Kind fragt, was ist mit dir?"

„Oh, nichts," erwiderte Paul und schaute wieder schweigend auf das Gesicht seiner alten Wärterin.

⌘ ⌘ ⌘

Nach dem Abendessen breitete Tante Dina die Zeitung auf dem Tische aus, bereit, sie vorzulesen. Frau Irene war noch damit beschäftigt, Zahlen in ihr Hausbuch einzutragen, während Paul müßig auf dem Sofa saß und Tante Dinas Schatten auf der Wand betrachtete. Dieser war merkwürdig spitz und eckig, und schaute Paul ihn längere Zeit an, dann erhielt er ein wunderlich selbständiges Leben. —

Endlich warf Frau Irene die Feder fort, erhob sich und sann vor sich hin: es stimmt nicht, es stimmt nicht. —

Sie ging an das Fenster: „Wie groß die Sterne heute sind," sagte sie, „der Mond ist auch da, ich muß hinaus, die dummen Zahlen haben mir den Kopf schwer gemacht. Komm, Paul."

So war's jetzt jeden Abend, es litt sie nicht in dem Zimmer, sie mußte unter den Sternen sein, sie mußte in der Mondnacht umherstreifen.

Sie gingen die Dorfstraße hinauf. Der Mond versilberte die Fenster der Häuser, die Dachecken warfen schwarze Schattenstücke auf den hellbeschienenen Kies. Es war so still, daß aus den Ställen das Klirren der Ketten, das Aufschlagen von Pferdehufen deutlich vernehmbar war. In der taufeuchten Tannenallee war es dunkler und kühler. Hier gingen Liebespaare langsam auf und ab. Frau Irene schaute nachdenklich und schweigend zum Monde auf, zuweilen sang sie leise vor sich hin, und dann plötzlich ergriff sie das Bedürfnis zu sprechen, schöne Worte feirlich in das Schweigen der Nacht hineinzurufen: „Ist es nicht schön, Junge, fühlst du das?"

„Ja," sagte Paul gehorsam.

„Ist es nicht schön," fuhr Frau Irene fort, „wir gehen hier wie Könige durch einen wunderschönen Saal, über uns hängt alles voller Gold, hier unten duftet es ganz süß, die Luft ist wie ein herrliches Getränk und alles ist so wunderbar und geheimnisvoll. Wir aber gehören dazu, wir sind auch wunderbar und geheimnisvoll. Was wissen wir von uns, wir leben, weil wir leben müssen, und wenn auch alles furchtbar und traurig um uns ist, plötzlich kommt ein Gefühl des Glückes über uns, wir fühlen es, weil wir nicht anders können. Fühlst du das auch, Junge?"

„Ja, Mama," sagte Paul wieder, und wirklich, er fühlte es, fühlte es im Herzen, es benahm ihm ein wenig den Atem und schnürte ihm die Kehle zusammen. Gleich darauf jedoch dachte er daran, daß die Mutter wieder die fremde Damenstimme hatte wie damals in der Laube, und es ergriff ihn jenes Gefühl der Fremdheit, das ihn seit jenem Morgen seiner Mutter gegenüber zuweilen befangen machte, und dann kamen gleich wieder die sorgenvollen Gedanken an Lulu und Nandl und deren Verachtung. Wenn sie hereinkamen, ging Paul, müde vom Gange, gleich zu Bett

Digitized by Google

Schachspieler. Gemälde von Heinrich Seufferheld

Digitized by Google

und die geschmückte Ruhe der Sommernacht breitete sich sänftigend über seine Träume. —

Am Tage hatte Paul jetzt eine neue Beschäftigung, er übte sich darin, Mut zu haben. Häufig verließ er den Garten, um allein die Landstraße entlang zu gehen. Er wußte wohl, es konnten ihm Wanderburschen begegnen, jene unheimlichen Gestalten, die ihn bis in seine Träume hinein verfolgten, es galt aber Mut zu zeigen; oft bog er auf die Wiesen ab, ging zwischen den Kühen umher, blieb stehen und begegnete fest dem gleichgültigen Blick der großen, ruhigen Kuhaugen.

Einmal wagte er es, seine Hand auf die Flanke eines der Tiere zu legen. Das Herz klopfte ihm dabei, allein er verstand jetzt, das war das Wesen des Mutes: man fürchtet sich und tut so, als ob man sich nicht fürchte. Von Kindheit an hatte ihn Angst erfaßt, wenn er in ein dunkles Zimmer kam, denn es schien ihm, als stünden stille, graue Männer in den finsteren Ecken. Dennoch hätte er um keinen Preis gewollt, daß jemand um diese Angst wüßte. Und so meinte er, erging es allen, auch den Erwachsenen, sie kannten alle die stillen, grauen Männer und taten doch so, als gäbe es keine. Hätte eine böse Kuh Nandl etwas zuleide tun wollen, er hätte sich ihr entgegengestürzt trotz seiner Furcht — ja, er wünschte, daß sich so etwas ereignen möge. —

Zu Hause im Garten spielte er dann Mut haben. Eines Vormittags beschloß Paul, allein in den Wald zu gehen. Gewiß konnte er Schlangen begegnen, das sollte ihn jedoch nicht abhalten.

Vom Wege bog er geradeaus in den Wald ab, ging mitten in das Dickicht hinein, und während er so ging, fand er, daß es hier nichts zum Fürchten gab.

Sonnenflecke sprenkelten den Waldboden, Pilze machten sich auf dem Moose breit, groß und gelb, wie Eierspeisen, oder Scharen kleiner Hutpilze auf schlanken Stielen, zerbrechlich wie graues Glas.

Ein Eichelhäher flog nah an Paul vorüber, so daß er die blauen Federn an den Schwingen sehen konnte. Der frische, säuerliche Duft der großen Farren stieg ihm angenehm in die Nase. So schlenderte er gemächlich hier unter den großen Tannen. Plötzlich vernahm er in seiner Nähe hinter einem Tannendickicht einen Ton, den er sich nicht recht zu deuten wußte.

Er klang wie der schrille Hilferuf eines kleinen Tieres, bald wie das Fauchen einer Katze. Paul dachte daran, umzukehren, allein es trieb ihn doch vorwärts. Er kroch durch das Tannendickicht und vor ihm lag eine kleine Lichtung, weiß von den sachte zitternden Flocken des Wollgrases, hell beschienen von der Mittagssonne.

Und mitten in all dem Weiß und all dem Licht stand Lulu in seinem blauen Leinwandkittel, ohne Hut, die Füße nackt, und hielt mit der einen Hand Nandls Arme, während er mit der anderen seine Peitsche schwang und sie erbarmungslos auf ihren Rücken und ihre Schultern niedersausen ließ.

Sein Gesicht war zornrot und er wiederholte mit heiserer Stimme: „Wirst du das noch einmal sagen?“ Nandl krümmte sich unter den Schlägen, stieß schrille Schreie aus, fauchte, stieß mit ihren dünnen Beinen gegen Lulu an, versuchte ihn mit ihren Nägeln zu kratzen. Er jedoch schlug unerbittlich auf sie ein.

Paul staunte dieses Bild einige Augenblicke wie erstarrt an, dann schoß das Blut ihm heiß zu Kopf und er fühlte, wie sich in ihm alles schmerzhaft straffte und spannte. In wenig Sätzen war er bei den beiden, stand da, atemlos, und brachte mühsam die Worte hervor: „Ich will nicht, daß du sie schlägst.“

Lulu ließ Nandl los, schaute auf und verzog den Mund.

„Das Würmchen hier,“ sagte er, „was willst denn du? Nimm dich in acht, daß du nicht auch eins kriegst!“

„Ich fürchte mich nicht,“ erwiderte Paul, und krampfhaft ballte er seine Hände zu Fäusten. „Komm nur.“

Lulu lachte. „Du verkriechst dich doch ins nächste Mauseloch“ meinte er wegwerfend.

Nandl stand da, das Haar zerrauft, das Gesicht rot und tränenfeucht, ihre Augen erschienen jetzt schwarz und waren seltsam blank. Die Lippen hielt sie halb geöffnet und sie atmete stark.

Im Ringen war ihr das Mieder aufgegangen. Lulus harte Hand hatte ihr das Hemd zerrissen, so daß es ihr über die Schulter herabglitt.

Digitized by Google

„Komm," sagte Paul, und wollte Nandls Hand fassen, denn eine grenzenlose Bewunderung ergriff wie ein körperlicher Schmerz sein Kinderherz.

„Komm, ich will nicht, daß er dich schlägt."

Nandl jedoch entzog ihm ihre Hand, schob die Unterlippe vor und sagte mürrisch: „Was willst denn du, ist das deine Sache?"

Lulu aber lachte spöttisch. „Toll ist das Würmchen heute, hat Baldrian gefressen; gehn wir, du siehst ja, es wird gleich anfangen zu heulen, das kleine Kind." Damit wandte er sich ab und ging dem Walde zu; er warf den Kopf in den Nacken und ging ein wenig breitbeinig.

Nandl, ohne Paul anzuschaun, bückte sich, hob vom Boden einen Kranz von Tannen und Vogelbeeren auf, der ihr während des Kampfes vom Kopf gefallen sein mochte, setzte ihn sich auf das wirre Haar und ging hinter Lulu her. —

Sie senkte den Kopf. Das zerrissene Hemd hing ihr noch von der Schulter herab und die Sonne beschien hell ihre braune Kindernacktheit.

Paul starrte den Davongehenden nach, bis sie hinter den Tannen verschwanden, dann warf er sich auf den Boden, mitten hinein in die Flocken des Wollgrases und begann zu weinen, zu weinen, daß es seinen ganzen Körper schüttelte, und es war ihm, als müßte etwas in ihm springen.

Seit jenem Tage vermied es Paul, sich Lulu und Nandl am Gartenzaun zu zeigen.

Er versteckte sich hinter einem Strauche, er wollte nicht gesehn werden, aber sehen wollte er. Zu beobachten, wie Nandls kleine braune Füße vorsichtig über den Kies hingingen, verursachte in ihm ein Empfinden, das ihm fremd war, ein starkes Wohlgefallen, in dem dennoch etwas wie Schmerz lag. Jetzt entschlüpfte er öfters um die Mittagszeit dem Garten, lief die Dorfstraße hinauf bis zu dem Stall des Kirchbauern und spähte durch die Stalltüre. Dort sah er dann Nandl, sie stand in dem Stroh neben dem dampfenden Milchkübel, ein dunkles Figürchen in all dem Gelb, sie lachte, daß es im Stall widerhallte und spielte mit einem braunen Kalbe.

Dieses Bild nahm Paul mit sich nach Hause und es beschäftigte ihn den ganzen Tag über.

„Woran denkst du, Kind?" fragte ihn seine Mutter.

„An nichts," erwiderte Paul.

„Ich glaube," bemerkte Frau Irene zu Tante Dina, „das Land macht das Kind zu verträumt!"

Verträumt, sagte sich Paul, was wußten die Erwachsenen von den Sorgen und Schmerzen, die ihn quälten.

Eines Nachmittags stand Paul wieder hinter dem Busch und wartete auf Lulu und Nandl, als er vom Hause her gerufen wurde.

Marie stand in der Haustür.

„Paul, Kind," sagte sie, „du sollst heraufkommen." Sie machte ein feierliches Gesicht, kniff die Lippen zusammen und hatte gerötete Augen.

In der Wohnstube fand Paul seine Mutter und Tante Dina auf dem Sofa sitzend, Frau Irene drückte ihr Taschentuch an das Gesicht und weinte.

„Ach mein Sohn," rief sie, als Paul eintrat und schloß ihn in ihre Arme, „dein guter, edler Vater hat uns verlassen, er ist gefallen, du armes Kind, du bist jetzt eine Waise."

Vor heftigem Weinen konnte sie nicht weiter sprechen, Tante Dina saß gerade da, sie faltete die Hände im Schoß, bewegte tonlos die Lippen und große Tränen rannen die eingefallenen Wangen herab.

Auch Marie, die an der Tür stehn geblieben war, weinte, faltete die Hände und bewegte tonlos die Lippen.

Sie weinten alle, nur Paul konnte nicht weinen. Er rieb sich mit den Händen die Augen, verzog sein Gesicht, allein er fühlte es deutlich, er würde nicht weinen können; beschämt verbarg er sein Gesicht in den Schoß seiner Mutter und lag regungslos da.

„Ich weiß," begann Frau Irene wieder mit tränenerstickter Stimme, „ich weiß, tausende haben jetzt denselben Schmerz wie ich, und dennoch, unser eigener Schmerz erscheint uns so furchtbar einzig."

„Gott wird uns trösten," sagte Tante Dina.

„Amen," sagte Marie an der Türe.

Dann wurde es ganz still im Zimmer, nur

Digitized by Google

Frau Irenens leises Schluchzen war hörbar und das Summen der Fliegen an den Fensterscheiben.

Paul wurde sehr beklommen zumute und er wünschte, er wäre draußen.

Endlich sagte Tante Dina: „Marie, ich denke, wir machen der gnädigen Frau eine Tasse Tee, das wird ihr gut tun," und so kam wieder Leben in das Zimmer.

Paul erhob sich, machte einige unschlüssige Schritte und schlüpfte dann zur Türe hinaus in den Garten. Dort blieb er vor dem großen Blumenbeete stehn und starrte die kleinen Astern an, die jetzt zu blühen begannen. Wie seltsam hatte sich alles in wenigen Augenblicken verändert.

Er war war jetzt eine Waise. ‚Wie ist das? Wie ist man, wenn man eine Waise ist? Ist man immer traurig, lacht man nicht mehr?'

All das war ihm noch fremd und unverständlich. Er ging und stellte sich am Gartenzaun auf, hier wollte er Lulu und Nandl erwarten.

Dort kamen sie schon die Dorfstraße herab.

Lulu hatte die Hände voller Kletten, die er Nandl in das Haar warf. Nandl wehrte sich und stieß kleine Schreie aus.

Vor dem Gartenzaun blieben sie stehn. Lulu verzog höhnisch seinen Mund. „Grüß' Gott, Würmchen" sagte er, „in welches Loch hast du dich denn die ganze Zeit verkrochen? Was machst du heute für ein dummes Gesicht?"

„Mein Vater ist tot," sagte Paul. Nandl warf ihm einen schnellen Blick zu und schlug dann die Augen nieder. Lulu stieß einen leisen Pfiff aus und sagte: „So, so." Mehr wußte er nicht zu sagen, wurde befangen und begann langsam weiter zu gehn. Nandl folgte ihm, Paul schaute ihnen mit einem Gefühl des Triumphes nach und es schien ihm, daß er heute einen Sieg über Lulu davongetragen hatte und daß Nandl ihn vielleicht bewunderte. —

Den Abend verbrachte die Familie auf der Veranda. Die Luft war still und mild, Wolken bedeckten den Himmel und es begann früh zu dunkeln.

Tante Dina seufzte viel, und Frau Irene sprach klagend in die Finsternis hinaus.

„Wir müssen ja unseren Weg bis zu Ende gehn, ich weiß es, aber wie sehr sehne ich mich schon, am Ziel zu sein.

„Der Weg führt jetzt durch soviel Furchtbares und Grausames. Wie schön wäre es, in eine stille Ewigkeit einzugehn, zusammen mit den Lieben.

„Das wird das Glück dieser Ewigkeit sein, daß wir einander immer verstehen werden, daß wir ineinander lesen werden wie in heiligen Büchern und daß es nicht mehr die furchtbare Qual des Zuspätverstehens geben wird."

Paul grübelte über die Worte, die er hörte, nach, über Sterben und Ewigkeit.

Die Ewigkeit sah aus wie das kleine Bild in Tante Dinas Gebetbuch, auf Goldgrund eine Flucht kleiner weißer Engel. Seine Mutter konnte er sich als Engel denken, sich selbst auch, allein den Vater, das war schwer.

Diese Gedanken machten müde und ein wenig schwindlig, wie wir schwindlig werden, wenn wir lange in den Sternhimmel hineinsehn. Er wollte lieber an Nandl denken und ob die ihn jetzt mehr achtete, weil er eine Waise war. Endlich erhob sich Frau Irene: „Ich muß noch die Tagesrechnung abschließen," sagte sie.

„Ach laß das heute," schlug Tante Dina vor. Frau Irene bestand jedoch darauf.

„Er wollte das immer. Er sagte: ‚Zahlen sind die Reinlichkeit des Lebens.'

Den nächsten Tag fuhren Frau Irene und Tante Dina in die Stadt. Paul blieb unter der Obhut der alten Marie.

Er war erregt und mißmutig und wußte mit sich selber nichts Rechtes anzufangen. Es freute ihn zwar durch die Dorfstraße zu gehn und sich von den Leuten ernst und mitleidig ansehen zu lassen, zu Hause im Garten jedoch langweilte er sich. Die früheren Spiele reizten ihn nicht mehr. Er erfand ein neues Spiel, das hieß Fallen. Er stand mit einem Stocke da und schoß und plötzlich fiel er um und lag regungslos da. Er war tot, er war gefallen. Wie sollte das Spiel aber weiter gehn, was geschah, wenn man gefallen war? Die Ewigkeit, gut, die Ewigkeit jedoch verstand er nicht zu spielen. So beschloß er denn, wieder seine Übungen im Zeigen von Mut aufzunehmen.

Nahe dem Garten lag ein Stück Land, das vor längerer Zeit abgeholzt worden

war, jetzt wucherte dort dichtes Erlengebüsch, durch das ein Labyrinth schmaler Pfade hindurchführte.

Bisher hatte Paul den Erlenbusch vermieden, nun beschloß er ihn bei Anbruch der Dämmerung zu besuchen. Unter den hohen Büschen dunkelte es bereits und seltsam warm war es hier, es schien, als verweilte die Hitze des Tages länger unter den dichten Zweigen, und die Erlenblätter strömten einen herben, starken Duft aus.

Wenn Paul den Kopf zurückbog, sah er den Mond zwischen den Wipfeln der Büsche hindurchschimmern und sein Schein hing zitternde Lichtflecken in das Gezweige. Dabei ging ein sachtes, kaum merkliches Sichregen, ein flüsterndes Leben durch das schon schwarz scheinende Laub. Während Paul die schmalen Pfade entlang ging, fühlte er sich einsam und dennoch nicht allein. Es war ihm, als liefen beständig unsichtbare Füßchen auf leisen Sohlen neben ihm her. Er beschleunigte seine Schritte, er wollte bald wieder heraus sein aus dieser Welt des Raunens und Flüsterns.

Plötzlich hörte er einen Ton, einen leisen Knall.

Er blieb stehn, sollte er umkehren? Aber er hatte sich schon daran gewöhnt, seiner Furcht nicht zu gehorchen. Er ging tapfer weiter.

Als er schroff um eine Ecke bog, stand eine kleine Gestalt vor ihm, Mondflitter im schwarzen Haar. „Nandl," sagte Paul, „du bist es."

„Ach du bist es," sagte das Mädchen ruhig.

Nandl hatte Erlenblätter gepflückt, drückte sie auf ihre Lippen und ließ sie knallen.

„Was tust du hier?" fragte Paul.

„Ich gehe spazieren," erwiderte Nandl, „und du?"

„Ich auch," erwiderte Paul, und es machte ihn stolz, zu tun, als sei es auch für ihn etwas Selbstverständliches, hier in der Dämmerung spazieren zu gehn.

Nandl erwiderte nichts und ließ ein Blatt auf ihren Lippen knallen.

„Dann können wir zusammen gehn," schlug Paul vor.

„Das können wir," meinte Nandl. So gingen sie nebeneinander her, eng beieinander, zwischen den dunklen Wänden der Büsche.

Zuweilen schaute Nandl zum Monde auf, blinzelte mit den Augenlidern und bemerkte: „Er ist hell, heute."

„Ja," sagte Paul und schaute ernst in das runde, mondbeglänzte Kindergesicht.

„Wo ist Lulu?" fragte er dann.

„Lulu ist mit seiner Mutter in die Stadt gefahren," antwortete Nandl.

Paul sann eine Weile vor sich hin.

„Warum schlägt er dich?" begann er wieder.

Nandl zuckte mit den Schultern. „Buben schlagen immer; ich kratze."

„Ich könnte dich nicht schlagen," versicherte Paul, „ein Mädel zu schlagen, das ist feige."

Nandl antwortete nicht gleich, endlich sagte sie: „Lulu sagt, du trinkst Kaffee im Bett, du schläfst am Abend mit einem Stück Kuchen im Munde ein und du fürchtest dich vor allem."

„Lulu lügt," erwiderte Paul.

„Lügen tut er schon," bestätigte Nandl ruhig.

Jetzt wurde Paul beredt, sein Herz brannte ihm vor Entrüstung.

„Ich fürchte mich nicht. Ihr werdet sehn, was ich noch tun werde. Ich gehe dort über den Berg, dort drüben sind auch die Feinde, ich gehe, bis ich zu ihnen komme; bis ich zu den Soldaten komme, die schießen und sterben; bis ich dorthin komme, wo mein Vater gestorben ist."

„Das ist zu weit," warf Nandl ein.

„Das ist mir gleich," fuhr Paul eifrig fort. Alles schien ihm jetzt möglich, alles schien ihm erreichbar.

„Wenn ich unterwegs Soldaten begegne und ihnen sage: ‚Mein Vater war tapfer und ist gefallen,' dann nehmen sie mich mit. Und vielleicht," fügte Paul triumphierend hinzu, „vielleicht falle auch ich."

Nandl schaute ihn einen Augenblick an mit ihren dunklen Augen, in denen der Mondschein kleine Goldfunken erweckte, sie sagte jedoch nichts.

Der Weg wurde jetzt eng und dunkel und in einem der Büsche begann es zu rauschen und zu flattern.

Ein Vogel mochte dort zur Nachtruhe eingefallen sein und, von den nahenden Schritten aufgestört, ausfliegen wollen.

Digitized by Google

Ängstlich drängten sich die Kinder aneinander.

„Was ist das?" fragte Nandl.

„Nichts," erwiderte Paul und hoffte, der Augenblick sei gekommen, in dem er Nandl schützen könnte.

Nandl jedoch war gleich wieder beruhigt.

„Ein Vogel ist es," bemerkte sie vernünftig. Paul aber erfaßte den heißen Kinderarm, der sich fest an ihn gedrückt hatte und küßte ihn.

„Dumm," meinte Nandl, nicht unfreundlich. Dann gingen sie weiter. Nandl legte ihren Arm auf Pauls Schulter, wie sie es bei den großen Mädchen gesehn hatte, die abends mit ihrem Schatz die Tannenallee entlang gingen.

„Sag', Nandl," begann Paul wieder, und er war so erregt, daß er hätte weinen können, „sag', wirst du weinen, wenn ich falle?"

„Wenn eins stirbt," erwiderte Nandl, „dann weint man schon."

Nun waren sie bis ans Ende des Busches gekommen. Weit und mondbeschienen lag das Land vor ihnen und die große Helligkeit schüchterte die Kinder ein, die aus der Dämmerung des Busches kamen. Sie ließen sich los und gingen still nebeneinander her.

An der Gartenpforte trennten sie sich.

„Gute Nacht," sagte Nandl.

„Gute Nacht," erwiderte Paul.

Marie zankte, weil Paul solange ausgeblieben war. Er aber fühlte ein Glück, wie er es noch nie empfunden zu haben glaubte. Noch im Bett dachte er an Nandl und lächelte, und zum erstenmal schlief der sorgenvolle Knabe lächelnd ein.

⌘ ⌘ ⌘

Frau Irene und Tante Dina kamen aus der Stadt zurück. Sie trugen schwarze Kleider und lange schwarze Schleier an ihren Hüten. Auf den Tischen des Wohnzimmers wurden schwarze Stoffe zugeschnitten. Auf einen kleinen Tisch hatte Frau Irene den Hut des Direktors gelegt, in der Ecke stand sein Spazierstock und an einem Haken darüber hing der helle Sommerüberzieher. Auf der Kommode aber stand ein großes Bild des Direktors in goldenem Rahmen, davor Vasen mit frischen Blumen.

Paul schien es, als sei der Vater mehr denn je eingezogen und beherrsche ganz den Raum. Jeden Tag saß Frau Irene vor dem Bilde ihres Mannes, sie nahm Paul zu sich und sprach ihm von seinem Vater, wie gut und edel er gewesen sei und sie ermahnte Paul zu werden wie er, so gut und edel.

Paul liebte diese Augenblicke nicht. Erstens weinte seine Mutter und er konnte nicht weinen und dann, er kannte solche andächtige Stunden, stets nahm das Gespräch in ihnen eine Wendung, die wie ein Tadel für ihn, Paul, klang und das war peinlich. Am Nachmittage machte er mit seiner Mutter lange, schweigsame Spaziergänge.

Der September brachte warmes Wetter. Das milde Gold der Herbstsonne lag friedlich über den gemähten Wiesen und dem blassen Purpur der Zeitlosen.

Aber wenn ein leichter Wind Frau Irenens lange Trauerschleier emporwehte, dann schien es Paul, als legte sich auch über die Wiesen und Wege die traurig-andächtige Stimmung, die jetzt die Villa beherrschte.

Eines Nachmittags, als sie den kleinen Weg entlang gingen, der zu dem Bahnhof führte, blieb Frau Irene plötzlich stehen, sie wurde blaß und griff nach Pauls Hand.

Er verstand, er sollte bei ihr bleiben. Aber was gab es denn? Ihnen entgegen kam mit schnellen Schritten ein junger Offizier, Paul erkannte Herrn von Wirden.

Frau Irene ging jetzt langsam weiter. Als Wirden vor ihnen stand, verbeugte er sich. Sein Gesicht war gebräunt und ernst.

„Oh, Herr von Wirden," sagte Frau Irene und reichte ihm die Hand, „sind Sie wieder hier?"

„Eines Auftrags wegen," berichtete Wirden, „bin ich für einige Tage von der Front zurückgeschickt worden. Da ich hier einen Besuch zu machen hatte, kam ich hierher, und habe nun auch das Glück, Sie, gnädige Frau, begrüßen zu dürfen."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen," meinte Frau Irene kühl und höflich.

Wirden ging jetzt langsam neben ihr her. Er schaute zu Boden und schien befangen.

„Sie haben eine harte Zeit gehabt," begann Frau Irene wieder.

Digitized by Google

„Ja, ja," erwiderte Wirden. „Es ging zuweilen scharf her, aber schön war es auch. Man merkt da erst, was alles an Lebensmöglichkeit in einem steckt. Es ist unglaublich, was wir im Frieden, so in unseren Bureaus, für Lebensknauser sind."

„Unser braves Heer," bemerkte Frau Irene.

„Ja, prachtvolle Kerle," stimmte Wirden zu; „und zu sehn, wie sie alle ihr Äußerstes daran setzen, Donnerwetter, das ist schön."

Nun schwiegen sie einige Augenblicke. Frau Irene schaute ruhig vor sich hin, als ginge sie mit einem gleichgültigen Besuche spazieren, der nicht leicht zu unterhalten war.

Nur Paul fühlte, wie die Hand seiner Mutter in der seinen kalt wurde und sachte zitterte.

„Und Sie, gnädige Frau," begann Wirden endlich, „darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?"

„Oh, ich," erwiderte Frau Irene, „ich bin froh, daß ich noch hier in der Stille und Einsamkeit dem Gedenken an meinen lieben Gatten leben kann."

„Oh, gewiß, gewiß," meinte Wirden, „aber das Leben wird doch wieder kommen und seine Rechte fordern."

„Wird es das?" versetzte Frau Irene, und eine leichte Gereiztheit klang aus ihren Worten. „Ich weiß nicht, ob ich ihm dieses Recht geben werde. Wenn so das Leben eines geliebten Dahingeschiedenen abgeschlossen vor uns liegt, dann fangen wir an es ganz zu begreifen, dann leben wir es noch einmal nach, um es immer tiefer zu verstehn. Ich glaube, das kann ein Leben ausfüllen. Und es ist ein Trost und" — sie suchte, nach einem Wort, „und — eine Buße —" fügte sie leise hinzu.

Es klang fast böse als Wirden sagte: „Ja, die Dahingeschiedenen sind stark, sie haben immer recht."

„Sie sind stark und haben recht," wiederholte Frau Irene und ein wenig Rot stieg in ihre bleichen Wangen. „Wenn wir jetzt erst einen geliebten Dahingegangenen ganz begreifen, dann wollen wir auch ganz nach seinem Gesetze leben und ich glaube, er ist noch um uns, er fühlt es, daß wir ihn jetzt verstehn, daß wir für ihn leben und er verzeiht uns, daß wir früher so töricht waren, es nicht zu können."

Während Frau Irene sprach, schaute Wirden sie aufmerksam an und es war etwas wie Erstaunen, das in seinen Augen lag, und als er zu sprechen begann, stieß er die Worte scharf und ungeduldig hervor.

„Oh, gewiß, Ehre unseren edlen Toten. Jetzt liegen da draußen tausende edler, braver Männer, wir wollen ihrer gedenken und sie ehren, aber soll das Leben jetzt unter dem Gesetz der Toten stehn? Da wir leben müssen, wollen wir auch dem Gesetz des Lebens gehorchen."

„Ach, diese törichten, unreinen Gesetze," unterbrach ihn Frau Irene, „o nein, von denen habe ich genug."

Wirden zuckte, kaum merklich, mit den Schultern und als er zu sprechen fortfuhr, klang seine Stimme wieder leise und mutlos.

„Ja, dann haben wir unrecht, wir, die wir nicht gefallen sind, zu leben. Unsre gute Zeit kommt, so scheint es, erst wenn wir tot sind, dann werden wir stark, dann haben wir recht."

Irene schien die Bitterkeit dieser Worte zu überhören. Sie blieb stehen und sagte: „Nein, Herr von Wirden, ich wünsche Ihnen viel Gutes, ein schönes, glückliches Leben. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mich aufzusuchen."

Wirden beugte sich über die Hand, die sie ihm reichte und küßte sie. „Ich glaube," murmelte er, „es war sehr töricht."

Paul schaute Wirden an, er erschien ihm sehr bleich und Paul dachte wieder, wenn erwachsene Herren weinen könnten, würde er jetzt weinen. —

Wirden war gegangen. Frau Irene bog nicht zu ihrer Villa ein, sondern ging noch einen Pfad zwischen den Wiesen hin, sie liebte es zu sehn, wie die Dämmerung das Tal in seine Schatten und Nebel einspann.

An dem noch hellen Himmel leuchtete bereits ein Stern auf.

„Sieh den Stern," sagte Frau Irene, „wie er heruntergrüßt. Wenn ich solch einen Stern sehe, ist es mir, als schaute Vater auf uns nieder, als sei er uns nah."

„Ist Vater noch da," fragte Paul leise, „sind wir noch da, wenn wir tot sind?"

Digitized by Google

„Ich glaube es, mein Kind," erwiderte Frau Irene, „ich glaube, unsere Lieben verlassen uns, die wir noch auf Erden sein müssen, nicht ganz. — Sieh doch, den schönen Enzian dort, geh, hol' ihn, wir wollen ihn vor Vaters Bild stellen."

Paul machte einige Schritte, der Gedanke an diesen Vater, der noch bei ihnen sein sollte, ließ ihn zaudern, sich auf die nebelweiße Wiese hinauszuwagen, dann ging er aber doch und holte den Enzian.

Heiß lag die Mittagssonne auf der Dorfstraße, als Paul sie eilig hinablief.

Aus den geöffneten Fenstern strömte der Geruch der Mittagsmahlzeiten, scholl das Klappern von Tellern oder das laute Beten der Tischgenossen.

In den Ställen brüllten die Kühe, an den Gartenzäunen machten die Hühner Löcher im Sande, um sich darin zu kühlen.

Sattes Behagen brütete um diese Stunde über dem Dorf.

Paul hatte beschlossen, Nandl zu sehen. Seit dem Gang im Erlenbusch glaubte er ein Recht auf sie zu haben, und um diese Zeit war er vor Lulu sicher. Am Stall des Kirchbauern schaute er durch die Tür.

Niemand schien darin zu sein, nur die Kühe standen vor ihren Krippen und kauten laut am Grünfutter.

Paul wagte sich in den Stall, einige Hühner stießen Alarmrufe aus, die eine oder die andere Kuh blickte mißbilligend auf. Paul sah sich um und wirklich, dort in der Ecke auf einem Strohbündel lag Nandl und schlief. Sie lag auf dem Rücken, das Gesicht heiß vom Schlaf, das wirre Haar von Strohhalmen wie von Goldfäden durchzogen.

Die Hände hielt sie über der Brust gefaltet, die nackten Füße kreuzte sie.

Paul stand vor ihr, neigte den Kopf auf die rechte Schulter und schaute sie bedächtig an. Er bückte sich und kitzelte mit dem Zeigefinger eine von Nandls Fußsohlen.

Der Fuß wurde zurückgezogen und über das Gesicht des schlafenden Mädchens ging ein ärgerlicher Zug.

Nandl wurde unruhig, schlug die Augen auf, sah Paul schlaftrunken an. Dann richtete sie sich ein wenig auf und sagte, nicht eben freundlich: „Du bist es?"

Paul rieb sich die Hände und lächelte liebenswürdig. „Ja, Nandl, ich. Ich bin gekommen —"

„Warum?" fragte Nandl.

„Ich bin gekommen," fuhr Paul fort, „wir könnten vielleicht zusammen in den Erlenbusch gehen?"

Nandl antwortete nicht gleich und schaute über Paul hinweg in den Sonnenstrahl, der durch das kleine Fenster fiel, dann zog sie die Augenbrauen hoch und meinte: „Nein, mit dir geh' ich nicht, Lulu sagt, du lügst, Lulu sagt, du wirst nicht dort hingehn, wo sie kämpfen, er sagt, es ist zu weit und du bist zu feige!"

Paul wurde blaß und sein kindliches Gesicht nahm einen ältlichen, vergrämten Ausdruck an.

„Ihr werdet sehen, ob ich's nicht tue," sagte er bekümmert, wendete sich um und verließ den Stall.

Langsam mit gesenktem Kopfe ging er die Dorfstraße entlang und in ihm klang es immer wieder: ‚Jetzt muß ich es tun, jetzt werde ich es tun, es ist furchtbar, aber ich werde es tun.' Er fühlte, wie der seltsame Entschluß sich in sein Knabengehirn festkrallte, unentrinnbar. Es war ihm, als zöge da ein fremder Wille in ihn ein, dem er gehorchen müsse. Wie das werden sollte, wußte er nicht, aber er würde es tun, und zum erstenmal empfand er, daß sein Schicksal in seine eigene Hand gelegt war.

* * *

Zu Hause war Paul still und nachdenklich. Er hielt sich jetzt gern im Wohnzimmer auf, bei den Erwachsenen, bei den Möbeln, die ihm wieder befreundet waren in diesem Leben, das jetzt ein wenig still und ernst geworden. Er saß am Tisch und zeichnete Soldaten auf ein Papier, hörte zu, was die Mutter und die Tante sprachen, und es war, als fürchtete er sich, allein zu sein mit seinem Entschluß.

Zuweilen legte er den Bleistift fort, lehnte sich in den Stuhl zurück, seine Augen wurden dann groß und hell, als starrten sie auf etwas hin, das ihn erschreckte.

„Dem Knaben geht der Tod des Vaters doch sehr nah," sagte Tante Dina zu Frau Irene. Oft blickte Paul lange das Bild seines Vaters an und dachte: ‚Wenn ich sterbe, wird mein Bild dann auch dort auf der Kommode stehen, wird mein Hut neben dem Hut des Vaters auf dem Tische

Digitized by Google

liegen und mein Überzieher an der Wand neben dem des Vaters hängen?'

Dieser Gedanke tat ihm wohl, gab ihm ein angenehmes Gefühl des Geehrtseins. Abends mußte Marie an seinem Bette sitzen, und wenn sie dann ging und das Licht mit sich nahm, kamen in der Finsternis die Gedanken an den dunklen Weg, den er zu gehen hatte, und in seinen Träumen irrte er beständig auf langen, fremden Straßen hin.

Und dann kam der Tag, an dem er es tat. Frau Irene und Tante Dina waren in die Stadt gefahren, Marie hatte große Wäsche.

Am Morgen waren Nandl und Lulu am Garten vorübergegangen und Lulu hatte hineingerufen: „Held Würmchen, bist du schon eingerückt?" wozu Nandl hell lachte.

Am Nachmittage nahm Paul die Vespersemmeln, die Marie ihm zurechtzulegen pflegte und ging. Sein Weg lag klar vor ihm. Um niemandem zu begegnen, mußte er durch den Erlenbusch, durch den Wald, dann trennte ihn noch ein Stück Wiese vom Berge. Er war ruhig und entschlossen. Es war, als steckten zwei Wesen in ihm, das eine, das handelte, das andere, das angstvoll und neugierig zuschaute.

Ein wenig nach vorn gebeugt, den großen blonden Kopf gesenkt, hastete er dahin, er lief fast, mit dem eiligen Schritt der Knaben, die auf verbotenen Wegen gehen.

Es wehte ein starker Südwest, die Erlen fuhren lebhaft durcheinander und rauschten. Auch die Tannen neigten sich hin und her und es schien Paul, als sei die Natur um ihn her erregt, wie er selbst, als wüßten alle diese, die da rauschten und flüsterten, um sein Vorhaben. Vom Waldrande ab ging er einen schmalen Pfad über eine gemähte Wiese. Der Wind trieb große weiße Wolkenballen über den Himmel und die Wolkenschatten liefen eilig und lautlos über die grüne Fläche. Wenn Paul an den Feldgrillen vorüberkam, schwiegen sie still, kaum war er jedoch vorüber, begannen sie ihr Lied wieder und es klang, als riefen sie alle: ‚Sieh, sieh, sieh.'

Ohne Gedanken, nur von seinem Vorhaben beseelt, lief Paul weiter, bis er an den Berg gelangte, dann begann er zu steigen.

Von der großen Straße bog er in den Wald ab und ging einen kleinen Waldpfad entlang. Dort war das Rauschen tiefer und ernster, die großen Bäume neigten sich, wie die Leute in der Kirche sich im Gebete neigten.

Paul eilte vorwärts, als hätte er ein Ziel. Die silbergrauen Augen schauten gerade vor sich hin, die Augenbrauen zog er ein wenig zusammen. Er sah alles, an dem er vorüberging: das Eichhörnchen, das an ihm vorüberschlüpfte, eine kleine blanke Schlange auf einem Mooshümpel, einen Specht, der eifrig an dem trockenen Schopf einer Eiche klopfte.

Nein, der Wald war nicht unfreundlich. Die Tannen breiteten ihre mächtigen Zweige wie mütterliche Arme aus, die hohen Farnwedel reichten Paul bis an die Brust und streichelten seine Hände. Zuweilen ging der Weg steil aufwärts, dann war er wieder eine Strecke eben und bequem.

Wie lange er gewandert war, wußte Paul nicht, aber plötzlich spürte er, daß er hungrig war. Er setzte sich auf einen Baumstumpf, zog seine Semmel hervor und begann zu essen. Die Semmel schmeckte gut, auch war es angenehm ein wenig die Beine von sich zu strecken, ein wohliges Behagen überkam Paul.

In den Bäumen blitzten hier und da Sonnenlichter, die wieder erloschen, wenn die Wolken über die Sonne hinzogen. Eine Hummel flog langsam vor Paul hin und her und suchte die Blüten ab, die hier standen. Sie summte dabei gemütlich vor sich hin und Paul mußte lächeln, denn er dachte an die alte Marie, wie sie Sonntags am Fenster saß, ihr Gesangbuch in der Hand, und leise vor sich hin sang. Ja zu Hause, da suchten sie ihn noch nicht, niemand wußte noch, daß er einsam auf fremden Wegen ging. Aber hier durften sie ihn nicht finden, er mußte weiter, und so brach er wieder auf. Als er aus der Ferne Männerstimmen hörte, ging er vom Wege ab, mitten in das Dickicht hinein, er kletterte steile Abhänge hinan, drängte sich durch dichtes Unterholz, eifrig, ohne klaren Gedanken, wie von einer unwiderstehlichen Macht vorwärtsgetrieben. Allein der Wald erschien ihm jetzt nicht mehr so befreundet. Keine

Digitized by Google

Morgensonne

Gemälde von Prof. Max Thedy

Digitized by Google

Digitized by Google

Sonnenlichter huschten mehr über das Moos, alles schien düster und rauher, überall wurden ihm Hindernisse in den Weg gelegt. Die Tannen zerkratzten ihm wie mit kleinen bösen Nägeln das Gesicht und hier unter den Bäumen begann es schon zu dunkeln. Plötzlich hörte er, wie es rings um ihn her zu flüstern begann, ein gleichmäßiges Flüstern: es war der Regen.

Paul wurde ängstlich. Er begann planlos in dem Dickicht umherzuirren. Kalte Tropfen benetzten sein Gesicht und aus der Ferne scholl eine große furchtbare Stimme herüber. Paul kannte sie wohl: es war der Donner. Jetzt verlor er den Kopf, er weinte und lief unaufhaltsam vorwärts. ‚Warum kamen sie nicht,‘ dachte er, ‚warum suchten sie ihn nicht, warum fanden sie ihn nicht?‘ Die Dunkelheit nahm zu, Regen strömte jetzt nieder und es schien Paul, als sei der ganze Wald jetzt feindlich. Wurzeln legten sich ihm in den Weg und wenn er fiel, schlugen die nassen Farnwedel schadenfroh über ihm zusammen, die feuchten Zweige griffen ihm wie mit großen kalten Händen in das Gesicht und taten ihm weh. Immer lauter grollte der Donner, das Furchtbarste aber waren die Blitze, deren blaues Licht den Wald so seltsam veränderte. Als nun vollends ein starker Sturm sich erhob und zu heulen und zu ächzen begann, da war die Kraft des Knaben dahin, er verkroch sich unter die Zweige einer Tanne, umschlang seine Knie mit seinen Armen und weinte.

Aber auch das Weinen hat sein Maß. Als Paul nicht mehr weinen konnte, hockte er da, in sich zusammengebogen, zitternd vor Kälte in seinen nassen Kleidern und starrte in die Dunkelheit hinein, wartete auf die Donnerschläge, horchte hinaus auf die furchtbaren, lauten Stimmen über ihm und um ihn. Ein Zweig klagte wie ein kleines Kind. Zuweilen ging ein Pfeifen durch die Luft, ein schrilles, ungezogenes Pfeifen, als säßen hundert Lulus in den Baumkronen, und in das Heulen des Sturmes mischte es sich wie ein gelles, höhnisches Lachen. Dann kamen die Blitze; in der grellen, zitternden Helligkeit, die den Augen weh tat, sah Paul den Wald in furchtbarer Bewegung, die Bäume schienen durcheinander zu laufen, schmerzvoll sich windend und klagend, große schwarze Arme emporstreckend. Allenthalben standen dunkle vermummte Gestalten, und auch sie waren da, die stillen, grauen Männer, die zu Hause in den dunklen Ecken zu stehen pflegten, hier standen sie an den Baumstämmen herum, die Gesichter von Paul abgewandt, grau und regungslos. Paul wunderte sich nicht darüber, alles Furchtbare mußte hier versammelt sein. In all dem Getöse aber erklang ein Ton, ein eiliges Klopfen, das war Pauls Herz, das zum Zerspringen schlug. Plötzlich erdröhnte ein Donnerschlag, so gewaltig und krachend, daß Paul wie gelähmt da kauerte, und nicht weit von sich sah er eine große entlaubte Eiche in blauem Lichte stehn und zittern.

Jetzt war das Übermaß an Angst in Paul erreicht, eine unendliche Müdigkeit ergriff ihn, der Kopf und die Glieder schmerzten ihm, er öffnete die Lippen, um die kühlenden Regentropfen aufzufangen, schlafen wollte er, nur schlafen; er streckte sich auf das nasse Moos aus. Da war er bei den Schützengräben, ganz gelb lagen sie vor ihm, und da war auch Blut, lange Streifen prachtvoll rotes Blut, er sah niemanden, aber er hörte das Getöse.

Plötzlich stand Herr von Wirden neben ihm, er lachte sein lustiges Lachen und sagte: ‚Du hier, mein kleiner Paul!‘

‚Ja, ich bin hier,‘ erwiderte Paul.

‚Du bist tapfer, kleiner Paul, stehe hier, gleich kommt der Feind‘ — und dann kam er, viele kleine Soldaten, sie liefen heran und fielen um, liefen heran und fielen um.

‚Ich habe nichts zum Schießen,‘ sagte Paul.

‚Das ist nicht nötig,‘ antwortete Herr von Wirden, ‚singe nur.‘

Paul begann zu singen aus Leibeskräften: ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall.‘ Er sang bis er fühlte, daß das Herz ihm brannte, ‚das ist der Mut,‘ dachte er, ‚der so brennt,‘ und dort im dunklen Walde, hinein in das Heulen des Sturmes und Grollen des Donners, rief die zitternde heisere Knabenstimme ihren Schlachtgesang.

Und Paul erwachte davon, daß etwas Kühles ihm auf die Stirn gelegt wurde.

Digitized by Google

Seine Mutter stand an seinem Bett.

Sie war bleich und hatte vom Weinen gerötete Augen. Der grüne Vorhang am Fenster war niedergelassen, aber ein Sonnenstrahl stahl sich in das Zimmer, er fiel grell golden auf den runden Tisch und auf das alte Sofa mit dem schwarz und rot geblümten Überzug.

‚Die sind auch wieder da,‘ dachte Paul, als sähe er alte Freunde.

Er verstand das alles nicht, er war jedoch zu müde, um zu denken und schloß die Augenlider. Im Zimmer wurde leise hin und her gegangen, zuweilen geflüstert, plötzlich spürte er den Duft tauiger Wiesen, er schlug wieder die Augen auf, auf seiner Bettdecke lag ein Strauß blauen Enzians und an seinem Bette standen Lulu und Nandl, sie schienen verlegen, schlugen die Augen nieder und falteten die Hände.

„Das haben die Kinder dir gebracht,“ sagte Frau Irene.

Paul versuchte zu lächeln, versuchte etwas zu sagen und als seine Mutter sich auf ihn niederbeugte, wiederholte er lauter: „Sag' ihnen, daß ich doch dort gewesen bin.“

Dann gingen die beiden Kinder leise wieder hinaus.

In der folgenden Nacht starb Paul. Sie begruben ihn auf dem Dorfkirchhof. Alle Dorffrauen hatten ihre Sonntagskleider angezogen.

Lulu und Nandl standen an dem Grabe und hielten kleine Kränze aus Tannen und Vogelbeeren in der Hand.

Als alles aus war, gingen die Frauen wieder langsam den Kirchenweg hinab, nur Frau Irene blieb bei dem Grabe, eine einsame, schwarze Gestalt. Lulu und Nandl gingen schweigend nebeneinander her, nur einmal bemerkte Nandl: „Das konnte er doch — sterben.“

Lulu zuckte die Achseln, als sei das keine große Sache. Über den Dächern der Dorfhäuser aber flatterten die Fahnen im Sonnenschein, denn ein neuer Sieg war gemeldet worden.

Schlacht

Von Lu—Lun (um 760 n. Chr.)

1.

Mit Adlerfedern sind geschmückt die Pfeile,
Mit Quasten reich die flatternden Standarten.
Der Feldherr spricht zu seinen tapfren Truppen,
Die mit Begeist'rung ihres Führers harrten.

2.

Sturm macht im dunklen Wald die Bäume beben.
Den Feind vermutend spannt der Held den Bogen.
— Als man den Pfeil im Morgendämmer suchte,
Fand man ihn tief durch einen Fels gezogen.

3.

Kohlschwarze Nacht! Hochauf die Wildgans flattert!
Der Führer der Barbaren floh in Eile.
Die leichten Reiter folgen seinen Spuren,
Mit Schnee bedeckt sind ihre schnellen Pfeile.

4.

Laut schallt der Siegesjubel in den Zelten,
Man führt vorüber die gefang'nen Schergen.
Berauscht in ihren Panzern tanzen alle.
Donner der Pauken dröhnet in den Bergen.

(Übersetzt von Irmgard Heinrich)

Lu—Lun, in Deutschland noch so gut wie unbekannt, entstammt der Dynastie Tang (618—907), die die Mehrzahl der großen Dichter Chinas hervorgebracht hat, mithin als Blütezeit der chinesischen Poesie gilt.

Aus unserer Kriegsmappe:

Einer unserer „blauen Jungens“
Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Der große Schwindel

Von Klaus von Rheden

Seit langer Zeit hat keine, in ihrer Art großzügig angelegte Schwindelei ein so gewaltiges Aufsehen erregt wie die Angelegenheit der Frau Meta Kupfer in Berlin. Diese merkwürdige Dame, der man Organisationsbegabung und einen gewissen psychologischen Scharfblick nicht absprechen kann, kam in Begleitung ihres hübschen Töchterleins und im Vollbesitz eines Vermögens von vierhundert Mark, das ihr ein Freund geliehen hatte, nach der Reichshauptstadt — zunächst wohl nur in dem Gedanken, sich ein wenig zu ‚rangieren', denn sie hatte den Offenbarungseid leisten müssen und befand sich in ziemlich trostlosen Verhältnissen. Daß Berlin sie lockte, war verständlich; auch die Zeitumstände lagen günstig für sie, diese Zeit der großen ‚Kriegsgewinste', in der man bei geschickter Ausnützung über Nacht reich werden konnte, zumal, wenn man es verstand, die Wege des Gesetzes in gewandter Weise zu umgehen. Frau Kupfer fing bescheiden an. Sie handelte mit allem möglichen, auch mit Nahrungsmitteln, die sie mit gutem Verdienst zu verkaufen wußte, so daß sich in Bälde Leute fanden, die sich bereit erklärten, sich an diesen aussichtsreichen Geschäften zu beteiligen. Wer verdient nicht gern Geld auf nicht allzu schwierige Weise? Als Frau Kupfer binnen kurzem an zehntausend Mark zusammengebracht hatte und nun sah, daß die Sache ging, faßte sie neue Pläne. Bis dahin hatte sie eigentlich nur die ‚Konjunktur ausgenützt' und mit leichter Hand einen geschickten Kriegswucher betrieben. Jetzt aber ging sie aufs Ganze, und damit begann der Betrug. Begann mit einer ‚Gründung', wie gewöhnlich in derlei Fällen — mit der Gründung einer ‚Nahrungsmittel- und Kriegsbesorgungs-Gesellschaft'. Der Titel war gut gewählt: um Krieg und Nahrungsmittel dreht sich der Gedanke der Zeit. Aber die Geschichte ging nicht ehrlich zu, auch ein Umweg genügte nicht mehr, nun mußte man dreister schwindeln. Der Notariatsakt wurde einfach gefälscht. Dann bezog man neue Geschäftsräume in der Bülowstraße, und jetzt setzte der Betrieb in vergrößertem Umfange ein. Er wurde glänzend. Es war eigentlich gar nicht nötig, daß Frau Kupfer gelegentlich auch zu falschen Vorspiegelungen griff wie zu der Lüge, daß sie an bedeutenden Heereslieferungen beteiligt sei: die Opfer kamen schon von selbst. Sie kamen zu Hauf, denn da nach der programmatischen Sitte der fahrenden Komödianten von einst, ‚es einer dem andern sagte', so wurde bald ruchbar, daß man bei der Kupfer gute Geschäfte machen konnte. Es zweifelte niemand an der strengen Solidität des Geschäftsgangs. Es kam auch niemand auf den Gedanken, sich nach dem Ruf und dem Vorleben der Dame zu erkundigen: es geschah das Merkwürdige, daß alle die vielen, die sich mit hohen Einlagen an der Gesellschaft beteiligten, die gemachten Versprechungen in Treu und Glauben hinnahmen.

Das würde unerklärlich gewesen sein ohne den persönlichen Zauber, den Frau Kupfer ausgeübt haben muß. Es ist jetzt festgestellt worden, daß ihre Tochter Gertrud von den Betrügereien der Mutter nichts gewußt hat. Aber das junge Fräulein wird als ein reizendes Wesen geschildert, und es ist zweifellos, daß auch das Mädchen auf die Teilhaber an den Geschäften eine gewisse Anziehung ausgeübt haben wird. Man hatte eine hübsche Privatwohnung am Kaiserdamm bezogen — keine üppige, denn der Anschein der Solidität mußte ja aufrechterhalten werden — es war nur ein sehr gemütliches Heim. Auch die Gastereien, bei denen es zuweilen hoch zuging, fielen nicht weiter auf. Frau Kupfer hatte ihre ‚Verbindungen' und bekam die Leckerbissen aus erster Hand; außerdem wußte man ja aus eigener Erfahrung, daß die Verdienste reichlich flossen. Natürlich wußte man das, denn man strich gewaltige Zinsen ein, und wußte nur nicht, daß diese Zinsen nach berühmtem Muster aus den neu gezahlten Einlagen beglichen wurden. Und dieser Strom der Einlagen floß unermüdlich weiter; die Hunderttausende häuften sich so, daß die große Matadorin bei dem Zusammenbruch ihrer Hoffnungen immer noch gegen eine Million an Bankguthaben besaß und fünfundzwanzigtausend Mark gezeichneter Kriegsanleihe — vergessen konnte.

Denn der Zusammenbruch kam — er mußte ja einmal kommen. Eines Tages erschien irgend jemand und wollte seine Einlage wiederhaben. Vermutlich ist derlei zu öfterem geschehen, und Frau Kupfer mag nie gezögert haben, aus dem angesammelten, sich ständig vermehrenden Kapital dem einzelnen auch wirklich gerecht zu werden. Aber in diesem einen Falle wurde sie nervös. Vielleicht auch nicht — vielleicht spielte nur eine Vergeßlichkeit mit. Jedenfalls wurde der Einleger unruhig, er ging zum Kadi und klagte — und nun kam der ganze Schwindel an den Tag, über den der bevorstehende Prozeß sicher noch verblüffende Einzelheiten bringen wird.

Frau Kupfer war eine gewandte Hochstaplerin und eine begabte Frau, die ihre Opfer zu nehmen wußte. Aber sie war kein Finanzgenie. Sie mußte unbedingt ahnen, daß ihr Spiel früher oder später einmal zu

Digitized by Google

Ende gehen würde. Eine unvorhergesehene Zufälligkeit konnte das vielmaschige Gewebe mit einem Schlage zerreißen. Aber so stark auch meist die Regisseure großer Schwindeleien an den Gott des Zufalls als ihren Beschützer glauben, so ängstlich vermeiden sie, ihn in ihre Rechnung aufzunehmen. Bei der Frau Kupfer kam sicherlich noch hinzu, daß das fabelhafte Glück in ihren ersten Unternehmungen sie mit einem blinden Vertrauen erfüllt hatte. Die Gelder flogen ihr zu, ohne daß sie mehr als die Hand auszustrecken brauchte, und die unverblümte Gewinnsucht, die Gier nach schnell erworbenem Reichtum, die Mühelosigkeit des Erwerbs waren denn auch die psychologischen Grundlagen, auf denen das Kartenhaus ihrer Erfolge sich aufbauen konnte.

Man hat in den Zeitungsberichten über den Fall Kupfer häufiger an die Betrügereien der Frau Humbert in Paris erinnert, die mit einer angeblichen Erbschaft von nicht weniger als einhundertundzehn Millionen jahrelang die Mitwelt genasführt hat. Solche Erbschaftsschwindeleien gehören indessen zu dem gewöhnlichen Handwerkszeug der großen und kleinen Hochstapler und sind nicht an bestimmte Zeitverhältnisse gebunden. Viel mehr nähert der Fall Kupfer in seinen Erfolgen sich den Gaunergeschäften der sogenannten Dachauer Banken, für die gleichfalls eine Krankheit der Zeit den geeigneten Nährboden geschaffen hatte: das Gründungsfieber der siebziger Jahre.

Die traurige Heldin jenes Dramas trug einen noch heute unvergessenen Namen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehörte zu den berufensten Darstellern der Königsstädtischen Bühne in Berlin der Baßbuffo Josef Spitzeder. Seine Partnerin war gewöhnlich eine ausgezeichnete Soubrette, Fräulein Betti Vio, die später Spitzeders Gattin wurde und mit ihm die Münchener Hofbühne zu einer glänzenden Höhe führte. Dieser Künstlerehe entstammte die 1832 geborene Adele Spitzeder, die sich gleichfalls der Schauspielkunst widmete, aber keine Erfolge erzielte: sie war talentlos und häßlich. Ihr letztes Engagement war das Stadttheater in Zürich; dann kehrte sie, arm wie eine Kirchenmaus und mit Schulden überlastet, in ihre Vaterstadt München zurück und erließ hier an einem Tage bitterster Not in einem vielgelesenen Blatte eine Anzeige, laut der sie gegen ungewöhnlich hohe Verzinsung ein Darlehn aufzunehmen wünschte. Und siehe da, das Glück war ihr günstig. Man nennt allgemein einen Packträger Namens Wagner, der durch das Angebot der hohen Zinsen verlockt wurde, der Geldsuchenden bare fünfhundert Gulden zu leihen. Doch dabei blieb es nicht. Noch ein zweiter und dritter Biedermann und eine vierte und fünfte Helferin fanden sich, und so soll die Spitzeder sich innerhalb vierzehn Tagen in dem Besitze von gegen zwanzigtausend Gulden gesehen haben.

Genau wie bei Frau Kupfer führte der unerhörte Glücksfall auch Fräulein Spitzeder auf den Gedanken, nunmehr die Habsucht der Menschen sozusagen berufsmäßig auszubeuten. Sie hatte bisher eine bescheidene Wohnung beim ‚Stangl im Tal' innegehabt, einem bescheidenen Wirtshaus, in dem namentlich viel Landvolk aus der Dachauer Gegend verkehrte (daher der Name Dachauer Bank), und vertauschte sie nun mit einem dreistöckigen Hause in der Schönfeldstraße, zugleich die gegenüberliegende Kneipe ‚Zum Wilhelm Tell' erwerbend, in der ihre Kunden gastliche Aufnahme fanden. Und die Kunden blieben nicht fern. Es hatte sich rasch herumgesprochen, daß die Spitzedersche Bank enorme Zinsen zahlte, und da strömten denn vor allem die Landbewohner herbei, um ihr Geld loszuwerden. Die Lockung war groß, und das blöde Volk ließ sich willig begaunern. Haarsträubende Tatsachen wurden in dem späteren Prozesse bekannt. Die Spitzeder pflegte die Zinsen für die bei ihr deponierten Geldsummen gleich bei der Einlage zu zahlen. Sie gewährte in einer Zeit, in der jede anständige Bank höchstens fünf Prozent Zinsen für das Jahr berechnete, monatlich zehn Prozent. Brachte ihr also jemand hundert Gulden auf ein Jahr, so zahlte sie ihm sofort dreißig Gulden zurück, nämlich zehn Prozent Zinsen für drei Monate. Nach Ablauf eines weiteren Vierteljahrs zahlte sie abermals dreißig Gulden, so daß der glückliche Darleher nach einem Jahre also schon mehr Zinsen eingeheimst hatte, als seine Einlage betrug, und sich außerdem im Besitze eines Wechsels des Fräulein Spitzeder befand, der jederzeit eingelöst werden konnte. Da ihre sämtlichen Wechsel nur auf sie selbst lauteten und unübertragbar waren, so war sie vor jedem unbequemen Eingriff in ihr Geschäft geschützt. Und da sie immer pünktlich bezahlte, so konnte auch das Gesetz nichts gegen sie ausrichten.

Denn es war natürlich, daß allmählich die Polizei auf das Treiben in der Schönfeldstraße aufmerksam wurde. Der damalige Hauptschriftleiter der Münchener Neuesten Nachrichten, Vecchioni, hatte das Publikum schon lange gewarnt und darauf hingewiesen, daß das böse Beispiel bereits Nachahmung gefunden habe: daß an allen Ecken und Enden Münchens ähnliche Schwindelbanken sich auftäten und die nie alle werdenden Dummen heranlockten. Aber nach dem Buchstaben des Gesetzes bot sich vorläufig kein Angriffspunkt gegen die Spitzeder. Die ganze Judikatur wurde durchgesehen, Strafgesetz, Wechselrecht, Gewerbeordnung, Handelsgesetz, Zivilprozeß — es gab keinen Angelhaken, mit dem man das umsichtige Fräulein hätte fassen können, solange sie zahlte. Sie zahlte wie Frau Meta Kupfer Wechsel und Zinsen aus den neuen Einlagen zurück, sie löste zuweilen auch ihre Akzepte vor der Verfallzeit ein und erklärte sich immer bereit, armen Leuten ihr Guthaben im Augenblick, da sie es

Digitized by Google

wünschten, zurückzuerstatten. Sie beherrschte auch einen Teil der kleinen Straßenpresse, die viel von ihrem wohltätigen Sinn, ihrer Frömmigkeit, ihrem guten Herzen zu berichten wußte. So kam einmal ein Bauer zu ihr, der fünfhundert Gulden in einer Schweinsblase verpackt hatte. Aber sein Weib hatte in einer Anwandlung von Argwohn hundert Gulden heimlich herausgenommen, und als nun das Bäuerlein zurückkehrte und seiner Frau strahlend berichtete, man habe das Geld genommen, ohne es erst nachzuzählen, und habe ihm gleich die Zinsen für die ersten drei Monate bar auf den Tisch gelegt, da wurde die Bäuerin von Gewissensbissen geplagt und sie entdeckte sich ihrem Mann. Der verprügelte sie zunächst und fuhr hierauf mit den hundert Gulden nach München, um sie nachträglich einzuzahlen. Fräulein Adele aber, gerührt von dieser Ehrlichkeit, erließ ihm die Nachzahlung und schenkte ihm noch eine Handvoll Taler dazu.

Es ist bekannt geworden, daß Frau Meta Kupfer, nachdem sie sah, daß in dem glücklichen Verlauf ihrer Geschäfte keine Stockung eintrat, große Summen für ihre Toiletten und Leibwäsche verschwendete. So auch machte es die Spitzeder. Nur in einem unterschied sie sich von der Frau Kupfer. Sie trug eine starke Frömmigkeit zur Schau, und immer leuchtete auf ihrer Brust ein großes goldenes Kreuz, das sie an einer schweren Kette um den Hals trug. Am Allerheiligentage 1872 zeigte sie sich zum letzten Male der neugierigen Welt. Da brachte sie einen schönen Kranz zum Grabe ihres Vaters, das sie mit einem prachtvollen Denkmal in gotischem Stil hatte schmücken lassen. Ein paar Tage später wurde, zum Entsetzen der Anwohner, die Schönfeldstraße von einer Kompagnie Soldaten nach allen Seiten abgesperrt, Polizei, Untersuchungsrichter, Kommissäre, Sachverständige drangen in das Haus Nummer Neun: Adele Spitzeder wurde gefangen genommen. Eine Million an Staatspapieren und mehrere Hunderttausende in bar fand man in ihrem Schlafzimmer. Die Verhaftung erfolgte auf Grund der Bestätigung des Sachverständigen, daß die vorliegende Buchführung das Einschreiten des Gesetzes rechtfertige. Vier Tage nach der Verhaftung waren bereits 2 800 000 Gulden Wechselguthaben angemeldet. Die gesamten Einlagen bei der Spitzeder beliefen sich auf gegen neun Millionen Gulden von rund dreißigtausend Gläubigern. Am 30. Juli 1873 wurde sie zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt; die Verurteilung konnte jedoch nur wegen ‚betrügerischen Bankrotts' erfolgen.

Ein geistreicherer Kopf hatte schon hundertundfünfzig Jahre früher die Idee einer Privatbank als Mittel der Vereinigung kleinerer Kapitalien zu einer großen und furchtbaren Macht in die Tat übersetzt. John Law, ein Goldschmiedssohn aus Edinburg, hatte auf mannigfachen Reisen auf dem Festlande sich mit dem Geldwesen der Handelsvölker intim vertraut gemacht. Schon aus seinen frühesten Schriften geht hervor, daß er im Papiergeld einen geeigneten Ersatz für die, den Bedürfnissen der Neuzeit an Menge nicht mehr genügenden, metallenen Umsatzmittel erkannte. Seine Vorschläge wurden indessen in Edinburg wie in London und Turin zurückgewiesen, bis sie endlich am Hofe von Versailles Gehör fanden. Im Mai 1716 erhielt Law von dem Regenten, dem Herzog von Orleans, die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatbank auf Aktien, die anfänglich in durchaus solider Weise arbeitete. Das Charakterbild John Laws gehört zu den schwankenden der Geschichte; aber auch Thiers, sein ältester Biograph, erkennt an, daß er erst durch den Regenten selbst, der seine Habgier befriedigt wissen wollte, auf das Gebiet einer unbegrenzten Spekulation gedrängt wurde, die schließlich in einen ungeheuerlichen Schwindel ausartete. Laws Generalbank wurde 1718 in eine Staatsbank verwandelt und die Banknoten in Masse — im ganzen 3071 Millionen — emittiert. Zugleich wurde der Gebrauch des Metallgelds verboten und unter dem Namen Compagnie des Indes eine Handelsgesellschaft begründet, die die Ausbeutung und Kolonisierung der Länder am Mississippi bezweckte. Die Rue Quincampoix in Paris wurde nun zum Schauplatz einer Spekulationswut, wie sie so rasend und überlegungslos nie wieder beobachtet worden ist. Auch die Erfolge waren unerhört: der Kurs der Aktien stieg von 500 Livres Nominalwert auf 20 000 Livres. Nun ging es weiter auf der Bahn der Verderbnis. Die Indische Kompanie übernahm die 1500 Millionen Staatsschulden und die Erhebung der Steuern; die Steuerpächter und mit ihnen viele andere käufliche Ämter wurden abgeschafft. Die Regierung hatte Geld im Überfluß, riesige Vermögen wurden im Handumdrehen erworben, Law selbst, 1720 zum Generalkontrolleur der Finanzen ernannt, kaufte bedeutenden Grundbesitz. Aber schon um diese Zeit begann sich das Mißtrauen zu regen. Es kam von selbst, es lag in der Luft, es war wie ein Fieber böser Ahnungen. Der Andrang behufs Einlösung der Bankbilletts begann. Anfänglich genügte die Masse der Einlagen, dann aber wurde der Andrang zum Sturm, und im Mai 1720 mußte die Bank ihren Bankrott erklären. Die Billetts sanken auf ein Zehntel ihres Werts, die indischen Aktien auf zwanzig Livres. Im Herbst 1721 wurden die Banknoten völlig außer Kurs gesetzt. Das Geld war verschwunden, ungezählte Hunderttausende waren zu Bettlern geworden, dazu stieg die Teuernis von Waren und Lebensmitteln in zunehmendem Maße. Law flüchtete unter Zurücklassung seines Vermögens und starb zu Venedig in bedrängten Verhältnissen. Mit ihm und seiner genialen, volkswirtschaftlich unberechenbaren Erfindung des Papiergeldes haben sich finanzwissenschaftliche Gelehrte ernsthaft beschäf-

Digitized by Google

tigt. Goethe hat im zweiten Teil des Faust die Idee der Erfindung auf den Teufel übertragen und phantastisch mit den Schätzen im Erdboden verquickt. Hiltl und Gottschall wählten Law zum Helden dickleibiger Romane. War er ein Schwindler? Seine Verteidiger verneinen es und verurteilen nur die Gewaltsamkeit seines Vorgehens. Gewiß ist, daß er bis zum letzten Augenblick von der Richtigkeit seiner Ideen überzeugt war, und ebenso gewiß, daß er schließlich das freilich nicht schuldlose Opfer eines wahnsinnigen Gründungsfiebers wurde.

Jahrhunderte vorher wurde ein bayrischer Kaufmannssohn das Opfer eines ähnlichen Spekulationsschwindels. Im Frühjahr 1578 kam der Leiter einer großen Importfirma Augsburgs, Konrad Roth, nach Dresden, um den Kurfürsten August von Sachsen zur Unterstützung eines neuen Unternehmens zu gewinnen. Der Fürst ließ zunächst vorsichtigerweise Erkundigungen über ihn einziehen, und da diese günstig ausfielen, verwies er ihn an seinen Kammermeister Harrer, dem Roth sich anvertraute. Es handelte sich um einen Vertrag Roths mit dem Könige Sebastian von Portugal, nach dem er diesem eine Summe von vierhunderttausend Gulden zahlen sollte, die Portugal zu einer Expedition nach Marokko benötigte; dafür hatte Portugal die Lieferung ungeheurer Vorräte an Gewürzen, namentlich an Nelken, Muskat und Pfeffer, für Roth übernommen. Roth hatte sich selbst an dem Geschäft mit hunderttausend Gulden beteiligt, für den Rest verpflichtete sich Harrer, als Aktionär der zu gründenden Handelsgesellschaft beizutreten. Nun reiste Roth nach Leipzig, damals der Mittelpunkt des Binnenhandels im obersächsischen Kreise, wußte auch die Direktoren der großen Thüringischen Handelsgesellschaft und den Rat der Stadt für sein Unternehmen zu gewinnen und mietete das damalige Gewandhaus als Niederlage und Verkaufshalle. Die ersten überseeischen Sendungen trafen bald ein und befriedigten in so hohem Maße, daß sich Firmen, Kapitalisten und Kleinhändler darum rissen, sich an der neuen Gesellschaft beteiligen zu dürfen. Es war in der Wirkung genau so wie bei der Kupfer und der Spitzeder, wie bei John Law und den meisten Gründungen mit gewagter Spekulation: die hohen Zinsen und Dividenden reizten die Habsucht und lockten auch die kleinen Sparer an, so daß die Besonneneren, die auf das Unsichere des vom Kriegsglück abhängigen Geschäfts hinwiesen, nicht zu Gehör kamen. Und tatsächlich wandte das Kriegsglück sich gegen die Portugiesen. Der heldenmütige Führer der marokkanischen Expedition fiel mit den Edelsten seines Landes in einer mörderischen Schlacht, und das herrenlos gewordene Portugal wurde durch Alba für Philipp den Zweiten verwaltet. Nun kam die Panik für das Rothsche Unternehmen. Die Handelsbeziehungen stockten vollkommen, Portugal erkannte die alten Verträge nicht an, konnte sie wohl auch nicht erfüllen — die Aktionäre Roths stürmten das Gewandhaus, Roth selbst aber ergriff die Flucht und nahm sich in seiner Vaterstadt Augsburg das Leben. Die Insolvenzerklärung seiner Firma kostete Tausenden die Reste ihres Vermögens; auch der kurfürstlich sächsische Kammermeister Harrer beging Selbstmord, und die Thüringische Handelsgesellschaft konnte nur mit Not und Mühe den großen Krach überwinden.

Wie bei Law, so gehen bei Roth die Urteile der Zeitgenossen auseinander. Daß er ein großzügig denkender Kopf gewesen sein muß, erklärt schon die Tatsache, daß er dem Kaiser den umfassenden Plan einer neuen Posteinrichtung vorlegte, die Schweden, Frankreich und Italien mit umfassen sollte und deren Organisation uns noch überliefert worden ist. Leipzig sollte den Mittelpunkt bilden mit fünfundzwanzig Stationen nach Nürnberg und Augsburg, mit neunzehn nach Hamburg und Lübeck, mit neunundvierzig nach Danzig und Königsberg, mit fünfunddreißig nach Lyon durch die Schweiz usw. Leider lehnte der Kaiser das Angebot ab. Aber auch Law war eine zweifellos geniale Natur und verfiel schließlich doch dem Geiste des großen Schwindels. Die Blüte der Mississippikolonien stand in gar keinem Verhältnis zu dem Wachstum der Aktien, und ebensowenig stand die Rothsche Aktiengesellschaft auf einem gesicherten Boden. Spätere Berichte, so die Meißensche Chronik und die Historien des Kurfürstentums Sachsen, verfehlen denn auch nicht, Roth als einen ganz gemeinen Gauner zu schildern und dichten ihm alle möglichen Verbrechen an. Aber ein Verbrecher war er gewiß nicht, und zu einem praktischen Finanzgenie fehlte ihm wie Law das letzte: der alles, auch einen unglücklichen Zufall umfassende Blick. Er vertraute auf seinen guten Stern — das taten sie alle, die im Banne des Gründungsfiebers den Augenblickserfolg über den Wert einschätzten.

Über die Todesumstände dieses ersten ‚Gründers' in modernem Sinne scheiden sich gleichfalls die Nachrichten. Während die eine Lesart besagt, der Rat von Augsburg habe durch die Untersuchung der Leiche Roths die Vergiftung feststellen lassen, ergehen die Chroniken sich in allerhand romantischen Vermutungen. Sie erzählen dabei schlankweg, die in Augsburg ausgegrabene und untersuchte Leiche sei die eines anderen gewesen.

Eine ähnliche, wenn auch gleichfalls nicht nachgewiesene Leichenunterschiebung erregte im Jahre 1856 in London Aufsehen. Zu den größten Schwindlern jener Zeit gehörte das Parlamentsmitglied Sadleir, eine Stütze des Ministeriums Palmerston. Er genoß als ungemein gewandte Finanzkraft einen bedeutenden Ruf und benutzte ihn zu Gaunereien in umfassendem Maßstabe. Im Laufe zweier Jahre gelang es ihm, über eine Million Pfund Sterling durch verbrecherische Schiebungen, Wechselfälschungen und Unterschla-

Digitized by Google

gungen an sich zu bringen. Davon wußte die Welt aber noch nichts, als man an einem Februarmorgen die Leiche eines elegant gekleideten Mannes auf den Hampsteadhöhen nördlich von London fand. Ein silbernes Milchtöpfchen und eine mit dem Aufdruck Blausäure etikettierte Flasche lagen neben ihm. Der erste Kammerdiener Sadleirs, zwei seiner Brüder, sowie mehrere persönliche Bekannte, die bei der Totenschau anwesend waren, wollten in dem Toten den vielgenannten Finanzmann erkennen. Da nunmehr auch seine Schwindeleien an das Tageslicht kamen, so war es klar, daß er sich das Leben genommen hatte, um dem Gesetze zu entgehen. Die Leiche war an einem Sonntagmorgen gefunden worden. Am Sonnabend hatte der Advokat Sadleirs ihn noch gesehen, hatte ihn sehr beunruhigt gefunden und von ihm gehört, daß er große Verluste erlitten habe. Die Entdeckung seiner letzten Betrügerei stand unmittelbar vor der Tür; wenn er den Montag noch erlebt hätte, würden sich ihm die Pforten des Zuchthauses geöffnet haben.

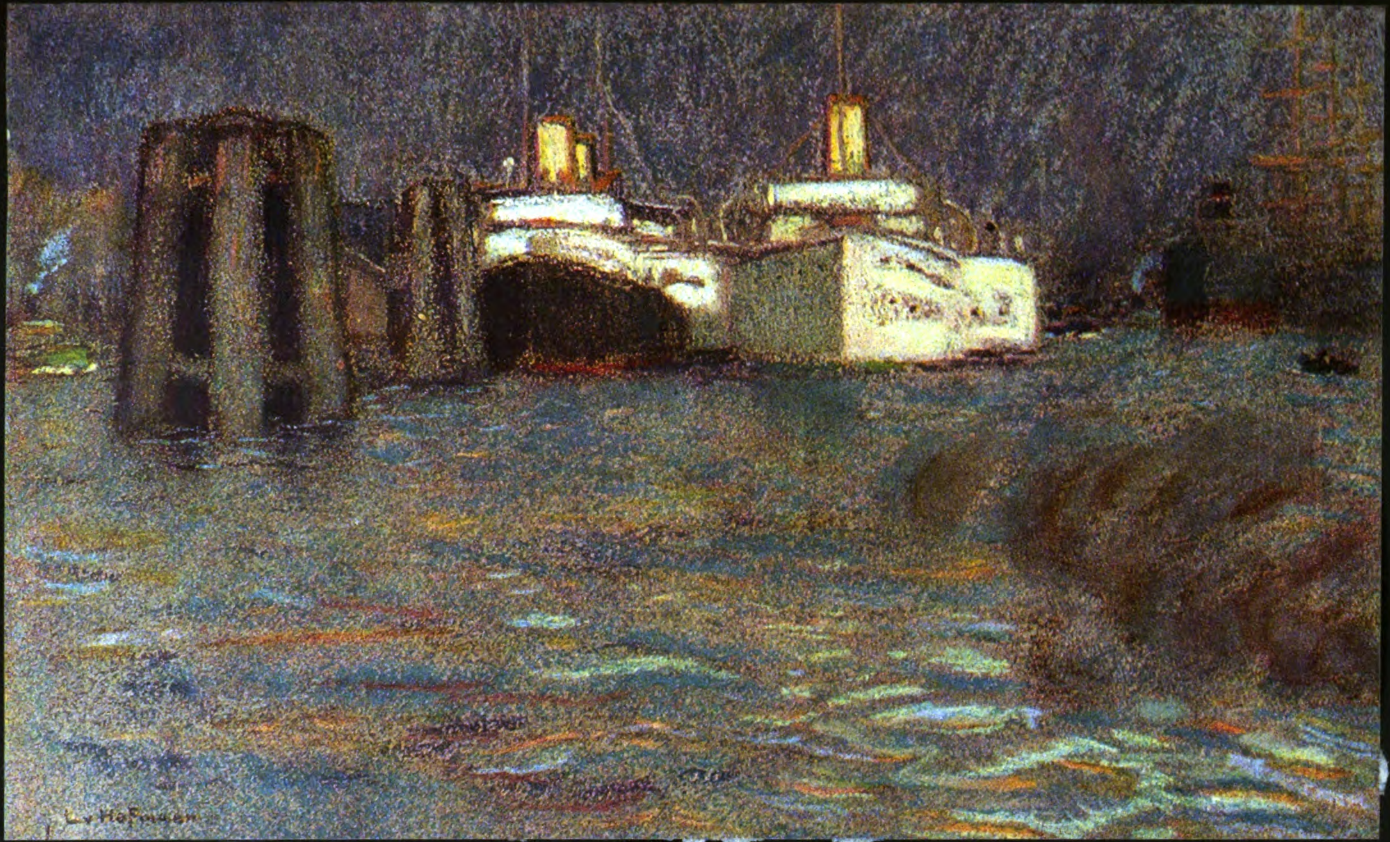
Nun aber entstand die Frage: wo sind die riesigen erschwindelten Geldsummen geblieb n? In den Taschen des Toten hatte man nur wenige Pfund gefunden, dagegen fand man von den unterschlagenen Geldern nicht einen Pfennig mehr vor. Und plötzlich tauchte die Vermutung auf und wurde in allen Kreisen lebhaft erörtert: Sadleir sei mit dem ergaunerten Vermögen geflüchtet und seine angebliche Leiche sei die eines Fremden gewesen. Jetzt nahm sich auch die Presse der Angelegenheit an. Ein aufsehenerregender Artikel der ‚Dublin Nation‘ berichtete, daß Sadleir noch in den letzten Tagen große Summen gegen Wechsel aufgenommen habe, als ob die Reise in die Ewigkeit sehr viel koste; daß ferner nach genauer Einschätzung aller Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten die Leichenstarre bei Auffindung des Toten noch nicht hätte eingetreten sein können, und vor allen Dingen: daß nur der Kammerdiener Sadleirs die Identität seines Herrn mit der Leiche bestätigt, die übrigen Bekannten indes geäußert hätten, daß Sadleir sich ‚auffallend verändert‘ habe. Und warum schließlich, fragte die ‚Dublin Nation‘, ging Sadleir mit dem Sahnentöpfchen und der Giftflasche nach den entlegenen Hampsteadhöhen, während er sich daheim viel bequemer hätte um das Leben bringen können? Warum steckte er noch eine geschriebene Visitenkarte zu sich, gewissermaßen als Ausweis: ich, der hier gefundene Tote, bin wirklich Sadleir? Warum hatte er sich, wie nachgewiesen wurde, das Gift schriftlich in einer Apotheke bestellt, also sozusagen unter einer Kontrolle, die sinnlos erscheinen mußte, wenn ihr nicht eine bestimmte Absicht zugrunde lag?

Andre Zeitungsstimmen knüpften an diesen gewaltig wirkenden Artikel an. Man beschäftigte sich mit Fällen irrtümlicher Identität. Im Jahre 1839 wurde in England ein in einen Sack gesteckter männlicher Leichnam im Wasser gefunden, der von drei verschiedenen Familien als einer der Ihrigen in Anspruch genommen wurde, während er tatsächlich zu einer vierten gehörte. In Kanada wurde in den vierziger Jahren der Leichnam eines Ermordeten entdeckt, der als ein gewisser William Morgan von seiner Frau, seinem Hausarzt und mehreren Freunden erkannt wurde, obwohl sich später herausstellte, daß dieser Morgan ein von einem Wegelagerer erschlagener Thimothy Munroe war. Die Beispiele irrtümlicher Identifizierung häuften sich, bis endlich ein Blatt frank und frei behauptete, der Leichnam Sadleirs sei ein gekaufter gewesen und nur geschickt ‚sadleiriert‘ worden.

Nun schritten doch noch einmal die Behörden ein. Die Leiche des in den Hamsteadbergen Gefundenen wurde wieder ausgegraben. Sie war indessen gänzlich unkenntlich geworden und auch der Anzug zermürbt. Aber an diesem Anzug fiel jetzt zum ersten Male etwas auf — eine Kleinigkeit, eine merkwürdigerweise bisher übersehene und doch sehr wichtige: der Tote trug ganz reine und glänzend geputzte Stiefel. Man hatte ihn in dem Anzug begraben, in dem er gefunden worden war — aber wenn Sadleir um die Mitternacht eines trüben Februartages nach Hampstead durch Sumpfstrecken über nassen Rasen marschiert war, um sich an den Rand eines Morastes zu legen und hier den letzten Becher zu leeren, so mußte er notwendig stark beschmutzte Stiefel getragen haben und keine sorgfältig geputzten. Und da sich kaum annehmen ließ, daß Sadleir sich die Mühe gemacht hatte, vor dem Todestrunk noch mit eigener Hand seine Stiefel zu säubern, so war die Folgerung klar: Sadleir hatte durch Helfershelfer die Leiche eines ihm entfernt ähnlichen Mannes erworben, mit seinen Kleidern und Ausweispapieren versehen und an dem angeblichen Ort der Tat niederlegen lassen und hatte selbst mit den gestohlenen Millionen das Weite gesucht.

Ich habe die Tatsachen nach zeitgenössischen Berichten zusammengestellt und weiß nicht, ob man von dem Verschollenen nach einmal etwas gehört. Vermutlich nicht, denn Sadleir war schon als Minister eine allgemein bekannte Persönlichkeit und galt als Freund des Herzogs von Argyll und des Lord Cranworth, und sein seltsames Verschwinden aus der Welt der Lebendigen erschütterte ganz England. Beschwichtigungen folgten allerdings, und die Totenbeschauer erklärtem von neuem, es könne kein Zweifel an der Identität des Leichnams und Sadleirs aufkommen. In der Presse aber erhielt sich das Wunder der geputzten Stiefel noch lange, und namentlich die irischen Zeitungen machten kein Hehl daraus, daß der Minister und Fälscher sich zum Zwecke seines Todes selbst gefälscht habe — einer der Geschicktesten aus dem Reiche des großen Schwindels.

Digitized by Google



Im Hamburger Hafen Pastellstudie [illegible] Ludwig von Hofmann

Digitized by Google

Am Rande der Côtes Lorraines

Zwischen Maas und Mosel

Kriegs-Bilder von Carl Felber. Text von Walter von Rummel

Wer an einem klaren Spätnachmittage des Sommers von den Ufern der Mosel, von Metz über Chambley kommend, westwärts fährt oder reitet, dessen Weg wird von schönen, freundlichen Bildern begleitet. Die schnurgerade Straße führt durch Wachstum und fruchtbares Land, in dem warm und segnend die Sonne sich ergeht. Manchmal ein kleines Dorf oder ein Weiler, oft auch nur ein einsamer Hof, wie vom Winde verweht und in eine Handvoll Gartengrün hineingestreut. Und je mehr es gegen Abend geht, desto stärker flutet das flüssige Sonnenlicht wie ein breiter, mächtiger Strom von Westen nach Osten, es glänzt, schimmert und funkelt, das Grau der Straße wandelt sich in blendendes Weißsilber, die verstreuten Alleebäume lachen und jubeln in goldgrünem Glanze auf. —

In weiter Ferne wellt sich etwas empor, nicht sehr bedeutsam, kaum viel mehr wie eine schwere Ackerfurche. Schwarzblau und dunkel ist sie, Wald, dichter Wald muß das sein, der dem langsam immer mehr emportauchenden Höhenzuge den satten, tiefen Farbenton gibt. Nur manchmal ein hellerer Fleck darauf, wohl Wiesenland; oder ein gelber Streifen, ein Sand- oder Geröllfeld. So zeigen sich uns, in ernstes, starres Schweigen gehüllt, die Höhen der Côtes Lorraines zum erstenmal. Ungastlich und unbewohnt, ganz menschenleer scheint dieses Land zu sein. —

Nun ein hoch und dicht zusammengewachsener Park zu unserer Rechten, kaum daß die Fenster des ansehnliches Schlosses von St. Benoit flüchtig zwischen Fichten und Buchengezweig herausblicken. Eine kurze Biegung des Weges; ein Weiher, von Schlingpflanzen durchwuchert, von grellgrünem Tang überzogen. Wald nimmt uns auf. Tauchen wir wieder daraus hervor, so liegt die Hügelkette bereits zum Greifen nahe vor uns. In der kurzen Zeit, während der sie unserem Auge verborgen war, ist sie ganz stattlich in Höhe und Breite gewachsen. Und noch eine weitere Überraschung. Sehr wohnlich, ungemein lieblich sogar, ist dies aus der Ferne so unwirtlich, so streng und herbe wirkende Land. Freundliche Dörfer zu den Füßen der Hügel, in breite Weinberge gebettet; Häuser, die von Wohlhabenheit reden; Gärten, die uns bunte Blumen reichen. — Hier wollen wir bleiben und am Fuße, auf den Höhen der Côtes dahin und dorthin wandern, wie es der Maler und Zeichner unserer Bilder getan hat. —

Schweres Feuer auf der Batteriestellung

Digitized by Google

Wir steigen mit ihm zuerst auf irgendeine Höhe und blicken von dort südostwärts. Scharf umrissen, wie der Fels von Gibraltar, springt der Montsec, der Berg in der Mitte der Kopfleiste auf Seite 481, empor. Weit, weit sieht das Auge. Ganz in der Ferne kann es noch das Toul vorgelagerte Fort St. Michel (am äußersten Rande des Bildes) erkennen.

Das schöne Land der Côtes Lorraines hat viele schwere Kämpfe während des Krieges gesehen. Schon das zweite Bild des Malers „Schweres Feuer auf der Batteriestellung" gibt den richtigen, stimmenden Kriegsakkord. —

„Zwischen Maas und Mosel heftige Artilleriekämpfe." Wie oft hat man das in dem Bericht der Obersten Heeresleitung lesen können. Die Franzosen aber erzählen es meist noch viel genauer, wie sie die verschiedenartigsten Ziele in den Côtes oder zu ihren Füßen unter das prächtigste Feuer genommen haben, leichte und billige Erfolge für den, der da herüberfunkt, unangenehme für den, der durch einen Zufall gerade in die Nähe der berstenden Granaten gekommen ist. —

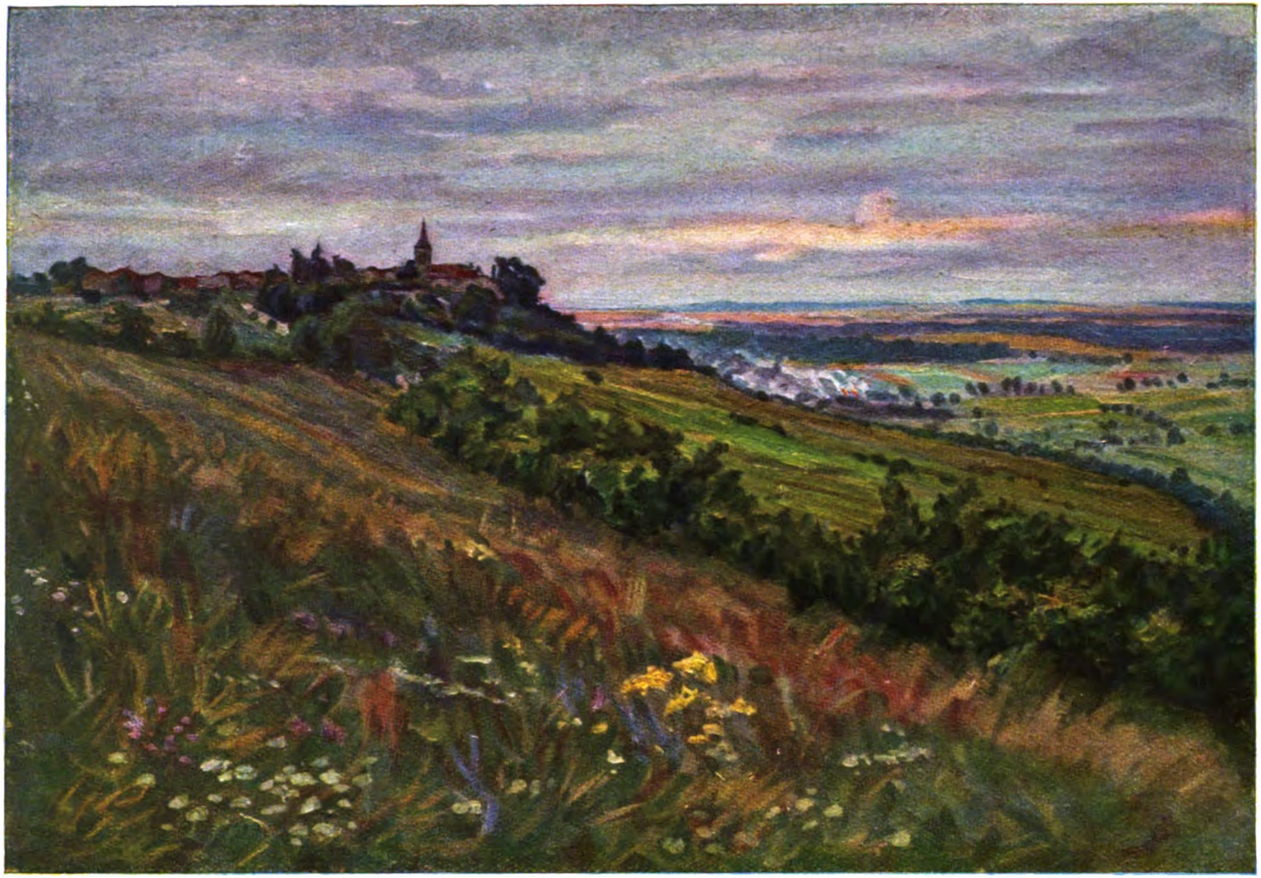
Drei Hauptgründe scheinen mir für die lebhafte Artillerietätigkeit in diesem Gebiete vorzuliegen: einmal die guten Straßen und strategischen Bahnen, über die der Gegner verfügte und die es ihm sehr leicht machten, die vielen Festungsgeschütze von Toul und Verdun einmal da und das andere Mal dort in längst vorbereitete Stellungen zu bringen und spielen zu lassen. Sodann die Absicht der Franzosen, im Herbst und Winter 1914, im Frühjahr 1915 irgendwo durchzubrechen. Ich nenne nur Combres, Chauvoncourt, Ailly- und Priesterwald. Und zum dritten war die deutsche Stellung, wie sie sich aus dem rasch vorwärts drängenden Bewegungskrieg des September 1914 ergeben hatte, dieser scharf zugespitzte, kühn ins Herz Frankreichs hineinstoßende Keil mit seiner sehr schmalen Spitze schon an und für sich dazu angetan, den französischen Kanonier zu reizen und ihm alle möglichen Erfolge zu versprechen. Ritt man auf irgendeiner Höhe bei St. Mihiel friedlich seines Weges, so konnte man es aus Südosten, Süden, Westen und Nordwesten, oft fast gleichzeitig heranpfeifen hören. Fast im Rundkranze, in Liouville, Marbotte, Mécrin, Coeur la Grande und les Paroches hatte der Feind seine Geschütze aufgebaut und ließ sie eifrig von allen Seiten und Richtungen auf unsere ihm peinliche Stellungsspitze wirken, vom kleinen Eselsgeschütz bis zu den 12 und 15 Zentimeter-Granaten, ja bis zu den weittragenden Schiffskanonen und den ganz schweren Mörsern.

Angenehm war daher der Aufenthalt in den idyllischen Côtes nicht immer. Und das begann schon bei den höheren Stäben. So wurde beispielsweise der Stab meiner Division innerhalb kurzer Zeit zweimal aus seinem Quartier herausgeschossen. Um die Unterkunft des Brigadestabes, dem ich angehörte, legte der Franzose eine Bernsteinkette gelber Granattrichter, schoß uns ein Stück Dach zusammen und schickte sogar dem General selber ein Sprengstück bis ins Bett hinein. Die Leute aber, die vorne in den Gräben lagen, hatten zudem noch die Wespenbrut der Infanteriegeschosse und das lärmende Volk der Minen, Gewehr- und Handgranaten zu erdulden.

Es hat auf die Höhen und in die Täler der Côtes vielen schweren und dichten Eisenhagel heruntergeschneit. Wenn die Erfolge des Gegners einigermaßen im Verhältnis zu der von ihm verschwenderisch ausgegebenen Munition ständen, dann wären nicht mehr viele, die da vorne gelegen, am Leben. — Glücklicherweise aber ging es dem Franzosen doch nicht so hinaus, wie er wollte. Da waren einmal die vielen Blindgänger im Herbst und Winter 1914, oder das Geschoß ging nur in wenige plumpe, geringen Schaden stiftende Stücke auseinander. Das wurde freilich bald anders, besonders als man drüben Geschosse amerikanischen Ursprunges verfeuerte, die unter einer starken Detonation regelmäßig in kleine, weitfliegende Sprengstücke auseinander ratterten. — Aber dann fehlte — wieder zu unseren Gunsten — den Franzosen sehr oft die unmittelbare Beobachtung. Er schoß nach der Karte, und manchmal schien es wirklich so, als ob er nur rein auf gut Glück die Gegend abstreuen und unsicher machen wolle. Ein „Schießer" ist er gewesen, wie es in der Weidmannssprache heißt, kein Jäger. Oder einer seiner Flieger hatte eine unrichtige Meldung gebracht und veranlaßte ihn nun, an irgendeinen ganz harmlosen Punkt einen heftigen Feuerüberfall zu verschwenden. — Aber leider bekam er auch gute und richtige Meldungen, zog oft auch ganz scharfsinnige, den Nagel auf den Kopf treffende Schlußfolgerungen und hat nicht selten heiße und unverdauliche Suppen eingekocht. —

Aber nicht nur der Franzose zündelte da vorne unvorsichtig herum, auch unsere eigene brave Artillerie ließ sich nicht lumpen. Sie schoß langsamer und bedächtiger als der Gegner, nicht so in den Nebel und ins Blaue hinein, ließ auch ihre Kanonen nicht schon losdonnern, wenn drei oder vier Reiter über einen eingesehenen Wiesenrain sprengten, war sparsamer, wie ein guter Hausvater das sein soll. Nicht sparsam sein, wäre bei den ausgedehnten Fronten, die unsere Heere zu decken hatten, ein Verbrechen gewesen. Legte sie aber einmal richtig los, dann fleckte es auch. Und vor allem unsere Feldhaubitzen und unser gesamtes schweres Geschütz hat der Franzmann drüben wohl viele hunderte Male aus tiefster Seele verflucht. Durften aber einmal alle unsere Stücke, alle Rohre und Feuerschlünde gleichzeitig dem Gegner zu einem großen Konzert aufspielen, dann donnerte und polterte es nur so von den Höhen herab, summte und surrte es über die Wälder, flatterte und fauchte durch die Täler. Lebende eiserne Seile spannten sich

Digitized by Google



Hattonchâtel. Blick in die Woëvre-Ebene

Digitized by Google

Brand in Ménonville

Lafettenschwanz und wirft sie kopfüber hinaus. Die Kanoniere aber sind in ihre Unterstände hineingekrochen oder irgendwohin seitwärts weggetreten. Im Stellungskriege kann man es sich erlauben und dem Gegner die Freude machen, daß er in seinen Tagesbericht die gutklingende Meldung aufnehmen darf: Auf den Höhen von Lügendorf vernichteten wir eine feindliche Batterie. Vernichtet ist meistenteils nicht viel, das eine oder andere Geschütz ist ausbesserungsbedürftig, und von der Bedienungsmannschaft dieses Geschützes starben mehrere den Tod fürs Vaterland. Die Batterie selbst aber ist in ihrer Gefechtskraft kaum geschwächt und schickt schon am nächsten Tage aus derselben oder einer anderen Stellung den Franzosen ihre heißen Grüße wieder hinüber.

von uns zum Feinde, die Erde zitterte, und der einzelne Abschuß erstarb und erstickte in einem einzigen gewaltigen Sturmtosen. — Besonders mächtig war der Eindruck, wenn man in der Tiefe der schmalen, engen Waldtäler der Côtes stand, wo das Echo den Schall vielfach wiederrief. — —

Die auf dem Bilde dargestellte Batterie hat ihre Arbeit unterbrochen. Schweres Feuer liegt auf ihrer Stellung. Eine feindliche Granate trifft eine Haubitze in den

Anders ist es freilich, wenn gefährliche und entscheidungsvolle Kampftage eintreten. Dann heißt es vom ersten bis zum letzten, vom Batteriechef bis zum jüngsten Kanonier bei den Geschützen aushalten. Den

Aus Hattonville en Woëvre

Digitized by Google

Lamorville, von der Taxisstellung aus gesehen

Gegner niederzukämpfen ist der einzige Gedanke, der alle beseelt. Und an solchen schlimmen und harten Tagen kann der Tod eine reiche und volle Ernte in einer Batterie halten, und er hat sie, auch im Stellungskrieg, oft genug gehalten. —

Schweres Artilleriefeuer ist überhaupt in der Wirklichkeit bedeutend weniger gemütlich, als es sich auf dem Bilde vielleicht ansieht. Ein paar Rauchwolken, ein wenig Schollenstaub, der emporwirbelt, das ist auch alles. Den ganzen moralischen Eindruck zu schildern, dafür fehlen dem Maler die Mittel, weil er eben Laut und Ton mit Stift und Pinsel nicht auszudrücken vermag. Das Bild kann das giftige Pfeifen des heransausenden Geschosses nicht darstellen. Nur das Ohr dessen, der selbst in der Nähe steht, kann es vernehmen, dieses Zischen, das als Echo die Frage weckt: Trifft es dich diesmal oder trifft's dich noch nicht? Nein, antwortet schon in fast demselben Augenblick ein donnerndes Krachen, das wieder der Maler nicht darstellen kann. Zu kurz geschossen! Mit einem Ruck, als ob der leibhaftige Satanas aus dem Teufelszeug stinkend herausgefaucht käme, hat es die Granate zerrissen und während die Erde hoch hinaufwirbelt, surren und sausen die Sprengstücke nach allen Seiten auseinander. — Und kaum ist wieder Ruhe, heult auch schon das nächste Geschoß daher, diesmal zu weit. Aber das dritte, das muß, wenn sie gut beobachtet haben, mitten in der Batterie sitzen. Stundenlang geht das so weiter und die Stunden dehnen sich zu Tagen, der Tag wird zur Ewigkeit!

Während das Bild der Batteriestellung vom Westhang der Côtes stammt, führt uns das nächste „Hattonchâtel. Blick in die Woëvreebene" (Seite 483) auf den Ostabfall, also auf die dem Gegner abgekehrte Seite. — Hier ist es bedeutend stiller und friedlicher. Der Franzose wußte lange nicht so recht, wie er es anzustellen hatte, uns gerade an dieser Stelle zu fassen. — Von Süden her hat er es nicht selten versucht. Aber die Granaten, die er von dort aus schickte, in der Absicht, die um Hattonchâtel am Fuße des Hügels sich lagernden Orte zu ärgern, fielen meist auf dem halben Wege zwischen Hattonchâtel und dem ungefähr sechs Kilometer südlich gelegenen Heudicourt, von der langen Luftreise müde geworden, auf die Straße oder bohrten sich mit mißmutigem Brummen in die Hänge. So arbeitete der Gegner geraume Zeit gegen diesen, ihm am wenigsten zugänglichen Teil des Kriegsgebietes nur mit reichlichen Fliegerbomben. Erst im Sommer 1915 schleppte er ein sehr weittragendes Geschütz herbei und konnte nun auch den Ostrand der Côtes mit Granaten „belegen", wie der harmlos und angenehm klingende technische Ausdruck lautet. Er schoß gar nicht so übel, der Schaden, den er anrichtete, war aber nicht allzu

Digitized by Google

groß, so daß beide Teile hier zufrieden sein konnten. —

Dieses weittragende Geschütz stand irgendwo, 15 Kilometer entfernt, in guter Deckung und war nicht zu erspähen. Später kamen noch andere hinzu, und heute liegen auch die am Ostrande der Côtes befindlichen Ortschaften in Trümmern. Wenn wir nun vom Feinde selbst etwas sehen wollen, so brauchen wir nur von dem Platze, wo der Maler gesessen, einige Minuten über den weichen Grund zu galoppieren, zuerst aufwärts und dann auf dem Hochplateau weiter, und wir erblicken die unten im westlichen Grunde sich hinziehenden französischen Stellungen. Wie auf einer Landkarte säuberlich eingezeichnet schaut sich das an. —

Hattonchâtel, dessen brauner Kirchturm weit in die Woëvreebene hinaus dem Wanderer als trefflicher Wegweiser dient, ist die Burg des Bischofs Hatto von Verdun. Wie malerisch das verwegen hingesetzte Bergnest ist, zeigt das Bild „Ludwigsplatz in Hattonchâtel" (auf Seite 489). Das eigenartige Gebäude ist das Rathaus, stammt aus dem 9. Jahrhundert und ist maurischen Ursprungs. Älteste Siedelungen sind in dieser Gegend nicht selten. Und auch Hattonchâtel vermag noch manchen bizarren Winkel, manche interessante Ecke aufzuweisen. Freilich hat der Krieg auch hier manches vernichtet, so die alte Kirche, den Klosterhof mit Kreuzgang. — Nur der östliche Kreuzgang und das schöne Kruzifix waren zur Zeit meines Aufenthaltes noch wohl erhalten. Auch von den fast durchweg altertümlichen Häusern lag manches in Schutt und Trümmern da. —

Aber das, was ich sah, war doch soviel, daß es mich gelüstete, mehr von der Vergangenheit Hattonchâtels und seiner Umgebung zu erfahren. Durch einen Zufall glückte es mir wirklich, leihweise ein französisches Werk zu ergattern, das die Geschichte der Côtes und der Woëvre ausführlich behandelt. Aber es sollte nicht sein. — Ich ließ es gleich am ersten Abend, bevor ich noch einen Blick hineingeworfen hatte, an unserem gemeinsamen Tische liegen, ein anderer legte die Hand darauf, und ich habe es, wie das im Kriege manchmal so gehen mag, nie mehr zu Gesicht bekommen, konnte auch späterhin seltsamerweise das umfangreiche Werk in keiner deutschen Bibliothek auftreiben.

So kann ich auch von der Geschichte der alten Burg nichts berichten, höchstens das, was mir der trotzige, hohe Fels, die Reste der efeuumschlungenen Mauern, die tiefen Keller und Gelasse erzählt haben. Kein Lustschloß wollte der Bischof sich hier bauen. Solange es Herren und Knechte gab, hatte hier oben auf dem Fels, der die Hänge der Côtes und die Ebene beherrschte, die Zwingburg eines Mächtigen gestanden. Und die baute der Bischof sich wohl noch trotziger und stärker aus. Oben im Schloß saß er mit seinen streitbaren Mannen, unten zu

St. Mihiel, Blick auf Chauvoncourt

Digitized by Google

Die Marsoupe-Ferme

den Füßen des Hügels siedelte er seine Hörigen an und nannte den neuerstandenen Ort Hattonville, im Gegensatze zu einer dicht daneben gelegenen, wohl schon länger bestehenden und älteren Ansiedelung, die sich nun die alte Stadt „Viéville" nannte. — Und noch etwas scheint der kluge Bischof für sich in Anspruch genommen und zu seinem Besitz geschlagen zu haben, das nahe Rebenstädtchen, das noch heute von Weinbergen umgeben daliegt, gemeiniglich und schlechthin nur „Vigneulles" genannt, das aber, wie die Karte ausweist, vollen Rechtsanspruch auf den historischen und feierlichen Titel „Vigneulles-lès-Hattonchâtel" hat. —

Der Klerus muß in diesem Lande überhaupt einmal ein großes Wort mitzusprechen gehabt haben. Da liegt an der Maas St. Mihiel. Nicht weit davon, mitten in tiefem Walde, das frühere Kloster St. Christophe, das seine Gründung ins 7. Jahrhundert zurückführt. Das schon erwähnte, jetzige Schloß St. Benoit in der Woëvreebene war ebenfalls früher ein Kloster. Die vielen künstlich geschaffenen Weiher und Teiche in der Gegend, wozu auch der große, mehr denn 4 Kilometer lange Etang de la Chaussée zählt, berichten noch heute vom Tun und Treiben der Mönche. Und noch viele andere Ortsnamen der Côtes und der Woëvre, wie St. Remy, St. Maurice, St. Hilaire, St. Julien, St. Baussant, La Croix-sur-Meuse, Doncourt aux Templiers, wandeln ebenfalls im geistlichen Gewande einher. —

Doch zurück zu dem Bilde von Hattonchâtel. Es gibt einen guten Begriff von der Schönheit dieses Landes, von seiner reichen Blumenpracht, von der üppigen Fülle, in die sich Strauch und Baum hüllen, von den rebengeschmückten, sonnigen Hängen. Und von den Bildern der Nähe wandert der Blick in weite Ferne, wandert über die breite, fruchtbare Ebene, auf der sich ab und zu ein Wolkenschatten abzeichnet, bis hinüber zu den Höhen der Mosel. Wenn man hier auf dem Hügel steht, kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß in der Tiefe da, in dem weiten Flachland zwischen Maas und Mosel, noch lange ein ungeheures Wasser geflutet hat, während die Höhe, auf die Bischof Hatto später seine Burg gestellt hat, dem suchenden Fuß schon festen Boden gewährte. — Heute liegt das Land ganz trocken da, nur die Spiegel der Weiher leuchten silbern aus dem Wiesengrün auf, zu trocken scheint es denen, die aus wasserreicheren Gebieten kommen. Im Sommer zeigt der Lehmboden der Woëvre die größten Risse, ist steinhart und schlüpfrig wie Glatteis, für den Reiter ein nicht immer angenehmes Gelände. — Besser ist's an den Hängen, auf den Höhen der Côtes, wo sich weiche, blumige Wiesen hinziehen oder tiefe, schattige Wälder breiten. — Manches Schöne ist hier zu finden. Man hat nicht lange zu

suchen. Da braucht man beispielsweise nur wenige Schritte von dem Platze, an dem der Maler sein Bild „Hattonchâtel" gemalt, den Hügel hinabzusteigen, und man steht in einem stillen, hohen Parke, der von einem klaren, freundlichen Quellbach durchrieselt ist. So dicht wölbt sich das Gezweige der Bäume, so üppig und reich wuchert eine schwere, saftige Pflanzenfülle, so dicht schließen die Büsche zusammen, daß man glauben möchte, in einem Walde der Tropen zu stehen. Und plötzlich lichtet sich's wieder. Um ein Wasserbassin breitet sich ein freundlicher Garten. Wieder einige Schritte weiter steigen Fels und Berg steil empor. Die Wildnis scheint neben dem hier stehenden Menschen jahrzehnte-, jahrhundertelang ein sicheres Dach geboten, die ihm Heimat und Herdglück verkörperten, in Schutt und Trümmern. Nichts mehr als eine noch stehengebliebene Mauer mit klaffenden Fensterhöhlen, verkohlte Balken, Kalk, Steine und dazwischen zerfetzter Hausrat. —

Wenn man draußen an den ersten zusammengeschossenen und niedergelegten Häusern vorbeikommt, so staunt man im ersten Augenblick über die ungeheuere Wucht und Zerstörungskraft des Geschosses der Jetztzeit. Aber schon rieselt einem auch ein kalter Schauer über den Rücken herab. Und nun rührt es einem wieder heiß an das Herz. Die ganze Not, das gar nicht bemeßbare

In Hattonville en Woëvre

einsamen Blockhaus zu beginnen. Folgt man aber dem Bache, talabwärts, so führt er uns in duftiges Wiesenland und lichtgrüne Weinberge. Ein ständiger Wechsel um und um. —

Auch aus dem am Fuße von Hattonchâtel gelegenen Hattonville bringt der Maler einige Bilder. Hier sehen wir so ganz die wuchtige, alles in Splitter schlagende Faust des Krieges. Ein dumpfer Schlag irgendwo in weiter Ferne, als ob ein Riesenschmied den schweren Hammer auf harten Amboß niederschmetterte, ein Sausen, ein Krachen, als ob alles zerbersten wolle. Ein wild durcheinanderwütendes Chaos von Feuer und Erde, von Eisen und Stein, Balken und Sparren. Wenn der Rauch sich verzogen hat, liegen Wohnstätten, die dem Elend des Krieges legt sich wie ein Alpdruck einem auf die Brust, daß man zu ersticken glaubt.

Und ein paar Tage später geht man achtlos an tausend Ruinen vorbei und staunt, wenn man einmal ein heiles Haus vors Auge bekommt. — So rasch paßt der Mensch sich dem Ungewöhnlichen, der Verneinung dessen, was sonst als Streben und Ziel des Lebens erscheint, an. Und es ist gut, daß es so ist, gut für die, die draußen ihr hartes und rauhes Kriegshandwerk zu vollbringen haben. —

Die meisten Dörfer der Côtes waren übrigens, als ich sie zuerst im Herbste des Jahres 1914 sah, noch ganz und unversehrt. Der Franzose selbst hat hier meist das Unheil gestiftet und, da er uns die warmen Winter-

Digitized by Google

Ruinenchaos in Hattonville

quartiere nicht gönnte, sie höchst eigenhändig zusammengeschossen.

Die Hauptzerstörungen in Hattonville sind allerdings bereits während der Septemberkämpfe des Jahres 1914 entstanden. Die Bayern rückten durch die Wälder um St. Benoit an und stießen vom Bois des Rays aus gegen die Hattonville haltenden Franzosen vor.

Schon am 20. September war, wenn ich nicht irre, Hattonville in unseren Händen, am nächsten Tage mußte Vigneulles daran glauben und wieder am nächsten Tage das hochgelegene Hattonchâtel. An diesem Tage waren die Franzosen schon derartig unsicher und geschwächt, daß sie selbst die steile, schwer zu erklimmende Höhe nicht mehr zu halten vermochten. In einem Ansturm wurde sie von uns bezwungen, und die erfreuten Bayern konnten sich an dem noch warmen Kaffee, den der Franzose sich gekocht hatte, gütlich tun. Noch heute erzählen Schützengräben höchst einfacher Natur, die eilig in die Gärten am Hange von Hattonchâtel eingewühlt wurden, von den damaligen Kämpfen. Auch das Bild von Hattonchâtel will wohl von diesen Tagen berichten. Hattonville im Tale ist in weißen Rauch gehüllt. Aus Dorf und Dächern schlagen die hellen Flammen. —

Noch einer anderen Kampfstätte der Septembertage des Jahres 1914 möchte ich mit dem Leser einen kurzen Besuch abstatten. Ganz vergessen liegt sie schon heute da, und selbst viele von jenen, die jetzt in der Gegend leben, kennen sie nicht. Von Vigneulles aus folgt man dem ostwärts rinnenden, von Schilf und Buschwerk übersponnenen Ruisseau d'Yron. Plötzlich und unerwartet stehen wir vor den Ruinen eines Hauses, die bereits von einer goldenen Alterspatina überzogen scheinen. Dicht daneben ein kurzer, seichter Schützengraben, halb zerschossen, halb eingefallen und zerbröckelt, bereits wieder mit einem weichen Anflug von Wiesengrün bedeckt. An seinem einen Ende ein Grab mit schlichtem Holzkreuz. Die deutsche Inschrift besagt, daß hier französische Krieger ruhen. Sie hatten sich im Hofe verschanzt und daneben eingegraben. Unsere Artillerie schoß Haus und Graben zusammen. Die, die im Feuer auszuharren versuchten, fielen — Soldatenschicksal.

Während ringsum bunte Wiesenblumen im Winde hin und her schwanken und mit nickenden Köpfen sich grüßen, wogt um das vergessene Grab ein ganzes Meer roten heißen Mohns und schwingt sich mit einer letzten Flutwelle zu dem einsamen Grabhügel empor. Es ist, als ob die Toten darunter

Ludwigsplatz in Hattonchâtel

Maasbrücke in St. Mihiel, von Osten gesehen

das rote, verlorene Herzblut durch Erdkrume und Grasnarbe wieder sehnsüchtig zum Tage, zu Licht und Sonne emporsteigen lassen wollten. Auf die weiche, rote Seidendecke, die liebreich die Wiese den Toten gestickt hat, blicken helle Rebenhügel nieder. Wie ein Wächter steht starr und ernst der alte, morsche Turm von Hattonchâtel. Er sah die Lebenden unter dem schweren Eisenhagel deutscher Granaten zusammenbrechen und ist, da es nun still an der Stätte lauten Kampfes geworden, da das Kriegsvolk, das hier sich gestritten, längst weiter gezogen, wie der letzte Zeuge einer in grauen Tagen der Vorzeit geschlagenen Schlacht.

Wir aber steigen wieder die Höhen der Côtes hinauf. Scharf drängen dort die Bayern vorwärts, über Chaillon und Varvinay der Maas zu. Bevor wir jedoch mit ihnen ins Maastal hinabstürmen können, müssen wir mit dem Maler noch einige Abstecher machen, zuerst nordwestwärts, um sein Bild Lamorville (Seite 485) uns in Natur anzuschauen. Von der Taxisstellung aus ist es aufgenommen, und der Name dieser Stellung rührt wohl davon her, daß sie von einem bayerischen Reiterregiment, dessen Inhaber der Fürst von Thurn und Taxis ist, gebaut wurde oder besetzt war.

Ähnlich hübsche und überraschende Ausblicke, wie man sie hier auf der gegnerischen Seite hat, kann man nicht selten in den Côtes Lorraines genießen. Stundenlang ist man eng von dichtem Walde umschlossen, Wald, in dem es trotz allen Kriegslärmens in der Runde ganz feierlich still ist; Wald, wo selbst der Tritt des Fußes oder der Hufschlag des Pferdes im weichen Moose unhörbar verklingt, wo unter der dichten Fülle lastenden Laubes nur matt ein gedämpftes Licht sich breitet. Plötzlich aber reißt der dunkle Forst auseinander, eine Lichtung klafft, der Tag wird so hell, daß die Augen flimmern, und vor dem erstaunten Blicke liegt überraschend, wie hier auf dem Bilde, irgendein freundliches Tal. Oder es breitet sich eine freie Waldwiese. Oder man steht vor einer einsamen Ferme, wie deren eine der Maler in dem Bilde „Marsoupe Ferme" (Seite 487) vorführt. Dieser Hof war Mitte Oktober 1914 dem Stabe, bei dem ich mich befand, als Quartier zugedacht. Aber da er damals unter ständigem Granatfeuer lag und unmittelbar vor unserem Einzug ein Volltreffer darin eine Reihe von Leuten zerrissen hatte, schauten wir dies für ein böses Omen an und sahen uns nach einer anderen Unterkunft um, die aber, wie ich oben gestreift, auch nicht viel besser war. — Aber wenn ich auch hier nicht gewohnt habe, ich bin trotzdem noch oft in der stillen Ferme eingekehrt, um dort nach Stroh und Heu und anderem, was wir für unsere Schützengräben und unsere Pferde brauchten, zu suchen.

Der Besitzer der Ferme war schon im September wegen Spionageverdacht verhaftet worden, das Gesinde in alle Winde ver-

laufen, das Vieh, das ohne Wartung verhungert wäre, weggetrieben worden. So erlebte der malerische Marsoupehof ein trauriges, ein echtes Kriegsschicksal. Der Franzose schoß weiter darauf und belästigte den Unteroffizierposten, der hier lag. Einige unserer Leute erlebten bei solch einer Beschießung wie durch ein Wunder ihre Rettung. Krachte da, während sie sich im geschlossenen Hausgange unterhielten, durch Dachbelag und Gebälk eine Granate herein, wischte über sie hinweg den Hausgang entlang, rannte an der wuchtigen Mauer an, prallte ab, sauste, ihre Köpfe fast streifend, den Hausgang wieder zurück, donnerte von neuem an der Mauer an und klatschte mit großem Radau als Blindgänger zwischen ihre Füße, ohne einem einzigen das geringste zuleide zu tun.

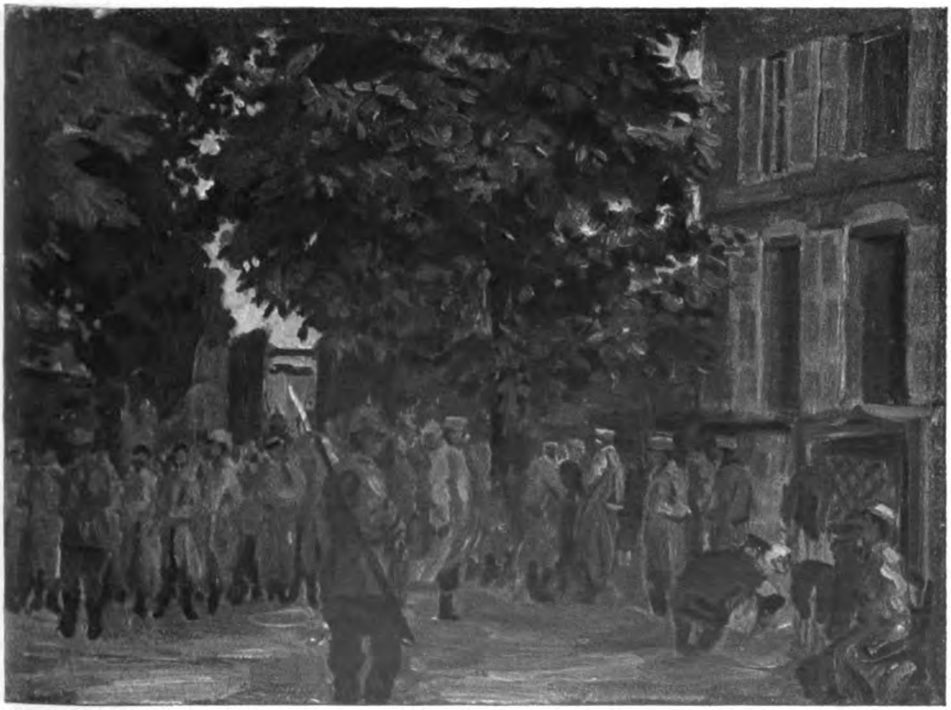
Marsoupe Ferme aber, die wegen des Feuers nicht dicht belegt werden konnte, verfiel weiter und weiter. Hier war an ein Erhalten nicht zu denken. — Jeden Tag konnte sich der rote Hahn aufs Dach setzen. Zerstörer Krieg hatte die Menschen ausgetrieben und sich darin eine Wohnstatt zurechtgemacht. —

Aus der Ferne sah sich der Besitz noch immer recht stattlich an, und als der Frühling wieder ins Land zog, kümmerte der sich den Kuckuck darum, daß es den Menschen eingefallen war, hier Krieg zu führen. Weiße Blüten und lichte Blätter streute er über die Hänge und ließ die Büsche am Bache, die Gerten der Weiden hoch und schlank emporschießen. Ringsum im Wald jubilierten die Vögel, als ob der ewige Friede schon in die Welt gezogen wäre. Und nach einem sonnigen Frühling stieg die heiße, schwere Pracht des Sommers in das Tal. Sonne und Erde lassen sich durch alles Werk der Menschen in ihrem Kreislauf nicht stören. Nur der Herbst streute seine goldenen Gaben nicht so reichlich als sonst. Im Hause wäre niemand gewesen, sie in Empfang zu nehmen, und die Soldaten, die da vorne hausten, die hatten anderes zu tun gehabt, als den frommen Pflug in den mit Granatlöchern durchsiebten Feldern zu führen, und wenn sie etwas gesät hatten, so war's eine Saat des Todes gewesen, die sie mit wuchtigen Fäusten in die Reihen des Feindes geschleudert hatten. —

Wenn man den Hügel, der nahe beim Hause ansteigt, emporklettert, so kommt man, nach Süden wandernd, vorbei an dem und jenem von einem Geschoß entwurzelten Baum, auf den alten Exerzierplatz der Garnison von St. Mihiel und unmittelbar darauf, jenseits der Apremontstraße, in den bösen Wald von Ailly. Wald? Der ist hier einmal gewesen. Jetzt steht nur mehr ein unzählbares Heer zersplitterter Strünke.

Galoppiert man aber von Marsoupe Ferme im weichen Talgrund in westlicher Richtung, so gelangt man nach kurzem Ritt in das freundliche Maasstädtchen St. Mihiel. —

Bevor ich das Bild „Marsoupe Ferme„



Französische Gefangene aus dem Bois d'Ailly in St. Mihiel

verlasse, möchte ich noch auf eines aufmerksam machen, auf die hübsche, reizvolle Luftstimmung, die es wiedergibt. Es war das eine Eigenart der Gegend: man sah die prächtigsten Wolkengebilde und Beleuchtungen. Besonders gegen Abend war dies ein ständiger Wechsel. Ich habe fließendes, flüssiges Gold, habe rinnendes rotes Feuer, habe, wenn der Westwind daherfegte, die starken Tinten von unheimlichem, schwerstem Schwarz gesehen. Und war im Winter das Düstere vorherrschend, so wurde der Himmelsmaler gegen den Frühling zu ganz mild und zärtlich, malte mit blaßgrünen und blauen Farben, griff oft zu den feinsten gelben, zu den duftigsten violetten und rosigen Tönen — es war eine Lust, ihm zuzuschauen. —

Diese schönen Luftstimmungen rührten wohl daher, daß nur wenige Kilometer entfernt im Westen die Maas floß und daß sich auch sonst im Talgrunde durch den langen, regnerischen Winter unendlich viel Nässe und Feuchtigkeit gesammelt hatte, die nun alle langsam wieder in die Höhe stieg und zu ihren Schwestern, den Wolken, hinaufflatterte. —

⌘ ⌘ ⌘

Zurück nun wieder zu den Bayern, die, wie ich schon berichtete, im September 1914 über Chaillon und Varvinay südwestwärts vorstoßen. Am Rande des Bois de Versel geht die schwere Artillerie in Stellung und beschießt Fort du Camp des Romains, dieses wichtige, südlich von St. Mihiel gelegene Sperrfort, das, wie sein Name besagt, schon zu Römerzeiten ein befestigtes Lager gewesen. Bereits der miles romanus hatte die strategische Wichtigkeit dieser St. Mihiel und die Maasniederungen beherrschenden Höhe erkannt. —

Während die Stadt St. Mihiel am 24. September völlig unbeschädigt uns in die Hände fällt, wird das Fort am 25. September gestürmt, längst bevor es artilleristisch niedergekämpft ist. Es gelingt einer Kompagnie durch den Graben und eine in die Mauer geschossene Bresche in das Fort einzudringen. Sie tut mit Handgranaten so gute Arbeit, daß das Fort, von innen bezwungen, sich ergibt. „Plutôt mourir que de se rendre“ stand mit stolzen, goldenen Lettern in Marmor über dem Forteingang geschrieben. Die ruhmselige Tafel ist verschwunden. Wohin sie gekommen, weiß ich nicht. Zerbrochen und zerschmettert, verstaubt und vergessen liegt sie wohl irgendwo in einem Winkel bei altem Gerümpel. —

Fort du Camp des Romains ist seitdem trotz vielfacher und verzweifelter Versuche der Franzosen, es von Westen her oder von Süden über den Wald von Ailly sich wiederzuholen, fest in unserer Hand geblieben. Und dieses dem Feinde durch einen kühnen Handstreich kurzerhand abgenommene Fort hat uns große, unschätzbare Dienste geleistet, vor allem durch die von der Höhe aus vorzüglich zu bewerkstelligende Beobachtung seiner Artillerie. Aber auch alle sonstige Tätigkeit des Gegners, insbesondere Truppenbewegungen auf der Straße und im Gelände wurden von hier aus gut eingesehen. Das ganze Tal der Maas, seine nächste und weitere Umgebung liegt wie auf einer Landkarte vor dem Auge offen ausgebreitet. —

Oft hat das Fort uns seine Feststellungen heruntertelephoniert, und nicht selten habe ich, wenn wir glaubten, diesen und jenen Anhaltspunkt gefunden zu haben, sie dem beobachtenden Offizier hinaufgesagt — ein reger gegenseitiger Austausch fand hier statt.

In ohnmächtiger Wut sandte der Franzose nicht selten ungute Grüße in das Fort hinein, sogar ein nicht unansehnliches Kaliber, den „langen Schorsch“, oder wie er ähnlich getauft wurde, ließ er manchmal spielen. Wie ein hungriger Geier kam es mit schwerem Fittich dahergerauscht. Ab und zu hat der wilde Eisenvogel sich mit harten Fängenkrallen ein Opfer aus dem Fort herausgeholt und es ins schwarze Reich der Nacht hinabgeschleppt. Aber die Lebenden dachten nicht daran zu weichen. Die römisch-französische Feste blieb ein campus germanorum. — —

Der Drang nach vorwärts, der die Truppen in den Septembertagen des Jahres 1914 beseelte, machte nicht im Fort du Camp des Romains und St. Mihiel halt. Über die Maas ging es hinüber und es kümmerte die vorwärts Eilenden wenig, daß die Franzosen, wie eins der Bilder zeigt, vor ihrem Abzug die schöne, große Steinbrücke gesprengt hatten (Seite 490). Chauvoncourt und Ménonville wurden gestürmt und damit fielen uns zwei gute Stützpunkte zu, denn Chauvoncourt legt sich östlich, Ménonville südlich vor St. Mihiel. Der weite nach Westen ausbiegende Bogen, den hier die Maas schlägt, war somit in seiner inneren, dem Feinde zugekehrten Seite geschützt. —

Wie es in Chauvoncourt heutzutage aussieht, zeigt eines der Bilder (Seite 486). — Nichts als Ruinen. Es wäre ein Wunder, wenn es anders wäre. Denn erbitterte Kämpfe spielten sich hier späterhin noch ab. Wie Fort du Camp des Romains, wollte der Franzose auch Ménonville, Chauvoncourt und St. Mihiel sich zurückgewinnen. —

Ich entsinne mich da eines Novembertages des Jahres 1914. — Ich glaube, es war der 18. Genau vermag ich das nicht mehr zu sagen, da ich draußen nicht die Zeit hatte, irgendwelches persönliche Tagebuch zu führen. War ich doch schon heilfroh, wenn ich mit dem militärisch-amtlichen Tagebuch, dessen Führung mir oblag, nicht zu sehr in Rückstand kam.

An diesem Novembertage des Jahres 1914 machte der Franzose einen plötzlichen Feuerüberfall auf unsere Stellungen jenseits der Maas, der an Heftigkeit seinesgleichen bisher nicht gehabt hatte. Man hörte nicht mehr Abschuß und Einschlag, es war ein

Digitized by Google

Das Fort du Camp des Romains vom Champ des Manoeuvres aus

Digitized by Google

einziges metallenes Dröhnen, die Luft warf glühende Wellen und quirlte im Wirbelsturm durcheinander, das Ohr schien mit siedendem Eisen ausgegossen. Während der Feind die schwere Glocke des Krieges läuten ließ, so stark und mächtig er nur konnte, und die Unseren durch die ehernen Klöppel, die er auf ihre Köpfe niedersausen ließ, tot und verwundet, verschüttet oder betäubt dalagen, glückte es ihm tatsächlich, in unsere Stellungen einzudringen. Ein tagelanger, erbitterter Kampf setzte ein. Am Ende des dritten Tages aber hatte das tapfere bayerische Regiment, das vor dem Gegner die Kasernen von Chauvoncourt für kurz hatte räumen müssen, ihn auch wieder hinausgeworfen. Später gemachte französische Gefangene sagten aus, daß man drüben nicht mehr daran denke, an derselben Stelle anzugreifen, solange dieses schlimme Regiment — wackere Oberpfälzer — hier stünde. Und sie haben nicht gelogen. Der Franzose hat tatsächlich hier nicht mehr angepackt und verlegte nunmehr sein Schwergewicht in den Wald von Ailly. —

Eines der Bilder, „Brand in Ménonville" (Seite 484), führt in diese Novembertage des Jahres 1914 zurück. Unter den Einschlägen der französischen Brandgeschosse ist der Ort in Feuer und Flammen aufgegangen. —

Wie der Feind es mit Ménonville und Chauvoncourt gehalten hat, so hat er auch das freundliche Maasstädtchen St. Mihiel zerstört. Von deutscher Seite fiel bei der Eroberung nicht eine Granate in die Stadt, völlig unversehrt gelangte sie in unseren Besitz. Heute aber ist St. Mihiel eine Stätte schauerlichster Zerstörung. Gänzlich vernichtet ist vor allem das Maasviertel, wo überhaupt kein ganzes Haus mehr steht. Aber auch in den höher gelegenen Stadtteilen ist ungeheuer viel vernichtet worden, Vermögenswerte und Menschenleben — Leben französischer Bürger. —

So oft man nach St. Mihiel kam, hörte man die Granaten über die Stadt pfeifen und meist irgendwo in der Nähe des Flusses einschlagen. Der Gegner wollte uns die Maasbrücke einschießen, ein Kunststück, das er lange nicht fertig brachte. Später hatte er mehr Glück dabei. Aber je nachdem einer da drüben an den Feuerrohren stand, scheute er sich auch nicht, den Eisenhagel auf andere Stadtteile niederprasseln zu lassen. Manche französische Faust hat sich in ohnmächtiger Wut gegen die eigenen Landsleute geballt, mancher schwere Fluch ist über die Maas zu den gallischen Linien hinübergewandert.

Ein weiteres unserer Bilder (Seite 491) ist in St. Mihiel gemalt. Es stellt französische Gefangene aus dem Bois d'Ailly dar und stammt aus den Maitagen des Jahres 1915. Die Franzosen tragen bereits ihre neue, schmucke und kleidsame Felduniform, die in der Farbe entschieden hübscher als die deutsche ist. Sie hat aber der deutschen gegenüber, wie man sich schon aus dem Bilde überzeugen kann, den entschiedenen Nachteil, daß sie sich viel weniger als diese dem Ge-

Blick über die Maas gegen das Fort du Camps des Romains

Digitized by Google

An der Etappenstraße

lände anpaßt, viel sichtiger und daher weniger feldbrauchbar ist. —

Tausende von Gefangenen haben wir uns im Mai und wieder Tausende im Juli 1915 aus dem Aillywalde herausgeholt. Aber, lieber Himmel, lang hat es gewährt, bis es einmal soweit war. —

Es ist hier nicht der Raum dazu, irgendwie die Kämpfe der Brigade, die den Wald von Ailly zu halten hatte, zu schildern. Selbst in einem Buche mittleren Umfanges kann man das nur streifen und andeuten, nie aber den Vorwurf erschöpfend behandeln. — Nur soviel sei hier gesagt, daß es für die hier eingesetzte Reservebrigade härtester und schwerster Arbeit bedurft hat, daß entsagungsvollstes Ausharren und viele Opfer notwendig waren, um den ständig sich erneuernden Versuchen der Franzosen, hier durchzubrechen, einen eisernen Riegel vorzuschieben. Wurde doch an diesem Punkte der Front — der alte Exerzierplatz der Franzosen lag, wie schon bemerkt, uns im Rücken — auf einem Gelände gekämpft, wo alles für den Gegner und alles gegen uns sprach. Der Franzose kannte jede Entfernung, jede Deckungsmöglichkeit, wo man Reserven unterbringen konnte, jedes Loch und jede Mulde. Er hatte geschützte Annäherungswege, wir nichts als harten Fels unter den Füßen, und wo kein Stein war, war's Lehm; fußhoch stand das Wasser in den Gräben, die wir hier aushoben. —

Mehr denn ein halbes Jahr suchte der Franzose uns durch ständiges Artilleriefeuer, durch Minensprengungen, durch Infanterieangriffe mürbe zu machen. Und als er sein Ziel erreicht glaubte, holte er zu dem großen Entscheidungsschlage aus, griff, nachdem er uns die Stellung gänzlich zusammengeschossen hatte, Anfang April 1915 mit überlegenen Kräften an und nahm uns tatsächlich einen Teil unserer Linie ab. Bereits im Mai entrissen wir ihm wieder seinen ganzen Gewinn und einen Teil seiner eigenen Gräben dazu. Im Juli aber verlor er alles, was er hatte. In der dritten und letzten französischen Stellung siedelten wir uns selbst an. Von da an hat der Gegner, wie in Chauvoncourt schon früher, es endgültig aufgegeben, im Walde von Ailly durchstoßen zu wollen und hat sich anderen Punkten des großen ehernen Gürtels, den wir um die Côtes und die Woëvre gespannt hatten, zugewandt. Aber wo er auch ansetzte, überall wehten ihm Fahnen entgegen, auf denen mit deutschen Buchstaben geschrieben stand, was der Franzose stolz und selbstbewußt über das Fort du Camp des Romains in Stein gemeißelt hatte: „Plutôt mourir que de se rendre."

Wir halten noch Einkehr im Kriegerfriedhof von St. Mihiel. Mancher brave deutsche Soldat schläft hier seinen letzten Schlaf, hier und in den weithin sich dehnenden Hügelwäldern ringsum. Viel blühendes Leben sank hin, verdorrte und wurde der Erde wiedergegeben. Aus der Erde aber wuchs Kreuz um Kreuz empor. —

Ganz südlich mutet die Zeichnung „Krieger-

friedhof von St. Mihiel" an. Der Baum könnte ein Ölbaum sein und das Grab gerade so gut an den Ufern des Gardasees, in Torbole oder irgendwo anders an fernem, sonnendurchwärmtem Gestade liegen. — Diese südliche Note, die der Gegend besonders im Sommer und Frühherbst eigen ist, verleugnet sich auch nicht in den bereits berührten Bildern von St. Mihiel, Chauvoncourt, Hattonchâtel und Hattonville. Leuchtende Farben, wohin man sieht. Vom tiefblauen Himmel heben sich Steine und Ruinenfelder in starken, manchmal grellen Tönen ab. Das Grün von Wald und Wiese ist voller, saftiger, dunkler und satter als bei uns — und wenn der Staub des Hochsommers den Heerwegen entlang wirbelt, wird Gras und Rain weiß wie an einer Straße Süditaliens oder Nordafrikas.

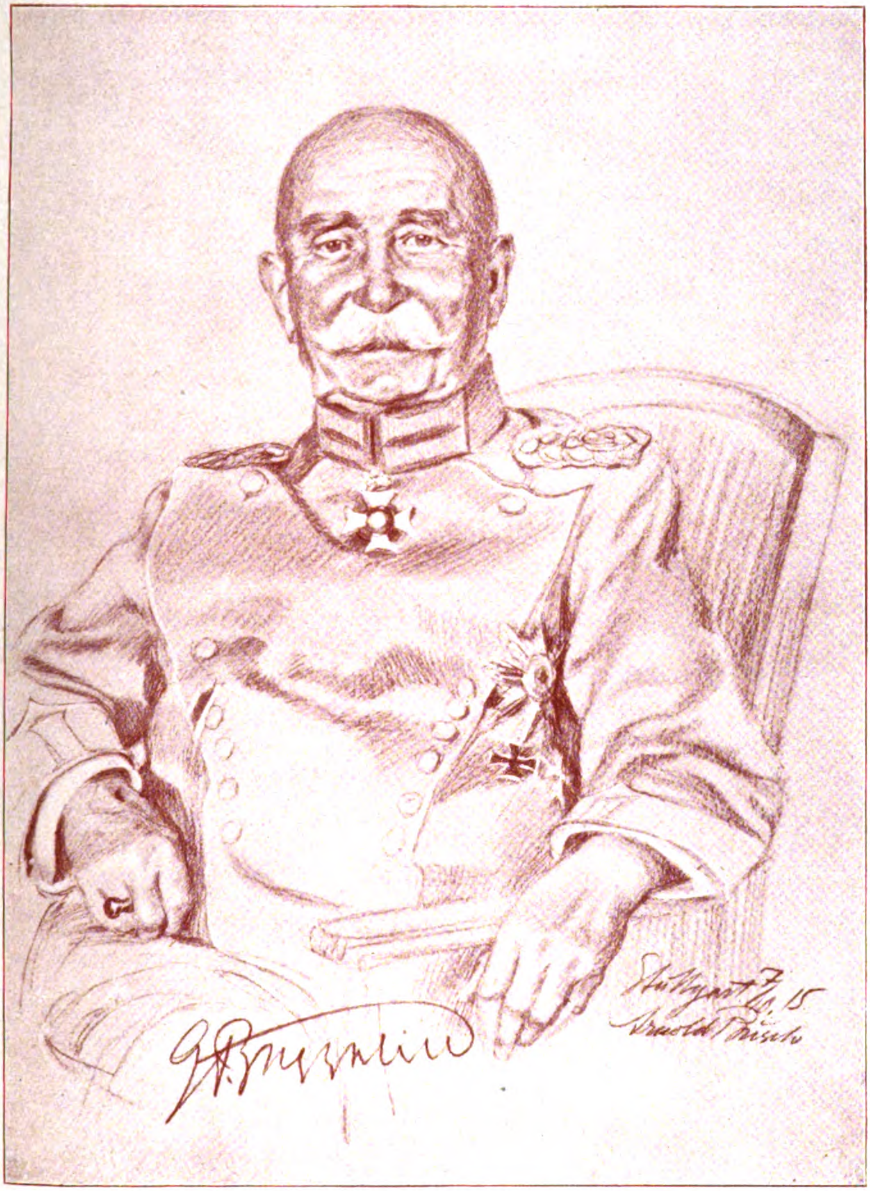
Ein letzter Blick noch auf das Bild „An der Etappenstraße" (Seite 495). An den Trümmern eines Hauses vorbei, das bei einer früheren Beschießung vom Boden wegrasiert wurde, fahren die Kolonnen. Ein ewiges Kommen und Gehen. Schwerbeladene Wagen bringen Munition und das vielfache Geräte und Rüstzeug des Stellungskrieges, Verpflegung und Proviant allerart für die Truppen der vorderen Linie. Leicht und leer rollen die Fahrzeuge zurück, wenn sie nicht Verwundete zurückfahren oder vielleicht einen wegemüden Feldgrauen, der den längst ersehnten Urlaub in die Heimat nun glücklich in der Tasche hat, aufsitzen ließen. Auch die Etappenstraße ist ein notwendiges Glied in der Kette des großen Ganzen, ist die Lebensader derer, die da vorne im Kampfe stehen. Würde sie, wenn auch nur für Tage, abgeschnürt, unterbunden, zerstört werden, so schwindet die Kraft der Streiter vorne wie Blattwerk im Frostreif. Keine Granate mehr für das Geschützrohr, keine Kugel für den Lauf des Gewehres, kein Stück Brot für den hungernden Magen. Nicht Schnee und Regen, nicht die schlimmsten, grundlosesten Wege, auch nicht das Feuer des Feindes, wenn er vielleicht die und jene Stelle noch mit weittragenden Geschützen erreichen kann, dürfen den Verkehr zum Stocken bringen. Harte Arbeit für Mann und Roß gibt es auch hier genug.

Ich nehme Abschied von den Bildern. Schon im Felde sah ich sie zum ersten Male, als mich irgendein Zufall für eine Stunde in das Stabsquartier unserer Nachbardivision führte. Das lag in einem hübschen Schloß, an das sich ein großer, schöner Garten anschloß, der mir fast nach römischem Muster angelegt zu sein schien. Und in schattiger Altane umstand, wie an einem Musenhof, eine dicht gedrängte Versammlung von Alten und Jungen — nur die Frauen fehlten im Bilde —, die eben fertig gewordenen Bilder, die Skizzen und Entwürfe, die vom Künstler eines nach dem andern vorgeführt wurden.

Damals schon fragte mich der Maler, ob ich nicht einen kurzen Begleittext zu seinen Operis schreiben wolle. — Wenige Tage nach dieser Bilderschau im Felde wehte mich der Kriegswind weit davon. Nun freue ich mich, daß es doch so gekommen ist, wie wir es damals besprachen, denn die Bilder, die die Wirklichkeit so getreu wiedergeben, haben mir manche liebe Erinnerung an mein erstes Kriegsjahr wachgerufen. Sie werden auch denen, die den Krieg nicht mit eignen Augen gesehen haben, vieles aus dem Gebiet der Woëvre und der Côtes Lorraines anschaulicher machen.

Im Kriegerfriedhof von St. Mihiel

Digitized by Google



Graf Zeppelin

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

... Wie sein Werk dem Heere zur stolzen Waffe wurde, so ward sein ganzes Leben uns zum Vorbild höchster Kriegertugend ... (Aus dem Nachruf Hindenburgs)

Digitized by Google

Graf Zeppelins Heimfahrt

Von Rudolf Herzog

Wer steuert sein Schiff durch das endlose All?
Wer naht sich den Sternen? Dem Sonnenball?
Es gibt ihm der Adler des Zeus das Geleite –
Es rauschen ihm Wotans Raben zur Seite –
Und auf lautlosen Schwingen, dem Zuge vorauf,
Weist ein Erzengel Gottes dem Schiffe den Lauf
Und meldet dem Herrn, der das Schwert ihm verliehn:
»Er kommt ... Graf Zeppelin.«

Still steht am Steuer der Schwabengraf.
Kein Schicksal war, das sein Haupt nicht traf,
Kein Schicksal, das ihm den graden Rücken
Um Zolles Breite konnt niederdrücken.
Silbern sein Haar und weiß sein Bart,
Wie ein einsamer Heerkönig kommt er die Fahrt –
Wo in Himmelshöhn die Gestirne ziehn
Fährt heimwärts Graf Zeppelin.

Hörst du dein Volk? Vernimmst du den Ruf?
Held, Held, der den Fittich der Luft uns schuf,
Held, Held, der uns lehrte, in gläub'gem Beharren
Zu den Sternen zu ziehn statt im Sumpfe zu scharren,
Held, Held, der die Schleier der Zukunft enthüllt,
Der des Vaterlands Sehnen und Suchen erfüllt,
Hinauf, nur hinauf aus der Enge zu fliehn:
Bleibe bei uns, Graf Zeppelin.

Leucht wie ein Licht, das den Weg uns weist,
Form unsren Willen nach deinem Geist,
Laß uns bei deines Namens Erklingen
Im Glauben an Deutschland den Sieg erzwingen
Und aufrecht bleiben und dankbar wie du! – –
Er ist am Ziel ... Ihr Rufer, gebt Ruh.
Gott reicht ihm die Hand – er hilft ihm herab:
»Graf Zeppelin – Glück ab!«

(»Glück ab« ist der Fliegergruß)

Digitized by Google

Goldene Jugend

Kindheitserinnerungen von Hans Reisiger

Die Domäne Dombrau, deren Pächter unser Onkel Ladislaus Becker war, lag eine Stunde Wagenfahrt von der alten Stadt W. entfernt, unmittelbar sich anschließend an die großen Zementwerke, die sich hier mit breitem Mehlgrau bis fast an die Promenadenwälle schoben. Dicht neben der Chaussee, die nach Dombrau führte, erhoben sich die plumpen, einförmigen Anlagen und zog sich die Drahtseilbahn hin, an der die kleinen, grauen Eisenwagen entlangrollten. Man kam immer staubig in Dombrau an, wenn man dorthin zu Besuch fuhr, und mußte sich jedesmal einer gründlichen Reinigung unterziehen, ehe man an dem großen, mit Georginen oder Bohnenblüten geschmückten Kaffeetisch erschien. Der Onkel Ladislaus hatte eine Art Mandelseife in riesig großen Stücken, die wir kaum in unsern braunen Knabenhänden halten konnten und deren Geruch mir noch heute mit besonderer Frische gegenwärtig ist.

Das Beckersche Wohnhaus lag groß und unscheinbar in dem flachen Land, aus dem einige mächtige Pappeln ragten. Seine Wände waren grau, die Fensterrahmen weiß und das alte Dach graugrün. Im Innern aber leuchtete es von einem lebendigen Licht; dasselbe ging von den sieben schönen, gesunden Kindern Beckers aus, unsern Vettern und Basen, die wie sieben goldene Aprikosen an einem Zweige saßen. Vier Jungen und drei Mädchen, goldbraun von Farbe, mit glänzenden Augen und scharfen Zähnen, wild, lachlustig, scheu.

Der alte Becker selbst war ein stattlicher Mann von hohem Wuchs und breiten Schultern. Ein goldener Kneifer glänzte vor seinen Kohlenaugen und ein schwarzer kurzer Bart umgab sein dunkelbraunes Gesicht. Er redete laut und lachte wie ein Löwe. Dem Bacchus war er verschworen, und der Wein, der den Keller füllte, war ein starkes Element des Hauses; nicht zahmer Tischgenoß bei Braten und Gemüse, sondern wilder, süßer, unbändiger Gott, der in sechs von allen sieben Nächten der Woche den bekränzten Stab schwang, und vor dem sich Frau Natalie Becker weinend und machtlos hundertmal flüchtete.

Seine Kinder hielt der alte Becker in strengem Regiment; wenn das Zähneklappen aber am ärgsten war, so brach plötzlich ein Strahl übermütiger Güte aus ihm, der dem Sünder wie ein heißer Blitz erlösend durch die Seele fuhr, alles Schuldgefühl in ihm wegfegte und ihm das zu jeder Besserung nötige Teil Selbstvertrauen wiedergab.

Höchste Ehre war es, am Sonntagmorgen mit dem Vater in die Stadt zur Kirche fahren zu dürfen. Onkel Becker kutschierte dann selbst seine schönen Braunen, und auf den beiden schmalen, ledergepolsterten Längssitzen der kleinen Kalesche hockten mit leuchtenden Augen, frisch gewaschen, fein angezogen, die Sieben der Reihe nach: die Älteste, Hedwig, sechzehnjährig, dann Viktor, Liesl, Hans, Joseph, Mia und Ladislaus der jüngere.

Ich besuchte zu jener Zeit zusammen mit meinem Vetter Viktor die Untersekunda des alten Gymnasiums zu W. Tief unter uns in der Quarta hockte Joseph. Zur Schule wurden die zwei Knaben und ihre beiden ältesten Schwestern ebenfalls im Wagen hereinkutschiert, worum sie allgemein beneidet wurden.

Schon wegen der vielen zu feiernden Geburtstage gab es im Hause Becker oftmals Gelegenheit zu fröhlichen Besuchen und unvergeßlichen Kaffees und Abendbroten. Trotz der strengen Erziehung waren die Kinder doch eigentlich das Wichtigste im Hause und nahmen begeisterten Anteil an allen Besuchern, die erschienen; und auch größere Abendgesellschaften, bei denen sie nicht mittun durften, fanden einen mächtigen Widerhall in dem großen Kinderzimmer, wo alsdann die reichlichen Überreste der außergewöhnlichen Speisen als herrliche Beute mit Jubel eingeheimst und vertilgt wurden.

Digitized by Google

Zu den allerwichtigsten Gästen aber zählten zwei, die unserm Kindersinn wie die ungleichen Verkörperungen von Ernst und Spaß, Romantik und Komik, Held und Narr erschienen, und die mit einer, für unsere jungen Herzen tieferregenden Bedeutsamkeit dem Leben der schönen Hedwig Becker nahekamen, die doch so ganz noch zu uns gehörte, und uns dann doch mit einemmal in einer unruhig-süßen Entrücktheit erschien.

Der eine von diesen beiden war ein jüngerer Stiefbruder von Frau Natalie Becker, genannt Onkel Arthur. Er war zu der Zeit, in die ich mir den Anfang dieser kleinen Erinnerungen verlegt denke, gerade auf Reisen; wo, wußten wir Kinder nicht genau, und es wollte uns manchmal dünken, als wüßten es die Erwachsenen auch nicht. Überhaupt lag ein beunruhigender, einschüchternder Ernst um den Namen des Onkels Arthur, obwohl auch wieder in der Art, wie die Frauen in der Familie ihn nannten, etwas Bewunderndes und Schönes zu klingen schien.

Der zweite aber war der hochberühmte, bis an alle Grenzen der Provinz volkstümliche Doktor Stocklossa.

Doktor Edmund Stocklossa vermittelte am W.er Gymnasium den lauschenden Schülern die Kenntnis der griechischen Sprache, respektive Grammatik. Seine Stirne war hoch und gewölbt wie der Himmel über dem Olymp, seine Augen rund und groß wie diejenigen der kuh- oder eulenäugigen Tochter Zeus': Athene; seine Nasenflügel blähten sich wie die des alleswitternden Gottes Pan, wenn er durch die Thymianhänge der delphischen Berge spazierte. Über seinen stürmischen Lippen erhob sich das kurze Gestrüpp eines Bärtchens, das er mit Daumen und Zeigefinger auseinander zu spreizen pflegte; und aus dem Gehege der Zähne, gegen das die Zunge mit schleckendem, zischendem Geräusch schlug, entsprudelte ihm der Sturzbach der Worte. Und wenn irgend jemand dem wahren Klang der Hellenensprache nahekam, so war es Doktor Stocklossa; denn die Philologen sind sich einig darüber, daß die alten Griechen, ähnlich wie die Briten, die Lispellaute in ihrer Sprache hatten, und Doktor Stocklossa lispelte, wie ich nie wieder einen Menschen lispeln hörte.

Seine Finger waren kurz und kantig gekrümmt, wie die des Schmiedes Hephästos, und er konnte mit den Knöcheln auf das Katheder hauen, daß alles knackte. Mit diesen Fingern, die er fast immer starr gespreizt hielt, bot er den staunenden Knaben die grammatischen Bröckchen der alten marmornen und felsigen Griechenherrlichkeit dar, indem er sie lispelnd besprühte und aus den runden Augen unter rot leuchtender Stirne göttlich glotzte.

„Wissen Se, wie's geht im preuß'schen Staat?" rief Doktor Stocklossa: „Kaiser, Kultusminister, Stocklossa! So geht's! — Ich hau' Sie an die Wand! Ich zersäge Sie! Ich schleudere Sie gegen a Prellstein! Sie denken woll, Sie werden zu Ostern versetzt? — Ich will emal folgendes sagen: Nächstes Jahr sitzen Se wieder hier, in zwee Jahren sitzen Se ooch noch hier! In drei Jahren sitzen Se ooch noch hier!"

Der Prismus der Klasse hieß Kaszmarzik und stotterte. „Kaschmarek!" rief Doktor Stocklossa, „Sie haben a entsetzlichen Sprachfehler! Sie stottern ja grodezu entsetzlich! Gehn Se ans Wehr, wo die Oder rauscht, nehmen Se Steine in a Mund, deklamieren Se die Bürgschaft! — Was wollen Se denn werden Kaschmarek? Was? — Lehrer woll'n Se werden? — Der Lehrer muß tadellos sein! Sonst sagt der preuß'sche Staat: ,'raus!' — Wenn ich een' Sprachfehler hätte, die ganze Klasse würde mer nachmachen!"

„Kohn!" rief Doktor Stocklossa, und Zornesröte stieg ihm in die Wölbung der Stirn, indem er die Extemporalia zurückgab. „Kohn, Se haben a Geschlechtsfehler! Setzen Se sich! Sie können 's nich! Arbeeten Se, bis Se umsinken, da wer'n die Wangen rot!"

Aber die Stimme Doktor Stocklossas wurde weich und zart, und ein vorsichtiges Lächeln breitete sich unter sein Bärtchen, indes er dasselbe mit Daumen und Zeigefinger auseinander strich, wenn er „Dellbrick" sagte.

Delbrück war der langaufgeschossene Sohn des höchsten Regierungsbeamten in der Stadt. „Der Dellbrick wird die Sache machen!" sagte Doktor Stocklossa und gab eine zu übersetzende Stelle im Herodot an. Aber Delbrück konnte die Sache nicht machen. Unter seinem Flachshaar er-

Digitized by Google

rötend, ließ er die Teubnersche Ausgabe sinken, daß die „Klappe“, die verbotene Übersetzung, vor aller Augen herausfiel.

„Dellbrick,“ sagte Doktor Stocklossa, die Augen abseits drehend, „Sie können's ja! Haben Se sich's denn nich angesehen? Arbeeten Se, Dellbrick; lassen Se die Kläffer kläffen! Die Kläffer beißen Se ins Bein. ‚Du bist a Streber!‘ sagen die Kläffer. — Streben Se ruhig weiter, Dellbrick!“ Und Delbrück schob seine langen Beine wieder unter die Bank, indes eine längere Rede Doktor Stocklossas sich sprühend über die Klasse ergoß. —

Von der stammelnden Sexta bis zur stolzen Prima hinauf wurde die Kunst, Doktor Stocklossas Rede- und Vortragsweise nachzuahmen, mit einer im Laufe der Jahre zu höchster Reife gediehenen Meisterschaft geübt.

Nicht aber dies nur: die Gestalt des feurigen Doktors wurde auch lebendigen Leibes von üppig wuchernden Ranken der Sage umschlungen. Seine Aussprüche nahmen im Volksmunde die ungeheuerlichsten Formen an; Taten wurden ihm angedichtet, die denen des Odysseus nicht nachstanden. Man stellte Doktor Stocklossa mitten auf ein griechisches Stadion und hetzte ihn im Galopp zwanzigmal um das Ziel herum, daß ihm der Schweiß von der Höhe der Stirn in die griechische Sonne troff, bis er lispelnd einem Marmorgotte zu Füßen zusammenbrach. Bei alledem hatten wir einen Mordsrespekt vor ihm, denn wen er einmal mit seinem Grimm verfolgte, den schund er, wie der Apoll den Marsyas.

Durch eine Eigentümlichkeit tat sich Doktor Stocklossa besonders rühmlich hervor: er näherte sich den schönsten und reichsten Mädchen der Stadt kühn wie Paris und trug ihnen seine Hand zum ehelichen Bunde an. Kein Mißerfolg vermochte ihn in dieser seiner Gepflogenheit zu erschüttern. Er häufte die erhaltenen Körbe mit stillem Ernst in seiner Junggesellenklause an, stark und trotzig, wie ein Adler in seinem Horst.

Im Beckerschen Hause verkehrte dieser edle Gast mit besonderem Behagen. Wenn er den alten Becker in der Stadt von weitem sah, so drehte er alsbald bei und wallte auf ihn zu, den Hut von der Stirne lüftend. Der alte Becker empfing ihn mit gewaltigem Lachen und mit blitzenden Zähnen, er schlug ihm auf die Schulter und rief: „Wir woll'n die Sache schon machen, Herr Doktor!“ — und Doktor Stocklossa wurde mit Hallo und unter ehrfürchtigem Grüßen von uns hoffnungsvollen Knaben in den Wagen verfrachtet, wo er, glühend vor Wonne und doch würdevoll, Platz nahm. Während der Fahrt entsprühten seinem Munde allerhand bedeutende Bemerkungen, wobei er zum Teil ernst um sich schaute, zum Teil listig lächelte.

Herrliche Fahrten! Voll glücklichen Lichts in meiner Erinnerung! — Die Sonne neigte sich wohl qualmig in die warme Tiefe der Felder; hinter uns entführte ein leichter Wind den Staub der Chaussee; freier, süßer Geruch kam von Lupinen- und Buchweizenfeldern herüber und von den Strichen Tannenwalds, die jenseits der Zementwerke begannen.

‚Kaffee und Kuchen‘ lag ahnungsvoll in der Luft; und die ganze lebendige Wohnlichkeit des alten, lieben Hauses erwartete uns. Wir Glücklichen! Wir sahen den holden Schein des Lebens selbst eines auf des andern Wangen leuchten, wir bestrahlten uns gegenseitig mit dem warmen Gold der Jugend. Wir liebten uns selbst, indem wir die andern liebten. —

An jenem Nachmittag, den ich im Sinn habe, empfing uns an der Tür des Hauses Frau Becker, oder Tante Natalie genannt, und neben ihr ihre schöne älteste Tochter Hedwig, die nicht mit in die Stadt gefahren war. Frau Natalie war eine schlanke, dunkle Dame, mit noch reichem Haar und sanften, etwas fremdartigen Zügen und einem unendlich gütigen, feinen Mund. Sie hatte stets ein halb belustigtes, halb etwas ängstliches Lächeln, wenn sie des Doktors Stocklossa ansichtig wurde.

Hedwig Becker stand halb hinter ihr, eine Hand auf der Schulter der Mutter, in lieblicher, schalkhafter Wendung. Zwei große Doggen sprangen vor den beiden empor.

Doktor Stocklossa hatte von jeher eine tiefe Verehrung für Frau Natalie Becker. Er hatte diesem Gefühl unter anderem einst dadurch Ausdruck gegeben, daß er am Geburtstage Tante Nataliens mit einem Rie-

Digitized by Google

senstrauß erschienen war, eine große Visitenkarte in der Hand haltend, auf welcher geschrieben stand: „Herzlich gratuliert Oberlehrer Dr. Edmund Stocklossa." Als Frau Becker den Strauß in Empfang nahm, fiel ihr ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Etwas daraus entgegen, das sich als ein Zwanzigmarkstück herausstellte: ein sinnig übermittelter Beitrag Doktor Stocklossas für den Wohltätigkeitsbasar, zu dessen Vorstandsdamen Tante Natalie gehörte.

Beim Abendessen saß Doktor Stocklossa zwischen Frau Becker und Hedwig. Wir Jungen waren noch vom Spielen heiß und lachlustig. Frau Natalie schnitt Schinken auf. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor," sagte sie, „die Scheiben sind etwas dick geraten." — „Die Dicken sind mir lieber!" erwiderte Doktor Stocklossa strahlend. — „Herrlich scheen!" sagte er, indem er sich zu Hedwig wandte mit einem glühenden Blick auf den Ausschnitt ihres Sommerkleides; „scheen lustig so, Fräul' Hedwig! Ich will emal folgendes sagen: Bei uns mecht's nich so scheen aussehn!" Er sprühte von Munterkeit und Witz. Er gab Reiseerinnerungen zum Besten, deren Sinn aber niemandem recht deutlich wurde. Wir lauschten hoch auf; keine Miene des herrlichen Mannes entging uns. Bis dann die Zeit für die Jugend kam, wo es hieß: „Zu Bett!"

Erst wurde noch einmal durch den Garten getollt, dann stiegen wir nach oben in die Schlafzimmer. Hedwig Becker warf sich im Mädchenzimmer rücklings aufs Bett, aus vollem Halse lachend, und führte ein Stocklossa-Drama auf, mit aufgerissenen Augen und verschnörkelter Zunge, — bis die alte Karoline an die Wand klopfte und wir Jungens rausgeworfen wurden und die Nacht traumlos über uns alle sank.

Unten aber verharrten die Männer beim Wein; Silen selbst, in Gestalt eines alten, graubärtigen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft, kam wohl noch dazu.

Frau Natalie zog sich dann nach einiger Zeit zurück, machtlos vor dem unholden Gotte, der nun alsbald dem edlen Doktor Stocklossa auf den Leib rückte und ihm Glas auf Glas seines Saftes zwischen die sprudelnden Lippen trichterte, bis seine Stirn wie in Sonnenuntergang erglühte. Dann schlug Doktor Stocklossa mit krachenden Knöcheln auf den Tisch und schrie zu Onkel Becker, der sich vor Lachen den Bauch hielt: „Becker! Passen Se uff! Sie wer'n mer die ganze Tapete bekeuchen! Ich hau' Sie an die Wand! Ich zersäge Sie!!" — Und über ihnen hing die alte unendliche homerische Nacht. —

Am herrlichsten war es an einem Abend, der uns Kinder, wenigstens die älteren unter uns, in ein richtiges Fieber brachte, so daß uns zumute war, als ob wir doppelt und dreifach soviel hörten, sähen und fühlten, wie gewöhnlich. Dies war der Abend, an dem nach langer Zeit zum erstenmal der so selten gesehene Onkel Arthur, der jüngere Stiefbruder Tante Nataliens, ins Haus kam, irgendwoher aus dem Süden, schön wie ein Normanne, und feurig und lachend wie einer dieser Eroberer des Mittelmeers.

Das unbestimmte Unbehagen, das für uns Kinder immer bei Erwähnung seines Namens fühlbar gewesen war, war wie verflogen. Alles an diesem Manne war gut und schön, herrlich, hinreißend. Wir sahen ihn mit großen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle tausendmal an und fanden kein Fehl an ihm! Wir hingen an seinen Armen, wir faßten nach seiner Hand in Knabenfreude, wir lauschten seiner klaren, freien Stimme und riefen begeistert dazwischen, wenn er sprach. Er erzählte wie Horant der Sänger! Alles, was er erwähnte, hob er gleichsam irgendwie empor, daß es von allen Seiten im Licht und in vollen Farben stand. Wir sahen alles, was er schilderte, wir rochen und fühlten und hörten es, es kribbelte uns in den Fingerspitzen, und in unserer Brust war ein Kitzel aus Lachen und Weinen, ein verhaltener Jubel, den wir zuvor nicht gekannt hatten. Wenn wir danach unter uns allein waren, so redeten wir hundertmal lebhafter als sonst, wir achteten uns gegenseitig höher, wir freuten uns übereinander, wir hätten uns alle um den Hals fallen mögen.

An jenem ersten Abend waren auch Doktor Stocklossa sowie einige andere Herren und Damen zu Gaste. Wir Kinder blieben länger als sonst sitzen, denn niemand rief: „Zu Bett!", niemand dachte an so etwas, wie schlafen gehen, alle redeten lebhaft, lachten, erzählten, und der Mittel-

Digitized by Google

punkt war Onkel Arthur. Durch die geöffneten Fenster strömte die warme Abendluft in den Schein der Kerzen und Lampen, die Blumen leuchteten, die Gläser blinkten; und dann erhob sich, beglückend, einem Wunder gleich für unsere Ohren, Musik am Klavier: Onkel Arthur spielte. Er saß mit leicht zurückgeworfenem Kopf, — wobei uns zuerst fast ein wenig lächerte —; seine braunen, schlanken Hände, an denen ein großer goldener Ring glänzte, griffen in die Tasten mit einer Bewegung, die uns herrlich und zauberhaft erschien, undeutlich voll Kühnheit und Freiheit, — ja mit Worten nicht zu beschreiben. — Der ganze Raum sang und klang. Wir saßen und hielten den Atem an. Ich sehe noch Onkel Becker, auf einem Diwan in der Ecke zurückgelehnt; sein Kneifer funkelte vom Kerzenlicht. Und dann Hedwig, nahe dem einen Fenster, nicht weit von mir in einem Schein, der sich mischte aus der Abenddämmerung, die von den grünen Bäumen draußen widerstrahlte, und dem Licht des Zimmers, ein leichtes Gold auf ihren zarten Wangen, und schwarzes Licht in den schönen großen Augen. Und als ich von ihr wegsah, sah ich die mächtig erglühende Stirn Doktor Stocklossas und seine Augen, die, ohne nur einmal zu blinzeln, groß und starr auf Hedwig ruhten. Ach, Lachen und Schmerz und tausend unaussprechliche Dinge zuckten mir tief in der Knabenbrust.

Dann ist mir in Erinnerung, wie Onkel Arthur, nach einem rauschenden Schluß des Musikstücks, sich mit einem übermütigen Lachen erhob, nach einem vollen Glase griff, es gegen Hedwig schwenkte und rief: „Meiner schönen Nichte!" — Worauf Hedwig, heftig errötend, einen Augenblick zögerte und dann mit einer anmutigen Bewegung sich erhob, das Glas ihrer Mutter nahm und in einer kindlichen und lieblichen Art daran nippte, indem sie Onkel Arthur dabei ansah. — Dieser hatte sein Glas auf einen Zug hinuntergestürzt und nach dem schöngeschliffenen Weinkrug gegriffen, um es von neuem zu füllen, als ich mit den zugleich scharfen und dumpfen Sinnen der Jugend sah, daß er mit einem plötzlichen Zögern aufschaute und einen großen, unruhigen Blick geradezu in die Augen von Tante Natalie richtete, die nicht weit von ihm in einem Lehnstuhl saß und seiner Bewegung folgte. Eine dunkle Ängstlichkeit und Bitte sprach aus ihrem Blick. Über Onkel Arthurs Gesicht glitt ein purpurner Schatten der Verlegenheit; eine zornige Regung schien mit einem Lächeln zu kämpfen, bis dieses plötzlich siegte und er, mit übermütiger Wendung, das Glas nun wirklich füllte, schnell an die Lippen hob und wiederum auf einen Zug hinabstürzte. „Herr Jott noch emal!" rief Doktor Stocklossa, gleichfalls in Begeisterung sein Glas umkrampfend und an die feuchten Lippen führend. Und in einem allgemeinen Trubel und Hin und Her verschwanden wir junges Volk dann doch auf einen Wink Onkel Beckers, um oben in den Betten noch lange zu flüstern und zu phantasieren.

Am folgenden Tage, nach dem Mittagessen, als Onkel Becker und Frau Natalie einem Schläfchen huldigten, und ich meine Schularbeiten mit gewohnter Schnelle erledigt hatte, trieb ich mich im Garten umher, aß Stachelbeeren, kroch unter die warmen Sträucher, hockte in der Laube und träumte wieder eine Weile mit auf den Arm gelegtem Kopf. Als ich, heiß vom Mittagsgarten, ins dämmrige Haus trat, sah ich am Treppengeländer Onkel Arthur stehen, und eine Stufe über ihm Hedwig, leicht gegen das Geländer gelehnt. Onkel Arthur hielt ihre Hand. Als er mich gewahrte, ließ er sie los und rief irgend etwas Scherzendes mit lauter Stimme, kam auf mich zu und begann eine Art Boxkampf mit mir, drängte mich in die Flurecke, und als ich lachend und tiefatmend wieder um mich schaute, waren wir allein, Hedwig war nicht mehr da, und ich sah in die großen dunklen Augen Onkel Arthurs. Mir war an diesem Tage wunderlich ums Herz.

Am darauffolgenden Sonntag erschien um Punkt zwölf Uhr zum allgemeinen Erstaunen Doktor Stocklossa, in hohem glänzenden Zylinderhut und langem schwarzen Rock, einen großen Blumenstrauß in der Hand haltend, welchen er jedoch im Vorraum niederlegte, indem er gleichzeitig mit weit geöffneten Augen und mit tiefem Ernst den Wunsch äußerte, Herrn Oberamtmann Becker sprechen zu dürfen. Er wurde alsbald in das Empfangszimmer geführt, wo er, ohne sich zu setzen, Onkel Becker erwartete. Die roten Glacéhandschuhe, die er

an den Händen hatte, zog er dabei nicht aus. Als Onkel Becker eintrat, tat Doktor Stocklossa einen drehenden Schritt auf ihn zu und streckte ihm die gekrümmte, rote Lederhand entgegen, die Becker kräftig ergriff, indem er rief: „Das ist mal nett, Herr Doktor! Was führt Sie zu uns?"

Doktor Stocklossa, den Zylinderhut in der einen Hand haltend und die andere an sein gesträubtes Bärtchen führend, begann allerhand beziehungsreiche Dinge zu reden, die mit „herrlich scheen" anfingen und mit „grodezu" endigten, und ging dann mit einigen kühnen Wendungen, während seine Stirne sich tiefer rötete, auf mehr persönliche Dinge über, auf seine schöne gesicherte Stellung, das Ansehen, das er allgemein genoß, die Aussichten, die er für die Zukunft hatte; tat dessen Erwähnung, daß er sich für seine Wohnung ganz neue Möbel nach eigenen Ideen von einem Künstler hätte zeichnen lassen, die nunmehr bei einem Tischler in Ausführung seien. — Bis er schließlich mit kühn erhobener Rechten, sprühenden Mundes den eigentlichen Grund seines feierlichen Besuches hervorstieß: nämlich, daß er käme, um bei Herrn Becker um die Hand seiner ältesten Tochter, Hedwig, anzuhalten.

Onkel Becker, hoch aufhorchend, fuhr sich mit der Hand in seinen schwarzen Bart. Sein Kneifer funkelte. Und er wollte eben, von verhaltenem Lachen gefüllt wie ein Ballon, irgend etwas mehr oder weniger der Sachlage Entsprechendes antworten, als mit einemmal die Tür sich öffnete und Hedwig lachend und laut: „Papa! Papa!" rufend ins Zimmer flog, Nelkenduft des Gartens mit sich bringend, und den Atem ihrer jungen Brust.

Als sie des unerwarteten Besuchers im Bratenrock ansichtig wurde, hielt sie jäh inne und blieb mit leicht verlegenem Lachen, die Hand ans Haar führend, in der Nähe der Tür stehen. Sie trug ihr Haar erst seit wenigen Tagen aufgesteckt und heute hing es ihr wieder wie früher in Zöpfen über die Schulter.

Onkel Becker, wie von einer plötzlichen Idee freudevoll erleuchtet, wandte sich lebhaft ihr zu und begann eben: „Hedwig! Hör' mal an! Der Herr Doktor hier ..." Aber da tat Doktor Stocklossa mit erhobener rot leuchtender Hand und hervorschwillenden Blickes drei mächtige Schritte nach vorn und rief: „Ich will emal folgendes sagen, ich muß jetzt gehen! Der Direktor wartet auf mich! Konferenz jetzt! Grodezu!" Und Onkel Beckers Hand in schmerzvollem Krampfe drückend, wobei er die Lippen mit der Zungenspitze heftig befeuchtete, verließ Doktor Stocklossa den Raum, indem er Hedwig starren Blickes zunickte. Den Riesenstrauß vergaß er im Vorraum. Viktor und ich waren ebenfalls gerade aus dem Garten gekommen und sahen noch, wie Doktor Stocklossa sich den Zylinderhut aufs Haupt stülpte; als etwas geschah, was uns aufs tiefste erschreckte und uns mit einem kindlichen Grausen erfüllte.

Die Haustür, deren Klinke der alte Diener Martin eben heruntergedrückt hatte, um Doktor Stocklossa hinauszulassen, wurde von außen ziemlich unsanft geöffnet, und Onkel Arthur erschien auf der Schwelle. Wir Jungens wollten erst auf ihn zueilen und ihn freudig empfangen. Aber dann blieb uns die Begrüßung im Halse stecken. Ohne daß wir uns Rechenschaft darüber ablegen konnten, fühlten und sahen wir, daß eine unheimliche Veränderung mit Onkel Arthur vorgegangen war.

Er stand mit seiner hohen Gestalt in der schmalen Türöffnung, gegen das Licht. Er schien einen Augenblick auf eine seltsame Art mit dem Eintreten zu zögern. Dann wandte er sich halb gegen Doktor Stocklossa, so daß das Licht sein Gesicht von der Seite traf. Nun sahen wir, daß sein sonst so lebhafter Blick starr und tot und sein schönes Gesicht bleich wie Marmor war. Er kam ziemlich nahe an den zylindergeschmückten Doktor heran und sagte mit unsicherer, etwas schleppender Stimme einige Worte zu ihm, die wir nicht verstanden. Dann ergriff er ihn am Arm und zog ihn von der Tür weg. Wir hörten, wie er sagte: „Nee, nee, Doktor, kommen Sie nur mit, wir wollen doch erst noch ein Glas Wein trinken." Dann blieb er vor Onkel Becker stehen und sagte mit unsicherer Würde etwas, was ich nicht verstand. Dann brach er wieder ab. Ich sah plötzlich mir gegenüber die entsetzten Augen Hedwigs, die neben dem vergessenen Riesenstrauß stand und ihn achtlos anfaßte. Onkel Arthur lachte plötzlich in einer seltsamen, peinlichen Art. Dann ging er,

Digitized by Google

während Doktor Stocklossa zurücktrat und nicht wußte, was er tun sollte, auf die Tür des Eßzimmers zu.

„Adieu, Doktor," sagte Onkel Becker laut und praktizierte den Heiratskandidaten zur Haustür. Dann rief er uns zu: „Marsch, in den Garten!"

Wir beeilten uns verschüchtert, hinauszukommen. Wir sahen nur gerade noch, wie Onkel Arthur mit dem Hut auf dem Kopf in das Eßzimmer eintrat.

Auf den schmalen Gartenwegen, zwischen den heißen Sommerbüschen, gingen und standen wir umher. Hedwig blieb nur einige Augenblicke, dann ging sie weg. ‚Was ist nur?‘ dachten wir und tappten mit unsern jungen Sinnen im Dunkeln. War Onkel Arthur irrsinnig geworden? oder am hellerlichten Tage betrunken? War das überhaupt noch derselbe Mensch?

Nach einer Weile wurden wir, etwas später als gewöhnlich, zu Tisch gerufen. Onkel Arthur fehlte. Onkel Becker war ernst und offenbar zornig, Tante Natalie hatte verweinte Augen. Wir hockten stumm und gedrückt vor unsern Tellern; es wurde wenig und von gleichgültigen Dingen gesprochen. Ich sah Hedwig an. Wie kam es, daß sie mir auf einmal ganz erwachsen vorkam, ja richtig, wie eine junge Dame?

Nach endlich beschlossener Mahlzeit verzogen wir Knaben uns nach oben, um unsere Schularbeiten in Angriff zu nehmen. Der aufregende Eindruck, den die Veränderung des vergötterten Mannes in uns hervorgerufen hatte, wirkte mit tiefer Unruhe nach. Unsere Zutraulichkeit, unsere holde Dumpfheit war gestört. Ein Schatten war über die goldene Verläßlichkeit des ganzen Daseins geglitten. Ich fühlte undeutlich in meiner Brust Kräfte am Werk, die bestrebt waren, dieses störende Bild wieder zu verdrängen und alles wieder so gut und vertrauenswürdig zu machen, wie es zuvor gewesen.

Es litt mich nicht lange am Arbeitstisch. Ich ließ die Bücher und Hefte offen liegen und ging allein aus dem Zimmer. Ich begab mich die Treppe hinab in das sogenannte Gartenzimmer, einen schönen großen Raum, von dem aus eine glasumschlossene Veranda in den Garten hinausführte. Sie war mit dunkelglänzendem Edelgesträuch — Lorbeer, Oleander, Magnolien — erquicklich angefüllt und hatte für uns etwas Südländisches, Großes, etwas, das wir undeutlich mit Horaz und Virgil und der Erhabenheit Roms in Beziehung setzten.

Hier sollte ich nun unerwartet dem, was mich beunruhigte, in aller Nähe gegenüberstehen und den Leidenschaften, wenn auch noch dumpfen Sinnes, ins Gesicht sehen, deren Schattenbild mich nur eben geängstigt hatte; und sollte auch die erquickliche Kraft der Wirklichkeit spüren, die auch bei betrüblichen Vorgängen immer noch etwas Starkes und Tröstliches auf gesunde Menschenkinder ausströmt.

In der grünen Veranda standen Onkel Becker, Frau Natalie und Onkel Arthur. Alle drei aufrecht und so erschienen sie mir gegen das Licht größer. Sie waren in lebhafter Rede und Gegenrede begriffen; die Männer sprachen sorglos laut, als ob alle Welt sie hören möge; und dieser Umstand schon gab meinem Knabenherzen sein altes Vertrauen in die Rechtmäßigkeit und Würde der Vorgänge in diesem so geliebten Hause zurück.

Die tiefe, volltönende Stimme unseres Hausvaters erklang von einem, ich möchte sagen, gütigen Zorn, indem er sich gegen Arthur richtete. Nach wenigen Augenblicken Lauschens (denn es kam mir nicht in den Sinn, mich davonzuschleichen) wurde mir deutlich, daß er jenen beschwor, nicht, wie Arthur es vorzuhaben schien, noch heute stehenden Fußes das Haus zu verlassen und zu verreisen, sondern im Kreise der Verwandten zu bleiben und den Schutz und den Halt nicht aufzugeben, den er hier, trotz allem, vor sich selber finden könne, wie sonst nirgends in der Welt.

Dieses ‚trotz allem‘ sprach mein Onkel mit einer mich undeutlich erschütternden Eindringlichkeit; es war, als ob er mit Händen der Seele den jüngeren Mann anfaßte und schüttelte. Ich sah auch, wie Tante Natalie ihr Taschentuch an die Lippen führte. Onkel Arthur stand halb abgewandt mit leicht erhobenem Kopf. Ich glaubte mitzufühlen, wie ihn die Worte halb zorniger, halb inniger Bewunderung und Liebe bewegten, die nun Onkel Becker ihm und seinem reich begabten Geist und Wesen spendete; mein volles Knabenherz rief ‚ja‘ zu allem, was er aussprach: ja,

Digitized by Google

dies war ein liebenswerter, anmutiger Geist, ein feuriges, teilnehmendes und mitteilendes Wesen, ein Herz, in dessen warmer Nähe man sich unsagbar wohl fühlte, — und sich wohlzufühlen bei einem Menschen erschien meinem jungen Sinn als das Edelste und Beste; das Urteilen über Wert und Unwert eines Menschen gegenüber den Forderungen des Lebens lag mir noch in glücklichem Dämmer verhüllt.

Und nun sprach es Onkel Becker mit seiner freien, kräftigen Stimme aus, wovor denn eigentlich Arthur Schutz und Halt in unserm Hause suchen sollte, warum denn eigentlich das Gute an ihm mit so schmerzlicher Bedeutung hervorgehoben wurde; und er nannte den Namen des Dämons, der ihn bedrohte, und dessen unheimlichen Anhauch wir Kinder zuvor gespürt; er nannte ihn wie etwas Schicksalhaftes, voll einer gewissen zürnenden Ruhe, nicht zimperlich noch tragisch, ohne Vorwurf noch Beschönigung; und dies befreite mein Herz vollends, obwohl der Name dieses Dämons der wohl geahnte, aber darum nicht minder grausige der Trunksucht war.

Nicht fröhlich-unholdem Gotte galt es hier mehr, nicht dem Thyrsosschwinger Bacchus; sondern hier sollte ein ganzes Leben vor einem kalten Zwange, vor einer schuldlos ererbten Leidenschaft beschützt werden, die mit Krankheit, Wahnsinn und Verbrechen in finstrer Beziehung stand.

Das leicht erhobene Haupt Arthurs, mit dem schönen, dunkeln Haar, schien mir von diesen Gespenstern umdroht; sie lauerten nah in der Luft. Eine wesenlose Angst ergriff mich. Das Bild von neulich abend, als er zögernd und dann mit übermütiger Hast das Glas an den Mund geführt hatte, zuckte in mir auf. Ich hätte auf ihn zueilen, ihn umfassen und mit meinem eigenen Leibe schützen mögen; ja, wir Kinder alle, wir mußten einen schützenden Ring um ihn schließen! Er mußte bei uns bleiben, und wir würden mit fröhlichen Stimmen, mit Liedern und Spielen jenen Geist vertreiben, der ihn in seiner Gewalt hatte!

Indem ich so noch heftig Partei für Onkel Becker nahm, begann Arthur zu sprechen. Die Worte, die er gebrauchte, blieben in meinem erregten Sinn nicht eigentlich haften; wie denn überhaupt diese Zwiesprache gleichsam als ein Bild vor mir stand, als ein Gegeneinander von Kräften und Gefühlen. Dies aber weiß ich, daß die Erwiderung Onkel Arthurs mit feurigem Ungestüm ausbrach und mein schnell gewandeltes Herz mit sich riß. So hatte ich noch nie einen Menschen sprechen gehört. Zum ersten Male in meinem Leben traf mein Ohr so aus tiefster Seele kommende Menschenrede.

„Freiheit" war der schwermütig-wilde Grundton dieser Rede: — „Ich bin ein verdorbenes Stück Schöpfung," so klang es mir in den Sinn, — „das, was noch lobenswert an mir ist, das, was ihr Geist, künstlerisches Feuer, Anmut oder wie immer nennt, — das kann ich rein und voll nicht mehr geben; aber ein wenig davon ist doch noch mein, — schmerzlicher, einziger Besitz! — Dies aber ist so höllisch verquickt mit dem Andern, Zuchtlosen, Selbstmörderischen in mir, daß ich es nicht mehr davon trennen kann. Den elenden Rest äußerer Freiheit, — die elende Schmerzenslust, mich selber wegzuwerfen, die laßt mir, die muß ich haben, sonst falle ich wie ein verkohlter Aschenrest zusammen. — Ich kann" (und diese Worte verblieben mir glühend im Herzen) — „ich kann das Gute und Schlechte in mir nicht mehr trennen! — So laßt mir meine — Freiheit!" —

Nie in meinem Leben vergesse ich den Ton dieses letzten Wortes — dieses gleichsam blutende Lächeln, das darin lag, und diese sich abwendende, erschöpfte und zugleich hochmütige Bewegung seines Kopfes, die es begleitete.

Ich weiß, daß Onkel Becker sich noch nicht besiegt gab und daß noch viele Worte fielen; aber dann sagte Onkel Arthur etwas, was jenen verstummen machte. Er sagte, mit einem sichtlichen Entschluß und ziemlich leise: „Da ihr mich denn zwingt, es auszusprechen, — ich kann um eurer Tochter willen nicht bleiben."

Es war einen Augenblick still. — Dann sagte Onkel Becker, halb fragend, und indem mir seine Gestalt plötzlich gegen das Licht höher und breitschultriger schien: „Um Hedwigs willen?" —

Darauf trat wieder Stille ein, und ich sah nur, wie Tante Natalie mit einer Be-

Digitized by Google

In der Kirche

Gemälde von Prof. Christian Landenberger

Digitized by Google

Digitized by Google

wegung, die mir über alles edel und gütig erschien, die Hand Arthurs ergriff und ihm übers Haar strich, während er den Kopf senkte.

Mit diesem Bild in meinen Augen verließ ich, fast wie ohne Willen, das Gartenzimmer.

Ich ging langsam die Treppe hinauf durch das mittagstille Haus, durch einen schmalen Korridor, der zu dem sogenannten grünen Zimmer führte, einem Raum, den ich besonders liebte.

Grün war dieses Zimmer wirklich. Die Möbel, die aus schönem, hellpolierten Holz waren, hatten hellgrüne Polsterung und eine grüne Decke lag über dem runden Tisch. Der Teppich war hellgrün und dunkelgrün gemustert, und zu alledem strichen die säuberlichen, duftenden Blätter des großen Nußbaums draußen an die Fensterscheiben und reichten sogar, wenn diese geöffnet wurden, ins Zimmer hinein.

Während ich in diesem lieblichen Raume in der warmen Mittagsstille saß und den feinen, herben Geruch des Nußbaums spürte und meine Augen halb schloß, wurde mir unsagbar träumerisch zumute. Ich beugte mich und barg mein Gesicht in meine beiden Hände.

Ich mochte wohl eine lange Weile so gesessen und auch ein wenig geschlummert haben, als ich plötzlich zusammenfuhr, von irgend etwas geweckt. Ich stand auf und horchte auf ein Geräusch draußen im schmalen Korridor, der zu dem grünen Zimmer führte.

War das eine leise Stimme? Onkel Arthurs Stimme? — Ich hielt die Hand an der Türklinke, öffnete aber nicht, sondern stand in der süßen Spannung des Horchens, eine Sekunde lang nur, dann verstummte der heftige Flüsterlaut, ich hörte Schritte die Treppe hinab, einen Augenblick Stille, und dann ließen sich andere, leichte Schritte, ganz nahe der Tür, vernehmen, die alsbald heftig geöffnet wurde. Hedwig Becker stand vor mir.

Was war dies für ein Mittagszauber? — Ich sah meine schöne Base wie ein fremdes Wesen an. Eine Glut tiefer Erregung ging von ihr aus, etwas Unkindliches, etwas, das wie aus einer neuen, heißeren, reiferen Welt zu mir hauchte, ein Geruch aus sonnenheißen Tulpen und Rosen, ein lebendiger Atem, — ja etwas unaussprechlich Süßes und Berauschendes, daß mir das Herz bis in den Hals klopfte. Die Augen Hedwigs glänzten dunkel und halb erschreckt, halb zornig, ihre Lippen schienen mir rot und schön wie nie.

„Mach' zu!" sagte sie halblaut und heftig, die Tür, deren Klinke ich noch hielt, aus meiner Hand ziehend und schließend. Ihr Haar war ein wenig verwirrt. Sie ging wie unschlüssig, halb noch nach draußen lauschend, in das Zimmer, auf das Fenster zu. Dort stand sie einen Augenblick, einen der Nußbaumzweige zu sich heranziehend und ein helles Blatt abpflückend und achtlos in ihren braunen Händen zerdrückend. Ich stand und wußte nichts zu sagen, nur war mir trotz allem Ungewissen und Ungewöhnlichen in tiefster Seele wohl zumute. Noch klang mir die fragende Stimme Onkel Beckers: „Um Hedwigs willen?" — im Ohr.

Ich hockte mich auf die Sofalehne, und Hedwig kam auch, setzte sich auf die andere Lehne und ließ sich dann mit einer kindlich-heftigen Bewegung in das Polster nieder.

Wir begannen von allerhand unwichtigen Dingen zu reden, von einem Spaziergang, der morgen unternommen werden sollte, von den drei Hasen, die Onkel Becker gestern von der Jagd mitgebracht hatte, und anderes mehr. Dabei vermochte Hedwig ihre Unruhe nicht zu verbergen; ich sah, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten. Sie biß sich auf die Lippen und sah weg.

Plötzlich erscholl Lärm von draußen, die Vettern und Basen stürmten durch den Korridor und platzten in die Tür. Als sie uns zwei gewahrten, stürzten sie sich mit halb unterdrückten Rufen: „Onkel Arthur fährt weg!" auf uns. — „Der Wagen wird schon angespannt — er soll zur Bahn fahren, sein Koffer ist schon unten — wir sollen nicht 'runterkommen — wir wollen hier aus dem Fenster gucken," so ging es durcheinander. Alle fühlten das Walten geheimnisvoller Dinge. Ich spähte zu Hedwig hinüber. Sie war ans Fenster gegangen.

Wir drängten uns an das Nußbaumfenster, von dem aus man die Anfahrt vor dem Hause überblicken konnte. Der leichte,

Digitized by Google

braune Jagdwagen fuhr eben vor, die beiden Hühnerhunde Onkel Beckers sprangen herbei, sie glaubten, es ginge zur Jagd. Aber auf dem Bock saß Wiezorek, der alte Kutscher, in seiner Stadtlivree, und neben ihm ragte der große, gelbe Koffer Onkel Arthurs mit dem aufgemalten, rotgrünen Streifen und den vielen aufgeklebten Hotelzetteln, die wir immer mit Ehrfurcht angestaunt hatten. Da waren ganze Bilder zu sehen, eine Barke mit schrägem, rotem Segel, und ein weißes Hotel mit dem blauen Meer und Palmen, darüber stand der Märchenname Monte Carlo. Die Pferde standen unruhig, die Gebisse schüttelnd. Und nun hörten wir die Haustür sich öffnen und Onkel Arthur erschien. Wir konnten zuerst von oben sein Gesicht nicht sehen. Er trug einen hellbraunen Reiseanzug, der uns unbeschreiblich schön und elegant erschien, einen Staubmantel überm Arm, sonst nichts, während für uns der Begriff des Reisens immer mit einer ziemlichen Anzahl von Taschen, Schirmen, Paketen und dergleichen verbunden war.

Onkel Becker trat auch aus der Tür, blieb aber dicht davor stehen, so daß wir ihn nicht ganz sehen konnten.

Onkel Arthur stieg mit leichtem Schritt in den Wagen. Und nun stand er einen Augenblick aufgerichtet, hob den Kopf und blickte gerade zu uns empor. Das fuhr uns allen wie ein Strahl ins Herz. Sein Gesicht war so schön wie je zuvor, nur erschien er uns noch immer sehr bleich, aber seine Augen leuchteten in dunkler Herrlichkeit, und als er nun den leichten Filzhut heraufgrüßend lüftete, glänzte ein wunderbares, bezauberndes Lächeln über sein Antlitz, und ich fühlte wie in einem süßen Fieber, daß er Hedwig ansah und daß dieses Leuchten ihr galt. Ich blickte sie bebend an. Sie sah hinab, ohne die Lider auch nur auf Sekunden zu schließen; ihre Augen waren geöffnet, als tränken sie etwas Zauberhaftes in sich ein, wovon sie auch nicht das kleinste Teilchen verlieren wollten, und ihre Hände waren fest ineinander geschlossen.

Die Pferde zogen an, Onkel Arthur lehnte sich leicht in den Sitz zurück, wir hörten die Stimme Onkel Beckers, der rief: „Also glückliche Reise!“ Aber der Abfahrende schien es nicht zu hören, denn er wandte den Blick nicht von dem Fenster ab, bis der Wagen um die Ecke gebogen war.

„Glückliche Reise grodezu!“ ertönte plötzlich ein kraftvoller Lispelruf von der andern Seite dem Entschwundenen, ja, ich möchte sagen, dem Erloschenen, nach. Und mit drehenden Bewegungen des Oberkörpers, den steifen Hut hoch in der gekrümmten Hand, mit groß geöffneten Augen erschien von links Doktor Stocklossa. Wir sahen noch, wie er mit einigen Begrüßungslauten auf Onkel Becker zukam, und ich muß gestehen, daß wir alle in diesem Augenblick, der uns mit seinem so jähen und dunklen Abschiedsweh schwer auf den Seelen lag, über das Erscheinen des edlen Doktors uns von Herzen freuten. Wir standen im sonnig-grünen Scheine des Nußbaums beieinander, und sahen uns an. Ich fühlte, daß Hedwig gern hinausgegangen wäre, aber daß sie gleichsam sich davor fürchtete, sich zu bewegen. Sie stand mit leicht gesenktem Kopf am Fenster. Plötzlich sagte die kleine, braune Mia: „Kommt Onkel Arthur wieder?“ Da war es, als ob sich eine tiefe Spannung in uns löste. Hedwig beugte sich auf das Fensterbrett und begann jäh und heftig zu schluchzen. Sie drückte das Gesicht in den Arm und weinte so kindlich, so haltlos, daß sie mir mit einemmal gar nicht mehr wie erwachsen und fremd und verändert vorkam, sondern wieder wie ganz zu uns gehörig. Als die beiden jüngeren Mädchen das sahen, fingen sie nach einer Sekunde starren Hinschauens ebenfalls laut zu weinen an, und uns Knaben wurde auch ganz rührselig zumute, und schließlich gab es ein großes allgemeines Greinen und Heulen, keines wußte recht warum. Ich weiß aber für ewig, daß ich den Arm um Hedwigs Schultern legte, und daß sie plötzlich sich aufrichtete und mich am Kopf faßte und mir mit ihren schönen, warmen, noch zitternden Lippen einen herzhaften Kuß gab. Da stürzte mir die Welt in klingende, goldgrün rauschende Tiefen hinab.

In diesem schmerzensseligen Augenblicke öffnete sich die Tür, und Doktor Stocklossa und Onkel Becker traten ein; Doktor Stocklossa stand rotglühend, freundlich glotzend, mit einem Lächeln, das sich über den Lippen wölbte, und mit halb erhobener Hand;

Digitized by Google

ein lautloses Lispeln schien von seiner Zunge zu stäuben. Onkel Becker aber kam groß und mächtig in dem grünlichen Schein des Zimmers auf uns zu und rief ein gewaltiges, lachendes: „Hallo!“; sein Kneifer funkelte, seine weißen Zähne glänzten, und seine Brust erschien uns frei und stark wie die eines Helden. Er breitete die Arme aus, und ehe wir es uns versahen, hingen wir flennend-lachende Gesellschaft in seinem gewaltigen Schutz. Hedwig hatte ihr Gesicht an seine Schultern gedrückt, ich sah ihre feine, braune Hand, die sich fest an der andern Schulter anhielt, und Onkel Becker beugte seinen Kopf und drückte einen Kuß auf ihren jungen Scheitel.

Vor Winter

Von Karl Jünger (z. Zt. im Felde)

Der Regen rinnt. Und hoffnungslos
Liegt rings das Land, vom Krieg durchwühlt.
Der Winter naht. Und riesengroß
Wächst rings das Leid, das Welten füllt.

Im Zeitenschoß schläft still und bang
Der Friede bleichen Angesichts
Und harrt und hofft, bis wegentlang
Ihn wachend küßt ein Strahl des Lichts.

Schlaf, süßer Friede! Schlaf dich stark
Und reich zu frohem Auferstehn — —
Der Frühling kommt durch Wald und Mark,
In dem auch deine Glocken gehn.

Ich bin erwacht aus toter Winterruh'

Von Ernst Lissauer

Ich bin erwacht aus toter Winterruh',
Es taut mein Blut, lang war es zugefroren,
Die Adern rinnen, offen stehn die Poren,
Ich spüre tief: es geht dem Frühling zu.
Klar fließt in mir Lichtjanuar.
Es wächst der Tag, es schwillt das Jahr.

Frühling in Locarno

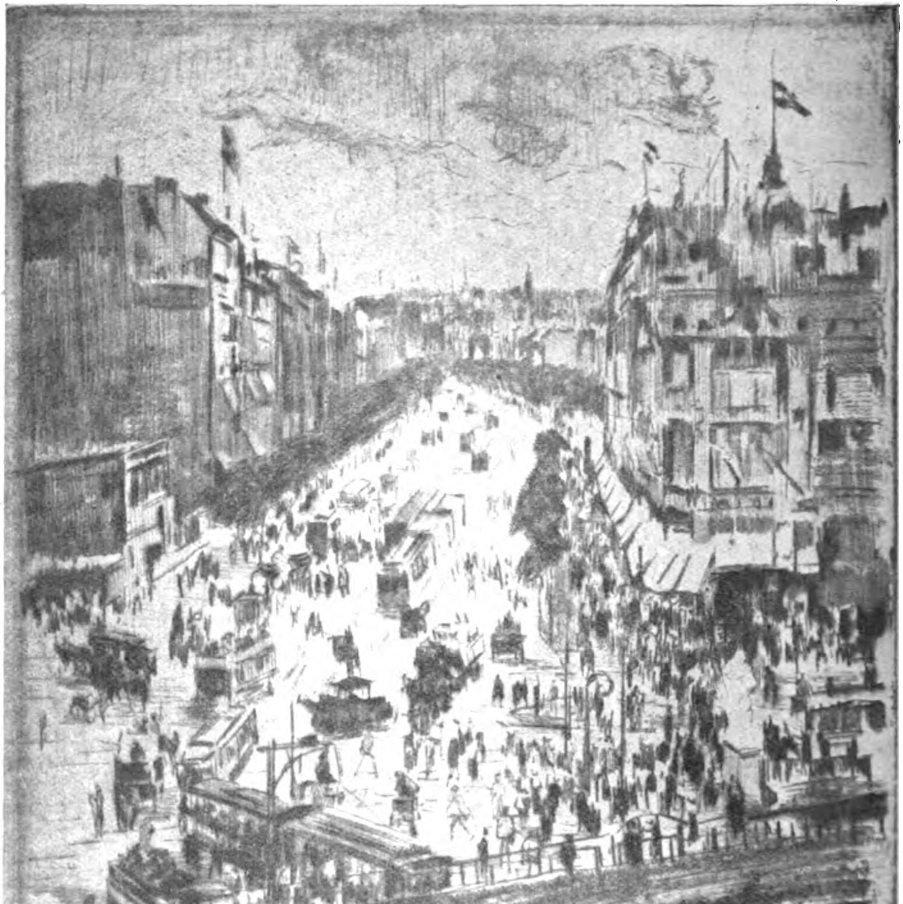
Von Hermann Hesse

Wipfeln wehn in dunklem Feuer,
Im vertrauensvollen Blau
Zeigt sich kindlicher und neuer
Alles aufgetan zur Schau.

Alte oftbegangne Stufen
Schmeicheln klug den Berg hinan,
Von verbrannter Mauer rufen
Frühste Blumen zart mich an.

Bergbach wühlt in grünen Kressen,
Felsen tropft und Sonne leckt,
Sieht mich willig zu vergessen,
Daß die Fremde bitter schmeckt.

Digitized by Google



Ein Bild aus Berlin: Blick in die Belle-Alliancestraße

Radierung von Paul Paeschke

Digitized by Google

Die Schweiz im Weltkrieg

Von Otto Röse, z. Zt. in Bern

Lukas 10. 34

In dem Werke, das der Züricher Pfarrer Dr. E. Nagel der „Liebestätigkeit der Schweiz im Weltkriege“ gewidmet hat, finde ich das Bildnis unseres deutschen Gesandten Freiherrn von Romberg und darunter von seiner Hand die Worte: „Mitleid ist Betätigung, und solche Tat ist Schweizer Art.“ Da spricht die schlichte Wahrheit, und kein Deutscher konnte sie aus so reicher Erfahrung bezeugen wie der Vertreter unseres Reiches, der in rastloser Tätigkeit Hand in Hand mit Behörden und Volk die Liebestätigkeit der Schweiz erlebt und für unsere Landsleute geordnet hat. Franzosen und Engländer, Italiener und Belgier, alle Nationen, deren notleidende Glieder, Verwundete und Kranke, Flüchtlinge und Abtransportierte an der Grenze der Eidgenossenschaft aufgeatmet, mildtätigen Empfang genossen und neuen Lebensmut geschöpft haben, bekennen dankbar, wie opferwillig die Schweiz das Gebot des Heilands: ‚Liebe deinen Nächsten als dich selbst‘ erfüllt und das Beispiel des Samariters befolgt hat: ‚Er verband ihm seine Wunden und goß darein Öl und Wein und hob ihn auf sein Tier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein.‘ Alle Volksteile haben, obwohl verschiedener Zunge, mit ebenmäßiger Beredsamkeit der Tat das Wort der Barmherzigkeit geheiligt, alle Schichten der Bevölkerung, vom leitenden Beamtentum und vom Uradel des Landes bis zum Bauer, Handwerker und Lohnarbeiter zum großen nationalen Werke des Samaritertums mitgewirkt. Sehen wir, wie Frau Bundesrat Hoffmann mit der Hospitalisierung der Krankenschwestern und Aufnahme der Kriegswaisen, Frau Oberst Sprecher von Bernegg mit beseelender Leitung der Hilfsvereine, Frau von Planta, die Gemahlin des Schweizer Gesandten in Rom, mit der Pflege der Evakuierten an der Grenze das Vorbild werktätiger Barmherzigkeit gegeben haben, wie Dr. Matti, der große Chirurg, dessen Operationen Wunder tun, von Ort zu Ort reist und selbst in verzweifelten Fällen, besonders bei den zahlreichen Kieferverstümmelungen, die Verwundeten zu neuer Lebensfähigkeit erweckt, Oberst Bohny und seine Gemahlin mit ihrer unermüdlichen Gehilfin, Fräulein Kraft, oft Tag für Tag und Nacht für Nacht die Eisenbahnzüge voll Pflegebedürftiger leiten und die Schwestern von Salem das Äußerste dessen, was an selbstloser Hingabe menschenmöglich war, an jede Christenpflicht setzen, so gewahren wir in solchen persönlichen Opfern nur Beispiele dessen, was ein Volk in seiner Gesamtheit für die Menschheit leistet.

Als die Schweiz zu Beginn des Krieges ihre Neutralität erklärte, sprach sie ihren Willen aus, nach keiner Seite Partei zu ergreifen. Man hat Neutralität verdeutscht in „Unseitigkeit“ und somit das Negative, das in ihr liegt, betont. Auf schweizerisch aber hat sie ihren positiven Sinn erhalten, nicht durch amtliche Erklärung, nicht in Worten, sondern durch die Tat. Von der Unseitigkeit ist die Schweiz zu einer Allseitigkeit geschritten, die von der Neutralität nur die Unterschiedslosigkeit bewahrt, mit der sie den Notleidenden aller Kriegführenden hilft. Das ist Schweizer Art. Und diese wurzelt so tief im Wesen eines warmherzigen, tatenfrohen Volkes, daß sie sich in ihren Trieben nicht auf die Befolgung des Evangeliums vom barmherzigen Samariter beschränkt, vielmehr die angestammte Kraft auch militärisch-politisch bewährt. Dem allgemeinen Wohl der Menschheit dient sie, indem sie der Ausdehnung eines Krieges, der keine Rücksicht auf Neutrale mehr kennt, gewappnet entgegentritt und die geweihte Stätte behütet, wo einst die Verfeindeten sich die Hand zum Frieden reichen können, daselbst, wo schweizerischer Opfersinn sie jetzt zur Pflege ihrer Verwundeten und Kranken zusammenführt.

1315 — 1515 — 1815 — 1915

Schweizer Art hängt am Hergebrachten und pflegt mit Liebe das Angestammte. Auch der Gebrauch der Mundart, den der kritisch beanlagte Deutsche leicht als absichtliche Eigenbrödelei auffaßt, erklärt sich aus der Tatsache, daß der Bruch zwischen dem Gesprochenen und dem Geschriebenen sich nicht, wie bei uns, vollzogen hat. Das Schweizer Deutsch ist eben kein Dialekt, der willkürlich bevorzugt wird, sondern die Landessprache von Urzeiten. Der Deutschschweizer von heute spricht nicht viel anders als der des Mittelalters, ist überhaupt trotz aller äußerlichen Wandlungen im Kern derselbe geblieben, auch derselbe Wehrmann wie am 15. November 1315, als das waffentüchtige Fußvolk der Urschweiz das österreichische Ritterheer im Morgartener Engpasse schlug und den im August 1291 geschlossenen Bund mit seinem Blute besiegelte.

Um die schweizerische Eigenart zu begreifen, muß man ins Auge fassen, wie lebensvoll sie die Jahrhunderte überdauert hat, welches Selbstgefühl aus ihrer Standfestigkeit erwachsen ist und mit welcher Glut verhaltener Leidenschaft sie sich selbst behütet. Dem wehrhaften Bauer, der bei Morgarten

Digitized by Google

siegte, verband sich der wehrhafte Bürger. Stifteten innere Gegensätze Zwist, so kettete gemeinsame Not die Bundesglieder doch immer wieder zusammen. Der „Große Bund in oberdeutschen Landen" erhob sich zur ersten Wehrmacht Europas. Aber die in der mannigfaltigen Eigenart der Bundesglieder wurzelnden Gegensätze lähmten die staatsbildenden Kräfte. Am 14. September 1515 erlag die politisch zersplitterte Großmacht der Eidgenossen dem zur inneren Einheit erwachsenen Königtum der Franzosen. Ein überlegener monarchischer Wille zwang die Helden von Marignano zum Rückzug aus der Weltgeschichte.

In den Zeiten der politischen Selbstbeschränkung, die nun folgten, brachte nur der Dienst unter fremden Fahnen den Schweizer Waffen noch Ehren; daheim griff Bern allein noch kräftig ein, indem es seine Grenzen bis an den Genfer See vortrug. Der Zusammenbruch kam mit den Franzosen im Jahre 1798. Aus Zeiten des tiefsten Verfalls erwuchs die Selbstbesinnung. Der vaterländische Gedanke erstarkte soweit, daß seit 1815 der Neubau des Schweizer Staates sich stattlicher und fester als zuvor erhob.

1315—1515—1815 — diese Jahreszahlen ergeben mit den Daten eines glänzenden Aufschwunges, eines selbstverschuldeten Verfalls und eines mühsamen Wiederaufstiegs die Lehre der eidgenössischen Geschichte. Deshalb bestimmen sie auch die Haltung der Schweiz im Weltkriege, und zwar nicht so ohne weiteres von selbst, sondern auf Antrieb leitender Männer, die im Bewußtsein ihrer Verantwortung für das Gemeinwohl die dem Volke angestammten, über Jahrhunderte vererbten Kräfte neu beseelen, zusammenfassen und zum Heil des Landes lenken. Der Chef des Generalstabes, Oberstkorpskommandant Sprecher von Bernegg, hat zur 600-jährigen Morgartenfeier die Herausgabe einer „Schweizer Kriegsgeschichte" befohlen, die unter der Leitung des Obersten Feldmann und des Hauptmanns Wirz zunächst als Handbuch für die Erzieher des Heeres gedacht, zugleich aber zur Verbreitung in allen Schichten der Eidgenossenschaft bestimmt ist und, wie der buchhändlerische Erfolg beweist, seinen Zweck erfüllt; denn dieses Unternehmen schlägt gerade diejenige Saite an, die im Herzen des Schweizer Volkes am stärksten erklingt. Geschichtswissenschaftlich und kartographisch entspricht, nebenbei bemerkt, das in zwölf Heften erscheinende Werk den höchsten Anforderungen und gereicht, obwohl als Volksbuch angelegt, der Bibliothek eines jeden Gelehrten zur Zierde. Vor allem aber ist es ein Werk der Erziehung zur völkischen Pflicht. Vorangestellt ist ihm der Armeebefehl, den General Wille, als schon das Kriegsgewitter die Schweizer Grenze bedrohte, erließ, um in dankbarer Erinnerung dessen, was die Altvorderen erkämpft haben, dem Heere der Jetztzeit einzuprägen, daß nur derjenige, der sich der Gnade des Himmels wert erweist, sich ihrer erfreuen und fernerhin auf sie hoffen dürfe; worauf er fortfuhr:

„Die große Vaterlandsliebe unseres Volkes und seine rückhaltlose Bereitwilligkeit, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu kämpfen und das Leben hinzugeben, genügen nicht. In unserer Lage in jetziger Zeit ist einstweilen noch viel wichtiger, daß wir als selbstverständliche Pflicht empfinden, freudig bereit zu sein, alles zu leisten und alles zu ertragen, was von der verantwortlichen Sachkunde als notwendig erachtet wird, damit das Heer, wenn es gleich den Vorfahren gegen an Zahl überlegene Feinde kämpfen muß, auch gleich wie jene im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft kämpfen und siegen kann."

Schweizer Wehr

Betrachtet man den Werdegang der Schweizer Wehr von Morgarten bis Marignano und von den Heldenkämpfen des Mittelalters zu der militärisch nicht minder imposanten Landessicherung der Gegenwart, so begreift man, daß es keinen aufrichtigeren Bewunderer des eidgenössischem Soldatengeistes gibt als unseren Kaiser, dessen Ideal sich in einem friedlich strebenden, doch allezeit schlagfertigem Volke verkörpert. Qui s'y frotte s'y pique. Sehe ich vollends die Schuljugend der Schweiz uniformiert, mit Trommeln und Pfeifen aufmarschieren, prächtig diszipliniert, so daß mit einem Ruck das Kommando klappt, so sage ich mir: uns Deutschen bleibt noch viel zu tun, bis wir's soweit bringen wie die Schweizer. Ich meine im Militarismus.

Versteht sich, daß das Heer der Eidgenossen dem Gefüge und den Bedürfnissen seines Staates entsprechend anders aufgebaut sein muß als dasjenige einer europäischen Großmacht. Da läßt sich keine beträchtliche Zahl kräftiger Volkselemente längere Zeit dem bürglichen Leben entziehen; da braucht der neutrale Staat seine Wehrmacht auch nur zur Behauptung seiner Unabhängigkeit. Das Schweizer Heer ist deshalb eine Miliz. Spricht man aber von ihm als von einem „losen Gefüge", wie dies einmal in unserm Reichstage vorgekommen ist, so kennt man die Eidgenossen schlecht. Schon der Grundsatz, den Bundesrat Welti in seinem Gutachten über die Brüsseler Konferenz 1875 aufstellte, deutet auf das Gegenteil: „Wenn die Eidgenossenschaft in einen Krieg verwickelt wird, so muß derselbe mit der äußersten Kraftanstrengung geführt werden; jeder, der eine Waffe tragen kann, hat zur Verteidigung des Vaterlandes mitzuwirken, und das Bewußtsein dieser Pflicht, das glücklicherweise in unserem Lande besteht, soll in keiner Weise getrübt werden." Dem entspricht die Praxis im Aufbau sowohl als in der Erziehung des Heeres. Ihr Ziel ist die Feldtüchtigkeit; und in welchem Maße diese erreicht wird, zeigt der Eindruck, den

Digitized by Google

unser Kaiser aus den Schweizer Manövern 1912 davongetragen hat.

Erziehung und Aufbau des Heeres durchdringen das ganze Volk, sind eine Hauptfunktion des gesamten Volkskörpers. Sie fassen den Schweizerbub, sobald er marschieren kann, und drillen ihn straff und methodisch, nicht in Spielerei und Mutwillen, sondern mit dem Ernst, der in der angeborenen Art liegt. Das sind die Kadetten, ein Korps, das sich aus einer alten deutschen Einrichtung, aus dem Knabenverband der Armbrustschützen entwickelt hat. Man bemerke hierbei, wie der Schweizer immer wieder den alten Brauch aufnimmt und zeitgemäß fortbildet. Desgleichen in der Tätigkeit der freiwilligen Schießvereine, die das zweite Stück des militärischen Unterbaus bildet, dann aber den Soldaten auf seiner ganzen Laufbahn begleitet, ihm Vorschrift bleibt und, wenn er sie nicht erfüllt, durch Zwangskurse ersetzt wird, bei denen er keinen Sold bezieht. Was diese vom Bunde unterstützten und von der Heeresleitung überwachten Vereine leisten, wissen wir von den internationalen Schützenfesten, bei denen die Schweizer die Preise herauszuschießen pflegen. Mit zwanzig Jahren wird der Schweizer, wie wir sagen, Soldat, oder wie es hier heißt: er kommt auf die Rekrutenschule, die ihn zum Soldaten erzieht. Dann hat er noch sieben Wiederholungskurse zu bestehen, die jedes Jahr zwei Wochen dauern. Wer zum Unteroffizier vorgeschlagen wird, geht durch die Unteroffiziers- und später durch eine Rekrutenschule höheren Grades. Je höher der Grad, desto mehr Dienst. Bei der Infanterie hat der Soldat mindestens 153, der Korporal 2?8, der Feldwebel 347 Tage Dienst zu leisten, bei der Kavallerie 178, 303 und 404, bei der Artillerie 184, 294 und 457 Tage. Wer seine Dienstpflicht erfüllt hat, behält Bewaffnung und Ausrüstung als freies Eigentum. So steht die Armee jederzeit zur Einberufung bereit und nach Übernahme des Korpsmaterials zur Verfügung des Armeekommandos. Die Mobilmachung vollzieht sich blitzschnell. Auch der Reiter braucht sein Pferd nur aus dem Stall zu ziehen, denn es ist ihm von der Heeresleitung anvertraut. Und was für eine prächtige, schneidige Kavallerie bildet diese Bauernreiterei der Eidgenossen, die, militärisch trefflich durchgebildet, eine Spezialschöpfung des Generals Wille ist!

Als Hermann Stegemann, der geborene Reichsdeutsche, der unter unseren Landsleuten der beste Kenner der schweizerischen Wehrmacht ist, mich auf den Eindruck, den ich von der Armee empfangen würde, vorbereitete, wagte ich ihm kaum zu glauben. Ich würde es daher auch keinem Leser verübeln, wenn er bei meinen Angaben leise Zweifel hegte, einem jeden aber wünschen, daß er die Schweizer Soldaten im Felde, wo sie jetzt auf der Grenzwacht stehn, zu sehn bekäme. Da erst begreift man, was eine Miliz bedeutet, deren Einrichtung und Erziehung aus altem Volksbrauch organisch entwickelt, in Mannschaft und Offizierkorps den mittelalterlichen, dann durch Jahrhunderte noch im Dienste fremder Fahnen fortgepflanzten Soldatengeist verkörpert, in ihren Uranfängen schon das Vorbild des infanteristischen Drills aller Heere — in der Folge auch des von der Entente viel geschmähten preußischen — gegeben hat und in der Gegenwart einen Staat, der noch nicht einmal soviel Einwohner wie Groß-Berlin zählt, befähigt, eine Waffenmacht aufzubieten, die selbst gegen Armeen der Großmächte ins Gewicht fällt — allerdings einen Staat, der mit seiner friedlichen Entwicklung nicht, wie Deutschland, auf vorgefaßte Feindschaft stößt, nicht unablässig zum Kampfe ums Dasein gerüstet sein muß, vielmehr in der Lage ist, den militärischen Anforderungen seiner Landessicherheit mit einem Milizsystem zu genügen. Jüngst noch hat Hindenburg, als er dem Schweizer Heere hohe Anerkennung gezollt, die Unmöglichkeit, die militärischen Einrichtungen der Eidgenossenschaft auf unser Reich zu übertragen, betont und darauf hingewiesen, daß jeder Staat seine Waffenmacht nach eigenen Bedürfnissen und angestammtem Gefüge aufbringen muß. Den Schweizern gereicht es zum Heile, daß sie dies ihrer Eigenart und ihrem Herkommen entsprechend zustande bringen.

Tradition! Die in der Neuzeit wieder erweckte und methodisch durchgebildete militärische entspricht der politisch gewachsenen der Eidgenossenschaft, einer Neutralität, die nicht von außen geschaffen und aufgezwungen, sondern aus eigenem Willen entstanden ist. Also Selbstwehr verlangt! Die Schweiz der Gegenwart hat sich, wie einst zu ihrer Heldenzeit, 1315 bis 1515, auf eigene Beine gestellt, nur daß sie nicht mehr erobernd auftritt, um so fester aber ihren Besitzstand wahrt. Wille zur Macht, der den Frieden wünscht, doch den Kampf nicht scheut, gibt der Stellung der Schweiz im Weltkriege ihr eigenartiges Gepräge.

Erst leben, dann philosophieren

„Auch die neutrale Schweiz ist ein souveräner Staat, der auf Grund der ihm zukommenden Machtvollkommenheiten selbständig über Krieg und Frieden zu entscheiden hat; ja der Krieg kann sogar zur Pflicht werden zur Behauptung der Unabhängigkeit." Diese Zeilen, die ich aus der Feder des Historikers des schweizerischen Generalstabs, Oberst Feldmann, im Jahrgang 1913 der ‚Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen' finde, haben seit 1914 etwas brennend Zeitgemäßes bekommen, dies unter verschiedenen Umständen. Denn es braucht noch nicht einmal der Versuch eines feindlichen Einmarsches stattzufinden, um die Landesverteidigung zur Pflicht zu machen; schon eine absichtliche Unterbindung der Lebensmöglichkeit auf dem Gebiet des Wirt-

Digitized by Google

schaftlichen kann die Eidgenossenschaft zum Losschlagen zwingen. Erst leben, dann philosophieren. Es philosophiert sich leicht über Friedensfragen, wenn man unter Dach und Fach geborgen zu sitzen glaubt. Aber auch der Pazifist gerät aus dem Häuschen, wenn der Nachbar ihn geflissentlich vom Markte abschneidet. Dann kann der Krieg mit eisernem Finger an die Türe klopfen.

Der Warenbezug aus neutralen Ländern ist für die neutrale Schweiz ein Recht, auf das sie grundsätzlich nicht verzichten kann, dessen Ausübung ihr jedoch durch die Macht der die Zufuhrstraßen beherrschenden Entente verkümmert wird. Die Unbill ist soweit gegangen, daß auf Betreiben des britischen Gesandten in Bern, Grant Duff, Getreide, das die Schweiz am billigsten über den Rhein bezog, an der holländischen Küste nicht mehr durchgelassen wurde, worauf der deutsche Gesandte durch den holländischen dem Engländer sagen ließ: diese Entlastung unserer wichtigsten Wasserstraße verpflichte, obgleich sie unsern völkerrechtlichen Begriffen zuwiderlaufe, unsern Generalstab zu Dank. Grant Duff war zwar ein bißchen verblüfft über diese des Humors nicht ermangelnde Erkenntlichkeit, hat aber schließlich doch nur folgerichtig durchgesetzt, was im System der blindwütigen Blockade gegen Deutschland lag. Die Schweiz sah ihrerseits in der Rheinsperre noch keine Lebensfrage. Sie hat, ohne ihren grundsätzlichen Standpunkt aufzugeben, mit sich handeln lassen, ist auch, um jeden Schein zu vermeiden, als verproviantiere sie Deutschland mit Zufuhr von der Ententeseite, auf die Einrichtung der SSS (Société suisse de surveillance, zur Überwachung des Verbleibs der über die Ententegrenzen eingeführten Bannwaren) eingegangen. Sie tat dies, um die zum Bedarf des Landes erforderlichen Waren auf friedliche Weise hereinzubekommen.

Nach wenigen Monaten schon erklärte selbst die französische Handelskammer in Genf: die Einrichtung behindere nur den Warenverkehr und hätte nicht pfiffiger ausgeheckt werden können, wenn sie vom Feind getroffen wäre, um den Handel zwischen Schweiz und Entente abzuschneiden. Der SSS wurde — nach Francis Oppenheimer, ihrem englischen, doch anderswoher stammenden Hauptmacher — die spöttische Marke ‚Made in Germany' angehängt. Auch deutete der Volksmund ihre drei S als Société sans succès, Gesellschaft ohne Erfolg. Das stimmte indessen nicht für den Vielverband, der seinerseits in der Abschnürung der Schweiz zunächst von Erfolg zu Erfolg schritt. Er ist eben bei der Gründung der SSS von einem anderen Gesichtspunkte ausgegangen als die eidgenössische Regierung, sogar von dem entgegengesetzten, denn ihm kam es darauf an, die Ausfuhr nach Deutschland abzuschneiden, und indem er dies tat, vereitelte er vorläufig die Bedingungen, unter denen die Schweiz ihren Bedarf aus Deutschland bezog. Er dachte sich die SSS zu seinen Zwecken als Schraube ohne Ende.

Nach den Ziffern, die der Chef des wirtschaftlichen Departements, der jetzige Bundespräsident Schultheß, vor einem halben Jahre dem Nationalrate mitteilte, hat die Einfuhr über die Ententegrenzen an Tonnenzahl nicht viel mehr als ein Viertel der von Deutschland gekommenen betragen, obgleich sie den ganzen Transit von Übersee und andern neutralen Ländern einbegriff, während Deutschland nur aus eigenen Beständen lieferte. Deutschland mußte, da Gegenleistungen, die es von der Schweiz erwarten durfte, unter dem Druck der Entente ausblieben, auf einer Änderung bestehn, was damals zwar zunächst den Schweizern unbehaglich war, in der Folge sich aber als ein ihnen selbst geleisteter Freundschaftsdienst erwies, denn es hat zu einem neuen Abkommen geführt, das für beide Teile befriedigender wirkt. Zwar geschah alsbald ein Gegenzug des Vielverbandes; der die Eidgenossenschaft aufs neue einzwängen sollte; von seinem Erfolge hat man indessen nicht mehr viel gehört.

Bedauerlich bleibt die Tatsache, daß die Schweiz vom Kriege immer mehr zu leiden hat, daß manche ihrer Industrien stocken, weil das Rohmaterial ausbleibt, daß auch im bürgerlichen Haushalt Schmalhans, wenn auch noch nicht Küchenmeister, so doch ein unbequemer Mahner wird, und daß sich nicht einmal wirksame Abhilfe schaffen läßt, weil bei überseeischen Mißernten und allgemeinen Stockungen des Verkehrs die benachbarten Ententeländer noch knapper gestellt sind als die von einer weitschauenden Regierung betreute Schweiz, zum Teil sogar schon übler daran sind als Deutschland selbst, das sie auszuhungern trachteten.

Einzig Volk

Wie stand es nun mit dem Waffengang, den wirtschaftliche Bedrängnis zur Pflicht machen konnte? Es hieße den Geist, der die schweizerische Bundesregierung und Heeresleitung beseelt, verkennen, wenn man annehmen wollte, daß gegenüber den Mächten des Auslands, die es anging, hinter dem Berg gehalten worden sei. Inzwischen behalf sich die Bundesregierung, obwohl für den Notfall entschlossen, mit gelinderen Mitteln, die ihren friedlichen Wünschen entsprachen und zunächst auch genügten. Not ging noch nicht an Mann. Und als die Frage wirklich brennend zu werden anfing, hatte die ultima ratio ihren sachlichen Zweck schon verloren, weil doch nichts mehr zu erreichen war.

Immerhin fand der Vielverband ein Haar in der Haltung der Schweiz, die ihm ohnehin nicht gefiel, weil er keine Neutralität, sondern Heeresfolge erwartete. Um der Eidgenossenschaft die Flechsen durchzuschneiden, veranstaltete er das, was man dann als ‚Oberstenaffäre' bezeichnet hat. Als Hand-

Digitized by Google

langer dienten die Welschschweizer, die schon seit den Vorstadien des Krieges mit Leidenschaft für Frankreich eingetreten waren, — zumeist gewiß nicht, um sich der großen Nachbarrepublik einzuverleiben, die ihrer Verwaltungsfreiheit und wirtschaftlichen Blüte doch ein rasches Ende bereiten würde, sondern aus triebhaften Neigungen, aufgehetzt von Führern, die sich als Drittel der seit vier Jahrzehnten regierenden Partei zur Herrschaft über die Mehrheitsgruppe der Eidgenossenschaft aufschwingen wollten, also aus Gründen innerpolitischen Eigennutzes. So begann die Wühlarbeit gegen das schweizerische Oberkommando, der Ansturm gegen die der Deutschfreundlichkeit bezichtigten Generalstabsoffiziere Egli und von Wattenwyl. Unterstützt wurde die Hetze durch Anträge der westschweizerischen Kantonalregierungen, vorbereiteten Boden fand sie auch anderwärts in Verstimmungen, die aus dem anderthalbjährigen Ausnahmezustande des Landes erwachsen waren. Gegipfelt hat sie in der Verunglimpfung der deutschen Fahne in Lausanne, die jedoch ihren Zweck, einen Konflikt mit der Reichsregierung herbeizuführen, ebenso verfehlte wie das ganze Treiben zur Enttäuschung seiner Urheber, die auf Lockerung der militärischen Zucht und Ausstand der einberufenen Wehrmänner abzielten, auslief.

Der Prozeß, der im März 1916 verhandelt wurde, zeigte die Drahtzieher, die nicht einmal Vollblutschweizer waren — der Sohn eines ‚galizischen Polen', der den französischen Namen Langie angenommen hatte, und Secrétan, ein elsässisch-schweizerisches Halbblut — in verdächtigem Lichte. Die beiden Obersten wurden, da die Redlichkeit ihrer Absichten erwiesen und durch das Zeugnis ihres Vorgesetzten, des Generalstabschefs Sprecher von Bernegg, bekräftigt war, freigesprochen. Sie mußten zwar aus formellen Gründen disziplinarisch büßen, aber gerade dieser Ausgang brachte die Mehrzahl der Eidgenossen zum Bewußtsein der Landesgefahr und der eigenen Verantwortung. Nicht in plötzlicher Wallung, sondern schwer und wuchtig stand die Ostschweiz auf und trat in kantonalen Tagungen, ein Kanton nach dem andern, für die Selbsterhaltung der Eidgenossenschaft ein. Es war eine Bewegung ernsten Pflichtbewußtseins und politischer Selbstzucht. Gegenüber dem Unwesen der Welschschweizer fiel kein herbes Wort des Tadels; was gesprochen, was durch den Zuruf von Tausenden und Abertausenden bestätigt wurde, war Vertrauen auf das Heer, Vertrauen auf die Bundesregierung, Einigkeit und immer wieder Einigkeit. Es waren Schillers Worte, die den Grundton gaben: ‚Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!'

Einzig Volk! Das war es gerade, was die Entente aus den Fugen brechen wollte und das sich nun, als es in der Verkörperung seiner einheitlichen Macht, im Volksheere, gesprengt werden sollte, fester als zuvor zusammenschloß. Aus der Westschweiz selbst kam, anfangs zwar zögernd, dann aber anschwellend der Widerhall der ostschweizerischen Tonart. So triebhaft dort die Gemüter aufgewallt waren, der Verstand riet doch, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben. Was wäre der Westen ohne den Osten? Kommt's hart auf hart, so erkennt er doch, wo das Heil liegt. Anderseits hat auch der Osten gelernt. Die Eifersucht, mit der er die schweizerische Eigenart und Selbstherrlichkeit hütet, hatte sich zunächst gegen den nördlichen Nachbarn gewendet, der mit seinem politischen Aufschwung, seinem wirtschaftlichen Ausdehnungsbedürfnis und gerade wegen seiner Stammesverwandtschaft bedrohlich schien, während der westliche mit seinem ökonomischen Stilleben und verhältnismäßig zurückgebliebenen europäischen Einfluß nicht mehr gefährlich aussah. Die neuesten Machenschaften aber erinnerten an das Abhängigkeitsverhältnis, worein Frankreich den kleineren Nachbar oft in beschämender Weise zu drücken versucht hatte, an Jahrhunderte zwar nicht immer kriegerischer, doch konsequent schweizfeindlicher französischer Politik und beleuchteten im Gegensatze hierzu die Tatsache, daß das neuerstandene Deutsche Reich die Unabhängigkeit der Schweiz nie angetastet, auch im Laufe des Krieges stets nach dem Grundsatze gehandelt hat, daß eine militärisch, politisch und wirtschaftlich standfeste Eidgenossenschaft ihm selbst zum Vorteil gereicht.

Es hat sich da so mancherlei geklärt. Das Nationalitätsprinzip, das der Entente als Losung dient, trifft die Schweiz an ihrer empfindlichen Stelle. Es verneint das Dasein eines Staates, der aus drei Stämmen verschiedenen Blutes besteht und durch gemeinsame politische Kultur zusammengehalten wird. Solang es nur als Prunkstück in den Proklamationen des Vielverbandes zu lesen stand, trat aus ihm noch keine gegen das Herz der Eidgenossenschaft gerichtete feindliche Spitze hervor; sobald aber die Entente ans Werk ging, den Staatsverband von welscher Seite zu sprengen, mußte der Schweizer die Gefahr erkennen, nunmehr aber auch der Franzose einsehn, daß er falsch spekuliert hatte, denn die Wucht der Abwehr entsprach der Dreistigkeit des Eingriffs. Alsbald wurden daher von Paris aus andere Saiten aufgezogen. Im ‚Journal' erklärte H. Rosny: Frankreich bedürfe bei seinen welschen Freunden keiner Propaganda mehr; diese seien ihm ohnehin sicher. Worauf es ankomme, sei vielmehr, die deutsche Schweiz zu gewinnen. Das war die neuere Phase der französischen Politik, die allerdings nun schon von einem Tage zum andern wieder in Drohungen und Zwangsversuche umgeschlagen ist. Inzwischen haben die Franzosen den Eifer ihrer welschen Freunde, die französischer sein wollen als sie selbst, zu dämpfen versucht und den am Gestade des Genfer Sees

Digitized by Google

ausgegebenen Wahlspruch belächelt: „Paris würde einst vielleicht mit Deutschland Frieden schließen — Lausanne niemals!“ Sie haben sich sogar zu Beschützern der Deutschschweizer aufgeworfen, die als ‚Boches‘ von welschen Flegeln verunglimpft werden. Sie beginnen immer wieder ein neu berechnetes Spiel mit den Schweizern, die indessen nicht geneigt sind, dem Nachbar als Spielball zu dienen. Es ist das eben französische Art, die ‚Freiheit der Völker‘ zu verstehn, die auf dem Banner der Entente prangt.

Liberté und Freiheit

Liberté = Freiheit. So steht's im Lexikon, und meistens glaubt man's auch, obgleich die Begriffe verschieden, zum Teil sogar entgegengesetzt sind. Liberté ist, wenn der Schaffner im Dienst seine Zigarette raucht und in den Wagen spuckt; Freiheit ist, wenn ein Beamter, wo's darauf ankommt, folgenschwere Entschlüsse auf seine Kappe nimmt, wie z. B. der Präsident unserer Ansiedlungskommission, der auf eigene Verantwortung, obwohl es nicht seines Amtes war, die Ernte 1914 in Polen zusammenkaufte und für Deutschland rettete. Dies sei nur zur Veranschaulichung gesagt. Als Begriffsbestimmung ließe sich etwa geben: Liberté ist Ungebundenheit, Freiheit hingegen freiwillige Gebundenheit zum Gemeinwohl. Mit der Liberté verträgt es sich, daß eine Stadt weder einen Brunnen noch eine Bedürfnisanstalt ohne ministerielle Genehmigung anlegen darf, mit jeder Kleinigkeit an die Zentralregierung gehn, und deshalb, wenn sie nicht verkümmern will, einen dem Ministerium gefälligen Deputierten wählen muß; Freiheit hingegen bedeutet das Recht der Selbstbestimmung im großen wie im kleinen, wie es in Deutschland jedem Kreise, jeder Gemeinde, jeder anerkannten Körperschaft zusteht, wo jeder Bürgermeister, ohne nur beim Regierungspräsidenten anzufragen, aus dem Handgelenk gemeinnützige Unternehmungen ausführt, bei denen selbst die britische Liberty versagt, weil sie die Genehmigung des Parlaments in Form einer private-bill voraussetzt, wie z. B. die städtische Zentralisierung der weiland neunzig Wasserleitungsunternehmungen in London, die durch interessierte Quertreiberei dann fünfzig Jahre lang im Parlament verschleppt wurde.

Die Entente hat die Liberté des peuples auf ihre Fahne geschrieben. Es läßt sich das nur auf französisch sagen, weils auf deutsch einfach Unsinn wäre. Sie will auch uns damit beglücken, mit uns nur Frieden schließen, wenn wir die Liberté uns zu eigen machen. Du lieber Himmel! Es gibt natürlich auch Deutsche, die für dergleichen schwärmen. Ich habe Landsleute gekannt, die in Rußland gelebt hatten und sich zu Hause nicht mehr wohl fühlten, weil sie nicht dieselbe Liberté fanden, die sie im Zarenreiche mit einer Handvoll Rubel erkauften. Deshalb hat ja auch Rußland das Recht zur Freiheitsfahne der Entente zu schwören. Jawohl, man will das Glück der Völker, insbesondere das unsrige, und davon hat auch Ehren-Wilson in seiner Friedensbotschaft gesprochen, desgleichen der edle Lloyd George, der allerdings noch vor wenigen Jahren anderer Ansicht war. Denn dazumal, als er zum Studium unserer Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Deutschland bereiste, erklärte er: er wünschte der Arbeiterschaft seines Landes ein gleiches bieten zu können, doch dazu sei Großbritannien nicht reich genug, solang es rüsten müsse.

Nun sehe mal eins die schweizerischen Hartschädel! Die wollen's noch nicht recht begreifen! Die haben nämlich selbst die Freiheit, dazu allerdings noch ein Stück Liberté, machen aber von dieser nur soweit Gebrauch, daß die Freiheit nicht darunter leidet, weil sie den Nachdruck doch auf das Selbstbestimmungsrecht legen, das dem Gemeinwohl dient. Sie sagen selbst: „Der freie Schweizer tut, was er muß!“ — Als Freiherr von Romberg neulich bei der Ansprache zu Kaisers Geburtstag uns die Anfangsworte des politischen Testaments von Friedrich dem Großen einprägte, fiel's jedem Denkenden auf, daß das einfach das Bekenntnis des Eidgenossen war: ‚Es ist die erste Bürgerpflicht, dem Vaterlande zu dienen‘ — des Eidgenossen allerdings mit einer kleinen Abschattierung; denn der Welsche braucht, um sich wohl zu fühlen, mehr Liberté und weniger Freiheit, während der Deutschschweizer es umgekehrt hält. Die Westschweiz hat das Präfektoralsystem noch nicht ganz überwunden, beansprucht dafür um so mehr persönlichen Spielraum für Mundwerk und Gebärden. Darüber ist's im Parlament zu denkwürdigen Wortgefechten gekommen. Als Bundesrat Hoffmann dartat, daß in einem neutralen Staate nicht nur die Regierung, sondern auch der einzelne Bürger sich der Parteinahme im Völkerstreit zu enthalten habe, rief ihm Lachenal zu: ‚Ça n'entre pas dans ma tête latine!“ Dem lateinischen Kopf wollte das nicht einleuchten. Ja, und was heißt denn eigentlich ‚lateinisch‘? Auch darüber kam's zu einem Zusammenstoß im Nationalrat. Es waren einige Welsche, die ihre Begeisterung für die große Nachbarrepublik begründeten, indem sie sagten: dort herrsche das lateinische Staatsideal, und das sei das ihrige. Worauf vom Bundesrat die Antwort erfolgte: Das Staatsideal der freiheitlichen Schweiz sei das römische, dasselbe, das in Deutschland, aber nicht in Frankreich, seine Verkörperung gefunden habe. Wenn irgendwer, so seien doch die Römer Lateiner gewesen.

Nun ist es ja freilich klar, daß nicht jeder Schweizer sich in solchen Dingen so gut auskennt wie ein Bundesrat, begreiflich auch, daß nicht jeder weiß, auf welcher Stufe freiheitlicher Selbstverwaltung das deutsche Volk steht, manche, ja sogar viele sich keine Vorstellung davon machen können, daß Deutsch-

Digitized by Google

land in dieser Hinsicht in ganz Europa nur von der Schweiz übertroffen wird. Sind sich die Deutschen aber selbst bewußt, welchen Hort der Freiheit sie in ihren Staatseinrichtungen besitzen? Ist das Feldgeschrei der Entente: ‚Für die Freiheit der Völker! Nieder mit dem Militarismus!' nicht von deutschen Zeitungen ausgegangen, und zwar gerade von einigen, die am meisten ins Ausland gelangten und dort den Wahn verbreitet haben: das deutsche Volk lechze nach Erlösung aus Banden der Knechtschaft und des Soldatendrills?

Im Sommer 1914 besuchte mich ein großes Licht der französischen Freimaurerei und wünschte zu ergründen, ob das deutsche Volk bereit wäre, die französische Demokratie als Erlöserin von seinen Leiden zu begrüßen, seine ‚Tyrannen' zu stürzen und das Regime der Liberté, Egalité, Fraternité zu proklamieren. Der Mann berief sich auf die deutsche Presse, soweit sie ihm zu Gesicht gekommen war, und sprach beinah Wort für Wort, was weiland in gewissen Zeitungen gestanden hat (allerdings vorläufig nicht mehr da zu lesen steht). Ich mußte ihn enttäuschen. Was ihn persönlich betraf, tat er mir beinah leid, denn er war sichtlich guten Glaubens, wünschte wirklich eine Versöhnung und war mit der Empfehlung eines international berühmten Friedensapostels gekommen.

Friede auf Erden!

„In terra pax hominibus bonae voluntatis!" In den Ohren klingt mir die H-moll-Messe mit ihrem Text: „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind." Ja, auf den guten Willen kommt's schon an, aber noch auf einiges andere, z. B. auf Einsicht, die schon seltener, und auf Charakter, der am seltensten ist. Schockweise sind die mehr oder minder unbefugten Friedensvermittler in der Schweiz aufgetaucht; aus aller Herren Ländern kamen sie angepilgert, um gerade hier ihr Gewerbe im Herumziehen zu betreiben. An den Haustüren pflegt zwar hierzulande, wie anderwärts, ein Schildchen zu hängen: ‚Betteln und Hausieren verboten!' Nun frage man aber bei den schweizerischen Zeitungen an, ob das die Leute abgewehrt hat, die mit Friedensartikeln hausieren und um Aufnahme pazifistischer Zuschriften betteln. Viel guter Wille, weiter nichts, und manchmal nicht einmal das.

Ein erquickliches Erlebnis war hingegen die Aufnahme, die das Friedensangebot der Mittelmächte bei den Schweizern deutscher Zunge, zum Teil aber auch im Waadtlande und weit nach Westen hin fand, wo bodenständiges Volk gesunden Sinn behalten hat und nicht mit städtischen Welschlingen irrlichteliert. Es ging ein großer, warmherziger Zug freudiger Teilnahme durch die Massen; und wenn auch die abwägende Sachlichkeit, die der politischen Denkweise der Eidgenossen eigen ist, rasch wieder die Oberhand gewann, so blieb doch eine dankbare Anerkennung des ersten amtlichen Ansatzes zur Beilegung des Völkerhaders. Verständnis für jeden ernstgemeinten Schritt in dieser Richtung liegt naturgemäß im Wesen einer Nation, deren volkstümliche Verkörperung, die Bundesregierung, die Pflicht einer für das Land, wie für die Menschheit fürsorgenden Friedenspolitik mit Scharfblick erfaßt und mit Charakterstärke durchgeführt hat. So verschieden auch die Behandlung war, die der Schweiz von den kriegführenden Parteien zuteil ward, die leitenden Männer der Eidgenossenschaft haben doch nie in ihrer Neutralität, niemals auch in der gleichmäßigen Liebestätigkeit für beide Teile geschwankt. Was hieraus ihnen an Vertrauen und Autorität erwachsen ist, wird schwer wiegen, wenn einmal der entscheidende Augenblick kommt, es in die Wagschale zu werfen. Schon der Eindruck, den ihre Zustimmung zu der Wilsonschen sogenannten Friedensnote machte, gab einen Begriff von dem Ansehen, das die Schweiz durch sachlich bewährte Rechtlichkeit und Menschenliebe erworben hat; und vollends bewährt hat sich die Zuverlässigkeit des schweizerischen Charakters durch die Absage, die der Bundesrat dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erteilte, als dieser die Neutralen in den Kampf gegen Deutschland hineinzuziehen versuchte. Die Eidgenossenschaft überschreitet im größten Kriege, den die Welt erlebt, die Schwelle eines neuen Abschnitts ihrer Geschichte, einer Epoche, in der sie zwar nicht gebietserobernd wie vor sechs Jahrhunderten eingreift, desto standfester aber ihr Recht auf staatliches Dasein und internationalen Einfluß begründet, zur Selbstwehr sich der schwersten Aufgabe gewachsen und zum Wohle der europäischen Staatengruppen sich als unentbehrliches Mitglied erwiesen hat. Ihre Unabhängigkeit bildet einen Hort, dessen unser altes Festland nicht mehr entraten kann. Nirgends aber kann man ihrer Eigenart und Selbstherrlichkeit verständnisvollere Achtung und aufrichtigere Wünsche einer blühenden Entwicklung entgegenbringen als im Deutschen Reiche, das selbst mit der Pflege mannigfaltiger Volkskräfte, mit der Selbstverwaltung seiner Landesteile, nicht mit der Liberté, sondern mit der Freiheit der Entfaltung seiner Gottesgaben steht und fällt.

Digitized by Google

Carl Ludwig Jessen, ein friesischer Heimatsmaler

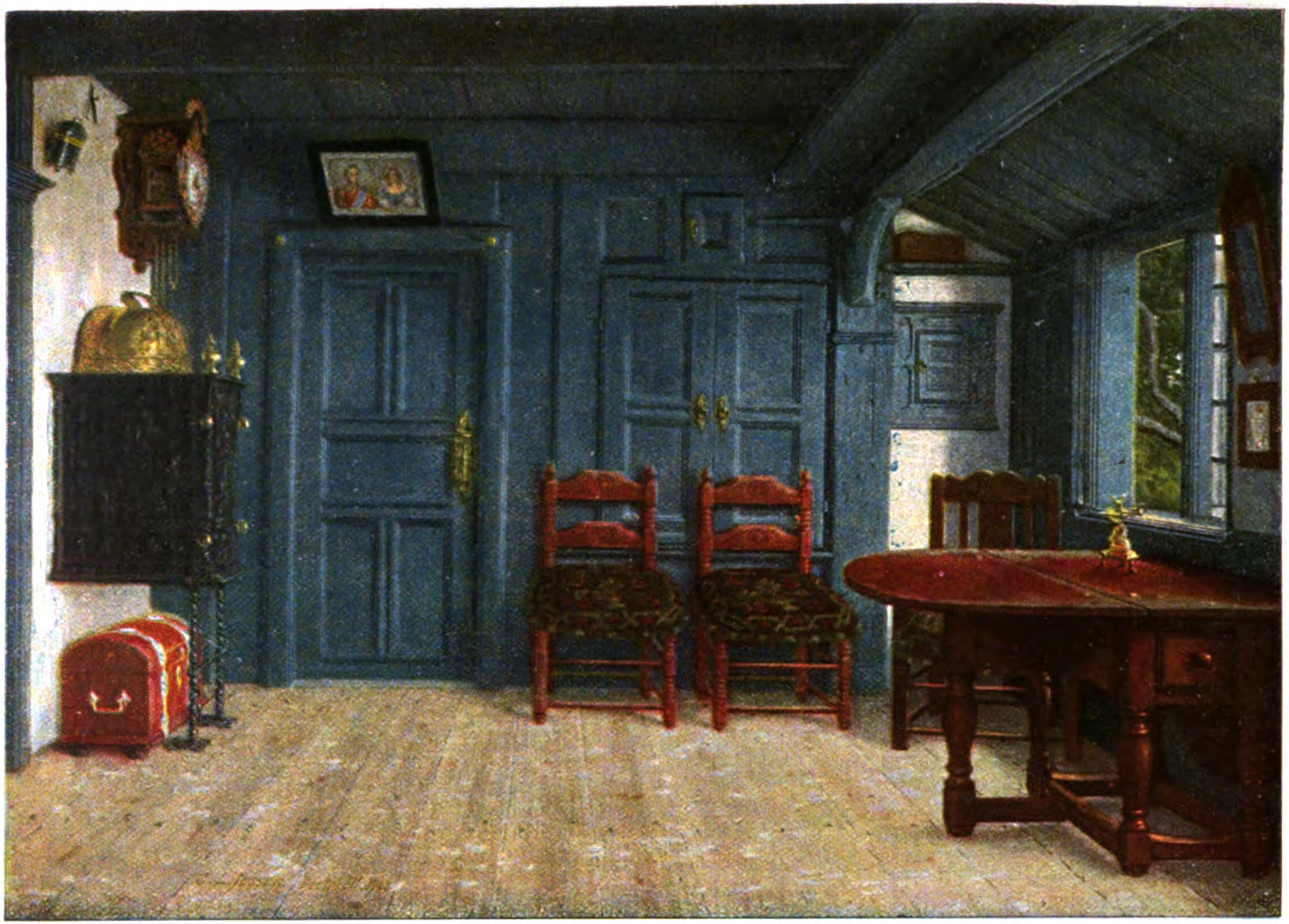
In Deezbüll geboren 1833, gestorben ebenda 1917

Von Jarno Jessen

Bei der Höchsteinschätzung der frei-schöpferischen Begabung werden oft die geduldigen Kulturschilderer allzu geringfügig bewertet. Besitzen sie meist auch nicht den Zauberschlüssel, der ins Reich der Mütter führt, so danken wir ihnen doch die Einsicht in das Tun und Treiben der Menschen aller Zonen und Zeiten. Sie spenden letzten Endes das befreiende Gefühl von den Brüdern und Schwestern unterm Sternenzelt. Sobald die Dichter oder Maler irgendeinen Ausschnitt der Wirklichkeit, sei es selbst aus fernster Vergangenheit, mit Zuverlässigkeit veranschaulichen, bereichern sie unser Wissen. Sind doch die Menschen allerorten verwandt in ihren elementaren Anlagen, doch grundverschieden, wie die Scholle, in die sie der Zufall der Geburt verpflanzte, an Sitten und Gebräuchen. Werden diese wahrheitsgemäß gezeigt, dann vollzieht sich eine angenehme Form des Volksstudiums. Wie die Menschen essen und sich kleiden, wohnen und wirken, so sind sie. Unendlichen Fleißes und liebevoller Einfühlfähigkeit bedürfen die Kulturspiegler. Wollen sie aus ihren vielen Mosaiksteinchen ein Kunstwerk gestalten, dann muß ihnen auch die formende Kraft des Plastikers und das geistige Fluidum, das den Wesen ihr ‚Werde' einzuhauchen vermag, beschieden sein. Das Zeitalter des Impressionismus hat uns an solcher Darstellungsweise unendlich verarmen lassen. Alles wurde auf Temperament und Zusammenfassung gestellt, und erst eine spätere Zeit, die Vergangenes lebendig sehen möchte, wird sich über den Verlust an lebendiger Anschauung ganz klar werden. Bis ins Mark hinein ist gerade die deutsche Kunst gründlich. Unsere früheren Miniatoren und Glasfensterschöpfer, die Holzschneider und Graphiker bestätigen es, wie alle hohen Künste. Seit dem Nibelungenlied und den Bildhauerwerken am Bamberger Dom weist das Schaffen unserer besten Meister, der Dürer, Wolfram von Eschenbach, Menzel und Goethe, bei allem Höhenflug, den Zug zum Intimen auf. Sie alle waren sich der Weisheit bewußt, daß, wer groß sein will, auch das Kleine achten muß. Diese wesentliche Seite deutscher Schaffensart kommt bei den Heimatkünstlern ganz besonders zum Ausdruck. Immer hat die Sehnsucht in die Ferne, vor allem nach dem Süden, den deutschen Künstler zum Weltbürger gewandelt, oft sein Deutschtum stark beeinträchtigt. Aber bei allem nationalen Wachstum hat sich auch der Beharrungssinn behauptet, dem das echt Völkische das Heiligste war. Gerade während unserer höchstgespannten Außenentwicklung vor dem Kriege, während der Kolonial- und Flottenpolitik, der Zeit der allgemeinen Reiselust konnte es geschehen, daß in Schrifttum und Malerei, wie ein tiefes Seelenbedürfnis, Heimatkunst entstand. Gerhart Hauptmann, Leistikow, die Worpsweder und die Dachauer bewiesen, welche Antäuskräfte die Berührung mit der Scholle auslöste. Der Triumph des Naturalismus machte auch den Bauer salonfähig im Reich der Kunst. Man begann sein Wesen als einen Teil des Volkscharakters zu studieren. Seine Besitztümer wurden eifervoll durchprüft, und, was irgend möglich war, in Volkskunstausstellungen gezeigt, für Freilicht-, Trachten- und Landeskunde-Museen erworben. Das neue Kunstgewerbe schöpfte eifervoll aus diesem quellenden Born. Bauernmaler wie Leibl, Mackensen, Bantzer, Liebermann verdienten die Goldenen Medaillen, und so kam es, daß auch gewisse Lokalgrößen weit über ihre Landesgrenzen hinaus Ruhm gewannen.

Zu den stillen Meistern, bei denen sich Verdienst und Glück verketten, gehörte im hohen Norden des Vaterlandes Carl Ludwig Jessen. Er ist vor kurzem als Vierundachtzigjähriger aus dem Leben geschieden. Still hat er nur auf seiner Scholle gewirkt, hat trotzdem weite Ausstrahlungen seiner Kunst erlebt. Ihm genügte es, ein echter Nordfriese zu sein und zu bleiben. ‚In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister' — er hatte, nachdem es auch ihn in die Weite getrieben, die Überzeugung gewonnen, daß er seinem Genius am besten am Herzen der Heimat diene. Und seine Heimat war voll von ganz besonderen Reizen. Hier brandete die Nordsee um die Küsten, oft toll, als tobe sie über den Wall felsenfester Deiche und Dämme, die ihr den Eingang wehrten. Salzige Meerluft wehte herein in das Wiesen- und Moorbereich, in die vielen Dörfer, die auf Festland und Inseln, oft ganz verloren, oder in geselligen Gruppen zerstreut lagen. Blühende Büsche deckten im Sommer die fruchtbaren Marschen, Heide die sandige Geest, und prachtvolle Herden weideten auf den weiten Triften. Über die tiefroten Ziegelmauern niederer Häuser zogen sich schräg moosige Dächer. Oft hob sich ein Giebel, und Eschen und Weiden rauschten über dem Blumengedränge der Hausgärtlein. In dieser schlichten Wohlgeborgenheit überrascht vielfach eine erstaunliche Hauskultur. Man konnte von diesen geschnitzten Prachtmöbeln und Täfelungen, diesen Messing-

Digitized by Google



Nordfriesische Wohnstube. Gemälde von Carl Ludwig Jessen

Digitized by Google

und Keramikschätzen und Webstoffen ästhetische Bedürfnisse hohen Grades ablesen. Und war doch alles Eigenarbeit des dörfischen Werkkünstlers. Alter Besitz wurde hier mit Verständnis gehütet und war gemehrt worden. Noch arbeiteten die Männer selbst solche Möbel, solche Schmucksachen, verstanden die Frauen solche Knüpfkissen und Klöppelspitzen herzustellen. Neu-Nordfriesland sah noch wie Alt-Nordfriesland aus. Die Schuljugend von heute trug die kerbgeschnitzten Holzschultaschen auf dem Rücken wie die Schüler von damals. Auf der Insel Föhr und zuweilen anderen Orts begegnete man noch den feinen dunklen Frauentrachten mit der zurückhaltenden Farbigkeit der Stickereien auf Kopf- und Brusttüchern, den eigenartigen Filigranknöpfen an den Männerröcken. Gebräuche hatten sich hier bei behördlichen Verrichtungen und kirchlichen Festen von Urzeiten erhalten. Unter den Dänen, wie als Preußen hatten diese Bauern ihren Unabhängigkeitssinn, der mit Gerechtigkeit und Tüchtigkeit gepaart war, bewährt. Sie waren von jeher kühne Seefahrer, Fischer, Viehzüchter, Ackerbauern und geschickte Handwerker gewesen. Über das Meer her hatten sie reiche Hausschätze aus England, Holland und Skandinavien heimgeholt, hatten schon in uralter Zeit den Namen wagemütiger Piraten getragen. In ihrem Geiste war alles Weltbürgertum zur Friesenkunst umgearbeitet worden. Menschliche Schwächen äußerten sich bei den Nordleuten der Waterkant wie überall, wo Erdgeborene weilen, doch traten gewisse gemeinsame und sympathische Charakterzüge des Stammes deutlich in die Erscheinung. Neben aller Wortkargheit bestanden Gerechtigkeitssinn und Treue, helle Verstandseigenschaften erwiesen sich in mathematischer Befähigung wie in kaufmännischer Einsicht. Der Humor ließ oft seine sonnigen Lichter leuchten, und ein Hang zu kultureller Lebensweise sprach aus Tracht und Heim.

Der Maler Carl Ludwig Jessen kannte seine Friesen, denn schon die Vorväter waren auf dieser Scholle geboren. In dem Dorf Deezbüll hatte sein stattlicher Vater als Tischler gewirkt, hatte sich aus dem Nachbarsdorf Risum die hübsche Ehefrau heimgeholt, deren liebe Züge der Sohn später im Bilde festhielt. Über Heide und Moor war er stundenlang mit den Geschwistern gewandert, um die vielen gastlichen Verwandten in all den zerstreuten Ortschaften zu besuchen. Er hatte Kühe hüten müssen, der früh invalid gewordenen Mutter im Haus, dem Vater in der Werkstatt geholfen. Ihm, wie dem Bruder erwachte hier die große Sehnsucht zur Kunst. Und sie nahmen sich ihre Rechte durch allerei Abzeichnen von Gesichtern und lockenden Dingen in Büchern und Stuben. Aufträge als Malergeselle bestätigten das Vertrauen in sein Können, halfen ihm wirksam zur Erhaltung der Seinen beitragen. „Was wäre aus uns geworden, wenn wir Carl nicht hätten," hat seine Mutter gesagt. Und schließlich entdeckten die Dorfmäzene sein Porträtistentalent. Man begann ihm für Zeichnungen zu sitzen, denn kein Photograph besuchte die Küsteneinsamkeit. Nach dem feinstrichelnden Blei wurde die ausdrucksvollere Kreide, schließlich Ölfarbe gewagt. Täglich fast entstand ein Bildnis, bis auch die Hochmögenden des Kreises Aufträge erteilten. Selbsthilfe stählte auch hier die Kräfte, denn der junge Bildnismaler wußte sich bald die Leinwand und die Farben herzustellen. Er fand Schützer, unter ihnen auch die dänische Familie Sörensen, die ihm auf drei Jahre ein Stipendium bewilligten, und ihm dadurch zum Studium auf der Akademie in Kopenhagen die Wege bahnten. Innig dankbar war er für alle Güte, die ihm in dänischer Umgebung erwiesen wurde. Hier fühlte er den rechten Nährboden für sein Können, denn die herrschende Lehrmethode und Malart entsprach ganz seiner Anlage für das sorgfältig Erfaßte und Wiedergegebene. Was hier Marstrand und Eckersberg, der selbst ein Friese war, lehrten, hatte auch nicht nur auf ihn entscheidenden Einfluß, sondern auch auf starke Talente, die aus anderen Ländern an der damals berühmten Akademie studierten. In dem Zeitabschnitt von 1830—1850 sind aus Dänemark Hamburger Künstlern wie Oldach und Wasmann, Dresdnern wie C. D. Friedrich und Kersting, selbst den Krüger und Menzel in Berlin deutlich erkennbare Richtlinien gegeben worden. Damals erfaßte die Mode der Historienmalerei auch den jungen Friesen. Seine Bilder „König Waldemar auf Siborgthing", das bis ins Schloß Frederiksborg den Weg fand, und die „Schlacht auf Bravallerheide", die aufopferungsvollen Heldensinn feiert, entstanden. Er lernte vielfigurige Darstellungen auszugestalten, Charaktere schildern, sittengeschichtliches Beiwerk eingehend studieren. Es wurde für ihn der Umweg, um sein Eigentlichstes, die Volksschilderung, zu üben. Damals gerade war die Zeit reif für eine künstlerische Anteilnahme an der Umwelt und an den Alltagsmenschen. Damals begann der sozialistische Hang, den Bauer im Kunstgebiet auf den Thron zu setzen. Auch im äußersten Norden Deutschlands fanden sich unter den Künstlern begeisterte Volksfreunde. Und für Nordfriesland leistete Jessen die Tat, Heimatskunst zu malen. Vorerst schlug er bei Besuchen von Dänemark her diesen Weg ein. Man hatte ihm schon dort auf der Akademie eine große silberne und eine kleine goldene Medaille verliehen. Mutig griff er nun die Wirklichkeit an. Er besuchte die Nachbardörfer, malte Bauerntypen und verwendete manches für Genrebilder. Er entdeckte das Malerische in Deezbüll, im eigenen Vaterhause. Das Idyll „Hinter dem Dorf" teilt die Freude am kleinen Hausweideplatz mit, auf dem sich Schwein und Hühner unter Fliederbüschen gütlich tun. Vor allem auf der Insel Föhr, wo sich schollenverwurzeltes Volk so zäh in seinen Trachten und Ge-

Digitized by Google

Nordfriesische Küche. Gemälde von Carl Ludwig Jessen

Digitized by Google

Studienkopf. Von Carl Ludwig Jessen

bräuchen erhielt, fand er lockende Modelle und Ausschnitte. Er malte die ganze Familie eines Hofbesitzers. Und dennoch fühlte er sich noch zu jung, um schon ansässig zu werden, und ein Reisestipendium führte ihn vorerst nach Paris und 1868 nach Rom. Aber ob er Abendstimmung im Boulevard oder in der Campagna in Farben festhielt, oder Leute des Albanergebirges skizzierte, seine Art zu malen blieb die gleiche. Er war auf Stille und Treue gestellt, so gab er sich auch während längerer Aufenthalte in Hamburg. Es war der folgerichtige Schluß seiner Lehr- und Wanderjahre, daß er 1868 zu dauerndem Bleiben in das Tischlerhäuschen nach Deezbüll zurückkehrte. Was tat es dem hochgewachsenen Mann, daß er sich oft an der niedrigen Haustür den Kopf stieß. Hier, das fühlte er, war sein ‚Amerika‘, wo er sich in täglichem Schaffen die Freiheit und das Leben erobern konnte. Allerdings mußten großgeplante Werke bald diesen engen Rahmen erweitern. Für sein vielfiguriges Bild „Thinggericht“ (1877) entstand ein schönes Gartenatelier draußen im Dorf. Dichter Efeu rankte um die Mauern und half all die

Digitized by Google

Studienkopf. Von Carl Ludwig Jessen

Hausschätze an Kunstdingen und feinem Friesenhausgerät bergen. Als sich der Sechziger noch zu einer Ehe mit der Hamburgerin Martha Elisabeth Benecke entschloß, wich die bescheidene Geburtsstätte einem stattlichen Landhaus. Hier hat er Familienfreuden und Berufsehrungen erlebt. Er ist der Herr Professor geworden, das Ehrenmitglied heimischer Kunstvereine, hat Werke an die Kunsthalle in Hamburg, an das Germanische Museum in Nürnberg, bis nach Rußland und Amerika verkauft. Wo irgend Friesen weilten, liebte man diese Kunst. Man zahlte ihm Treue mit Treue heim. Denn Carl Ludwig Jessen in Deezbüll blieb für Schleswig-Holstein ein Lokalgut. Sein blonder Vollbart wurde in der Heimat weiß, und auf dem kleinsten Hof in Nordfriesland war der Patriarch ein stets willkommener Gast. Er porträtierte die Höchsten wie die Bescheidensten, redete mit dem Volk in seinem Heimatdialekt, schenkte für Kirchen und Schulen von seiner Kunst und stellte willig seinen Pinsel zum Nutzen des Geburtslandes zur Verfügung. Es wurde seine Aufgabe, für Erhaltung des echten Friesentums ein-

Digitized by Google

zutreten. Da er wehen Herzens das Schwinden bäurischen Wesens sah, erschien ihm seine Kunst ein heiliges Gefäß für seine Aufbewahrung. Und dieses Ziel hat er vollkommen erreicht. Wer Meerluft oben an der friesischen Küste zu genießen reist, erkennt mit Trauer, wie die originellen Gebräuche und Trachten dort schwinden, die schönen Heimausstattungen von Bauernkunstfreunden und Trödlern fortgeschafft wurden. Hier, wie überall zehrte Stadteinfluß als langsam tötendes Gift am Landwesen. Aber in den Gemälden Carl Ludwig Jessens wird diese Friesenkultur ein ewiges Leben führen.

Seine geduldige, liebevolle Betrachtungsweise eignete ihn vor allem zum Schilderer der friesischen Heimkultur. All das bäurische Patrizierwesen in den reichen Stuben und Küchen hat er bis in jeden Einzelteil wiedergegeben. Ein Berichterstatter, ein Inventaraufnehmer ist er in bestem Sinne gewesen. Nicht wie den Pieter de Hooch und Metsu war ihm das malerische Erfassen das Wesentliche. Ihm waren das Schnitzwerk am Schrank, der Beschlag der Truhe, das Muster im Tischtuch Dinge von höchster Wichtigkeit. Auf angenehme, reine Töne gab er viel, wollte keine Zerlegungen, die irgendwie Unruhe stifteten, alles sollte in Harmonien, stark oder zart, zusammenklingen. Da er die Allgegenwart des Lichtes nicht suchte, fanden sich bei ihm Härten neben Stellen von feinem Reiz. Die meisten seiner Innenräume sind als Anschauungsbilder von friesischer Bauernkultur für Volkskundemuseen unübertreffliche Besitzstücke. Manches ist auch von so guter malerischer Haltung, daß es als Kunstwerk vollwertig ist. Die glühenden Anhänger des Impressionismus wollen uns glauben machen, daß diese Malweise allein die Farbe für die Malerei entdeckte. Sie sprechen der deutschen Kunst überhaupt die Tonschönheit ab, dabei vergessen sie nur, daß in der Palettenkunst auch zweierlei Wahrheit, die Harmonie der zerlegten und die der vollen Farbentöne, besteht. Sie übersehen, daß beide Arten vielfach in der deutschen Kunst, seit Grünewald und Holbein, geübt wurden, und Freude an der Farbe hat kein Volk mehr bewiesen als das unsere. Haben doch selbst die Holzbildhauer des Mittelalters starke Farbe zur Höhung ihrer Wirkungen hinzugezogen, und für einen hochentwickelten Farbensinn wird alle Volkskunst, sehr stark die der Friesen, zum Zeugen. Die Bilder Jessens belehren uns, daß es sich in diesen Wohnstuben und Küchen keineswegs um die Paukenschlagmusik der Farben in landläufiger Bauernkunst handelt, sondern daß hier ein eigenes, bei aller Lebendigkeit oft diskretes Wesen in die Erscheinung tritt. Da ist das Getäfel der Wände mit seinen mannigfachen Türen und Türchen und das Mobiliar in ausdrucksvoller Farbe angestrichen. Ein Stuhl ist rot, die Wände blaugrau, der Tisch grün, und doch versteht man Ausgleiche durch Kissen und Decken, beweist nicht selten einen eigenen Geschmack. Wie fein stehen auf unserer Wohnstube (S. 517) die saftiggrünen Smyrnakissen zu den tiefroten Stühlen und den schieferblauen Wänden. Wie wußte die Hausfrau in ihrer Küche (S. 519) durch eine Reihe von Delfter Tellern, eine grüne Truhe und gelbbraune Herdkacheln erfreuliche Wirkung zu erzielen. Selbst in die „Schnitterhütte" (S. 523), die auf den Bauernhöfen der Friesenmarsch doch nur zur Erntezeit die Schnitter beherbergt, ist durch farbigen Anstrich der Bettkästen und Truhen ein heiteres Element getragen. Solche Stubenporträts Jessens gewähren, abgesehen von ihrem farbigen Charakter, dem Freund der Bauernkunst viele Genüsse. Wie ist solch ein Schäpp, der prachtvolle mächtige Schrank, bis in jeden Barock- oder Louis-Seize-Schnitzzierat klar zu studieren. Deutlich lesen sich die ergreifenden Passionsereignisse aus den gewebten Bildern der Beiderwand-Vorhänge oder den gegossenen Reliefs des Beilegeofens und den plastischen Darstellungen der Prunkschüsseln. Die Glaubensinnigkeit des Friesenvolkes spricht beredt aus den geschnitzten Sprüchen, die rings vom Eichengetäfel abzulesen sind. Vieles kann der heutige Kunstschmied von den Messingstülpen, den Kannen und Kamingeräten, der Kunsttischler von den Möbeln lernen, die des Friesenmalers Hand nachbildete. Jessen hat nicht die einsamen leeren Stuben geschaffen wie der Nordländer Hammershöj, in denen irgend etwas Übersinnliches geistet und feinstes Lichtleben webt. Er hat die lieben vier Wände der Friesenleute gespiegelt, und der Nachwelt durch sie gesagt, daß es auch im norddeutschen Dorf den bäuerlichen Lorenzo Magnifico gibt.

Die Verehrung, die der Malersenior oben an der Waterkant genoß, dankte er aber auch seiner Menschendarstellung. Es gibt Kopfstudien und Porträts von ihm, die die besten Deuter der Friesennatur sind. Aus seinen weißhaarigen, arbeitsgehärteten Männern und klarblickenden, tüchtigen Frauen spricht Zuverlässigkeit und Gottesvertrauen. Runzeln, die ein zäher Existenzkampf einpflügte, und glatte Jugend hat er gemalt, Blonde und Schwarze, wie sie in den Marschen vorkommen. Gerade in solchen Einzelstudien stellt er sich zuweilen den Besten an die Seite. Sein fester und doch weicher Strich, seine plastische Durcharbeitung und Tonschönheit rufen dann Gebhardt oder Leibl ins Gedächtnis. Aber er besitzt nicht den Seherblick des vielseitigen Menschenergründers, hat kein Organ für die Dämonie, für Witz und Grazie. Der ehrliche, geradlinige Friese paßt ganz zu den bodenständigen Menschen seiner Heimatflur. Wie in seinen Innenraumbildern ist er auch bei diesen Studien der peinliche Schilderer des Volkswesens. Nach den weißen Häubchen seiner Bäuerinnen kann die Putzmacherin ihren Stirnbügel schneiden, die Spitzenklöpplerin das Muster ihrer Tondernspitze arbeiten. Jessen liefert der Plattstickerei prächtige Vorlagen durch

Digitized by Google

Schnitterhütte. Gemälde von Carl Ludwig Jessen

Digitized by Google

die Trachtenstücke seiner Friesenfrauen, zeigt wie sie Motive in Garten und Wiese aufsuchten. Mit spitzem Pinsel ist er der Goldschmiedearbeit an den wunderfeinen Ketten und Knöpfen nachgegangen, hat den Ruhm des Friesenfiligrans mitverkündet. Hüte und Röcke, die heut nur noch in Museen erhalten sind, bilden auf seinen Gemälden den wesentlichen Zubehör der Menschen. Oft hat ihn Genrebildliches zu liebenswürdigen Schöpfungen gereizt, so die ehrwürdige „Neunzigerin am Spinnrad“ in ihrer traulichen Stube mit dem Öfchen von 1687. Ansprechend ist das „Mädchen bei der Wäsche“ im Sonnenschein unter den Bäumen des Hausgartens, eine schmucke Blondine Dahlscher Art. Auf dem Wäscheschläger in ihrer Hand ist die Kerbschnittarbeit deutlich nachzuprüfen, denn wie hätte der Friesenmaler ein so volkstypisches Gerät ungemalt sein lassen können. Die eigene „Mutter und Schwester“ lockten ihn beim Bibellesen zur Konterfeiung. Da fehlt der Nähkorb nicht und die Fuchsie am Fenster, aber im Ausdruck liegt etwas Unfreies, ein gewisses Pathos, mit dem die unerbittliche Wahrhaftigkeit des Naturalismus schließlich gründlich aufräumte. Fast alle Genrebilder Jessens bieten zugleich etwas von dem friesischen Hausinnern, und zwar nicht nur als Begleiterscheinung, sondern neben dem Figürlichen als gleichberechtigten Bildinhalt. So interessiert uns neben den würdevollen alten und jungen Friesen beim „Kaffeebesuch“ der Durchblick aus der getäfelten Stube auf die Diele, bei dem lichten, sauberen „Sonntagnachmittag“ neben der Strickerin mit Hund und Katze die Fliesenwand und der Fernblick in die weite Marsch. Auf dem Gemälde „Mann mit Rechnung“ ist eine psychologische Studie angestrebt. Aber während wir uns an dem ängstlich verschlagenen Ausdruck des Geldabholers und der energischen Herrennatur des Schuldners erfreuen, verlangt die schmucke Stube entschieden auch unsere Aufmerksamkeit. Treu hat Jessen immer an seinem Glauben gehangen, und in dem Streben, den Friesen durch die Kunst auch sittlich zu bilden, hat er gern kirchliche Handlungen gemalt. In der „Kindtaufe“, der „Hausandacht“, der „Letzten Tröstung“ wird der wohltuende Einfluß des Gotteswortes von der Wiege bis zum Grabe veranschaulicht. Malerische Hochgenüsse, wie wenn Rembrandt seinen Prediger Anslo die Witwe trösten läßt, gibt es hier nicht, aber sicher die gleiche Gemütsfülle.

Mehrere Male hat der Künstler Volksschilderungen im großen Stil angestrebt, und dann hat er ins volle Friesenleben hineingegriffen. Ein halbes Hundert Dörfler finden sich auf der Sitzung für das „Thinggericht“. Ernst blicken sie alle bei der Rechtsverlesung, aus der geheimnisvolle Worte der Heidenzeit mitklingen, aber wir werden den Eindruck gestellter Modelle nicht los. Das Packende innerlichen Erlebens, Abstufungen der Anteilnahme fehlen. Schwerfällig geht auch alles zu bei der „Gemeinderatssitzung“. Ein paar prächtige alte Bauern in der Mitte wecken unser Wohlgefallen. Sie passen in den vornehmen Pesel, aber mit verwandten Bildern Herkomers oder Defreggers hält solches Werk den Vergleich nicht aus. Sein Hauptwerk an Volksschilderung hat der Künstler in dem „Sonntagmorgen“ (1876—1878) gegeben (s. das nebenstehende Einschaltbild). Hier wählte er den Deezbüller Friedhof zum Schauplatz. Die Gruppierung der Kirchgänger mit dem selbstbewußt redenden Bauern in der Mitte, der geduldigen Reihe von Männern zur Linken und den spielenden Knaben rechts ist höchst glücklich. Jede Figur wirkt, und die hohen Zylinder und feierlich langen Gehröcke der hageren Friesen erhöhen die malerische Haltung des Ganzen. Das Bild ist in seiner Art wie Mackensens berühmter Worpsweder „Gottesdienst“ und verdient den Ehrenplatz, den Lichtwark ihm in der Hamburger Kunsthalle anwies.

Schon vor dem Ausbruch des unseligen Weltkrieges hatte eine energische Bewegung für Volkskunst und Heimatschutz bei uns eingesetzt. Fester noch wird das furchtbare Erlebnis alle mit dem vaterländischen Boden verwurzeln. Die Kunst Carl Ludwig Jessens hilft dieses Wollen stärken. Wir räumen dem bescheidenen und doch so würdigen Landsmann der Storm und Hebbel dankbar seinen Ehrenplatz unter den Schollenkünstlern ein und denken seiner in dem Sinne:

„Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.“

Sankt Georg der Mähder

„Wo ist dein Schwert, Sankt Görg? Bist du Handlangern gesellt?“ —
„Mit der Sense schreit' ich über das Himmelsfeld.
Meinem tapferen Volke hab' ich das Schwert geliehn,
Sterne mäh' ich vom Himmel, will Furche nach Furche ziehn,
Garbe auf Garbe häufen, daß sie des Mahls nicht entbehren,
Wenn sie hungrig von der bittern Arbeit kehren.“

Emil Lucka

Digitized by Google

Sonntagmorgen. Gemälde von Carl Ludwig Jessen. (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Reise nach Eichstätt

Novelle aus der deutschen Zeit des Eugène Beauharnais

Von Sophie Hoechstetter

„Nur der Plebejer verwechselt Sitte und Mode," hatte einmal der Kammerherr von le Fort gesagt. Dessen gedachte Ulrike von Genthin bei einem letzten Blick auf ihre Gewänder, ehe sie die ehrenfesten Seehundkoffer schließen ließ. Die Sitten der Uckermark waren sicher tadellos. Die Moden? Ulrike lächelte. Was ein Fräulein von Genthin trägt, trägt sie. Auch wenn es nicht aus Berlin oder Paris, sondern aus Prenzlau stammt. Überhaupt gegen die Uckermark läßt sich nicht das geringste einwenden, besonders für den, der dort Güter hat: Weizenfelder, Wiesen, Wälder, Fischteiche und alte, verschlafene Herrenhäuser.

„Ja, Günther ist die ewige Treue," gähnte seine schöne Base Ulrike und lächelte nachlässig zu der Sprecherin. Sie hatte von dieser Gouvernante, die jetzt seit dem Tode Papas ihre Ehrendame war, das Wort schon fünfundneunzigmal gehört oder hundertelfmal, auf die Zahl kam es nicht mehr an — je höher sie stieg, desto schwächer wurde ihre Wirkung. Es lohnte sich ihr nicht zu antworten. Gewiß, Günther war mit bei Belle-Alliance gewesen, aber das wirkte bei ihm nicht anders, als sei er von Schwedt oder Küstrinchen zurückgekommen. Er hatte durch die entsetzliche Zeit der Hungersnot von 1817 seine Klitsche verloren — aber nun verwaltete er ja, keine fünfzig Meilen davon, das schöne Gut Ulrikes — also konnte von Exil keine Rede sein. —

Man saß in dem alten Salon von Bölk, wo immer ein grünliches Licht herrschte, teils von den alten Scheiben, teils von den Kastanienbäumen her, die ihre verwirrten Zweige bis zur Erde neigten, als wären sie ihr aufs zärtlichste gesinnt und ergeben. Weinerlich begann die Ehrendame: „Und so ist es also unwiderruflich beschlossen, du wirst nach Eichstätt reisen. In diese katholische Stadt und zu der Frau von Attmannshofen, die sich so viele Jahre nicht um dich gekümmert hat? Oh, ma petite —"

‚Ma petite' fiel Ulrike auf die Nerven. Sie war neunzehn Jahre und sehr groß. Sie wollte reisen. Sie ertrug die Uckermark nicht mehr, sie konnte das Lied von Günthers ewiger Treue nicht mehr vernehmen. Er war gewiß so treu wie die Johannisbeerstöcke, wie die Apfelbäume, wie die Teiche im Park. Es kam Ulrike vor, als hätte sie schon tausend Jugenden in Bölk verbracht — eine wie die andere.

„Papa ist tot und Tante Attmannshofen seine einzige Schwester."

„Aber sie ist doch katholisch geworden in der fürchterlichen Stadt — und bei den Katholiken soll alles so sinnlich sein," sagte Fräulein von Güstow, und ihre mageren Hände erzitterten bang.

„Im Gegenteil, die Pastöre heiraten nicht," antwortete Ulrike. Da erblich Fräulein von Güstow, aber der Einwand, daß die evangelischen Pastöre nicht aus Sinnlichkeit heirateten, blieb ihr im Halse stecken, denn der Kammerherr von le Fort wurde gemeldet, und sie war noch in der Morgenhaube über den Papierwickeln für ihre Locken.

Der Kammerherr von le Fort, zu Neustrelitz wohnhaft und eben auf seinem Bölk benachbarten Gut, kam mit den Gebärden des Weltmanns, eilig, verbindlich. Morgen früh um achte, wenn es der liebwerten Nachbarin genehm sei, warte die Reisekutsche. Seine Eheliebste ließe inständig grüßen. Sie sage, mit einem jungen Fräulein zu fahren, sei doch mal was andres. Da würde man noch Staunen erregen und Pläsiers erleben.

„Ach, Herr von le Fort, was freue ich mich," sagte Ulrike und reckte ihre Gestalt.

Herr von le Fort gedachte nach Florenz zu reisen, und nahm Ulrike bis Eichstätt mit, der Bischofsstadt im Altmühltale.

Es war ein schweigsames Abendbrot im Herrenhaus von Bölk.

Fräulein von Güstow kämpfte mit Rührung. Günther von Genthin aß sehr viel. Wenn er doch etwas weniger bei Hunger wäre, dachte Ulrike, er hat auch gar keinen Stil. Sein Blondhaar mit dem einfältigen Scheitel, den glatten, wässerigen Strähnen,

Digitized by Google

die aus der Stirn gekämmt waren und so poesielos aussahen, ärgerte sie. Das eckige Gesicht mit den blauen Augen war heute ein wenig bleich. Wenn Günther zur Türe herein kam, reichte sein nüchterner Scheitel bis an den Querbalken. Er hatte ein fürchterliches Format und nicht die geringste Grazie.

„Ich fahre dich morgen früh selbst, Ulrike, wenn die Sache denn sein muß," sagte er. Dann polterte er aus der Türe. Er ging jetzt in den dem Park vorgelagerten Obst- und Beerengarten, das wußte Ulrike. Dort liebte er herumzustehen. Ja, als sie noch halbe Kinder gewesen, hatten sie oft unter den Sträuchern gesessen oder rittlings in den Ästen der Pflaumenbäume. Oder in einem alten Kahn auf den Teichen. Damals hatte sie nicht gedacht, daß Günther so hoffnungslos brav und alltäglich sich entwickeln würde.

Nun wartete er draußen im Dämmern und dachte, sie käme. Sie trat auch wirklich unter die Türe an der Freitreppe. — Die Aprilluft kam ihr schwül vor, Wolkenfetzen zogen über den Himmel. Drüben am Stalltor stand der Knecht, streichelte den Kopf eines Fohlens, und die rotbäckige Stallmagd tat desgleichen. Da trafen sich manchmal die Menschengesichter.

Und Günther wartete im Beerengarten. Mochte er. Ulrike hatte keine Lust auf ihn. Sie konnte nicht nun noch mal von ihm hören, daß er arm war, als sei dies die größte Ehre, die jemand anhaften kann. Wenn er Chance gehabt hätte, bei Belle-Alliance konnte man sich den Pour le Mérite holen und tausend Taler Zulage. Aber er war heimgekommen wie von einem Ausflug nach Neustrelitz. Kein bißchen anders.

Plötzlich trat Günther schwerfällig aus seinen Gebüschen. Er senkte den Kopf mit den feuchten Haarsträhnen, räusperte sich und sagte: „Erwartest du dir denn eine Lustbarkeit da bei den Bischöfen und Domherren und solchen fremden katholischen Leuten?"

Der Ton verdroß sie: „Die Tante Wilhelmine hat doch viel Verkehr — auch ist der Hof in Eichstätt über den Frühling und Sommer."

„Was für ein Hof? Du machst wohl Spaß, Ulrike?"

Sie zog den Schal über dem Brusttuch von gefälteltem Mull in strengere Falten.

„Du weißt das wohl nicht, der frühere Vizekönig von Italien, Napoleons Adoptivsohn Eugène Beauharnais —"

„So was nennst du Hof?" sagte er in seiner unglaublichen Art.

„Nun, der König von Bayern hat ihm seine Tochter gegeben, die Wittelsbacher sind vielleicht legitim genug. Er gehört zum Hochadel Bayerns, hat die alte Landgrafschaft Leuchtenberg mit dem Herzogstitel erhalten, und das Fürstentum Eichstätt. Als ob wir in Preußen den Schwertadel gar so gering achten müßten! Es gibt auch Menschen, die sich etwas holen, wenn sie Schlachten mitmachen."

Dieses Wort reute sie nun doch, denn Günther wurde rot.

„Vicomte de Beauharnais war er übrigens von Geburt."

Günther hob seine braune Hand, zeigte in die Ferne.

„Bist du wieder da, wenn das Korn blüht?"

O Gott, nun sollte sie wieder ein Versprechen geben. Nun sollte sie vielleicht auch wissen, was sie fühlte, wenn das Korn blühte. Sie zitterte vor Ungeduld. Niemand hatte hier Flügel. Niemand ahnte etwas von dem Fernweh, das sie umfangen hielt. Sie wandte sich kurz ab. — —

Am Morgen stand Günther mit der Miene eines Leichenbesorgers am Wagen, der sie zu le Forts bringen sollte. Weinte er vielleicht? Barmherzigkeit. Nein, nein — sie würde nicht katholisch werden, die liebe petite. Sie würde sicherlich noch Millionen Kornähren blühen sehen. Nur nicht einen Abschied, als ginge es nach Amerika.

⁂

Eine Kutschenreise war Anno 1820 sehr aufregend und auch sehr langwierig. Der April trat schon in seine letzten Tage, da landete die le Fortsche Reisekutsche in dem Dorfe Rothenstein, zu der Standesherrschaft Pappenheim gehörig. Das Dorf liegt auf einem Hochplateau des fränkischen Jura, begraben in Wäldern. Von dort aus ist es nur noch zwei Stunden nach Eichstätt. Aber, mon Dieu, quel malheur, die Kutsche saß fest vor dem Gasthaus zum Elefanten. An ihr war, was damals

unbedingt zum Reisen gehörte, ein Rad gebrochen. Im Gasthof gab es ein einziges Fremdenbett, worin selbstredend Frau von le Fort die Nacht verbringen mußte.

Welche Situation!

„An Katzenhochstadt sind wir glücklich vorbeigekommen, trotzdem das ein fürchterlicher Name ist und die Wredes Schlagbäume aufgestellt haben. Aber nun dieses Rothenstein, terrible," sagte Frau von le Fort. Sie stand vor dem Gasthof mit dem einzigen Fremdenbett, und ihre Laune war nicht gut.

„Und die Tante Attmannshausen erwartet Sie diesen Abend, liebes Kind," sagte der Kammerherr betrübt.

Da kam ein Herr aus dem Gasthaus. Groß, würdevoll — ganz homme de naissance. Er wehrte mit einer hoheitsvollen Geste zwei Frauen ab, die ihm wiederholt die Hände küssen wollten.

Der Herr mit dem seltsamen Gesicht trug etwas, das Ulrike noch nie gesehen hatte: eine Art Frauenmantel, oder ein Mantelkleid, schwarz, mit Violett diskret besetzt. Sie wußte nicht, daß dies eine Soutane war.

Der vornehme Mann warf einen Blick auf das zerbrochene Rad — senkte die Augen wieder und fragte gerade in die Luft: „Ist die Nichte der Frau Baronin Attmannshofen von Eichstätt hier? Das junge Fräulein kann nicht in dieser Schenke nächtigen."

Der Kammerherr näherte sich. Es fiel Ulrike auf, daß sein Ton etwas Fremdes hatte. Nach einem kurzen Zwiegespräch mit dem Herrn in dem Frauenrock sagte er: „Liebste Ulrike, Seine bischöfliche Gnaden will die Güte haben, Sie in dero Wagen rasch nach Eichstätt fahren zu lassen."

„Ja," sagte der Bischof. „Ich habe hier noch Geschäfte. Ich brauche den Wagen erst morgen wieder."

Ulrike konnte sehen, was ihre Tante galt. Ein leiser Schauer überflog sie. Der Bischof war auch gar zu seltsam.

Nicht nur, daß ein Ulrike ganz fremder Duft aus seinen Kleidern stieg — das Gesicht erinnerte an asketische Holzbilder und war doch von einem seltsamen Lächeln überspielt. Aber das galt weder Herrn noch Frau von le Fort noch Ulrike — es galt nicht dem mächtigen Ring am Zeigefinger, den der Bischof anzusehen schien — es war wesenlos, geheimnisvoll, aus einer andern Welt.

Um es kurz zu machen: Ulrike nebst den Seehundkoffern reiste in der bischöflichen Kutsche davon. Auf dem Bock saß ein Lakai. Nein, so fuhren die Pastöre nicht durch die Uckermark.

Es ging eine Weile noch auf dem Hochplateau. Das wurde zuletzt ganz baumlos. Und dann sah Ulrike plötzlich eine ganz neue Landschaft.

Die Straße senkte sich in kühnem Schwung zu einem weiten Tal, in dem viel verschlungen ein Fluß schimmerte. Jenseits des Flusses erhob sich festungsgleich, machtvoll, mit kolossalen Unterbauten eine — Ulrike wußte kein anderes Wort — italienische Burg. Und rechts davon, mein Gott, das war die Stadt Eichstätt: Im blanken, grellen Licht einer letzten Abendsonne, überthront von Türmen. — — Da ist ja Italien, mußte sie wieder denken, und ihr war, als müßten seit dem Abschied von le Forts Wochen vergangen sein.

Der Wagen fuhr rasch, mit herrlichen, leichten Pferden. Und als er sich der seltsamen Stadt näherte, fingen plötzlich die Glocken an zu läuten. Da hielt der Wagen — Lakai und Kutscher nahmen die hohen Hüte ab, murmelten Ave Maria und machten mit den Händen sonderbare Striche am Gesicht vorbei.

Dann fuhr der Wagen wieder. Die Glocken läuteten immer noch. Ja immer lauter, mächtiger. Dunkle Stimmen, fröhliche Rufe, dazwischen Töne wie ein verzagtes Wimmern. Der Wagen fuhr an einer riesigen Kirche vorbei. Dann an einem Palast. Aus der verschlossenen Kutsche konnte Ulrike nur wenig sehen. Aber sie bemerkte, Leute und Kinder knicksten vor der Kutsche. Nun hielt sie. Der Lakai öffnete den Schlag. Ulrike stand auf einem Platz, so vornehm, wie sie noch nichts gesehen. Auf der einen Seite war der Palast — vor ihm niedriges Gebüsch, daraus hoch und glänzend eine Säule mit einer goldenen Frauengestalt ragte. Diesen Platz umsäumten im geschlossenen Halbrund, wie eine Mauer, hohe Barockhäuser.

Sie stand hilflos. Da wurde die Türe des reichen Portals aufgerissen — eine

erhitzte, mächtige Dame in schwarzen Kleidern stürzte heraus, umarmte Ulrike und rief: „Bei allen Heiligen, Kind, du kommst in der Bischofskutsche?" — — —

Ulrike ging an der Seite der Tante durch die fremde Stadt. Sie war auf das äußerste betroffen. Sie sah weite Plätze, Barockhäuser — und diese prunkvollen und wie ihr schien, zahllosen Kirchen. Das alles lag baumlos, vorgartenlos in einem grellen, fast hochsommerlichen Licht. Und dann klangen wieder die Glocken, die Tante trat mit ihr in eine Kirche, und Ulrike umfing der schwere Duft des Weihrauchs. Sie hörte die Orgel brausen, sie sah einen Priester in zinnoberrotem Gewand, von weißen Spitzen überrieselt, sah Knaben in denselben seltsamen Kleidern, sah, wie Priester und Knaben unablässig wieder die Knie beugten und sah plötzlich die stattliche, sehr weltliche Tante Attmannshofen auch auf den Steinfliesen der verwirrenden Kirche. Ob ihr unwohl geworden? Doch die Tante hatte eine verblüffende Fähigkeit, sich wieder zu erheben, zupfte Ulrike lächelnd am Ärmel — und ein paar Minuten später war das alles verschwunden. Sie gingen wieder durch die helle, helle Stadt, bogen zu dem Residenzplatz ein, und nun machte man ‚Visiten'. Bei all den Menschen von Rang, die gleich der Tante in den Kavalierhöfen wohnten. Denn so hieß das schöne Rund, was gestern Ulrike so bezaubert hatte.

Ulrike hatte gestaunt, als sie im Wohnzimmer der Tante einen Hausaltar erblickte. Bei den Visiten staunte sie darüber schon nicht mehr. Überall waren so bewegliche, heitere, lebenssprühende Frauen — und alle hatten Altäre oder wenigstens Betpulte mit Knieschemeln. Sie redeten sonderbar weich, singend, mit starker Dialektfärbung und sagten manchmal Dinge, die Ulrike gar nicht verstand. Die liebe Nichte kommt zu uns! diesen Satz hörte Ulrike in jedem Haus, und er klang ihr komisch.

Sie war zur Tante Attmannshofen gekommen und machte Visiten, wie es sich gehörte. „Zu uns," sagte die Gräfin Hirschberg und ihre Augen strahlten, „zu uns", sagte die Frau von Pechmann sanft und leidenschaftlich. Alle sagten es. Komisch.

Als endlich das Rund abgegangen war — und Ulrike zehn- oder zwölfmal gehört, wie blond, groß und eigenartig sie sei, schritt die Tante auf das mächtige Palais zu.

„Nicht zu den Hoheiten," lächelte sie. „Aber zu der Hofdame und Erzieherin der herzoglichen Kinder, meiner lieben Maubeuge. Héloise von Maubeuge ist ein scharmantes Frauenzimmer — von Welt, sie hat die Staël in Coppet gekannt, und die Hoheiten lieben sie geradezu."

Sie stiegen eine feierliche Treppe hinauf, die dorische Säulen trugen, Podeste unterbrachen. Die Tante bewegte sich im Vertrauten, winkte einem Lakaien ab und trat nach kurzem Klopfen in ein Zimmer.

„Es ist das Schulzimmer," sagte sie, „da finden wir vielleicht auch den kleinen Prinzen August, er ist so reizend."

In dem weiten Raum erhob sich eine schwarze Gestalt. Ulrike erschrak. Nein, mein Gott, wenn auch Tituskröpfe Mode waren — so konnte doch die Demoiselle de Maubeuge nicht aussehen. Die Gestalt verbeugte sich sehr tief.

„Ah, mein lieber Goth," sagte die Tante kordial. „Ich wollte meine nièce der lieben Maubeuge bringen. Also, Ulrike, dies ist unser Willibald Goth, bald ein geistlicher Herr, jetzt Erzieher von Prinz August."

Ein Mann? Ja so, diese Art von Kleid hieß Soutane, und die Priester trugen es. Aber was für ein sonderbarer Mensch.

Die Tante setzte sich ohne Umschweife auf ein Kanapee und winkte Ulrike, Platz zu nehmen.

Der sonderbare Herr Goth blieb stehen. Sein Gesicht war wie aus dunklem Elfenbein. Die Haare wetteiferten mit dem Schwarz der Soutane — hatten einen strengen Schnitt und standen in steilem Scheitel über der Stirn. Der Mund war kühn — und gehorsam geschlossen. Auch die Augenlider. Und die bleichen Hände des Sonderbaren hingen langgestreckt an den Seiten der Soutane.

„Mademoiselle de Maubeuge ist im Hofgarten, Frau Baronin. Sie wird untröstlich sein." Die Stimme war vollkommen eintönig, sehr tief, ganz unpersönlich.

„Ich muß mich aber ein wenig verschnaufen, lieber Goth. Wollen Sie sich nicht setzen?" Da verneigte sich die selt-

Digitized by Google

Kauernde

Marmorbildwerk von Prof. Peter Pöppelmann

Digitized by Google

Digitized by Google

same Gestalt und blieb stehen. Ist es denn ein Bedienter? dachte Ulrike. Aber das Gesicht sah so anders aus. Und warum schaute er denn niemand an, stand da wie ein Schuldiger?

„Gothlein," sagte die Tante, „ich hab' Sie doch als Buben gekannt — also, was ist das heute für eine Feierlichkeit? Wollen Sie sich nicht die Nichte aus der Uckermark ansehen? So ein blondes, liebes Fräulein? Ich hab' mir gedacht, Willibald, wenn es der Herr Bischof erlaubt, zeigt Ihr ihr ein wenig das Orgelspiel. Auf dem Klaviere ist sie zu Hause."

Da schlug Herr Willibald Goth die Augen auf — sammetbraune, große, unglaublich große Augen, und sah Ulrike an. Und während dieses Blickes wurde sein Gesicht fast weiß. Ulrike zuckte zusammen, nein, das war ja toll. Aus dem Gesicht leuchteten die großen Augen. Das dauerte nur Sekunden. Dann stand Herr Goth wieder da wie vorher. Und als man ging, verbeugte er sich sehr tief, fast unterwürfig — und doch so sonderbar kalt und unpersönlich. —

„Mein Gott, Tante, was ist das nur für ein Mensch?" fragte Ulrike zu Hause. Und es war ihr fast unheimlich zu denken, daß er so nahe wohnte, nur durch den vornehmen, stillen Platz getrennt.

Die Tante saß lachend auf ihrem Sofa — hatte rote Wangen und antwortete munter: „Gelt, Gothlein ist schön. Ein Waisenkind. Der Herr Bischof hat ihn geistlich werden lassen — ja, sieht er nicht aus, als könnt' er mit dem heiligen Willibald, seinem Namenspatron, verwandt sein, der aus einem angelsächsischen Königshaus war, nebst seiner Schwester, unsrer lieben heiligen Walpurg, von der wir doch hier die wundertätigen Gebeine haben, wenn sie auch zu Heilsbronn im Ansbachischen gelebt hat."

„Wundertätige Gebeine," das sagte die Tante so lustig, wie wenn man in der Uckermark von Augustäpfeln redete. Was für eine Stadt, dachte Ulrike.

„Du hättest wohl etwas freundlicher zu dem Gothlein sein dürfen, Ulrikchen. Einen Weltpriester läßt man ihn doch nicht werden, da stehen ihm nicht viel Freuden bevor. Und wenn ihm das Herz ein bißchen hüpfen sollte — weißt du, hernach kann er für dich beten, und das kann man immer brauchen."

„Warum ist er denn wie ein Bedienter herumgestanden?" fragte Ulrike.

Da lachte die Tante wieder. „Wird halt was abbüßen müssen und ein paar Tage nicht sitzen dürfen. Dafür um so mehr knien. Jetzt ist Karwoche, weißt du. Ach Gott, da müssen wir immerfort Forellen und Mehlspeisen essen, hältst du das aus?"

⁂

Am andern Vormittag kam Mademoiselle de Maubeuge. Sie erzählte sogleich, daß sie Madame de Staël gekannt, und Ulrike fiel die mühsame Lektüre einer Corinne ein. Fräulein von Maubeuge gefiel ihr. Sie hatte die Vornehmheit einer grande dame — war ein wenig schwermütig und sprach mit einer leisen, distinguierten Stimme. Sie stammte aus Vevey — und vom fernen Ausland zu hören bot Ulrike einen Reiz. So sagte sie gerne zu, am Nachmittag mit dem Fräulein in der Residenz den Kaffee zu trinken.

Der wacklige Diener der Tante führte sie die paar Schritte hinüber. Mademoiselle de Maubeuge saß in einem riesengroßen Zimmer mit dunklen Barockmöbeln und vielen Heiligenbildern. Ihr Gesicht war nicht schön, aber anmutig, die Stimme von seltsamem Reiz, traurig und sehr liebenswürdig.

Die jungen Damen hatten kaum ein paar Worte miteinander geredet, so klopfte es — und Willibald Goth kam herein. Ulrike durchfuhr es beim Anblick der schwarzen Gestalt. ‚Was will denn der?' dachte sie herrisch. Aber Fräulein von Maubeuge sagte sanft: „Pardon, Baronesse, Herr Goth und ich haben heute einen Erinnerungstag. Vor zwei Jahren ist uns eine teuerste mütterliche Freundin gestorben. Sie besuchte mich einmal hier, und hatte Herrn Goth auf ihr Schloß geladen — nach Villeneuve am Leman. Sie liebte das Leben sehr. Und sie würde sich mit uns freuen, daß wir an ihrem Gedächtnistag einen so lieben Besuch haben."

Herr Goth und Fräulein Héloise von Maubeuge begannen mit stillen Stimmen von der Verblichenen zu reden. Und es kam Ulrike vor, als sähen sie dabei auf ihre Halbtrauer — und wären seltsam zart. Sie mußte an ihren Vater denken,

Digitized by Google

anders als bei der Tante, die, um sein Gedächtnis zu feiern, nur einige derbe Anekdoten aus seiner Leutnantszeit zum besten gegeben, sowie, daß er sie als Junge mal verprügelt hatte, worüber die Tante herzlich lachen konnte.

„Wir haben nämlich beide unsere Eltern nie gekannt," sagte Fräulein Héloise. „So plaudern wir von der alten Freundin. Nicht mehr lange. Denn dann geht Herr Goth wohl fort."

Über das bleiche Gesicht des jungen Mannes flog ein Erbeben. ‚Er muß gewiß in ein Kloster,' dachte Ulrike — und es kam ihr plötzlich vor, als gehörte dieser Sonderbare in ein schönes, stilles Schloß, als der letzte eines Geschlechts. Und sie schalt sich töricht, wie kam sie auf solche Ideen, wenn er doch bloß Herr Goth hieß.

„Warum werden Sie Priester?" fragte sie plötzlich geradezu und erschrak, als habe sie Unschickliches gesagt.

Herr Goth hob seine schmale Hand. Er führte sie wagrecht durch die Luft, als wolle er etwas fortstreichen. Er sah auf einmal wieder so streng und düster aus, wie gestern.

„Ich gehorche," sagte er — und es klang unsäglich hochmütig. Aber vielleicht war das nur ein erborgter Stolz. Sein Gesicht, so jung es war, redete von Leiden.

„Ich spiele morgen im Dom die Orgel, zum Hochamt — werden Sie zu uns kommen, Baronesse?"

Die Stimme war leise — die Augen flackerten sonderbar. Und plötzlich dachte Ulrike: ‚Er wird nicht lange leben. Er sieht aus, als trüge er etwas in sich, was ihn verbrennt. Vielleicht war darum Fräulein Héloise so sanft zu ihm.'

Verwirrung kam über sie. Was gingen sie diese fremden Menschen an? Sie fühlte sich so benommen, so anders, seit sie in dieser sonderbaren Stadt war.

Da klangen plötzlich — ganz nahe — vom Dom die Glocken zum Angelus. Stürzend kam ihr Ton ins Zimmer. Ulrike stand auf. Sie sah, wie Goth das Zeichen des Kreuzes machte — wandte sich geniert ab und trat ans Fenster.

In gleicher Höhe mit dem Geschoß flimmerte das goldene Bild der Maria auf der Säule. Und nun klangen noch andere Glocken, rufend, flehend — still, dunkel — Ulrike war, als müßte sie weinen, so verwirrt war sie von dem Getön. Was war das? Was rief sie denn? Sie kam sich tödlich verlassen vor — und doch wie in einer Erwartung.

Hinter ihr im Raume war plötzlich eine fremde Stimme —

„Mademoiselle — ich bin enchantiert. Herr Goth — mein Onkel, der Bischof, wünscht Sie sogleich — —"

Sie hörte Goth eine Frage stellen. Und darauf antwortete eine klirrende, übermütige Stimme: „Vielleicht ein wenig Pön, lieber Pater Willibald. Und man küßt die strafende Hand — —"

Vom Dom setzte eine schwere dunkle Glocke ein.

„Pax vobiscum" murmelte es im Zimmer — und eine dunkle Gestalt verschwand.

Vor Ulrike aber stand ein fremder Herr. Im Geläute der Glocken stand er da, überelegant gekleidet, mit krausem, braunem Haar, graue, zärtliche Augen spielten über sie hin. Und die fanfarenhafte Stimme sagte: „Ihr Diener von Walstetten, gnädigste Baronesse. Die gnädige Tante hat mir Permission gegeben, mich zu präsentieren."

Die Stimme sank in ein Schmeicheln: „Ich habe zwei Tage verloren. Ich kam erst heute zurück, Baronesse von Genthin. Welch eine Osterfreude für unsere Stadt — Ihr so lange erwarteter Besuch. Was sagen Sie zu uns hier? Hat unsere liebe Mademoiselle Héloise es Ihnen gemütlich gemacht? Erschrecken Sie noch, weil es bei uns immerfort läutet? O das ist nur, wir sind heiter. Wir lachen und beten gerne in Eichstätt. Und wir bitten, daß wir Gnade vor blauen Augen aus der Uckermark finden."

Beringte Hände machten ein paar lebhafte Gesten. Und die Stimme lachte: „Hab' ich es nicht gut behalten: die Uckermark?"

Ulrike war es jetzt, als sei plötzlich alle Wehmut, Fremdheit, Düsternis fort. Sie sah in das liebenswürdige, hübsche, bewegliche Gesicht — sie war von dieser Stimme belebt, als habe sie Wein getrunken — sie sah eine elegante Gestalt in anmutiger Bewegtheit — — und draußen läuteten wie Jubelrufe die Glocken.

Da war es Ulrike, als finge plötzlich das Leben an. — — Der Baron Wal-

Digitized by Google

stetten begleitete sie nach Hause. Er sei invitiert von der gnädigen Tante, sagte er ihr auf dem kurzen Weg. Wirklich, es standen drei Stühle am Tisch des Speisezimmers, an dessen Decke in bunten Farben, mit Wolken wie Federbetten, eine Himmelfahrt Mariä gemalt war. Der Baron küßte der Tante vielmals die Hände, und sie lachte, streichelte die Locken des jungen Kavaliers und nannte ihn mit herzlicher Stimme „Ferdinand Maria" und war lustig, geröteten Gesichts — und Ulrike fremd, wie immer.

Man ging zu Tisch. Es gab Forellen, gefüllte Omeletts und Sekt, weil doch die bitterliche Fastenzeit war.

Ferdinand Maria Walstetten plauderte. Er erzählte Ulrike, wie reizend ihre Tante sei. Und dann sprach er von seinen tausend Liebhabereien: von Büchereinbänden, Elfenbeinsachen, Kupferstichen, Möbeln, Porzellanen, von Musik, Reisen, Theater, Tanz, Oper — und Ulrike wurde ganz schwindlig vor soviel Bildung und Interessen.

„Und was macht die Theologie?" fragte die Tante dazwischen.

Walstetten lächelte: „Ich laviere noch, verehrteste Freundin. Der gute Oheim will mich ja durchaus als Nachfolger — aber sagen Sie selbst —"

„Die Beichte schöner Frauen mochten Sie aber immer gerne, Ferdinand Maria."

Er hob sein Glas, lächelte Frau von Attmannshofen zu und sagte: „Und ich soll dies Lied mein Leben lang hören, daß die schönen Frauen einen andern lieben?"

Da kam eine Botin ins Zimmer. Die Frau Gräfin Hirschberg habe ihre Zustände und ließe gar schönstens sich die Ehre ausbitten, daß die Frau Baronin samt dem Melissengeist etwas nach ihr sähe.

So blieb Ulrike allein mit dem jungen Freund des Hauses.

Ihr war beklommen zumute. Sie dachte plötzlich an das bleiche Gesicht des jungen Goth, an Walstettens ironische Worte. Ob man ihn hart behandelte? Mein Gott, hier war alles so seltsam. Hier waren die Männer so völlig anders wie in der Uckermark.

Über den großen Raum mit den dunklen Barocktüren sank die Dämmerung.

„Dieses Licht kleidet Ihnen gut," sagte Walstetten. „Nun kann man von Ihnen träumen, Baronesse. Ah — am Tage sind Sie so gesund, Gnädigste. Aber dieses Licht legt Schleier und Geheimnis um Sie. Und Sie sehen aus wie eine grande dame der Renaissance, die auf jemands Verderben sinnt. Lukrezia Borgia oder so. Ah, können Sie so grausam sein?"

Das war Ulrike in der Uckermark noch niemals gefragt worden, und es hätte für eine häßlichste Eigenschaft gegolten, was hier der Herr von Walstetten mit sonderbar forschender, weicher Stimme fragte.

„Wir Damen in Norddeutschland," sagte sie plötzlich in ungewolltem Hochmut, „pflegen nicht auf unsere Wirkungen zu achten. Wir heißen Genthin, Boddien, Schwerin, Kleist, Arnim, Bülow — und damit ist die Sache gut. Und wer unseresgleichen ist, kennt uns."

„Oh mon Dieu — was sind Sie hautaine."

Das lächelnde Gesicht Walstettens war ihr ganz nahe. Sie roch ein starkes, aufregendes Parfüm, sah flackernde Augen, hörte wieder diese Stimme, die so unbegreiflich den Glocken ähnlich tönte: „Und zum Beispiel heute der kleine Willibald Goth? Ward ihm kein Gedanke geschenkt?"

Sie hatte vorher ein unbestimmtes Mitleid mit dem schönen blassen Menschen gehabt, der in einem Kloster verschwinden sollte, jetzt antwortete sie kalt: „Was geht mich der kleine Kaplan an oder was er denn ist?"

„Aber wenn man ein Gesicht hat wie Sie, Baronesse, und jung und mondaine ist — und die Gnade hat, mit einem Priesterseminaristen zu plaudern, da ist man doch grausam. Denn man weiß, man ist die Versuchung für ihn, der holde Klang der Welt, die nie sein ist. Wollen Sie mich täuschen, Baronesse? Sahen Sie nicht, wie er zitterte und bebte?"

Über Walstettens hübsches Gesicht flog ein unverständlicher Zug von Freude und Ironie.

„Ah, Sie wissen es genau. Diese Nacht liegt er auf den Knien vor dem Bild der Madonna. Und schlägt seinen Rücken mit der Geißel wund. Und das alles, weil ein schönes Fräulein ihn freundlich angesehen und er sich sehnte, ihr nah sein zu dürfen."

„Von solchen Dingen weiß ich nichts," sagte sie abwehrerfüllt.

„Aber es ist hübsch, nicht wahr? Ich

habe ein Faible für diese Sorte Menschen. Sie sind so konkret-einfacher Mittel. Sie sind erlöst, wenn sie gepeinigt werden. — Wir anderen, deren Seele vibriert, sind an das Kreuz der bangenden Erwartung geheftet, wenn wir lieben. — Wir lieben eine Geste, die uns unersetzlich ist — wir lieben die Dämmerstunde eines Frühlingsabends. Ah, Baronesse, fühlen Sie nicht all das Herzeleid, was in diesen alten Räumen hier noch lebt, aus endloser Ferne herüber? Nein, nein, ich will Sie nicht beeindrucken. Bleiben Sie, wie Sie sind. Aber wissen Sie nicht, daß Augenblicke sehr kostbar sein können? Der Augenblick ist alles."

Er lächelte, kam ihr nahe — nahm ihre Hand und führte sie leicht an die Lippen. Und es war so rasch — wieder ein sanftes Loslassen, daß sie nicht einmal zurückbeben konnte. Sie fühlte beschämt, daß sie errötete.

„Ah nicht wahr, Baronesse, in der Uckermark kommt der Frühling herb und spröde? Hier in Eichstätt lieben wir zu leben. Bald ist der Ostertag der Fröhlichkeit. Ich möchte mit Ihnen auf die Willibaldburg — in den alten, ruinenhaften Gärten Ostergeschenke suchen. Es gibt dort" — er lächelte — „Blumen aus alter Zeit. Kostbare Seltenheiten. Sie kommen mit, Baronesse Ulrike — ein Osterspaziergang — ah, das ist doch so deutsch — —"

Sie hatte die größte Lust. Sie sagte: „Ich weiß nicht, Herr von Walstetten, ob meine Tante —"

Er glitt an ihr vorüber. Sie fühlte, als wäre seine Hand über ihre Schulter gestreift. Aber das konnte er sich doch nicht erlauben. Sie mußte sich getäuscht haben.

„Die Tante? Ja, ich bat doch Sie, Baronesse, nicht die Tante. Sie lieben Spaziergänge à trois? Wie seltsam. Eine Wunderblume können immer nur zwei suchen, und für die Statur der gnädigen Tante ist es etwas steil an den Hängen der Willibaldburg."

Sie schwieg beklommen. Was für Reden! Und doch taten sie ihr so sonderbar wohl. Hier war eben alles anders.

„Bei uns kommt der Frühling rasch, Baronesse. Bei uns ist wärmere Luft. Nun — kommen Sie übermorgen mit? Aber wenn ich doch bitte, bitte."

„Ich glaube nicht," sagte sie, kälter als sie wollte.

„Nicht, ach wie schade."

Das klang so sonderbar. Als bemitleide er sie.

Sie war sich böse, daß sie dies zu ärgern vermochte. Hilflos dachte sie: ‚Wenn doch die Tante zurückkehren wollte.'

Da hörte sie ihn wieder: „Ich sehe Sie heute zum erstenmal. Eh bien, Baronesse, soll ich morgen nach Rom reisen? Der Schoß der allerheiligsten Kirche nahm schon viel in sein Vergessen — —"

Sie war einfach betäubt. Ihr uckermärkischer Verstand sagte ihr — aber schon aus weiter Ferne her — diese Reden wären geziert, wenn nicht verrückt. Aber diese Stimme. Mein Gott, daß es solch eine Stimme gab. Ihr war, als hätte man ihr ein Schlafpulver eingegeben. Und doch schlug ihr Herz so schnell, so merkwürdig.

„Müssen Sie denn reisen?" fragte sie naiv.

„In Rom verschwindet das Einzelgeschick. In Rom taucht man in einen unversieglichen Strom der erderlösten Entzückungen. Erinnern Sie sich an Christine Wasa? Sie war einer Krone müde, des Wissens müde — der Macht müde. Sie ging ein in diese ewigen Klänge. Können Sie das nicht verstehen? Ist es nicht tödlich langweilig, immer diese Dinge des Herkommens abzuleben?"

Ihr kam vor, als habe sie zu Hause dergleichen manchmal gedacht. Wenn Günther täglich dasselbe sagte — und die gute Güstow mit den Mägden zankte.

Sie saß auf einem Stuhl mit weinrotem Brokat — und er stand am Fenster. Hochgebaut, sehr schlank, den Kopf nachlässig geneigt. Die Kerze flackerte. In den Winkeln des weiten Raumes lauerten die Schatten wie eine Macht, die wachsen will und herrschen.

„Es gibt ein altes Märchen, Baronesse — sagen wir in Brabant lebte ein Gelehrter oder ein Dichter, ein junger Edelmann, im Glanze eines Hofes — weil er die junge Königin liebte. Aber sie war entsetzlich tugendreich — und kaum, daß sie ihren kleinen Finger küssen ließ. Sie war grausam — sie ließ ihn leiden — sie legte ihm hundert Proben auf und erfand die hunderteinste, wenn er sie bestanden. —"

Da mußte Ulrike lachen und sagte: „Endlich aber starb der rührende Mann aus Er-

Digitized by Google

schöpfung und an seinem Grabe erkannte die Königin ihr Unrecht und ging in ein Kloster, nicht wahr?"

Die schlanke Gestalt am Fenster reckte sich hoch.

„Nein, verzeihen Sie meine Unhöflichkeit, es war nicht so. Die Königin ersann gerade die hundertundzweite Liebesprobe, und ließ mittlerweile schon die Pferde zur Flucht satteln. Denn nun war sie bereit. Der junge Mann mußte durch den Hof gehen, um in das Gemach der Probeaufgabe zu kommen — da sah er die Pferde. Und er lächelte. Und nun wußte er, daß alle Frauen gleich sind: sie sträuben sich noch, wenn sie schon wollen. Da wandte sich der junge Mann — ging fröhlich davon — und wußte, wenn sie alle gleich sind, kann ich alle nacheinander lieben und brauche mir um die eine, die nicht anders ist, kein Kopf- und Herzzerbrechen mehr zu machen."

Ulrike wußte zu dieser Geschichte nicht gleich etwas zu sagen. Sie hatte das Gefühl, da wäre ein Hintersinn, den sie nicht begriff, so simpel die Erzählung schien.

Herr von Walstetten kam ihr näher: „Der schöne Augenblick, Baronesse — verrinnt leicht ins Leere, wenn er nicht genutzt wird."

Draußen hörte man Stimmen. Dann kam, erhitzt, eilig, die Tante herein.

„Nein, hat das aber lang gedauert," rief sie. „Habt's euch unterhalten? Hat dir der Ferdinand Maria den Kopf verdreht, Ulrikchen?"

Ulrike wurde steif. Sie war ganz Partei von Ferdinand Maria, als er antwortete: „Quelle idée, gnädigste Baronin, wie komme ich gegen den Verstand der gnädigen Nichte an? Sie müssen mir mit dem Geiste der Melisse nachhelfen." Und er lachte. „Sie sind also auch Heilkundige? Oh, ich werde ein Pflänzlein von der Willibaldburg holen für dero Apotheke. Ich gedachte, mir eine Osterblume zu finden — aber ich sehe, Charitas rangiert vor Venus. Womit ich mich gehorsamst empfehle."

Ulrike schlief sehr schlecht in dieser Nacht. Erstens mußte sie an Willibald Goth denken. Lag der wirklich die Nacht auf den Knien vor der Madonna? Aber noch mehr mußte sie an Walstettens Stimme denken, die unbegreiflich betörende Stimme.

❧ ❧ ❧

Der stille Samstag kam. Die Tante betete viele Rosenkränze für den seligen Onkel, der etwas zu lustig auf der Welt gewesen und leider mitten im Kartenspiel dahingerafft worden war.

Ulrike sah die Sonne scheinen — sehnte sich ins Freie — und schrieb gewissenhaft einen Brief nach Hause, wozu sie sehr viel Zeit brauchte.

Gegen Abend sagte die Taute: „Zieh dich an, wir gehen jetzt in die Auferstehung. Nun, wenn du nicht zusehen willst, so wandle im Kreuzgang hin und her und im Garten, der ist gar schön und das kann deinem evangelischen Gemüt nichts schaden."

Ulrike mußte sich erst erläutern lassen, daß die Auferstehung ein kirchlicher Akt war. Nein, sie wollte nicht in den Dom. Es genierte sie furchtbar, wenn die Tante immer hinkniete, und sie dann wie in schlechtem Benehmen, von allen abstechend, daneben stand. Im Dom brauste schon die Orgel. Die Tante ging mit Ulrike das dunkle Seitenschiff entlang. Da stießen sie plötzlich auf Willibald Goth.

„Sind Sie bei der Auferstehung beschäftigt?" fragte die Tante. „Nein? Dann zeigen Sie doch meiner Nichte das Mortuarium und den Garten — Auf Wiedersehen."

So war sie mit Goth allein. Sein Gesicht schien ihr noch bleicher als sonst. Er führte sie in das Mortuarium, eine schier endlose, vom letzten Tageslicht erfüllte gotische Halle. Man schritt über lauter Grabplatten. Und an den Wänden standen steinerne Bilder von Bischöfen, Wappentafeln, aufgerichtet. Goth nannte ihr die Namen alter Geschlechter. Es war ein wundervoller Raum, so feierlich und schön, wie Ulrike noch nie etwas gesehen.

Und doch war ihr so beklommen. Es kam ihr vor, als gehöre der junge Begleiter auch zu diesen Abgeschiedenen — und seine erklärende Stimme drang wie aus weiter Ferne zu ihr. Er bog in den Kreuzgang ein — blieb stehen und zeigte auf ein Epithaphium an der Wand.

„Gabriel von Eyb."

Darunter war ein sorgfältig gearbeitetes Gerippe — und auf einem gotischen Spruchband stand:

„Was ich bin wirstu" (wirst du).

Der junge Goth hatte den breitrandigen

Hut abgenommen — er beugte ein wenig den Kopf mit dem steilgescheitelten dunklen Haar.

„Aber vielleicht hat Gabriel von Eyb vorher das Glück gekannt.“

Ulrike wußte nichts zu erwidern. Ihr schauderte in diesen Totengängen. Sie empfand plötzlich ein flehentliches Mitleid für den Willibald Goth und sein blasses, edles Gesicht.

„Es ist hier alles so traurig —“

„Ja, ich will Ihnen den Garten zeigen, Baronesse.

Die Glocken läuteten wieder. Der „Garten“ war eine Art Hof zwischen dem Kreuzgang. Gotische Spitzbogen umgaben ihn, der Rasen grünte, Zypressen standen im Abendlicht. Der junge Goth erhob die Augen zu Ulrike: „Nicht wahr, die Welt draußen ist wunderschön. Oh, es ist Sünde, aber ich sehne mich so furchtbar nach der Welt. Ich habe in einem geographischen Buch gelesen, dort bei Ihnen gibt es Teiche und alte Gärten — und die weite, weite Ebene. Oh, Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie mir ein wenig erzählten. Ich weiß ja nur die Dinge aus Büchern. Ich mußte immer lernen — nie war ich frei.“

Sie war so erschrocken. Sie fürchtete diesen Ort.

„Ich werde Ihnen — bei Fräulein Héloise erzählen — bald einmal.“

„Morgen —“ antwortete er eindringlich, flehend. „Bald kommt Seine Hoheit. Die Stunden des Plauderns mit Fräulein Héloise sind dann für mich vorüber.“

Wieder läuteten, schrillten die Glocken. Menschen kamen durch den Kreuzgang. Und plötzlich stand mit hochgezogenen Augenbrauen der Baron Walstetten vor den beiden.

„Guten Abend. Oh, Baronesse lieben die Klostergärten? Das ist mir interessant.“ Er bot ihr den Arm.

„Die Geistlichkeit kommt — und Sie sind noch nicht an die Zeremonien gewöhnt. Lassen Sie uns gehen. Ich werde Sie heimbringen.“

Sie sagte kein Wort auf dem kurzen Weg. Er lächelte nur. Unerträglich spöttisch, schien ihr. Sie wollte ihm sagen, daß er unausstehlich sei. Aber das fiel ihr erst auf der Treppe ein. Und so mußte sie die ganze Nacht an das ungesprochene Wort denken.

⌘ ⌘ ⌘

Am andern Tag empfing sie ein Briefchen:

„Meine gnädigste Baronesse,

leider muß ich ein paar Tage verreisen. D. h. es ist die ehrenvolle Mission, Sr. Hoheit dem Herrn Herzog bis Ingolstadt entgegenzureiten als Gesandter des Bischofs. Ich gebe mich der liebenswürdigen Hoffnung hin, gnädigste Baronesse bei bestem Wohlbefinden auf dem Fest der Sozietät im Kasino zum Empfang Sr. Hoheit begrüßen zu dürfen und bitte mir die Ehre des ersten Tanzes aus.

Gehorsamst und ganz der Ihrige

Ferdinand Maria.“

‚Wie ein regierender Herr unterzeichnet er,‘ dachte Ulrike. — Ach — und dann las sie die Zeilen gar viele Male. Sie knisterten in ihrer Tasche, als sie später in einem düsteren Winkel, am Ende des Hauptschiffes, im Dom saß. Denn die Tante hatte darauf bestanden, daß sie das Hochamt mit erlebe.

Ulrike war alles so neu. Sie hörte die Orgel brausen, roch den schwülen Duft des Weihrauchs und sah an dem flimmernden Altar den Bischof in großer Pracht, umgeben von den Domherren. Die trugen die grünen Meßgewänder, diese breiten, schildartigen Behänge und kamen Ulrike vor wie ungeheure Goldkäfer. Ministranten waren um sie, klingelten mit schrillen Glocken, hatten rote Röcke an und schwangen die Weihrauchampeln. Die Responsorien wurden gesungen — aber Ulrike verstand fast kein Wort von dem Latein. Und immer wieder knieten die Priester, erhoben sich in rätselvoller Gewandtheit, verbeugten sich, sangen — die Orgel schluchzte und jauchzte, und Ulrike war, als sei sie betäubt von Musik, Pracht, Weihrauch und einem unerklärlichen Gefühl, als sänke ihr Herz erschauernd zu etwas hin, wofür sie nicht Worte wußte.

Der Bischof und die Priester gingen plötzlich in die Sakristei. Die Ministranten stellten Betpulte um, es kam wohl jetzt etwas Neues.

Die Orgel tönte weiter. Und plötzlich war Ulrike, als müsse sie weinen — so über alle Maßen, so unirdisch schön spielte die

Digitized by Google

Orgel. Leise, als sänken Schleier vom Himmel herab, als wären alle Seufzer der Erde vorüber, schwebten die Klänge durch den Raum. Ulrike fiel ein, daß ihre Mutter ein so sanftes Lächeln gehabt hatte. Ihr fiel ein, daß sie oft über die Felder von Bölk geblickt hatte in rätselvoller Sehnsucht. Kinderträume aus verschütteter Zeit suchten ihre Seele heim.

Die Orgel sang, als verkünde sie, auch dieses Leben hier ist schon erlöst von jedem Mißklang, von jedem unheiligen Schmerz.

Und in Ulrikes Tasche knisterte ein kleiner Brief. Die Orgel aber tönte, daß Ulrike meinte, sie sähe in den von Silberlicht erfüllten Morgen einer göttlichen Frühe.

Ach — und es war ja Willibald Goth, der diese Musik machte. Ja, sie wollte ihm heute nachmittag dafür danken, gewiß.

Die Tante selbst verlangte, daß Ulrike zu Mademoiselle de Maubeuge ging. Denn wenn erst die Hoheiten und die Kinder da waren, hatte Mademoiselle immer Dienst. Und Ulrike mußte bunte Ostereier mitnehmen, die zeigten die Muster von hübschen Kräutchen und Blättchen, die die Tante gar sorgsam zum Färben darum gebunden.

Mademoiselle Héloise schien Ulrike heute ein wenig traurig. Aber sie hatte ihre unveränderte, graziöse, weiche Liebenswürdigkeit. Es war gewiß nicht leicht, immer eine Hofdame sein zu müssen, Ulrike hätte davor geschaudert. Bald kam auch Goth. Er war noch bleicher als sonst und seine Augen flackerten so unruhig. Ulrike bewunderte sein Orgelspiel. Das entlockte Fräulein von Maubeuge einen Seufzer. Die beiden waren heute so seltsam und still. Da fiel Ulrike ein, daß sie ja Goth aus der Welt erzählen sollte. Sie war nicht gerade geübt darin, solche Vorträge zu halten — aber nun suchte sie ihre Erinnerungen heraus. Als Papa und Mama einst nach Potsdam befohlen wurden zu der Königin, hatte sie mitgedurft und war, kaum vier Jahre alt, präsentiert worden. Ulrike merkte, die Menschen hier konnten alle viel eleganter und bildhafter und schöner sprechen als sie. Aber dem Willibald Goth schien es doch zu gefallen, er fragte so sonderbar scheu nach ihrem Bölk und sie erzählte von den langen Winterabenden, von den Besuchen der Nachbarn — und wie man Schlitten führe zum Beispiel nach Schwedt oder Prenzlau.

Fräulein Héloise wurde von einem Diener abgerufen. Es sei eine Stafette des Herzogs da. Als sich die Türe hinter ihr geschlossen hatte, stand Goth auf. Die sonderbaren Augen leuchteten verwirrt in dem bleichen Gesicht. Er näherte sich Ulrike, und ehe sie es verhindern konnte, küßte er auf eine unbeholfene Weise ihre Hand. Er trat lautlos zurück — sah sie kindlich und furchtsam an und fragte nach einer Pause, die Ulrike mit keinem Wort auszufüllen wußte: „Ich habe den Faust des Herrn von Goethe gelesen — glauben Sie, Baronesse, wenn ich zu Seiner Exzellenz gelangen könnte, würde er mir einen Rat erteilen?"

Ulrike erstaunte: „Wie, Sie schriftstellern?" fragte sie und dachte: ‚O Gott, das sind gewiß traurige Gedichte.'

„Baronesse, niemand weiß das. Nicht einmal Fräulein Héloise. Bedenken Sie, es ist mir unmöglich, es ist mir verboten, einen Brief in die Welt zu senden. Aber wenn ich —"

Er weinte plötzlich. Wie ein Knabe, der sich nicht fassen kann, stand er da — in hilflosen Tränen. Die kollerten zur Erde. Hatte er vielleicht keinen mouchoir? Sie wußte sich nicht anders zu betätigen — sie reichte ihm den ihren, der sehr hübsch war und eine Filetspitze hatte.

Er benutzte das Tüchlein, sah es sonderbar an — und hielt es wohl für ein Geschenk. Denn er sagte: „Danke!" und ließ es in seinem Ärmel verschwinden.

„Ich habe eine Tante im Weimarischen — der könnte ich schreiben, und sie spricht mit Herrn von Goethe."

Ulrike war nun nicht gerade vertraut mit den Werken des Großen von Weimar. Aber eins wußte sie zufällig, daß man von Herrn von Goethe nie gehört, er habe sich für junge, unbekannte Leute echauffiert.

„Sie sind ebenso gut als schön," sagte Willibald Goth. „Sie sind außer Mademoiselle Héloise das einzige junge Fräulein, was ich je gesprochen habe. Sie müssen aus einer zauberhaften Welt kommen. Ja — und nun muß ich immerfort an die schöne Welt denken —"

Zum Glück trat Fräulein Héloise wieder

Digitized by Google

ein. Nun konnte der kleine Goth doch nicht die sonderbaren Dinge reden.

✕ ✕ ✕

Die Tante war Feuer und Flamme. Die Tante peinigte zwei Näherinnen, eine bucklige junge und eine alte, die schnupfte, gar fürchterlich. Ulrikchen hatte kein weißes Kleid mit wegen der Trauer. Der selige Papa war doch schon fast ein Jahr tot, und in sechs Stunden begann das Fest der Sozietät zu Ehren der Ankunft Seiner Hoheit. Und das Kleid war noch nicht fertig. So kräftig Ulrike war, ihr knickten fast die Knie ein von den ewigen Anproben. Aber sie war selbst voll Erwartung. Sie hatte den Herzog — hinter den Filetgardinen verborgen — aus seiner Kutsche steigen sehen. Im blauen Generalsmantel — schlank — vornehm.

Walstetten war an dem Schlag geritten und hatte die Fenster des Kavalierhauses mit den Augen abgesucht. Oh, Ulrike war wirklich ein wenig erregt. Wenn man dachte, daß dieser Beauharnais, der jetzt Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstätt hieß, so lange mit dem furchtbaren Napoleon gewesen war, all das Ungeheuerliche miterlebt hatte — die großen Schlachten, die Herrschaft über Europa — den gewaltigen Sturz — —.

Das Fest spielte sich im Kasino ab — einem vielstöckigen Bau in einem baumreichdüsteren Garten am Ende des Jesuitenplatzes. Ulrike und die Tante fuhren in einer offenen Lohnkutsche. Es war noch hell. Die große Barockfront der Jesuitenkirche stand so wunderlich und weltverloren da. Viele Wagen kamen des Wegs.

In der weiten Halle des Kasinos drängten sich die Menschen. Windlichter brannten, eine imposante, aber eingebaute Treppe zu erhellen. Oben öffneten sich Säle. Pomeranzenbäume in Kübeln wechselten mit kostbaren Teppichen als Zierde der Wände ab.

„Hoheit sind schon da," hörte Ulrike einen alten Herrn der Tante zuflüstern.

„Das kommt von den Näherinnen," antwortete in für den Höflichen unverständlicher Zusammenfassung der Tatsachen ihrer Verspätung die Tante, nahm Ulrike bei der Hand und ging stolz, majestätisch fast, in ihrem goldgelben Brokatkleid durch die Reihen geputzter Menschen nach dem letzten Saal der Raumflucht.

Da stand Eugène Beauharnais, der Herzog von Leuchtenberg. Die Tante erblickend, lächelte er. Die Tante präsentierte die Nichte, und als Ulrike aus ihrem Hofknicks wieder auftauchte, fragte sie der Herzog, wie sie sich in Eichstätt gefiele. Seine Stimme war sehr leise, aber von verhaltener Energie. Er kam Ulrike schön, sehr schön vor. Die braunen Haare lagen in natürlichen Locken um eine gedankenvolle Stirn, degrauen Augen waren etwas verschleiert, der Mund fast sanft unter einem über den Lippen glatt geschnittenen Schnurrbart.

‚Wie kommt er nach Eichstätt — wie komme ich nach Eichstätt?' dachte sie, obwohl da doch nicht der geringste Zusammenhang bestand.

Der Herzog plauderte. Er habe von dem lieben Walstetten schon von der Baronesse gehört, von ihrem großen Verstand und ihren Talenten. Und da der liebe Walstetten zunächst bei den theatralischen Aufführungen beschäftigt sei, möge sich die Baronesse enen andern Kavalier gefallen lassen, den Dr. von Werblingen, seinen Privatsekretär. Er winkte nach einer Gruppe von Herren — und es kam mit steilen Schritten ein sehr großer Mann in blauem Frack.

„Chère baronesse, Monsieur de Werblingen —" — — — — — — — — — —

Der Übergroße bot Ulrike den Arm Er hatte eisengraues Haar über einem bronzefarbigen, etwa vierzigjährigen, schöngeformten und geistreichen Gesicht.

„Baronesse sind hier fremd? Interessiert es Sie, wenn ich Ihnen die Namen der Menschen da nenne?"

Dieses „der Menschen da" war fast wegwerfend gesagt.

„Warum gehen Sie auf solche Feste, wenn sie Ihnen doch langweilig sind, Herr von Werblingen?"

„Pardon, ich heiße Werblingen, nicht von. Ich kann Hoheit nicht korrigieren. Ich bin bürgerlich und gedenke es zu bleiben."

„Jakobiner am Hof des Vicomte de Beauharnais, Duc de Leuchtenberg?"

Das bronzefarbige Gesicht beugte sich zu ihr herunter.

„Rien du tout. Nur Korrektheit. Wenn Sie gestatten, Baronesse, und für eine Stunde mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen wollen, so führe ich Sie jetzt in eine kleine Loge, ehe vielleicht andere sie

Digitized by Google

Mühle im Schwarzwald
Gemälde von Prof. Gustav Schönleber †

Digitized by Google

Digitized by Google

okkupieren. Hoheit geht jetzt nach oben — unser Theatersaal ist nämlich eine Treppe höher. Macht es Ihnen Spaß, das Theater? Hoheit langweilt sich ja tödlich bei dergleichen. Aber er ist so liebenswürdig, es nie zu zeigen."

Die Loge war sehr verborgen, an der Rückwand des Saals — der Herzog saß nahe den Rampen, allen sichtbar. Und dann wurde der Saal dunkel. Der Vorhang ging in die Höhe — und es kam ein Stück von ehelichen Plänkeleien und zärtlicher Versöhnung: ‚Der häusliche Zwist' von Kotzebue. Die Darsteller waren Baron Walstetten und Héloise von Maubeuge.

Und Walstettens zärtliche Stimme redete zu der Partnerin, sein amoureuses Gebaren ließ nichts zu wünschen übrig.

Ulrike hatte beinahe Tränen in den Augen. Sie war zornig auf sich. Was ging sie der Herr von Walstetten an? Und mußte nicht Fräulein von Maubeuge die Rolle spielen? Vielleicht hatte es ihr der Herzog einfach befohlen —

Sie hörte wieder Walstettens schöne, verführerische Stimme und wandte sich, als könne sie dadurch dem Ton entgehen, zu ihrem Begleiter.

„Das Stück langweilt Sie, Baronesse?" Sie log, ja, es langweile sie. Werblingen beugte sich zu ihr. Sie war eigentlich erschrocken vor diesem braunen, kühnen Gesicht. Sie hätte ihn für den Helden von Schlachten gehalten — und den Herzog für einen stillen, seinen Neigungen lebenden Edelmann. Die Rücksicht auf das Stück erlaubte Werblingen zu flüstern: „Es wird Ihnen manches hier neu sein, Baronesse, die Sie aus dem protestantischen Norden kommen. Ich kenne Norddeutschland. Hier ist alles heiter, fröhlich, hell. Sie werden hier manches erleben. Sollten Sie einmal eines Rates bedürfen — —"

Das klang so wunderlich. Das bronzefarbige Gesicht mit den bedeutenden Zügen, bartlos, streng in der Form und doch von Beweglichkeit überflutet, war Ulrike fast unheimlich. Und doch hatte es eine seltsame Anziehung. Plötzlich fiel ihr Willibald Goth ein — seine Wünsche. Aber durfte sie ihn nennen, preisgeben?

„Ich wüßte wohl jemand, der eines Rates bedarf," flüsterte sie entschlossen.

„Sie sind es nicht selbst?"

„Nein — ein Freund — —"

Über den geschlängelten Mund Werblingens flog ein Lächeln der Ironie.

„Ein Freund? Wie können Sie einen Freund haben?"

„Ich verstehe nicht," sagte sie hochmütig.

Da lächelte er wieder und ganz leise, in singendem Ton, so weich und sanft, daß es wie eine Huldigung klang: „O Maria Stuart."

Sie zuckte zusammen. Hier redeten alle Menschen ihr so ganz seltsam und ungreifbar.

Zu Hause wußte sie immer Bescheid. Hier in dieser wunderlichen Stadt zerfloß alles in vage Umrisse, in Klänge — — ja, so wie jeden Tag fast zu allen Stunden die Glockentöne in der Luft zerrannen.

Das Stück war aus. Es kam noch ein Tanzspiel. Das währte nur wenig Zeit.

„Sie werden mir das von dem Freund bald mitteilen, Baronesse, nicht wahr? Ich habe morgen die Ehre, der gnädigsten Tante aufzuwarten —"

Plötzlich war da Ferdinand Maria. Heiter, lächelnd, zum Walzer bittend. Sie hatte beschlossen gehabt, nicht mit ihm zu tanzen. Nun nahm sie glücklich seinen Arm. Man schritt wieder die Treppe hinunter. Dicht hinter dem Herzog gingen sie —

Sie tanzten. Ulrike wußte es kaum, daß sie auch den zweiten, den dritten Tanz mit Ferdinand Maria machte. Er führte so wundervoll. Seine Grazie entzückte sie. Die leisen, leichten Worte, die er sprach, drangen ihr wie ein Rausch in die Sinne. Nach dem dritten Tanz führte er sie in ein Nebenkabinett. Es war leer und hatte eine tiefe Fensternische. Sie lehnte sich erschöpft an die kühlen Scheiben. O mein Gott, so herrlich hatte sie noch nie getanzt. Sich nie so leicht, so frei, so selig heiter gefühlt. Er stand vor ihr, mit flirrenden Augen, bebend vor Lebenslust. Seine krausen Haare hingen ein wenig wirr in die Stirn. Seine Schulter streifte die ihre — und ihr war, als tanze sie noch.

„Du Süße" — die zärtliche Stimme war an ihrem Ohr — und dann küßte der zärtliche Mund den ihren. Sie wollte sich wehren — und senkte die Augen vor Glück. Sie wollte ihren Mund verschließen — aber ihre Lippen blühten auf.

Digitized by Google

Es war, als sei Ulrike von Genthin gestorben — und hier stünde ein junger Mandelbaum, der seine Blüten in die heiße Luft eines Frühlingstages streut.

Wie blind, wie taumelnd ging sie an Walstettens Arm wieder zu den Menschen. Dann kam der Herzog. Er winkte mit der Hand. Er lächelte auf die verwirrte Ulrike und forderte sie zum Tanze auf.

Die Liebe, der Herzog, die Musik — der Rhythmus des Tanzes: Elan überflutete sie. Nein, sie hatte bisher nicht gewußt, was das Leben ist.

Der Herzog lächelte sie an, sanft und schwermütig. „Ach, so jung zu sein, wie Sie.“

Mein Gott, dieser schöne, über die Maßen distinguierte Mann von Ende Dreißig sprach von ferner Jugend?

Aber im Halbdämmer ihres Bewußtseins fiel ihr ein, was er durchlebt: den Tod des Vaters auf der Guillotine — die Geschicke der Mutter — den Glanz der Mutter — die Schlachten unter Bonaparte — Ägypten — das Königtum in Italien — die Adoption zum Prinzen von Frankreich — das Herzeleid Josephines — den Sturz des dennoch angebeteten Kaisers — und ein Schauer überflog sie, daß dieser Mann sie im Arme hielt. — Sie neigte den Kopf mit dem ährenblonden Haar: „Aber Eurer Hoheit Jugend bleibt unsterblich.“

Er antwortete mit seiner seltsam weichen, sanften Stimme: „Die Religion der Erinnerungen darf nicht unser einziger Besitz sein. Leben und Erleben, mein schönes Kind, sind erst dann gütig zu uns, wenn sie unserer Seele die große Fassung geschenkt haben.“ Er führte sie zu ihrer Tante. Die plauderte mit vielen stattlichen Damen. Auf aller Gesichter malte sich deutlich Erstaunen, ja Aufruhr.

„Bon soir, mes dames“ — sagte der Herzog. Er ging. Er verließ das Fest. Die Tante Attmannshofen faßte Ulrike an der Hand.

„Komm — nach Hause.“

„Aber es ist so hübsch noch, gnädigste Tante.

Die Tante in dem majestätischen Brokatkleid reckte sich hoch.

„Diese Ehre ist noch keiner Eichstätter Dame widerfahren, Ulrike. Wenn man mit Eugène Beauharnais getanzt hat, tanzt man nicht mehr mit jungen Schlingeln. Auszeichnung verpflichtet.“ — —

Die kühle Mailuft strich in Ulrikes Schlafzimmer. Mein Gott, war sie nun verlobt mit Ferdinand Maria? In der Uckermark wäre man es gewesen. Sie lächelte — sie war so selig.

❈ ❈ ❈

An andern Morgen war ein Billett da. Bien-aimée stand darin. Und daß er erst in fünf Tagen kommen könne — denn er müsse für den Bischof eine kleine Reise machen. Er sei untröstlich. Aber dann würden sie auf die Willibaldburg gehen, und müßte es mit tausend Tanten sein. Sie lächelte. Wie entzückend war er doch.

Zur Visitenzeit kam Dr. Werblingen. Sie wurde zu diesem Besuch gerufen. Werblingen trug wieder den blauen Frack, seine Augen sahen Ulrike so durchdringend, fast gespensterhaft an. Er sprach geistreiche Dinge. Von Büchern, von bedeutenden Menschen, die er kannte. Seine Hoheit, sagte er, habe ihn beauftragt, die Baronesse zu einer Besichtigung der Bibliothek und der Sammlungen in der Sommerresidenz zu invitieren; für nächster Tage. Das sei eine große Ehre, antwortete die Tante und sah dem Gast streng ins Gesicht. Werblingen verzog keine Miene. Er blieb eine halbe Stunde. Als er fort war, kam es Ulrike vor, als wisse dieser Mensch ganz genau, daß gestern Ferdinand Maria sie geküßt hätte. Sie konnte sich nicht erklären, warum sie das dachte. Es war ihr nur, als wisse dieser sonderbare Mann alles.

„Die Invitation ist ein Befehl,“ sagte die Tante. „Aber du wirst allein gehen müssen. Hoheit liebt die Gardedamen nicht. Oh, er ist ein vollendeter Edelmann und du bist eine Genthin. Da habe ich keine Sorge —“

Ulrike mußte lächeln. Sie wußte ja, die Invitation war nur der Vorwand, daß sie über den „Freund“ sprechen konnte.

Sie saß träumend in ihrem Zimmer. Sie hörte die Mittagsglocken läuten — alles war so selig. Auf die Willibaldburg ging es — und wenn es mit tausend Tanten sein müßte. Sie wußte es nicht — sie trällerte wie ein lustiges Liedchen vor sich hin: ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär'.‘ — Dann erschrak sie aber doch über

Digitized by Google

eine solche Unart. Im Glockengeläut noch kam Fräulein von Maubeuge. Sie war bleich, ein wenig abgehetzt, und sie gab Ulrike heimlich ein Briefchen. „Chère amie — wenn es möglich ist, erfüllen Sie die Bitte. Der arme liebe Goth setzt nun einmal Hoffnungen auf Sie.“ Sie konnte nichts erklären — sie mußte fort, sie durfte die herzoglichen Kinder ja eigentlich keine Minute allein lassen — —

Der Brief des Goth enthielt die flehentliche Bitte, daß ihn Ulrike heute während der Maiandacht im Domgarten hinter dem Mortuarium sprechen möge. Es handele sich bei ihm um die Entscheidung über sein ganzes Leben.

Ulrike bestürzte das. Es kam ihr auch so wunderlich-fern vor, daß es den kleinen Goth gab. Ihre Gedanken waren von Ferdinand Maria erfüllt, und auch die edle Gestalt des Herzogs spielte eine Rolle darin.

Aber als die abendlichen Glocken zur Maiandacht läuteten — und sie so selbstverständlich die Tante begleitete, fand sie, es wäre doch hartherzig, Goth umsonst warten zu lassen.

Sie konnte nicht anders — sie ging aus dem dämmerigen Schiff des Doms fort, huschte von leisem Grauen erfüllt durch das düstere Mortuarium und betrat den Domgarten. Goth war da. Sie sah seine flackrigen Augen — und plötzlich war es ihr nicht das geringste Rätsel mehr, was er ihr sagen wollte.

Es überfiel sie wie ein körperlicher Schmerz. Der wahnsinnige Gedanke, ihr Mitleid mit diesem Menschen, der unfreiwillig der Kirche angehören sollte, könne seiner Meinung nach irgend etwas mit Frauenneigung zu tun haben, erschreckte sie. Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. Hastig sagte sie: „Héloise wird den Herzog bitten, er wird mit dem Bischof sprechen, wenn Sie nicht die Berufung zum Priester haben, muß es doch einen Ausweg geben. Oder ich — ich selbst will versuchen — der Herzog ist so gütig, sein Einfluß —“

Sie fühlte, wie heiße, heftige Hände die ihren umklammerten. Sie sah das bleiche Gesicht von unbegreiflicher Qual überflutet.

„Ulrike, sagen Sie — sagen Sie einmal du zu mir.“

Ihre Angst stieg. Es wurde eine reine Herzensangst, jemand nicht zu quälen. Zugleich war das uckermärkische Edelfräulein sich einer unmöglichen Situation bewußt.

„Lieber Willibald — ich habe Ihnen wenig zu verschenken.“

Hatte er sie nicht verstanden — begriff der Mensch wohl sehr geringer Geburt nicht, was jeder Herr sofort gewußt hätte?

Sie trat zurück, denn dieser aufgeregte Mensch kniete jetzt, griff nach ihrem Kleid. — Sie wich gegen den gotischen Quergang — sah Goth wieder aufrecht — und machte eine hochfahrende Bewegung.

In diesem Augenblick ging eine hohe, schmale Gestalt an ihr vorüber. Obwohl es schon dämmerte, machten die Züge des Gesichts einen Eindruck auf sie. Sie besann sich. Wo hatte sie dieses seltsame, kluge Gesicht schon gesehn? Die Gestalt hob eine schmale, beringte Hand zum Gruße an den breitrandigen Hut — und ging lautlos weiter.

Da wußte sie — es war der Bischof.

Von Willibald Goth sah sie nichts mehr.

Die Stimmen aus dem Dom zum Fest unsrer lieben Frau klangen heftiger, in Ekstase und Inbrunst in den Maiabend.

⌘ ⌘ ⌘

Fünf Tage sind lang, wenn man auf den Geliebten wartet, auch in der allerschönsten Stadt. Ulrike bewunderte den seltsamen Ort immer von neuem, die heitere Pracht des Barock, die fremdartige Landschaft, die weiße Helle über den Felsenhügeln des Jura. Sie blickte in einer unpersönlichen Trauer zu den hohen Mauern der Klöster. Ach, alles war so licht. Und immer wieder läuteten die Glocken wie Rufe von Glück und Ekstase.

„Wer weiß, wie hübsch es die Nonnen bei St. Walpurg und den englischen Fräuleins haben,“ sagte sie zu Héloise von Maubeuge, die mit ihr durch die Stadt spazieren ging.

Héloise schüttelte den Kopf. „‚Hübsch‘ ist wohl nicht das Wort, ma chère.“ Ulrike ging mit ihr ins Palais. Der Herzog war mit seinen Kindern ausgefahren, da hatte Héloise frei.

„Warum ist eigentlich die Herzogin nicht hier?“

Héloise antwortete zerstreut, sie hinge so an ihrem alten Vater, dem König. Dann griff sie das Gespräch über die Klöster wieder auf.

Digitized by Google

„Sie finden unseren katholischen Kult schön, nicht wahr? Oh, es ist eine große Idee, daß unsere Priester auf ein Familienglück, ein schönes Zuhause verzichten —"

„Ja, und auf die Liebe," sagte Ulrike. Da lächelte Mademoiselle Héloise ein wenig, ihre schmalen, sehr kleinen Hände glitten spielerisch über ein Buch hin, das auf dem Tische lag.

„Gestatten Sie mir eine Frage, Ulrike — gedenken Sie in den Schoß unserer heiligen Kirche zurückzukehren?"

Was? ob sie gedächte? Ulrike hatte nicht verstanden.

„Nun, liebe Ulrike, man sieht Sie in der Maiandacht, im Hochamt — Ihre gnädige Tante ist zu unserer Kirche zurückgekommen — — wäre es so wunderbar, auch Sie fänden den Weg?"

Ulrike antwortete etwas verwirrt: „Meine Tante tat es wohl wegen ihrer Heirat mit einem Katholiken — —"

Das Lächeln auf Fräulein Héloises Gesicht wurde schmerzlich, gespannt.

„Wäre Ihnen der Gedanke so ganz fremd — auch im Falle einer Ehe?"

Was war das? Ahnte Héloise etwas? Ulrike fühlte sich erblassen. Plötzlich stieg die kleine Kirche von Bölk vor ihr auf, in deren Gruft die Eltern und die Ahnen schliefen. Hochmütig sagte sie: „Völlig fremd, Héloise."

Da fühlte sie die grazilen Arme der Schweizerin um ihren Nacken und eine bebende Stimme sagte: „M'amie." Ulrike vermochte im Augenblick die kleine Zärtlichkeit nicht zu erwidern. „Ist das ein Gebetbuch?" sagte sie ungewandt und öffnete den zierlichen Lederband. Da war ein Exlibris mit Ferdinand Marias Namen. „Wollen Sie das Buch lesen? Der Baron läßt überall seine Sachen liegen. Ich finde doch nicht Zeit dazu —"

„Kommt er oft hierher?" Ulrike gab ihrer Stimme Festigkeit. Da seufzte Héloise.

„Ich habe ihn jeden Tag herbeigewünscht. Er wüßte vielleicht das Richtige. Ich wage Hoheit nicht zu fragen — er liebt es nicht. Aber mein Gott, vielleicht haben Sie eine Ahnung, chère amie, wo der kleine Willibald geblieben ist?"

Nein, war er denn fort? Da erzählte Héloise, Goth sei verschwunden. Der Herzog habe ihr nichts darüber mitgeteilt, als daß sie die nächsten Tage auch den Prinzen August zu unterrichten habe, bis ein neuer Lehrer beschafft sei. Goth käme nicht wieder. Sie habe sich im Seminar erkundigen lassen und die Auskunft erhalten, Goth befände sich nicht dort. Ulrike wurde bange. Sie teilte Fräulein von Maubeuge ihre Befürchtung mit, er möchte geflohen sein — vielleicht nach Weimar. Da lächelte Héloise trübe.

„O chère Ulrike — ein Zögling aus dem Jesuitenseminar kann nicht entfliehen."

⁂ ⁂ ⁂

Für diesen Nachmittag war die „Invitation" in die herzogliche Bibliothek. Der alte Diener der Tante sollte Ulrike in das Sommerpalais des Herzogs am Hofgarten bringen.

Die Tante ging nicht mit. Sie kniete an ihrem Betpult. Das tat sie die letzten Tage immerzu, und es war Ulrike ein wenig unheimlich.

Werblingen empfing Ulrike in der Halle des Palais. Er führte sie die Treppe hinauf. Da hingen viele seltsame Porträts lebensgroßer Gestalten — Priesterjünglinge, stolze Damen. Und ein Kupferstich — wohl sechs Ellen im Rechteck — aus mehreren Blättern zusammengefügt, das war ein Prospekt von Rom. Und Werblingen erklärte ihr die einzelnen Gebäude: die Engelsburg, die Peterskirche, all die vielen, vielen Dinge, von denen Ulrike nur unbestimmte Begriffe hatte.

Sie war ein wenig zerstreut — und hatte an den Naturalienkabinetten, die der Herzog so liebte, eigentlich kein Interesse. Über eine kleinere Treppe kam man wieder ins Erdgeschoß — da war ein schöner Raum, die Wände bis zur Decke mit Büchern gefüllt. Barockstühle standen an den Fenstern. Ulrike fesselte die Aussicht mehr als die Bücher. Denn draußen lag der grüne Hofgarten. Das ganze Zimmer war von diesem grünen Licht erfüllt, weit in einer Allee sah man das schöne Rund eines Wasserbeckens mit einer stillen Fontäne.

„Wollen wir ein wenig Platz nehmen, Baronesse?" fragte Werblingen. Sie zauderte. Eigentlich fürchtete sie sich vor diesem Manne. Sie dachte: ‚Er ist gewiß ebenso gefährlich, als er klug aussieht.' Diplomatie war ihr nicht geschenkt. So

Digitized by Google

fragte sie geradezu: „Herr Doktor Werblingen, könnten Sie mir sagen, warum der junge Goth verschwunden ist?"

Werblingen heftete seine großen, stillen Augen fest auf sie.

„Haben Sie wirklich keine Ahnung? Nun, ich glaube Ihnen. Aber Sie wissen doch wohl, daß Sie schön sind. Und wissen, daß der junge Seminarist betört von Ihnen war. Oh, Sie brauchen nicht zu erröten. Das ist immer einmal Priesterlos. Die Resignation soll doch auch nicht nur ein Wort sein. Wer nicht stumpf ist, unkompliziert, fühlt sie meist ein wenig blutig."

Ulrike streckte wie zur Abwehr die Hände aus. „Aber um Gottes willen — ich kann doch nichts dafür —"

„Davon spricht ja niemand, Baronesse."

„Aber wo ist denn nun der Arme? Sagen Sie doch. Es ängstigt mich."

„Im Strafkloster," antwortete Werblingen ruhig, gleichgültig.

„Was ist das? Ich verstehe nichts. Ich weiß doch nichts von Ihren Institutionen."

Werblingen machte eine mondäne Geste. „Mein Gott, es gibt da so Übungen. Sagen wir Gehorsamsprüfungen. Würde es Ihnen Freude machen, ich beschriebe sie."

„Nein, nein — aber wann kommt er wieder heraus?"

„Wünschen Sie eine Fürsprache von mir?"

Ihr Instinkt sagte ihr, sie solle schweigen. Nicht antworten. Sie wollte gehen. Und konnte doch nicht. Irgend etwas Rätselhaftes hielt sie wie gebannt an dem Fensterplatz. Draußen lag der wunderschöne Garten — Fliederduft wehte herüber.

„Baronesse! Wollen Sie mich einige Minuten anhören?"

Sie neigte den Kopf wie unter einem Zwang.

Die grauen Augen sahen sie klar, still an: „Ich bin ein Mann von vierzig Jahren. Ich war hier in der Stille, weil ich ein Werk hier schrieb — und weil ich dem Herzog persönlichste Neigung entgegenbringe. Der König hat mich gestern zum Justizminister ernannt. Er ist alt. Vielleicht stehe und falle ich mit dem Leben des Königs, und meine Ministerlaufbahn ist nur kurz. Dies ist das Äußerliche. Für mich selbst bedeutet alles Äußerliche nicht mehr als ein Kleid, das man trägt, sich zu verbergen."

Er machte eine Pause. Es war totenstill im Raume. ‚Was soll das alles? Muß man Minister sein, um dem kleinen Goth helfen zu können?' dachte Ulrike.

„Baronesse — ich habe seit zwanzig Jahren keine Frau angesehen. Vor zwanzig Jahren ging es mir auf meine Weise etwas ähnlich wie jetzt dem Willibald Goth. Ich war ein Nichts — und sie nach ihrer Mutter die erste Dame Frankreichs. Ich schien kalt geworden. Ich habe meine Leidenschaft in meine geistigen Dinge geworfen. So lebte ich zwanzig Jahre. Bis vor ganz kurzer Zeit."

Die Stimme zwang, daß Ulrike ihn ansah. Gebieterisch, schön stand der große Mann ihr gegenüber an der Fensterwand.

„Die Aschenruhe, zu der ich mein Herz zwang, ist dahin."

Er sagte es stolz. Es war Ulrike ein nie gehörter Ton. Es war ihr, als sähe sie in eine Welt ungeahnter Kraft und Herrschaft.

„Baronesse, haben Sie mir etwas zu antworten?"

Sie wußte plötzlich ganz genau — hier wurde etwas Einziges geboten. Und sie wußte ebenso genau, der Spaziergang auf die Willibaldburg war ihr lieber.

Sie war ganz Dame, ganz in Form, als sie sich erhob.

„Ich bin nicht mehr frei, Herr Minister."

In Werblingens bronzefarbigem Gesicht zuckte keine Miene. Es war auch nicht möglich, daß er noch ernster werden konnte.

„Und wenn ich gewillt wäre, zu warten? Es gibt Dinge, die dem Vergehen anheimfallen."

Nein, um Gottes willen nein — in diese dunkle Gewalt würde sie sich nie begeben.

„Leben Sie wohl," sagte sie. — —

Über der heiteren, hellen, feierlichen Stadt strahlte die Sonne. Ulrike war es, als trügen sie ihre Füße nicht vorwärts. Als hingen Erdschollen an ihnen.

Sie kam nach Hause. Die Tante betete noch immer den Rosenkranz.

„Geh nur derweil in den Salon, Kleine," rief sie heiter dazwischen.

Da stand Ferdinand Maria. Er lächelte, schloß sorgsam die Tür hinter Ulrike, zog

Digitized by Google

sie in seine Arme — und es war ihr, als wolle sein Mund sie verbrennen.

⁂ ⁂ ⁂

Nicht mit tausend Tanten, aber mit der einen wurde der Ausflug nach der Willibaldburg gemacht. Man fuhr bis zur letzten Steigung in einer Kutsche. Und Ferdinand Maria hatte einen Kavalier für die Tante besorgt. Das war der Bruder der Gräfin Hirschberg mit den Zuständen, die immer den Melissengeist heischten, der Graf Jettenbach, ein jovialer Herr von sechzig Jahren, rundlich, mit einer rötlichen Nase.

„Da werden wir ja wacker schnaufen müssen, lieber Jettenbach,“ sagte die Tante angesichts der Steigung.

„Und wie wäre es, da wir die Willibaldburg doch schon kennen, liebe Freundin, wenn wir uns in das Lustgärtchen setzten und den Gipfel den jungen Herrschaften überließen?“

Es geschah so. Ulrike staunte die kolossalen Mauern der festungsgleichen Burg an. ‚Welch ein Affekt,‘ dachte sie. Sie hatte nie ein so ausgedehntes Bergschloß gesehen.

Sie blickte schaudernd in einen Brunnen, der bis zur Talsohle ging und den ein tanzender, brennender Strohwisch erleuchtete. Sie hörte, wie alt die Willibaldburg sei — und vernahm, wie die Ortschaften in dem weiten Tal zu ihren Füßen hießen. Und dann saß sie plötzlich mit Ferdinand Maria im Grase — in einem ganz verborgenen Gärtchen — dessen Mauerpforte innen jetzt ein Riegel schützte.

Ferdinand Maria schloß sie in seine Arme, sah sie mit flimmernden Augen an und sagte unter seinen Küssen: „Liebchen, wirst du katholisch? Hast du eine Ahnung, wie schön das sein könnte? In Rom muß man katholisch werden, weißt du. Du würdest ein herrliches Leben haben als Konvertitin. Die Kardinäle würden dich feiern — der heilige Vater würde dir Audienzen geben — und wer weiß, was ich erreichen könnte, würdest du ganz die Unsere.“

Ulrike kam nicht der allerleiseste Argwohn. Sie dachte, das ist gewiß die Pflicht aller Katholiken, zu Andersgläubigen öfters so zu reden.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Man bleibt, wie man geboren ist,“ sagte sie. „Ich würde doch auch nicht denken, du solltest lutherisch werden.“

Ferdinand Maria sah sie sonderbar an. Eine Sekunde lang flog etwas wie Trauer über seine Züge. Dann kam das blühende, hübsche Gesicht dem ihren ganz nahe.

„Nein, Liebchen. Ja, das stünde bei dir. Aber wie tausendmal lieb ist es dann von dir, daß du dennoch so reizend zu mir bist.“ Und er küßte sie — und ersann tausend Zärtlichkeiten. Er überschüttete sie mit einem Spiel von entzückenden Worten — erfand hundert Namen für sie — und sein beweglicher Sinn baute aus dem Mauergarten, in dem sie zwischen Schwertlilien saßen, ein Paradies für Ulrike.

„Nein, daß du so süß und reizend zu mir bist, du Blonde, Helle, Große. Weißt du, wie mir zumute war, als ich dich sah, muß es den Römern gewesen sein beim Anblick der ersten Germanin. Ihr laßt nicht von euern Göttern — ich weiß, vielleicht gehören sie zu euch. Aber magst du es nicht, wenn unsere Glocken läuten? Wenn das Angelus ist — im Sinken des Tages — ach, kannst du nicht hören, daß es wie ein heimliches, süßes Brautlied klingt, Liebste?“

O ja, das hatte Ulrike wohl hören können. Sie schauerte zusammen. Und er baute weiter goldene Träume aus Worten. „Heute sind wir jung, Allerliebste, gehört uns nicht die ganze Welt? Schenkst du mir noch die ganze Welt?“

Sie dachte nichts mehr. Sie fühlte nur. Und sie war so unsäglich stolz auf die Anmut ihres Geliebten — —

In Echauffement, bebend, aber nicht böse — erklang endlich die suchende Stimme der Tante Attmannshofen.

Als man ihr gegenüberstand, dachte Ulrike einen Augenblick, ob nun Ferdinand Maria etwas sagen würde. Er tat es nicht — und sie fühlte sich glücklich, daß sie es noch allein für sich hatte, allein mit ihm.

⁂ ⁂ ⁂

Am anderen Abend war das Gartenfest beim Herzog. Die unglücklichen Näherinnen erlitten wieder alle Pein bei Frau von Attmannshofen, denn in genau demselben Kleid durfte Ulrikchen nicht kommen. Es mußte anders garniert, gerafft, gefaltet werden. Und ein ‚Sehmichan‘ sollte sie auf der Stirn tragen. Frau von Attmannshofen wühlte in ihrem Juwelenschrein und entschied sich für einen wundervollen Smaragd.

Digitized by Google

„Jetzt bist du gerade zwei Wochen in Eichstätt," sagte sie dabei. „Hat das Herzchen schon allerlei erlebt?" Sie lachte, ihre zu roten Wangen ein wenig pudernd. „Ich möchte dir bloß sagen, der Herr Doktor Werblingen haben nie mein Haus beehrt, ehe eine gewisse junge Dame darin war. Und Ministerin in München — das ist nicht zu verachten. Und ein Bürgerlicher ist Werblingen seit gestern auch nicht mehr — —"

Ulrike lächelte und schwieg.

Sie freute sich über alle Maßen auf das Fest. Sie konnte kaum die Stunde erwarten. Sie würde mit Ferdinand Maria tanzen — sie würde ihn sehen, hören. Und der Hofgarten sollte illuminiert werden, Musik würde sein — ach Gott, und das alles war ja nur die Staffage für ihre Seligkeit. — —

Sie betrat mit der Tante das lichterfüllte Schloß. In der großen Halle war eine Wirrnis von Gestalten, Lakaien wiesen Wege nach den Garderoben —

In dem Gewirr der Menschen fühlte Ulrike eine Hand auf ihrem Arm. Sie blickte in Ferdinand Marias Gesicht. Er war in einem sonderbaren Kragenmantel, mit hohen Stiefeln, sie erstaunte und dachte im gleichen Augenblick: ‚Gewiß spielt er wieder Komödie und hat mir gar nichts erzählt.'

„Komm," flüsterte er — „ich muß dich rasch sprechen — ich habe nur Minuten Zeit — komm —"

Und er führte sie eiligen Schrittes seitwärts — unbemerkt in eine Türe — weiter. Sie folgte ihm. Ihr war, als kennte sie die Räume — sie waren leer, doch festlich geschmückt. Plötzlich, als er in einer Fensternische haltmachte, erkannte sie, dies war ja das Zimmer, in dem vor vier Tagen der Minister mit ihr geredet hatte. Eine Angst floß über sie hin — sie wußte nicht woher. Denn da war doch Ferdinand Maria —

Er küßte sie. Er küßte sie mit verzehrenden Lippen.

„Hörst du," sagte er und seine Worte stürzten — „ich muß diese Nacht fort. Die Extrapost wartet schon. Komme mir nach. Werde die unsere. Komme nach Rom."

Sie erzitterte: „Du gehst fort? Nach Rom? Wann kommst du wieder?" Ihr war, als versänke sie in einen Abgrund.

„Ich? Du sollst sagen, ob du mir nachkommst. Es wird etwas schwierig sein für uns —"

Sie fragte mit letzter Kraft, halb besinnungslos: „Als was sollte ich nach Rom?"

„Als meine Freundin. Mein Gott, dachtest du denn anderes? Um Himmels willen, wußtest du nicht?"

Sie starrte ihn an. Was sollte sie wissen?

„Daß ich der Kirche angehören werde —"

„Ferdinand!" Sie schrie es fast. Ihr war, als bräche sie in die Knie.

Er beugte sich über sie; ratlos traurig war sein Gesicht: „Aber, mon amie, das wußte doch jedermann. Die Tante, alle. Ich bin untröstlich. Ich habe nie eine Täuschung gewollt."

Sie richtete sich auf. Die Stimme klang schon so fremd. Sie starrte den Geliebten aus entsetzten Augen an — wortlos.

Plötzlich sah sie, daß Ferdinand Maria eine tiefe Verbeugung machte.

Der Herzog, auf dem Weg zu seinen Gästen, war eingetreten. — Dieser Raum bildete einen Durchgang von seinen Privatzimmern nach den Gesellschaftsräumen.

Die Macht der Erziehung war so groß, daß auch Ulrike in einen Hofknicks versank.

„Sie sind noch hier, Walstetten?" Die Frage klang scharf.

„Pardon, Hoheit — ich durfte noch Gelegenheit nehmen, mich von einigen Freunden zu verabschieden —"

„Tun Sie es —" sagte Eugène Beauharnais.

Und Ulrike hörte Ferdinand Marias nun ganz weltmännische Stimme: „Meine liebe Freundin — ich danke Ihnen. Sie kamen uns nahe, ohne zu uns überzugehen. Aber es führen viele Wege nach Rom. Vielleicht treffen wir uns einmal dort, der früheren Zeit zu gedenken. Ich muß jetzt reisen, der Prinz Hohenlohe wartet auf mich. Der heilige Vater selbst wird die Gnade haben, mir die ersten Weihen zu erteilen." Nahm er ihre Hand? Sie wußte nichts mehr. „Meine teure Freundin — leben Sie wohl —"

Sie brachte kein Wort hervor. Sie hörte, wie ein fernes Brausen, noch Stimmen — —

Nach einer Weile sah sie das angstvolle Gesicht der Tante — das gütige des Herzogs über sich gebeugt.

Digitized by Google

Wie sie nach Hause kam — das wußte sie nicht — —

⌘ ⌘ ⌘

Die Glocken vom Mittagsgeläut hatten gerade ‚ausgelitten‘, wie man im Altmühltale sagt, da sah Ulrike die Tante vor ihrem Bett sitzen und den Rosenkranz drehen.

Ulrike mußte sich aufs heftigste besinnen, wo sie war. Und dann hörte sie die Stimme der Tante, in Herzensangst, in Anklage: „Schlecht war ich, leichtsinnig war ich. Nicht aufgepaßt hab' ich auf dich, Kind. Ich hab' immer auf Mord und Preß gebetet, ob ich recht tu', und bloß an mich gedenkt. Ja, halt, auf Mariä Himmelfahrt werd' ich doch den guten Bruder von der Hirschberg heiraten, weil er mich gar so gebittet hat auf der Willibaldburg. Aber, Kindel, daß der Ferdinand Maria geistlich wird, das weiß doch ein jedes in Eichstätt —“

Ulrike schwieg. Sie hatte eine ganze Nacht gehabt, zu denken. Zu fragen, zu sagen brauchte sie nichts mehr.

Sie hörte wieder die Tante: „Hat es dich so ergriffen, weil es so schnell kam? Das hat er ja nicht gewußt. Daß der Prinz Hohenlohe gestern abend vorbei kam und ihn mitnehmen sollte, hat ihm der Bischof erst kurz vor dem Fest gesagt. Ja, nun ist er fort — — der gute Ferdinandl. Scheiden tut halt weh.“

Ulrike hörte sich laut und klar sagen: „Er tut mir recht leid. Er und der kleine Goth. Eure Kirche ist hart.“

„Nun Gott sei Dank,“ rief erleichtert Frau von Attmannshofen, „weil du nur redest. Heut gehst du mit mir in die Maiandacht — der Herzog hat fragen lassen, ob du auch wieder wohl seiest — und er möchte dich im Dom begrüßen — bleibst mir nicht daheim wie eine Sitzengelassene.“

Ulrike wollte wirklich in den Dom. Sie wollte in das Mortuarium und zu dem Grabmal des Gabriel von Eyb. Warum, konnte sie nicht sagen. Sie hätte niemand darüber Rechenschaft geben können, warum sie fest wünschte, noch einmal durch die feierlichen, kühlen Hallen des Kreuzgangs zu gehen und über die Leichensteine längst Toter zu schreiten.

Der Abend war sehr licht. Ulrike führte eine kühle, unbegreifliche Leere in sich. Sie dachte, irgendwo warte ein Schmerz auf sie, ein schreckliches Bewußtsein und sie würde aufwachen aus dieser Unwirklichkeit, in der sie ging.

Sie schritt den Kreuzgang hinunter, sie tat, als habe sie da etwas zu suchen, in den quadratischen Garten zwischen den Spitzbogengängen, wandte sich wieder, stand versonnen vor dem Epithaphium des Gabriel von Eyb und las, ohne Wissen, ohne Gefühl: ‚Was ich bin, wirstu.‘

Der kleine, schöne Goth hatte einmal hier gekniet — aber das war unendlich lange her, unendlich lange. Und Ferdinand Maria hatte einmal hier über den kleinen Goth, den Jesuitenzögling, gelächelt. Vielleicht gar nicht böse, vielleicht nur traurig und in dem Wissen: Was du bist, werd' ich.

Sie ging langsam weiter. Wohin sollte sie? Vielleicht zu Héloise von Maubeuge? Ja so — sie erinnerte sich dunkel, die Tante hatte vorhin erzählt, Héloise sei abgereist. Alle reisten fort — sonderbar — — sonderbar. Sie hörte Schritte hinter sich. Es fiel ihr ein, der Herzog wollte nach ihrem Befinden fragen. Das war sehr teilnehmend. Gewiß. Sie erwiderte seine Begrüßung ohne Wärme — ohne eine Empfindung. Sie hörte allerlei Worte und ging gedankenlos mit ihm weiter. Er wollte ihr den Hofgarten zeigen? Nun warum nicht, das war gewiß eine Ehre.

Alleen — natürlich sind Alleen in Hofgärten. Und da kamen kleine runde Wasserbecken. „Ja, Hoheit, diese Putten sind sehr niedlich. Ganz reizend.“

Und sie sah mit wie verschleierten Augen das grüne Wasser, die graue, hockende kindliche Gestalt von Stein — sah, daß das Licht in den Alleen so seltsam goldiggrün war. — Es gab gewiß auch Menschen, die sich an dergleichen zu freuen vermochten. Man ging weiter, an Mauern entlang, und endlich war da ein schöner, edler Eckpavillon. Draußen lag eine weite Wiese. Die war sehr grün. — Und der Herzog führte sie an die andere Fensterseite, da lag wieder eine Wiese, hinter ihr eine lange, lange Pappelallee und ganz zuletzt der Hügelrücken, schon blau verdämmernd. Auch eine Bank war da. Um sie blühten Blumen in Töpfen. Große, bläuliche Blütenbüschel.

„Das sind Hortensien,“ sagte der Herzog.

Digitized by Google

Neckarwehr. Ein Bild aus Besigheim. Gemälde von Prof. Gustav Schönleber †
Im Besitz des Herrn Hans Rabbow in Stettin

Digitized by Google

Digitized by Google

Er bat Ulrike, sich auf die Bank zu setzen. Sie tat es ganz mechanisch — und der Herzog nahm ebenfalls Platz.

„Die Blumen meiner Schwester," fuhr Eugène Beauharnais fort. „Meiner tragischen Schwester. Wissen Sie von ihr?"

O ja, Ulrike wußte — sie kannte aus den französischen Stunden her ein Gedicht von Delphine Gay, in dem es hieß:

Sans peine on la reconnaîtra
A sa pieuse rêverie — —
Les souvenirs sont ses trésors
Et la gloire son héritage.

Sanft sagte Eugène Beauharnais: „Ich hatte einst ein Königreich — und meine Mutter war die stolzeste Kaiserin des Erdkreises. Meine Schwester lebte eine Jugend voll seltsamster Bewegung —. Ach liebes Kind, wo sind wir nun? Tot — zerstreut — fern von Paris — im Exil, im Schatten einer unvergeßlich großen Vergangenheit."

Ulrike sah auf, sah über seinem edlen Gesicht ein unbeschreibliches und unbegreifliches Lächeln —

„Les souvenirs sont mes trésors"

Ihr wurde plötzlich so unsäglich weich und traurig zu Sinn. Als sähe sie vor sich Throne stürzen und Königinnen weinend in die Verbannung des Herzens ziehen.

„Meine liebe, kleine Freundin — Sie haben vielleicht jetzt ein paar Tropfen aus dem Becher des Leides getrunken, der anderen Frauen zugemessen ist bis zur Neige. — Ah! — einst, in ferner Zeit, werden Ihre Lippen den bitteren Geschmack nicht mehr wissen. Einst wird Ihr Herz, von neuem Glücke ganz erfüllt, nur noch von ein paar Frühlingstagen das Erinnern haben, die hell und licht waren. Einst denken und wissen Sie, in meinem reichen großen Frühling habe ich ein paar Blüten meines Überflusses verschenkt. Ist Ihr Herz heute ein wenig traurig? Ah! — wenn ein Herz traurig ist, soll es den Mut fassen, wieder zu lieben. Aime, et tu renaîtras. Sie haben eine Heimat, fern von hier. Ist sie Ihnen nicht teuer und der Liebe wert?"

Seine schönen Augen sahen sie dunkel an.

„Ach, liebe Freundin, liebe kleine Freundin. — Es ist auch süß, ein wenig zu leiden. Über unserer Seele liegt die große Dämmerung hier auf der schönen Erde. Und manchmal begreifen wir etwas von dieser Dunkelheit. Dann ist es uns, als müßten wir weinen, nicht wahr? Aber wir weinen ja nicht um uns — wir wissen nur, manchmal wird uns das Leid, das die Erde überschattet, zum Genossen —"

Er beugte sich sanft über sie. Er küßte ihre blonden Haare — küßte ihre Stirne.

Sie mußte weinen. Ach Gott, sie weinte plötzlich, weil alles, was der Herzog sagte, so sanft und schön klang. Und sie schauerte ein wenig zusammen, als er ihre Hände in die seinen nahm, sie streichelte — so behutsam, als seien sie zerbrechlich.

„Liebe kleine Freundin. Wollen Sie morgen meine Kinder besuchen? Josephine und August? Meine kleinen lieben Kinder? Was wird ihr Schicksal sein? Ach, wer eine Tochter hat, der denkt oft daran, wie einst das Leben ihr nahen wird." Und er fuhr fort, Ulrikes Hände zu streicheln.

„Sie sind so gütig, Hoheit," schluchzte sie fast — und fühlte, wie auf eine wunderbare Weise von diesen Händen Trost und Beruhigung ausging — als ob diese Hände alle Leere, die auf ihr gelastet, fortschieben könnten in nichts.

„Sie haben eine Heimat, kleine Freundin. Eine Heimat, der Liebe wert. Kehren Sie heim."

Da war's Ulrike, als fiele ein Stein von ihrem Herzen. Ihre Tränen waren ausgeweint. Ihr Mund versuchte ein kleines Lächeln. Und sie wußte es nicht, daß sie vielleicht die größte Erschütterung ihres Lebens erlebte, als sie jetzt empfand: ‚Dieser Mann ist die Güte selbst.' Sie lächelte. Sie fühlte sich fortgetragen von allem, was verwunden konnte. Sie fühlte den unbeschreiblichen Augenblick: das Bewußtsein einer Seele.

Eugène Beauharnais beugte sich zu ihr herunter. Und ihr junger Mund ward von einer fast traumhaften Berührung wieder herb und sehnsuchtslos.

Sie gingen nochmal durch die Alleen. Und dann durch die Stadt. Es war schon finster. Der Herzog begleitete sie bis zu ihrer Türe.

❖ ❖ ❖

An jenem frühen Morgen, als schon der Reisewagen, die Extrapost, vor der Türe stand, erhielt die Tante zu ihrem freudigen Schreck die fast übermenschliche Ehre eines Besuchs des Bischofs.

Ulrike hatte schon zehnmal in den Armen

Digitized by Google

der schluchzenden Tante gelegen — nun stand sie, teilnahmlos, beiseite. Von den Gewändern des Bischofs, der direkt aus der Messe kam, strömte der Duft des Weihrauchs. Da dachte Ulrike, das Herz täte ihr weh.

Der Bischof lächelte. Sie wußte dieses Lächeln nicht zu deuten. Sie wußte auch nicht, warum der Bischof ihr so gütig ein kleines Marienbild aus Gold schenkte. Wie sollte sie auch ahnen, was der kluge, alles wissende Mann dachte über ihre Reise nach Eichstätt?

„Diese blonde Schönheit lehrte einen, daß es noch mehr Frauen in der Welt gibt, hat einem zweiten ein Dante-Erlebnis geschenkt, einem andern den Kampf des Mannes von vierzig Jahren. Und um ihretwillen ließ der edle Leuchtenberg seine schöne Grazie spielen. Sie alle haben die Kraft der Beherrschung geübt und so einen unvergeßlichen Traum erlebt, wie sie selbst. Friede sei mit ihr, auch wenn sie eine Ketzerin ist."

Der Reisewagen rollte davon. Und als er schon ein Stück draußen im Altmühltal war, wo der sanfte Fluß so freundlich schimmert, wandte sich Ulrike noch einmal und sah auf die stolzen Mauern der Willibaldburg. Und durch den jungen Morgen klangen fern, wie eine letzte Betörung, die Glocken von Eichstätt. —

⁂ ⁂ ⁂

Mit Pferden aus dem Altmühltal bis in die Uckermark zu fahren, bedeutete eine Sache von über zwei Wochen.

Eines Abends näherte sich die Extrapost den Flurgrenzen von Bölk. Ulrike roch den Duft des blühenden Korns, den Duft der Wiesen, der Wälder. Sie atmete auf. Dort, wo die letzten Weiher von Bölk die Grenze gegen das Gut des Herrn von le Fort zu bildeten und die Extrapost hielt, stand Günther von Genthin neben dem heimatlichen Wagen. Er blickte Ulrike mit blauen Augen an — und seine Haare waren gelb wie das Korn, wenn es reif ist.

Günther küßte seiner Base die Hände. Und als er sah, daß sie keinen Ring trugen, der ihm fremd war, breitete er die Arme aus. Und Ulrike fiel in diese Arme, als wären sie die Erde der Heimat, der sie entgegenstürzte.

Dieses Sichindiearmewerfen behob auch jeder Frage. Und es war so unendlich einfach und jeder Abstufung bar, daß nicht das geringste darüber sonst zu erzählen ist.

⁂ ⁂ ⁂

In späteren Jahren wurde gar manchmal in Bölk über die Reise nach Eichstätt gesprochen.

Ulrike von Genthin erzählte ihren blonden Kindern von einer Stadt voller Kirchen und Paläste, fern im Süden, wo alles so hell war und ewig die Glocken der Kirchen läuteten, als solle eine endlose Welle der Bewegtheit in den blauen Himmel steigen. Sie erzählte von süßen Maiabenden, an denen man der Madonna Blumen brachte und Lieder sang. Sie erzählte von seltsamen schönen Männern, die in früher Jugend große Gelübde taten und alles Glück der Erde für nichts erachteten. Und da war auch ein Park, der sich im Erinnern weitete wie zu paradiesischen Gärten — und dort ging einst im Exil, fern von Paris, fern seinem Vaterland, der Held so vieler Schlachten, der edle Eugène Beauharnais. Und er hatte einmal mit seinen sanften Händen einem jungen Mädchen wieder den Weg in die Heimat gezeigt. Den blonden Kindern der Uckermark klang das alles wie ein Märchen und sie fühlten einen großen Stolz, daß ihre schöne Mutter es nicht aus einem Buch gelesen, sondern selbst in jener Stadt gewesen war.

Günther von Genthin, Herr auf Bölk, besaß eine getreue Ehefrau. Manchmal im Frühling machte sie allein einen abendlichen Weg nach der kleinen Dorfkirche. Dort hingen drei Glocken. Der Küster begriff die Gnädige nicht ganz, denn sie war ja so blühend und in den schönsten Jahren, aber er hatte es ihr fest versprochen: wenn sie einst im Tode läge, würde man alle Glocken läuten — ja, viele, viele Stunden lang würde man dann die Glocken läuten.

Digitized by Google

Der neutrale Herr Wilson

Von Fritz Bley

Manchmal denke ich, daß die Männer, die uns jetzt regieren, die Ketten spüren, in denen sie gehalten werden. Ich glaube nicht, daß sie uns bewußt in das Schlepptau der Sonderbelänge eingeschirrt haben. Die Sonderbelänge sind herangewachsen. Sie erwuchsen durch Vorgänge, die wir endlich — glücklicherweise — zu verstehen beginnen. Und nachdem sie herangewachsen waren, nachdem sie sich vorteilhaft nahe am Ohre jener, die die Regierung leiten, eingenistet hatten, nachdem sie das zu den Wahlen notwendige Geld beigesteuert und damit nach den Wahlen einen gewissen Anspruch auf freundliche Behandlung erlangt hatten, schloß sich rings um die Regierung der Vereinigten Staaten ein Ring; er ist gebildet aus einem sehr interessanten, sehr fähigen und sehr tatkräftigen Klüngel von Männern, die in ihren Anschauungen und in ihren Wünschen sehr entschieden und sehr zielbewußt sind. Sie brauchen uns nicht über das zu befragen, was sie wünschen. Sie brauchen niemand zu befragen. Sie kennen *ihre* Absichten und wissen daher, was ihnen frommt. Es mag sein, daß sie wirklich dachten, was sie gedacht zu haben behaupteten; es mag sein, daß sie von der Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung und von den Belängen der Vereinigten Staaten so wenig wissen, daß sie glauben, ihre Führung sei für unser Wohlergehen und für unsere Fortentwicklung unentbehrlich. Daß sie das glauben, brauche ich nicht erst zu beweisen; denn sie selbst geben es zu. Mehr als einmal habe ich sie das zugeben hören."

⌘ ⌘ ⌘

Also hat Herr Woodrow Wilson zu einer Zeit, da er noch als Rektor der Princeton-Universität die Verruchtheit der Politik der sehr ehrenwerten Herren Roosevelt und Taft in wohlgesetzten Schönworten bekämpfte, in seinem Buche: „Die neue Freiheit", die Zierden der amerikanischen Überheblichkeit gezeichnet, die in der derberen Ausdrucksweise des Mannes in der Straße als „Knownothings" und „Bosses" auch dem gebildeten Mitteleuropäer längst liebe und vertraute Gestalten sind.

„Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes" sollte der Aufschrift zufolge dies Buch sein. Und es steht unter kräftig wucherndem Geilkraute von tiefsinnig klingenden Plattheiten, wie der Mann und noch mehr das Weib im freien Amerika sie lieben, viel für das amerikanische Herz darin: von der draufgängerischen Ungebrochenheit der ewigen Jugend des Amerikaners und seiner instinktmäßigen Entwicklung zum weltenversetzenden Allerweltskerl, dem eine Überschätzung der eigenen Kraft als die einzige Unmöglichkeit erscheint. Selbst die hastige Zerstörung der Naturschätze seines Landes und die Bretterbuden der über Nacht entstehenden und im nächsten Monate vielleicht bereits wieder verkauften Farmen sind in Herrn Wilsons Augen Beweise einer einzig dastehenden Tüchtigkeit, die eine feindselige Wildnis in eine Heimat verwandelt In einem anderen Buche des Herrn Wilson, betitelt „Nur Literatur", steht diesem Heimatbegriffe schroff gegenüber die zutreffendere Kennzeichnung der amerikanischen Lebensauffassung als „das nomadische Gebaren, das keine bestimmte Heimat kennt und Pläne erweckt, die überall ausgeführt werden können".

Diese Steppenmoral, die Wahrmund im Gegensatze zur Waldmoral der germanischen Völker treffend gezeichnet hat, ist es, die auch in der amerikanischen Politik zu jener Ausdehnungswut führt, in der sie sich mit der sonst so träumerischen „schirókaja duschá" des Russen berührt. Zu jener Politik des Allesbeherrschenwollens, die Herr Denis Cochin kürzlich uns Deutschen als Anhängern „der zynischen Grundsätze Bernhardis und Treitschkes" nachgesagt und ein englischer Philosoph schon im ersten Kriegsjahre als Ausflüsse der Lehre Nietzsches angedichtet hat.

Mich will bedünken, daß gewisse Spuren von Nietzsches verstiegensten Lehren auch in Deutschland unleugbar vorhanden sind: bei den Daheimgebliebenen, vom Kriege Unberührten, die in der Amerikanisation noch jetzt inmitten unseres Schicksalskampfes das Heil auch für unser Volk, wenn man so sagen darf, erblicken. Aber für uns, die wir uns verantwortlich fühlen für den in der Heimat herrschenden Geist, sind doch wohl Kant, Fichte, Schelling die Philosophen des deutschen Krieges!

Hingegen bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die Raubtiergewohnheiten, die von Alt- und Neu-England in der Austilgung der farbigen Völker an den Tag gelegt worden sind, und deren sie allezeit sich gerühmt haben, um zu verstehen, wie sehr der raffgierige Steppengeist in den Bahnen der von Nietzsche gepredigten Gedanken einherzieht. „Kein anderes Volk," sagt Sir Charles Dilke in seinen „Problemen Größerbritanniens", „hat so gut wie wir verstanden, die unterjochten Völker zum Aussterben zu bringen!" Und am Empire-Tage hat nach den „Arbeiter- und Kriegsschriften" des Labour Leader das Merkwort gelautet: „Dehne dich aus von Süden nach Norden, von Westen nach Osten, dehne dich aus! Ver-

Digitized by Google

stärke deine Zeltpflöcke und Zeltleinen! Die Welt ist ein Zelt für die wahren Herren der Welt!“ So lautet auch das Bekenntnis jeder echt amerikanischen Seele! Einstweilen hat sie ihre Zeltpflöcke bis Panama, Haiti und Dänisch-Westindien gesteckt. Drohend hält der Yankee als Brückenkopf die Philippinen, deren rückwärtige Verbindung Guam deckt, im Stillen Ozean besetzt als Ausfallsstellung gegen Hongkong nördlich und Holländisch-Indien südlich. Und nachdem er die Republik Panama gewaltsam zum Bau des Kanals begründet hat, der nun so kläglich versagt, zwingt er Nikaragua das Recht ab, einen zweiten Kanal dort zu erbauen, von dem man sich weniger Erdrutsche und sonstige Bauschwierigkeiten verspricht Aber nachdem er zum Schutze der in ihrer Ergiebigkeit noch lange nicht vollständig entdeckten Ölquellen in Mittelamerika und dem nördlichen Südamerika die Protektorate am Karaibischen Meere geschaffen hat, durchdringt er in seiner bekannten selbstlosen Friedlichkeit mit dem Handel, dem die Flagge zu folgen pflegt, Brasilien und bedroht das ganze lateinische ABC. Nicht genug damit: das Koloniálland, die ehemalige Zuflucht der Bedrängten und Bedrückten, betrachtet heute bereits das alte Europa als sein Einflußgebiet, wie die „friedliche Durchdringung“ Polens, Belgiens und nicht zuletzt auch Rußlands deutlich beweist. Dem humorvollen Gleichmute, den wir uns auch in den Schrecken der amerikanischen Gefahr nicht rauben lassen wollen, wird gestattet bleiben, die rührende Sorgfalt zu bewundern, mit der in den von uns eroberten Ländern die amerikanischen „Kommissionen“ sich der notleidenden Bevölkerung gegen die Greuel des deutschen Militarismus und der Potsdamer Gefahr annehmen. Rührend, zu beobachten, wie väterlich sie diese Bevölkerung gegen die Versuchung schützen, die zu reichlichem Kriegszins und Zinseszins aufgedrängten Quittungen nach dem Kriege, „gleichviel unter welche Herrschaft das Land kommen möge“, ihnen als ihren Wohltätern schuldig zu bleiben und ihr Gewissen damit schwer zu belasten! Nichts ist so nahe und nichts so ferne, wohin den Yankee nicht der Flügel seiner weltpolitischen Phantasie trägt. Und da gibt es Leute, die diesem Prachtmenschen das Gemüt abstreiten wollen!

Auf keinen Fall darf man Herrn Woodrow Wilson Zwiespältigkeit zum Vorwurfe machen. Denn wie in der Puritanerseele die praktische Buchführung des Alltags sich ausgezeichnet verträgt mit der streng fastenden Sonntagsfrömmigkeit, so sind auch in Wilsons Wesen beide unlöslich verschmolzen. In seiner „Neuen Freiheit“ hat er von der Verderblichkeit des plutokratischen Systems viel glaubhaft Scheinendes gesagt. Er ist ebenso wie vordem Roosevelt gegen die riesenhafte Entwicklung und Machtanhäufung der das Land gleich einer Kreuzspinne aussaugenden Trusts, für die Entthronung des „Boß“ und die Befreiung der Volkskräfte eingetreten. Aber auch er ist auf dem mit fast königlicher Machtvollkommenheit ausgestatteten Präsidentenstuhl nur der Vollzieher des Willens der alles amerikanische Leben beherrschenden Trusts geworden, die er ehedem als „plutokratische Oligarchie“ so arg geschmäht hat.

Und es wäre Torheit, zu verkennen, daß die von ihm beliebte Art, die großen Fragen der Weltpolitik nach den Bedürfnissen der Straßenbelustigung schwer zu befriedigender Schreierscharen zu betreiben, bis dahin dank ihrer im Bluffspiele gegenüber Südamerika, den europäischen Neutralen und insbesondere dem „niedergeboxten“ Deutschland errungenen Erfolge durchaus dem Bedürfnisse seiner Auftraggeber entsprochen hat. Denn dort, wo als letzte Frage der Zukunft fast ausschließlich nur noch die Vertrustung der Trusts verhandelt wird, ist das Kapital längst in die Herrschaftsstellung des Cäsar eingerückt, der mit Brot und Spielen die Massen bei guter Laune hält und — — Stopp, hier sind wir beim Punkte von Herrn Wilsons erstem großem Schmerze! — dem einstweilen nur die römischen Ritter und die sieggewohnten Legionen fehlen!

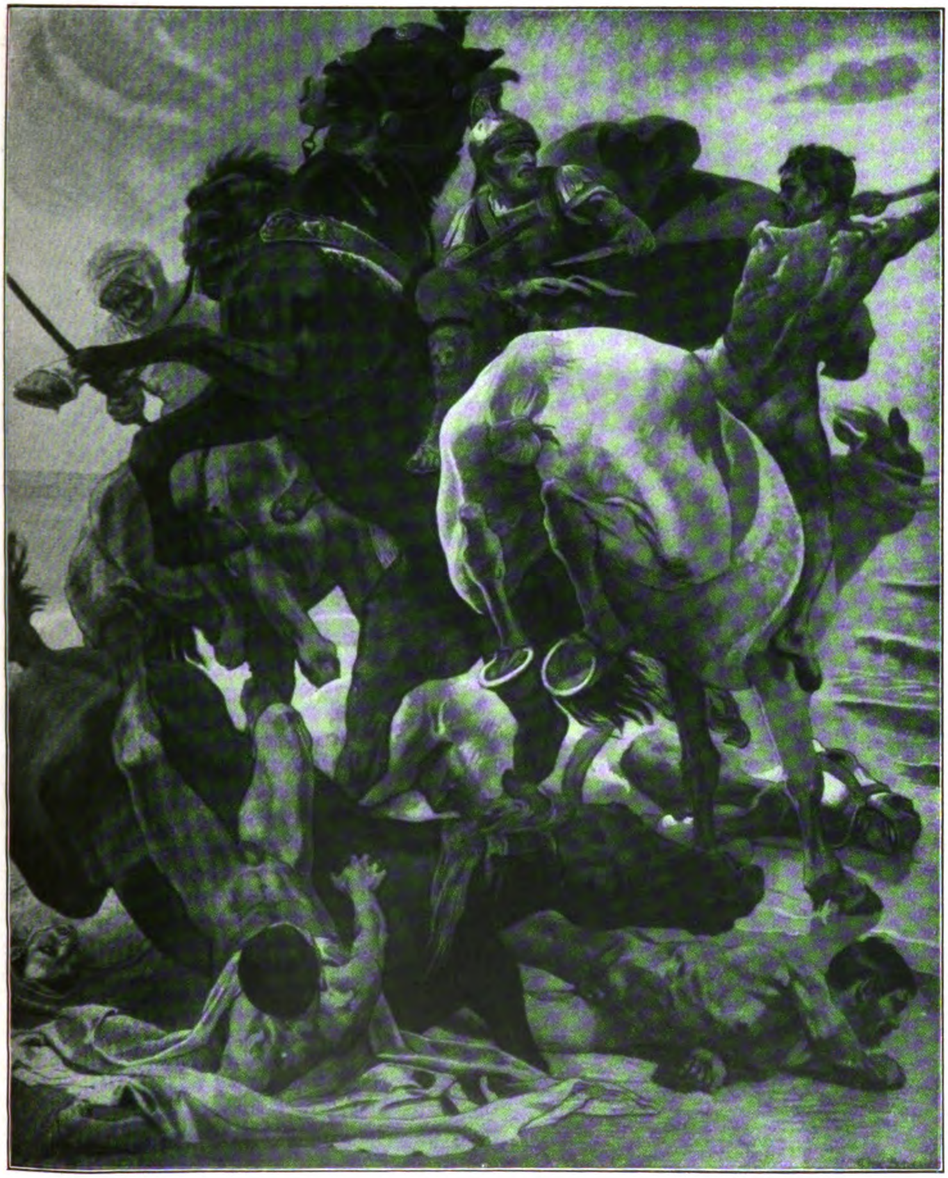
Aber nicht fehlen ihm: die Zimbern und Teutonen, die seine Leibwachen bilden könnten!

Die sind, noch immer in freiwilliger Scheu vor der entschwundenen Größe des fremden Staatsgedankens gefesselt, wie vor zwei Jahrtausenden dieselben blondhaarigen, blauäugigen Recken. Um ihrer Bärenhäuterfreiheit willen haben sie Skandiens Hochländer und die Tiefländer südlich der Ostsee verlassen. Sie allein von allen Siedlern mit dem festen Entschlusse, sich drüben „im Lande der Pilgerväter“ eine neue Heimat zu gründen, ohne an den Rechten des neuen Rom zu rühren. Sie allein bilden den wirklich seßhaften und deshalb wirklich zuverlässigen Grundstock der Staaten-Bevölkerung. Und gerade deshalb richtet sich gegen sie und ihre Bindestriche hauptsächlich der Zorn der amerikanischen Seele, die in der deutschen Art die Verneinung der eigenen Zügellosigkeit erblickt. Seltsames Schauspiel, daß vor der letzten Wahl, ausgerechnet im „Fatherland“, dem Blatte der deutschen Organisation, ein Gelehrter von Harvard sich erdreisten konnte, den Deutschen die Worte zuzurufen: „Plymouth rock is still going to rule this country in spite of a lot of vile Germans!“

Das soll heißen, der Fels von Plymouth, wo einst die puritanischen Pilgerväter landeten, die auf der „Mayflower“ von England herübergekommen waren, müsse bestimmend bleiben für die Vereinigten Staaten trotz der erbärmlichen, feilen Deutschen.

Jeder Tag brachte in der gelben Presse ähnliche Bekundungen dieser Überheblichkeit. Die Botschaft des Präsidenten Wilson, der die Deutschamerikaner als „von Leidenschaft und Treulosigkeit erfüllte anarchistische Naturen vernichtet“ sehen will, war nur eins

Digitized by Google



Reiterkampf
Gemälde von Prof. Christian Speyer

Digitized by Google

Digitized by Google

der vielen Gegenstücke des „Fatherland“-Falles.

„Durch Amerika,“ hat Charles Dilke in seinem Buche über die „Probleme Größerbritanniens“ uns gesagt, „spricht England zu der Welt!“ Und wie könnte es denn auch überraschen, daß die Yankees, die tatsächlich ganz Amerika bisher restlos beherrscht haben, englisch denken und fühlen, da sie fast nur englisch sprechen und in ihrer Lebensanschauung die Entwicklungsspitze puritanischer Nützlichkeitsübung bieten. Dem entspricht die in die Augen springende Tatsache, daß sämtliche amerikanischen Staatsmänner, der Präsident, Vizepräsident und alle Mitglieder des Ministeriums von britischer Abstammung sind, daß unter den neun Mitgliedern des Bundesgerichtshofes sieben englische Namen führen, von den sechsundneunzig Mitgliedern des Senates dreiundachtzig und von den Mitgliedern des Repräsentantenhauses mehr als dreiviertel englischer Abkunft sind. Diese Tatsache ist um so sicherer erfaßt, als alle nicht mit Bestimmtheit als englische, schottische oder waliser erwiesenen Namen in der staatlichen Anschreibung als „nichtbritisch“ angesehen sind. Das gleiche gilt von dem Verhältnisse englischer Namen zur Gesamtheit der höheren Regierungsbeamten der Bundesstaaten: von dreihundertdreiundachtzig sind dreihundertsechsundzwanzig rein britischer Abkunft. Von den zweihundertsiebenundsiebzig Oberrichtern stammen zweihundertzweiundvierzig von britischen Familien, von zweiunddreißig aktiven Generalen des Heeres neunundzwanzig, von den siebenundzwanzig aktiven Admiralen dreiundzwanzig. Damit vergleiche man ferner die Tatsache, daß die Iren im Weißen Hause mit einhundertachtzig Abgeordneten, hingegen die Deutschen nur mit einem halben Dutzend vertreten sind!

Wie kann man sich demnach darüber wundern, daß die Deutschen trotz aller prächtigen Eigenschaften auch bei der letzten Wahl noch immer nicht zur klaren Erkenntnis ihrer Lage gekommen sind! Ihre unausrottbare Uneinigkeit enthebt überdies den Yankee jeder Rücksicht auf sie, und so sind und bleiben sie in seinen Augen „foreigners“. Der Yankee hält sich für den allein echten Amerikaner und für die Krone der Menschheit. In der Unerschütterlichkeit dieses Glaubens kann ihn kein Altengländer übertreffen; im Gegenteil hält er sich für die Blüte des Britentums, und im Hinblicke auf die noch unerschöpften Reichtümer seines weiten Festlandes schaut er mit gutmütiger Nachsicht auf den Vetter im alten Lande herab, dessen Wettbewerb er längst nicht mehr ernst nimmt. Der hinwiederum blickt im Bewußtsein seiner ewig unbeweglichen Wohlerzogenheit mit Überlegenheit auf die üblen Ungepflegtheiten des abgewanderten Vetters, auf die Hemdärmelichkeiten seines politischen Verkehrstones und den schauderhaften „Slang“ seines verpöbelten Englisch. Sie hassen sich im Grunde der Seele wie Katze und Hund; aber sie kommen doch nicht voneinander nicht los und sind einig in der gänzlichen Verachtung der nichtenglischen Welt.

Es ist und bleibt für beide eine ausgemachte Angelegenheit, daß das Britentum von vornherein berechtigt sei, alle anderen Völker zu beherrschen und für diesen Welteroberergeist gibt es solange kein Zögern und Zaudern, bis ein zum Äußersten entschlossener Wille ihm Halt gebietet. Wer aber sollte dies wagen? Der Deutsche, von dessen politischer Unfähigkeit jeder amerikanische Stumpredner zu erzählen weiß und dessen diplomatisches Ungeschick dem Altengländer noch immer erlaubt hat, am Verhandlungstische ihn um die Früchte seiner Siege zu bringen?

Jedem Manne in der Straße gilt die Möglichkeit eines solchen Ausganges als völlig ausgeschlossen und der Gedanke an das bloße Wagnis dieser verdammten Dutchmen und Boches, wie wir nun auch schon drüben heißen, läßt dem Besonnensten die Zornader anschwellen aus heller Empörung über solchen Frevel an den ewigen Einrichtungen dieser vom Herrgotte den Angelsachsen zur Beherrschung überwiesenen Welt.

Gewiß, es ist viel über uns zusammengelogen — leider haben, wie Fürst Bülow treffend sagt, auch deutsche Hände fleißig mitgearbeitet an dem Zerrbilde, das in den feindlichen und neutralen Länder von der preußischen Bastille, der preußischen Russenschande, von unseren täglichen Kasernendramen, unsrer Junkerwirtschaft, Rückständigkeit und Kulturfeindlichkeit verbreitet ist. Aber alles das hätte nicht so heftige Bosheit zeitigen können, wie sie in den Auslassungen amerikanischer Geistlicher und Professoren uns entgegenkocht. Nur aus dem Zusammenbruche eines felsenfest gehegten Wahnes von Unüberwindlichkeit und Unübertrefflichkeit erscheint die Sprache eines in seinen Kreisen hochverehrten Geistlichen, Reverend C. H. Parkhurst, verständlich, der in der „New York Times“ den Deutschen mit einem von der Tollwut befallenen Hunde vergleicht, den man nicht frei herumlaufen lassen dürfe:

„Der nächste Schutzmann erschießt ihn auf der Stelle — nicht um Rache zu üben, sondern nur, um durch dieses wohltätige Werk zur Sicherung der Öffentlichkeit beizutragen. Der Schutzmann gibt dem Hunde keinerlei Aufklärung, noch läßt er sich mit ihm in Verhandlungen ein, sondern behandelt ihn ausschließlich gemäß den Forderungen der menschlichen Gesellschaft und vernichtet ihn somit ganz einfach als eine öffentliche Gefahr. Dagegen ist es vielleicht nicht notwendig, ganz Deutschland den Garaus zu machen; es wird genügen, ihm seine Krallen zu stutzen und seine Zähne stumpf zu feilen. Seine Festungen müssen geschleift werden, um es unschädlich zu machen, und die Kriegsentschädigung, die ihm auferlegt wird, muß so schwer sein, daß sie Deutschland gerade nur erlaubt, nicht in das tiefste Elend zu sinken.“

Digitized by Google

Nicht anders ist die Sprache, in der der Professor der Philosophie an der Harvard-Universität Royce im Namen der Menschlichkeit Deutschlands Vernichtung fordert.

Es ist ein Irrtum, und zwar ein verhängnisvoller, der zurzeit aber in Deutschland sehr verbreitet ist und selbst von führenden Geschichtsschreibern geteilt wird, daß die Angelsachsen von beiden Seiten des Atlantischen Weltmeeres nur durch gemeinsame Befürchtungen zurzeit zusammengehalten werden. Dieser Irrtum hat noch in der jüngsten Zeit, sowohl bei dem Mahle für den Botschafter Gerard, als auch nach dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen zu der höchst unberechtigten Hoffnung verleitet, daß Herr Wilson den Kongreß nicht hinter sich haben werde.

Das erschien erklärlich im Hinblick auf die erst kürzlich durch U-Bootspost zu uns gelangten Berichte über die Kongreßverhandlungen vom vorigen Frühjahre. Aus diesen ergibt sich, daß der Kongreß zu der Zeit der damaligen heftigen deutsch-amerikanischen Gegensätze gefordert hat, daß Amerikaner gewarnt werden sollen, an Bord bewaffneter Handelsschiffe nach England zu reisen und daß, wenn sie es dennoch täten, die Bevölkerung der Staaten es ablehnen müsse, sich um solcher Gewissenlosigkeit willen in Kriegsgefahr zu begeben.

Wenn dennoch jetzt der Senat Wilsons schroffes Vorgehen gegen Deutschland, den Abbruch der diplomatischen Beziehungen, mit allen gegen fünf Stimmen gebilligt hat, so gab es dafür zwei gewichtige Gründe. Zunächst den, daß nach altem Herkommen die Vertreter der Einzelstaaten, die sich im Senate zusammenfinden, das Oberhaupt der Republik selbst dann nicht im Stiche lassen, wenn es ihrer Zustimmung nicht von vornherein sicher war. Zweitens aber ist ohne weiteres klar, daß zwar die Hemdärmelpolitik, in der Herr Wilson nach den Überlieferungen Jeffersons Europa zu behandeln liebt, nicht immer nach dem Geschmacke ruhiger Farmer des Binnenlandes, zumal solcher deutscher und skandinavischer Abkunft, ist, desto mehr aber nach dem der leicht erregbaren, von hochgespanntem Ehrgeize beseelten, vom Zeitungsschwindel verhetzten und von keinem Würdebewußtsein gezügelten Großstadtmassen getragen und von den „Bosses" gleich jedem anderen Geschäfte geleitet wird. Nahezu alle Zeitungsmänner stehen in Verbindung mit London und auch die Kapitalsverfilzung läßt kaum noch mit Sicherheit erkennen, ob Amerika wirklich allen vor dem Kriege bestandenen Einfluß britischen Kapitals auf sein Wirtschaftsleben abgelöst habe, wenn auch unbestreitbar bleibt, daß Milliarden englischen Goldes für Kriegslieferungen in seine Kassen geflossen sind und daß England sich in einen wilden Schuldenstrudel gestürzt hat. Diese Sachlage entbehrt nicht eines bemerkenswert humoristischen Zuges. Denn: einerseits versucht man in England, bei dieser Gelegenheit die alten Forderungen an die Vereinigten Staaten aus dem Bürgerkriege von 1861—1865, in dem England die Südstaaten mit Geld unterstützt hatte, um die Vereinigten Staaten zu zersplittern, jetzt gegen die neue Kriegsschuld in Anrechnung zu bringen, sowie die Trustmagnaten bei der Eitelkeit zu fassen und zum Beispiel Morgan nach dem Beispiel Astors zu veranlassen, sich in England naturalisieren zu lassen, um dann geadelt zu werden. Warum auch nicht? „Jedermann hat seinen Preis!"

Anderseits aber wird den Yankees schwül bei dem Gedanken, wie sie zu ihrem schönen Gelde für „Herrn Wilsons Friedensgebete", die Giftgasgranaten, kommen sollen, wenn die dreimal verwünschten Deutschen etwa siegen sollten. Jedenfalls beobachtet man in den „maßgebenden" Kreisen die wachsende Verschuldung Englands mit wachsender Sorge, wie die Warnung des Federal Reserve Board gegen die Auflegung weiterer Kriegsanleihen für die Entente deutlich bewiesen hat. Anderseits macht aber Altengland den Yankees klar, daß der Gläubiger auf seine Schuldner mehr Rücksicht zu nehmen habe, als etwa umgekehrt; was sich Herr Wilson nicht hat zweimal sagen lassen! An alle diesem Ungemach gibt der Wolf natürlich dem Lamme die Schuld und alles, was englisch spricht und denkt, haßt das unbequeme Deutschtum. Die Kriegsverdiener ziehen mit ihren Riesenlöhnen auch die Arbeiterschaft auf ihre Seite — Jedermann hat seinen Preis, und über alles das Geschäft! Nieder mit den Deutschen, die in ihrer alles bis auf das letzte ausnutzenden Wirtschaftlichkeit und abgeschmackten Ehrpusseligkeit der amerikanischen Art alle großzügige Behaglichkeit zu rauben drohen! In den Augen des Angelsachsen hüben und drüben sind die Deutschen nicht minder unbequem als die Japse. Beide gewinnen zum kaufmännischen und industriellen Geschick jetzt auch noch Seegeltung und Landmacht. Also nieder mit beiden! Aber hübsch nach der Reihe: erst das gefährlichere Deutschland, dann Japan!

Das sind die Gedankengänge, die auf Grund des alten, trotz alles brüderlichen Haders und Neides nie erloschenen gemeinsamen Stammesgefühles zu dem englisch-amerikanischen Bündnisse geführt haben, das nicht etwa Ursache, sondern Folge der inneren Übereinstimmung ist. Sein Zweck liegt heute klar auf der Hand. Lord Kitchener hat vor seinem Tode einem amerikanischen Politiker gegenüber ausdrücklich ausgesprochen: „daß die Entente nicht ohne den Beistand Amerikas siegen kann". Anderseits braucht Amerika England in der Abrechnung mit Japan, um die es nicht herumkommt.

An den Zielen der japanischen Politik im Stillen Weltmeere, in dem es bald laut genug hergehen wird, hat die „Vereinigung für nationale Verteidigung", deren Vorsitzende der frühere Ministerpräsident Graf

Digitized by Google

Okuma und der Minister des Auswärtigen Graf Kato sind, nicht den geringsten Zweifel gelassen. Nicht nur die in Millionen verbreitete Werbeschrift „Der Krieg zwischen Japan und Amerika" legt die Notwendigkeit dar, daß Japan den Stillen Ozean beherrschen müsse, sondern die friedliche Durchdringung Mittelamerikas beweist den Ernst der japanischen Pläne. In Haiti leben gegen 100000 Japaner als Pflanzungsarbeiter, Händler und Handwerker, davon die Hälfte auf Oahu. Mindestens ein Drittel von ihnen ist militärisch ausgebildet. Die geheimnisvollen Vorgänge an der Schildkrötenbucht, wo der Kreuzer „Asama" auf Grund gelaufen war und von andern Kreuzern gegen deutsche Kriegsschiffe beschützt werden mußte, bewiesen auch, daß Wilson merkwürdig still zu sein versteht, wenn eine ernsthafte Gefahr in Aussicht steht.

Begreiflich genug also, daß er sich nach Hilfe gegen diese unangenehmen kleinen Gelben umgeschaut hat! Und da hierbei seine Sorgen sich mit denen Englands deckten, ist das Wohlwollen ohne weiteres verständlich, mit dem er die Neutralität gegen uns betrieben hat. Es ist übrigens trotz alles Ableugnens zu einem klaren, wenn auch nur für die Eingeweihten erkennbaren Vertrage zwischen Amerika und England gekommen. Wie man sich entsinnt, hatten England und Japan in dem 1902 auf ein Jahrzehnt geschlossenen Bündnisse sich wechselseitige Hilfe gegen Rußland zugesagt. Dieser Vertrag ist während des Friedensschlusses von Portsmouth zu einem allgemeinen Schutz- und Trutzbündnisse gegen jeden Feind erweitert mit der merkwürdigen Ausnahme eines etwaigen neuen russisch-japanischen Krieges. Auch dieser Vertrag lief auf zehn Jahre und konnte sinngemäß sich nur auf die gemeinsamen Belänge Japans und Englands in Mittelamerika beziehen, die durch Amerikas Panamapolitik und die Verlegung seiner atlantischen Flotte in das Stille Weltmeer bedroht waren. Das Heranreifen der gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik, die in Gemeinschaft mit Rußland betriebene Aufwiegelung des Balkans und Japans Drohruf: „Asien den Asiaten", was bedeutete: „Asien den Japanern", haben England zu einer plötzlichen Wendung bestimmt. Schon 1911 änderte England deshalb den japanischen Vertrag durch Einfügung einer Klausel ab, die von der Unterstützungspflicht in einem Kriege mit solchen Mächten entband, mit denen eine der Vertragsmächte einen Schiedsgerichtsvertrag geschlossen habe. Bald darauf wurde bekannt, daß England mit Amerika einen solchen Vertrag geschlossen habe und Japan hat gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Es denkt auch wohl nicht daran, während dieses Krieges Amerika anzugreifen, sucht vielmehr in seiner meisterhaften Realpolitik die vor seiner Tür in China liegenden Früchte einzuheimsen und den Küstenhandel im Stillen Ozean an sich zu reißen. Aber die bedrohlichen Pläne hat es auch nach dem Ministerwechsel nicht aufgegeben. Amerikanischerseits ist das Bestehen des Abkommens mit England stets in das Gebiet der Fabeln verwiesen, da der Präsident ja gar nicht befugt sei, ohne Genehmigung des Kongresses Verträge zu schließen. Herr Lansing hat einem Ausfrager lächelnd erklärt, die mit England getroffene Vereinbarung sei keine andere als die, welche sich auf die Schiedsgerichte bezieht, und damit haben sich alle Friedensfreunde von Grand Falls bis San Diego beruhigt.

Ohne weiteres erklärt sich aus dieser Sachlage die Haltung, die Herr Wilson in diesem Kriege gegen uns eingenommen hat. Ein Berliner Blatt, das nicht in den Ruf kommen wird, Amerika gegenüber je eine deutlich abweisende Haltung eingenommen zu haben, hat noch nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen sich aus dem Hauptquartier der Friedensbewegung im Haag schreiben lassen, daß England eine amerikanische Kriegserklärung keineswegs wünsche und daß viele Politiker der Meinung seien, daß es für England angenehmer sei, „wenn Wilson sich für eine mehr als wohlwollende Neutralität gegenüber England mit entsprechender Rückwirkung dieser Haltung auf Deutschland entschlösse".

⌘ ⌘ ⌘

So in der Tat ist von Anbeginn an Herrn Wilsons Neutralität beschaffen gewesen und es dient nicht zur Verschönerung seines Charakterbildes, wohl aber sehr zu der dem deutschen Volke dringend notwendigen Kennzeichnung des amerikanischen Lebens überhaupt, wie der Präsident der Republik sich über die Verurteilung dieses schamlosen Handels durch breite Kreise der Bevölkerung hinwegsetzte. Am 4. August 1914 erließ er eine feierliche Neutralitätserklärung und verordnete am 8. September einen allgemeinen Gebetssonntag auf den 4. Oktober 1914, an dem in allen Kirchen für die Herbeiführung des Friedens gebetet werden sollte. Inzwischen duldete er Woche aus, Woche ein die Versendung von Kriegsmaterial unter Aufbietung aller Kräfte. Die Bittschrift eines Fräulein Elsie Lang vom 1. März 1915, die um Einstellung dieser Schmach ersuchte, wies er mit der Begründung zurück, daß er außerstande sei, die Ausfuhr zu verbieten, da dies ein Bruch der Neutralität sein würde.

Die Ausfuhr von Kriegsmitteln hat sich inzwischen auf Millionen gesteigert, Herrn Wilsons puritanisch-methodistisches Gewissen ist davon unbewegt geblieben. Er hat für Englands Kredit unbedenklich den Federal Reserve-Board eingesetzt. Und so oft England in Ernährungsschwierigkeiten geriet, hat er mit Bluffs der bekannten Art uns einzuschüchtern versucht.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Spielerpolitik nach den Fällen der „Lusitania" und

„Arabic". Beide lagen wahrlich klar genug: durch die Erklärung der Gewässer rings um Großbritannien und Irland zum Kriegsgebiet war von vornherein jedermann gewarnt, sich auf ein in das Sperrgebiet bestimmtes Schiff zu begeben. Die Untersuchungen der besten deutschen Gelehrten haben erwiesen, daß die „Lusitania", die kanadische Truppen und Kriegsmaterial an Bord hatte und deshalb gar keine Passagiere hätte aufnehmen dürfen, nach völkerrechtlich durchaus zulässigem Rechte versenkt worden ist. Die „Arabic" ist nach den Erklärungen des deutschen U-Bootsführers versenkt, weil sie einen Angriff auf das U-Boot unternommen habe. Die deutsche Regierung hat in diesem Falle ein übriges getan: sie erklärte unter dem 26. September 1915 sich bereit, die Möglichkeit eines Irrtums zuzugeben und bot Entschädigung für den Tod amerikanischer Bürger an.

Herr Wilson aber hat sich von vornherein der im Kongreß erhobenen Forderung widersetzt, Amerikaner vor der Benutzung von Schiffen zu warnen, die dazu bestimmt seien, die Kriegssperre zu durchbrechen. Er blieb damit nur seiner alten Politik treu, nichts zu tun, was England seine Hauptwaffe aus der Hand schlagen könne, mit der es Deutschland tödlich zu treffen hoffte: die Praxis seines Seerechtes. Anstatt sich an die Spitze der Neutralen zu setzen, wie diese ihn beschworen hatten, um die Freiheit der Meere zu retten, hat er Großbritannien und dessen Bundesgenossen von vornherein gestattet, alle internationalen Vereinbarungen lachend beiseite zu schieben.

Der zukünftigen Geschichtsschreibung wird der diplomatische Schriftwechsel, der seitdem geführt ist und schließlich im Abbruche der diplomatischen Beziehungen sein Ende gefunden hat, als eine schillernde Seifenblase erscheinen, auf deren immer praller gespanntem Häutchen die wunderbarsten Gebilde amerikanischer Allmacht sich spiegelten. Das Entzückendste an diesen farbenreichen Bildern wird aber dem Humore die Feierlichkeit des tiefsittlichen Ernstes sein, mit dem alle diese Yankeedrohungen verschönt wurden. Als die Engländer ihre Handelsschiffe neutral maskierten und bewaffneten, erschien ein deutscher Erlaß, nach dem solche Schiffe als Kriegsschiffe zu behandeln, also frischweg anzugreifen seien. Sofort setzte wieder der amerikanische Druck ein, und als einige amerikanische Staatsbürger auf solchen bewaffneten Handelsschiffen verunglückten, erteilte Herr Wilson dem Deutschen Reiche in einer neuen Note Vorschriften, wie e r den U-Bootkrieg geführt zu sehen wünschte, zugleich erklärte er in einer Volksversammlung dem jauchzenden Manne in der Straße, er habe sich genötigt gesehen, die deutsche Regierung niederzuboxen.

❋ ❋ ❋

Wie es dann weiter gekommen ist, steht aller Welt in frischer Erinnerung. Es ist klar, daß Herr Wilson das ihm durch Verrat bekannt gewordene Geheimnis des deutschen Bündnisvorschlages an Mexiko wirkungsvoll für sich zu nutzen verstanden hat. An der grundsätzlichen Stellung des Kongresses ändert diese Verstärkung aber nichts, wie die Haltung des Senators Stone beweist. Es erübrigt sich auch wohl und muß des gebotenen knappen Raumes wegen außer Betracht bleiben, wie federleicht im Falle eines ernsthaften Kriegsausbruches die amerikanische Schale in die Höhe schnellen würde gegenüber dem Gewichte unserer U-Bootangriffe auf die dann zum Sperrgebiete erklärte amerikanische Küste. Der Jubel, mit dem die Kundgebungen des Kaisers an Volk, Heer und Flotte aufgenommen sind, und das Aufatmen der vom Albdruck befreiten deutschen Brust nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen läßt auch wohl erhoffen, daß nun endlich, endlich unser Volk begriffen hat, wohin die Gleichgültigkeit in den für unser Geschick entscheidenden Fragen der Außenpolitik und die deutsche Gepflogenheit, aus der eigenen Empfindungswelt heraus die Gedankengänge und Willensrichtungen feindlicher Mächte zu beurteilen, unser Volk und Vaterland führen mußten. Die eigene Geschichte zeigt uns, wie es gerade diese verhängnisvolle Schwäche gewesen ist, die allezeit uns um die Früchte unserer Tüchtigkeit in Krieg und Frieden gebracht hat. Und so ewig es wahr bleibt, daß Reiche und Staaten nur durch d i e Kräfte bestehen können, denen sie ihre E n t s t e h u n g verdanken, so gewißlich ist es wahr, daß die Quellen der deutschen Kraft, Größe und Ehre das genaue Gegenteil der Anschauungswelt des Yankeetums waren und bleiben müssen!

Schwertspruch

Gottes zeitloser Sturmwind mag alle Dinge vertreiben,
Ich werde bleiben.
Dämmert die letzte Schlacht
Glührot über der Ewigkeit Feld:
Eh' wird nicht die letzte Klinge zerspellt,
Eh' nicht der letzte Mann
Durch sie stumm gemacht.

Werner Bergengruen

Aus den Berliner Theatern

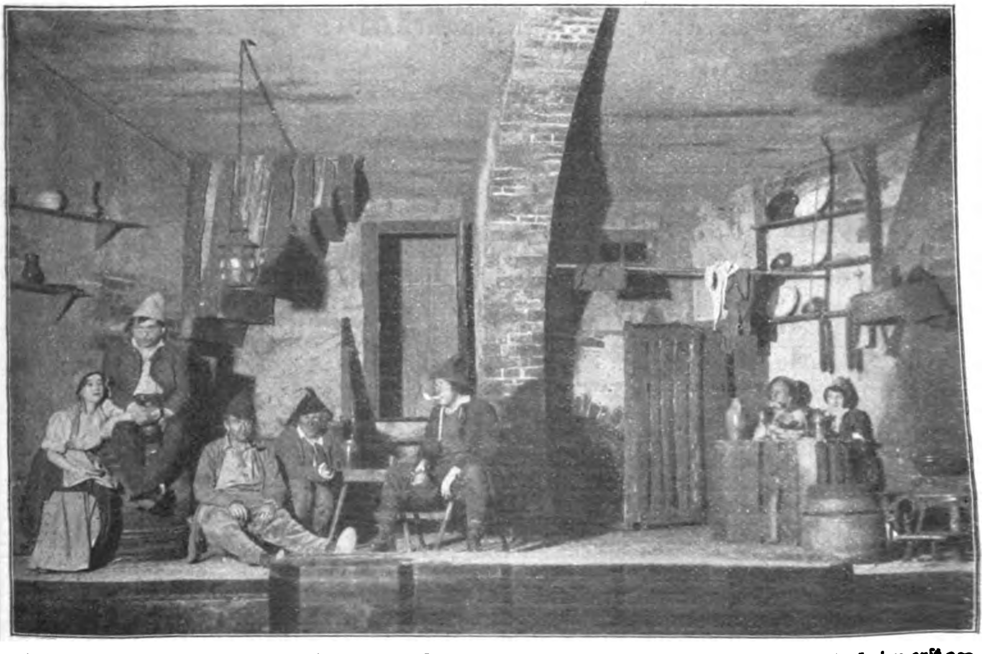
Von Karl Strecker

Mit zwölf Bildern nach Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft, von Zander & Labisch und Fritz Richard

1. Die lachende Maske

Ihr Götter, gebt uns Deutschen gute Lustspiele! — Das ist ein Wunsch, der in dieser ernsten Zeit vielleicht befremdlich klingt, der aber mit Bedacht an die Spitze dieser Umschau gestellt wird. Hebbel nannte die Lustspielfrage die wichtigste des deutschen Theaters und wenn wir auch — die Folge wird es zeigen — heute Grund zu einer Einschränkung dieser Behauptung haben, so bleibt doch noch immer wahres genug daran. Wem wäre die Erscheinung unbekannt, daß die meisten unserer jungen Bühnendichter den unzähmbaren Drang haben, zunächst einmal in Tragödien schwersten Kalibers ihr Pulver zu verschießen, bevor sie an das Lustspiel denken. Das hat freilich seine natürlichen Gründe. Männliche Jugend, und gerade die beste, ist herb, verschlossen, verträumt; sie spielt gern mit großen Problemen. Meist fehlen ihr auch drei für den Lustspieldichter notwendige Eigenschaften: Welt- und Lebenskenntnis, der liebenswürdige Ton, die abgeklärte Heiterkeit. Dazu kommt, daß so manchem unserer jungen Poeten es an Gelegenheit mangelt, die Formen der „oberen Zehntausend" sicher zu beherrschen; und ohne die will besonders unser Großstadtpublikum nun einmal kein Lustspiel sehen, am allerwenigsten wollen's jene Schichten, die noch nicht gar so lange zu dieser fünfstelligen Gemeinschaft zählen.

Das alles sind Hemmnisse für eine frühlinghafte Neubelebung des deutschen Lustspiels, denn leider bedeutet das Großstadtpublikum noch immer das entscheidende Schicksal für ein neues Bühnenstück. Ad exemplum: kürzlich hatte Friedrich Kayßler, Schauspieler und Poet dazu, ein Lustspiel geschrieben: „Jan der Wunderbare". Kein Meisterwerk und auch nicht gerade strotzend von eigenen Einfällen; die Vorgänge klingen teils an Hans Sachs, teils an Boccaccio an. Aber doch ein wirkliches Lustspiel von echtem Volkshumor, in dem nichts gesucht, nichts



„Jan der Wunderbare" von Friedrich Kayßler. In der Dorfschenke ist man nicht mehr beim ersten Krug. Jan Beest, der Wunderbare, links auf der Tonne (Ludwig Hartau), findet daher schon dankbare Zuhörer für seine Mirakelgeschichten. Aber schon keimt auch in den vier Zechkumpanen der Entschluß auf, ihm seine wunderverseſſene Leichtgläubigkeit gehörig einzutränken. Willem Dautz (Kayßler) ist freilich schon so im Dusel, daß er nur noch das tiefsinnige Wort herausbringt: „Ohne Pip hat der Mund 'n Loch". (Theater in der Königgrätzerstraße. S. 553)

Digitized by Google

„Jan der Wunderbare." Das „unsichtbar gemachte" Schwein — wo ist es? „Kannst du nicht sehen, daß ich unsichtbar bin," könnte es mit seinem ehemaligen Besitzer, Jan dem Wunderbaren, fragen. In Wirklichkeit ist es sichtbar: auf den satt-behaglichen Gesichtern der vier mundfaulen Schelme (von links: Kayßler, Nierendorf, Leopold, Rossert) sehen wir deutlich genug, wo es geblieben ist. Der Nachruhm des Schweins strahlt auf den Gesichtern der vier Verdauenden. Auch den Schweinskopf ziert ja der Lorbeer, wie Lichtenberg einmal sagt, erst nach seinem Tode ...

verniedlicht und verschnörkelt ist. Ein niederdeutscher Bauer fällt mit seiner schrullenhaften Wundersucht den Nachbarn und Zechbrüdern zur Last und sie treiben ihm seine Marotten durch vier derblustige Streiche aus, die ihn nicht nur zu einem vernünftigen Menschen machen, sondern auch aus den Armen einer liederlichen Liebsten in die seines von ihm verkannten, in Wahrheit klugen und molligen Weibchens zurückführen. Das alles schließt sich sauber zu einer echt niederdeutschen Komödienfabel zusammen, zu einem Schelmenspiel, das an die besten Volksüberlieferungen, an Till Eulenspiegel, den Doktor Eisenbart, Münchhausen und die Schildbürgerstreiche erinnert. Und da auch die Darstellung mit Ludwig Hartau und Friedrich Kayßler in den Hauptrollen alles tat, des Dichters Gestaltung und Svend Gades reizvolle, an die Teniers anklingende Bühnenbilder mit strotzendem Leben zu erfüllen, so glomm im Zuseher alsbald ein stilles Feuer behaglicher Heiterkeit auf, das bis zum Schluß in heller, wärmender Glut blieb.

Und doch: schon im zweiten Aufzug hörte ich hinter mir eine wohlbeleibte und an den Fingern wohlberingte Dame mit ihrem glatzköpfigen Herrn Gemahl über die „Geschmacklosigkeit" tuscheln. Es war ja freilich so gar nichts Pariserisches aus Paris, auch nichts Wedekindliches oder sonstwie „Gefragtes" an dem Stück; Gott: was sind diese Bauern da auf der Bühne plump und roh! Ich bin überzeugt, hätte man das Gespräch dieser Herrschaften auf die besagten Teniers gelenkt, sie würden wenigstens dem Anschein nach in Entzücken geschwelgt haben, das erforderte ihre „Bildung". Aber (so hat ein bekannter Ästhetiker einmal gesagt) den Komödiendichter auf die Großstadtsitten beschränken, ist soviel, als den Maler auf die Modekostüme beschränken ... Wehe dem jungen Dichter, der sich heute etwa einfallen ließe, seine erste Komödie mit den Gestalten eines Ludwig Holberg oder des „Zerbrochenen Krugs" zu beleben, in keiner Berliner Theaterkanzlei würde sein Stück auch nur gelesen werden. Da ist denn doch selbst Gustav Kadelburg mit seinem mattesten Schwankspülicht noch vorzuziehen, wenn die albernen Puppen an seinen Drähten sich nur in einem Schweizer Modehotel bewegen... Das ist nicht übertrieben. Während „Jan der Wunderbare" trotz einem starken Erfolg und trotz einer, soweit ich gesehen habe, durchweg freundlichen Kritik, alsbald vom Spielplan verschwand, tauchte im „Deutschen Künstlertheater", dessen stolzen Namen man nachgerade nur noch zwischen Gänsefüßchen setzen darf, Kadelburg mit einem Schwank „Der Reisebegleiter" auf. Die ziemlich auffallende Albernheit dieses Werks belastet den

Digitized by Google

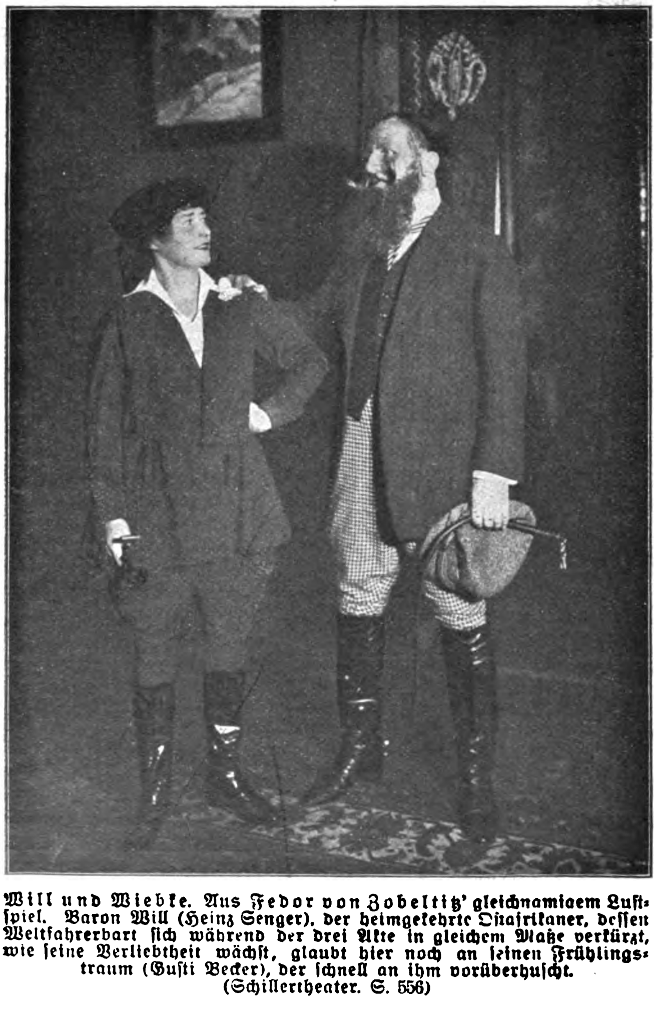
Verfasser nur insofern nicht, als er der eigentliche Verfasser keineswegs ist, er hat das Stück mit rührender Selbstverleugnung fast wörtlich einem Schwank von Michael Klapp: „Rosenkranz und Güldenstern“ nachgedichtet, der vor einem Vierteljahrhundert die Bescheidenheit zu Gaste lud. Von Kadelburg stammt wohl höchstens der Witz: „Ihr werter Herr Name... Ihr werter Herr Vorname...“ Im Ernst: man sieht an diesem Beispiel, daß die Tiefe der Einfälle vollkommen für einen Kopf, und sei es der Klapps, ausreicht, so hatte denn der pietätvolle Gustav Kadelburg recht, als er am Schluß der Vorstellung auf der Bühne erschien und in gemütvoll-sinniger Weise mit einer Handbewegung nach dem Himmel den Beifall ablehnte, vermutlich um anzudeuten, daß der Klapp schon gestorben und ihm, Kadelburg, das neue Stück wirklich vom Himmel gefallen sei. Die unfreiwilligen Scherz sind immer die besten.

Daß sich eine solche Szene just im „Deutschen Künstlertheater“ abspielen konnte, gehört auch zu diesen unfreiwilligen Scherzen. Barnowsky scheint völlig den Kopf verloren zu haben. Wollte er einen wirklich guten Kadelburg aufführen, so hätte er das neueste Lustspiel von Ludwig Fulda erwerben sollen: „Die verlorene Tochter“, aber die haben Meinhard und Bernauer ihm fürs Komödienhaus weggefischt. Der gewandte Versschmied Fulda hat sich diesmal nämlich wirklich einige Stufen tiefer als sonst herabbemüht, er verzichtet bescheiden auf den Lorbeer, der die Kastalische Quelle umschattet, er fleht die Musen nicht mehr an, ihm den Hippogryphen zu satteln, noch läßt er das Aug' in schönem Wahnsinn rollen — er hüllt sich in das härene Geistesgewand eines bescheidenen Zugstückmachers und tatsächlich fällt auf dies Werk wehmütig flimmernd der letzte Nachmittagssonnenschein Kadelbürgerlicher Hausmacherkunst. Aber da Fulda wirklichen Witz, dazu eine leichte Hand und eine gewisse liebenswürdige Anmut besitzt, so ist ihm an zweiter Stelle gelungen, was ihm an erster so oft mißlang, er hat ein sehenswertes Stück geschrieben, wenn auch nur für die vielen, die einmal nicht denken, sondern heiter ausruhen wollen, und wer wollte das nicht in dieser schweren Zeit? So folgt man der hübschen Nelly Kornemann gern, wenn sie mit ihrem „Schwarm“, dem Literaturlehrer, einen kühnen Ausflug ins Wintergebirge macht, dabei aber gründlich von ihrer Schwärmerei geheilt wird und dem Schwerenöter von Rechtsanwalt in die Arme läuft (auf Schiern). Wie jubelt erst das liebe „Premierenpublikum“, wenn es sich herausstellt, daß der reiche Onkel Axel, der Nelly infolge ihres leichtsinnigen Streichs enterbt hat, eben jenen Anwalt zum Universalerben einsetzt, daß also sogar das Geld in der Familie bleibt — Herz, was willst du mehr? Man behält aber auch die frischfröhliche Anmut in der

Aus „Der Reisebegleiter“ von Klapp-Kadelburg. Als Begleiter dieser Reise machen wir eine alte Schwankbekanntschaft, das ist der auf sächsisch karierte „helle“ Vergnügungsreisende mit zweifelloser Unverfrorenheit und zweifelhafter Wäsche (Max Adalbert). Schade, daß sich für Dagny Servaes, die seinen spaßigen Schnoddrigkeiten lauschen muß, auf ihrem Künstlerwege so selten bessere Reisebegleiter finden (daher der Name „Deutsches Künstlertheater“. S. 554)

Erinnerung, mit der Fräulein Erika Gläßner als Nelly rodelte und ausrutschte, liebte und lachte.

Wie verlegen unsere Bühnen jetzt um brauchbare Lustspiele sind, ergibt sich aus der Statistik der anderen heiteren Bühnenwerke in dem hier betrachteten Zeitraum. Zwei deutsche Lustspiele, die lange vor dem Kriege entstanden sind, wurden ausgegraben, in Klammern: mit Erfolg; zwei andere wurden vom Auslande geholt, und zwar, es ist kaum zu glauben, aus Frankreich und England. „Will und Wiebke“, ein Lustspiel, das Fedor von Zobeltitz nach seinem Roman „Meerkatz“ gearbeitet hat, ist schon vor Jahren auf vielen Bühnen im Reich gegeben worden, in Berlin besann sich jetzt erst das Schillertheater auf das flotte, wenn auch leichtgezimmerte Spiel und hat es nicht zu bereuen gehabt. Ein frischer draufgängerischer Zug, der dem Helden, Baron Will, eigen ist, teilt sich dem ganzen Stücke trotz vieler verfänglichen Lustspielverknüpfungen mit, und doch liegt ein ganz leiser Hauch der Wehmut über der Erkenntnis des aus den Kolonien zurückgekehrten Will, daß er in die Jahre gekommen ist, und die junge Schönheit, die sich Wiebke nennt, nur wie ein flüchtiger Frühlingstraum durch den Sommer seines Lebens zieht. Als gründlicher Kenner der hier geschilderten Gesellschaftsschicht hat Zobeltitz auch da, wo er nur in flüchtigen Umrissen skizzierte, glaubhafte Menschen geschaffen. Noch weiter zurück liegt die andere „Ausgrabung“: Hermann Bahrs „Konzert“. Man konnte es vor sieben Jahren schon bei Otto Brahm sehen — sehr gut und sehr lange gespielt. Der literarische Proteus mit dem Büßerbart hat in dem Ausflug-Abenteuer des berühmten Pianisten Gustav Heink mit seinen Versuchungen, Gefahren und endlich dem gemächlichen Sich-bescheiden, seine ganze Grazie, seinen schillernden Geist, seine keck zugreifende Laune entwickelt und so sein bestes Lustspiel geschaffen, das sich auch in den Kammerspielen dauernd auf dem Plane hält, zumal da es sehr annehmbar gespielt wird. In den Fußstapfen der Else Lehmann wandelt hier Lucie Höflich mit kaum geringerem Können, gerade derartige Seelen mit doppeltem Boden sozusagen gelingen der Höflich ganz erstaunlich, hinter der leuchtenden Helle ihres Wesens lauern dunkle Abgründe und Wolfsgruben, aber man wundert sich über keines von beiden und findet diese Gegensätze ganz natürlich, zusammengehörig wie Tag und Nacht, oder — um ein anderes Bild zu gebrauchen — wie Daumen und Mittelfinger, die sich zusammenschließen und so packen, ergreifen. Ferdinand Bonn war in der Rolle des Pianisten etwas gröber als Emanuel Reicher, aber wenn man diesen Zuschnitt gelten läßt, sehr echt. Die Delfine gab das hübsche Fräulein Eckersberg.



Will und Wiebke. Aus Fedor von Zobeltitz’ gleichnamigem Lustspiel. Baron Will (Heinz Senger), der heimgekehrte Ostafrikaner, dessen Weltfahrerbart sich während der drei Akte in gleichem Maße verkürzt, wie seine Verliebtheit wächst, glaubt hier noch an seinen Frühlingstraum (Gusti Becker), der schnell an ihm vorüberhuscht.
(Schillertheater. S. 556)

Wer, wie die nunmehr vergessene Nora, den Glauben an das Wunderbare noch nicht verloren hat, der kommt in diesen Zeitläufen auf seine Rechnung. Wir erleben täglich seit Ausbruch des Krieges Wunder-

Digitized by Google

Erika Glaeßner in Ludwig Fuldas Lustspiel „Die verlorene Tochter"

Eine „verlorene Tochter!" Sollte man es für möglich halten, daß Ludwig Fulda der geistige Vater dieser allerliebsten, winterfrischen kleinen Spitzbübin ist? Aber die Vaterschaft ist beglaubigt: daß sie (Erika Glaeßner) mit dem Literaturlehrer davongeht und mit dem Notar zurückkommt, ist Fuldas eigenster Gedanke. (Komödienhaus. S. 555)

Digitized by Google

bares, aber zum Wunderbarsten gehört doch die Erscheinung, daß es in Berlin Theaterdirektoren gibt, die jetzt, in der furchtbarsten Entscheidung des deutschen Schicksals, es fertig bekommen, aus Paris und London ihre Tageskost zu beziehen. Reinhardt hat Monate hindurch „Figaros Hochzeit" — nicht von Mozart, sondern von Beaumarchais auf dem Spielplan und Barnowsky führt gar Mr. Shaws angebliche Satire auf England „John Bulls andere Insel" auf. Man könnte es nachsichtig für einen Zufall erklären, daß Reinhardt auf seinem „Deutschen Theater", wo er einen „deutschen Zyklus" versprochen und begonnen hatte, wochenlang „Figaros Hochzeit" und „Dantons Tod" — nur diese beiden Stücke — gab. Aber man entdeckt, daß er in „Figaros Hochzeit" sich als Spielleiter gerade die (verlorene) Mühe gibt, den revolutionären Gedanken besonders stark herauszuarbeiten. Lebt dieser Spielmeister erlesenster Art auf einem anderen Stern? Sieht er nicht, daß es auf dieser Erdoberfläche heute wirklich um andere Dinge geht, als um den Gegensatz zwischen Grafen und ihren Dienern? Wer ist der ebenso blinde wie gewissenlose Berater, der sein „Deutsches Theater" jetzt, gerade jetzt, zu einem Schauplatz der französischen Revolution in doppelter Auflage macht? Der seinem deutschen Zyklus die Peripherie aufreißt und die so gewonnene Linie direkt nach Paris leitet? Wir Deutschen tanzen, so scheint's also, noch immer mit Vorliebe die Française und in ihr das wunderliche Chassé Croisé: wir genießen Faust und Mignon in romanischer Vertonung (Verflachung), ziehen aber dem Mozartschen Figaro das Libretto des Herrn von Beaumarchais vor ...

Der dies schreibt, glaubt hinreichend gegen den Verdacht gesichert zu sein, daß er ein einseitiger Berserker, ein dramabasierender Deutschtümler sei; er hat (auch in diesen Monatsheften) der ausländischen Literatur, sofern sie uns etwas bedeutet und geben kann, selbst während dieses Krieges sorgfältige Beachtung geschenkt; aber daß man derartige Taktlosigkeiten gegenüber jedem vaterländischen Empfinden begehen kann, wie Reinhardt — von Herrn Sternheims unglaublicher Komödie „Zwischen den Schlachten" über „Bruder Jonathan" zu den beiden Spielplanherrschern aus der französischen Revolution, kommt mir denn doch wie eine Herausforderung vor, die eine Parallele höchstens in der Aufführung von Mr. Shaws Komödie „John Bulls andere Insel" bei Barnowsky findet.

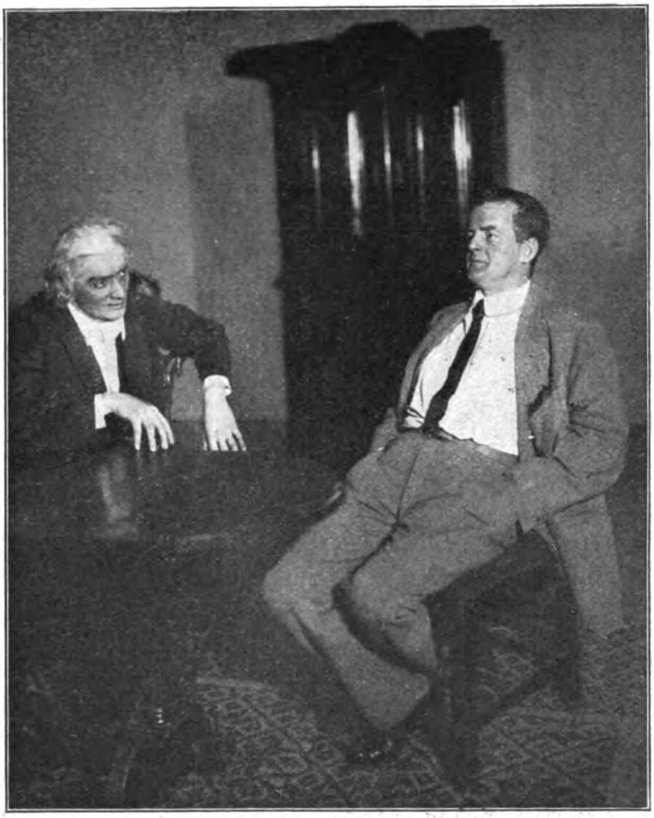
Daß die Aufführung Shaws, der uns Deutschen „Potsdam austreiben" wollte und sich über die „Zerstörung" der Kathedrale von Reims aufregte, auf viele Deutsche wie ein Schlag ins Gesicht wirken würde, scheint Direktor Barnowsky selber gefühlt zu haben, er erließ vor der Aufführung ein gewundenes

„Die verlorene Tochter." Der Literaturprofessor (Herr Schünzel) kommt wieder einmal zu spät an den gedeckten Tisch, darf aber noch eine Tasse Tee trinken, bevor die verlorene Tochter (Frl. Gläßner) ihm eine verlorene Liebste und dem Schwerenöter von Rechtsanwalt (Herr Burg) eine gewonnene ist. Das Tischchen müßte eigentlich dreieckig sein. (Komödienhaus. S. 555)

Digitized by Google

Entschuldigungsschreiben, in dem er betonte, daß Shaw Ire sei. Das wußte man ohne diese Verkündigung, aber man wußte auch, daß ihm diese irische Abstammung gerade gut genug ist, um ein Zugstück für das Londoner Theater zu schreiben, in dem die Iren recht haben, aber die Engländer — recht behalten. Das Ganze ist ein kleiner Familienstreit, eine Neckerei im Hause Großbritannien, an deren Schluß Shaw unzweideutig durchblicken läßt: dem scheuen, verträumten Wesen des Iren könne ein Schuß englischer Rücksichtslosigkeit gar nicht schaden. Tatsächlich haben die Iren dies Stück abgelehnt, die Engländer haben es bejubelt — und da will Herr Barnowsky uns einreden, wir sollten diese kokette Spielerei des Londoner Millionärs — die überdies zwölf Jahre alt ist — just in dem Augenblick freundlich belächeln, da Englands Vernichtungswille gegen Deutschland am wütendsten die Zähne fletscht? Soviel ist gewiß: Mr. Shaw hat diesmal erheblich mehr über die Deutschen zu lachen gehabt, als die Deutschen über ihn und seine spielerisch witzelnde Komödie.

Berliner Theaterdirektoren scheinen wirklich die einzigen Leute im gegenwärtigen Deutschland zu sein, die den blutigen Ernst unserer Zeit noch immer nicht begriffen haben, sie scheinen nur ungeduldig auf die Zeit zu warten, wo sie ihren geliebten Auslandswaren in vollstem Umfange wieder die Vorherrschaft auf ihren Bühnen einräumen können. Aber sie sollten sich doch nicht über die Langmut des deutschen Volkes täuschen. Der Leiter einer großen, in der Reichshauptstadt gelegenen Bühne, die den Namen „Deutsches Theater“ oder „Lessingtheater“ führt, ist keine Privatperson, die sich in Deutschlands kritischsten und heldenmütigsten Zeiten völlige Gefühlsfremdheit für das, was uns alle bewegt, leisten kann. Man wird es ihnen nicht vergessen, daß sie sich, gerade in dieser Zeit, lächelnd dem Vorwurf weltbürgerlicher Verschwommenheit ausgesetzt haben, mögen nun sie selber daran schuld sein oder, wie ich in beiden Fällen annehme, ihre Berater.

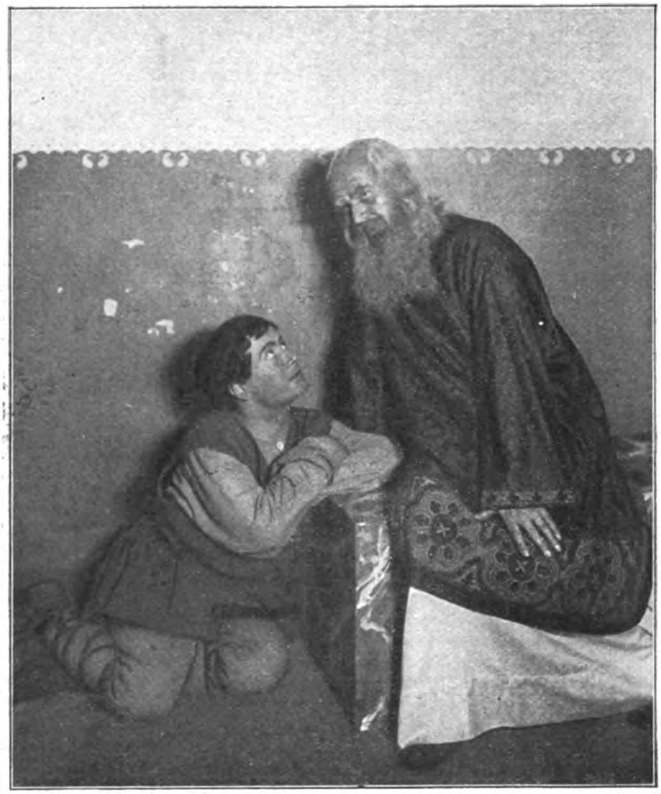


Dies Bild aus „John Bulls andere Insel“ ist eigens für Mr. Bernhard Shaw, den Verfasser, angefertigt, damit er über die guten Deutschen herzlich lachen kann, die dafür leider nur ein mattes Lächeln vor seiner behutsamen Eiertanz-Satire aufbringen. Immerhin gelingt Heinz Salfner die Brutalität John Bulls, Theodor Loos die Verträumtheit des „irrsinnigen“ Geistlichen menschlich genug, um auch dies Lächeln noch zu verscheuchen. (Lessingtheater. S. 558)

... Wo der wenig beschrittene Weg zum guten deutschen Lustspiel liegt, zeigte uns inzwischen eine Aufführung an der Volksbühne: „Weh' dem, der lügt“ von Grillparzer wurde mit starker Wirkung gegeben. Bekanntlich widerfuhr diesem liebenswürdigen Werk 1838 bei seiner Erstaufführung in Wien eine so heftige Ablehnung, daß Grillparzer seitdem nichts mehr aufführen ließ und sich verbittert zurückzog. Sein einziges Lustspiel wurde so sein bitterstes Trauerspiel. Der Grund bestätigt die oben gemachte Bemerkung, daß der „gebildete“ Großstädter (nicht der wirklich gebildete) eine Abneigung gegen derartige Lustspielstoffe hat; tatsächlich mißfiel den Wienern der Metternichzeit das Bärenhäutige des Stücks gründlich, sie wünschten nicht an so peinliche Ahnen des Kulturmenschen erinnert zu werden. Inzwischen ist diese Dichtung „Literatur“ geworden, d. h. man wertet sie unbefangen und findet bei näherem Betracht, daß die Wilden Grillparzers nichts weniger als wild

Digitized by Google

sind. Das heitere, naiv-sinnliche Lustspiel mit seiner liebevollen Seelenmalerei, dem kecken Übermut Leons und einem Blumenstrauß weltweiser Gedanken bietet erlesenen Genuß; es atmet die ganze Liebenswürdigkeit des feinen, weichen Menschen und sinnigen Poeten Grillparzer. — Die Darstellung war nicht ganz ausgeglichen, aber Thimig als Leon hatte die rechte Laune des frisch-frechen Küchenjungen, er verstand es auch, den leisen Ernst durchschimmern zu lassen, mit dem der keineswegs oberflächliche Dichter diesen Charakter abgetönt hat. Ferdinand Gregori gab den Gregor, Auguste Pünkösdy mit ihrer morgenfrischen gesunden Naivität die Edrita.



Grillparzers liebenswürdiges Lustspiel „Weh' dem, der lügt". Bischof Gregor-Gregori und sein Neffe, der behende Schalk Leon-Thimig spielen die Rollen weisen Alters und übermütiger Jugend. Der fromme Denker bescheidet sich am Schluß: „Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus. Glück auf! wächst nur der Weizen etwa drüber". (Volksbühne. S. 559)

Es ist ein gut' Ding um ein Lustspiel wie dies: man fühlt, wenn es an einem vorübergegangen ist, gleichsam in den Lungen noch die reine, köstliche Luft, die man geatmet hat. Wo gibt es das noch bei den Werken der Heutigen? Gute Lustspiele waren von jeher fröhlich und scherzend, die unserer Modedichter sind spaßelnd, witzelnd und höhnend. Die heitere Maske ist ein grinsendes Zerrbild geworden ...

2. Die ernste Maske

Wenn wir dem zum Nachdenken stimmenden Wort Hebbels: die Lustspielfrage sei die wichtigste des deutschen Theaters, nur mit einer Einschränkung recht geben konnten, so geschah das in der Erwägung, daß bei uns Deutschen, solange wir eine Bühnenliteratur haben, und die haben wir erheblich später erhalten als alle anderen Kulturvölker, das ernste Drama großen Stils eigentlich immer nur in einzelnen Ansätzen zur Blüte gelangt ist. Uns fehlt nicht nur die Nationalbühne, uns fehlt auch das nationale Drama. Lessings klares Auge erkannte das, er wollte beides schaffen und legte mit seinen Kritiken, seinen Lust- und Trauerspielen ein sicheres Grundgemäuer. Der Sturm und Drang, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, Hebbel, auch Grabbe wollten es, jeder in seiner Art, ebenfalls. Aber jeder fing im Grunde von vorne an; ja, wir sehen das Merkwürdige, daß Zeitgenossen unter ihnen, wie Goethe und Kleist, oder Hebbel und Grabbe sich fremd und sogar feindlich gegenüberstehen. So erklärt es sich, daß wir wohl viele gute deutsche Dramen, aber nicht das deutsche Drama haben. Man kann vom griechischen (attischen), spanischen, französischen und englischen Drama sprechen — ich meine das elisabethanisch-englische —, aber nicht eigentlich vom deutschen.

Wenn das Schauspiel, nach einem Wort Hamlets, der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters bedeutet, so ist es damit schlecht bei uns bestellt. Tatsächlich sollte das Drama das lebendige Eigentum seiner Zeit und seines Volkes sein, die öffentlichen Lebensbilder, Gewohnheiten, Sitten, das große Geschehen und die Schicksale der Zeit in sich begreifen. Uns tut eine gesellschaftlich gepflegte Kunstkultur auch auf diesem Gebiet dringend not. Hier sehen wir Makler, Händler — an sich tüchtige Leute —, wir sehen künstlerische Herdfeuer, die, abgesondert voneinander, nur ihre Hausbewohner und ihre Sippe beleuchten, oft mit heller und wärmender Flamme, aber alle sind Eigenbrödler. Wie innig verbunden war

Digitized by Google

dagegen das attische Drama mit der Volksseele, mit dem Staat, es leuchtet zu uns herüber wie die goldene Lanzenspitze der Athene auf der Akropolis. Das Drama der Corneille, Racine, Molière, das des Calderon und Shakespeare — sie alle waren mit ihren auf Wirklichkeit und Staatengröße gestellten Bühnen im Innersten verschmolzen. Bei uns ist das Drama so wenig ein Bestandteil unseres besonderen geschichtlichen, völkischen und kulturellen Gefüges, daß die meisten Dramen unserer wirklichen Dichter Buchdramen, Lesestücke bleiben.

Wie ist es möglich, daß in diesen drei Kriegsjahren, wo die buntscheckigsten Spielpläne auf den Bühnen herrschen, ein Werk wie Kleists „Hermannsschlacht“ still als Lesedrama in der Bücherei steht, daß es weder im „deutschen Zyklus“ Reinhardts noch auf unserer Hofbühne gespielt wird? Der Geist, der verhalten und künstlerisch gebändigt in diesem Drama lebt, ist es, der heute unsere Besten erfüllt, erfüllen muß, wenn wir nicht unterliegen sollen. Jener Kampf der Deutschen gegen die eingedrungenen Römer, jener andere gegen Napoleon, den der Dichter in Wirklichkeit meinte, und unser jetziger Kampf sind drei gefährliche Krisen unseres Volkes und einander nahe verwandt; sie beweisen alle drei, daß es Verteidigungskriege sind, die wir Deutschen führen ...

Aber statt sich in diesen Geist einzufühlen, liebäugelt der Veranstalter eines „deutschen Zyklus“ mit der Pariser Revolution, und das Königliche Schauspielhaus, das dies Spieljahr mit den „Blumen der Maintenon“ nach Alexander Dumas so herrlich begann, studiert Ibsens „Frau Inger auf Östrot“ ein. Nun ist gegen Ibsen gewiß nichts einzuwenden, wenn seine Zeit auch endgültig vorüber scheint und er uns gerade jetzt wenig zu sagen hat. Aber warum „Frau Inger“? Warum dies belanglose Jugendwerk des in skandinavischer Geschichtsromantik befangenen Regisseurs in Bergen, das mehr Libretto als Drama ist? Dreimal hat man während der letzten vierzig Jahre in Berlin den Versuch gemacht, das verstaubte Rumpelkammerstück, das zu Unrecht den Namen Ibsen trägt, hervorzuholen und zu beleben, vergebens! Es zeugt von ebenso zweifelhaftem literarischem wie dramatischem Blick, wenn man Zeit und Kräfte — man kann auch sagen die Zeit von Kräften wie Thimig und Durieux — an diese von vornherein verlorene Sache verschwendet. Ach, unserem stolzen Schinkelbau am Gendarmenmarkt fehlt ein Mann! ... Wird man an entscheidender Stelle das nicht endlich einsehen? Ist das Theater des Königs in Berlin wirklich eine so untergeordnete Angelegenheit, daß man dort alles drunter und drüber gehen läßt, daß man das Wort des Kanzlers von den „besten Köpfen“, die überall an erster Stelle wirken sollen, hier gänzlich außer acht läßt? Ein Mann tut dort dringend not, der zugleich ein feiner und starker

Hermann Bahrs „Konzert“. Frau Delfine Jura (Frl. Eckersberg) macht nicht gerade das klügste Gesicht bei der Entdeckung, daß ihr Herr Gemahl (Otto Gebühr) und die Frau ihres Ent- und Verführers (Lucie Höflich) allmählich inne werden, wie ausgezeichnet sie zu einander und wie schlecht sie zu ihren anderen Ehehälften passen. (Kammerspiele. S. 556)

Digitized by Google

Geist ist. Lohnender Aufgaben wären genug für ihn!

Daß es an deutschen Dramatikern, die ihre Kunst von Können ableiten dürfen, durchaus nicht fehlt, zeigte uns wieder eine Aufführung in den Kammerspielen, die einen für Berlin neuen, im Reich und in Österreich schon oft zu Wort gekommenen Dichter einführte: Anton Wildgans erzielte mit seiner Jugendtragödie „Armut" eine tiefgehende Wirkung. Freilich ist es nicht das, was man sonst unter einem Trauerspiel versteht, man müßte denn ein Spielen mit Traurigem schon dafür gelten lassen; es ist eigentlich nur ein langes Klagelied über das Elend, das die Stiefkinder des Schicksals hier in so vielfacher Gestalt erdulden müssen, der eigentliche „Held" des Dramas ist die Armut. Aber diesen oft mißbrauchten und vor zwanzig Jahren schon geradezu abgedroschenen Stoff packt der Poet, der zugleich ein ungewöhnlicher Gestalter ist, mit erstaunlicher Kühnheit von einer neuen Seite an und schafft eine bezwingende Dichtung daraus. Es ist wahr, der Anklang an Hauptmanns „Hannele" läßt sich nicht verkennen; aber während dort Traum und Wirklichkeit als Gegensätze nebeneinander hergehen, wächst hier die Poesie aus dem Elend des Alltaglebens organisch heraus wie eine Blume aus schmutziger Erde. Der Dichter schreckt vor dem Gefährlichsten nicht zurück, er faßt beherzt die Schande, die Sünde, die Tragikomödie des Lebens mit beiden Händen und stellt sie scharfumrissen vor uns hin; während wir aber noch in Furcht und Mitleid auf sie hinstarren, löst er den Mißklang schon in wundersame Märchenmelodien auf, erweitert er die enge Stube des Alltagelends zum ewigen Weltraum und aus unsichtbaren Höhen klingt das Hohelied der Menschheit in erschütternden und doch durch ihren Wohllaut versöhnenden Versen herab. Adolf Edgar Licho, der Dresdener Direktor, hatte das Drama, das den Forderungen der Bühne im Grunde Hohn spricht, sehr fein inszeniert, er selber spielte den entsagenden Vater mit rührender Schlichtheit; Rosa Bertens, Martha Angerstein, die Herren Deutsch, Gregori und Thimig stimmten in den zarten Klang der Dichtung und halfen dem Poeten das Seelische dieser Alltagsvorgänge sichtbar hervorzuheben, es zum ewigen Gleichnis zu machen, das unvergänglich über den Vergänglichkeiten des Lebens steht.

Die verständlichste Szene in Hans Kysers Trauerspiel „Charlotte Stieglitz." Der verworrene Schwächling (Theodor Loos) sucht und finde für einen Augenblick die starke Hand der Liebe, die tum allein Halt und Wegweiser in seinem verpfuschten Leben sein könnte; findet das edle Weib (Lina Lossen) mit ihrer bezwingenden Schönheit, dem tie beseelten, von Kummer leise verschleierten Blick, in dem das Schicksal zweier Menschen geschrieben steht. (Lessingtheater. S. 562)

Weniger Glück hatte ein anderer junger Dramatiker, obwohl ihm seit Jahr und Tag eifrige Schrittmacher in der Literatur und auf der Bühne zum Siege zu verhelfen suchen: Hans Kyser errang mit seinem Drama „Charlotte Stieglitz" nur einen schwachen Achtungserfolg. Der Stoff ist

dankbar genug. Es ist der Fall des in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebenden Dichters Heinrich Stieglitz, der keineswegs durch seine Dichtungen, wohl aber durch den Tod seiner Frau berühmt geworden ist. Charlotte, die ihn geistig weit überragte, glaubte an die „mächtigen Schwingen eines großen Leids“, wie Eichendorff einmal sagt, sie vergaß — Frauen vergessen so leicht —, daß mächtige Schwingen wohl dem Adler, nicht aber dem Zaunspatz nützlich sind. Sie verstummte, damit er singen, sie starb, damit er leben sollte. Als sie im Jahre 1834 das kleine, auf der Hochzeitsreise gekaufte Dolchmesser in ihr übervolles Herz stieß, glaubte sie an das „Wunder“, das ihre Tat im Mann erwecken sollte, aber das „Wunder“ kam nicht, es hatte sich in ihrer Tat erschöpft, die als eines der edelsten Opfer in der Geschichte der Menschheit fortlebt. Kyser hält sich äußerlich ziemlich genau an die Überlieferung, aber es ist ihm nicht gelungen, den dankbaren Stoff dichterisch zu meistern. Er hat den Grundfehler begangen, das ganze Drama in die letzten Stunden vor der Tat zu verlegen, dadurch entzieht er sich von vornherein die Möglichkeit, zu entwickeln, zu gestalten, zu begründen. Aber diese Mühe hat er sich nicht einmal gemacht, so sorgsam auch jeder einzelne Satz gefeilt und geschliffen ist. Anstatt den Fall zu erklären, hat er allerhand hineingeheimnißt, das ihn noch unverständlicher und verworrener macht. Er läßt die großen Seelenprobleme, die hier liegen, im Grunde unberührt und bastelt nur mit einer verschwenderischen Fülle moderner Redewendungen, die freilich, jede für sich mitunter gescheit, öfter sehr gesucht klingen, daran herum. Er trägt allerhand aus dem Zeitkolorit und aus Gedanken, die jener Zeit sicherlich fremd waren, zusammen, so wird eine beklemmende, gepreßte Luft in diese schlechtgebauten Akte getragen, Zwiegespräche, die eigentlich Selbstgespräche sind, öden den Hörer auf die Dauer an, und schließlich sehen wir — das Zeichen unwahrer Poesie — das Außerordentliche ungeklärt, das Gewöhnliche aber als außerordentlich aufgeplustert. Wie ein Fremdling stand die herrliche Lina Lossen als Charlotte in diesem Wirrwarr. Vergebens suchte man zu verstehen, woher der von Kyser oft betonte Abscheu des Mannes vor dieser Frau kommen soll, die in ihrer edlen, bezwingenden Schönheit, ihrem tiefbeseelten, herrlichen Blick, dem weichen Ton jeden Mann aufs tiefste hätte beseligen müssen. Theodor Loos als Stieglitz folgte dem Dichter mit erstaunlicher Hingabe auf allen verkritzelten Linien und jähen Sprüngen seiner Charakterzeichnung.

Auch mit dem Kriminaldrama „Wölfe in der Nacht“ von Thaddäus Rittner hatte Barnowsky kein Glück, es lohnt nicht, von

In Gerhart Hauptmanns „Ratten“ sitzen sich die beiden Nebenbuhlerinnen Jette John (Lucie Höflich) und Pauline (Auguste Pünkösdy) gegenüber. Die Eifersucht sitzt mitten zwischen ihnen. Es ist der Kampf ums Kind... Der Kaffee, den Jette für ihren Besuch mahlt, wird voraussichtlich etwas bitter schmecken. (Volksbühne. S. 564)

Digitized by Google

dem bald wieder abgesetzten Stück, das eine Irrung des sonst nicht unbegabten Verfassers bedeutet, zu sprechen. Um so mehr könnte man über die Wiedererweckung der „Ratten" von Gerhart Hauptmann auf der Volksbühne sagen. Bekanntlich versagte diese Tragikomödie vor sechs Jahren an der Bühne Otto Brahms. Die Fehler des Stücks: die erkennbaren Nähte, das mühsame Zusammentragen von ‚Wirkungen', das Unverzahnte des tragischen und des komischen Teils traten gar zu deutlich hervor. Merkwürdig: schon bei der Erstaufführung am Bülowplatz wirkten an manchen Stellen die Gegensätze nicht mehr so grell wie früher; es schien teilweise ein ganz anderes Stück zu sein. Ich sah es mir daraufhin einige Wochen später noch einmal an und fand tatsächlich, daß, vielleicht unter Mitarbeit des Dichters, hier eine bessernde Hand dem Werke unvergleichlich seit seiner ersten Belebung im Rampenlicht aufgeholfen hatte. Das ist eine interessante Erscheinung, der im einzelnen nachzuspüren sich wohl verlohnte — wenn der Raum hier dazu ausreichen würde. Ohne Frage trug eine ungemein sorgsame Darstellung das meiste zu der ganz neuen Wirkung des alten Stückes bei. Allein die beiden Nebenbuhlerinnen: Lucie Höflich als Jette John und Auguste Pünkösdy als Pauline, die unser Bild zeigt, lohnen es, einen Abend bei den „Ratten" zu verbringen, aber auch Hermine Körner als Sidonie Knobbe, Ferdinand Bonn als Hassenreuter, v. Winterstein als John waren einfach bezwingend.

So macht Reinhardt mit einer erstaunlichen Kraftleistung an seinen drei Theatern viel wieder gut, was wir an ihm auszusetzen hatten. Und wenn er seinen „deutschen Zyklus" mit einem „Othello" unterbricht, der (neben Wintersteins menschlich-verständlichem Jago) einen so gewaltigen Mohren, wie den Paul Wegeners, auf die Bretter stellt, so können wir nur dankbar bewundern. Wegener war das eigentliche Erlebnis des Abends. Dieser Mohr hat mehr als seine Schuldigkeit getan. Drei Eigenschaften arbeitete Wegener besonders kräftig heraus: den unverbildeten Naturmenschen mit seinem unbändigen Jähzorn, den leidenschaftlich Verliebten und endlich die vertrauensvolle Kindlichkeit des Kriegers, die, namentlich „seinem Fähnrich" gegenüber, jede Vorsicht außer acht läßt. Wegener verzichtete auf „das ritterliche Heldentum, dem die Ehre alles ist", und in diesem Fall — trotz Karl Frenzel und anderen, die jene Forderung stellen — mit Recht. Dieser Mohr ist nur aus seiner Rasse, aus seinem heißen Blut, aus seiner übertünchten Wildheit zu verstehen. Wegener traf das sehr charakteristisch in sparsamen, lallenden Lauten und täppischen Bewegungen. Aber er gab es nicht so aufdringlich und gesucht wie seinerzeit Bassermann; Wegener spielte nicht, er war der Mohr — ohne den leisesten falschen Zug. Er war aber zum Schluß auch der Wüstenkönig, der sich, von tiefstem Schmerz und Entsetzen gepeitscht, in ganzer Majestät aufreckt und das Gigantische Shakespeares ganz erreicht. Ragen doch diese tragischen Helden des Dichters, deren Nervengewebe er vorher bis in die feinsten Fasern freizulegen versteht, am Schluß zu jenem ungeheuren Heroismus auf, der, von Blitzen umzuckt, in den Mythos hineinzuwachsen scheint, in jene Weltschicht, wo tastender Menschenglaube Irdisches und Überirdisches verschmelzen zu können glaubt, wie denn am Horizont dem Menschenaug' Himmel und Erde sich zu vermischen scheinen. Wegener schuf diesen Abend zu einer jener großen Offenbarungen, die man Jahre hindurch, selbst in unserer schnellvergessenden Zeit, nicht so leicht vergißt.

Komm nicht —

Komm nicht zu mir, wenn ich einsam bin —
Dann bin ich schlecht;
Dann treibt mich Sehnsucht her und hin
Und jeder ist mir recht.
Komm nicht zu mir, wenn mich Sorge quält —
Sie macht so klein — —
Wenn mir vor dem Glücke die Ehrfurcht fehlt,
Sollst du nicht bei mir sein!
Komm zu mir, wenn ich ein König bin
In meinem Reich,
Und wenn ich in stolzem Herrschersinn
Dem mächtigsten Kaiser gleich.
Dann komm — und laß mich lachenden Blicks
Deine Liebe sehn —
Dann soll im Reich unsres endlosen Glücks
Die Sonne nicht untergehn! — —

C. A. Pfeffer

Digitized by Google

Paul Wegener als Othello mit Gertrud Welcker als Desdemona

Die auf die Spitze, oder vielmehr in die Breite getriebene Rassenhäßlichkeit macht vielleicht die Liebe der Desdemona gerade so wahrscheinlich, wie Shakespeare es gewollt hat. Der innere und äußere Wuchs dieses Mohren ist nur unter der afrikanischen Sonne zu verstehen: sein siedeheißes Blut, seine übertünchte Wildheit, seine täppische Leichtgläubigkeit — alles gehoben durch die Größe eines ungewöhnlichen Kriegsmannes, eines Wüstenkönigs! (Deutsches Theater. S. 584)

Digitized by Google

Der stille Lauscher

Von Karl von Berlepsch

Ein Bahndamm führt durch Sumpf und Moor
In der Litauer Heide.
Da wurde hart gekämpft zuvor.
An jener alten Weide
Da fanden sie ihn nach dem Kampf,
Die Glieder erstarrt im Todeskrampf,
Auf der Litauer Heide.

Er hatte das Ohr an die Erde gelegt
Zwischen Rispen und Ähren,
Als lauschte und horchte er unentwegt,
Was mocht' er wohl hören? —
Kein Rossetritt — kein Sterbelied,
Nur ferne der reisige Herbstwind zieht
Durch die finsteren Föhren. —

Der beste Kamerad ward stumm.
Wohin soll'n wir ihn legen?
Nur Sumpf und Ried und Rohr ringsum,
Ertrinken im Regen.
Allein am höheren Bahndamm dort
Ist der einzig saubere, trockene Ort
Der Ruh' zu pflegen!

Und sie gruben am Damm das Heldengrab
Fast unter den Schwellen,
Und senkten, wie sie ihn gefunden, hinab
Den toten Gesellen.
Dumpf übers Grab herniederrollt's,
Hoch wächst ein Kreuz aus Birkenholz,
Drin noch die Säfte quellen. — —

Und wie er lauscht und wie er liegt:
Hör' auf! Ein Hämmern und Feilen!
Der Schienenstrang wird neu gefügt,
Mein Deutschland darf nicht weilen!
Bald werden über den Eisensteg

Digitized by Google

Und über Sumpf und Moor hinweg
Die frohen Züge eilen!

Heil mir! Nun stampft's und dampft's heran.
Mein Grab erfüllt ein Dröhnen!
Ein süßer Lied kein Mensch ersann
Den Tod im Grab zu höhnen.
Du Lebenslied von Deutschlands Kraft!
Daß ihr mir solche Ruh' verschafft,
Kann mein Geschick versöhnen!

Er liegt und lauscht und lauscht und lacht:
„Der Krieg, der Sieg geht weiter.
Ich halte stille Streckenwacht
Und zähl', wieviel herangebracht
Der neuen, jungen Streiter!
Denn jeder Zug trägt starke Last.
Der Russe wird noch mal gefaßt,
Der Krieg, der Sieg geht weiter!"

Er zählt Geschütz und zählt Geschoß
Und segnet's aus der Tiefe,
Und freut sich, daß der ganze Troß
Mit Mann und Maus und Rad und Roß
Just übers Grab ihm liefe. —

Er liegt und lauscht und milder Klang
Ein heimatliches Singen.
Urlauber fahren mit frohem Sang:
„In die Heimat ... in die Heimat ..."
Sie grüßen am Wege das stille Grab
Des, der um die Heimat sein Leben gab.
Mocht's an sein Ohr wohl dringen? —

Er liegt und lauscht durch Monde und Jahr
Unterm Damm in der Erde.
Einst wird es sein, wenn die ganze Schar
Kehrt heim zum Herde.
Einst wird es sein,
Dann ist er allein,
Allein in fremder Erde! — —

Digitized by Google

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Max von Schenkendorf

Von Dr. C. A. Pfeffer

Es ist uns natürlich geworden, in den gewaltigen Begebenheiten der Gegenwart die große Zeit vor ungefähr hundert Jahren noch einmal mit zu durchfühlen. Ja, vielleicht geht uns jetzt im eignen Erleben erst volles Verständnis und richtige Einschätzung für Wert und Größe jener Tage auf. Der Kampf von 1870 71 ist schattenhaft zurückgetreten. Auch der kecke Übermut seiner Kriegspoesie, der dem sicheren Gefühl der Überlegenheit und des Siegesbewußtseins entwuchs, will heute nur sparsam gedeihen. Unsere Dichter haben zurückgegriffen auf die von heiligem Feuer und religiöser Tiefe getragenen Klänge der Sänger des ersten großen Freiheitskampfes. Es gilt dieselben hohen Ziele, die gleichen kostbaren Einsätze. Das unter dem schmählichen Druck von Gewalt und Habgier sich aufbäumende Selbstgefühl, das im Kampf um die Fortdauer des Volkes gesteigerte Nationalbewußtsein und das unter dem Ernst der Lage zur Religion gewordene Empfinden sind die Grundtöne der Dichtung jener, wie unserer Tage. Tausend starke Fäden verknüpfen uns mit den Gedanken und den Menschen jener Zeit. Mit der Erinnerung an sie treten neben den bekannten, tiefer in unser Bewußtsein gegrabenen Gestalten auch solche wieder in unseren Gesichtskreis, deren Spuren schon mählich zu verwehen drohten, ehe ihnen noch eine allgemeine, volle Würdigung geworden ist.

Das Jahr 1917 bringt uns den hundertjährigen Todestag eines Mannes, der es wert ist, nicht in Vergessenheit zu geraten, dessen Fühlen und Leiden wir besser zu würdigen vermögen, als vergangene Generationen. Auch Max von Schenkendorf gehört dem Kreise der Freiheitssänger an. Und wenn er nicht in wildem Zorne glühte, wie der markige Ernst Moritz Arndt, nicht in stürmischer Kampfbegeisterung aufflammte, wie der vom Heldentod verklärte Theodor Körner, so hat er doch wie jene tief und schwärmerisch für das Vaterland empfunden und hat ohne den Glorienschein jugendlichen Opfertodes sein bestes Fühlen und Denken für die geliebte Heimat dahingegeben. Er hat die Qualen und die brennende Scham des Nichtkämpfers, die ihm heute jedes wackere Herz nachfühlen kann, erdulden müssen, während sein jüngerer Bruder und seine Freunde alle hinauszogen in die schöne grausame „Opferschlacht". Man muß sich das Erleben seiner Jugend vergegenwärtigen, um ermessen zu können, was für ihn dieses Los bedeutete.

Von des Vaters Seite stammte er aus einer alten Soldatenfamilie. Sein Geschlecht hatte sich verschiedentlich im preußischen Militärdienste ausgezeichnet, und sein Vater selbst war Offizier im westpreußischen Kürassierregiment gewesen.

Im Kriege hatte er Gesundheit und Vermögen eingebüßt und war mit dem Titel „Kriegsrat" als Salzfaktor nach Tilsit gekommen; wo ihm sein Sohn Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried von Schenkendorf am 11. Dezember 1783 geboren wurde. Er hatte sich mit einer wohlhabenden Pfarrerstochter (Charlotte Louise Karrius) vermählt und kaufte sich in der Nähe von Tilsit das Gut Lenkonischken. Die Ehe scheint keine glückliche gewesen, die schroffen Gegensätze der Charaktere scheinen ohne Ausgleich geblieben zu sein. Auch der Sohn, der vom Vater wohl Geradheit und Tüchtigkeit, von der offenbar begabten, aber etwas exzentrisch-phantastischen Mutter religiöse und dichterische Veranlagungen ererbte, hat nicht ohne schwere innere Kämpfe diese ererbten Gegensätze in sich ausgleichen können. Erst die gewaltige Zeit hat in ihm die phantastisch-schwärmerischen und männlich tüchtigen Anlagen zu einer überaus feinen, tiefen und verehrungswürdigen Persönlichkeit zusammengeschmiedet. Unter dem Druck der unerquicklichen häuslichen Verhältnisse war seine Kindheit keine frohe. Als dann der erst Fünfzehnjährige die Universität Königsberg bezog und in bescheidenem Maße seine Freiheit genoß, wurde er von den gestrengen Eltern in eine Art Erziehungsanstalt zu einem Geistlichen in Schmauch im Oberlande geschickt. Aber dieses „Sibirien" wurde die Heimat seiner Seele. In der Nähe seines Verbannungsortes fand er Menschen, in deren Verkehr er sein eigenes Wesen erkennen und finden sollte. Es waren Männer und Frauen, die ganz von den neuen romantischen Ideen und Empfindungen erfüllt waren.

Man hat den Romantikern vorgeworfen, sie seien national verschwommen, zu ziellos weltbürgerlich gewesen. Aber gerade an Max von Schenkendorf zeigt es sich, daß diese romantische Gedankenwelt den Durchgang bilden konnte und mußte zu einem bewußt nationalen und von da aus zu einem stark patriotischen Fühlen. Gewiß waren ihre religiösen und ästhetischen Ideale zunächst als allbeglückende Weltenträume oder als Evangelium einer neuen Geistesaristokratie gedacht. Aber auf diesem Wege fanden sie auch das erste nationale Selbstbewußtsein, ohne dessen Erweckung und Steigerung auch der tatenfrohe Patriotismus der Freiheitskriege ungeboren geblieben wäre. Wie sollten sie für ein Vaterland glühen, das noch nicht vorhanden war! Als es aus den Stürmen der Zeit geboren, als es von einer neuen, nie geahnten Lebenskraft durchflutet wurde, da haben die romantischen Träumer schnell umgelernt und der Tat den Preis über den Gedanken zuerkannt.

Digitized by Google

Als Mensch und Dichter hat auch Schenkendorf diese romantische Entwicklung nacherleben müssen, bis aus dem schwärmenden, ziellos zerfahrenen Jüngling der deutsche Mann, der fromme Freiheitssänger werden konnte. Zunächst schien es ihm, wie aller Jugend, genug, das eigene Innere auszubauen und auszuschmücken und in dem sehnsuchtsvollen Ich den Angelpunkt der Welt zu sehen. In dem anregenden Verkehr mit dem Priester Wedecke, der ihm das Verständnis für die deutsche Vergangenheit eröffnete, und in der feingeistigen, von künstlerischen und romantisch-religiösen Idealen getragenen Geselligkeit auf den benachbarten Schlössern der Grafen Kanitz und Dohna und der edlen Frauen dort, lernte er in romantischem Freundschaftskult die Wurzelkräfte seines Wesens pflegen.

Auch als er 1804 nach Königsberg zurückkehrte, um seine kameralwissenschaftlichen Studien zu beendigen, zog er, in echt romantischer Abneigung gegen den Beruf, die freie Welt der Schönheit vor und wandelte in dem ganz von romantischem Geist erfüllten Hause des Kaufmanns Barkley die Pfade weiter, die er im Oberlande gegangen war. Die Herrin des Hauses, die schöne und fromme, ‚mit allen Reizen äußerer und innerer Schönheit, echt weiblicher Würde' ausgestattete Henriette Elisabeth Barkley, hatte er schon in Waldau leidenschaftlich verehren gelernt. Dort hatte er einen landwirtschaftlichen Kursus erledigt, ehe er als Kammerreferendar bei der Regierung in Königsberg eintrat. Das Haus Barkley stand unter dem Einfluß der ‚vagabondierenden Bußpredigerin' Frau von Krüdener. Eine Gruppe feingebildeter Männer und Frauen sammelte sich um die anmutige Frau. Schenkendorf, der als Lehrer der einzigen Tochter Eingang in dieses Belriguardo fand, erglühte zu dessen Herrin in wachsender Verehrung und Leidenschaft. Daß er, der Dreiundzwanzigjährige, sich diesem stark mystisch gefärbten religiösen Treiben und anderseits in einem von ihm geleiteten Vereine literarischen Liebhabereien hingab, allem politischen Treiben aber noch kühl und fern gegenüber stand, kann nicht so sehr wundernehmen. War doch bis dahin kaum irgendwo im Heere und im Volke ein Verständnis für die volle Bedeutung der Kriegsereignisse, eine Ahnung von dem Nahen der großen, umwertenden Zeit aufgegangen. Nur in wenigen erlesenen Geistern — und die Romantiker waren unter ihnen — tagte die Erkenntnis, daß es jetzt höhere Ziele gälte, als ästhetischen Selbstgenuß und mystische Seelenpflege. Es klingt wie ein bitteres Wort aus unseren Tagen für unsere Tage, wenn H. von Treitschke über diese Zeit sagt: „Die schonungslose Wahrhaftigkeit des Krieges vernichtete die Phrasen der aufgeklärten Eitelkeit, zerstörte jene Traumwelt des Verstandes, worin die großstädtische Überbildung sich zu verlieren pflegt, und zwang die erschlafften Gemüter wieder aus Herzensgrunde zu hassen und zu lieben. Mit dem Wohlleben der geistreichen Geselligkeit ging auch die papierene Zeit zu Ende. Nun, da das Elend in jedem Hause wohnte, sah auch der Bildungsstolz die gewaltige Hand des lebendigen Gottes. Der Gelehrte wie der Einfältige erkannte, was dies rätselvolle Leben ist ohne Glauben und was der armselige Mensch ohne ein Volk."

Auch für Schenkendorf kam die Erweckung erst aus den Nöten der Zeit. Auch ihm wurde sein stolz gefühltes Künstlertum klein, und sein religiöses Suchen wuchs sich aus in einen starken, männlichen Glauben.

Außer dem literarischen und religiösen war der Dichter in Königsberg einem dritten Kreise nahegetreten, der in schönster Form die Vereinigung verkörperte, von der das neue Heil kommen sollte; nämlich die des alten kriegerischen Preußentums und des Idealismus, des gesteigerten nationalen Selbstgefühls der neuen Literatur. Dieser ‚adlige Verein' erhielt eine natürliche patriotische Färbung dadurch, daß er sich um den Landeshofmeister von Auerswald versammelte, der seine Wohnung in dem königlichen Schlosse hatte. Unter dem liebenswürdigen Regimente der ‚schönsten und geistreichsten' Frau von Auerswald pflegte dort eine Schar junger, froher Menschen, noch unbekümmert von dem Ernst der Zeit, anregendste Geselligkeit. Schenkendorf, einer der ungebundensten, treuherzigsten und witzigsten von ihnen, erwarb dort neue Freunde zu denen aus dem Oberlande hinzu; so die jungen Grafen Wilhelm und Karl von Gröben, Karl von Münchow und den Freiherrn von Schrötter. Wenngleich man auch hier noch gefühlvolle Romantik trieb, und die Träume von mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit, verschwundenem Glanz der Ritterzeit und der Adelsherrschaft in romantischen Farben und zunächst ohne Bezug auf Zeit und Wirklichkeit sah — wie das noch aus Schenkendorfs ‚Freiheit, die ich meine' herausklingt —, so ging doch früher als anderswo gerade von diesen Kreisen des alten Kriegsadels der Geist der Erhebung gegen den alles zermalmenden Unterdrücker aus.

Schon das Jahr der Kriegserklärung (1806) hatte Schenkendorf zu seinem ersten ‚Kriegslied' begeistert. Und wenn er dichtet ‚Der König steckt sein Banner auf, und alles läuft den Heldenlauf zu streiten solchen Streit' — so ist es bezeichnend für die nur langsam sich durchsetzende Kriegsstimmung, daß um diese Zeit scheinbar noch nicht der Gedanke in ihm auftauchte, sein oft von ‚Todessehnen' überdunkeltes Leben auf dem Felde der Ehre hinzugeben.

Aber als er im Jahre 1807 ganz in das Haus des Landeshofmeisters übergesiedelt war, als er dort häufig Gelegenheit fand, die königliche Dulderin, ‚die Königin aller Königinnen', sie ‚aller Herzen Meisterin', wie er sie bald verehrend nannte, zu treffen; als er in ihrer Seele das Leid der Zeit lesen durfte,

Digitized by Google

als er sah, wie diese ‚schöne Königin‘ von den Wettern der Zeit zerzaust, wie sie unter den giftigen Verleumdungen und Schmähungen Napoleons bis ins Mark verwundet wurde — da mag er den Ritterschlag gefühlt haben, der in seiner sittlich gebildeten Seele heiligen Zorn und vaterländisches Sängertum weckte. Nahe genug saß er an der Quelle der großen Begebenheiten, und ganz anders empfindet er sie nun, wo er sie aus der Seele und dem Schicksal der verehrten Königin miterlebt. Es folgten die Flucht des Königs nach Memel, die furchtbare Fahrt der Königin dorthin, die letzten Anstrengungen tapferer Gegenwehr, die entscheidende Niederlage bei Friedland und schließlich die tief niederdrückende Schmach des Friedens von Tilsit, der auch der geliebten Königin die kränkendste Demütigung bringt. Worte des Trostes versucht ihr der Dichter zu spenden zu den Rosen, die ihr bei der Rückkehr im Januar überreicht werden.

Im Februar 1808 wurde die Prinzessin Luise Marianne in Königsberg geboren. Bald darauf wurde der Königin zu Ehren auf dem Schlosse ein Festspiel Schenkendorfs aufgeführt. Anfang März wurde vor dem König ein Stück gegeben, in dem Schenkendorf die Aufhebung der Erbuntertänigkeit feierte. Ein Beweis, daß er eingeweiht war in die neuen, umformenden Gedanken, mit denen der Freiherr vom Stein seine befreiende Tätigkeit begann, die die Wiedergeburt Preußens heraufführen sollte — die unglaublich herrliche Erhebung nach dem unsagbar traurigen Fall.

Der Augenblick der großen Selbstbesinnung war da — das Volk im Elend durchgeläutert, der Geist der Edlen zum Größten aufgerafft. Die gestaltlosen Träume waren verflogen, die Tat regierte die Stunde. In entsagender Einfachheit, in zuversichtlicher Frömmigkeit gaben König und Königin ein weithin leuchtendes Beispiel. Sie waren in Königsberg geblieben, wo sie immerhin frei und dem befreundeten Rußland nahe waren. Erst im Dezember 1809 kehrten sie nach Berlin zurück, die Königin schon den Tod im Herzen. Und während Stein und Scharnhorst als Wegbereiter der Freiheit unermüdlich am Werke waren, brachte das Jahr 1809 die ersten verheißungsvollen Vorzeichen der gewaltigen Erhebung. Österreich wagte den Freiheitskampf. Auf den Bergen Tirols mahnte das erste Flammenzeichen. Schenkendorf singt dem fernen Helden ein Preislied (‚Andreas Hofer‘), in dem allerdings das patriotische Feuer noch spärlich leuchtend von religiöser Feierlichkeit niedergehalten wird. Die Flammen aber hatten nicht

Max von Schenkendorf
Nach einer Tuschzeichnung des ihm befreundeten Grafen Karl von Egloffstein-Arklitten

vergeblich gemahnt. Im Norden versucht Schill in kühnem Wagemut ‚der Freiheit eine Gasse zu bahnen‘. Der Dichter lohnt seine Tat mit einem Liede, das Tatendrang und Kampfslust schon mächtiger durchglühen. Aus dem Geiste Schills ruft er:

Und ein kühnes Wort gesprochen
Hat die riesenhafte Zeit. — —
Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht:
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.
Haltet darum fest am Hasse.
Kämpfe redlich, deutsches Blut. —

Noch war indessen die Zeit nicht reif.

Die erste Erhebung scheiterte. Napoleon ging dem Gipfel seines Glückes zu. Auch dem Dichter brachte das Jahr 1809 zwei Niederlagen. Eine unblutige: den Durchfall durchs Examen, daneben eine verhängnisvollere: auf einer Schlittenfahrt im Januar 1809 hatte Schenkendorf den General Rouquette beleidigt. In dem dadurch bedingten Duell wurde dem Dichter die rechte Hand zerschmettert, so daß sie für immer unbrauchbar blieb. Wie schmerzlich diese Verwundung war, wurde ihm erst völlig klar, als der Sturm endlich losbrach, als jede gesunde Männerfaust begeistert zum Schwerte griff. Das Jahr 1810 brachte die Trauerbotschaft vom Hinscheiden der Königin. Tief ergriffen von dem Verlust der edlen Frau, legte ihr der Dichter still den letzten Gruß aufs Grab, indem er sie besingt, wie ein gläubiger Katholik die ‚geweihten Glieder' einer Heiligen. Mit seinem Freunde Dorow veranstaltete er in Königsberg eine würdige Gedenkfeier.

Königsbergs Glanzzeit, als York und Stein dahin kamen, erlebte Schenkendorf nicht mehr dort. Henriette Barkley hatte, durch den Selbstmord ihres Gatten verwitwet, von ihren Freunden verlassen und gänzlich unter den Einfluß der Krüdener gebracht, mit dieser und ihrer Tochter Königsberg im November 1811 verlassen und sich nach Karlsruhe begeben. Bald folgte Schenkendorf ihr nach. In dem ‚Brief an die Heimat' (1814) spricht er aus, was ihn forttrieb:

Und als das Heer der Welschen kam
In jenen finstern Tagen,
Als keiner noch die Waffen nahm,
Die Räuber zu erschlagen,
Mocht' ich den Jammer nicht mehr schau'n,
Weit ging ich von der Heimat Au'n.
Dem Rhein die Not zu klagen.

Wenn er anderseits in einem späteren Gedicht (‚Die deutschen Städte') der Stadt Königsberg, ‚seiner Jugend Amme', in der ‚das große Freiheitswerk beschlossen und beredet' wurde, den Preis vor allen anderen zuerkennt, wenn er später sich so oft nach den dortigen Freuden und Freunden zurücksehnt, so können wir schließen, was ihn von dort trieb: die Liebe zog ihn nach. Am 15. Dezember 1812 fand die Vermählung mit Henriette in Karlsruhe statt. Recht glücklich ist Schenkendorf dort weder vor noch nach den großen Kriegsjahren gewesen. Die Nähe des geliebten Rheines entschädigte ihn nicht für die mit Widerwillen geatmete Luft, die über ihn her bis ins Badische wehte. Aber die Liebe zu seiner Gattin, die sich unter Geistesverwandten wohl und heimisch fühlte, hielt ihn fest. Eine feine, seelische, etwas romantisch-ritterlich gefärbte Minne bindet sein Leben still und stark an das der mit heiligem Feuer geliebten Frau. Nicht lange konnte er sich dieses schwer erkämpften, durch äußere Unstimmigkeiten mit den beiderseitigen Verwandten nicht ganz ungetrübten Glückes erfreuen. Die Zeit rief ihn auf zu größerem Werk. Napoleons Stern hatte sich zum Untergang geneigt. York hatte mit kühnem Streich den verwickelten Knoten zerschlagen. Der Sturm brach los, brausend, jauchzend, das Land bis in seine Grundfesten erschütternd — wie wir es nur in unseren Tagen wieder erlebt haben. In Schenkendorfs Gedichten können wir lesen, wie nahe verwandt sie uns gewesen ist, diese bis dahin unvergleichliche Großtat deutscher Volkskraft. Mit der Größe der Zeit wuchs Schenkendorfs Dichtertum. Es beginnen seine besten und stärksten Jahre, der Aufschwung, der seinem Leben und Dichten Glanz verlieh und ihn aus der Menge hob. Nicht vorher und nicht nachher hat er mit gleicher Kraft und Inbrunst seine Leier geschlagen.

Für seine Muse traf es sich glücklich, daß der Geist seines Hauses, der, im Gegensatz zu der lebensfrischen Geselligkeit in Königsberg, etwas Altes, Absterbendes hatte und unter dem doppelten Einfluß der Krüdener und des dem Dichterpaare nahe befreundeten ‚Christushelden' Jung-Stilling sich wieder stark ins Religiös-Mystische zu verlieren drohte, nicht zu viel Platz in seiner Seele gewann. Natürlich bleibt das Tiefreligiöse der Kern seines Wesens, aber die Schale ist hart und reif geworden. Haben wir vorher oft den religiösen, träumerischen Zug als weich, auch als weichlich empfunden — jetzt ist er unser Mann. Fest und fromm nach guter deutscher Art; die Hände im Gebet nicht weniger fest, als um den Schwertknauf. Seine Worte wecken lautes Echo in unserer Brust, die von gleichen Klängen übervoll ertönt. Er ist hineingewachsen in das Ideal des deutschen Mannes, wie er es selbst in dem Gedicht ‚Das Münster' hinstellt:

So war auch einst das Deutsche Reich,
So war der deutsche Mann;
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Immer stärker schwillt sein Lied, wachsende Begleitakkorde zu dem Heldensang der Zeit. Mit dem Bündnis, das Friedrich Wilhelm III. nach dem Brande von Moskau mit dem Kaiser Alexander geschlossen hatte, hebt er an, diesen als Befreier begrüßend. Der rasche Umschwung der Tage läßt ihm keine Zeit, den Vater zur letzten Ruhe tragen zu helfen. Aus der Ferne sagt er ihm den Abschiedsgruß und wird sich dabei dankbar seines besten Erbes bewußt:

Dank dir, daß in unsere Herzen
Du der Ehre Mut gelegt,
Der wohl Hunger, Durst und Schmerzen,
Knechtschaft nie und Schande trägt.
Wenn auch Fremde dich begraben,
Schlaf in freier Erde nun,
Lieber Vater, schau', wir haben
Jetzt ein beßres Werk zu tun.

Am 17. März erklang der erlösende Aufruf des Königs an sein Volk. Frisch, wie von gestern, sind seine Zeilen, die der Dichter der akademischen Jugend widmet, die stolz und kühn zu den Fahnen strömte, wie die unsrige im August 1914, mit ihnen die

Digitized by Google

begeisterten Lehrer, freudig das Schwert mit der Feder vertauschend:

Ich bin Student gewesen, nun heiß' ich Leutenant.
Fahr wohl, gelahrtes Wesen, ade! du Büchertand.
Zum König will ich ziehen, ins grüne Waffenfeld,
Wo rote Rosen blühen, da schlaf' ich ohne Zelt. —

Und er, der die Schmach des Vaterlandes gefühlt hatte, wie nur einer, er sollte jetzt daheim bleiben, wo es galt, sie zu rächen? Mit welchem Zorn und Kummer mag er jetzt das unselige Duell verwünscht haben, das ihn um das Hochgefühl brachte, seine Vaterlandsliebe mit dem Schwert in der Hand zu besiegeln. Während sie alle hinauszogen, sein Bruder und seine Freunde aus dem Oberlande und Königsberg, die Grafen Dohna, Kanitz und Gröben, blieb ihm zunächst nichts als das dürftige Heldentum hinter der Front. Wir hören ihn schmerzlich aufstöhnen in seinem ‚Jägerlied‘:

Ihr bestes Wild ist ein Tyrann.
Drauf zielen alle, Mann für Mann,
O stünd' ich unter ihnen!

Sein Lied wenigstens kann er den glanzvollen Ereignissen nachschicken: der Stiftung des ‚Eisernen Kreuzes‘, der Einrichtung des ‚Landsturms‘, immer das Kriegerische mit religiösem Ernst durchdringend, anknüpfend an Sprache und Bilder der Schrift. Mächtig zürnt er in seinen ‚Mahnliedern‘ die lauen Fürsten an, die zögern, sich dem großen Waffengange anzuschließen: Bayern, Österreich und die Schweiz. Tief ergreifend klagt er, als ihm der Heldenkampf die ersten Verluste bringt. In der ‚Szene aus der Schlacht bei Lützen‘ besingt er den Heldenmut des Thronfolgers, in einer ‚Romanze‘ den Tod des Prinzen Wilhelm von Homburg. Aber auch die ‚schönste Heldenlanze‘ brach in diesem Kampfe, Scharnhorst empfing seine tödliche Wunde, der mit Ida von Auerswald vermählt war, und mit dem Grafen Gröben verlor Schenkendorf den ersten seiner Freunde.

Es sollte nicht der einzige bleiben. Am 23. August fiel Graf Karl von Kanitz, am 6. September Graf Karl von Dohna, denen er ein rührendes Denkmal setzt in dem ‚Lied von den drei Grafen‘, in einem anderen John Motherby, dem er in Königsberg befreundet geworden war.

Es duldete ihn nicht mehr daheim! Im Mai zog auch er hinaus, um den Kriegsereignissen möglichst nahe zu sein und mitzutun, so gut es gehen wollte.

Was ihn hinaustrieb, sagt er uns selber: Ich zieh' ins Feld für meinen Glauben — für aller Welten höchstes Gut — für ew'ges Leben — für Freiheit und uraltes Recht — für Deutschlands Ehre — daß ferner gelte mein Adel, meine Wappenzier — für meine Dame, die schönste weit im ganzen Land. So, mit leicht romantischem Aufputz, zieht er in den Krieg, den ihm Frömmigkeit und Vaterlandsliebe zu einem Kreuzzug machen.

Über Görlitz, wo er an dem Grabe Jakob Böhmes den Manen seiner Jugend einen stillen Gruß weiht, über Hochkirchen, wo er seinen verwundeten, später gleichfalls verstorbenen Bruder, den Hauptmann Karl von Schenkendorf, zum letzten Male sieht, kam er am 8. Juni im Hauptquartier in Schweidnitz an. Wie rasch und gut er sich in das Kriegserleben und den frischen Soldatenton hineinfand, das bezeugen Fouqués Worte, den er dort kennen lernte, und der ihm nachrühmt, wie Schenkendorf ‚den vertrauten Kreis am Beiwachtfeuer verschönte‘; davon zeugen auch die frischen, in echtem Ton gehaltenen Lieder: das ‚Soldaten-Morgenlied‘ (‚Erhebt euch von der Erde‘) und das ‚Soldaten-Abendlied‘, das er für die Kavalleriebrigade des Grafen Röden schrieb, das ‚Jägerlied‘ und der markige ‚Schlachtgesang‘ an den Grafen Ernst von Kanitz.

Die Schlacht bei Leipzig rahmt er in ein ‚Gebet vor der Schlacht‘, das entschlossenen Kampfwillen bekundet, und ein ‚Tedeum nach der Schlacht‘, mit den schönen Schlußversen:

Du gabst uns ja dies schöne Land,
Das schöne deutsche Vaterland;
Du gabst uns ja den freien Mut
Erhalt' auch rein das deutsche Blut!
Der Lüge fern, der Gleisnerei,
Einfältig laß uns, still und treu.

Es entsprach seinen Anlagen nicht, in Körners wuchtigem Pathos hinzureißen, in flammenden Worten seine Jugend auszubrausen. Durch seine Verse klingt nicht der Donner der Geschütze, nicht Kampfgetöse und Hörnerruf, wohl aber hört man aus ihnen allen den lauten, starken Schlag eines warmen deutschen Herzens. Er ist innerlicher, stiller, aber auch besonnener, weitschauender. Das zeigt sich schon in all diesen Liedern von 1813, wo er neben dem Leid oder dem Hochgefühl der Stunde zurückschauend oder vorausahnend historische Fäden und Ziele in das Gegenwärtige verspinnt. Bezeichnend dafür sind seine Gedichte nach der Schlacht bei Leipzig, an der er teilnahm, und die ihm den Offizierstitel einbrachte. Wenn die anderen Sänger nach der ewig denkwürdigen Waffentat jubelten, priesen und triumphierten, so barg er seine nicht weniger aufrichtige Freude tiefer in der frommen Brust und rechnete in seinem und seines Volkes Namen vor Gott ab, um dann dankbar und um weiteren Beistand bittend auf die Knie zu sinken. Ohne zu vergessen, was Herrliches damals und heute von unseren unvergleichlichen Truppen und vom Volke geleistet wurde: man ist versucht, des Dichters ‚Beichte‘ und Gebet von Herzen mitzusprechen:

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesamt an Ruhm.
Man hat, o Herr! uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,

Digitized by Google

Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel. —
Nun, Herr! die Binden sind gefallen
Von Händen, wie von Blick und Ohr;
Laß uns dein gnädig Wort erschallen,
Sei wieder mit uns wie zuvor. —

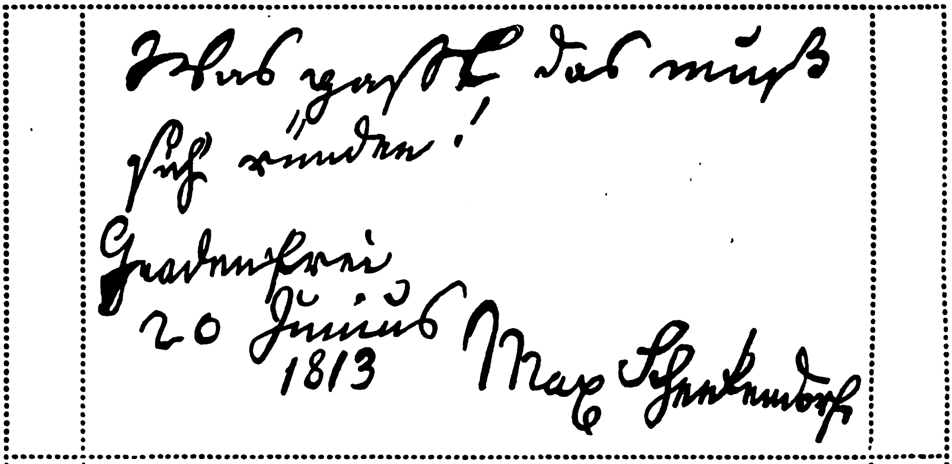
Als ein getreuer Eckart mahnt er hier wie in anderen Gedichten dieser Zeit (‚Brief eines Vaters nach Paris‘, ‚Brief einer Mutter nach Paris‘, ‚Muttersprache‘, ‚Die altdeutschen Gemälde‘), fremde Götzen nicht anzubeten, von französischem Tand sich nicht blenden zu lassen; sich ‚nicht länger an der alten Babel bunter Wange zu berauschen‘, sondern in gerechtfertigtem Selbstgefühl, in bewußtem Volkstum deutscher Art und deutscher Sprache treu zu bleiben. Das sind die reif gewordenen Früchte romantischer Blütenträume. Auch nach der Rückkehr aus siegreichem Freiheitskampfe, in seinem warmherzigen ‚Frühlingsgruß an das Vaterland‘ treibt ihn die Liebe zu seinem Volke, in sorgenvollem Ausblick in dessen Zukunft noch einmal zu warnen vor alten Schwächen. In tiefster Dankbarkeit jubelnd ruft er: ‚Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit‘. Daneben aber mahnt er:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Ein Kaiserwort aus jüngsten Tagen klingt wie ein Echo der Schlußzeilen des Dichters: ‚Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu!‘

Schenkendorfs hochfliegendster Dichtertraum, den er ausspinnt in den Gedichten des Jahres 1814 (‚Lied vom Rhein‘, ‚Auf dem Schloß zu Heidelberg‘, ‚Am 28. Jänner 1814‘, ‚Seine Herrin‘, ‚Der Stuhl Karls des Großen‘) und den er als erster in die deutschen Herzen sang, war, daß ein ‚Ritter käme, der Deutschland, die verlassene Braut‘ heimführen möchte — der schöne Traum vom einigen Reich, von neu erstandener Kaiserherrlichkeit, an dem manches wackere Herz mit ihm sann. Die Sehnsucht des ‚Kaiser-Herolds‘ hat sich erfüllt.

Gestorben ist Schenkendorf an einem alten Brustleiden, von dem er in Baden-Baden, Ems und Aachen vergeblich Heilung gesucht hatte, am 18. Dezember 1817 in Koblenz, wo er als Regierungsrat bei der unzufriedenen rheinischen Bevölkerung durch seine liebenswerte ritterliche Persönlichkeit noch viel Gutes für sein Vaterland wirken und in dem Kreise, der sich um den General Grafen von Gneisenau scharte, der ‚Tafel am Rhein‘, mit Gleichgesinnten am deutschen Gedanken weiter bauen und arbeiten konnte. Tiefen Kummer hat er mit den Besten der Nation empfunden, daß man die Siegesfrüchte so kläglich verkümmern ließ, sein ‚Gemüt bewegt Zorn und Schmerz über die Menschen, die Gottes Werk so mutwillig zerstören und verkümmern‘. Mehr als vorher rettet er sich wieder in den Schutz seines religiösen Friedens. Auf Veranlassung seiner Gattin ließ er ab, von undankbaren, Menschheit und Vaterland beglückenden Ideen zu träumen und zu singen und begnügte sich, in geistlichen Liedern stille Freude zu verbreiten. Er hat die Höhe seiner Kunst, die ihm das große Erleben geschenkt hatte, nicht wieder erreicht. Auch mit ihm meinte es das Geschick gnädig, daß es ihn so früh, vierunddreißigjährig, wegriß, ehe der Alltag ihn aufs Mittelmaß sinken ließ. So ist er in unserer Erinnerung geblieben als ein wackerer deutscher Mann, vom Glanz der großen Zeit, von seinem hohen Streben und seinem Sängertum verklärt, unserer Verehrung würdig, unseres Gedenkens wert.



Wiedergabe eines eigenhändig geschriebenen Gedenkverses des Dichters im Album des Freiherrn Ferdinand v. Schrötter

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Ina Seidel, Das Haus zum Monde (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Paul Ilg, Der starke Mann (Frauenfeld, Huber & Co.) — J. C. Heer, Was die Schwalbe sang (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachflg.) — Hermann Stehr, Das Abendrot (Berlin, S. Fischer) — Lena Christ, Die Rumplhanni (München, Albert Langen) — Wilhelm Scharrelmann, Geschichten aus der Pickbalge (Berlin, E. Fleischel & Co.)

Die junge und gleich ihrem Namen etwas romantisch-seltsame Elsabe ten Maan ist im Leben zu kurz gekommen. Eine hungrige, gequälte Kindheit und Mädchenzeit; in der Ehe dann körperliches Siechtum. Nun steht der Tod vor ihr, und sie hat niemals, niemals aus der Fülle heraus gelebt! In fast krankhafter Gier sehnt sie sich nach allem, was die Erde bietet, nach dem „Überfluß der Abenteuer, der blauen Klingen, der Paläste und Barken, der Tänze, der Gesänge, der Nächte“ — vor allem nach dem unfaßbar hoh n Glück, des eigenen Körpers mächtig zu sein. Die Lehre der Inder, daß die Seele durch die Jahrtausende hin einen Körper nach dem anderen trage, bringt ihr Erlösung. Mit dem ganzen Ungestüm ihrer Feuerseele klammert sie sich an diesen Glauben; sie will ihren krüppelhaften Leib verlassen, sie will sich umschalten und sich „einnisten in einer anderen Mutter Schoß, die sie wieder zur Welt bringen soll, mit reinen Säften, starken Gliedern, unbändig gesund und — als Knaben“.

Ihre geliebte Freundin Brigitte hat sie dazu ausersehen, ihr diesen Gefallen zu tun, weil Brigitte „so erdentstiegen, so warm und kräftig, so lachend, essend, trinkend, gebärend und selig in ihren Kindern ist“. Sie selber wird bald sterben, dann wird aus ihrem hinterbliebenen Gatten und der gleichfalls verwitweten Freundin ein Paar und in dem ersten Kind dieses Bundes wird sie, Elsabe, neu geboren werden. „Es wird ein Knabe sein, und ihr sollt ihn Wolfgang nennen.“ Der Brief, worin sie Brigitte davon Mitteilung macht, trägt die Aufschrift: „Erst während Deiner nächsten Schwangerschaft zu öffnen ...“

Wenn ein routinierter Schriftsteller auf solchen phantastischen Einfall einen erfolgsuchenden Roman aufbaute, so würde das keinen Menschen wundern. Aber es ist eine wahrhaftige Dichterin, es ist eines unserer besten lyrischen Talente, es ist Ina Seidel, die ihrem erzählerischen Erstling „Das Haus zum Monde“ (Berlin, E. Fleischel & Co.) solchen verblüffenden Auftakt gibt. Und obwohl man in der Gestalt der Elsabe deutlich die Konstruktionslinien sieht, so fühlt man doch auch die Zusammenhänge zwischen Schöpfer und Geschöpf. In zwei schmalen Gedichtbänden hat Ina Seidel ihre Beziehungen zu dem romantisch-wundersüchtigen Geschlecht unserer Tage offenbart; sie hat den Verlockungen moderner Artistik, den Gefahren bloßer Phantasiekunst oft genug nachgegeben; sie verleugnet nicht, daß sie inmitten einer Generation aufwuchs, die nicht mehr in naiver Unbekümmertheit das Leben mit zwei gesunden Fäusten zu packen wagte, sondern die unter inneren und äußeren Hemmungen sich nur noch in krankhafter Gier, in ausschweifenden Träumen nach dem inbrünstig angeklamierten Leben verzehrte. Die Blasen, die das „ungelebte Leben“ in ihrer Elsabe ten Maan treibt, sind auch ihr nicht fremd; auch sie hat den Hunger nach wilden Ritten und Tänzen und Abenteuern; wie die ihr fernere Annette von Droste und die ihr nähere Agnes Miegel leidet sie an den zurückgeschlagenen Flammen unterdrückter Triebe, die sich einen künstlichen Notweg suchen, und wie jede von ihnen hat sie oft genug phantasiert, was sie alles täte, wenn sie ein Mann wäre und leben, leben, leben dürfte. So ist der wunderliche Auftakt, aus dem sie ihren ersten Roman herausspinnt, doch mehr als nur ein angeflogener, sich der Zeit empfehlender Einfall; er entspringt tieferen Gründen ihrer Natur.

Zum Glück haben diese phantastischen Elemente, die letzten Endes immer zu Schiefheit führen, bei Ina Seidel starke Gegengewichte. Sie, die ihren Roman ihrem „geliebten Manne“ widmen, die ein Kind ihr eigen nennen darf, die des Weibes Krone und des Weibes Last getragen hat, steht schon deshalb dem fruchtbringenden warmen Leben näher, als die beiden andren Dichterinnen, die ich nannte. Wohl erreicht sie die Droste nicht an Wucht und die Miegel nicht im Visionär-Balladischen, aber die unerlöste Herbheit und Sprödigkeit der einen, die fliegende Hitze der andren lindern und dämpfen sich in ihr, und aus ihrem natürlicheren Verhältnis zum Leben findet sie auch einen natürlicheren, wärmeren, weicheren, ursprünglicheren Gefühlsausdruck. Sie gelangt in ihrer Lyrik zur Melodie, was der Westfalin niemals, der Ostpreußin selten gegeben war. Zwei große Erlebnisse schlagen Bresche in die Mauer, die sie von den Menschen trennt, erlösen sie aus der Einsamkeit der Phantasiekunst: das Erlebnis des ausbrechenden Krieges, das sie in den Zusammenhang

Digitized by Google

der Nation stellte und das ihr rasch bekannt gewordene Lieder schenkte; vorher das große Erlebnis der Mutterschaft. Alle natürlichen und gesunden Instinkte ihres Wesens wirkten sich hier aus. Und so stellt sie auch in ihrem Roman der phantastischen, kranken, romantischen Elsabe die gesunde, nüchterne, mütterliche Brigitte gegenüber. Sie selbst spaltet sich nach Dichterart in diese beiden Gestalten, deren jede sie im eignen Blut hat, und mehr von ihr, als von ihnen aus ist es verständlich, daß die beiden Gegensätze sich seltsam lieben und innigst vermählen wollen.

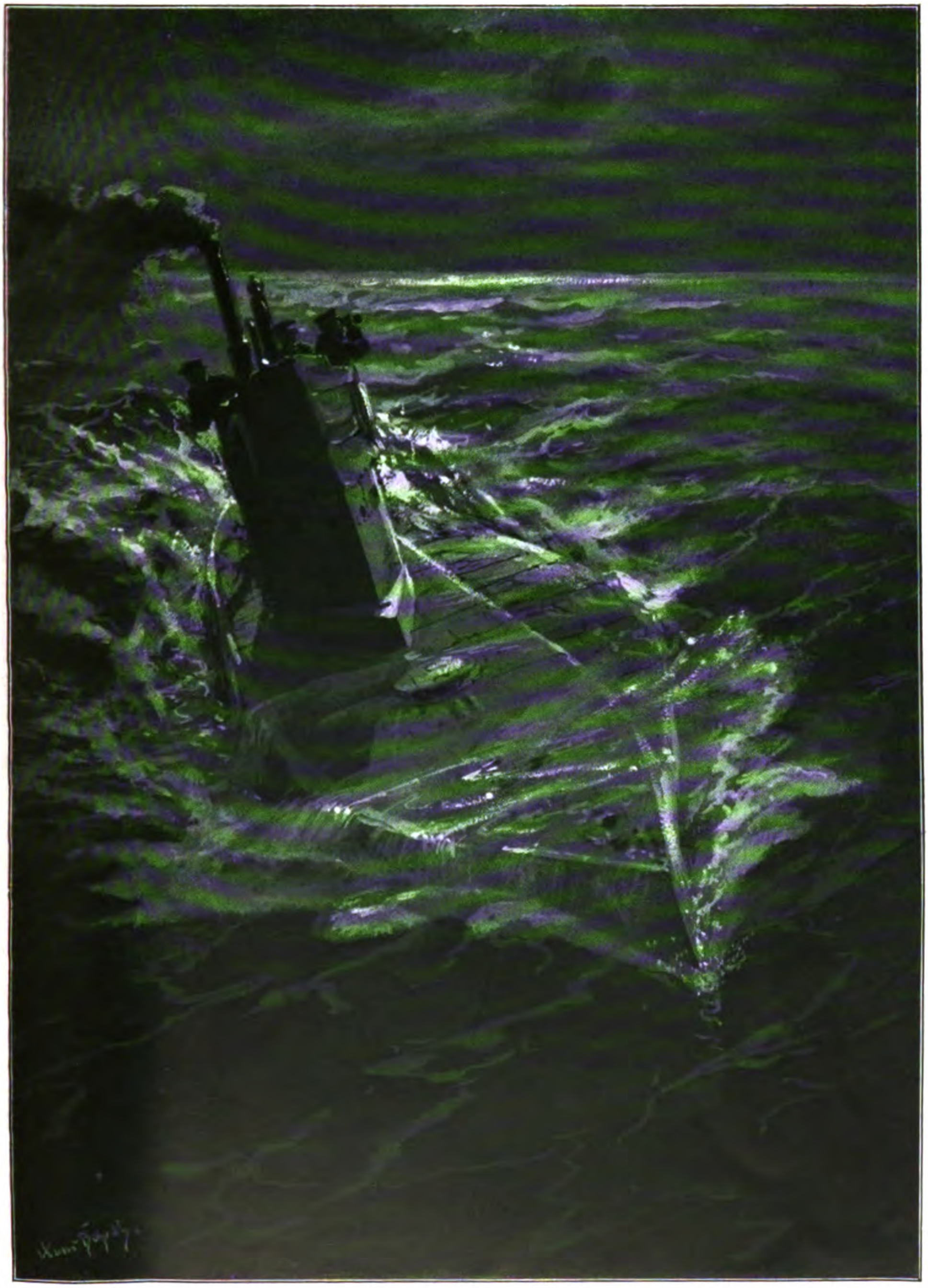
Macht man sich das klar, so erkennt man leicht, daß der Roman trotz des zuerst verblüffenden Themas doch ein „gewachsenes“, nicht ein ausgeklügeltes Werk ist. Aber sehen wir zu, wie Ina Seidel das Thema weiterführt. Man hat Grund, darauf neugierig zu sein. Die Rolle, die da der ahnungslosen Brigitte als Wiedergebärerin Elsabes zugeteilt wird, hat eigentlich doch etwas halb Lächerliches, halb Peinliches. Zu mancher Lyrik gehört ein bißchen Verrücktheit; im Roman schätzt man dergleichen weniger. Tatsächlich geht hier Ina Seidel auf messerscharfem Grat. Nur auf künstliche Weise, durch die zarte und kluge Behandlung täuscht sie uns darüber hinweg, daß die wachgerufene Vorstellung jedem natürlichen Gefühl widerstreben muß.

Nach dem Tode Elsabes heiratet der hinterbliebene Gatte also wirklich Frau Brigitte, und als sie in Hoffnung kommt, liest sie nach Vorschrift das Vermächtnis der Freundin. Es erschüttert sie; es scheint ihr nun, als hätte eine unbekannte Macht sie sanft dazu gezwungen, diese zweite Ehe einzugehn; sie nennt den Knaben, dem sie das Leben gibt, natürlich Wolfgang. In der Entwicklung dieses Knaben gibt es seltsame Dinge. Er weiß z. B., wohin die tote Elsabe irgendeinen Gegenstand gestellt hat; er kennt — woher, weiß niemand — eine der wunderlichen Geschichten, in denen Elsabe phantasierte; er geht zuzeiten hin wie unsichtbar geleitet, voll heimlichen Wissens um verborgene Winkel; er kneift eines Tages mit seinem Stiefbruder Aage nach Berlin aus, irrt dort, offenbar im Trancezustand, suchend viele Stunden durch die Riesenstadt, die er, der vielleicht Zwölfjährige, zum erstenmal sieht, und taumelt endlich mit schlafwandlerischer Sicherheit auf ein Haus zu. „Hier,“ sagt er und schläft sofort ein. In diesem Haus jedoch, irgendeiner Mietskaserne von Berlin N, wohnt — die Mutter der toten Elsabe.

An diesem Punkte hört für mich jede Verständigungsmöglichkeit auf. Ich fürchte nur, daß auch die Dichtung, vornehmlich der Roman als Kunstwerk dort aufhört, wo das Wunder beginnt. Nun behauptet Ina Seidel allerdings nicht, daß jene Seltsamkeiten durchaus übernatürliche Ursachen haben müssen; sie läßt dahingestellt, wie sie zu erklären sind. Aber das ist nicht mehr künstlerische Objektivität, sondern das ist hier eine geistige Unentschiedenheit, die aus ihrer eigenen Gespaltenheit herrührt. Das Gesunde und Irdische in ihr lehnt sich offenbar gegen das Übersinnliche und Verstiegene auf; sie wagt es weder zu bejahen noch zu verneinen, und da sie nicht mehr weiter weiß, schiebt sie es einfach beiseite. Das wirkt bei der künstlerischen Überlegtheit des Werkes doppelt wunderlich, und schmunzelnd erkennt man an dieser naiven Ausbiegung das Frauliche an Ina Seidel. Sie verschiebt die Anlage ihres ganzen Romans. Jeder Mensch erwartet, daß Wolfgang, die „umgeschaltete“ Elsabe, im Mittelpunkt bleiben wird und mit ihm das Seelenwanderungsproblem, von dem das ganze Buch ausging, aber beide treten mehr und mehr zurück. Die Gestalt des kleinen feinen Aage, der nichts mehr mit Elsabe und Seelenwanderung zu tun hat, verdrängt alle Mitbewerber; daneben wird das Schicksal des empfindlichen Ästheten ten Maan erzählt, das den ursprünglichen Vorwurf überhaupt nicht berührt und den Rahmen noch gründlicher sprengt. Kurz, wenn man zuletzt zurückblickt, so hat man eigentlich drei zusammengeschweißte Romane vor sich: einen Problemroman mit dem Thema Seelenwanderung und den Hauptgestalten Elsabe-Wolfgang; einen Entwicklungsroman mit dem Thema „Mutter und Kind“ und den Hauptgestalten Brigitte und ihre Kinder, wobei der Nachdruck auf dem seelischen Werden und Wachsen junger Menschen liegt; endlich einen Familienroman, der den Abstieg des ten Maanschen Geschlechts zeigt und den allgemeinen Verlegenheitstitel abgab: „Das Haus zum Monde“.

Ich glaube, es war Heinrich von Treitschke, der einmal gesagt hat, auch den dichterisch befähigtsten Frauen bleibe das Geheimnis der künstlerischen Komposition stets verborgen. Wir wollen über diese Behauptung nicht streiten, aber Ina Seidel wird sie jedenfalls nicht umwerfen. Am besten sind in ihrem erzählerischen Erstling diejenigen Teile geraten, in denen Phantasie und Ästhetizismus vor dem Menschlich-Natürlichen und Mütterlichen ihrer Natur zurücktreten, in denen sie sich zu den Kindern niederbeugt. Zwar gelingt es auch ihr nicht, das Radebrechen und Spielen der kleinen Leutchen recht darzustellen — es wirkt in jeder Wiedergabe eigentlich nur läppisch und verliert den holden Zauber, aber sehr zart und glücklich tastet sie der Entwicklung der späteren Kindheit nach. Überhaupt ist der ganze Roman trotz seiner Mängel ja ein Dichterbuch und als solches sehr lesenswert. Er beweist auch erfreulicherweise, daß ein starkes, von allen Seiten begrüßtes lyrisches Talent über das angestammte Erbe hinausstrebt. Eine Erweiterung seiner Grenzen wird ihm um so eher gelingen, je mehr es sich der schönen warmen Erde vertraut und je entschlossener es sich dem romantischen Flackerfeuer entzieht. Die Überwindung der Romantik auf allen Gebieten scheint mir die wichtigste Zukunftsaufgabe des deutschen Geistes.

Digitized by Google



„. . Und nun wird deutsch gesprochen . . .“
Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt

Digitized by Google

Digitized by Google

Soweit die Literatur in Frage kommt, können uns die Schweizer Schriftsteller vielleicht dabei helfen. In einer Bürgerrepublik findet die Romantik ja nie soviel Boden wie in einer Monarchie, und eine Dichtergarde, vor der Gottfried Keller marschiert, wird auch bei krausester Laune nicht nur Luft treten. Wenn der große Bruder dafür sorgt, daß der kleine in litteris nicht kantönlihaft versimpelt, so kann der kleine gegebenenfalls dafür sorgen, daß sich der große nicht allzusehr verfliegt.

Der Schweizer Roman, den ich im Anschluß an diese Worte nennen will, stammt von Paul Ilg, einem kühnen, wenn auch nicht immer wohltuenden Gestalter. Er bekämpft diesmal rücksichtslos, doch aber mit Bedacht vom Standpunkt des schweizerischen Patrioten aus gewisse militaristische Strömungen, die sich im Volksheer der Republik bemerkbar machten. Auf dem Einband des Buches sieht man gestiefelt und gespornt einen schneidigen Reiteroffizier mit Federstutz und Schleppsäbel. Darüber steht als Titel „Der starke Mann“ (Frauenfeld, Huber & Co.). Das riecht wohl etwas nach satirischer Essigfabrik, aber dahinter verbirgt sich doch eine ernste und leidenschaftliche Schöpfung.

Fraglos kommt sie zu sehr ungünstiger Zeit über die Grenze. Mars regiert noch immer die Stunde, wir haben naturgemäß unter diesen Umständen keinen Sinn für Kompetenzstreitigkeiten zwischen Militär und Zivil, empfindliche Leser könnten antimilitaristische Tendenzen wittern, kurz, es wäre kein Wunder, wenn bei der gesteigerten Reizbarkeit einer mit äußerster Anspannung kämpfenden Nation diese schweizerische Offiziersgeschichte hier und da im Deutschen Reiche unhöflich abgelehnt würde. Aber wir brauchen nicht päpstlicher zu sein als der Papst und nicht militaristischer als die deutsche Militärzensur, die an dem Buche nichts zu beanstanden fand. Was es predigt, ist in der Tat nur dies: daß der geschliffene Militarismus preußischer Prägung, der für sein Ursprungsland richtig und notwendig sein mag, für die neutrale und demokratische Schweiz nicht paßt, und aus seiner Nachäffung nichts Gutes entstehen kann. Nun, das ist ein Grundsatz, der keinen Menschen in Preußen kränken wird. Jedes Volk muß selber wissen, was ihm nottut, und Potsdam in die Gefilde Helvetiens verpflanzen zu wollen, erscheint allerdings lächerlich. Es ist eine alte Grundregel, daß ein Staat sich aus den Kräften erhalten muß, die ihn gebildet haben. So könnte es uns im Reich fast bedünken, als renne Paul Ilg eigentlich offene Türen ein. Die Eidgenossen werden aus größerer Nähe besser zu beurteilen wissen, ob er Grund zu seinen Sorgen und seinem Roman hatte.

An dieser Stelle geht uns nur die Frage an, ob und wie weit der Erzähler den ergriffenen Stoff künstlerisch bewältigt hat. Sein Held ist der schweizerische Instruktionsoffizier Adolf Lenggenhager, der durch Ehrgeiz und Eitelkeit seiner bäuerlichen Familie und dem schlichten Heimatsgeist entfremdet wird. Als Korpsstudent hat er, wie sein Bruder ihm vorwirft, „höhere Lebensbegriffe“ bekommen; als Hospitant eines Potsdamer Regiments lernte er eine Welt kennen, in der es überall heißt: Der Offizier voran! Nun gefällt es ihm nicht mehr zu Hause, wo man, aus einem ganz anderen Staatsbegriff heraus, dem Militär eine wesentlich bescheidenere Stellung einräumt, und der Berufsoffizier bei vielen Leuten nur als besserer Tagedieb gilt. Er will das ändern, er will preußische Schätzungen und Methoden auch in der Heimat einführen, er findet eine Stütze bei einer kleinen, aber einflußreichen Sippe vornehmer Geschlechter und höherer Offiziere, denen die Neutralität ein Dorn im Auge ist und die nichts gegen einen aufrüttelnden Krieg hätten. Doch das ganz demokratisch empfindende Volk wehrt sich gegen diese Klique. Bei einer an sich harmlosen Gelegenheit kommt es zu Zusammenstößen zwischen Militär und Volk, die, nicht zuletzt durch die unbesonnene Schneidigkeit des Oberleutnants, ausarten und etwa einen ins Schweizerische übersetzten „Fall Zabern“ ergeben, ja der Herr Lenggenhager schießt am Ende einen ihn anrempelnden Radaubruder nieder. Der Erfüllung aller seiner Hoffnungen nahe — es spielt da noch eine Liebesgeschichte mit — kommt er zu Fall, den wir als notwendig empfinden. Denn des Schicksals Sterne sind auch ihm vom Erzähler in die eigene Brust gelegt.

Der Haupteinwand, den man erheben könnte, würde sich (wie öfters bei Paul Ilg) gegen die Gestalt des Helden richten. Es wird ihm von vornherein soviel Hochmut, Eitelkeit, kalter Ehrgeiz, protzige Überlegenheit nachgesagt, daß man seine Teilnahme zurückhält. An einen bloßen Streber mit „aufreizend blanken Lackstiefeln“, der zwar die väterlichen Groschen einsäckelt, sich sonst aber seiner schlichten Familie schämt, — an solchen Burschen wird man seine Gefühle nicht verschwenden. Daran kann auch sein „entschlossenes Soldatentum“, sein persönlicher Mut nichts ändern. Es wäre klüger gewesen, ihm mehr Recht zuzubilligen und sein Streben an weniger eitle und egoistische Gründe zu knüpfen — etwa an Gründe, wie sie auf Seite 88/89 angedeutet sind. Dann hätte sein Sturz tragischer gewirkt. So jedoch steht die Partie von vornherein zu ungleich. Zweifelt Paul Ilg oder irgendein anderer Mensch etwa daran, daß dieser seine Leute striegelnde, blindem Koller zugängliche „Militarist“ auch im Militärstaat Preußen sehr schnell abgesägt worden wäre? Also nicht seine allgemeinen militaristischen Anschauungen, sondern seine ganz besonderen, wenig angenehmen Eigenschaften machen ihn unmöglich.

Trotz aller dieser Wenn und Aber ist das Buch eine starke Leistung. Das erste Kapitel gibt eine ausgezeichnet klare Exposi-

Digitized by Google

tion, mit rücksichtsloser Energie wird die Erzählung durchgeführt, und wenn man, wie gesagt, auch zweifeln kann, ob es klug war, den Charakter des Helden gerade so anzulegen: findet man sich damit ab, so kann man dem Gestalter den Respekt nicht versagen. Er zwingt uns zuletzt fast wider unsern Willen eine Art Mitgefühl mit dem Helden ab; man spürt das rollende Rad des Schicksals in dem Ablauf dieses Lebens; man spürt in einzelnen Szenen (etwa in der letzten zwischen Lenggenhager und Gertrud Gmür) die Hand eines kühnen und bedeutenden Erzählers. Er wird romantische Seelen leicht verletzen, er ist hart, gar nicht lyrisch, nicht immer angenehm; er dürfte vorläufig auch kaum besondere Erfolge an sich reißen, aber er packt ins volle Leben mit kräftigen Fäusten, er hat oft eine prachtvolle Nüchternheit und herbe Wahrhaftigkeit — kurz, er hat das, was ich in unserer romantischen Nebelei vermisse.

Ein anderer Schweizer, J. C. Heer, läßt sich trotz aller Landsmannschaft beim besten Willen nicht unter die gleiche Kappe bringen. Alle jungen und tüchtigen Schweizer gehn von Gottfried Keller aus; der ältere J. C. Heer hat sich noch an einer Misch- und Unterhaltungsliteratur verbildet. Ich habe ihm ein paarmal böse Worte über Romane und Novellen sagen müssen; nun freut es mich, daß ich sein neues Werk „Was die Schwalbe sang“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachflg.) mit freundlicheren begleiten darf. Wie im „Joggeli“, seinem besten, aber am wenigsten gelesenen Buche, gibt er hier, in den kleinen „Geschichten für jung und alt“, hauptsächlich Erinnerungen. Er ist wieder das Joggeli, der Monteurbub; er plaudert lächelnd und doch mit leiser Großvaterwehmut von der Dorfheimat, von allem, „was sein einst war“. Wie der arme Tagelöhner Lommo durch eine einzige Jähzornstat den inneren Frieden verliert. Wie die Weiber die Cholera im Dorfbrunnen ertränken wollten. Wie der junge Held Arnold Egli, den der reißende Fluß davongeführt hat, durch all die feierlich läutenden Dörfer in seine grüne Bergheimat zurückkehrt. Von seinem ängstlichen Onkel Jakob Fuchs erzählt er, von einem Sonntagsvergnügen mit Hindernissen, von teuer erkauften stinkenden Wiedehopfen und den trüben Erfahrungen, die er als Bub mit Märchen und Schulaufsätzen gemacht hat. Ein paar Gedenkblätter aus späteren Tagen schließen sich an: Lehrer-Erlebnisse, die erste Ballonfahrt, eine Begegnung mit Segantini. Bis zuletzt — wie könnte es anders sein? — doch noch der Krieg in die friedlichen Seiten grollt. Aber er grollt nur von fern; er erschöpft sich in einem Grenzidyll und einem warmen Bericht über die Samaritertätigkeit Schweizer Frauen. Ein herzliches, anmutiges, idyllisches Buch — bescheiden nur, aber ohne falsche Töne.

Der Übergang zu dem Schlesier Hermann Stehr kostet immer einen Entschluß. Dieser Dichter wird seit zwanzig Jahren von den deutschen Zeitungen und Literaturblättern beinah andachtsvoll gepriesen, aber ebenso entschlossen lehnt ihn das Publikum ab. Ich kann's dem Publikum auch nicht verdenken. In unsrer an sich schon ziemlich unfreudigen Literatur ist Hermann Stehr doch wohl der unfreudigste, bedrückteste, gequälteste aller Erzähler. Ich will mich gern in die gewaltigste Tragik hineinreißen lassen, aber ich danke dafür, in grauer Kläglichkeit zu ertrinken, mich von kranken Nerven peinigen und von den dunklen Angst- und Wahngebilden muffiger Seelen ergebnislos quälen zu lassen. Schließlich ist doch Dichtung kein Marterkasten. „Das Abendrot“, das Stehr als Titel über seine neuen Novellen setzt (Berlin, S. Fischer), verspricht einen Schein von Helle, aber es täuscht. Gedrückte, feige, stumpfe Existenzen, die ihre Worte wie aus tiefem Brunnenschacht ächzend hervorholen, rechnen in diesem Abendrot miteinander und mit einem grauen, grauen Leben ab; Schatten kriechen an den Wänden der Armleutestuben empor; drohende Halluzinationen erschrecken die Belasteten, die eigentlich alle vor schweren Nervenentzündungen zu stehen scheinen; jeder ist auf der Flucht vor etwas Unfaßbarem, das hinter ihm her schleicht, auf der Flucht vor sich selbst, und ganz charakteristisch für den Schlesier ist die Gestalt der alten Lehrerswitwe Kleideck, der jedes heitere Lachen Furcht und Schrecken erregt, während sie für unheilbare Krankheiten und von Schmerz entstellte Duldergesichter eine Vorliebe hat und durch grausige Unglücksfälle sogar in jubelnde Verzückung getrieben wird. Mit wahrer Sucht wühlt Stehr in solchen seelischen Abgründen, und was er zutage fördert, entzückt manche Leute als sehr tief. Ich finde es verworren, ich trete da auf lauter Luft und bin unsicher wie vor Geisteskranken. Manchmal, so in dem vorigen Buche, den „Geschichten aus dem Mandelhause“, oder hier in der Skizze „Das entlaufene Herz“, kommt eine hellere und reinere Stimmung zu Wort, eine märchenhaft beschwingte Poesie nimmt uns gefangen, und mit wahrer Überraschung liest man ein paar prächtige Seiten oder Kapitel. Ohne Absonderlichkeiten geht es zwar auch dabei nicht ab, aber man begreift, was aus einem gesünderen Stehr hätte werden können. Man hat seine Art nicht übel als „visionären Naturalismus“ bezeichnet, doch man muß leider hinzufügen, daß das Naturalistische darin bedrückend, das Visionäre beängstigend und die Verbindung beider Elemente krankhaft wirkt.

Nein, da ist mir der reine Naturalismus ohne visionäres Brimborium schon lieber, besonders wenn er so rotbackig und gesund ist wie der von Lena Christ. Sie erzählt da in einem Roman von der bajuvarischen „Rumplhanni“ (München, Albert Lan-

Digitized by Google

gen), einem Mädel schlechter Herkunft, das den großen Ehrgeiz hat, sich auf der Sonnenseite des Lebens zu verankern. Es ist ein gerissenes Luderchen, hat das Maul auf dem rechten Fleck, kann aber auch rüstig schaffen. Zuerst versucht die Hanni auf dem Dorfe ihr Heil, spielt dem in den Krieg ziehenden Bauernsohn eine Komödie vor und kriegt um ein Haar in einer schwachen Stunde auch den alten Bauer herum. Aber sie geht in der sehr gewagten Szene etwas zu hitzig vor, so daß sie das Spiel doch verliert und ihre Hoffnung, von der Bauernmagd zur Bäuerin zu avancieren, begraben muß. Auf dem Dorfe ist ihre Rolle zu Ende. Bleibt noch die Stadt. Und mit der nicht zu brechenden Zähigkeit ihrer Natur macht sie sich nach „Minka" auf. Hier gelangt sie in der Tat zum Ziele, d. h. zu einer guten Partie. Wir verlassen sie als hochmögende Wirtin vom Martlbräu, die sicherlich als „ehrengeachtete" und schwer reiche Bürgersfrau einst selig sterben wird.

Rümpft einer die Nase über die Hanni? Ja, gefühlvoll ist sie wirklich nicht, Skrupel und Sentimentalitäten liegen ihrer Robustheit fern, seelische Zartheit hat sie im Kuhstall nicht entwickelt. Aber arbeiten kann das Frauenzimmer, daß es ein Staat ist, und es steckt echte, ungebrochene Volkskraft in ihr, die bauernschlau nur an ihren Vorteil denkt. In der frischen, lebendigen Darstellung bayerischer Volkstypen liegt überhaupt der Wert des Romans. Ganz naturalistisch, mit verblüffender Echtheit ist Bauern- und Kleinbürgerleben dargestellt. Besonders der erste dörfliche Teil ist saftgeschwellt, bei völlig tendenzloser Haltung. In dem Münchener Teil scheint sich der Roman einen Augenblick der sozialen Anklageliteratur früherer Jahrzehnte zu nähern (Familie Weinzierl), und die Rumplhanni überzeugt nicht mehr so völlig wie am Anfang. Ihr Aufstieg ist doch an mancherlei Zufälligkeiten geknüpft. Alles in allem: gerade in der heutigen romantischen Literatur wirkt dies ganz auf die liebe Erde gestellte und bezogene Buch sehr erfrischend. Wären viele seinesgleichen da, so würde man stärker seinen Mangel fühlen, der der Mangel aller naturalistischen Werke ist: die Enge des Horizonts. Daß die Rumplhanni vor höheren Töchtern besser versteckt wird, brauche ich wohl kaum anzumerken.

Dafür darf man das folgende Buch überall frei und offen liegen lassen: Wilhelm Scharrelmanns „Geschichten aus der Pickbalge" (Berlin, E. Fleischel). Die Pickbalge ist eine alte enge Gasse mit verwitterten Giebeln und schiefgesackten Haustüren, mit muffigen Lädchen und lichthungrigen, von Gerümpel vollgestopften Höfen. Da hausen die kleinen Leute: Trödler und Plätterinnen, kleine Handwerker und Altersrentenempfänger; alles unansehnliche, geringe, wunderliche Kostgänger Gottes. Aber wenn einer ein Herz für sie hat, zeigen sie, was sie wert sind. Und Scharrelmann hat das Herz; er hat die tiefe Liebe zu dem armen, sich mühenden Volke, das wahrlich geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung ist. Am liebsten setzt er sich zu den ganz Jungen oder zu den ganz Alten. Er kehrt im Hospital, im Altmännerhaus, im Jungfernstift ein; er läßt die Ladenglocke bei Trina Webfch schrillen und hilft dem alten Trödler Steen in seinem Gram, er gibt der verachteten Humpel-Anna vor dem Tode noch einen schönen Traum und erzählt von dem stolzen Tag des Schneiders Weckstroh. Immer steigt Wärme aus seinen kleinen Geschichten, meist gelingt es ihm, aus dem Stein einen göttlichen Funken zu schlagen, der einen Augenblick im Alltag aufzuckt und leuchtet; gern knüpft er an den Erinnerungszauber des Weihnachtsfestes an, und hin und wieder treibt ein freundlicher Humor sein Spiel. Die Gefahr liegt nahe, daß er dabei die alten Giebel und Menschen zu gemütvoll vergoldet, in die Nähe des Familienblättlichen gerät und dem eigenen Herzen zu leicht nachgibt. Aber zum Glück sind seine Pickbalger Norddeutsche, die sich nicht so rasch in Rührung auflösen. So muß er seiner eigenen Weichheit wohl den Hemmschuh anlegen, und das ist gut so. Je herber er wird, um so lieber soll er uns sein, um so sichrer wird er sein Ziel erreichen: ein Volksschriftsteller im schönsten Sinne genannt zu werden.

Nun bist du krank ...

Nun bist du krank .. gehörst allein nur mir
Und deine kleinen Hände sprechen
Von deinen Leiden, die ich mit dir leide. —
— Und deine kleinen Hände sprechen:
„Komm, laß uns beide
Mit jener Welt da draußen brechen." — —

Ulrich v. Uechtritz-Steinkirch

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 13. März 1917

Am 1. Februar hat der neue Abschnitt des Weltkrieges begonnen, den der Entschluß der deutschen Heeresleitung einleitete, den uneingeschränkten U-Bootskrieg gegen den Hauptfeind zu führen. Und am 1. März ist die Schonzeit für Segelschiffe auch im Sperrgebiet des Atlantischen Ozeans abgelaufen. Seitdem gilt in allen Sperrgebieten, daß die Schiffahrt auf Einzelwarnung nicht mehr zu rechnen hat. Damit ist diese „indirekte" Seekriegführung im vollsten Gange, die Deutschland in die Geschichte des Kriegs eingeführt hat. Sie umgeht den Kampf gegen die bewaffnete Seemacht des Feindes und sucht dafür die Volkswirtschaft und ihre Zufuhren für den Gegner tödlich zu treffen. Das Ziel dieses Angriffs ist also nicht die militärische Macht des Gegners, sondern die feindliche Seefahrt, in der eine hauptsächliche Quelle der feindlichen Volkswirtschaft liegt und durch die die Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, sowie die notwendige Verbindung mit den Bundesgenossen hergestellt und erhalten wird. Erheben wir uns über die drängenden Eindrücke des Tages zu weltgeschichtlicher Betrachtung, so können wir die Note der deutschen Regierung vom 31. Januar 1917 nur vergleichen mit jenem Dekret Napoleons I., das aus Berlin vom 21. November 1806 datiert war und in dem die sogenannte kontinentale Sperre gegen England angeordnet wurde. Damals versuchte der französische Kaiser den englischen Gewerkfleiß zu ersticken, indem er ihm den Abfluß nach dem Kontinent sperrte. Die Erfahrung belehrte ihn, daß das ein untaugliches Mittel war. Heute versucht Deutschland, den englischen Gegner zu besiegen, indem es ihm die Zufuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen nach seiner Insel und die für den Krieg notwendige Verbindung mit seinen Bundesgenossen sperrt. Man kann sagen, daß der Gedanke Napoleons I. im tiefsten Wesen noch etwas Defensives hatte, während der Gedanke der deutschen Kriegführung, mit Hilfe des U-Bootes England zu treffen, unbedingt offensiv ist. Wir sind überzeugt, daß das kein Versuch mit untauglichen Mitteln ist, zumal, während Frankreichs Flotte schon bei Abukir und Trafalgar vernichtet war, unsere Hochseeflotte für alle Eventualitäten im Hintergrund noch bereit steht. Im Anfang des Krieges dachte England, ihn nach dem vorteilhaften Satze zu führen: Seekrieg ernährt, Landkrieg verzehrt. Im Landkriege verzehrten sich seine Gegner und seine Verbündeten, im Seekrieg ernährte sich England, indem es die deutsche Handelsflotte verjagte, den deutschen Handel zerschnitt und die deutschen Kolonien damit gewann. Allmählich ist es immer stärker auch in den Landkrieg hereingezogen worden, aber erst der U-Bootskrieg stellt es in das große Ringen völlig herein, in dem heute England und Deutschland einander gegenüberstehen wie Pitt und Napoleon vor hundert Jahren.

Die indirekte Seekriegführung, wie wir sie nannten, wird durch die Handelsblockade und den Kreuzerkrieg geführt. Das Mittel der Blockade hat die Entente gegen uns angewendet; sie sperrt das ganze Hafen- und Küstengebiet für die Handelsschiffahrt. Eine deutsche Handelsschiffahrt war, wie bekannt, von Anfang des Krieges einfach nicht möglich, weil die Übermacht der englischen Flotte zusammen mit ihren Verbündeten so groß war, daß Versuche, trotzdem die Meeresstraßen zu befahren, von vornherein aussichtslos waren. Der Kreuzerkrieg aber sucht nun von unserer Seite den von der feindlichen Flotte gedeckten feindlichen Handel zu stören und entwickelt dazu die neue Waffe des U-Boots zu ungeahnten Wirkungen. Wir haben im Kriege erlebt, wie ungeheuer sich der Aktionsradius des U-Boots vergrößert hat. Diese Fortschritte haben es ermöglicht, die Störungen des feindlichen Handels immer weiter auszudehnen auf die englischen und französischen Gewässer, auf das Mittelmeer, auf den Ozean.

Anfang Februar hat England eine Minensperre zwischen der Doggerbank und der dänischen Küste und zwischen der Doggerbank und der holländischen Küste durchgeführt. Viel weitgehender aber ist die deutsche Maßnahme, die innerhalb eines bestimmten Sperrgebiets nun jedes Schiff jeder Nation ohne Warnung versenkt. Die Karten der Sperrgebiete, die veröffentlicht worden sind, zeigen, in welchem Umfang der Kanal und die englischen Küsten bis weit in den Ozean hinein abgesperrt sind. Es bleibt frei die nordspanische Küste bis zum Kap Finisterre, dann selbstverständlich die übrige spanische, die marokkanische Küste und ein kleines Stück französischen Küstengebiets mit dem Hafen von Cette, über den die Zufuhr nach der Schweiz gesichert und ermöglicht bleibt. Desgleichen ist eine Verkehrsstraße aus dem westlichen Mittelmeer in die griechischen Gewässer frei gelassen, damit Griechenland einen von unseren U-Booten unbehinderten Verkehr haben kann, während sich das Sperrgebiet um den Rest der franzö-

Digitized by Google

Ostergottesdienst 1915 in den Höhlen von Soissons. Gemälde von Prof. Arthur Kampf
Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Digitized by Google

Digitized by Google

sischen Küste und die gesamten Küsten Italiens legt.

Danach ist der Verkehr Italiens und Frankreichs vollständig abgesperrt und der Verkehr Englands in einem solchen Umfang, daß auch eine Umgehung des deutschen Sperrgebiets nur unter großen Erschwernissen möglich ist. Die Dampfer müssen von dem kanadischen Hafen Halifax über die Faröer fahren, dann kommen sie aber rettungslos in das deutsche Sperrgebiet.

In diesen Gewässern ziehen nun überall die deutschen U-Boote ihre Bahn, und Tag für Tag sinken die feindlichen Schiffe von ihren Torpedos getroffen zu Grunde. Noch ist das Ergebnis des Februars, des ersten Monats, in dem der U-Bootskrieg uneingeschränkt geführt wurde, nicht bekannt[1] Wenn es bekannt gegeben wird, dürfen wir dabei nicht vergessen, daß der Monat nicht voll gerechnet werden kann: er ist der kürzeste, und außerdem gehen die Termine ab, innerhalb deren der neutralen Schiffahrt noch die Schonzeit gewährt war. Aber was wir im einzelnen hörten, war doch so, daß der Staatssekretär des Reichsmarineamts wie der Reichskanzler erklären konnten, die Erwartungen, die die Marine auf den uneingeschränkten U-Bootskrieg gesetzt hatte, seien nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen worden und mit ganz geringen Verlusten für uns. Für Ende Januar 1917 wurde amtlich gemeldet, daß seit Kriegsbeginn 4,3 Millionen Tonnen feindlichen Handelsschiffraums verloren gegangen sind, davon 3,3 Millionen englischer Schiffsraum. Eine Einzelmeldung gab einmal bekannt, daß ein einziges U-Boot an einem Tage 51000 Tonnen versenkt hat, d. h., daß an einem Tage England des Frachtraums von rund 4500 Eisenbahnwaggons beraubt wurde, oder daß an einem Tage 8 v. H. des englischen Schiffszuwachses im Jahre 1916 versenkt worden sind. Das sind mächtige und ungeheure Erfolge, und wir können mit aller Sicherheit und Ruhe darauf vertrauen, daß sie in systematischer und ungestörter Weiterführung zu dem gewünschten Ziel führen.

Während die Wirkung des deutschen Entschlusses sich nach und nach über die ganze Welt hin geltend macht, ist von deutscher Seite immer und immer wieder erklärt worden, daß es ein Zurück nicht gebe. Am feierlichsten hat das die Rede des Reichskanzlers vom 27. Februar wieder getan, in der gesagt war, daß sich Deutschland mit dem Entschlusse vom 31. Januar unverrückbare Grenzen gezogen habe, daß es für uns kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts gebe. Bestimmter als so kann die Haltung Deutschlands nicht festgelegt werden und sie wird durch keinen Vorfall, wie auch immer er geartet sei, geändert werden. Weder die Verhandlungen, die über die Schweiz gingen, noch die Verhandlungen mit Dänemark, noch die Torpedierung holländischer Schiffe, die sich an die deutsche Warnung nicht gekehrt haben, können Deutschland auch nur einen Schritt von der festgelegten Linie ablenken. Entgegenkommen für die Neutralen wird gewährt, so weit es irgend geht, aber nicht der leiseste Zweifel darf entstehen, daß Deutschland seine U-Bootkriegführung irgendwie zu ihren Gunsten einschränken oder durchlöchern würde. Das muß besonders betont werden, weil während des Februar immer wieder aus dem feindlichen Ausland die Stimmen kamen, daß man uns den absoluten Ernst unseres Entschlusses nicht glaubt. Wir haben den Vereinigten Staaten gegenüber so oft nachgegeben, daß selbst jetzt die Gegner nicht an den vollen Ernst glauben möchten. Wilson hat sich erlaubt zu sagen, daß deutsche U-Bootkommandanten amerikanische Schiffe aus Takt und Selbstbeherrschung nicht versenkt hätten, und die Wiener Besprechungen zwischen dem amerikanischen Botschafter, der noch nicht abberufen ist, und dem Minister des Auswärtigen wurden als Brücke gedeutet, über die doch noch der Weg zu einer deutsch-amerikanischen Einigung beschritten werden könnte. Darum wurde auch das deutsch-dänische Zwischenspiel bei uns nicht ohne Besorgnis begleitet. Man fürchtete, daß dergleichen andere Neutrale zur Nachahmung anreizen könnte, und der Standpunkt, daß wir den Verkehr zwischen neutralen Staaten ja nicht unterbinden wollen, ist an dieser Stelle gefährlich, weil jedermann weiß, daß der Verkehr von Dänemark nach Norwegen ein Verkehr von Dänemark nach England ist und daß auf diese Weise Nahrungsmittel von Dänemark nach England kommen. Das aber durchlöchert eben praktisch den U-Bootskrieg, während das, was Dänemark an Nahrungsmitteln hervorbringt, ebensogut an uns verkauft werden kann.

⌘ ⌘ ⌘

Viel zögernder und langsamer kommen die Handlungen auf dem Landkriegsschauplatz in Gang, so langsam, daß Größeres fast von keiner Stelle zu berichten ist. Im Westen und Osten haben einzelne Kämpfe stattgefunden. Unter ihnen war am wichtigsten die Zurücknahme der deutschen Front, die am 1. März bekanntgegeben wurde. An beiden Ufern der Ancre wurde einige Tage vor dem 1. März ein Teil unserer vordersten Stellung planmäßig geräumt und die Verteidigung in eine andere vorbereitete Linie gelegt. Dem Gegner blieb diese Bewegung verborgen. Das Manöver wurde so geschickt durchgeführt, daß beim Zurückgehen durch unsere Nachhuten dem Feinde sogar Gefangene und Material abgenommen wurden. Der englische Bericht hat dann mitgeteilt, daß die Engländer nachgerückt sind, und zwar in einer Breite von 20 Kilometern zwischen Gommecourt und le Transloy. Dadurch ist die Ausbuchtung unserer Stellung von Gommecourt über Hébuterne, Serre, Grandcourt, le Sars, Gueudecourt, le Transloy ausgeglichen worden. Das Rätselraten in der feindlichen Militärkritik ist nun sehr groß,

Digitized by Google

welche Absichten die Deutschen mit dieser Operation verfolgt haben. Nur an wenigen Stellen versucht man sie als einen Sieg der Engländer darzustellen. Die ernsthaften Militärschriftsteller geben zu, daß es sich dabei um eine wohlüberlegte Aktion der deutschen Heeresleitung handelt, über deren Zweck und weiteren Absichten man vollständig im Dunkeln tappt.

Sonst ist nur an einer Stelle der Kämpfe eine größere Entscheidung gefallen. Wie zu erwarten war, haben die Engländer in Mesopotamien wieder begonnen, vorzurücken. Sie haben dort eine neue Irakarmee gebildet, die Mitte Dezember 1916 den Vormarsch antrat. Am 15. Februar war diese in der Lage, auf dem rechten Ufer des Tigris im Dahraknie die Angriffsbewegungen aufzunehmen, am 25. Februar meldete der türkische Heeresbericht den Rückzug der türkischen Truppen westlich von Kut el Amara. Damit hat der englische Angriff hier zu einem ersten erheblichen Erfolge geführt, indem die Türken ihre seit über einem Jahre am Tigris gehaltene Stellung aufgaben und Kut el Amara räumten. Das ist die größte Operation seit Jahresbeginn, so daß, wie im Jahre 1916 mit der Eroberung Erzerums durch die Russen so im Jahre 1917 die großen Kämpfe auf dem asiatischen Kriegsschauplatz beginnen. Das Ziel des englischen Vormarsches ist ja bekannt. Er strebt nach Bagdad, das von Kut el Amara ungefähr 150 Kilometer entfernt ist, und hat es am 11. März erreicht und erobert, nachdem die Überwindung der Kut-Stellung die unerläßliche Voraussetzung dafür geliefert hatte. Eine Rückwirkung der Ereignisse ist insofern schon eingetreten, als nach einer Havas-Meldung die Russen am 4. März Hamadan wieder eingenommen haben, was also bedeuten würde, daß ihre Front dort entlastet ist. Die englischen Blätter legen aber selbst allen diesen Vorgängen entscheidende Bedeutung nicht bei. Sie begrüßen diese Fortschritte und die Wiederherstellung des britischen Prestige im mittleren Osten, die der sorgfältigen Vorbereitung des jetzigen englischen Führers, des Generals Maude, zu danken sei, aber auch sie behaupten nicht, daß die Entscheidung des Weltkrieges in diesen fernen Gegenden fallen würde. Diese fällt, wie wir und die Gegner wissen, in Europa und im Westen auf den Schlachtfeldern Frankreichs und auf den Meeren.

Am 26. und 27. Februar hat in Calais eine französisch-englische Kriegskonferenz stattgefunden, an der sowohl die Führer wie die Ministerpräsidenten Briand und Lloyd George teilnahmen. Über ihre Beschlüsse ist ebensowenig bekannt geworden, wie über die Beschlüsse der verschiedenen Ententekommissionen in den letzten Monaten. Es fällt auf, daß man über diese Konferenzen viel stiller geworden ist, daß vor allem Lloyd George fast gar nicht mehr redet.

So ist von militärischen Ereignissen nur der Wechsel in der Leitung des österreichisch-ungarischen Generalstabes zu vermelden, der am 2. März stattfand. An Stelle des Freiherrn Conrad von Hötzendorf, der zum Feldmarschall befördert wurde, trat als Chef des Generalstabes unseres Verbündeten der General Arz von Straußenburg. Der Wechsel war keineswegs ein Verzicht auf die Dienste Conrads von Hötzendorf, sondern sein Kaiser sagte ihm in einem Handschreiben ausdrücklich, daß er „an anderer wichtiger Stellung zur Geltung gebracht werden würde". Die nächsten Wochen schon werden lehren, an welcher Stelle die hervorragende Kraft Conrads im Felde eingesetzt werden wird. Der Nachfolger ist einer der jüngsten Heerführer Österreich-Ungarns, 1857 geboren. Er ist ein Siebenbürger Sachse, der als Führer des sechsten Korps an der Schlacht bei Limanowa und dann an der großen Durchbruchsschlacht von Tarnow—Gorlice ruhmvoll teilgenommen hat. 1916 hat er in Wolhynien gekämpft, dann hat er die Armee an der Siebenbürger Grenze kommandiert, mit der er sein Heimatland gegen die Rumänen verteidigte und hat danach an den Angriffen über die Karpathen nach Rumänien hinein teilgenommen. So hat er sich als Führer überall bewährt und überall in engster Zusammenarbeit mit den deutschen Verbündeten.

Während so die großen Kämpfe des Frühjahrs sich eben leise andeuten, stand im Februar die Politik noch völlig im Vordergrunde und in ihr das Verhältnis Deutschlands zu den Vereinigten Staaten. Nach kurzem Zögern beantwortete der Präsident der Vereinigten Staaten die Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootkriegs am 1. Februar mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu uns. Wie der Reichskanzler in seiner Rede vom 27. Februar hervorhob, geschah das in einer unerhört brüsken Weise, wie sie in der Geschichte der Beziehungen zweier Großstaaten bisher noch nicht erlebt worden ist.

Wilson versuchte nun, die weitere Entwicklung auf einen anderen Weg zu schieben. Er wandte sich an die europäischen Neutralen mit der Aufforderung, sich seinem Vorgange anzuschließen und auch ihre Beziehungen zu Deutschland abzubrechen. Dieser Schritt erwies sich aber als überschlau. Er hätte den europäischen Neutralen jegliches Kriegsrisiko zugeschoben, und Wilson glaubte auf diese Weise einen Druck auf Deutschland herbeiführen zu können, der dieses zum Nachgeben veranlaßte, so daß sich die Vereinigten Staaten selbst nicht in Unkosten zu stürzen brauchten. Aber diese Aktion wurde von sämtlichen europäischen Neutralen abgelehnt, und es war natürlich für Wilson auch kein besonderer Sieg, daß sich unter dem Druck der Entente allein China seinem Wunsche anschloß. Wilson be-

Digitized by Google

gann mithin die neue Periode der Beziehungen zwischen seinem Staate und uns mit einer Niederlage.

Die Politik des Präsidenten seit dem 3. Februar war deutlich darauf angelegt, den Streitfall mit Deutschland so zu provozieren, daß Deutschland als der Verletzer der Menschenrechte und des Völkerrechts erschien. Daher die Herausforderung in Fahrten von Probeschiffen, von denen nicht zweifelhaft war, daß sie torpediert würden, wenn sie in das Sperrgebiet kamen und von deutschen U-Booten getroffen würden. Es war natürlich nur ein Zufall, daß die beiden ersten derartigen Probeschiffe die Sperre ungestört passieren konnten. Zum Schutz der amerikanischen Schiffe aber suchte Wilson die Möglichkeit herbeizuführen, die amerikanischen Handelsdampfer zu bewaffnen. Das ist indes nicht so schnell gegangen, als er sich vorgestellt hat.

Die ganze Art des Abbruchs der Beziehungen zu uns bewies schon, daß Wilson seinen Staat möglichst festlegen wollte, weil er der Zustimmung seiner Nation nicht in jeder Beziehung sicher war, besonders nicht dann, wenn die von ihm herbeigeführte Verschärfung der Beziehungen zum Kriege mit Deutschland führen würde. Er kann als Präsident die Beziehungen abbrechen, den Krieg aber nicht erklären. Er behauptet, die Anweisung zur Bewaffnung von Handelsdampfern als Präsident geben zu können, aber die amerikanische Verfassung gibt ihm die Handhabe nicht dazu, zumal im Verlauf der Debatten ein altes Gesetz von 1819 herausgesucht wurde, daß ausdrücklich diese Maßnahme der Kongreßentscheidung unterliegt. Außerdem ist der Kongreß in der Lage, durch Verweigerung von Geldmitteln die Entschlüsse des Präsidenten zu hemmen. Schließlich aber ging der Kongreß selbst in diesem kritischen Monat seinem natürlichen Ende entgegen. Am 4. März begann rechtlich der neue Kongreß, der zusammen mit dem Präsidenten im vorigen November gewählt worden ist. Seine erste ordentliche Tagung findet herkommenermaßen erst am 4. Dezember statt. Natürlich hat der Präsident das Recht, außerordentliche Tagungen zu berufen, und davon hat er auch Gebrauch gemacht. Aber der Kongreß, wie er seit dem 4. März tagt, ist in seiner Zusammensetzung anders als der vorhergehende. Die demokratische Mehrheit ist entweder geschwunden oder so unsicher geworden, daß Wilson seines Parlaments nicht vollständig sicher ist. Dazu kommt die Notwendigkeit, erst einmal zu warten, bis sich der Kongreß konstituiert, seinen Sprecher gewählt und die Ausschüsse gebildet hat.

Wilson hat auf alle Weise versucht, die Entscheidung in diesem Sinne schon im alten Kongreß herbeizuführen. Das ist ihm im Repräsentantenhause gelungen, wo ihm am 1. März das Recht gegeben wurde, Handelsschiffe zu bewaffnen. Aber nicht einmal da hat er seinen Wunsch ganz durchgesetzt. Andere Mittel, die seine Rede wünschte, wurden nicht bewilligt. Dagegen gelang es im Senat einer kleinen Gruppe von entschlossenen Friedensfreunden, durch das Mittel der Obstruktion die Abstimmung über das verfassungsmäßige Ende hinauszuziehen. Es gelang nicht, im Senat die Zustimmung durchzusetzen, daß der Präsident Handelsschiffe bewaffnen lassen dürfe, und die Geschäftsordnung des Senats gab auch keine Mittel an die Hand, solche Obstruktion totzumachen. So wurde die Entscheidung über das Ende des alten und den Anfang des neuen Kongresses hingezogen. Die erste Maßnahme im neuen Senat mußte die Änderung der Geschäftsordnung sein, die es ermöglicht, eine derartige Obstruktion zu beschränken. Bisher ist die letzte Abstimmung noch nicht gewesen. Der alte Kongreß endete ohne eine Entscheidung in der Hauptfrage des Augenblicks.

Diese ganze Lage zeigte wieder einmal das eigentümliche verfassungsmäßige Verhältnis der Gewalten in den Vereinigten Staaten. Sie sind so scharf voneinander geschieden, daß der Kongreß den Präsidenten nicht zur Rechenschaft ziehen oder beeinflussen kann, während der Präsident selbst ein direktes Verhältnis zum Kongreß auch nicht hat. Jedesmal, wenn die Union in schwierige Lagen der auswärtigen Politik kam, hat sich für sie dieses Verhältnis gezeigt, und es erklärt zu einem Teil die langsame Entwicklung, die die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten seit dem 3. Februar genommen haben. Der Präsident ist jetzt an der Grenze angekommen, die er ohne Zustimmung des Kongresses nicht überschreiten kann. Bis dahin hat er seinen Staat in konsequenter Haltung von einer Entscheidung zur anderen geführt. Um die Beziehungen zwischen der Union und Deutschland immer mehr zu verschärfen, braucht er die Zustimmung des Parlaments. Findet er sie, so wird er vor allem in einem Krieg wie ein Diktator auftreten können.

Da ohne Zweifel in den Vereinigten Staaten eine große Stimmung gegen den Krieg war, ist von Wilson und der Kriegspartei, wie wir sie nennen können, der Versuch Deutschlands ungemein ausgenutzt worden, über Mexiko den Vereinigten Staaten Schwierigkeiten zu bereiten. An dem Recht der deutschen Regierung dazu ist kein Zweifel. Der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amts tat nur seine Pflicht, wenn er für alle Fälle erwog, wie er einem wahrscheinlichen Gegner Schwierigkeiten bereiten könnte. Deshalb erließ er die Anweisung, daß mit Mexiko angeknüpft werden solle, und die noch weitergehende Anweisung, daß der Versuch bei Mexiko gemacht werden sollte, um über Mexiko mit Japan in eine Verbindung zu kommen. Es bedurfte der Rechtfertigung nicht, die dazu veröffentlicht wurde. Im Krieg ist jeder Bundesgenosse recht, und daß die Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Konflikt treiben würden, sobald der Entschluß Deutschlands

Digitized by Google

zum uneingeschränkten U-Bootskrieg feststand, lag ja auf der Hand. Es war ein Unglück, das noch nicht aufgeklärt ist, wann dieses Vorgehen Deutschlands verraten wurde, indem die Anweisung des Staatssekretärs, wie man behauptet, auf amerikanischem Boden zur Kenntnis der Amerikaner kam. Vermutungen sind auch laut geworden, daß von diesem Plane seitens der Amerikaner bereits in Deutschland die Kenntnis gewonnen wurde. Die Behauptungen, daß der abberufene amerikanische Botschafter Gerard mit seinem ganzen Personal sehr zu unserem Schaden seine Stellung benutzt hat, sind so zahlreich und so begründet, daß wir auch annehmen können, daß auf diesem Wege von der amerikanischen Botschaft in Berlin aus uns dieser Schade zugefügt worden ist, noch ehe der Bruch offenkundig war. Jedenfalls atmeten wir erleichtert auf, als die ganze Schar der Amerikaner mit der Abberufung des Botschafters unseren Boden verlassen hatte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn auch die Entwicklung langsam vorangeht, an ihrem Ende der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und uns steht. Natürlich unterschätzen wir es nicht, wenn ein so mächtiger Staat in den Krieg gegen uns eintritt, für die Zeit aber, die für uns in Frage kommt, können die Vereinigten Staaten uns militärisch nicht schaden. Wenn sie heute proklamieren, daß sie sogar die allgemeine Wehrpflicht einführen wollen, so ist bis zur Ausführung noch ein weiter Schritt. Und wenn uns heute die großen Zahlen des amerikanischen Flottenprogramms vor Augen geführt werden, so kann uns gleichgültig sein, wie viele Linienschiffe, Panzerkreuzer, geschützte Kreuzer Amerika bis 1921 haben wird, wo dieses Programm fertig sein soll. Heute zeigt dies Verhältnis nur, daß die Vereinigten Staaten in ihrem Flottenbau an einen Krieg über See gar nicht gedacht haben. Um aber die Truppen unserer Gegner in Frankreich zu verstärken, braucht man Schiffe zum Transport, und diese hat man nicht. Die schönen Passagierdampfer unserer Überseelinien sind dafür unbrauchbar und eine eigene überseeische Handelsflotte hat Amerika nicht.

So blicken wir der weiteren Entwicklung dieser Dinge mit Ruhe entgegen. Sie sind zu einem Ende gekommen, das wir immer als wahrscheinlich eingesetzt haben. Wilsons Politik trug von Anfang des Krieges an einen ausgesprochen deutschfeindlichen Zug. Er lehnte 1914 die Vermittlung unseres Antrags ab, daß Mittelafrika neutralisiert werde und dadurch die Hereinziehung der Schwarzen in diesem Kriege vermieden würde. Er antwortete auf den Appell unseres Kaisers wegen Verwendung der Dumdum-Geschosse schroff ablehnend. Er sperrte uns die drahtlose Verbindung und ließ sie Reuter ungehindert benutzen. Er erklärte die Gewährung von Anleihen an die Kriegsparteien als gegen die Neutralität und sah zu, daß das Haus Morgan sie in größtem Umfange gewährte. Er lehnte die Aufforderung, die Kriegsmateriallieferungen an unsere Feinde zu verbieten, ab, obwohl er durch ein Gesetz vom 14. März 1912 die Vollmacht dazu hatte und obwohl er 1913 die Munitionslieferung an Mexiko verboten hat. Er ließ sich jede Belästigung des neutralen Handels gefallen, er lehnte es ab, den deutschen Vorbehalt auch nur zu erörtern, daß Amerika England zur Einhaltung des Völkerrechts anhalten sollte. Es ist ihm selbst im Senat vorgehalten worden, daß Amerika tatsächlich den Krieg für England führe und heuchle, wenn es behauptet, neutral zu sein.

Alles das wollen wir uns heute vor Augen führen, wenn wir uns Erwägungen über diese Verschärfung unserer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten hingeben. Natürlich haben wir uns nicht darüber gefreut, aber wir fürchten sie auch nicht. Wir wissen, daß wir ein Mittel in der Hand haben, auch diesen Gegner uns unschädlich zu halten, und wir haben daraus, daß die Vereinigten Staaten jetzt offen auf der Seite unserer Feinde stehen, die Folgen für die Zukunft zu ziehen. Sie sind sehr einfach: England steht im Bunde mit den Vereinigten Staaten und wird diese auf alle Weise festzuhalten verstehen. Frankreich wird auf der Seite Englands bleiben, in dem Haß gegen uns, der unversöhnlich ist. Japan steht den Vereinigten Staaten feindlich gegenüber und hat sich Rußland genähert. So liegt auf der Hand, daß nach dem Kriege die Orientierung Deutschlands nur nach Rußland und Japan hin erfolgen kann, wenn wir überhaupt eine feste Stellung und damit Sicherung unserer weltpolitischen Zukunft finden wollen.

Schwertspruch

Königs Gericht
Schafft Recht dem Knecht.
Du glaube an mich,
Ich bin dein Recht.
Gold zerrinnt.
Ich aber erb' mich im gleichen Geschlechte
Weiter von Kind auf Kindeskind.

Werner Bergengruen

Digitized by Google

Der Raffael in der Sammlung Czartoryski

Galt in der Kunstgeschichte bislang als ein männliches Bildnis Raffaels, in dem manche Forscher sogar ein Selbstbildnis des Meisters erblickten, von Oskar Fischel neuerdings als ein Bildnis der Fornarina erklärt

Das dem Fürsten Czartoryski in Krakau gehörende Gemälde ist mit den sonstigen Schätzen seiner Galerie zur Zeit ausgestellt in der Dresdener Galerie

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die Sammlung Czartoryski zur Zeit in der Dresdener Galerie — Neue Arbeiten von Josef Wilm d. J. in Berlin — Zu unsern Bildern

Im Südostzipfel von der Provinz Posen, unweit des Ortes Pleschen, liegt, innerhalb eines prachtvollen Parks, ein Schloß im Dornröschenschlaf. Es heißt Goluchow und war um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem Wojwoden Raphael Leczynski als steinerner Bau begonnen worden. Die mannigfachsten Schicksale hat es im Lauf der Jahrhunderte erlitten, den verschiedensten Herren angehört, bis es um das Jahr 1830 fast als Ruine dastand. Ein Graf Dzialynski erwarb das Besitztum im Jahr 1854, und seine junge Frau, eine geborene Prinzessin Elisabeth von Czartoryska, interessierte sich für das Anwesen. Sie war mit einem selten fein entwickelten Kunstsinn begabt und von großem Reichtum. In ihrer Familie war das Sammeln von Kunstwerken seit alters her üblich. In ihrem Pariser Haus, dem altberühmten Hotel Lambert, und anderswo hatte sie mit außerordentlichem Geschmack eine Fülle von wunderbaren Schätzen gesammelt. Sie beschloß, diese in Goluchow zu vereinen. Zuerst wurde ein neues Schloß als Wohnsitz errichtet und der Park prachtvoll angelegt. Dann wurde mit Hilfe von französischen Baumeistern und Handwerkern, und nach mancherlei bestimmten Motiven aus französischen Renaissancebauten, die alte Ruine erneuert.

In diesem nun prächtigen Schloß entstand eines der herrlichsten Privatmuseen der Welt. Die oberen Stockwerke umfaßten eine Anzahl ganz wunderbar als Wohnräume ausgestatteten Gemächer, mit alten Möbeln, Gobelins, Bronzen und Gemälden. In den unteren Räumen waren antike Vasen, Gold- und Schmelzarbeiten, Bronzen, Waffen usw. mehr museumsartig aufgestellt. Die Besitzerin verbrachte viel Zeit im Jahre dort: sonst haben nur verschwindend wenige Leute Goluchow genossen. Es ist weit von den üblichen Reisewegen entfernt, und dann sollen Deutsche z. B. — dort nicht gern gesehene Gäste gewesen sein. Wie gesagt, es lag in einer Art Dornröschenschlaf.

Daraus ist es vom Krieg erweckt worden.

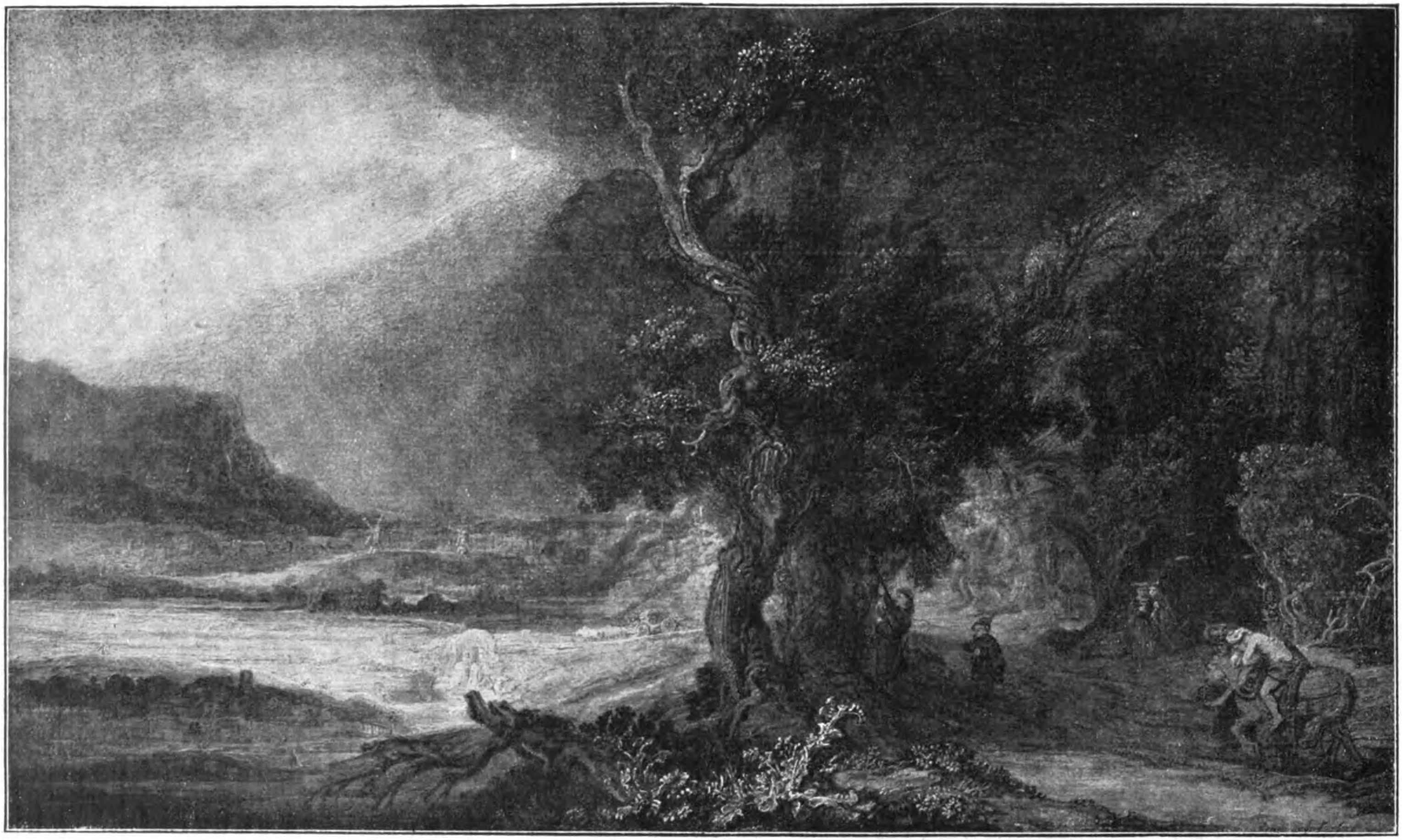
Goluchow befindet sich hart an der russischen Grenze, und die jetzigen Besitzer sind wohl nicht im Zweifel darüber gewesen, was sie gegebenenfalls von den lieben Russen zu erwarten gehabt hätten. Die wichtigsten Kunstschätze wurden, soweit möglich, im Innern Deutschlands geborgen. Der westliche Pavillon der Dresdener Galerie beherbergt nun schon zwei Jahre lang etwa zwanzig Gobelins und über fünfzig Gemälde: das Kupferstichkabinett die große Kupferstichsammlung; in anderen Sammlungen ist weiteres untergebracht.

Wer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sagen wir zwischen 1810 und 1865, zu sammeln in der Lage war, hat ein Glück genossen, das vielleicht nie wiederkehren kann. Man konnte die herrlichsten Kunstschätze in Hülle und Fülle um ein Butterbrot erstehen. König Friedrich August II. von Sachsen hat in einem kurzen Abschnitt dieser Zeit eine Kupferstichsammlung zusammengebracht, die sich nur unwesentlich in Umfang und Bedeutung von den großen, öffentlichen Kabinetten unterscheidet. Die Sammlung Wallace in London, die Sammlung Czartoryski in Goluchow sind weitere Zeugen für die Richtigkeit meiner obigen Behauptung. Wenn das nun auch sehr reiche Sammler waren, so hätten sie doch z. B. in der Zeit 1880—1914 mit ihren Mitteln nicht den zehnten Teil von dem, was ihnen damals gelang, zusammenbringen können. Und wenn, wofür es vorläufig keine Anzeichen gibt, nach dem jetzigen Krieg es wieder ein schlimmes halbes Jahrhundert geben sollte, in dem Kunstwerke spottbillig werden, so sind unterdessen doch schon fast alle Kunstschätze in den festen Händen der öffentlichen Museen oder solcher Fideikommiß-Anstalten, wie deren die Czartoryski-Sammlungen auch welche sind, auf immer geborgen.

Die drei Hauptstücke der sich heute in der Dresdener Galerie befindlichen Czartoryski-Gemälde stammen freilich nicht aus Goluchow, sondern aus Krakau. Dort ist in einem Czartoryski-Museum der Kunstbesitz dieser Familie vereint, der von anderen Mitgliedern als der Gräfin Dzyalinska, und größtenteils vor ihrer Zeit, zusammengebracht worden ist. Als Glanzstücke dieses Museums gelten ein Bildnis von Lionardo da Vinci, eine Sturmlandschaft von Rembrandt van Rijn und ein dem Raffaello zugeschriebenes Bildnis.

Die jugendliche Frau mit dem Frettchen (S. 589) wird von einer großen Zahl der besten Kenner als eins der wenigen Gemälde von Lionardo anerkannt. D. Carotti hat es 1905, auf Grund viel früherer Besprechung mit Müller-Walde für ein Bildnis der Cecilia Gallerani erklärt, und neuerdings hat E. Möller in eingehender Ausführung diese Ansicht zu bekräftigen versucht. Wie es jetzt vor uns steht, ist das Bildnis schrecklich durch die Übermalung späterer Restauratoren verdorben worden, so daß besonders für den Laien die Beurteilung schwer wird. Die ganze sinnlose Haartracht mit der Strähne

Digitized by Google



Landschaft mit dem barmherzigen Samariter. Gemälde von Rembrandt aus dem Jahre 1639
(In der Sammlung Czartoryski, zur Zeit ausgestellt in der Dresdener Galerie)

Digitized by Google

unter dem Kinn, fast alles von der Kleidung, der Hintergrund und anderes sind überschmiert, wodurch die feinen Umrisse auch in Mitleidenschaft gezogen worden sind. Eigentlich erhalten sind von Lionardos Hand nur das Gesicht, die Hände und das Frettchen, alle drei gewiß wunderbar genug, um die Zuschreibung an einen der allergrößten Künstler zu stützen.

Die Landschaft mit dem barmherzigen Samariter (S. 587) ist voll bezeichnet von Rembrandt und 1638 datiert. Der Dreiklang des fast ungegliederten Stahlblau-Schwarzes der ganzen oberen Hälfte des Bildes, des rötlichen Brauns und des beizenden Grüns vom beleuchteten Teil ist etwas theatralisch. Er erinnert ein wenig an die Art von Farbenakkorden, wie sie die englischen Nachahmer Rembrandts um 1800 beliebten, und möglicherweise hat ein solcher oder ähnlicher Geist gelegentlich einmal an dem Werk herumgedoktert.

Das Bildnis, das dem Raffaelo Santi zugeschrieben wird (S. 585), ist gewiß ein ungewöhnliches Werk, schon einmal durch den prächtigen Grad der Erhaltung. Ein besonderer Kenner auf diesem Gebiet, Max Friedlaender, sagte mir, da wir vor dem Bilde standen, er kenne kaum ein zweites Renaissancebildnis aus Italien, das so gut erhalten wäre. Dagegen lassen sich die schwersten Bedenken gegen die Zuschreibung geltend machen. Wie bei so vielen alten Werken, gibt es viele Meinungen unter den Fachleuten. Ein so bedeutender Kenner wie Cavalcaselle, einst die erste Autorität auf dem Gebiet der italienischen Renaissancemalerei, sprach es entschieden Raffaello ab. Viti, Sebastiano del Piombo und viele andere wurden als Urheber in Vorschlag gebracht. In der Tat zeigt es starke Abweichung von der Malerei Raffaellos, z. B. in der Behandlung des Lichtes auf der Gewandung. Vor allem ist aber die Farbengebung eine vollständig andere als die, die Raffaello und seiner ganzen Kunst lag. Das Bildnis ist ein früher Vorläufer dessen, was Whistler eine Farbensinfonie nannte. Alle Töne sind zu einer feinfühligen, berauschenden Harmonie zusammengestimmt. Für die römische Schule hingegen, die eine monumentale Freskotechnik als eigentlichen geistigen Ausgangspunkt hatte, ist die Farbe nicht viel mehr als ein Unterscheidungsmittel, eine Handlangerin der Zeichnung. Diese Kunst kennt das, was wir koloristische Stimmung nennen, ihrem ganzen Wesen nach nicht. Gerade dieses aber finden wir in dem schönen Czartoryski-Bildnis wieder. Ich bin der festen Überzeugung, daß es ein ungewöhnlich gutes Jugendwerk, eine Ausnahmeleistung eines Malers war, der nie wieder so etwas geschaffen hat, sondern später ganz andere Wege gewandelt ist, woher es auch kommt, daß man die Hand nicht allgemein herauserkennt.

Man erkennt nicht einmal sicher, was dargestellt worden ist! Das Bildnis ist eine Art Gegenstück zum „Mädchen von Anzio", insofern einige es für das Bildnis eines Jünglings, andere für das eines verkleideten Weibes erklären. Fischel hat nachzuweisen versucht, daß es die Geliebte Raffaellos, die Fornarina, in einer Maskerade sei. Aber mir selbst gegenüber gestand er während seiner Studien ein, daß man bei solchen Mutmaßungen auf höchst unsicherem Boden stehe. Bei allen Malern, und besonders bei einem solchen wie Raffaello, steht der Typ über dem Individuum. Wenn man erst einmal die Sache näher verfolgt, erstaunt man, wie ähnlich alle die Köpfe untereinander sind. Strang hat vor Jahren ein Bildnis von mir radiert, und die meisten Freunde, die es sahen, sagten, „er hat ja einen Engländer aus dir gemacht", wenngleich sie die Ähnlichkeit nicht abstreiten wollen. Gewiß hat das Czartoryski-Bildnis einige Ähnlichkeit mit der Fornarina, aber ob das mehr als die Ähnlichkeit des Typs ist, steht noch lange nicht über jeden Zweifel erhaben.

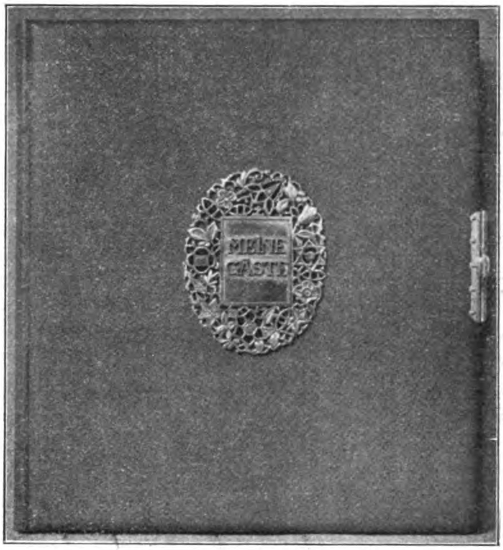
Prof. Dr. Hans W. Singer

In eines Künstlerhandwerkers Werkstatt führen uns die Arbeiten von Josef Wilm d. J., der als Lehrer an der Unterrichtsanstalt des Berliner Königl. Kunstgewerbe-Museums wirkt. Denn Josef Wilm ist ein Künstlerhandwerker im besten Sinne des Wortes; ihn einen ‚Kunsthandwerker' zu nennen, wäre für sein Wesen und Wirken nicht erschöpfend genug. Jede seiner Arbeiten, möge es der große Pokal sein, der einem berühmten Zeitgenossen zum Ehrengeschenk dargebracht wurde, oder die kleine Brosche, die das Kleid einer schönen Frau zu zieren bestimmt ist, wurde in Form und Ornament mit echt künstlerischem Feingefühl von ihm erdacht und in allen Einzelheiten mit treuester handwerklicher Liebe von ihm ausgeführt. Mit Wilm werden die alten Zeiten der Handwerkskunst wieder lebendig, da der Handwerker an seinem Arbeitstisch saß, sprödem Rohstoff gefällige Form und kleidsame Zier gebend, nicht ängstlich bemüht, wie es der moderne Kunsthandwerker so oft tun muß, seine Arbeit den Notwendigkeiten des ihm vorgeschriebenen billigen Preises anzupassen, sondern ganz seinem Werke hingegeben und in diesem aufgehend mit derselben reinen Freude am Schaffen, wie sie auch den großen Künstlern jener Zeiten eigen war. Wenn Wilm sich wirklich einmal den Wünschen des Bestellers fügen muß, so wird er niemals der Technik Gewalt antun und Kostbares vortäuschen, wo nur Schlichtes zu erzielen ist, sondern er wird auch die einfachen Möglichkeiten in ihrer Art schöpferisch ausnutzen. — An den hier abgebildeten silbergetriebenen Geräten und dem Pokal von der Hand Josef Wilms fällt eine äußerst sparsame Anwendung des Ornaments auf. Bei dem Ehrenpokal für Ministerialdirektor Kirchner ebenso wie bei der Speiseplatte

Bildnis der Cecilia Gallerani (?). Gemälde von Lionardo da Vinci
(In der Sammlung Czartoryski, zur Zeit ausgestellt in der Dresdener Galerie)

und auch bei einigen der Altargeräte dient die Verzierung gerade nur zur Betonung der Form. Ja, bei der Speiseplatte wirken die in zarten Umrissen schwelgenden Linien selbst als Ornament. Das hat bei Wilm nichts mit einer etwaigen ‚Scheu vor der Verzierung' zu tun — eine Scheu, wie sie manchem Kunstgewerbler von heute das Schaffen leitet oder besser noch lähmt. Wilm zeigt uns an seinen Arbeiten, wie die Forderung nach Betonung der Zweckform beim kunstgewerblichen Gebrauchsgegenstand zu erfüllen ist, ohne daß unsere Freude an der Verzierung deshalb hintangestellt zu werden braucht. Aber er beschränkt diese Verzierung lieber auf das äußerste Maß, ehe er

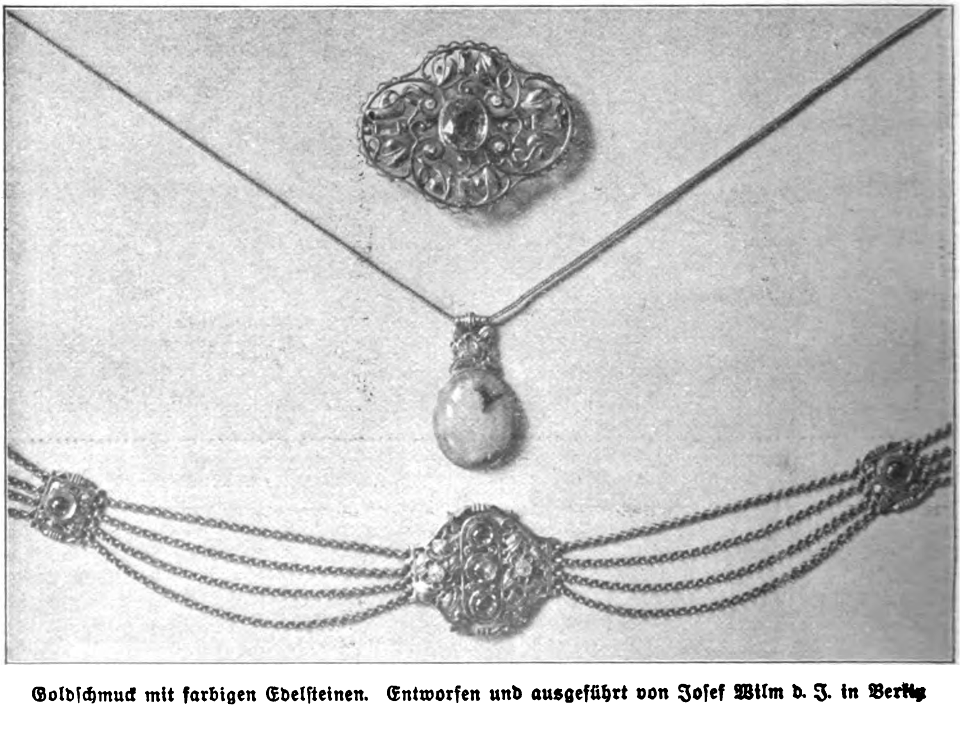
Digitized by Google



Gästebuch in blaues Ziegenleder gebunden Deckelverzierung in Silber geschnitten von Josef Wilm d. J. in Berlin

der Form Gewalt antut. Gerade die für die Hoffnungskirche in Pankow bestimmten formschlichten und doch würdigen Altargeräte liefern für die kunsthandwerkliche Gewissenhaftigkeit Wilms treffliche Beispiele. Daß Wilm auch reicherer Verzierung nicht abhold ist und sie mit künstlerischem Feingefühl anzuwenden vermag, zeigen neben dem Mittelstück des Gästebuches am besten die hier abgebildeten Schmuckstücke, die aber niemals protzig-aufdringlich wirken. An der Brosche und dem breiten Halsgehänge kann man beobachten, wie er sein Ornament aus der Sprache der Natur schöpft, wie reizvoll er es um die verwendeten Edel- oder Halbedelsteine, deren Verwendung er besonders liebt, herumordnet. Und dann wieder zeigt das mittlere Halsgehänge, wie das Ornament zurücktreten muß, um der vorherrschenden Wirkung des farbig schönen Halbedelsteines nicht Abbruch zu tun. —

Aus der reichen Zahl unserer farbigen Kunstblätter greifen wir zunächst die Wiedergaben zweier Gemälde Prof. Gustav Schönlebers heraus (nach den Seiten 536 u. 544): in aufrichtiger Trauer und herzlichem Gedenken. Allzufrüh für alle seine Freunde und Verehrer ist der Meister am 2. Februar d. J. in Karlsruhe, der Stätte seines langjährigen Wirkens, dahingerafft worden. Unserer Besten einer war er, der seit Jahrzehnten in der allerersten Reihe unserer Landschafter stand. In Württemberg, in dem Städtchen Bietigheim, stand seine Wiege; dort war er am 3. Dezember 1851 geboren — nur 65 Jahre waren ihm beschieden, aber sie waren restlos ausgefüllt



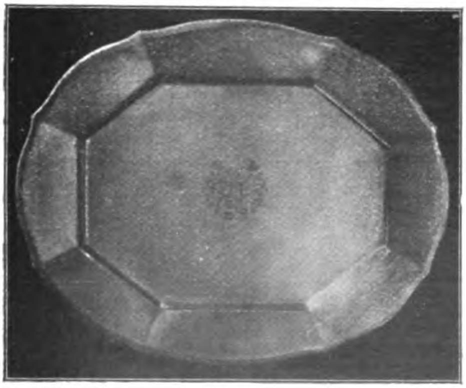
Goldschmuck mit farbigen Edelsteinen. Entworfen und ausgeführt von Josef Wilm d. J. in Berlin

Digitized by Google

Altargeräte, in Silber getrieben und feuervergoldet. Entworfen und ausgeführt von Josef Wilm d. J. in Berlin. Im Besitz der „Hoffnungskirche" in Berlin-Pankow

durch sein Schaffen. Er hatte zuerst bei Kurtz in Stuttgart, darauf aber bei Adolf Lier in München studiert, der ja auf die ganze neuere deutsche Landschaftsmalerei einen großen, oft unterschätzten Einfluß gewonnen hatte. Dann ging Schönleber nach Italien, das ja die Sehnsucht aller Jüngeren bildete, nach Paris und der Normandie, nach Belgien und den Niederlanden. Seine Bilder aus der Umgebung von Venedig und von der Riviera, seine Gemälde von der holländischen Küste mit ihren bezaubernd warmen Tönen begründeten wohl seinen Ruf und Ruhm. Aber es zog ihn schließlich mit Allgewalt wieder nach der Heimat und nach Vorwürfen aus ihr: grund- und kerndeutsch wie er seiner ganzen Veranlagung nach war. Der Heimat galt in der zweiten Hälfte seines künstlerischen Schaffens seine Liebe, sein Denken und Tun; besonders aber hatte er wohl den Neckar in sein Herz geschlossen, ihn hat er geschildert mit einer Wahrheit und Treulichkeit, die von keinem anderen erreicht worden ist. Viele Ehren häuften sich allmählich auf ihn. Der Kaiser verlieh ihm die Friedensklasse des Pour le Mérite. Am stolzesten aber mag ihm zumute gewesen sein, wenn er die stattliche Zahl seiner erfolgreichen Schüler überblickte: Kallmorgen und Hübner, Biese und von Volkmann, Hellwag und von Ravenstein gehörten, um nur einige zu nennen, zu diesen. Uns war er allezeit ein Freund und Gönner; im Maiheft 1907 haben wir ihm einen ausführlichen Beitrag gewidmet. —

Zeitgemäß klingt unser schönes Titelbild an: die



Speiseplatte, in Silber getrieben Von Josef Wilm d. J. in Berlin

Pokal, in Silber getrieben Ehrengeschenk für Ministerialdirektor Kirchner in Berlin Von Josef Wilm d. J.

Digitized by Google

‚Diebische Elster' von Hans Hammer. Warum wir es zeitgemäß nennen (der Maler mag den Anklang an unsere Tage gar nicht beabsichtigt haben), das bedarf keiner Erörterung. Zwischen S. 456 u. 457 schalteten wir die Wiedergabe eines sehr feinen Pastells von Max Schüler, dem bekannten Bildnismaler in Frankfurt a. M., ein, ein Frauenbildnis, das scharfe Charakteristik mit gewinnender Liebenswürdigkeit glücklich vereint. — Von dem trefflichen, unermüdlich schaffenden Prof. Max Thedy in Weimar finden unsere Leser (hinter S. 472) einen wirkungsvollen Innenraum (‚Interieur' sagte man früher), köstlich in der Stimmung mit der kraftvoll durch das Fenster dringenden Sonnenglut. — Aus Weimar schied kürzlich, um in Dresden ein Meister-Atelier an der Kunstakademie zu übernehmen, Prof. Ludwig von Hofmann, dem wir die eigenartige (eigenartig, wie fast alles, was der Künstler schafft) Pastellstudie ‚Im Hamburger Hafen' verdanken. Wir möchten dem Werk (zw. S. 480 u. 481) gegenüber unseren Rat wiederholen, das Blatt aus der richtigen Entfernung und nicht zu kurze Zeit zu betrachten; die Entfernung vom Auge muß ausgeprobt werden, wie die Zeit des Anschauens, um die Darstellungsweise des Künstlers ganz würdigen zu können. — Echt bodenständig gibt sich Prof. Christian Landenberger in Stuttgart mit seinem Gemälde ‚In der Kirche' (nach S. 501). Es liegt etwas stark Anheimelndes, ja Herzerhebendes in der Gestalt und Haltung des blutjungen Mädchens, das, voll gläubiger Hingabe, im Mittelpunkt des Bildes steht. Außerordentlich fein ist der farbige Reiz des Kirchenraumes wiedergegeben. — Unsere, abgesehen von dem Einschaltbilde zum Aufsatz Carl Ludwig Jessen, letzte farbige Kunstbeilage (zwischen S. 580 u. 581), zeigt wieder einmal Meister Arthur Kampf auf der alten Höhe seines Könnens: wie sind in diesem Gemälde, eine reife Frucht der Reise, die den Künstler 1915 an die Front führte, die Gestalten hingestellt, wie sind unsere Kämpfer — die ‚Barbaren' — stark in Formen charakterisiert, wie wundervoll ist die Lichtwirkung im Halbdunkel abgewogen! — —

Aus der Reihe unserer einfarbigen Kunstblätter, die wir in keinem Heft vermissen möchten, sei zunächst das schlichte Gemälde von Heinrich Seufferheld in Tübingen herausgehoben (nach S. 464). Die beiden ‚Schachspieler' sind ohne Zweifel Bildnisse, vielleicht, wahrscheinlich Vater und Sohn vor dem ‚Königlichen' Spiele darstellend, mit größter Schärfe erfaßt und wiedergegeben. Was dem Bilde aber noch besonderen Reiz verleiht, ist die echt künstlerische Art, in der die Spieler in eine große Landschaft ohne jede Aufdringlichkeit hineingesetzt sind. — Mit überwältigender Kraft und staunenswerter Überwindung wilder Bewegungen, kühner Überschneidungen schildert Prof. Christian Speyer einen ‚Reiterkampf' (zwischen S. 548 u. 549). Der Stuttgarter Meister verlegt dies schwere Ringen in vergangene Zeiten. Aber es mahnt uns doch unwillkürlich an die Gegenwart. — Voll Anmut gibt sich das Marmorbildwerk ‚Die Kauernde' von Prof. Peter Pöppelmann in Dresden (nach S. 528). Auch diesem Werk gegenüber darf man wieder betonen, wie keusch die Nacktheit wirken kann, wenn der rechte Künstler die Schönheit des menschlichen Körpers ohne häßliche Beigabe von Lüsternheit zu fassen und wiederzugeben versteht — was freilich nicht jedem gegeben ist. — Zwischen S. 576 u. 577 endlich schalten wir eine Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt ein, der kürzlich seinen 60. Geburtstag feierte. Eins unserer trefflichen U-Boote stellt das Blatt dar, und wir freuen uns nicht zuletzt der packenden Unterschrift:

... und nun wird deutsch gesprochen ...

H. v. Sp.

Professor Gustav Schönleber † 2. Februar
Aufnahme aus dem Atelier Gebr. Hirsch
in Karlsruhe

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.
Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6233
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

PHOTOCOPY FEB 24 '87

Digitized by Google

YD 26450

Digitized by Google